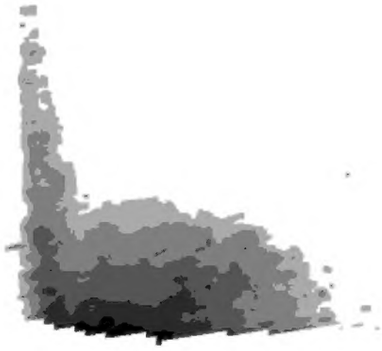
ZEITSCHRIFT FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT

Digitized by Google

Library of
Princeton University.

Presented by
Class of 1895.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

Professor Dr. Otto Lyon.

12. Jahrgang.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1898.

Digitized by Google

(RECAP)

3400
.991
Jahrs 12
1898

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR

Inhalt des zwölften Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter. Vortrag, gehalten auf der 44. deutschen Philologenversammlung zu Dresden. Von Prof. Dr. Otto Lyon in Dresden 15

Verhandlungen der germanistischen Sektion auf der 44. deutschen Philologenversammlung zu Dresden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Edmund Bassenge in Dresden 45

Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur? Von Dr. Alex. Wernicke, Professor an der technischen Hochschule in Braunschweig. Von Dr. S. Feist in Mainz 204. 390

Ungedruckte Briefe Knebels an Gleim. Von Dr. Jaro Pawel in Wien . 433

Der Geschmack der Quintaner und Quartaner. Von Dr. Rudolf Wessely in Berlin 449

Über die patriotischen Schulfeiern. Von Dr. H. Karge in Spremberg . . 461

Aus dem Anschauungsunterrichte vor Jahrhunderten. Von Archivrat Dr. jur. Theodor Distel in Blasewitz b. Dresden 485

Bismarcks Heimgang. Zum 30. Juli 1898. Gedicht von Otto Lyon . 497

Eine neue deutsche Odyssee. Von Dr. H. Morsch in Berlin 497

Bismarcks Totenfeier. Vier Gedichte für das deutsche Volk. Von Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Gustav Weck in Reichenbach i. Schl. . . 689

Franz Magnus Böhme †. Von Prof. Dr. Julius Sahr in Dresden . 771

Kaiserin Elisabeth von Österreich als Dichterin. Von Dr. Karl Löschhorn in Wollstein 790

Ein Gedicht zum 10. September 1898. Von Dr. Karl Löschhorn in Wollstein 794. 795

B. Lektüre.

Zu Schillers und Goethes Weltanschauung. Aus dem Nachlaß von Rudolf Hildebrand. Mitgeteilt von Prof. Georg Berlit in Leipzig . . 1

Unsere Lesebücher und ihre teilweisen Abweichungen vom Originale. Von Dr. E. Veit in Leipzig. Von M. Baur in Leipzig 59. 483

's ist heut Simons und Judä. Von Rektor Dr. Paul Weizsäcker in Calw 60

Nochmals die tragische Schuld der Schillerschen Jungfrau von Orleans. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. M. Evers in Barmen 113

Die stilistische Eigenart der Homerübersetzungen von Bürger und Voß, am ersten Gesang der Ilias erläutert. Von Seminardirektor Dr. H. Crämer in Krefeld 174

Zur Behandlung der Klopstockschen Ode „Mein Vaterland" (1768). Von Prof. Dr. J. Würffel in Malchin 201

Hat Goethes Orest die Ermordung des Vaters auf besonderen göttlichen Befehl an der Mutter gerächt? Von Prof. Dr. August Althaus in Berlin-Zehlendorf. Von Prof. Dr. Fr. Fraedrich in Berlin . . 209. 392

Zu Goethes Iphigenie II, 1. Von Konrektor Prof. Dr. M. Rachel in Dresden 212

Geh. Schulrat Dr. Vogel in Dresden über Goethe und das klassische Altertum. Von Otto Lyon 227

Der Bau von Goethes Iphigenie auf Tauris. Von Prof. Dr. U. Zernial in Berlin 278

Ein Urteil über Schillers Kabale und Liebe aus dem Jahre 1784. Von Dr. Karl Löschhorn in Pinne (Posen) 286

OCT -4 1915 34923

Digitized by Google

Seite

Leſſing und Herder. Von Prof. Dr. A. Denecke in Dresden 305
Leſſings Laokoon und Heinrich von Kleiſt. Von Prof. Dr. H. Biſchoff an der Univerſität zu Lüttich 348
Über rhythmiſche Proſa in der deutſchen Dichtung des vorigen Jahrhunderts. Von Gymnaſialdirektor a. D. Prof. Dr. Hermann Henkel in Wernigerode. — Nachtrag. Von demſelben 397. 607
Zur Quellenforſchung Goethes. Von Prof. Dr. Heinrich Düntzer in Köln a. Rh. 408
Arndts Lied: Was blaſen die Trompeten? Von P. Gläßer in Leipzig . 413
Der erſte Druck der Münchhauſiſchen Geſchichten. Von Dr. H. Mohrmann in Hannover 418
Zu Hermann und Dorothea. Von Heinrich Düntzer in Köln a. Rh. . 421
Zu Schillers Tell II, 2, 317. Von Pfarrer J. Steinbauer in Dürrenmungenau 422
Das Glück von Edenhall. Von Dr. Kurt Nagel in Nordhauſen . . . 485
Zu Schillers Gedicht „Die Kraniche des Ibykus". Von Gymnaſialdirektor Prof. Dr. Reinhold Bieſe in Eſſen 552
Ein Brief Guſtav Freytags. Von Gymnaſialdirektor Prof. Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg 554
Sondermühlen, der Sterbeort des Dichters Friedrich Leopold von Stolberg. Von Prof. Dr. Karl Middendorf in Osnabrück 555
Die That des Prinzen von Homburg, ihre Beurteilung durch den Kurfürſten und die aus der Dichtung ſich ergebende Löſung der grundſätzlichen Frage. Von Prof. Dr. Ferdinand Schöntag in München . . . 567
Zur Erklärung der Uhlandſchen Rolandslieder. Von Dr. Willy Thamhayn in Solingen 589
Zur Auffindung von Schillers Adelsdiplom. Von Dr. Karl Löſchhorn in Wollſtein (Poſen) 604
Etwas von Schulausgaben deutſcher Dramen im allgemeinen und von einer Schulausgabe des Fauſt im beſonderen. Von Auguſt Mühlhauſen in Hamburg 625
Noch ein Blick in den deutſchen Unterricht der Siebenbürger Sachſen. (Deutſches Leſebuch von Oskar Netoliczka und Hans Wolff.) Von Dr. Ludwig Fränkel in Aſchaffenburg 652
Vexierfragen mit Rudolf Hildebrand zu Leſſing. Von Dr. jur. Theodor Diſtel, Königl. Sächſ. Archivrat in Blaſewitz b. Dresden 661
Zu Kleiſts Prinzen von Homburg IV, 1. Von Dr. E. Grünwald in Berlin 669
Zur Odyſſeeüberſetzung von Joh. H. Voß. Von Prof. Dr. R. Sprenger in Northeim 673
Die Rückertſche Parabel vom Manne im Brunnen. Von Dr. G. Zart in Küſtrin 735
Zwei neue Briefe Karls von Holtei. Von Dr. Karl Löſchhorn in Wollſtein (Poſen) 741
Ein ungedruckter Brief Herders. Mitgeteilt von Dr. Reinhold Kern in Berlin 745
Ein neuaufgefundener Brief Eichendorffs. Von Dr. Karl Löſchhorn in Wollſtein (Poſen) 748
Uhlands „Das Fähnlein iſt verloren". Von Prof. Dr. R. Sprenger in Northeim 749
Syſtematiſche Darſtellung des Gedankenzuſammenhanges in Schillers Glocke. Von Dr. Karl Wenzig in Breslau 760
Zur Einführung in die nachklaſſiſche Litteratur. Von Dr. Gerh. Heine in Bernburg a. S. 762
Bemerkungen zu einigen Schulausgaben von Leſſings Nathan dem Weiſen. Von Dr. E. R. Gaſt in Köthen (Anhalt) 778

Digitized by Google

Seite

C. Grammatik und Stilistik.

Imperfektum statt Präsens. Von Pfarrer J. Steinbauer in Dürrenmungenau (Bayern). Von Landwirtschaftslehrer H. Menges in Rufach . . 214. 425
Über sprachliche Übungen im deutschen Unterricht auf der Unterstufe höherer Schulen. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Ludwig Tachau in Wolfenbüttel 369
„Er weißt" für: er weiß. Von Dr. P. Leonhardi in Brandenburg a. H. 419
Zur Lehre von dem Zusammenhang der Wortfolge mit dem Tonfall. Von Dr. C. Lang in Droyßig b. Zeitz 464
Bis. Von Privatgelehrten Dr. J. E. Wülfing in Bonn 610
Ersinnt. Von J. E. Wülfing in Bonn 611
Einige sprachliche Eigentümlichkeiten bei Gottfried Keller und bei Adalbert Stifter. Von J. E. Wülfing in Bonn 663
Hybride Fremdwörter. Von Prof. Dr. H. Draheim in Friedenau b. Berlin 744
Bereits = fast. Von J. E. Wülfing in Bonn 747
Schubert Franz. Von J. E. Wülfing in Bonn 748
Einige interessante Urteile aus Balthasar Schupps lateinischen Schriften über die deutsche Sprache und das deutsche Anredepronomen. Von Dr. R. Windel in Halle a. S. 753
Ist „Meiers" in Ausdrücken wie „bei Meiers" eine Pluralform? Von Prof. Dr. O. Weise in Eisenberg 790
Hofgärten. Von J. E. Wülfing in Bonn 796

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Fragliches in dem Aufsatze: „Zur Würdigung der Sprichwörtersammlung des Johann Agricola." Von Gymnasiallehrer Dr. Karl Reuschel in Dresden 58
Eine volkstümliche Wendung in Goethes Eislied. Von Prof. Dr. S. M. Prem in Telfs in Tirol. Von Prof. Dr. R. Sprenger in Northeim . 60. 668
Drei Lilien, drei Lilien. Von Prof. Dr. Ed. Nestle in Ulm. Von Dr. Karl Becker in Neuwied 207. 611
In Leipsig war en Mand. Von Prof. Dr. F. Kuntze in Karlsruhe . . . 208
Studien zur deutschen Weidmannssprache. Von Dr. Paul Lembke in Rostock i. M. 233
Dem Vater sein Haus. Von Prof. Dr. O. Weise in Eisenberg 287
Ein historischer Schimpfname. Von Direktor Dr. H. Crämer in Krefeld . 291
Das Hohenzollernlied. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Volksdichtung. Von Dr. Paul Weizsäcker in Calw 343
Zum Gleckwurm. Von Kaiserl. Rat Prof. Franz Branky in Wien . . 353
Storchreime. Von Dr. Terwelp in Kempen (Rh.) 356
Das ist die rechte Höhe. Von Landwirtschaftslehrer Heinrich Menges in Rufach 424
Die Texte unserer Volkslieder. Von Dr. H. Boll in Brühl 445
Zur niederdeutschen Litteratur. Von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan i. M. 478
Gewannnamen. Von Ludwig Pollner in Beauregard b. Diedenhofen (Lothringen) 484
Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Von Prof. Dr. Th. Schaufler in Ulm a. D. 516
Zur Grabschrift der Rosamunde. Von Dr. Karl Blümlein in Frankfurt a. M. 605
Du bist ein rechter Melac. Von Franz Branky in Wien 608
Habakul. Von Dr. Emil Sindel in Kronstadt in Siebenbürgen . . . 657
Jemand etwas zum Schure thun. Von Dr. Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. 658

Digitized by Google

Seite

Bannig. Von Dr. G. Krauſe in Düſſeldorf 663
Noch einmal „dem Vater ſein Haus“. Von Dr. H. von Dadelſen in Gebweiler (Elſaß) 665
General Kleber. Von Prof. Dr. Spälter in Schweinfurt 667
Zur Behandlung der germaniſchen Heldenſage und Mythologie im deutſchen Unterricht der Tertia und Sekunda. Von Gymnaſialoberlehrer Dr. Arnold Zehme in Düſſeldorf. 695
Beiſpiele aus der ſächſiſchen Mundart: Anlautendes j wird zu g. Von William Fiſcher in Plauen i. V. 744
Mundartliches. Von Dr. Spälter in Schweinfurt 746
N, genannt X. Von Dr. Overdick in Trier 747

E. Geſchichte der neuhochdeutſchen Sprache.

Zur Würdigung der Grammatik Albert Ölingers und ihrer Quellen. Von Gymnaſialoberlehrer Dr. Willy Scheel in Berlin 561

F. Bücheranzeigen.

Ernſt Elſter, Prinzipien der Litteraturwiſſenſchaft. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 61
Ferdinand Avenarius, Stimmen und Bilder. Von Otto Lyon in Dresden 70
Feſtſchrift der 44. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranſtalten Dresdens. Angezeigt von Gymnaſialoberlehrer Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 73
Willy Scheel, Die deutſche Grammatik des Albert Ölinger. Angezeigt von Prof. Dr. G. Boetticher in Berlin 102
Guſtav Weck, Unſere Lieblinge. Angezeigt von Prof. Dr. L. Freytag in Berlin 103
Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleiſt, ſeine Sprache und ſein Stil. Angezeigt von Dr. Karl Reuſchel in Dresden 104
Wernecke, Praktiſcher Lehrgang des deutſchen Aufſatzes für die oberen Klaſſen der Gymnaſien und anderer höherer Lehranſtalten. Angezeigt von Robert Schneider in Halberſtadt 108
Ein deutſcher Seeoffizier. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Korvetten-Kapitäns Hirſchberg. Herausgegeben von ſeiner Witwe. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 110
Eine alte Zeitſchrift in verjüngter Geſtalt. Von Karl Reuſchel in Dresden 194
Arturo Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Angezeigt von Karl Reuſchel in Dresden 216
Dr. Rudolf Hübner, Jacob Grimm und das deutſche Recht. Angezeigt von Karl Reuſchel in Dresden 218
Hermann Jantzen, Geſchichte des deutſchen Streitgedichtes im Mittelalter. Angezeigt von Karl Reuſchel in Dresden 219
C. A. Buchheim, Clarendon Press Series: Iphigenie auf Tauris. Angezeigt von Dr. Hans Morſch in Berlin 221
Henrik Scharling, Meine Frau und ich. Angezeigt von Robert Schneider in Halberſtadt. 225
Oskar Hubatſch, Iphigenia auf Tauris von Euripides. Angezeigt von Robert Schneider in Halberſtadt 226
Hermann Karge, Reden und Deklamationen zu den patriotiſchen Schulfeiern. Angezeigt von Prof. Dr. Rademann in Kottbus 292
Friedrich Zarncke, Aufſätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeſchichte. Kleine Schriften von Friedrich Zarncke, Zweiter Band, herausgegeben von Eduard Zarncke. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 294

Seite

John Meier, Volkslied und Kunstlied in Deutschland. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 297
Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 2. Aufl. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 297
Franz Ewald Thiele, Kleines Kommersbuch für den deutschen Studenten. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 298
Reinhold Biese, Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. Angezeigt von Dr. H. Wieck in Essen 358
E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Angezeigt von Landwirtschaftslehrer Heinrich Menges in Rufach i. Els. 360. 426
Georg Witkowski, Die Handlung des 2. Teils von Goethes Faust. Angezeigt von Geh. Schulrat Dr. Th. Vogel in Dresden 365
Pfeifer, Über deutsche Deminutivbildung im 17. Jahrh. 1. Teil. Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan i. M. 428
Dr. P. Knauth: Goethes Sprache und Stil im Alter. Angezeigt von H. Henkel in Wernigerode 487
Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter. Angezeigt von Woldemar Schwarze in Dresden 491
Hans Kraemer, Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Angezeigt von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden 494
Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1897—1898. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden 538. 593
Georg Witkowski, Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Angezeigt von Karl Reuschel in Dresden 556
Germanistische Abhandlungen. X. Heft. O. L. Jiriczek, Die Bósa-Rímur. Angezeigt von Dr. August Gebhardt in Nürnberg 611
Zur Geschichte eines Volksliedes, von Dr. Karl Hofmann. Angezeigt von Dr. Arthur Kopp in Schöneberg b. Berlin 615
Zur niederdeutschen Litteratur. Fritz Reuters Unterhaltungsblatt, herausgegeben von Dr. A. Römer. Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan i. M. 618
K. Scheffler, Das etymologische Bewußtsein mit besonderer Rücksicht auf die neuhochdeutsche Schriftsprache. Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan i. M. 619
Kriebitzsch, Karl Theodor, Lehr- und Lesebuch der deutschen Litteraturgeschichte für Schulen. Angezeigt von Robert Schneider in Halberstadt 621
Bismarckreden. 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl. Angezeigt von Woldemar Schwarze in Dresden 674
E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 3. Lief. Angezeigt von Heinrich Menges in Rufach i. Els. . . . 676
Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Von Max Hodermann in Wernigerode. Von Woldemar Schwarze in Dresden . 678
K. Hofmann, Zur Geschichte eines Volksliedes („Reiters Morgengesang" von Hauff). Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan i. M. 683
A. W. Ernst, Hermann von Gilm, Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang, enthaltend Gilms Novelle. Angezeigt von S. M. Prem in Marburg a. D. 749
L. Sevin, Kurze Geschichte der deutschen Dichtung. Anhang zum Lehrbuch der Weltgeschichte von J. C. Andrä. Angezeigt von Ludwig Fränkel in München 751
U. und M. Henschke, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Zum Gebrauch an Fortbildungsschulen und anderen Lehr- und Erziehungsanstalten für das nachschulpflichtige Alter. Angezeigt von U. Bernal in Berlin 796

Seite

Adolf Stern, Ausgewählte Novellen. Angezeigt von G. Klee in Bautzen 801
M. Lenk, Der Findling. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Angezeigt von G. Klee in Bautzen 803
O. Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. Zweiter Teil: Die neue Zeit. Angezeigt von G. Klee in Bautzen 804

G.

Kleine Mitteilungen 227. 804

H.

Zeitschriften und neuerschienene Bücher: 110. 228. 231. 298. 302 430. 431. 496. 622. 686. 688. 751. 804. 807.

J.

Erklärungen und Berichtigungen:

Ein Wort in eigener Sache. Von Dr. Franz Söhns in Gandersheim . 231
Nochmalige Bitte. Von Prof. G. Berlit in Leipzig 301
Eine Berichtigung. Von Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt . . 788
Eine Berichtigung. Von der Leitung des Blattes 808

Zu Schillers und Goethes Weltanschauung.

Aus dem Nachlaß von **Rudolf Hildebrand.**

Mit diesem Ausschnitt aus Rudolf Hildebrands Vorlesungen, wie sie aus seiner Feder vorliegen, wird einem Wunsche von Schülern entsprochen, vor denen einst der Unvergeßliche auch diese stummen, aber seinen Getreuen beredten Blätter zu tiefgehender Wirkung belebt hat. Ihnen, denen die Stimme des verehrten Lehrers noch heute im Ohre klingt, werden sich diese Aufzeichnungen wieder beleben, auch ohne die Vermittelung *seines* deutenden Wortes. Wer von ihnen sich vergegenwärtigt, wie Rudolf Hildebrand die Darstellung des Stoffes der glücklichen Stimmung anvertraute und von der Gunst des Augenblickes die letzte Gestalt desselben erwartete, den wird die Form, in der diese Probe aus den Kollegienheften dargeboten wird, nicht befremden, noch weniger enttäuschen. Den ganzen Schatz, der in den hinterlassenen Heften trotz mehrfacher Ausmünzung in den gehaltenen Vorlesungen zu gutem Teile noch unverwertet ruht, zu heben, wird nach Wunsch gelingen, wenn sich ehemalige Hörer entschließen können, die Herausgabe der Manuskripte, der sich treue Hände pietätvoll unterziehen wollen, durch Darleihung ihrer Nachschriften zu fördern.[1]) Dann ist zu hoffen, daß auch ein Abglanz des lebendigen Vortrages, dem Hildebrands Schlichtheit und Wahrhaftigkeit einen so eigenen Reiz verlieh, aus den schon *vergilbenden* Blättern auch die Leser anleuchten wird. Denn seine Niederschriften, so unschätzbar sie sind durch die erstaunliche Fülle tiefgegrabener Weisheit und Wissenschaft, machen jene Ergänzung in einzelnen Fällen höchst wünschenswert; denn selten bilden sie einen lückenlosen oder gar zusammenhängenden Text, meist geben sie nur Umrisse für den freien Vortrag, ja zum Teil bestehen sie bloß aus Citaten und knappen Erläuterungen, welche den Weg vorzeichnen, den die mündliche Betrachtung nehmen sollte. Hildebrand lebte ja so ganz in seinem Gegenstande, daß ihm während des Vortrags, der durchaus nicht von den

1) Wer unter den geehrten Lesern dieser Zeitschrift in der Lage und geneigt *ist*, die oben angedeutete Bitte zu erfüllen, wird gebeten, den Unterzeichneten gef. davon in Kenntnis zu setzen.

Georg Berlit,
Prof. am Nikolaigymnasium in Leipzig, Hospitalstr. 10.

Aufzeichnungen des Heftes abhängig war, die Gedanken fast in drängender Fülle zuquollen; und wie mit jedem Worte immer tiefer aus seinem Gemüte diese herzgewinnende Wärme und echte Begeisterung aufstiegen, die auch den Leser seiner Aufsätze so stimmungsvoll berühren, fügten sich selbst karge Notizen zu einem licht- und lebensvollen Vortrage. Wenn er so vom Gegenstande durchwärmt sich fortreißen ließ, kam wohl in seine Ausführungen gelegentlich einmal etwas Sprunghaftes, wie er wohl auch absichtlich den Schleier plötzlich fallen ließ, den er eben gelüftet hatte, und einen Gedanken nur andeutete, weil er es dem Hörer glaubte überlassen zu dürfen, ihn durchzudenken. Denn nicht mit Unrecht meinte er, man müsse von Seiten der Hörer wie Leser die „für eintretende Wirkung entgegenkommende Empfänglichkeit" voraussetzen, was freilich auf verstandestrockene Naturen oder solche Hörer, die nur für bequem einheimsbare Marktware dankbar waren, nicht zutraf. Bei der starken, ja geflissentlichen Betonung alles dessen, was nur durch Gefühl und Empfindung erreichbar ist, sowie der ihm eigenen Feinheit und Schärfe, womit er eben jene Seiten im Leben der Sprache und in der Dichtung zu erfassen und anderen nahezubringen bemüht war, entging es wohl nur dem einseitigen Verstandesmenschen, wie diesen hochbegabten Geist nicht bloß die Fähigkeit, fein zu empfinden und naiv zu fühlen, sondern auch scharfes kritisches Denken auszeichnete.

Weil es gerade die tiefsten Lebensfragen waren, die ihn in der Gedankenwelt unserer Dichter und Denker am meisten anzogen und über die Licht und Klarheit auch bei der reiferen Jugend zu verbreiten er als seinen schönsten Beruf, ja als eine heilige Pflicht ansah, so geschah es wohl, daß er „den Gesichtskreis" allzu jugendlicher Studenten, deren Begabung und Wissen und ihr Bedürfnis nach tieferer wissenschaftlicher Befriedigung er überschätzen und nach seiner eigenen reichbegabten Natur bemessen mochte, „hoch überflog."

Leider hat sich Rudolf Hildebrand über Wichtigstes, über das er oft und lange gesonnen hatte, eingehender nur gelegentlich im mündlichen Gedankenaustausch ausgelassen oder beiläufig wohl auch im Kolleg vor seinen Studenten und im zwanglosen Verkehr des Privatissimum wissenschaftliche Herzensanliegen angerührt. Erst in der letzten Zeit seines Lebens, wenige Jahre bevor er sich an den schmerzlichen Gedanken gewöhnen mußte, wohl nie wieder den Hörsaal betreten zu können, als auch die Arbeit am Wörterbuch, die ihn oft wie mit eisernen Klammern umfaßt hielt, mehr und mehr zurücktrat, hat er aus der Fülle seines doch nur für andere aufgespeicherten Wissens, das er nicht mehr vom Katheder herab verteilen oder in gediegener Kleinmünze durch das Wörterbuch ausgeben konnte, manche seiner besten Gedanken vor

einem weiteren Kreise in dieser Zeitschrift und als Anonymus auch in den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen" gründlich und fesselnd ausgesponnen. Den meisten solcher Betrachtungen hatte er Jahre hindurch nachgehangen, ehe er sie nur niederschrieb, aber seine Art, die Lösung gewisser Fragen nicht zu erzwingen, sondern ruhig, im Sinne des Goethischen „stille", abzuwarten, bewahrte ihn vor hastiger Veröffentlichung. Wie vieles Schöne, das ausgereift in seinem sinnenden Geiste lag, hätte er uns noch schenken können, wenn der Tod nicht seinem schaffensfreudigen Dasein plötzlich ein Ziel gesetzt hätte! Denn was er in den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen" selber noch geboten hat, ist nur ein Bruchstück aus dem inhaltreichen Buche seiner Selbstgespräche.

Eine so tiefsinnige Erörterung, wie die über „Fausts Glaubensbekenntnis" (in dieser Zeitschr. Bd. 5, S. 369 flg., nun auch in den „Beiträgen u. s. w."), ferner die gehaltvolle Erläuterung des Goetheschen Gedichtes „Ilmenau", die erst kurz vor seinem Tode veröffentlicht wurde (im Goethe-Jahrbuch 1894, S. 140 flg.), legten begreiflicherweise den Wunsch und die Frage nahe, ob nicht der Nachlaß des Heimgegangenen noch ähnliche abgeschlossene Arbeiten verwahre. Leider ist dem nicht so. Wenn statt dessen hier etwas geboten wird, was im strengen Sinne des Verfassers, der sich nicht leicht genug that, freilich ganz druckfertig nicht heißen darf, so meint der Herausgeber die Veröffentlichung dieses „subtilen" Gegenstandes doch verantworten zu können, da er der Ansicht ist, bei einem Gelehrten von Hildebrands Geist und Wissen seien selbst Gedankenspäne und bedeutsame, wohlerwogene Citate, die den Gedankengang ersehen und die Art der Beweisführung ahnen lassen, nicht zu verachten. Übrigens ermutigt die Wahrnehmung, daß einige der von Hildebrand noch selbst veröffentlichten Aufsätze sich auf ähnlichen handschriftlichen Grundlagen erhoben haben, zu der Hoffnung, daß dies Bruchstück nicht nur von den näheren Freunden des Verewigten mit Dank begrüßt, sondern als ein Beitrag zum tieferen Verständnis Schillers und Goethes auch von anderen geschätzt werden wird. Wer den Verfasser nicht aus seinen Vorlesungen kennt, sieht an diesem Stücke, wie tief seine Betrachtung drang und wie hoch er sich für seine akademische Thätigkeit das Ziel steckte, aber auch, daß bei ihm die gelehrte Forschung zugleich stets den höchsten Aufgaben sittlicher Erziehung zugewendet war.

Der Abschnitt stammt, von einigen Nachträgen abgesehen[1]), aus dem Jahre 1879 und ist dem Hefte entnommen, das er im Jahre 1874 für

1) Was in eckigen Klammern steht — aus der Überfülle von Verweisungen nur eine bescheidene Auslese — ist aus Hildebrands Handexemplaren zugefügt; Schillers Werke sind citiert nach der Ausgabe in 12 Bänden Stuttgart u. Tübingen 1838, Goethe nach der in 30 Bänden gr. 8. ebd. 1851.

die Vorlesungen „Über Schillers und Goethes philosophische Dichtung" anfertigte; später (1879) kündigte er das Kolleg unter dem Titel an: „Über Goethes und Schillers philosophisch-religiöse Weltanschauung". Am Eingang der Handschrift stehen die Worte: „Es soll endlich, nach meinen Kräften als 'Sonntagsphilosoph', von der Philosophie in Schiller und Goethe die Rede sein — und 1879 auch von ihrer Religion."

G. B.

Zum „Nihilismus."

(1879).

> Es hat wol seit dem sinkenden Alterthum keine Zeit wieder gegeben, wo so viel Fragen bei so wenig festen Antworten die Geisteswelt erfüllten, wie jetzt. Ja die Wahrheit überhaupt ist fraglich — und will es immer mehr werden.

Der Rückschlag gegen Hegel, der den Versuch machte, das Abstrakte selbst als lebendig, ja als das Lebendige zu behandeln, ist der heutige Materialismus, der von anderer Seite her den Nihilismus darstellt. Wie sich hierzu Schiller und Goethe verhalten[1]), mag folgende Betrachtung zeigen, für die besonders auf Schillers Poesie des Lebens (1, 447) hingewiesen werden muß.

Lessing vom Jahre 1778, Eine Duplik (10, 49 flg.): „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen ... der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

1) Schon Gellert 1, 73 („Der süße Traum" a. E.):

Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht ...
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es sei auch tausendmal zum Schein!
Sollt' aller Irrtum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.

Aber diese Demut verging in der Geniezeit auch. Man lernte auch hier fordern, die reine Wahrheit, über das Menschenmaß hinaus — das Genie sollte ja mehr als Mensch sein (Lessing 1, 172).

So erfuhr es auch Schiller an sich, dessen Kraftgeist von Haus aus in alle Weite strebte, s. z. B. 1, 18 flg.[1]), dagegen 1, 291 (Kassandra) nur der Irrtum das Leben[2]).

Körner rief ihn zur Demut zurück: 10, 303 flg. — Vergl. Schillers Antwort an Körner 1, 277 flg. (15. April 1788): „Was Du von den sog. Taschenspielerkünsten der Vernunft sagst . . . sind ich sehr gut gesagt: mir hat es Klarheit gegeben. Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was Du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntnis und demütigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen ließest, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilts, den bringst Du nach. Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß Du sehr recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hinein zu gehen."

So klingt es denn ganz anders im Jüngling zu Sais („Das verschleierte Bild zu S.") 1, 338: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld" u. s. w. Er warnt einen Jüngling vor den Gefahren des philosophischen Wissens („Einem jungen Freunde") 1, 446 flg., empfiehlt den Dämmerschein der Kindheit und löst sich selber vom Suchen nach dem „Ding an sich" in der Poesie des Lebens[3]).

---

1) „Melanch. an Laura" Str. 9: „Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken, Fürchten nichts — als seine Schranken". [Vergl. „Größe d. Welt" Str. 1; „Die Ideale" Str. 6; „Würde d. Frauen" Str. 2; „Ideal u. Leben" Str. 5. Klage über die engen Grenzen des Denkens Jerusalem, Goethe und Werther 88; Goethe 14, 10 (Werther); Haller 177; vergl. Schiller 2, 28 „Grenzen des menschl. Witzes" (Räuber 1, 2 Spiegelberg), 12, 279 (Über naive u. s. Dicht. a. E.) „die ewigen Grenzen der Gattung".]

2) Werther: „Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt." Goethe 14, 31. Schiller 10, 280 („Philos. Briefe", 2. Br. a. E.) „Er war so glücklich u. s. w."; 273 („Phil. Br.", Anf.) „ . . wo die glückliche Resignation u. s. w." Vergl. Gellert 1, 73; Liscow 491; Haller 212; Goethe 14, 82 („Werther", 30. Nov.) „Welcher gesunde Mensch möchte hier nicht die Unbefangenheit dem Wissen vorziehen?" C. Ludwig (Physiolog) Gartenlaube 1870, S. 344; vergl. Goethe (von sich als Dichter!) bei Eckermann 1, 172; Herder, Zerstr. Bl. 6, 203; Lessing 3, 200: „glückliche Unwissenheit". — Pred. Sal. 1, 18: „denn wo viel Weisheit ist, da ist viel gremens und wer viel leren mus, der mus viel leiden").

3) Vergl. die Anm. zum 18. ästhet. Br.: „Die Natur (der 'Sinn') vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder: daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat." X, 337 (12, 77).

Wenn Kant mit seiner Kritik d. r. V. die Geister beruhigen wollte[1]), so hat er mit dem Ding an sich sie in der That vielmehr beunruhigt, jetzt wohl mehr als je. Die Hoffnung am Schlusse seines Werkes ist eine eitle gewesen, und wenn man neuerdings in aller wachsenden Unsicherheit auf Kant als sichersten Stehpunkt zurückwies, so zerlegt und zerstört man sich nun auch diesen. Die Unsicherheit wird immer größer, sicher ist man und einverstanden nur im weiteren „kritischen" Zersetzen dessen, was noch fest schien[2]). Das Festeste aber in der Denkwelt, wie man sie in Kants Haus einatmet, ist sein Ding an sich, das Festeste, um da zu ankern oder um von da aus zu hantieren ins Leere hinaus. Das aber, warnte Kant, ist uns unerreichbar — er hat doch vergeblich gewarnt, der Trieb wirkt fort wie ein Wurf in den Geistern, dessen Schwunge sie sich nicht entziehen können. Der Begriff spukt überall, bei Leuten, die es gar nicht wissen, ihr Denken bestimmend.[3])

Wie's Schiller dabei ging, sieht man nun in der Poesie des Lebens; er forderte die bloße Wahrheit, den Schein ganz weg, mit tapferstem Sinn — und da war ihm das Leben selber weg. Der erste Absatz giebt offenbar die Gedanken, mit denen er sich selber der „kritischen" Schere unterzog, tapfer und opferfreudig — der zweite die Stimmung, die ihn unter der kritischen Schere befiel: Versteinerung.[4])

Die Hauptsache aber ist: Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab — also man sieht nun auch, was uns sonst verhüllt wird: der Weg zum Nichts ist der Weg des Lebens, s. 1,342 (Das Ideal und das Leben[5]) — es waren ihm Jugendgedanken aus der ersten Enttäuschung her, genährt durch sein medizinisches Studium —, oft schon verarbeitet, z. B. in der „Melancholie an Laura", in dem „Spaziergang unter

---

1) „Der critische Weg ist allein noch offen (nach dem verfehlten dogmatischen [Wolff] und sceptischen [Dav. Hume]) . . . ob nicht dasjenige, was viele Jahrhunderte nicht leisten konnten, noch im Ablauf des gegenwärtigen erreicht werden möge: nemlich, die menschliche Vernunft in dem, was ihre Wißbegierde jederzeit, bisher aber vergeblich, beschäftigt hat, zur völligen Befriedigung zu bringen." a. E. S. 884, vergl. S. 879 vom Hauptzwecke der allgemeinen Glückseligkeit.

2) Vergl. bei Bahnsen, Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt, 1880 „die herzlose Frau Vernunft", dagegen „die Schwester Herzensnot".

3) Kants Lehre kurz bei Schiller („Die Philosophen") 1, 432:

„Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein."

4) Vergl. an Goethe 1,42 flg. „hier alles so strenge, so rigid und abstrakt und so höchst unnatürlich", „dort alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr" (im „Wilhelm Meister").

5) [In einer Strophe der ersten Ausgabe: „Alle Pfade, die zum Leben führen, Alle führen zum gewissen Grab."]

den Linden" (10,58).[1]) Es ist der „Nihilismus", wie das Ding, diese Übergangsstufe des Weltempfindens, nun einen Namen gefunden hat. Schiller legte ihn dem Talbot in die Seele, 5,305 (Jungfr. v. O. 3,6), bewundert von Nihilisten wie H., die auf dieser — Kinderdenkstufe hocken bleiben.

Schiller selber kehrte von dieser, der philosophischen Wahrheit zum Schein zurück — aber damit auch zur Täuschung? Das konnte er nicht! Nein: Der Schein selber ist eben die Wahrheit, unsere Wahrheit, die Wahrheit für uns.

Geht man auch bloß kahl logisch vor: wie kann Nichts Wahrheit sein? Wahrheit ist doch nur das, was wir von der Wirklichkeit für uns einfangen. Und die Wirklichkeit soll — nichts sein, soll „nicht sein" können? Schon das hebt sich auf. — Und wie können Philosophie und Dichtung (Leben) Todfeinde sein, wie es nach dem Gedichte scheint? für jede eine andere Wahrheit? Nein, in dem Schein, in dem „Traum" (s. „Traum" = innerste Wahrheit s. S. 8 Anm. 3) ruht die Wahrheit, das ging Schiller an dem Widerstreit neu auf.

Man vergl. Bodmers Ausführung (im „Mahler der Sitten" 1,426) von menschlicher Schönheit, also dem höchsten Schönen der Erscheinungswelt — untersucht man sie „kritisch", d. h. zerschneidend, so eröffnet sich im Innern, wo man den Schatz und Kern des erscheinenden Schönen erwarten müßte, ein Bild voll Ekel und Grauen; der Schein des Ganzen, den das lebende Ganze ausstrahlt, war das Schöne, um dessentwillen das Ganze da ist, dem das Ganze dient. Und so überall. Fragt man auch beim Geringsten nach dem Ding an sich: es ist uns unnahbar, oder nur nahbar mittelst Scheines. Bei Gegenständen des Gesichts müßte man doch alles Licht und Luft, als Zuthaten von außen, als accidentia, entfernen, um den Gegenstand „an sich" zu haben — man bringt's nur so weit, auch mit Denken, daß er uns etwa in dem fahlen Lichte des Stubenlebens erscheint, das wir als etwas für sich zu denken gar nicht gewöhnt sind, und das wir doch notwendig mitdenken.[2]) Beim Fühlen, wo man das Licht umgehen kann, tritt das Gefühlte, das Rauhe, Weiche, Warme, Kühle u. s. w. an die Stelle des Scheines, ein Ausfluß des Dings an sich selbst, nicht dieses. Ebenso beim Hören, beim Riechen, beim Schmecken — was uns alle

1) Auch Goethe mußte das durchmachen, s. z. B. „Werther" (14,47), „ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" (bei Fichte ähnlich) und Goethe (Hempel) 33, CLIV „die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt".

2) Vergl. Sch. 12,117 (26. ästhet. Brief) von Auge und Ohr, die uns „bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen", mit ausgezeichneter Ausführung.

dieſe mitteilen von den Dingen, kann man unter den Begriff des Scheines bringen.

Der Schein bei Schiller ſ. 1,341 (Ideal und Leben Str. 2), vergl. „aus der Ferne weiden“[1]) (Die Künſtler V. 176) 1,110; ſ. hauptſächlich die Ausführung im 26. äſthet. Brief 12,115 flg., hauptſächlich 116[2]), doch ſieht er da den Schein noch zu einſeitig ſubjektiv an, der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk S. 117, wo er auch der Wirklichkeit und Wahrheit ſcharf entgegen geſetzt wird[3]) — da fehlte ihm noch, Kant gegenüber, der Muth, den er doch (Künſtler) 1,106 ſchon hatte, d. h. vor der „kritiſchen“ Periode (vergl. 1,111 den „Widerſchein“ des „Unbekannten“):

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn;

und er fand ihn nachher wieder: 5,376, 377, 378 (Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie). Die „Illuſion“ die höchſte Wahrheit,[4]) obſchon dazu die Ausführung fehlt, zu der er leider nicht kam.[5])

---

1) [24. Brief „unmittelbare Berührung“ 12,103.]

2) Die Kunſt des ſchönen Scheins 12,117, das Reich des ſchönen Scheins 132 (27. Brief).

3) Vergl. Wallenſtein von Max (W. Tod 5,3):

Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn er ſtand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum „Traum“,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
(„Ach Welt, wie biſt du ſo kalt und klar“ Eichendorff.)
Den goldnen Duft der Morgenröte webend. 4,378.

4) Ja die Wahrheit ſelbſt, der Wirklichkeit gegenüber, iſt doch nur unſer Schein von letzterer, iſt ſelbſt nur Schein, d. h. der Dinge **innerſter** Schein, *τὸ φαινόμενον* mit dem *ὑποκείμενον* zuſammenfallend!? So gibt's im Erfaſſen des Scheins eine fortſchreitende Vertiefung, der einzige Weg zur Wahrheit, zum Ding an ſich — dieſe Vertiefung, Verinnerlichung iſt ſchon an einem liegenden Gegenſtande (einem „todten“) zu erkennen, der uns zu ruhen **ſcheint**, in der That aber ſich bewegt, ja doppelt und dreifach*). Wie löſt ſich da das ſinnenfällig Sichere in Schein auf, und wie iſt die Wahrheit der Sache doch nur innerer, innerſter Schein, **„Traum“**, und doch eben: die Wahrheit. *) Das Ruhen eines daliegenden Gegenſtandes iſt ja nur Schein, nur gehemmte Bewegung nach dem Erdmittelpunkte zu, die auch im Ruhen eigentlich nicht aufhört, das zeigt der Druck, den er ausübt, wenn man z. B. die Hand unterlegt.

5) „Die wahre Kunſt kann ſich nicht bloß mit dem Scheine der Wahrheit begnügen: auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten Grunde der Natur errichtet ſie ihr ideales Gebäude“ Sch. 5,377; „bloß der Kunſt des Ideals iſt es verliehen oder vielmehr es iſt ihr aufgegeben, dieſen Geiſt des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden ... ſie kann dadurch wahrer ſein als alle Wirklichkeit, und realer als alle Erfahrung“ 378.

Da tritt nun Goethe ergänzend ein, der für den „wahren Schein" einen glücklich angeborenen Sinn hatte.[1])

Vergl. schon Werke 2,235 aus Leipzig, wo das Schöne, die Farben bei täppischem Zugreifen zerstört werden, weil die Bewegung gehemmt wird, die es erzeugte, oder das mitwirkende Zusammenspiel der verschiedenen Kräfte um und außer der Libelle. — Das Ding an sich ist nicht mehr, was es erschien, war, weil es aus dem Ganzen herausgeschnitten wird.

Und später, deutlicher, vom Regenbogen 2,254, wo der Schein, der schönste, gleichsam die Versammlung des schönsten Scheinens, zugleich mit dem Letzten und Höchsten andeutend in Beziehung gesetzt wird: Gott und sein Gesetz spricht aus der Täuschung.

Diesen bunten „Schein" aber verwaltet als Schatzmeister und gestaltet als Ausmünzer fürs Leben, für die Menschheit der Dichter:

„Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" — 2,236 (2,290 H.). Das Leben auf dem Markte und in der Kirche (die mitten drin oder darauf steht) als Gegensatz des Realen und Idealen — wie erscheint dies von jenem Standpunkt aus: als Nichts, und wie umgekehrt jenes von diesem Standpunkt aus.

Des Dichters Welt ist die heilige Kapelle, wo auch die Geschichte (es muß an Kirchenbilder, Ahnenbilder u. a. gedacht sein) „farbig helle" glänzt, in edlem Schein. Es ist wie bei Gelegenheit Günthers 17,240 (W. u. D. 7. Buch) „im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben" — also „realer als alle Erfahrung".

Und wie diese Gedankengänge in ihm seit lange arbeiteten, zeigt in dem Brief an Friedr. Öser d. j. G. 1,53 (Febr. 1769) die Äußerung über Licht und Wahrheit, Schönheit, die schon in das Tiefste einen glücklichen Griff thut: die Dämmerung = Leben und Schönheit (die Farben nicht dabei, aber still darin versteckt.[2])

Vergl. im 2. Teil des Faust von der Sonne 11,194 flg.[3]), zugleich als das andere dumme Ende gegenüber dem „Nihilismus": das Fordern

---

1) Von Goethes „Methode": „Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im stillen entfernt und suchte nur die mir eingeborene Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden". 21,343 (Annal. 1816), also sein „gegenständliches Denken".

2) Der Scheideweg muß wohl die Aufgabe andeuten, auf die Alles für uns hinausläuft: da im Schein **unsere** Wahrheit enthalten ist, müssen wir lernen den wahren und falschen Schein unterscheiden, das die Hauptaufgabe.

3) [„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben". Vergl. 30,289. 6,346 (so von Gott); Licht und Geist 3,296; Gott und Licht 28,14. Schiller 1,419 (Licht und Farbe); 10,291 (Theosophie „Gott"): „die ganze Welt ein Farbenspiel des göttlichen Strahles."]

von allem auf einmal, im Sprunge statt in arbeitendem geduldigem Schritte[1]).

Der Schein also unsere Wahrheit — aber damit nicht bloß ein ferner Wechsel auf die verlangte Zahlung, sondern eigentlich schon diese selber — die Zahlung an uns natürlich, wie sie für unsere Hand paßt: der Geruch, Geschmack, das Gesicht, Gehör **dasselbe** auf anderen Wegen an uns kommend[2]).

Wie Goethe daran auch **begrifflich** arbeitete, nach Formeln trachtete, besonders seit Schillers Einwirkung auf ihn, zeigt die treffende Formel, in die er die Frage einmal zusammenfaßt, der Eugenie in den Mund gelegt:

(Hofmeisterin: Doch deinem Herzen, deinem Geist genügt
Nur eigner innrer Wert und nicht der Schein).
Eugenie. Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschienen?
12, 240 (Nat. T. 2, 5),

womit die ganze Frage einfach durch das Mittel der Gegenfrage wie beseitigt erscheint, auch nur als Frage wie ins spaßhaft Unmögliche gezogen[3]).

Dafür auch wesenloser Schein, im Epilog zu Schillers Glocke:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine;[4])

das Gewöhnliche, das nur Schein ist ohne Wesen, das also eigentlich gar nicht ist — und uns doch „bändigt", in Banden hält! Vergl. Schiller

1) Im Grunde = Schiller 1, 447 (s. oben S. 5): „entblößt muß ich die Wahrheit sehn" — „giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?" 1, 335.

2) Vergl. im Vorspiel zur Eröffnung des Weimarer Theaters am 19. Sept. 1807:

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.
6, 346 (111, 94 H.) —

aber der moderne Mensch will das sich selber machen, oder: glaubt es sich machen zu müssen, d. h. nihilistischer Solipsismus.

3) Es ist wie der Satz der Identität aus dem Schuldenken A = A angewandt aufs Lebendige statt auf Begriffsschatten.

4) Dagegen wahrer Schein [Epirrhema] 2, 362 (2, 280 H.), wo aller Unterschied von Sein und Schein eigentlich keck geradezu geleugnet wird, wie eigentlich auch in dem Gedichte gegen Haller 2, 376 flg. „Allerdings", zugleich als Zeugnis von Goethes Stellung als „ganzer Mensch", die **ganze** Welt, die Welt als Ganzes kann **nur** ein „ganzer Kerl" erfassen, das ist auch wie A = A oben (S. Anm. 3), der als solcher Protest einlegt gegen **alles** Scheiden, mit dem die „Wissenschaft" allein arbeitet.

ſelber 4, 378, d. h. Wallenſtein von Max (ſ. oben S. 8 Anm. 3), Wirklichkeit und **Traum**; vergl. in der „Poeſie des Lebens“:

Des Traumes roſenfarbener Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt ſcheint, was ſie iſt, ein Grab,

alſo alles in zwei Teile zerlegt: die bloße Wahrheit ohne Schein = Tod, „Verſteinerung“, d. h. Bewegung aufhörend: Leben dagegen = Schein (Traum), d. h. = Bewegung, alſo wie bei Goethes „Libelle“ — das iſt verſteckt in Schillers Gedankengang.

Aber in der innerſten, der eigentlich menſchlichen Welt? Ja, da iſt die Liebe, und die mannigfachen Formen, in denen ſie wie gebrochenes farbiges Licht und Wärme an uns kommt, unſere Wahrheit[1]): der höchſte **Schein** (aber der tiefſte[2]), und auch, ja erſt recht, für uns das Göttliche, das Höchſte ſelber, zumal wir ſelber gerade dazu das Meiſte thun müſſen, weit mehr noch als beim Lichte, bei den Farben, dem Gehör u.ſ.w., wie es die Phyſiologen ſagen: ja das machen wir uns recht eigentlich ſelber: d. h. nicht Einer ſich allein, das geht nicht, ſondern Viele ſich zuſammen (als Vertreter Aller), d. h. zuletzt unter Mitwirkung — Gottes (ſ. unten S. 13).

Aber gerade dagegen richtet ſich am ſchärfſten der heutige Nihilismus, denn da iſt die alte Welt, d. h. die Welt **Gottes**, am geradeſten zu treffen zur Vernichtung — man hat aber die alte Welt ſatt, ſchon darum weil ſie alt iſt.

Da paßt denn Herders ſtürmiſcher Ausbruch Ged. 1, 235 (1, 295 H.), der geradezu ein wichtiger Ausſchnitt iſt aus der innerſten Geſchichte der deutſchen Volksſeele vor 100 Jahren, zumal gegenüber der franzöſiſchen, und auch die Quelle der Verjüngung zeigt: Klopſtock[3]).

---

1) Und doch hat auch das Anklang bei Goethe 11, 368 (V. 1204).

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt:
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt verſagt. (S. unten S. 11.)

2) Wie er auch als wirklicher Schein aus Augen und Antlitz leuchtet, wie aus innerer Sonne, zugleich wärmend — alles „Bild“ und doch zugleich Wirklichkeit; die Wiſſenſchaft kann dieſen Schein freilich nicht „analyſiren“, noch weniger als anderen (er iſt denn auch in jener zerlegenden Auffaſſung weiblicher Schönheit bei Bodmer [ſ. oben S. 7] — vergeſſen).

3) Vergl. Schiller im 9. äſthet. Br.: „Die Wahrheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen: Die Wahrheit lebt in der **Täuſchung** fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden, 12, 38 — die „höhere Menſchheit“ (Göthe 3, 54 = 2, 383 H.) durch die Dichter, Künſtler allen dargeboten als Gemeingut.

Also: wenn in der körperlichen Welt Tod ist ohne Bewegung[1]), die Bewegung wie es scheint Alles ist, so erst recht in unserer Welt, in der geistig-sittlichen. Aber dort besorgt das „Tote" selber diese Bewegung, hier müssen **wir** sie besorgen, sind also selbst Herren über Leben oder Tod in uns. Aber da wird die Sünde, der Frevel des Pessimismus (und eigentlich auch des Kritizismus, der zum Erkennen still hält) klar: er lähmt die Bewegung, also tödtet — **und** will das eben!

Und doch ist das Ganze nur ein Irrtum, ein Rechenfehler. Er kommt z. B. aus dem Wahne, als ob Einer Alles besorgen solle, und vergißt die zahllosen Helfer dazu, aber er ist zu stolz, sich helfen zu lassen, die Ehre und den Ruhm teilen zu sollen mit Andern, also scheinbar davon abzugeben, zu verlieren.

Vergl. bei Goethe (Faust 2. T., 3. Akt), der Chor in der Scene mit Phorkyas:

Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt!
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt,[2])

d. h. der Schein, den die starre (oder starr gewähnte) Außenwelt braucht, kann oder muß aus uns kommen — was die Farben sind für die Außenwelt (und Wärme u. s. w., wohl auch Anziehungskraft u. s. w.), das

1) Wo bleibt da übrigens der heilige Glaubenssatz von der (bloßen) Erhaltung der Kraft? Steigerungsfähigkeit ins Endlose! Ein Stein, ein Pfund schwer, wird fallend schwerer, durch die Bewegung (die also „schafft", was „an sich" gar nicht da ist): sollte die größere Kraft von der Erde ausgehen, daß sie sie also von sich **ab**gäbe, weggäbe? — Millionen Steine zugleich fallend würden alle so schwerer werden, und die Anziehungskraft der Erde bliebe dieselbe — die Kraft mehr ist also außer dem Stein und außer der Erde — sie entsteht zwischen beiden, durch die Beziehung, welche die Bewegung herstellt — und wenn so zwischen sogenannten toten Dingen, wie zwischen geistig-seelischen? Wenn der Stein, der fallen soll (will?), **zweifelte**, daß seine Kraft so wächst, bewußt zweifeln könnte — sich an sich sehen und seine Pfundschwere berechnen (das und das bin ich, ich habe es ja evident berechnet): wie wird er den auslachen oder höhnen, der ihn, den nicht wollenden, aufforderte zu fallen, d. h. zu glauben, daß er durch Bewegung (durch Liebe) mehr wird. So denn der Pessimist, Nihilist, der sich vom Begriff des Dings an sich regieren läßt, und wird darüber zum „Solipsisten".

2) Schiller 1, 405 „Die Worte des Wahns": „Es ist in dir, du bringst es ewig hervor". [Zu Goethe vergl. Makariens „innere Sonne" (16, 376; Wanderj. 15. Kap. Anf.), „die wahre Sonne" 2, 37 (Ilmenau), „mein inneres Licht" 2, 356 (Die Weisen u. d. Leute), „allein im Innern leuchtet helles Licht" 11, 263, „Ort für Ort Sind wir im Inneren" 2, 376 (Allerdings), „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen" 2, 377 (Ultimatum). — Schiller 1, 345 (Ideal und Leben V. 105 flg.); 417 (An die Astronomen).]

müssen wir für unsre Welt uns selbst erzeugen; aber nicht sich jeder allein (das ist unmöglich), sondern eigentlich Alle sich einander, oder auch nur zwei sich einander[1]).

Das heißt: der letzte, innerste Schein aus dem Weltkern heraus, aus der Geistersonne, Gottes Schein — den kann Einer allein wohl sehen außer sich[2]), aber erzeugen nur mit Andern (eigentlich und im höchsten Sinn nur mit Allen), und:. was wir davon brauchen oder ertragen können, das können sich schon Zwei genügend erzeugen, mitten im Elend drin, ja gerade da am tiefsten: also Freundschaft, Liebe u. s. w., die Farben, das Licht und Wärme u. s. w. aus der Geistersonne (s. oben S. 10 Anm. 2). Und das ist, im gewöhnlichen Sinn, erst recht Schein, Täuschung, **subjektiv**, d. h. zugleich aus dem höchsten Weltsubjekt heraus, von der Stelle her, wo: Subjekt und Objekt in Eins fallen[3]).

Dieser ganze Haufen von Widersinn aber, Unsinn und Unsein, mit dem man sich da belastet und hemmt, ist erzeugt von „Kritik", die da altersschwach geworden ist und hochmüthig zugleich, naseweis nur sich selber glaubend und am Ende — kritisch auch sich selbst zerstörend, damit das Leben wieder zu seinem Rechte komme. Das kritische Messer, welches das Lebendige säubern, von falschem Schein, von Abgestorbenem befreien wollte, hat ins Lebendige selbst geschnitten und zerschneidet es, nun aber auch die Hand, die es führt — Ende also: allgemeines Nichts, außer dem kritischen Messer selber, das aber dann in der Luft schwebt . . .

Einer der Schäden des philosophischen Schulweges ist die einseitige Wirkung des cogito ergo sum[4]), wonach Einer nur seiner selbst sicher ist: der Kritizismus ist nun auch ausgelaufen in Solipsismus, der praktisch dem Egoismus, Nihilismus die Hand reicht; vergl. Schillers

---

1) Da sind 2 + 2 (oder 2 × 2) nicht = 4, sondern = 12, 20 u. s. w.

2) D. h. mit Glauben an ihn, sonst sieht er ihn nicht oder fürchtet sich zu täuschen u. s. w.

3) Vergl. von der fortschreitenden Vertiefung im Erfassen des (wahren) Scheins, s. S. 8 Anm. 4, die eigentlich **immer** dem im Objekt versteckten Subjekt nachstrebt, tiefer und tiefer bis zum letzten (Subjekt noch im uripr. Sinn).

4) Vergl. Schiller 1, 431 (Die Philosophen) [der Lehrling hier scheint gedacht wie S. 447 (Einem jungen Freunde V. 11) „mit des Auges Gesundheit u. s. w."]. — Herder: ich fühle mich, also bin ich (Lebensbild IV, 386; vergl. Goethe u. J. 1774 an Lavater d. J. G. 3, 14) berichtigt das eigentlich schon, weil man sich nur an Andern fühlen kann, also diese mit bewiesen sind durch das Fühlen, während das Denken an sich wirklich eine Art Schaffen (Nachschaffen) ist — beide müssen eben zusammen wirken . . .

Warnung 1, 402: Der philosophische Egoist, der sich selbst zum Ding an sich macht (ein aufgewärmter Stoizismus), als letzter Versuch des kritischen Weges, um zur Ruhe zu gelangen und — führt zur größten Unruhe, zur Vernichtung ...

Also von der Liebe, wie eben das Ich nur durch Liebe, Alliebe zu sich kommt, nicht indem es sich aus dem Ganzen herausnimmt als ausreichendes — All oder Ganzes; sondern sich hinein tieft, vertieft, d. h. seine Eigenbewegung (um sich selbst und in sich) in die größeren Bewegungen hinein thut, womöglich in die größte, letzte, d. h. den Bewegungspunkt zum All mit bilden hilft — das kann man aber nur durch Vereinigung, Vereinung mit Allen, die ja Alle ihr Theil an jenen letzten Bewegungspunkten haben.

Es ist ein anderer Irrthum der Schulphilosophie, daß sie den Menschen erkennen will als Einzelnen (und nachher erst die Menschheit als Summe): da macht sie es, wie wenn man den fallenden Stein, der schwerer wird (s. S. 12 Anm. 1), im Fallen aus dem Fall herausnehmen wollte, um an ihm das Mehrgewicht zu finden, zu beweisen oder zu untersuchen, es ist weg, wenn er wieder „an sich" ist.

Da paßt nun Schillers Theosophie des Julius 10, 284 flg., wo der Jüngling, der Dichter-Philosoph seiner Zeit vorausgreift, daß die kritische Wissenschaft allmählich auf diesen Weg wird einlenken müssen, nachhinkend, und es auch wol schon thut[1]). Hat doch Schiller selbst diesen Bogengang gemacht, davon weg in der kritischen Periode und dahin zurück, wie ihm Körner vorhersagte (10, 301 Anfang des letzten Briefes an Julius); daß und wie Schiller auch über Kant hinaus diesen seinen Ideen treu geblieben, bedürfte genaueren Nachweises[2]).

---

1) Verhältniß von Kopf und Herz metaphysisch-ethisch Schiller 1, 419 (Schöne Individualität) — auch S. 415 (das eigene Ideal) auf Gott angewandt (vergl. auch 1, 413: Die moralische Kraft) — in der Theosophie aber arbeiten Kopf und Herz **zusammen**, während die Schulphilosophie das Herz einstweilen in den Winkel stellt, bis es Zeit wäre, es auch vorzunehmen — ja wann? Vergl. Schiller 12, 31 (8. Br. a. E.), wie die Ausbildung des Empfindungsvermögens das Nöthigste sei, s. auch 77 flg. (18. Br. a. E.).

2) S. F. Schnedermann, Über die beiden Hauptperioden in Schillers Ethik mit Rücksicht auf das Verhältnis des Dichters zu Kant. Leipzig 1878 („Nicht das Rätsel der Metaphysik, sondern der tragische Knoten der Moral ist unseres Schiller oberstes und heiligstes Interesse" S. 11).

Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserm Zeitalter.[1])

Von **Otto Lyon.**

Nicht von den Zielen des deutschen Unterrichts im allgemeinen will ich sprechen, sondern von seinen Zielen *in unserm Zeitalter*. Daß der deutsche Unterricht den Schüler zur Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sowie zu der Fähigkeit, die Hauptwerke unserer Dichtung zu genießen und zu verstehen, hinzuführen hat, setze ich als selbstverständlich voraus, als etwas, das allgemein anerkannt ist und daher keiner besonderen Verkündigung und Verteidigung mehr bedarf. Neben solchen allgemeinen, ewig giltigen Zielen hat aber jedes Gebiet noch seine besonderen, die mit den Zeiten wechseln, weil sie aus den eigenartigen Bestrebungen und Lebensbedingungen eines Zeitalters, aus dessen eigentümlichen Vorzügen und Fehlern hervorgehen. In der Litteraturgeschichte z. B. wird sich jedes Zeitalter den Geistesgehalt der Werke eines Lessing, Herder, Goethe, Schiller u. s. w. aufs neue erobern und die Bewältigung dieses Geistesgehaltes durch das ganze Volk einen Schritt weiter führen müssen. Jedes Zeitalter wird sich daher seine eigene Schiller-, Goethe-, Lessingbiographie u. s. w. erzeugen. Der Lessingbiographie Danzels folgte die Erich Schmidts, und dieser werden in späteren Zeiten wieder neue, immer tiefer eindringende oder andere Seiten des Dichters beleuchtende folgen. So wird auch auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts jedes Zeitalter eine besondere Ausgestaltung fordern, und es werden sich daraus besondere Ziele ergeben, die zunächst für das betreffende Zeitalter maßgebend sind, dann aber vielleicht mit diesem wieder verschwinden, vielleicht auch dauernd den Betrieb des Unterrichts bestimmen. Von solchen Zielen will ich sprechen. Ich kann dabei natürlich keine irgendwie allseitige und erschöpfende Behandlung des Gegenstandes geben; das verbietet schon die Kürze der mir zugemessenen Zeit; ich will nur einige Punkte, die mir besonders wichtig erscheinen, hervorheben und zum Nachdenken darüber anregen. Diese Punkte fasse ich in folgende drei Leitsätze zusammen:

I. *Der Schüler muß zu der sicheren Erkenntnis und dem deutlichen Gefühle geführt werden, daß das Deutsche eine lebende Sprache ist.*

Ich will vorausschicken, daß eine strenge grammatische Schulung und sprachlich-stilistische Unterweisung auch im Unterrichte in der Muttersprache *unerläßlich* ist, da ja unsere Schriftsprache auf grammatischer

1) Vortrag, gehalten auf der 44. deutschen Philologenversammlung zu Dresden.

Regelung beruht und ein künstliches Gebilde ist, das von jedem sorgfältig erlernt und geübt werden muß, wenn er zu einiger Fertigkeit und Gewandtheit darin gelangen will. Aber man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Neben der gesetzgebenden soll man vor allen Dingen auch der historischen Grammatik Thür und Thor in unseren Schulen weit öffnen. Frisches Blut aus germanistischem Studium, das ist's, was unserm deutschen Unterrichte dringend not thut. Die geschichtliche Betrachtung der Sprache allein führt uns in ihr wahres Leben ein und kann den Schüler nach und nach zu der Erkenntnis bringen, wie sehr sich eine lebende Sprache von einer toten unterscheidet und wie eine lebende Sprache in wirklich vollendeter Weise zu handhaben ist. Das ist etwas, was in unseren Schulen leider viel zu sehr versäumt wird, und diese Versäumnis führt dazu, daß bei unseren Gebildeten zum allergrößten Teile ganz falsche Anschauungen über das Wesen und den richtigen Gebrauch der Sprache herrschen, sodaß man wohl, mit den durch Ausnahmen gebotenen Einschränkungen, mit vollem Rechte sagen kann, daß gerade die studierten Kreise unseres Volkes vielfach ein pedantisches, farbloses, verknöchertes, kurz ein totes Deutsch schreiben. Und dieser Zustand ist tief zu beklagen; denn das lebendige Volk vermag eine solche Sprache im akademischen Paragraphenstil nicht zu verstehen; es fühlt sich nicht angeheimelt, sondern abgestoßen, und die Kluft zwischen den gelehrten Berufskreisen, die doch gerade die Leitung des Volkes in den Händen haben, und dem Volke wird dadurch immer mehr und mehr erweitert. Regierende und Regierte verstehen sich immer weniger, und damit wird der gesunde Zusammenhang aller Glieder, der allein den Bestand und die gedeihliche Fortdauer des ganzen Organismus sichert, schließlich ganz zerrissen. Von dem Gefühlswerte der Worte, von dem Rechte der Phantasie und der dichterischen Anschauung in der Sprache haben die meisten in unseren gebildeten Ständen kaum eine Ahnung; sie kennen nur den logischen Wert und die tote grammatische Regelung. Freilich wird ein lebensvolles Deutsch, wie es mir als Ideal einer künftigen Kultur vorschwebt, nur dann entstehen, wenn unsere leitenden Kreise wieder mitten unter das Volk hineintreten und in unausgesetzter inniger Verbindung mit ihm bleiben. Dies kann nun zwar die Schule allein nicht herbeiführen, aber sie kann doch von ihrer Seite aus recht wohl das Ihrige dazu beitragen, daß jenes erstrebenswerte und langersehnte Ziel endlich einmal herbeigeführt wird.

Diesem Ziele wird vor allem die richtig geleitete Besprechung der Schwankungen im Sprachgebrauche dienen. Durch den jahrhundertelangen Betrieb des Lateinischen, das als tote Sprache eine ganz sichere grammatische Regelung und einen feststehenden Sprachgebrauch zeigt,

weil man als Muſter einfach einige wenige, als Vertreter der Klaſſizität geltende Autoren aufgeſtellt hat, hat ſich unter unſeren Gebildeten allmählich eine falſche Auffaſſung von dem Weſen und Leben der Sprache feſtgeſetzt. Man meint, daß in ſprachlichen Dingen immer nur die eine Form, die eine Wendung richtig ſei, während jede andere, die neben dieſe als gleichberechtigt treten möchte, als falſch zurückgewieſen werden müſſe. Von der lateiniſchen Grammatik her iſt man es ſo gewöhnt; denn auch die Ausnahmen beruhen ja hier auf ſicherer Regel, indem für ihre Berechtigung der Sprachgebrauch der als klaſſiſch anerkannten Autoren maßgebend iſt. Infolge dieſes Jahrhunderte alten Verfahrens, das beim Betrieb des Lateiniſchen ganz gerechtfertigt iſt, das man aber nun nicht noch einmal beim deutſchen Unterrichte wiederholen ſoll, hat man ſich gewöhnt, auch die Mutterſprache wie eine tote Sprache zu betrachten und nach oftmals veralteten grammatiſchen Regeln Ausdrücke und Wendungen zu verwerfen, deren Vordringen gerade die ungebrochene Lebenskraft unſerer Sprache bekundet. Die lebende Sprache verändert ſich, neue Keime ſproſſen in ihr empor, das Alte ſtirbt ab, und viele ſetzen heute ihren Sprachgebrauch meiſt aus verdorrten Zweigen, die ſich am grünen Baume der lebendigen Sprache befinden, zuſammen. Gerade das Beſte, was das fortgeſetzte Leben der Sprache bekundet, die jungen Keime und Triebe, verwerfen die Anhänger jener falſchen Sprachanſchauung, und das Recht der lebendigen Sprache kommt vor allem in den Schwankungen zur Geltung. So lange eine Sprache lebendig iſt, wird es ſtets in ihr einen Zeitpunkt geben, wo eine alte Wendung, die bisher für die allein richtige galt, mit einer neuen, die bisher als Sprachfehler galt, kämpft, bis endlich die alte vollſtändig erliegt und die neue die alleinige Herrſchaft erlangt. Es muß alſo für viele Schwankungen einen Zeitpunkt geben, wo ſowohl die alte als auch die neue Wendung gleichberechtigt erſcheinen und wo demnach beide als ſprachrichtig erklärt werden müſſen, wenn wir nicht die freie Entwickelung ſchädlicherweiſe hemmen und damit das Leben der Sprache ſtören und unterdrücken wollen. Daher müſſen wir auch in die Schulgrammatik unbedingt den Begriff der ſprachrichtigen Schwankung einführen und die Schüler ſchon in den mittleren Klaſſen belehren, daß in der lebendigen Sprache, im Gegenſatz zur ſchematiſierten toten Sprache, ſehr oft zweierlei, ja vierer- und fünferlei gleich richtig ſein kann. Urſprünglich iſt es ja unbedingt nötig, dem Schüler ſcharfe und beſtimmte grammatiſche Regeln zu geben, und zum Zweck der ſprachlichen Schulung iſt es unerläßlich, daß dieſe Regeln anfangs ſtreng gehandhabt und ſorgfältig geübt werden müſſen. Nur ſo iſt es möglich, daß der Schüler nach und nach zur freien, ſouveränen Beherrſchung ſeiner Mutterſprache gelange. Wer keine Finger-

übungen gemacht hat, wird nie ein Virtuos werden. Aber wir dürfen nicht ewig bei den Fingerübungen stehen bleiben. Was viele Gebildete heute schreiben, sind eben doch nur grammatische Fingerübungen. Wir müssen schon die Übungsbeispiele zur Grammatik wirklichen Dichtungen und lebendigen Sprachstücken entnehmen, nicht etwa ad hoc zugestutzte und fabrizierte Beispiele geben. Schon da wird der Schüler erkennen, wie arm die Regel und wie reich das Leben ist. Vor allen Dingen dürfen in den Lesebüchern die unsern Dichtern und großen Schriftstellern entlehnten Stücke nicht ohne weiteres nach willkürlichen grammatischen Regeln zugestutzt und dem Quartaner oder Tertianer mundgerecht gemacht werden. Ganz zu verwerfen ist es, wenn hier die Verirrung schon so weit gegangen ist, daß Verfasser von Lesebüchern sämtliche Lesestücke darin selbst geschrieben haben, um alle Widersprüche mit den grammatischen Regeln zu vermeiden. Nein, solche Widersprüche soll der Schüler frühzeitig kennen lernen; denn gerade der Widerspruch gegen die einengende Regel ist ein Zeichen des Lebens. Man fürchte nicht, daß dadurch der Schüler unsicher werde, im Gegenteil, er wird viel sicherer, als wenn alles in wohlabgezirkelter Regelmäßigkeit verläuft. Solches Zustutzen der Sprachstücke nach willkürlich gemachten Regeln, die oft den großen Naturgesetzen der Sprache, wie sie uns die geschichtliche Forschung offenbart, geradezu ins Gesicht schlagen, ist ganz ebenso zu verwerfen wie das Zurechtmachen unserer großen Dichtungen für den Schulgebrauch nach engherzigen moralischen Gesichtspunkten, die oft unsittlicher sind als die gewaltige Ethik des Natürlichen, die in unserer klassischen Dichtung zu uns redet. Solche Schulmänner, die womöglich alle Beziehungen auf die Liebe der Geschlechter zu einander aus den Lesebüchern und Schulausgaben tilgen möchten, bieten uns den nicht gerade schönen Anblick männlicher alter Jungfern, die in ihrer Zimperlichkeit alle Geradheit und Großheit unserer Dichtung vernichten. Dann muß man aber auch zur Entwickelung des Begriffs der sprachrichtigen Schwankung schreiten. Daß diese sprachrichtige Schwankung auf der fortschreitenden Entwickelung unserer Sprache beruht, also auf dem eigentlichen Sprachleben, muß dem Schüler von Klasse zu Klasse deutlicher werden, bis diese Anschauung des ewigen Wachsens und Werdens wie in der Sprache so in allen Verhältnissen, die ihn umgeben, eine feste und gesicherte Grundanschauung seines Lebens wird. Ferner muß der Schüler auf eine zweite Hauptquelle aller Sprachschwankungen, auf die Mundarten, nachdrücklich hingewiesen werden. Er muß erkennen lernen, daß Deutschland in viele auch sprachlich voneinander verschiedene blühende Landschaften zerfällt, und daß in die über den Mundarten schwebende, künstlich zubereitete Schriftsprache fortwährend mundartliche

Worte und Wendungen nachschieben und oft derselbe Ausdruck, dieselbe Redensart je nach der Landschaft, in der die Schriftsprache angewendet wird, durch das Hereindringen der Mundart eine verschiedene Färbung erhält, und daß es unberechtigte Überhebung ist, wenn wir gerade unsere mundartliche Wendung für die einzig richtige erklären und die mundartlichen Wendungen anderer Landschaften verdammen. Vielmehr muß der Schüler erkennen, daß wir in den Mundarten nicht etwa eine verschlechterte Schriftsprache, sondern die natürlich gewachsene und geschichtlich gewordene Form unserer Muttersprache haben im Gegensatz zu der mehr oder minder künstlich zubereiteten und zugestutzten Schriftsprache. Gerade das, was aus den Mundarten in die Schriftsprache vordringt, ist das Beste an der Schriftsprache; denn es ist das, was die Frische, das Leben, die Eigenart der Schriftsprache eines Stammes oder einer Persönlichkeit ausmacht. Wie der tief zu beklagen ist, dem wir in seiner mündlichen Rede nicht mehr seine heimische Mundart anmerken, weil er seine heimische Eigenart einer destillierten Kunstaussprache zu liebe hingegeben und sich so um ein herrliches und kostbares Erbgut, das ein Hauptstück jeder wirklichen Persönlichkeit ausmacht, gebracht hat, so ist auch der nur zu bedauern, der heimische mundartliche Wendungen in seiner Schriftsprache pedantisch unterdrückt oder mit der blinden Wut eines Halbkenners der Sprache und Pseudogrammatikers verfolgt. Als Lessing einst deshalb angegriffen worden war, weil er die Formen du kömmst, er kömmt anwendete, die übrigens Gottsched (Sprachkunst[3], S. 331) als die regelmäßigen und richtigen erklärt, Adelung dagegen nur der niederen Umgangssprache zuweist (Sprachlehre für Schulen[3], S. 271), verbat sich Lessing diese Angriffe und schrieb (im Anti-Goeze 10)[1]): „Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse vorkommt und bekommt? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals sein wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei ... weil Ihr ein so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechte weisen. Nehmt also Eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach. Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart: du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: „du kömmst, er kömmt," warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können?

1) Hempelsche Ausgabe 16, S. 203 Anmerkung.

Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andre ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche Euch höflich ..., allen Euern Gevattern bei der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſein glaube und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen! Wie ich ſchreibe, will ich nun einmal ſchreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch ſo ſchreiben ſoll?" Klarer iſt wohl nie das Recht des Schreibenden, aus dem Vorrate der lebendigen Sprache nach Wunſch und Willen ohne Rückſicht auf engherzige Regeln zu ſchöpfen, verteidigt worden. Und ſo ſchreibt Herder jägt (von jagen) neben jagt, frägt neben fragt, frug neben fragte, und Platen, der ſo gern als Muſter der ſtrengſten Sprachrichtigkeit und Formenſchönheit angeführt wird, ſchrieb jug ſtatt jagte, Uhland gewunken ſtatt gewinkt, wie auch Anzengruber in einem hochdeutſchen ernſten Gedichte ſchreibt. Schon Adelung, wie ſeitdem faſt alle Sprachmeiſter, verdonnerte die Formen frägſt, frägt, frug, worin ihm Grimm, freilich aus anderen Gründen, folgte. Während jug wieder völlig aus der Schriftſprache verſchwunden iſt, haben ſich die ſtarken Nebenformen zu fragen behauptet und eingebürgert. Niemand konnte damals vorausſehen, welche Formen die Schriftſprache dauernd in ihren Beſitz aufnehmen würde, und ſo kann es auch heute niemand bei den zahlreichen Schwankungen, die gerade das erfreulichſte Zeichen eines geſunden und kräftigen Sprachlebens ſind. Es ſind grammatiſche Kinderkrankheiten, wenn man ſolche Schwankungen bekämpft; wer über jene hinaus iſt, läßt ſie nicht nur ruhig beſtehen, ſondern hat ſeine herzliche Freude daran. Man laſſe alſo, namentlich auch bei den mündlichen Vorträgen und auch in den Aufſätzen, unſere Jungen etwas mehr reden und ſchreiben, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt. Man ſtutze und korrigiere nicht fortwährend, wenn auch ein mundartlicher Ausdruck und eine derbe volkstümliche Wendung mit unterläuft. Man freue ſich vielmehr über ſolche Ausdrücke lebendigen Sprachempfindens. Alſo weniger rote Tinte und mehr Freiheit! Das fortwährende Zuſtutzen und Korrigieren knickt alle ſprachliche Kraft und tötet alles Sprachleben. Die Angſt vor dem Fehler muß vor allem dem Schüler genommen werden; denn ſie iſt das Haupthemmnis aller geſunden Sprachentwicklung. Man laſſe alſo auch bei den ſprachlichen Schwankungen dem Schüler Freiheit und ſage nicht: Dieſe Wendung iſt die allein richtige, ſondern man ſtelle beide als gleichberechtigt neben einander, höchſtens daß man in manchen Fällen, wo es klar auf der Hand liegt, die eine Wendung als die beſſere empfiehlt, ohne deshalb die andere zu verwerfen. Da ſchreibt z. B. ein Schüler: „Der Rednerpult war dem Haupteingange gegenüber aufgeſtellt." Sicherlich zieht er ſich in

neunzig von hundert Fällen die Korrektur zu: das Rednerpult, da das Neutrum hier in Mittel- und Norddeutschland das Üblichere ist. Man sollte aber diese Wendung ruhig passieren lassen, namentlich wenn der Schüler etwa aus Süddeutschland stammt. Es wäre hier vielmehr eine prächtige Gelegenheit, über die verschiedene Handhabung des Sprachgeschlechts bei demselben Worte in den verschiedenen deutschen Landschaften zu reden. Der Kundigere würde hier wohl auch auf Goethe verweisen, der in Dichtung und Wahrheit schreibt: „Der Vater hatte einen schönen rotlackierten, goldgeblümten Musikpult" (1. Buch) oder: „Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb." Vielleicht könnte man auch darauf hinweisen, daß die meisten von uns in Goethes Worten im Faust:

O, sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht.

den Dativ „an diesem Pult" als Neutrum fühlen, während Goethe ihn sicher als Masculinum empfand. Oder ein anderer Schüler schreibt: „Die Ziegeln wurden zu dem Bau herbeigetragen." Da sollen wir auch nicht so ohne weiteres mit der Korrektur: „Die Ziegel" bei der Hand sein. Namentlich soll man diesen Plural nicht mit den Formen: „die Pantoffeln, Stiefeln" in eine Linie stellen. Die Plurale: Pantoffeln, Stiefeln, die man übrigens als völlig eingebürgert schon heute ruhig zulassen kann, keine Gewalt der Erde wird sie wieder aus unserer Sprache verdrängen, am wenigsten der zeternde Grammatiker, sind auf falscher Analogie ruhende Bildungen der neueren Zeit wie winken, winkte, gewinkt oder preise, pries, gepriesen oder salzen, salzte, gesalzen oder frage, frug, gefragt oder mahlen, mahlte, gemahlen u. s. w., während der Plural: die Ziegeln die alte richtige schwache Mehrheitsform des Wortes ist. Denn ursprünglich kam das Wort, das ja aus lat. tegula entstand, als Femininum in unsere Sprache und hatte als solches den Plural: die Ziegeln, der heute noch im Volke ganz üblich ist. Das Masculinum: der Ziegel entstand entweder aus der Zusammensetzung Ziegelstein oder im Hinblick auf das Wort Stein, dessen Geschlecht man auf den Ziegel, der ja die Form eines Steines erhielt und wie ein solcher verwendet wurde, übertrug. Mit dem Masculinum der Ziegel, das schon im Althochdeutschen erscheint, trat dann auch der starke Plural: die Ziegel auf. Das Femininum: die Ziegeln wendet

aber noch Gustav Freytag regelmäßig an, sowie es sich auch bei Goethe findet. So sagt Gustav Freytag im fünften Bande der Ahnen: „geschichtete Ziegeln" (Leipzig 1873flg. S. 84) und Goethe in seinem Benvenuto Cellini: „Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabstürzten, zerbrachen ihm beide Beine." (Hempelsche Ausgabe XXX, 20.) Das Anschauliche des mundartlichen Ausdruckes, der das Wort Ziegel in seiner Weise von den Steinen scheidet, tritt gerade in der Stelle aus Goethe deutlich hervor, und man kann im Anblick solcher Sprachfeinheiten und solcher lebendigen Anschaulichkeiten, wie sie in den Mundarten zu tausenden weiterleben aus ältester Zeit her, die Gleichmacherei unserer Grammatiker und Sprachgesetzgeber nur tief beklagen. Solche Dinge soll aber auch der Schüler erfahren, und er soll den Unterschied zwischen dem reichen Sprachleben und der engen Sprachregel lebhaft empfinden lernen. Der Schüler wird dabei zugleich eine Ahnung davon erhalten, wie alt oftmals das Sprachgut der Mundart ist. Die Regel hat auch hier, wie überall, ertötend auf das eigentliche Sprachleben und dessen Feinheit und Anschaulichkeit gewirkt.

Noch weit willkürlicher als die grammatischen Regeln sind die stilistischen. Ich will hier nur an die elende Demutsregel erinnern, daß man einen Brief nicht mit „Ich" anfangen dürfe. Diese aus der armseligsten Servilität und Heuchelei des Zeitalters der Hofdichter und Hofgrammatiker hervorgegangene Vorschrift, die jedem gesund denkenden und fühlenden Manne ein Greuel sein muß, hat schon Lessing, seinem gesunden Geschmacke folgend, einfach beiseite geschoben. Gleich der erste Brief der von Christian Redlich herausgegebenen Briefe Lessings, den dieser noch als Meißner Fürstenschüler an seine Schwester schrieb, beginnt: „Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben." Man könnte meinen, daß er es seiner Schwester gegenüber nicht so genau genommen oder daß er später als Mann solches nicht gethan habe. Beide Einwände sind hinfällig. Denn auch einen Brief an seine Mutter läßt er mit den Worten beginnen: „Ich würde nicht so lange angestanden haben, an Sie zu schreiben, wenn ich Ihnen was Angenehmes zu schreiben gehabt hätte;" und ebenso beginnt sein Brief an den „Prorektor Wippel Hochedelgeb.": „Ich danke Ew. Hochedelgeb. für dero gütige Vorsorge. Ich werde alles mit gehorsamstem Danke wieder zustellen." Und so hat er diesen guten deutschen Brauch sein ganzes Leben hindurch festgehalten. Von den 562 Briefen Lessings, die Redlich gesammelt hat, fangen 190 mit „Ich" an. Sogar an den Herzog Carl von Braunschweig schreibt er, und zwar in einem

Briefe vom 23. Januar 1774, in dem er um Vorausbezahlung der ihm ausgesetzten Besoldung auf „drei Quartale" bittet: „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr! Ich unterstehe mich, zu Ew. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen." Ebenso schreibt er an den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig: „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr! Ich bin weit entfernt, der Universitätsbibliothek zu Helmstedt das ansehnliche Geschenk zu mißgönnen u. s. w." (3. September 1780). Lessing ist auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdrucks und des Stils ein nahezu untrüglicher Führer, und wir sehen hier deutlich, daß uns die Sprachmuster Besseres lehren als die Sprachmeister. — Oder es schreibt etwa ein Quartaner bei der Ausführung des berühmten Themas „Ein Ferientag": „Das Essen schmeckte sehr schön." Nach den älteren Theorien des Schönen, denen auch die ältere Stilistik folgt, wird der Begriff des Schönen streng von dem Begriff des sinnlich Angenehmen gesondert und darf beileibe nicht auf dieses angewendet werden. Schön soll nach diesen Theorien, die sich an Kant anschließen, nur von einem geistigen Wohlgefallen gesagt werden dürfen. Der deutsche Sprachgebrauch weiß aber von einer solchen eingeschränkten Verwendung des Wortes schön durchaus nichts. Er gebraucht es vielmehr auch von dem sinnlich Angenehmen, und zwar zunächst von angenehmen Gesichtseindrücken, wie denn schön etymologisch zu schauen gehört und eigentlich das Beschaubare, Sehenswerte, Ansehnliche bezeichnet, in weiterer Entwicklung besonders das Glänzende und Helle. Daher spricht man nicht nur von einer schönen Gestalt, einem schönen Leibe, einem schönen Manne oder Weibe, von schönem Haar, schönen Kleidern, schönen Bäumen, einer schönen Landschaft, einem schönen Hause oder Garten u. s. w., sondern auch von schönem Wetter, einer schönen Nacht, einem schönen Morgen, schönem Himmel u. s. w. Bald aber übertrug die Sprache das Wort auch auf andere Sinneseindrücke, zunächst auf solche des Gehörs. Schon Otfrid spricht von schönem Gesange (sank filu scônaz), und so sagt man heute ganz allgemein: Die Musik klingt schön, ein schöner Marsch, ein schönes Lied u. s. w. Nun soll, nach den veralteten Regeln einer engherzigen und unwissenschaftlichen Stilistik, der Gebrauch des Wortes schön auf die Sinneseindrücke des Gesichts und Gehörs eingeschränkt sein, während unsere Sprache schon längst, wenigstens in Mittel- und Norddeutschland, die Verwendung dieses Wortes auf die Eindrücke auch der übrigen Sinne ausgedehnt hat. Schon Hagedorn sagt daher ganz richtig in seinen Fabeln: „Nichts schmeckt so schön als das gestohlne Brot." Und die Mundart und die vertrauliche Sprechweise, die noch nicht durch verkehrte, aus toter Abstraktion geborene Regeln entstellt ist, sagt ganz ruhig: Diese Blume riecht schön, dieses

Sofa ist schön weich, dieser Kleiderstoff fühlt sich schön weich an, diese Frucht schmeckt schön u. s. w., wendet also die Bezeichnung schön auch auf angenehme Eindrücke des Geruchs-, Tast- und Geschmackssinnes an. Es liegt gar kein Grund vor, diese Bedeutungserweiterung des Wortes schön zu bekämpfen; denn da fast jedes Wort seine ursprüngliche Bedeutung erweitert oder geändert hat, so müßte man die ganze Sprache umstürzen, wenn man überall Einengung auf die ursprüngliche Bedeutung verlangen wollte. So gebe man der Mundart wieder ihr Recht in unserm Schriftdeutsch. Ein so erzogener Mensch wird die Mundart bald nicht mehr verachten, sondern er wird sie nach und nach mit Ehrfurcht betrachten lernen, als etwas Heiliges und Ehrwürdiges, das uns von unseren Vorfahren genau so überliefert ist wie Religion und Staat. Er wird dann auch den schlichten Mann aus dem Volke, der nur die Mundart spricht, mit anderen Blicken ansehen; er wird hier sich an der natürlichen Gestalt der Sprache erfreuen und dabei bald die natürlichen und gesunden, wenn auch oft rohen und derben Anschauungen des Volkes kennen lernen.

Und wie der Mann des Volkes dabei von der Bildung des Höherstehenden lernt, so wird der Gebildete umgekehrt durch den Mann des Volkes wieder mit der Natur in Verbindung gesetzt und so seine eigene Bildung vor toter Abstraktion und trauriger Verstiegenheit bewahren. So lernen beide voneinander, und die Kluft zwischen gelehrt Gebildeten und Volk wird sich nach und nach vermindern und zuletzt ganz schließen. Natur und Kunst werden sich immer inniger verbinden, und eine neue Blüte unseres geistigen Lebens wird anbrechen.

II. Um die einseitige Schulung des Verstandes, die bei der Betrachtung der Wort- und Satzform überwiegt, in gesunder Weise zu ergänzen und auszugleichen, hat der deutsche Unterricht bei der Besprechung der hervorragendsten Werke unserer Litteratur vor allem auch auf Phantasie, Gefühl und Willen einzuwirken und auf deren Gleichberechtigung mit dem Verstande hinzuweisen. Mit anderen Worten: Der Wortinhalt verdient dieselbe Berücksichtigung wie die Wortform.

Nur der Lehrer, der selbst tiefe und vielseitige Empfindung besitzt, wird im stande sein, dem Schüler die reiche Gefühlswelt des Dichters zu erschließen. Diese Voraussetzung muß natürlich erfüllt sein, wenn von einem gedeihlichen Unterricht im Deutschen die Rede sein soll. Denken, Wollen und Fühlen sind die drei Grundelemente unseres psychischen Lebens. Das Denken herrscht in der logischen Weltauffassung, die danach strebt, Welt und Leben in ihren kausalen Beziehungen zu erforschen,

Wollen und Fühlen nehmen dabei nur eine dienende Stellung ein. Das Wollen steht im Mittelpunkte der ethischen Weltauffassung, sodaß bei dieser Denken und Fühlen nur eine dienende Stellung einnehmen. Allerdings müssen wir dabei hervorheben, daß Gefühl und Wille nur zwei verschiedene Seiten eines in sich geschlossenen, einheitlichen Vorganges sind. „Jedes Wollen", sagt Wundt in seiner Ethik (S. 374 flg.), „setzt ein individuell gefärbtes Gefühl voraus, mit dem es so innig zusammenhängt, daß es von ihm getrennt schlechterdings gar keine Realität besitzt ... Umgekehrt aber setzt nicht minder alles Fühlen ein Wollen voraus: die Qualität des Gefühls deutet die Richtung an, in welcher der Wille durch die Thatsache, an die sich das Gefühl knüpft, erregt wird." Gefühl und Wille sind also untereinander viel inniger verbunden als beide mit dem logischen Denken, und wenn man auf das Fühlen einwirkt, übt man sofort dadurch auch eine Wirkung auf den Willen. Liegt nun das Denken der logischen, das Wollen der ethischen Weltauffassung zu Grunde, so steht im Mittelpunkte der ästhetischen Weltanschauung das Gefühl. Wer die Welt unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet, der will demnach alle Gefühlswerte auslösen, die in Welt und Leben verborgen sind, so wie der logische Betrachter nach Erkenntniswerten, der ethische nach Regelung des Willens strebt. Das Gefühl ist also das Beherrschende in der ästhetischen Welt. Durch das Gefühl wird aber nach dem oben Gesagten zugleich der Wille mit erregt, und selbstverständlich tritt auch das Denken mit in Arbeit, aber Wollen und Denken nehmen hier nur eine dienende Stellung ein. Da das begriffliche Denken, wenn es einseitig ausgebildet wird, das Gefühl nach und nach ertötet, so ergiebt sich von selbst hieraus, daß ein Mensch um so gefühlsschwächer wird, je abstrakter er denkt, und daß insbesondere ein Dichter, bei dem wir nicht ein starkes gegenständliches Denken antreffen, das Gefühl wenig zu erregen vermag, also ästhetisch bedeutungslos ist. Umgekehrt muß eine Erziehung zu gegenständlichem Denken, eine stete Ergänzung des ja unumgänglich notwendigen abstrakten Denkens, dessen Ausbildung immer eine Hauptaufgabe alles Unterrichts bleiben wird, durch lebendige Anschauung das Gefühl des Menschen außerordentlich entwickeln und die Leistungen auf ästhetischem Gebiete, sei es nach der Seite des schaffenden oder empfangenden Gefühls, der Gefühlserregung oder Gefühlswirkung, bedeutend steigern. Wollen wir also unserem zweiten Leitsatze gerecht werden, so müssen wir vor allem das abstrakte Denken durch gegenständliches Denken, durch lebendige Anschaulichkeit ersetzen. Während wir das begriffliche, abstrakte Denken dem Verstande zuweisen, bezeichnen wir das Denken in konkreten Anschauungen, das Denken in Bildern als Phantasie. Damit ist freilich der Begriff

der Phantasie noch nicht erschöpft. Vielmehr müssen wir uns noch vergegenwärtigen, daß die Phantasievorstellungen niemals unmittelbar durch die Sinne gegeben sind und daß sie daher von der gegebenen Wirklichkeit häufig abweichen, indem sie auch rein imaginäre Vorstellungen aufnehmen und die Vorstellungen ohne Rücksicht auf die Kausalität des wirklichen Lebens miteinander verbinden können.[1]) Dagegen löst sie sich nicht von den Gesetzen unserer ethischen Anschauungen, und gerade in der Gesamtphantasie eines Volkes, wie sie in der Volksseele wirksam ist, sehen wir in Sage, Märchen und Mythologie die ersehnten religiösen und sittlichen Zustände vielfach verwirklicht. Aber immer ist die Thätigkeit der Phantasie ein planvoll geregelter Gedankenverlauf. Diese Regelung geschieht durch den Willen. Wir wägen die verschiedenen durcheinander flutenden Vorstellungen gegeneinander ab und verbinden sie zu neuen Gebilden, selbständig schaffend. Die Regelung geschieht nun in der Weise, daß eine Grundanschauung, ein Grundmotiv festgehalten wird, auf dem alle übrigen Vorstellungen sich aufbauen und zu dem sie in Beziehung gesetzt werden. Dadurch erhalten die Phantasieerzeugnisse Einheit. Das reiche Spiel der Associationen wird aber nun vor allen Dingen herbeigeführt durch die Gefühle, die sich mit den Vorstellungen verknüpfen; so ruft das weite, unermeßliche Meer in uns erhabene Gefühle, schlechtes Wetter eine gedrückte Stimmung, heiteres Wetter frohe Laune u. s. w. hervor. Auch der erste Plan zu einer Dichtung, das beherrschende Grundmotiv, wird gewöhnlich durch das Spiel der Associationen in der Seele erzeugt und tritt in der Regel ganz plötzlich und mit einem Schlage in der Seele auf. Dieses Auftreten des Grundmotivs ist die eigentliche dichterische Konzeption, auf die nach Goethe „bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins kleinste alles ankommt" (Hempels Ausgabe von Goethes Werken 19, S. 58, Sprüche in Prosa 234). Abgeklärt, geregelt und berichtigt wird das durch den reichen Zufluß von Vorstellungen entstandene und weiter ausgestaltete Grundmotiv nun häufig durch den logischen Verstand, die Einheit der weiter hinzutretenden Vorstellungen wird aber durch den Willen festgehalten, der alle Associationen verwirft, die nicht zu dem Anschauungsbereiche des Grundmotivs passen. Die Phantasie ist also vor allen Dingen nach zwei Seiten hin thätig: sie denkt anschaulich, und sie verknüpft immer neu zu dem Grundmotiv hinzutretende Vorstellungen in eigenartiger Weise. Daher unterscheidet Wundt eine anschauliche und eine kombinatorische

1) Vergl. hierzu Wundts Grundriß der Psychologie, Leipzig 1896, sowie dessen Grundzüge der physiologischen Psychologie, Leipzig 1897, und Ernst Elsters soeben erschienene Prinzipien der Litteraturwissenschaft, Halle 1897.

Phantaſie, die wir nur ſelten bei einem Dichter in gleicher Stärke vereinigt finden. So überwiegt bei Goethe entſchieden die anſchauliche, bei Schiller die kombinatoriſche Phantaſie. Goethes Stärke liegt daher in ſeinem gegenſtändlichen Denken, in dem anſchaulichen Erfaſſen und ſtrengen Feſthalten des Grundmotivs, Schiller dagegen denkt weit abſtrakter, vermag aber durch ſeine Phantaſie das Grundmotiv in der mannigfaltigſten Weiſe umzugeſtalten und die originellſten Vorſtellungskombinationen daran zu knüpfen.

Man erkennt hieraus, daß wir, um auf das Gefühl zu wirken, vor allem die Phantaſiethätigkeit des Schülers anregen müſſen. Das geſchieht erſtens durch die Betrachtung des Inhalts der Worte. Nichts feſſelt den Schüler ſo lebhaft, als wenn er Einblick erhält in die Entwicklung der Worte und der Wortbedeutungen und an ſprachlichen Erſcheinungen den Gang der Kulturgeſchichte betrachten lernt. Der konkrete, ſinnliche Inhalt der Worte muß überall herausgearbeitet und dem Schüler zum Bewußtſein erweckt werden; als Beiſpiel greife ich eine Wendung heraus, die in den zahlreichen Hilfsmitteln, die durch Hildebrands Anregung gerade in den letzten Jahren auf dieſem Gebiete entſtanden ſind, noch nicht behandelt iſt, die Wendung:

Ein Feſt begehen. Er beging heute ſeinen Geburtstag, den Jahrestag ſeines Amtsantrittes; ein Verein begeht ſein Stiftungsfeſt u. ſ. w. Dieſes begehen geht ebenſo wie die Wendung: „geſchmückt wie ein Pfingſtochſe" zurück auf die altheidniſchen Opferfeſte. Begehen iſt abgekürzt aus dem alten umbegehen, umbegên, wie begreifen aus dem alten umbegrîfen, d. h. umfaſſen, etwas von allen Seiten faſſen. So bedeutete auch umbegehen, umbegên eigentlich: um etwas herumgehen. Es war der Ausdruck, den man anwendete, um die feierlichen Umzüge zu bezeichnen, die man um die Felder und Fluren, durch die Gaue und Landſchaften hielt, damit die Götter dieſen Fluren und Gauen ihren Segen ſpenden ſollten. So waren dieſe feierlichen Umzüge mit Opfer und Gottesdienſt innig verbunden und gaben den alten Opferfeſten ihr feierliches Gepräge. Daher heißt „begehen" eigentlich: einen feierlichen Umzug halten, und ein Feſt wurde „begangen", wenn es durch einen derartigen Umzug ausgezeichnet wurde. Am bekannteſten iſt der Umzug bei der Nerthusfeier, bei welcher der Prieſter den Wagen ſchirrte und dann mit dieſem Wagen eine Umfahrt durch die Gaue aller verbündeten Stämme hielt. Wohin auch der Wagen kam, wurde er von dem Volke in feierlichem Zuge eingeholt. Und ähnliche Aufzüge wurden bei jedem Opferfeſte gehalten. Ebenſo wurden Götterbilder in feierlichem Umzuge um die Felder herum getragen; dadurch erhielten die Fluren große Fruchtbarkeit. Die Prozeſſionen der Kirche

sind nichts anderes als die Umwandlung der altheidnischen Umzüge in christliche Gebräuche. Auch beim Ausrücken in die Schlacht wurde ein Aufzug veranstaltet, der besonders feierlich war. In den heiligen Feldzeichen, die beim Aufzuge zur Schlacht vorangetragen wurden, glaubte man die Götter gegenwärtig, die auf diese Weise das Volk selbst zum Kriege führten. Feierlicher Gesang, den die Aufziehenden anstimmten, pries in ernsten Rhythmen die Götter. — Später verlor das Begehen seine religiöse Bedeutung, und es wurden auch weltliche Feste durch Umzüge gefeiert. Die Narrenumzüge und Kappenfahrten, die Karnevals- und Maskenzüge zu Fastnacht sind nichts anderes als Überbleibsel dieser alten gottesdienstlichen Umzüge. Noch heute feiert man patriotische Feste durch Umzüge, die gleichfalls ihr Vorbild in jenen alten heidnischen Opferzügen haben. Schließlich hat sich die sinnliche Grundlage des Wortes begehen so vollständig verloren, daß das Wort lediglich die Bedeutung „feiern, festliche Veranstaltungen treffen" erhielt, ohne daß dabei noch von einem Umzuge die Rede war. So heißt heute „ein Geburtsfest, ein Jubiläum begehen": dieses Fest feiern. Ein Umzug kommt dabei nicht mehr vor, höchstens bei hervorragenden Personen ein Fackelzug.

Man darf sich aber nicht damit begnügen den alten kulturgeschichtlichen Inhalt und die in der Etymologie begründete Bedeutungsentwickelung wichtiger Wörter zu entfalten, sondern man muß auch die Wörter in den Bereich der Betrachtung ziehen, denen das geistige und gesellschaftliche Leben der Gegenwart ihren besonderen Inhalt und ihr eigenartiges Gepräge verliehen hat. Wenn man Wörter wie sozial, sozialpolitisch, Arbeit, Arbeitsteilung, Geld, Kapital, Währung, Börse, Wucher, Einkommen, Arbeitslohn, Rente, Sklaverei, freie Lohnarbeit, Bourgeois u. s. w. genau auf ihren Inhalt prüft und diesen Wortinhalt in gemeinsamer Arbeit mit den Schülern aufsucht und feststellt, so schaffen wir dadurch in dem heranwachsenden Geschlechte ein mächtiges Bollwerk gegen die Übermacht der Phrase, deren tollem Treiben die Jugend meist nur deshalb rettungslos ausgeliefert wird, weil sie nicht gelernt hat die modernen Schlagworte auf ihren Inhalt zu prüfen und daher von deren Zauber widerstandslos mit fortgerissen wird. Der Hexenkessel der Phrase, in den wir unser heranwachsendes Geschlecht ohne hinreichende Ausrüstung zum Widerstande und Kampfe hineingeraten lassen, weil wir immer nur die Wortform und die logischen Beziehungen zwischen Wörtern und Sätzen und viel zu wenig den Wortinhalt betrachten, ist vielleicht die schwerste Gefahr unter allen, die dem jungen Manne gleich nach seinem Austritte aus der Schule drohen. Und es ist daher unsere Pflicht, ihn für diesen

Kampf ordentlich auszurüsten nicht bloß durch Betrachtung der formalen Seite der Sprache, sondern auch durch genaues Eingehen auf den Wortinhalt. Die lexikalische Seite der Sprache verlangt dieselbe Berücksichtigung wie die grammatische. Man soll sich aber nicht damit begnügen, die kulturgeschichtlichen Verhältnisse vergangener Zeiten an dem Wortinhalte aufzuhellen, sondern man soll auch frisch in das Leben der Gegenwart hineingreifen und die beherrschenden Schlagworte bis ins Innerste durchleuchten. Selbstverständlich hat man dabei nur den thatsächlichen Inhalt festzustellen und sich alles etwaigen politischen oder sozialpolitischen Kritisierens und Philosophierens strengstens zu enthalten. Bei dem Worte Kapital z. B. könnte man darauf hinweisen, daß schon bei den Römern das Wort caput in der Volkssprache (nicht bei den Juristen) häufig die Bedeutung Hauptsache hatte, aus der man eine andere, eine Nebensache, als Folge, Frucht, Ergebnis u. s. w. ableitete. Diese Auffassung übertrug sich auch auf eine als Hauptsache angesehene Geldsumme, sofern man sie einem andern lieh, sodaß sich aus ihr als Frucht oder Ertrag Zinsen ergaben. Dieser Brauch der römischen Volkssprache gelangte im Mittelalter zu allgemeiner Geltung, nur wurde statt der Form caput das Wort Capitale (d. i. capitalis pars debiti) herrschend. Das Kapital war also der Hauptteil einer Schuld, aus der als Nebenteil oder Folgeteil die Zinsen erwuchsen. Im Laufe der Zeit hat aber das Wort seine Bedeutung erweitert. Man verstand darunter bald nicht nur das Geldkapital, eine Geldsumme, sondern auch alles, wodurch Güter erzeugt und Geldsummen erworben werden, z. B. Grundbesitz, Urbarmachung von Landstrecken, Trockenlegung von Sümpfen, Fabrikgebäude, Zinshäuser, Maschinen und Werkzeuge der Industrie, Verkehrsanlagen, die den Güterumlauf und den Warenabsatz befördern, z. B. Post-, Telegraphen-, Telephonanlagen, Eisenbahnen, Häfen, Kanäle, Wasserleitungen, Elektrizitätswerke u. s. w., ja sogar geistigen Besitz, z. B. die ererbten oder erworbenen geistigen Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kenntnisse und Lebensgewohnheiten, die Familienüberlieferung, durch die uns solcher Besitz zu teil wird, sowie die Schulen, Bibliotheken, Kunstsammlungen u. s. w. Dies ist der Begriff des Kapitals im weitesten Sinne, er umfaßt allen Besitz, der uns befähigt, Güter zu erzeugen. Man nennt dieses Kapital wohl auch das Produktivkapital. Davon muß man das Kapital im engeren Sinne unterscheiden, nämlich den Besitz an Geld oder Geldeswert, der für uns arbeitet und uns so ein arbeitsloses Einkommen gewährt. Dieses Kapital im engeren Sinne ist das Erwerbskapital. Noch mehr verengert sich die Bedeutung des Wortes Kapital, wenn man darunter den Privatbesitz oder das Kapitaleigentum versteht. Die Produktionsmittel wie das Erwerbskapital

können von einem ganzen Volke, dem Staate, einer Gemeinde u. s. w. besessen werden, daneben aber kann auch der einzelne das Recht haben, über gewisse Produktionsmittel oder Geldsummen als ganz ausschließlicher Herr zu verfügen. Sofern dies der Fall ist, spricht man von Kapitaleigentum, nennt aber auch dieses wieder schlechtweg Kapital. Spricht jemand nun von der Herrschaft des Kapitals in einem Lande, so meint er, daß die Produktionsmittel Privateigentum einer Minderheit geworden sind, während die Mehrheit des Volkes aus besitzlosen Lohnarbeitern besteht. Der Kampf der Sozialdemokratie gegen das Kapital strebt also nicht eine Vernichtung des Produktiv- oder Erwerbskapitals an, sondern will das Kapitaleigentum beseitigen, d. h. sie will das gesamte Produktiv- und Erwerbskapital nur der Gesamtheit als Besitz zuweisen. Zu unterscheiden ist ferner die Art der Anlage des Kapitals; ich muß danach fragen, ob es in Grundbesitz, in gewerblichen Anlagen, im Handel angelegt ist oder ob es als Geldsumme ausgeliehen wird. Demnach unterscheidet man Grundbesitz, gewerbliches Produktions-, Kaufmanns- und Leihkapital. Das in Grundstücken oder Gewerben angelegte Kapital nennt man auch unbewegliches, während das in Wertpapieren angelegte als bewegliches oder mobiles Vermögen bezeichnet wird. Die Schüler werden dann leicht unterscheiden, in welchem Sinne das Wort Kapital in folgenden Sätzen steht: Du sollst dir in der Schule ein geistiges Kapital erwerben (d. i. Produktionskapital, das dich befähigt, durch Arbeit dein Fortkommen zu finden). Ohne Kapital ist Produktion unmöglich (d. h. ohne die nötigen Produktionsmittel). Dieses Kapital hat nur geringen Ertrag geboten. (Hier steht Kapital in dem Sinne von Erwerbskapital, wie immer, wenn von Kapitalertrag die Rede ist.) Man spricht heute viel von einer Kapitalsteuer (d. i. Besteuerung des beweglichen Vermögens). Wenn jemand von der Bekämpfung des Kapitals durch die Arbeiter spricht, so meint er den Kampf gegen die kapitalbesitzende Minderheit, die Börsenleute, Großindustriellen und Großgrundbesitzer. In solcher Weise etwa muß der Inhalt derartiger Wörter dem Schüler deutlich gemacht werden, wenn er einigermaßen gegen den verderblichen Einfluß solcher Schlagworte, die ihm im Leben auf Schritt und Tritt entgegentreten, gewappnet sein soll. Ebenso ist bei dem Worte Geld darauf hinzuweisen, daß es keineswegs bloß ein Tauschmittel ist, sondern zweitens der beste Wertmesser, drittens Wertträger (der zur Schatzbildung und zum Werttransport dient, z. B. indem ich mein Grundstück durch Verkauf in Geld verwandle und mir dafür ein anderes in Amerika kaufe, die Grundstücke konnte ich nicht transportieren, wohl aber ihren Wert in Geld), viertens Zahlmittel (bei Steuern, Pachtzinsen, Erbteilen, Tributen u. s. w., als Zahlmittel

beim Kauf ist es Tauschmittel), fünftens Darlehnsmittel (das Zinsen trägt). Diese ganze Entwickelung des Wortes Geld läßt sich an der Hand der Kulturgeschichte und schlagender Beispiele aus unsern Dichtern und Schriftstellern trefflich darlegen. Die angeführten Beispiele werden genügen, um die Art der Behandlung, wie ich sie für notwendig erachte, zu zeigen. Ich scheue mich nicht, in der Ober- und Unterprima Aufsatzthemen wie die folgenden zu stellen: Wesen und Bedeutung der Arbeit. Inwiefern kann man sagen, daß die Entwickelung unserer Kultur auf der Arbeitsteilung beruht? Geld und Kapital, zwei Schlagworte unserer Zeit u. s. w. Wir können also dadurch zugleich die durchaus notwendige und erwünschte Abwechselung in die etwas stereotype Reihe der üblichen ästhetischen und allgemeinen Aufsatzthemen bringen. Auf solche Weise erhält der Schüler nicht nur einen Einblick in die Wortentwickelung und den Bedeutungswandel, sondern auch der große Hintergrund der Kulturgeschichte und des Lebens der Gegenwart rollt sich vor ihm auf und giebt seiner geistigen Anschauungsweise Weite und Größe. Man wird derartige Arbeiten wohl am besten als Sprachbilder bezeichnen, und es ist überaus wünschenswert, daß die Jugend unsere Sprach- und Kulturgeschichte in solcher Weise kennen lernt. Zunächst lernt sie dadurch aufs Wort merken und die Sprache, wie man sie täglich gebraucht, beobachten; sie lernt erkennen, wie die Worte und Redewendungen ebenso geworden und gewachsen sind wie alle übrigen lebendigen Dinge, wie sie in der That lebenden Wesen gleichen, die einen langen Gang der mannigfaltigsten Entwickelung und Ausbildung durchgemacht haben. Noch wichtiger ist aber hierbei der Umstand, daß die Jugend lernt die Worte wieder mit einem Anschauungsinhalt füllen, daß für sie die Worte nicht mehr leere, tote Schalen, sondern die Hülle für einen kräftigen und lebendigen Inhalt sind. Die Jugend ersieht aus solchen Betrachtungen, daß jedem Worte und jeder Wendung eine sinnliche Anschauung zu Grunde liegt und daß sich diese Anschauung im Laufe der Zeit zwar oft in wunderbarer Weise wandelt, daß sie aber gerade den eigentlichen geheimnisvollen Zauber ausmacht, der dem Worte seinen eigenartigen Duft, seinen besonderen Wert verleiht. Der Schüler wird künftighin, wenn er ein solches in der Schule auf diese Weise erklärtes Wort oder eine solche Wendung gebraucht, immer diesen Anschauungsinhalt mit empfinden, selbst wenn er sich dessen späterhin gar nicht mehr bewußt werden sollte, und so wird er bei jedem solchen Worte und jeder solchen Wendung seiner Muttersprache einen ähnlichen Genuß empfinden, wie das Ohr, das beim Erklingen der Töne und Harmonien die Obertöne mit empfindet, auch wenn sie ihm gar nicht zum klaren Bewußtsein kommen. Wie der musikalische Ton durch die

erklingenden Obertöne seine Schönheit und Fülle erhält, so beruht der eigentliche Genuß an der Sprache auf der Inhaltsfülle der Worte und Wendungen. Eine solche Sprachbetrachtung wird aber ein Segen für unser ganzes Volk werden; denn vor allem werden dadurch Phantasie und dichterischer Sinn eine Neubelebung und fortgesetzte Stärkung erfahren. Damit wird aber von selbst der Sinn für wahre Kunst und künstlerische Auffassung geweckt und gefördert und dadurch wieder die tote Abstraktion am mächtigsten zurückgedrängt und die dürre und dürftige Verstandesbildung auf das rechte Maß zurückgeführt werden.

Zweitens wird die Phantasiethätigkeit und damit das Gefühl geweckt und ausgebildet durch das Aufsuchen und genauere Betrachten der dichterischen Motive. Damit gelangen wir aber zu unserem dritten Leitsatze:

III. Der Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte sowie die Erläuterung der Dichtungen hat überall von den Personen der Dichter und deren Seelenleben auszugehen und ebenso die Charaktere und die Seelenbewegung der in den Dichtungen auftretenden Personen eingehend zu betrachten, um so dem Unterrichte mehr Innerlichkeit zu geben und ein Gegengewicht zu schaffen gegen den äußerlichen Schematismus, zu dem leicht die bloße logische Zergliederung der Dichtungen nach ihren Haupt- und Nebenteilen u. s. w. erstarrt, und gegen die ästhetische Verschwommenheit, wie sie durch das mechanische Arbeiten mit Schlagwörtern der älteren Ästhetik erzeugt wird. Mit anderen Worten: Wir verlangen vom deutschen Unterrichte psychologische Vertiefung.

Fast durchgängig herrschen in unsern Schulen heute noch die ästhetischen Anschauungen, wie sie Lessing in seinem Laokoon und in seiner Hamburgischen Dramaturgie dargelegt hat. Und einen breiten Raum nehmen besonders die technischen Regeln ein, die man aus Gustav Freytags Technik des Dramas und aus Bulthaupts Dramaturgie des Schauspiels übernommen hat. So wichtig nun aber auch die Darlegung des dramatischen Aufbaus, wie ihn Gustav Freytag zeigt, für den Schüler ist, so sollte man sich doch nicht darauf beschränken. Viel wichtiger noch ist das Aufsuchen der tragischen Motive, des dichterischen Grundmotivs (nicht zu verwechseln mit dem lediglich mit dem Verstande für den Verstand nachträglich herausgeklaubten Grundgedanken oder der Grundidee) und seiner Aus- und Umgestaltungen, die in der kunstvollen Bearbeitung, Umwandlung und Verschlingung der einzelnen Motive zu Tage treten. Wie wir bei einem Musikstück verschiedene Themen hören, die in der mannigfachsten Bearbeitung, Umkehrung, verschiedener Harmonisierung verbunden mit feinen Über-

gängen und Modulationen, kontrapunktiſcher Bearbeitung und Vereinigung im Verlaufe des Muſikſtückes wiederkehren, ſo treten an Stelle ſolcher Themen in dichteriſchen Schöpfungen die Motive, aus denen ſich die Dichtung zuſammenſetzt. Auch dieſe Motive werden in der verſchiedenſten Weiſe bearbeitet, miteinander verbunden oder verſchmolzen, ſodaß im Aufſuchen dieſer Motive die wichtigſte Aufgabe liegt, wenn man zum wirklichen Verſtändnis der künſtleriſchen Geſtaltung und Wirkung vordringen will. In dieſen Motiven und ihrer Behandlung liegt das eigentlich Schöpferiſche, und wenn die Motive ſtark und geſund ſind, ſo wird auch die Dichtung ſtets einen bedeutenden Eindruck machen und als wirkliches Kunſtwerk erſcheinen. Erſt als zweites tritt dann die ſprachliche Behandlung dazu, die natürlich bei einem echten Kunſtwerk auch auf der Höhe ſtehen muß, aber nicht den eigentlichen poetiſchen Wert einer Dichtung ausmacht. Es kann daher ein Gedicht ſprachlich außerordentlich „formvollendet" und doch poetiſch ganz wertlos ſein, wenn es nämlich keine poetiſch wirkſamen Motive enthält oder wenn dieſe Motive ſchlecht gruppiert und bearbeitet ſind. Darauf kommt alles an. Das meint auch Goethe, wenn er ſagt: „Bilde, Künſtler, rede nicht!" Das Erfinden, Ausgeſtalten und Verbinden der Motive iſt das Bilden, das eigentliche poetiſche Schaffen, die Sprache iſt nur das Mittel, um das poetiſche Empfinden und Geſtalten des Dichters anderen mitzuteilen. In dieſen wichtigen Unterſchied zwiſchen Motiv und Sprache muß der Schüler ſchon auf dieſer Stufe eingeführt werden, damit er ausgerüſtet wird, die bloßen Formtalente, an denen wir geradezu Überfluß haben, von den wirklichen poetiſchen Talenten, an denen es zu allen Zeiten ſehr gemangelt hat, zu unterſcheiden. Der gröbliche Dilettantismus in allen Sachen der Kunſt, der ſich in unſeren gebildeten Kreiſen immer mehr ausbreitet, kann nur auf dem Wege bekämpft werden, daß die Schüler auf ſolche Weiſe in den Stand geſetzt werden, die Geſichtspunkte, von denen aus ein Kunſtwerk zu beurteilen iſt, aufzufinden und vor allem das poetiſche Schaffen von der ſprachlichen Ausführung der Schöpfung zu unterſcheiden. Die ſogenannte Formvollendung vieler moderner Dichter wird ihnen dann doch in etwas anderm Lichte erſcheinen, als es gegenwärtig gewöhnlich geſchieht, und wenn ſie ſpäterhin fähig ſind, die poetiſchen Motive in den Werken moderner Meiſter, z. B. Gottfried Kellers, Martin Greifs, Conrad Ferdinand Meyers, Theodor Storms u. a., zu erkennen, dann werden ſie ſich nicht mehr durch bloßes Formenſpiel, dem aber die poetiſchen Motive mangeln, blenden laſſen, wie jetzt leider die meiſten unſerer Gebildeten. Nicht das Reden vom geſtirnten Nachthimmel iſt ein poetiſches Motiv, ſondern der geſtirnte Nachthimmel ſelbſt iſt das poetiſche Motiv; durch das Hinzutreten eines zweiten poetiſchen Motivs, z. B. eines

Abschieds vom Freunde, von der Geliebten u. s. w., wird dann das erste poetische Motiv, der gestirnte Himmel, in Wirksamkeit gesetzt, und der ganze poetische Wert eines Gedichtes ergiebt sich daraus, wie nun die beiden Motive aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden. Die Sprache ist nur dann wirklich gut, wenn sie das Motiv in charakteristischer Weise zur Geltung bringt, sodaß wir die Wirkung des Motivs rein empfinden, so wie der Dichter es gewollt hat; eine Sprache aber, die lediglich nach Schmuck und Schönheit, nach Formvollendung strebt, wird gewöhnlich Selbstzweck, verhüllt oder vernichtet das Motiv und wird daher das Grab aller Poesie. Wer tiefe, große und überquellende Gedankenfülle besitzt, der wird stets mit der Form zu kämpfen haben, und nur schwer wird sich ihm das Wort von der Lippe ringen; der seichte Kopf dagegen, dem keine Gedanken im Wege stehen, wird schnell und leicht die Form finden, und seine Gedankenknirpse werden wie auf einer asphaltierten Straße dahinrollen, während uns der echte Dichter oft beschwerliche Wege über Felsen und Steine, an rauschenden Bergwässern vorüber oder durch Blumen und Sträucher oder querfeldein über Wiesen, Gräben und Fluren führt. Die Naturanschauung des vorigen Jahrhunderts fand ihre höchsten Ideale in französischen Gartenanlagen, in denen alles geradlinig abgezirkelt und sogar die Bäume und Hecken zugestutzt und die Wege und Grotten mit griechisch-französischen Bildwerken bevölkert waren, die Hoheit und Größe der Gebirgsnatur, der Alpen, und ebenso der Meeresküste und des Oceans war ihr vollkommen verschlossen. In Bezug auf die Poesie stehen unsere Gebildeten leider noch vielfach auf dem Standpunkte, den die Naturanschauung des vorigen Jahrhunderts einnahm; sie preisen auch nur das in glatter Ebene Gehegte und Abgezirkelte, die armseligen Ziergärten einer mit der Schere der engherzigsten Regel zugestutzten Phantasie und Sprache — und das nennen sie Formvollendung. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Schulerziehung, den Schüler über diesen niedrigen Standpunkt zu erheben und ihn für die wahre und ewige Schönheit aller wirklichen Poesie empfänglich zu machen.

Das wird aber nur möglich sein, wenn dem Schüler zum Bewußtsein gebracht wird, daß das Ästhetische lediglich in der Gefühlserregung und der daraus hervorgehenden Wirkung auf unser Gefühl besteht. Das Schöne ist demnach nicht mehr, wie die ältere Ästhetik entsprechend der veralteten Anschauung von den drei Seelenvermögen dies wollte, als das zu erstrebende Ideal der Empfindungswelt aufzufassen, wie man das Gute als das Ideal der ethischen, das Wahre als das Ideal der logischen Weltanschauung betrachtete, sondern als das, was unser Gefühl anregt und fördert. Diese Gefühlswirkung tritt bei uns ein, wenn ein

Weſen oder irgend ein Gegenſtand uns entgegentritt, der ſich ſeiner Natur, ſeinem Urbilde entſprechend entwickelt hat, wie wir es nach unſerer inneren und äußeren Erfahrung uns als ſeeliſchen Beſitz angeeignet haben. Dieſe Offenbarung des innerſten Lebensgeſetzes, dieſe in die ſinnliche Erſcheinung tretende höchſte Entwickelung der Eigenart iſt das, was auf unſer Gefühl ſo wohlthuend einwirkt, und was wir als das eigentlich Schöne bezeichnen müſſen. Dieſe höchſte Entwickelung ſeiner innerſten Natur kann aber auch das zeigen, was wir ſonſt häßlich oder moraliſch verwerflich nennen. Auch eine Spinne, eine Eidechſe, ein Mops, eine Hexe u. ſ. w. kann demnach in dieſem weiteſten Sinne ſchön ſein, wenn in den betreffenden Individuen der Typus aufs vollkommenſte zur Darſtellung gelangt, es kann auch erhabene Verbrecher u. ſ. w. geben, wie ſie uns in Richard III. u. a. entgegentreten. Man wird daher am beſten thun, das unklare und Verwirrung ſtiftende Wort ſchön ganz aus der äſthetiſchen Betrachtung in der Schule zu verbannen und die äſthetiſchen Thatſachen einfach pſychologiſch in der angeführten Weiſe zu erklären. Unſer Gefühl findet ſeine höchſte Befriedigung und daher die mächtigſte Anregung in dem Charakteriſtiſchen, das den Typus, das Urbild, das innerſte Lebensgeſetz am vollkommenſten in die Erſcheinung treten läßt. Immer müſſen wir uns dabei bewußt ſein, daß alles Äſthetiſche Gefühlsvorgang, Seelenbewegung iſt, erſt eine Bewegung in der Seele des Dichters, dann in der des Leſers oder Hörers. Alle Thaten, Handlungen, Schickſale u. ſ. w. ſind nur inſoweit äſthetiſch, als ſie Urſachen oder Wirkungen von Gefühlen ſind, und wir müſſen ſie daher betrachten, wie ſie auf die Seele des Dichters wirken und welches die Wirkung dieſes Vorganges in der Seele, in dem Gefühl des Dichters auf unſer Seelenleben iſt. Wir werden uns alſo bei jeder Dichtung fragen müſſen, ob in ihr Affekte wie Freude, Luſt, Begeiſterung, Leid, Kummer, Gram, Enttäuſchung, Verlegenheit, Scham, Reue, Unwille, Verdruß, Ärger, Zorn, Wut, Entſetzen, Schreck, Grauen, Schauder, Hoffnung, Furcht, Angſt, Sorge, Verzweiflung, oder Leidenſchaften wie Liebe, Haß, Eiferſucht, Neid, Mißgunſt, Selbſtſucht, Geiz, Ehrgeiz, Genußſucht, Rachſucht u. ſ. w. zum Ausdruck kommen, ob dieſe Gefühle Schickſalsgefühle wie Leid, Freude, Furcht u. ſ. w., oder Willensgefühle wie Unwille, Zorn, Ärger, Scham, Reue u. ſ. w. oder Perſönlichkeitsgefühle ſind. Wichtig wird es dann ſein, bei allen Gefühlen, die in den Dichtungen wirken, wieder zu fragen, ob ſie als Selbſtgefühle oder Mitgefühle, als individuelle oder Gemeinſchaftsgefühle, d. h. ſolche, die durch das Gemeinſchaftsleben, das Geſamtbewußtſein, das ſoziale, nationale und politiſche Leben hervorgerufen werden, oder als religiöſe Gefühle aufzufaſſen ſind.

Wir werden das Individuelle vom Konventionellen, d. i. einem engen Gesellschaftskreise Angehörigen, und dieses wieder vom Typischen, d. i. der Allgemeinheit Eigentümlichen, dem Volkstümlichen, scheiden müssen, und wir werden zugleich in Betracht zu ziehen haben, wie die Lebensanschauungen, wie Ehre, Gewissen, Charakter, und Naturgesetze und Gesellschaftsordnung, wie der ganze folgerichtige Zusammenhang des Geschehens, den wir gewöhnlich Schicksal nennen, in diese Gefühlswelt eingreifen. Dann werden wir bald wichtige Unterschiede unter den Dichtern erkennen. So werden wir sehen, daß Goethe vor allen Dingen Selbstgefühle, und zwar Persönlichkeitsgefühle pflegt, wie er sich von allen Affekten und Leidenschaften durch Entsagung oder poetische Beichte zu befreien sucht, sich der Gewissensbisse, des Mitleides, der Reue möglichst entledigt, weil alles dies die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, die sein höchstes Lebensziel ist, stört. Freude wie Leid sucht er von sich fernzuhalten, daher singt er (in der ersten Fassung):

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillst.

Er empfindet eben keineswegs bloß das Unglück, sondern häufig auch das Glück als Hemmnis der freien Entfaltung seiner Persönlichkeit. Daher sagt er in seiner Sammlung „Sprichwörtlich", die er zum ersten Male für die Ausgaben von 1815 zusammenstellte:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Das thatlose und Thätigkeit vernichtende Glück hat er noch an vielen anderen Stellen gekennzeichnet; es ist durchaus nicht das höchste Ziel seines Lebens und Strebens. So sagt er in einem andern Spruche seiner Sammlung „Sprichwörtlich":

Meine Dichterglut war sehr gering,
So lang' ich dem Guten entgegenging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Übel floh.

Oder in seinem Epigramm: Fürstenregel (Hempel II, 264) heißt es:

Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt Ihr ihnen ein lustig Leben errichten!

Schon in der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" lehnt er sich entschlossen gegen die überströmende Empfindsamkeit seiner Zeit auf, in den derben Worten Elisabeths: „Menschen, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, sind nicht besser als Leute, die ihren Urin nicht halten können." In solch übertriebener Weichheit des Mitgefühls, die von den mannigfaltigen Eindrücken der umgebenden Welt

ziellos hin- und hergeworfen wird, sah er eine große Gefahr für die ruhige und klare Entfaltung der Persönlichkeit. Darum sagt er schon in der dritten Ode an Behrisch, allerdings in bitterer Übertreibung:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Erst allmählich arbeitet sich Goethe zu dem Standpunkte hindurch, daß wir berufen sind „zu heilen und zu retten, alles Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden." Unfühlend, sagt er, ist die Natur, ist das Glück. Der Mensch dagegen unterscheidet sich von allen Wesen, die wir kennen, dadurch, daß er „hilfreich und gut" ist. Aber nicht aus sentimentaler Weichheit soll er helfen, sondern weil er edel ist, d. h. die Güte des Herzens mit einer klaren, in sich gefesteten, harmonisch ausgeglichenen Persönlichkeit verbindet. „Der edle Mensch sei hilfreich und gut!" Und auch dieses Helfen faßt Goethe ganz besonders in der Weise auf, daß der edle Mensch „unermüdet das Nützliche, Rechte schaffen und uns ein Vorbild (d. i. wieder durch seine harmonisch ausgebildete Persönlichkeit) jener geahneten Wesen" sein soll. Wie vom Mitleid, das unsre freie Persönlichkeit einengt, ängstigt und quält, sollen wir uns auch vom Gefühl der Schuld und Reue, von Gewissensbissen befreien. Jeden Tag will er sein wie neugeboren, d. h. alle Schuld und Reue abgestreift haben. „Heilen und retten" auch von Schuld und Gewissensqualen kann uns der Mensch, der in sich die „reine Menschlichkeit" aufs höchste ausgebildet hat, wo wir „Menschlichkeit" nicht in dem jetzt üblichen Sinne zu fassen haben, sondern als Menschentum, menschliche Eigenart, menschliche Persönlichkeit. Und wir selbst können andere heilen und retten, wenn wir die „reine Menschlichkeit" in uns gleichfalls zu voller Gestaltung bringen. Daher dichtet er das hohe Lied der Menschlichkeit, seine Iphigenie auf Tauris, in der sogar der Muttermörder durch die reine und große Persönlichkeit der Iphigenie, die uns ihr göttliches Urbild, die Diana, ahnen läßt, geheilt und dem freudigen, thätigen Leben wiedergegeben wird, wie im Faust die Mutter- und Kindesmörderin Gretchen durch die ihr innewohnende reine Menschlichkeit in die hehren Gefilde der Seligen eingeht. Daher schrieb Goethe dem Schauspieler Krüger, dem trefflichen Darsteller des Orest, am 31. März 1827 mit Beziehung auf den Inhalt seines Dramas Iphigenie, das am 21. März 1827 wieder in Weimar aufgeführt worden war:

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd es weit:
Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Dies ist das höchste Bekenntnis seines Strebens nach harmonischer Ausbildung der Persönlichkeit, ein Wort, das man erst voll verstehen kann, wenn man daneben stellt, was er im Divan singt, im Buch Suleika:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Daher steht er auch den Gemeinschaftsgefühlen, den Fragen des sozialen, nationalen und politischen Lebens weit ferner als Schiller; in Goethe überwiegen durchaus die individuellen Gefühle und ebenso natürlich in den Personen seiner Dichtungen: in Gretchen, Faust, Iphigenie, Orest, Tasso, Werther u. s. w. Aus diesem Grunde sind auch fast alle seine Dichtungen, die Charaktere und Aussprüche seiner dichterischen Gestalten immer individuell zu fassen, niemals allgemein. Es ist ganz falsch und dem Wesen Goethes geradezu widersprechend, wenn Goethephilologen und Goetheerklärer Aussprüche, die irgendwelche Personen in seinen Dichtungen thun, als allgemeine Sentenzen fassen. Was Goethe solche Personen sagen läßt, muß man immer nur als Anschauungen dieser Personen fassen und sich wohlweislich hüten, solche Sätze zu verallgemeinern. Wer das thut, den kann man getrost einen Goethefälscher nennen. Solche Goethefälschung wird aber in vielen hunderten von Goetheschriften betrieben, unsere Goetheerklärung verallgemeinert viel zu viel, und dementsprechend versündigt sich auch der deutsche Unterricht, indem er solche Worte aus Goethischen Dramen oder Romanen, die lediglich dort auftretende Personen charakterisieren, zu allgemeinen Sentenzen stempelt und als solche den Schülern als Aufsatzthemen vorsetzt.[1])

1) Häufig besteht die Versündigung außerdem auch noch darin, daß die Dichterworte in solchen Aufsatzthemen, die wie ein erstarrter Ballast aus einer Aufsatzsammlung in die andere wandern und sich so wie eine ewige Krankheit fortschleppen, gröblich entstellt werden. So findet sich in zahlreichen Aufsatzsammlungen das Thema:

Macht nicht so viel Federlesen!
Setzt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Noch kürzlich wurde dieses Thema in verschiedenen höheren Schulen den Schülern in dieser Form gestellt. Und doch heißt die Stelle bei Goethe bekanntlich:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(West-östlicher Divan, Buch des Paradieses: Einlaß, Strophe 4)

Eine Huri steht nämlich Wache an der Pforte des Paradieses und will den Dichter nicht einlassen; er soll ihr erst seine Kämpfe und Verdienste nachweisen.

Während Goethe der Dichter der Selbstgefühle ist, so ist dagegen Schiller der Dichter des Mitgefühls und der Gemeinschaftsgefühle; Affekte und Leidenschaften durchtoben sein Inneres, und er giebt sich ihnen ganz hin. Mitleid und Mitfreude empfindet er mit der ganzen Welt; er möchte alles retten und erhöhen, das soziale, nationale und politische Leben seinen und des Jahrhunderts Idealen zuführen; die Freundschaft hat er besungen wie kein anderer, und wie aus dem Mitleid mit der Welt sein Karl Moor, Fiesco, Ferdinand, Karlos, Posa geboren werden, so ruft er in begeisterter Freude:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Schiller ist daher vor allem auch der Dichter der allgemeinen Sentenzen; er benutzt die Personen in seinen Dramen, um ihnen allgemeine Wahrheiten in den Mund zu legen, die nicht immer in der künstlerischen Gestaltung und Charakterisierung der betreffenden Personen ihren Ursprung haben, sondern in Schillers Weltanschauung, und die dazu dienen sollen, die Hörer für die Schillerschen Ideen und Pläne zu gewinnen. Er geht immer auf Erziehung des Menschengeschlechts durch ästhetische Werke aus und auf Erlösung der Menschheit aus Niedrigkeit und Elend durch die alles mit sich fortreißende Kraft des Dichters. Man sieht, wie nichtssagend und schablonenhaft die übliche Unterscheidung der Richtung Goethes und Schillers in Realismus und Idealismus ist. Beide vielmehr sind ideal, einer so sehr wie der andere, nur daß Goethe das Ideal einer

---

Darauf antwortet der Dichter. Man vergleiche nun, in wie fürchterlicher Weise das vorgeführte, leider noch immer übliche Schulthema die Strophe aus dem Zusammenhange gerissen und entstellt hat. Woher stammt aber nun diese Entstellung? Die erste Zeile: „Macht nicht so viel Federlesen" geht wohl zurück auf Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, der unter dem 26. September 1823 erzählt, wie Goethe aus den Divan-Manuskripten zwei herrliche Gedichte vorgelesen habe. Aus dem einen führt nun Müller aus der Erinnerung die Worte an:

Mach nicht so viel Federlesen,
Laß mich zu der Pforte ein,
Denn ich bin Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(v. Biedermann, Goethes Gespräche IV, 279.)

Man beachte, wie hier das Mach wenigstens der Sachlage entspricht, während es in dem genannten Aufsatzthema in das ganz unpassende Macht entstellt ist. Woher stammt nun aber der unglückselige Leichenstein? Vielleicht geht er zurück auf Goethes Gedicht: Grabschrift (Hempel II, 264), das mit den Worten schließt:

Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Man sieht also, daß ein konfuser Kopf das alles durcheinander geworfen und so das obige Aufsatzthema hergestellt hat.

vollendeten Persönlichkeit, Schiller das einer vollkommenen Gesamtheit und Gemeinschaft vor Augen hat; beide sind real, nur daß Goethe von den realen Selbst- und Persönlichkeitsgefühlen ausgeht, die sich im Busen des Menschen mit dem hereindringenden Fremdartigen und Störenden sowie untereinander bekämpfen, Schiller dagegen von den realen Mitgefühlen und Gemeinschaftsgefühlen, die mit der umgebenden Mitwelt und dem Gesamtbewußtsein der Menschheit seiner Zeit im Streite liegen und diese in ihren Bann zu zwingen suchen.

So ließen sich diese Unterschiede in der Gefühlsbethätigung an unzähligen Fällen bis ins einzelne nachweisen, ich kann hier nur andeuten und zu solcher Betrachtung anregen. Erwähnen will ich nur noch, wie sich auch das Tragische nach solcher Anschauung ganz anders gestaltet. Die Lehre von einer tragischen Schuld und von einer poetischen Gerechtigkeit muß heute als ein überwundener Standpunkt angesehen werden und ebenso die von Mitleid und Furcht als Wirkungen des Tragischen. Nach der besten Schrift über das Tragische, die wir heute besitzen, nach Joh. Volkelts Ästhetik des Tragischen (München 1897), liegt vielmehr das Tragische in der vorzeitigen und gewaltsamen Vernichtung eines jeden außergewöhnlichen Denkens, Fühlens, Wollens und Schaffens, mag diese Vernichtung mit oder ohne Schuld des Handelnden eintreten, und zwar in einer Vernichtung, die weder durch blöden Zufall noch durch ein starres, blindes Schicksal, sondern durch das verwickelte Spiel des Lebens herbeigeführt wird, wie es sich aus den Charakteren und Verhältnissen der handelnden Personen ergiebt. Die tragische Handlung bewegt sich also gleich fern von starrer Notwendigkeit wie von blödem Zufall, sie vollzieht sich auf jenem zwischen beiden liegenden Gebiete des thatsächlichen Lebens mit seinem ganzen Reichtume, seiner bunten Mannigfaltigkeit und ewig wechselnden Gestaltung, aus der sich hundert und aberhundert Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten des Verlaufs ergeben, die keineswegs mit unbedingter Notwendigkeit eintreten müssen, sondern je nach der in der Entwickelung der Ereignisse und dem Verhalten der Charaktere ganz verschieden sich entfaltenden inneren Begründung eintreten können oder nicht. Die innere Notwendigkeit der Entwickelung wird sofort eine andere, sobald dieser oder jener Charakter anders handelt, dieses oder jenes Verhältnis sich ändert, sodaß also die Katastrophe immer, obwohl mit innerer Notwendigkeit, doch wider Erwarten eintritt. Das Tragische besteht also zugleich in der wunderbaren Mischung von innerer Begründung und Unberechenbarkeit, in der die eigentlichen tiefsten Rätsel des Lebens ruhen. Die Beleidigung der Königin Elisabeth durch Maria Stuart muß nicht die Hinrichtung der Maria zur Folge haben, hundert andere haben Könige beleidigt und haben viel Schlimmeres vollbracht als

Maria und ſind nicht hingerichtet worden, ſondern haben triumphiert oder ſind durch Flucht entronnen, aber der folgerichtige Verlauf gerade der Ereigniſſe, die Schiller der Geſchichte nachgehend aufeinander folgen läßt, führt in dieſem einzelnen Falle zum gewaltſamen Tode der Maria, aller menſchlichen Vorausſicht zuwider. Eine Schuld des Helden oder der Heldin kann dabei echt tragiſch wirken, aber ſie iſt nicht unbedingt notwendig. Unſere klaſſiſchen Dichter haben oft, von falſcher Theorie beirrt, mit Mühe und Not eine tragiſche Schuld in ihre Dramen hineingetragen und dadurch der einheitlichen und freien Entwickelung der Handlung geſchadet, Schillers Jungfrau von Orleans, Leſſings Emilia Galotti u. a. leiden gleichmäßig unter dieſem Beſtreben. Es iſt doch geradezu lächerlich, wenn der Umſtand, daß Emilia dem Grafen Appiani ihr Zuſammentreffen mit dem Prinzen in der Kirche verſchweigt, und noch dazu aus Gehorſam gegen ihre Mutter, eine todeswürdige Schuld ſein ſoll, oder wenn andere dieſe tragiſche Schuld in der lebhaften Sinnlichkeit des Mädchens ſuchen, die in der Verſuchung fallen könnte, oder in einer heimlichen Liebe Emilias zum Prinzen, die Goethe u. a. als tragiſche Schuld vermuteten, von der aber doch im ganzen Stück nirgends die Rede iſt. Ebenſo ungenügend iſt der Verſuch Schillers ausgefallen, Johanna von Orleans eine tragiſche Schuld aufzubürden. Ob man dieſe Schuld in dem Erwachen der ſinnlichen Liebe oder in dem Hochmut Johannas ſieht, beide Auslegungen befriedigen nicht. Man ſieht daraus, daß der Satz des Ariſtoteles, daß ein Leiden ohne Schuld gräßlich ſei, den Leſſing in der Hamburgſchen Dramaturgie ſo entſchieden verkündigte, die Leſſingſche Technik zum Schaden des geſunden dramatiſchen Aufbaues beeinflußte. Der ariſtoteliſche Satz, daß nur ein Leiden durch Schuld äſthetiſch ſei, ſteht ebenſo im Widerſpruch mit Wahrheit und Leben, wie die verkehrte altteſtamentliche Ethik, daß das Leiden nur Folge einer beſonderen Sündhaftigkeit des Leidenden oder ſeiner Eltern ſei, eine Anſchauung, die ſchon das Buch Hiob entſchloſſen bekämpfte und die endlich durch die neuteſtamentliche Ethik ſiegreich zu Boden geworfen wurde. Auch auf dem Gebiete der Äſthetik ſchreit alles in uns ſehnſuchtsvoll nach einem neuen Teſtament der Kunſt, durch das endlich die verkehrte ariſtoteliſche Lehre von der tragiſchen Schuld endgültig beſeitigt wird. Die Leſſingſche Technik erſcheint in dieſem Punkte veraltet, und das Beſtreben unſerer Klaſſiker, immer eine tragiſche Schuld künſtlich in den Bau des Dramas hineinzutragen, iſt etwa ſo zu beurteilen wie ein andrer ſchwacher Punkt der Leſſingſchen Technik, nämlich das Beſtreben am Schluſſe eines Aktes alle Perſonen von der Bühne vor Beginn des Zwiſchenaktes abgehen zu laſſen. Daß ſchon das Fallen des Vorhanges die Perſonen unſerm Auge entrückt und es daher gar

nicht notwendig ist, am Aktschlusse alle Personen durchaus von der Bühne wegzubringen, diese Erkenntnis ist Lessing nicht gekommen. Nur am Schlusse des ganzen Stückes läßt Lessing Personen auf der Bühne, und nur da steht bei ihm die Bemerkung: Der Vorhang fällt. Es wäre der Gegenstand einer besondern Abhandlung, zu zeigen, wie Lessing oftmals die dramatische Verwickelung ganzer Szenen lediglich deshalb herbeigeführt hat, um den Abgang der Personen von der Bühne am Schlusse des Aktes hinreichend zu motivieren. Am Schlusse des ersten Aktes von Emilia Galotti eilt der Prinz zur Kirche, und Camillo Rota rafft die Papiere zusammen und geht kopfschüttelnd ab. Zu Ende des zweiten Aufzuges, nach dem Streit Appianis mit Marinelli, muß durchaus Claudia noch einmal hereinkommen, damit sich Appiani von ihr verabschieden kann. Sie geht herein und er fort, lautet hier die Schlußbemerkung des Dichters für das Scenarium. Am Schlusse des dritten Aktes stürzt Claudia hinaus, um zu Emilia in das Zimmer des Prinzen zu eilen, und Marinelli ihr nach. Am Ende des vierten Aktes muß nach langem Hin- und Herreden Claudia mit der Orsina zur Stadt zurückfahren und Odoardo beide zum Wagen führen. Und ebenso müssen noch in Nathan dem Weisen am Schlusse der ersten vier Akte alle Personen abgehen. Auch Schiller läßt in den Räubern, sowie noch in Kabale und Liebe, alle Personen bei den Aktschlüssen abgehen, während er schon im Fiesco und Don Carlos wiederholt von der Lessingschen Vorschrift abweicht und beim Fallen des Vorhanges Personen auf der Bühne weilen läßt. Aber auch in seinen Meisterdramen kommt er immer wieder, wenn sich der Abgang gerade als besonders dramatisch wirksam erweist, auf Lessings Vorschrift zurück. Kein Dichter ist ja dem Bedürfnis des Schauspielers nach wirksamen Abgängen so entgegengekommen wie Schiller. Auch Goethe läßt im Götz, Clavigo und anderen Jugenddramen die Personen fast regelmäßig bei den Aktschlüssen abgehen, während er sich später von dieser engherzigen Regel frei macht und z. B. im Egmont durch das Zurücklassen von Personen wirksame Schlußbilder gewinnt. Auch die aus Lessings Dramaturgie, aus seiner Auslegung des Aristoteles stammende Lehre von der Wirkung der Tragödie, die er in die Worte Mitleid und Furcht zusammenfaßt, erklärt viele Mängel des Aufbaus in den Dramen unserer Klassiker. Wer mit Aristoteles Mitleid und Furcht als Wirkung der Tragödie annimmt, richtet den Blick viel zu sehr auf das Schicksal der einzelnen Personen. Wir müssen aber vielmehr das ganze, große, reiche Leben der Tragödie ins Auge fassen und die Wirkungen, die aus diesem Leben hervorgehen. Dann erkennen wir hauptsächlich eine dreifache Wirkung des Tragischen: 1. die Anspannung, Anregung und Steigerung unserer Lebenskräfte und unseres Kraftgefühls

durch den Anblick des reichen und erhabenen Lebens in der Tragödie; 2. das Grauen, das uns beim Anblick eines übermenschlichen, alles Leben durchdringenden und beherrschenden, riesenhaften Schicksals und dessen zerstörenden Wirkungen ergreift; 3. die wunderbare Erhebung aus diesem Grauen, aus dieser Niedergeschlagenheit durch den tiefen Einblick in die unerforschlichen, großartigen Rätsel des Lebens und durch die Erkenntnis, daß gerade dieser Kampf mit den beherrschenden Schicksalsmächten unser Leben so außerordentlich bereichert, ihm alle Öde und Einförmigkeit benimmt und erst den eigentlichen tiefen Inhalt verleiht. Eine Betrachtung der Tragödie unter solchen Gesichtspunkten wird uns neue ungeahnte Genüsse erschließen und zugleich der Entfaltung unserer dramatischen Litteratur wirksame Dienste leisten. Sogar der an sich richtige Grundsatz, daß es sich in der Tragödie immer um die Vernichtung eines außerordentlichen Lebens handelt, wurde früher mißverstanden. Noch Gottsched war der Meinung, daß nur Könige, Fürsten, Prinzen und hohe Adlige geeignete Personen seien, die in einer Tragödie auftreten könnten, weil nur diese außerordentliche Vorzüge oder Lebensgüter besäßen, deren Vernichtung tragisch wirke. Selbst Lessing ist von diesem Grundsatze noch so eingenommen, daß er seine Stücke mit Vorliebe in adligen Kreisen spielen läßt: Miß Sara Sampson, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Tellheim, Recha, der Tempelherr gehören dem Adel an. Erst Schiller wagte es, im ernsten Drama eine bürgerliche Musikantentochter zur Heldin zu machen, und wurde so der eigentliche Schöpfer der bürgerlichen Tragödie in Deutschland. Er zeigte, daß auch Menschen des dritten Standes eine Fülle außerordentlicher Lebensgüter besitzen können, wie in Kabale und Liebe die herrliche Reinheit und Unverfälschtheit der sechzehnjährigen Heldin, sowie ihre reine, tiefe Liebe zu Ferdinand als solche wunderbar schöne und erhabene Güter erscheinen. Und unsere Zeit hat gezeigt, daß auch im vierten Stande solche außerordentliche Schicksale und Lebensgüter vorhanden sein können, sodaß auch Helden und Heldinnen des vierten Standes Träger einer tragischen Handlung sein können. So gilt es, in der Auffassung und Betrachtung der Kunst sich immer von engherzigen Schablonen und Schlagwörtern zu befreien.

Es giebt nun wiederum tragische Leiden des Selbstgefühls, Mitgefühls, Gesamtgefühls, der erhabenen und schönen Willens- und Schicksalsgefühle u. s. w., und nach solchen Unterschieden müssen wir die tragischen Motive in den Dichtungen aufsuchen und bestimmen. So werden wir bald erkennen, wie Schillers Don Carlos unter einer Überfülle tragischer Motive leidet, von denen fast keins zu wirklicher Ausgestaltung gelangt ist. Schiller gab hier, wie überhaupt in seinen

Jugenddramen, zu sehr der Kraft einer kombinatorischen Phantasie nach. Sowohl in der Seele des Carlos wie in der des Posa und der Eboli finden wir tragische Motive: der Prinz sehnt sich, die Niederlande zu befreien, dieses Sehnen bleibt ungestillt; er liebt seine Mutter, er muß dieser Liebe entsagen; er tritt nach jeder Richtung in Gegensatz zu seinem Vater, dieser Gegensatz vernichtet sein schönstes Fühlen und Wollen; Posa muß seine weltbeglückenden Ideen mit dem Tode büßen, und die Seele der Eboli wird durch ihre Liebe zu Carlos und ihr Verhältnis zu Philipp in schwere tragische Konflikte gebracht, dazu kommt noch die tragische Zerreißung des Freundschaftsbandes zwischen Carlos und Posa. Bei Goethe dagegen bewundern wir die Einfachheit, aber gewaltige Inhaltsfülle der Motive. In der Gretchentragödie hat er ein einziges tragisches Motiv: die Vernichtung eines durch unschuldvolle Reinheit und tiefes, reines Gemütsleben hervorragenden edlen Mädchens durch den Widerspruch, in den sie durch Hingabe an den geliebten Mann mit dem moralischen Gesamtbewußtsein gerät. In bewunderungswürdiger Weise hat Goethe dieses Motiv bis in seine Tiefen erschöpft und aus ihm den Mutter-, Bruder- und Kindesmord entwickelt und so nach und nach die Tragik immer furchtbarer und gewaltiger gestaltet.

Ich kann meine kurzen Andeutungen[1]) damit schließen, daß ich alles, was ich sagen wollte, in die Formel fasse: Wir müssen den ästhetisch-grammatischen Betrieb unseres deutschen Unterrichts durch den psychologisch-historischen nachdrücklich ergänzen. Wegweisend und bahnbrechend sind hier vor allem die Arbeiten Wundts, Volkelts Ästhetik des Tragischen, Ernst Elsters soeben erschienene Prinzipien der Litteraturwissenschaft u. a. Diese Werke werden uns für solche Betrachtung manchen wichtigen Fingerzeig geben und der wissenschaftlichen Ausgestaltung des deutschen Unterrichts, an der uns vor allem gelegen sein muß, manchen guten Dienst leisten. Ich möchte daher nicht versäumen, auf diese Werke hier nachdrücklich hinzuweisen.

Nur dem Einwande möchte ich noch begegnen, daß wir es hier doch nur wieder mit logischer Zergliederung, und zwar des Gefühlslebens zu thun hätten. Gewiß ist das richtig; aber diese logische Erkenntnis wird die Wirkung der Dichtung gerade auf das Gefühlsleben außerordentlich vertiefen, ganz ähnlich wie eine gesunde Erkenntnis der Religionswahrheiten das Glaubensleben ganz wunderbar zu vertiefen vermag. Das wird jeder, der sich mit diesen Studien beschäftigt, bald an sich selbst erfahren. Die Schule hat dafür zu sorgen, daß der Stoff so dar-

1) Im einzelnen habe ich das in diesem Vortrage Dargelegte für die Praxis eingehend ausgeführt in meiner Schrift: Die Lektüre u. s. w. II. Teil, Leipzig, B. G. Teubner.

geboten wird, daß er den Anteil der Jugend und zuletzt unſeres ganzen Zeitalters an der Dichtung und den Dichtern mächtig hebt und daß jeder die herrlichen Worte Platens tief in ſeinem Herzen empfindet:

Weltgeheimnis iſt die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr ſie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort:
Was noch atmet, zuckt und ſchaudert, alles ſinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löſchen mit dem letzten Dichter aus!

Verhandlungen der germaniſtiſchen Sektion auf der 44. deutſchen Philologenverſammlung zu Dresden.

Von **Edmund Baſſenge** in Dresden.

Die germaniſtiſche Sektion der 44. Philologenverſammlung tagte vom 29. September bis 1. Oktober in der Aula der Annenſchule zu Dresden. Am 29. September wurden, nachdem Prof. Sievers-Leipzig die Erſchienenen begrüßt und der ſeit der letzten Philologenverſammlung Verſtorbenen gedacht hatte, von der Verſammlung einſtimmig Prof. Sievers-Leipzig und Dr. Lyon-Dresden zu Vorſitzenden, Dr. Saran-Halle und Dr. Baſſenge-Dresden zu Schriftführern gewählt. Auf Vorſchlag von Prof. Sievers beſchloß man, ſofort in die erſte von ihm zu leitende Sitzung einzutreten.

Zunächſt überbrachte Prof. Böttticher-Berlin Grüße der Geſellſchaft für deutſche Philologie in Berlin und deren Bitte um zahlreiche Einſendungen von Diſſertationen, Programmen und dergleichen für den Jahresbericht. Der Vorſitzende erwiderte die Grüße mit der Verſicherung, für Erfüllung dieſer Bitte Sorge zu tragen.

Darauf ergriff das Wort Prof. Siebs-Greifswald zur Erläuterung folgender von ihm vorgelegter Theſe:

„Die im ernſten Drama übliche deutſche Bühnenausſprache pflegt als Norm für die deutſche Ausſprache zu gelten. Sie iſt aber nicht im deutſchen Sprachgebiete durchaus dieſelbe und iſt, vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen.

Deshalb iſt aus orthoepiſchen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Ausſprache wünſchenswert; ſie iſt aber auch darum wichtig, weil dereinſt etwaige Verbeſſerungen der Orthographie auf ihr werden fußen müſſen. Vor allem iſt nötig:

1. die Unterſchiede der Ausſprache zwiſchen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutſchen Sprachgebietes aus-

zugleichen, ſei es nach Maßgabe der Gebildetenſprache größerer Städte, ſei es nach hiſtoriſchen oder äſthetiſchen Geſichtspunkten;

2. die Unterſchiede in der Ausſprache des einzelnen Lautes zu beſeitigen, die nur nach Maßgabe der Orthographie willkürlich geſchaffen ſind und von der Wiſſenſchaft verworfen werden.

Die germaniſtiſche Sektion der 44. in Dresden tagenden Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner würde es mit Freude begrüßen, wenn der deutſche Bühnenverein bereit wäre, ſich zu gemeinſamer Arbeit an dieſem nationalen Werke mit der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft zu verbinden."

Wie Prof. Siebs mitteilte, hat er bei den Leitungen der Hofbühnen von Berlin, Wien, München, Stuttgart großes Intereſſe für die Sache gefunden; Generalintendant Graf Hochberg will im nächſten Frühjahre dem deutſchen Bühnentage die Einſetzung einer aus praktiſchen und theoretiſchen Vertretern für das ober-, mittel- und niederdeutſche Sprachgebiet zuſammengeſetzten Kommiſſion vorſchlagen. Für die genannten Gebiete wollen Prof. Seemüller-Innsbruck, Prof. Vietor-Marburg und Prof. Siebs eintreten. Auch Prof. Sievers hat ſeine Hilfe zugeſagt. Die Frage der Rechtſchreibung ſoll vorläufig nicht in das Arbeitsgebiet einbezogen werden.

Nach einer lebhaften Debatte, woran ſich Prof. Vietor, Prof. Burdach-Halle, Prof. Koch-Breslau, Prof. Sievers, Direktor Evers-Barmen, Dr. Zwierzina-Graz und Dr. Friedländer-Berlin beteiligten, wurde die Theſe mit einer von Prof. Burdach vorgeſchlagenen Änderung (unter Nr. 1: „Sprache der Gebildeten, ſei es ...") einſtimmig angenommen.

Hierauf erhielt Dr. John Meier-Halle das Wort zu ſeinem Vortrage über Volkslied und Kunſtlied, in welchem er etwa folgendes ausführte:

Auf den Unterſchied zwiſchen Volks- und Kunſtlied wies in Deutſchland zuerſt Herder hin, doch wurde durch ihn das eigentliche Weſen ebenſowenig klar beſtimmt, wie durch Arnim und Brentano, deren Anſchauungen ſich mit denen Herders deckten. Dieſe beiden berühmten Herausgeber des „Wunderhorns" wollten durch ihre Sammlung von Volksliedern dem Volke ein äſthetiſches Erziehungsmittel bieten, und wo ſie dieſem Zwecke dienen konnten, da wurden wohl auch Kunſtlieder verwendet. Im Gegenſatze zu ihnen ſtanden die Brüder Grimm mit ihrer hiſtoriſch-kritiſchen Methode, welche der Volkspoeſie die romantiſche gegenüberſtellte, dabei aber, was die Entſtehung anging, die beim Epos zutreffenden Geſichtspunkte auf die lyriſche Dichtung übertrugen und das ganze Volk als den Dichter des Volksliedes bezeichneten. Dieſe Anſchauung blieb in der Folgezeit herrſchend und wurde von Steinthal wiſſenſchaft-

lich zu begründen gesucht, der von einer Dichtung des Gesamtgeistes redete. Sie ist jedoch bei näherer Untersuchung entschieden zu verwerfen. Auch was Berger für sie geltend macht, der den Hauptunterschied im geschriebenen und ungeschriebenen Liede sieht, kann sie nicht aufrecht erhalten, denn dieser Gegensatz paßt zwar auf unsere Zeit, nicht aber auf das Mittelalter; die mündliche Überlieferung ist eines der Merkmale des Volksliedes, aber nicht seine wesentliche Eigentümlichkeit. Zuzugeben ist, daß auch das Volkslied stets von einem einzelnen Dichter verfaßt ist; da sich aber das Volk mit dem Geiste dieses Dichters identisch fühlt, so verliert es die Erinnerung an den einen und verfährt mit dem Liede nach seinem Bedürfnis. Also sind Volkslied und Kunstlied aus derselben Wurzel entsprungen und nicht organisch verschieden. Das wird auch durch die Thatsache bewiesen, daß beide noch heute vielfach in einander übergehen: die Kunstdichter bauen ihre Dichtungen auf Motiven auf, die dem Volksliede entnommen sind, diese wieder sind oft nur verschieden behandelte und umgearbeitete Kunstlieder. Das Volkslied zeigt noch eine weitere Eigentümlichkeit darin, daß es sich mit wenigen, ganz allgemeinen Situationen begnügt; und endlich sind einige stilistische Kriterien von Wichtigkeit, so z. B. der stets klare, deutliche Schluß des Volksliedes.[1])

Auch diesem Vortrage folgte eine längere Diskussion, geführt von Prof. Berger-Berlin, Direktor Evers-Barmen, Prof. Hauffen-Prag, Prof. Burdach-Halle, Dr. Friedländer-Berlin und Dr. Schullerus-Hermannstadt.

Hierauf verteilte Dr. Lyon an die Anwesenden: Das 10. Heft des 11. Bandes (Jahrgang 1897) der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für den deutschen Unterricht und vom 7. Bande des Goedekeschen Grundrisses der deutschen Dichtung, dessen 2. Auflage von Prof. Dr. Götze-Dresden besorgt wird, den 1. Bogen: § 311 über E. M. Arndt.

Die 2. Sitzung (Donnerstag den 30. September 1897, vorm. 8 Uhr) leitete Dr. Lyon, welcher zunächst ein Schreiben des Intendanten des Königl. Hoftheaters in Wiesbaden, Herrn v. Hülsen, verlas, worin dieser seine Zustimmung zu den Thesen des Prof. Siebs ausdrückt.

Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. Wilhelm Streitberg-Freiburg (Schweiz): „Über das sogenannte Opus imperfectum."

Das „Opus imperfectum, quod Chrysostomi nomine circumfertur", das Bruchstück eines Kommentars zum Matthäus-Evangelium, wurde früher für ein gotisches Denkmal angesehen, und diese Ansicht sucht Friedr. Kauffmann (Münchner Allgemeine Zeitung vom 24. Febr. 1897,

1) Der Vortrag soll vollständig abgedruckt werden in der Beilage zur „Münchner Allgemeinen Zeitung".

Beilage) nicht nur zu beweiſen, ſondern er äußert auch die Vermutung, der Verfaſſer ſei Wulfila ſelbſt geweſen. Er rechnet mit dieſer Hypotheſe wie mit einer erwieſenen Thatſache, und doch iſt ſie leicht als irrig zu erkennen. Stellen, aus denen Kauffmann des Verfaſſers gotiſche Nationalität ſchließt, beweiſen nicht mehr als Vertrautheit mit den gotiſchen Sitten und Zuſtänden. Ein Mißverſtändnis aber iſt es, wenn Kauffmann in der Stelle vom gladius separationis einen Nachhall der Auswanderung der chriſtlichen Goten über die Donau ſieht; ſie bezieht ſich vielmehr auf die Trennung der Gläubigen und der Häretiker. Vielmehr läßt ſich reichlich belegen, daß der Verfaſſer des Kommentars völlig von den Anſchauungen der antiken Kultur erfüllt iſt und ſie überall vorausſetzt. Dadurch aber iſt ein germaniſcher Autor ausgeſchloſſen.

Am meiſten aber entſcheidet gegen Kauffmann die Zeit der Entſtehung des Werkes. Dieſes zeigt die orthodoxe Partei im unbeſtrittenen Beſitze der Macht, den Arianismus beklagt der Verfaſſer immer wieder als dem Untergange geweiht. Dieſer ſcharfe Gegenſatz wiederholt ſich des öfteren, ſo daß die erſten Regierungsjahre Theodoſius' des Großen — und das wäre doch für Wulfila der ſpäteſte Termin — zu dieſer Stimmung durchaus nicht paſſen; wohl aber ſtimmt hierzu das Ende des 4. Jahrhunderts. Damit iſt Kauffmanns Vermutung der Boden entzogen. Ausführlicher ſoll die Streitfrage andernorts behandelt werden.

Dieſem Vortrage folgte der von Dr. Carl Kraus-Wien: „Über die Sprache Heinrichs von Veldeke."

Das Lob, das Gottfried, Wolfram und viele andere dem Dichter der Eneide ſpendeten, die weite Verbreitung des Werkes, die man aus der Zahl der Handſchriften ſchließen darf, die Thatſache, daß thüringiſche Fürſten den Dichter zur Arbeit anſpornten — alles dies erklärt ſich aus den großen Vorzügen der Dichtung; verwundern aber muß es, daß dieſe bei ihrem dem Niederländiſchen nahe verwandten Dialekt — denn Veldeke ſtammte aus Maaſtricht — ſolchen Erfolg auf deutſchem Boden hatte, in ſeiner Heimat aber der Dichter, wie es ſcheint, ganz unbeachtet blieb. Seit Lachmann ſind verſchiedene Verſuche gemacht worden, dieſes litterarhiſtoriſche oder ſprachliche Problem zu löſen. Braune und Behaghel, welche meinen, der Dichter habe ganz unbefangen in ſeiner heimiſchen Mundart geſchrieben, erklärte der Vortragende ſich nicht anſchließen zu können. Aus dem Fehlen ſpezifiſch hochdeutſcher und dem Gebrauche Maaſtrichter Reime darf man noch nicht folgern, Veldeke habe auf das Hochdeutſche keine Rückſicht genommen; dazu muß man erſt unterſuchen, ob die mundartlichen Reime in der Eneide ebenſo häufig vorkommen wie in ſprachlich verwandten Dichtungen. Die genaue Nachforſchung lehrt aber, daß Veldeke auf die hochdeutſche Sprache eine ſehr weitgehende

Rücksicht nahm, indem er von spezifisch Maastrichter Reimen gar keinen oder doch sehr geringen Gebrauch machte. Der Vortragende führte dafür Beispiele aus der Laut- und Formenlehre sowie aus dem Wortschatze an und betonte, daß sich an den andern mittelhochdeutschen Dichtern ganz ähnliche Beobachtungen machen ließen; zum Schlusse deutete er die Aufgaben an, die hieraus der philologischen Forschung erwachsen.

Den dritten Vortrag hielt Privatdozent Dr. Konrad Zwierzina-Graz: „Über Reimwörterbücher zu den höfischen Epikern."

Wie die klassischen höfischen Epiker fortwährend an dem Ausbau ihrer Technik arbeiteten, das kann man noch heute genau beobachten vermittelst des Reimwörterbuchs. Doch muß dieses die Verse ganz ausgeschrieben und mit dem zugehörigen Reimvers nach dem Reimwort geordnet enthalten. Dann kann man damit das Verhältnis des syntaktischen und lexikalischen Materials zur Metrik und Technik des Verses feststellen. Wer dagegen nur die Reimworte aufzeichnet, dem werden die feineren Beobachtungen unmöglich sein. So gebraucht z. B. Hartmann den Reim herre im „Erec" meist in der Appositionsstellung, also als Flickwort, im „Iwein" dagegen nur noch als Anrede oder in der Bedeutung Herr über Knechte u. ä. m. Besonders interessant wird ein Reimwörterbuch zu einem Dichter sein, der, wie Hartmann, mehrere Werke hinterlassen und darin seinen Gebrauch mehrfach verändert hat. Man wird daraus das Veralten von Worten, Wortformen und syntaktischen Fügungen in der Gegend und Gesellschaft des Dichters zu erkennen vermögen. Mehr noch wird unsern Blick die Vergleichung der Reimwörterbücher zu verschiedenen Dichtern schärfen, denn hierdurch müssen sofort alle Verschiedenheiten der Diktion in die Augen fallen. Notwendig ist für unsern Zweck diese Vergleichung bei Dichtern, von denen nur ein Werk erhalten ist, innerhalb dessen wir keine besondere Stilentwicklung wahrnehmen. Takt und Geschmack der Dichter, ihre Auswahl aus dem überlieferten Sprachmaterial und die Verwendung in Vers und Reim sind die Gegenstände der Untersuchung, und die Vergleichung der Reimwörterbücher wird ergeben, was ein Dichter im Gegensatze zu andern absichtlich gemieden hat, ja die feinsten Unterschiede müssen dadurch deutlich werden. Dann wird man den Vers jedes einzelnen Dichters genau beschreiben, seine Eigenart scharf bezeichnen können, und auch für die Textkritik, für die Erkennung des Sprachgebrauchs, für Nachweisung des Neuen, des Entlehnten und Überkommenen werden sich reiche Vorteile herausstellen.

An vierter Stelle endlich sprach Privatdozent Dr. Otto Bremer-Halle: „Über die Aufgaben der deutschen Mundartenforschung."

Der Vortragende behandelte zunächst diejenigen Aufgaben der deutschen Mundartenforschung, welche besonders dringlich sind:

1. Qualitative und besonders quantitative Vermehrung des mundartlichen Materials. Jenes ist nötig, weil die Mehrzahl der neueren Darstellungen nur die Lautlehre behandelt, dieses, weil wir nur über einige Gebiete gut (Schweiz, Elsaß, Schwaben), über andere äußerst mangelhaft, zum Teil gar nicht unterrichtet sind (Altbayern, Gebiete östlich der Elbe). Dringend ist diese Aufgabe, weil die echte Mundart im Rückgange begriffen ist.
2. Verarbeitung des bereits vorliegenden mundartlichen Materials, damit endlich auch einmal greifbare Ergebnisse der Mundartenforschung zu sehen sind.
3. Bearbeitung der Karten von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches. Dabei würde manche Linie vielleicht erheblich anders zu ziehen sein, z. B. die *dot-tot-Linie* und die *water-wâter-Linie*. Zur Herstellung eines wirklichen Sprachatlas ist die Zusammenarbeit möglichst vieler Forscher unter Ausnutzung der grammatikalischen Dialektlitteratur erforderlich. Dringlich ist diese Aufgabe, weil eine Nachprüfung der Linien durch persönliche Nachfragen später nicht mehr möglich sein wird.

   Da eine Veröffentlichung der vorliegenden Karten der Kosten wegen ausgeschlossen ist, so empfahl der Vortragende, einstweilen kleinere Karten mit den Hauptlinien nach den Wredeschen Berichten herzustellen.

Hierauf betonte der Vortragende, daß es sich nicht empfehle, die drei genannten Aufgaben getrennt zu behandeln. Eine systematische Erforschung der deutschen Mundarten, die unbedingt nötig erscheint, ist aber nur möglich bei einer Organisation sämtlicher deutscher Sprachforscher. Die erste Aufgabe eines solchen Verbandes würde die grammatische und lexikalische Bearbeitung der Mundarten sein. Von den übrigen Aufgaben sind zwei noch besonders wichtig:

1. Die Beleuchtung der Mundarten in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache.

   Da aber die mundartlichen Unterschiede um so größer werden, je weiter wir sie in das Mittelalter zurückverfolgen, so ist ferner wichtig:
2. Die Bedeutung der Mundarten für die germanische Stammesgeschichte. Da die heutige Mundartengrenze oft die alte Stammesgrenze ist, so kann die moderne Sprachwissenschaft oft der Geschichtsforschung zu Hilfe kommen. Und daß es noch heute scharfe Mundartengrenzen giebt, läßt sich vielfach belegen,

so z. B. die ostfränkisch-schwäbische. Doch reichen weder Wenkers noch Fischers Sprachatlas zur Feststellung solcher Grenzen aus. Gerade die wichtigsten Charakteristika sind am schwersten darzustellen, Accent, Gesamtaussprache, Tempo und dergleichen. Im Zusammenhange stehen mit den Unterschieden der Sprache die der Sitte und des Volkscharakters, und daher kann auch die Mundartenforschung mithelfen an der nationalen Aufgabe, das allmähliche Zusammenwachsen der deutschen Stämme zur Nation aufzuhellen.

Der Vortragende legte hierauf die beiden ersten Hefte von Nagls Zeitschrift „Deutsche Mundarten" vor.

An der regen Debatte, die diesem Vortrage folgte, nahmen teil Hauffen-Prag, Sievers-Leipzig, Siebs-Greifswald, Murkow-Wien, Uhl-Königsberg und Lambel-Prag.

Hierauf berichtete Dr. Anton Schullerus-Hermannstadt kurz über den Stand der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuche, welches schon von Leibniz angeregt, von J. K. Schuller, Jos. Haltrich und J. Wolff gefördert und jetzt von neuem in Angriff genommen worden ist. Zu dem Grundstocke, den man in Wolffs Nachlasse fand, sind in den letzten zwei Jahren etwa 40 000 Beiträge aus der lebenden Mundart gesammelt worden. Es kann daher im kommenden Winter mit der Ausarbeitung begonnen werden. Der Redner verteilte unter die Anwesenden den ersten gedruckten Bericht über die Vorarbeiten, das Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde Nr. 20, 9, und bat um wohlwollende Teilnahme der germanistischen Sektion an diesem wissenschaftlichen und nationalen Unternehmen der Deutschen in Siebenbürgen.

Zur Verteilung gelangten auch ein Aufruf des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zum Beitritte sowie das 10. wissenschaftliche Beiheft zur Zeitschrift dieses Vereins.

In der 3. Sitzung (Freitag den 1. Oktober 1897, vorm. 8 Uhr) führte Prof. Sievers den Vorsitz.

Die Versammlung beschloß zunächst einstimmig auf Anregung des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Wilmanns-Bonn, die Akten der germanistischen Sektion der Leipziger Universitätsbibliothek zur Bewahrung zu übergeben. Bis dahin werden sie im Leipziger germanistischen Seminar unter Prof. Sievers' Aufsicht niedergelegt. Den ersten Vortrag hielt an diesem Tage Dr. Karl Reuschel-Dresden: „Über die ältesten Lutherspiele".

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Begriffe „Lutherspiel" und „Lutherfestspiel" besprach der Vortragende die ersten Dramen, die sich mit Luthers Leben und Wirken beschäftigen. Das erste von

diesen, das „Curriculum vitae Lutheri“ des Andreas Hartmann, ist im Gegensatze zu dessen früherer „Comoedia vom Zustande im Himmel und in der Hellen“ eine selbständige Arbeit. Es ist 1599 vollendet und 1600 zu Magdeburg im Druck erschienen. Hartmann stützte sich hauptsächlich auf die drei ersten Predigten des Mathesius über Luther sowie auf des Reformators Schriften und Tischreden und zeigt dabei Gewissenhaftigkeit und Ansätze zu einer Quellenkritik. Einige Stellen gehen auf die „Historica narratio et oratio“ des Selneccer zurück; die Gestalt des das gemeine Volk vertretenden Herrn Omnes entnahm er Luthers Schrift „Wider die himlischen Propheten“. Das „Curriculum“ reicht freilich nur bis zu Luthers Entführung auf die Wartburg und steht in der poetischen Form hinter Hartmanns früherem Werke zurück.

Mit viel mehr Leidenschaft wird der Konfessionsstreit dargestellt in Martin Rinkarts allegorischem Drama „Der Eißlebische Christliche Ritter“. Diesem liegt eine Erzählung zu Grunde, welche schon hundert Jahre vorher in einem Sterzinger Spiele dramatisch bearbeitet und auch von der bildenden Kunst (Francesco Ubertini, Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden Nr. 80) verwendet wurde und die Rinkart benutzte, wie sie A. Hondorf in seinem „Promptuarium exemplorum“ giebt. Dagegen kannte er dessen Quelle, Theodor Zwinggers „Theatrum vitae humanae“, nicht. Andere Quellen Rinkarts waren Cyriacus Spangenbergs Predigt von der geistlichen Ritterschaft (für die Einleitung), Mathesius und Luthers Tischreden (für den geschichtlichen Inhalt). Die Figur der Phrenophila — der Schwindelgeist — beruht vielleicht auf der Fraw Hulde in der Schrift „Wider die himlischen Propheten, II“.

Drei Schauspiele feierten den hundertjährigen Gedenktag des Thesenanschlags; wohl das erste davon ist der in lateinischen Versen gedichtete „Lutherus“ des Heinrich Hirtzwig, welcher in Wittenberg aufgeführt wurde (vgl. den einleitenden Bericht des Joachim Flimingus in dem Exemplar der Königl. Bibliothek zu Dresden). Hirtzwig stellt im allgemeinen mit geschichtlicher Treue Luthers ganzen Lebenslauf vom ersten öffentlichen Auftreten an dar — ein dramatisches Unding.

In Stettin wurde 1617 Heinrich Kielmanns „Tetzelaramia, daß ist eine lustige Comoedie von Johan Tetzels Ablaßkram“ aufgeführt. Dieses Werk ist beeinflußt von den Dramatikern Naogeorg, Chrysaeus und Hildesheim, sowie von Hartmanns „Curriculum“ und benutzt in den selbständigen Teilen gern Luthers Tischreden.

Der „Indulgentiarius confusus“ des Martin Rinkart (1890 neu bearbeitet von August Trümpelmann) ist aus Hartmann und Kielmann geschickt zusammengearbeitet mit häufiger Benutzung des „Eißlebischen Christlichen Ritters“ und Anlehnung an Mathesius und die Tischreden.

Zum 5. Akte regten ihn besonders der vielfach Hutten zugeschriebene „Libellus de obitu Julii Pontificis Maximi", Hartmanns erstes Drama, sowie Huttens „Inspicientes" an.

Endlich schrieb Rinkart noch ein drittes Lutherstück, den „Monetarius seditiosus" (1625), das eine nur in dramatische Form gezwängte Chronik des Bauernkriegs ist, die auf guten Quellen beruht und nach Rinkarts Meinung bei der Aufführung auf zwei Tage verteilt werden sollte.

Rinkart zeigt sich vielfach als geübter Kanzelredner und benutzt besonders stark die deutschen Sprichwörter.

An der sich anschließenden Debatte nahmen Bolte-Berlin und Uhl-Königsberg teil.

Darauf folgte der Vortrag von Prof. Dr. Adolf Hauffen-Prag: „Über Johann Fischarts Bibliothek".

Die neuen Fischartfunde des Hofbibliothekars Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt bestehen 1. aus einer handschriftlichen Sammlung von Abschriften lothringischer Verordnungen, die sich Fischart als Amtmann in Forbach (etwa 1584—1590) angelegt hat, und 2. aus sechs Büchern, die zahlreiche Namenseintragungen, viele (bisher unbekannte) lateinische und deutsche Anagramme und längere Randbemerkungen von Fischarts Hand enthalten. Der Vortragende führte die wichtigsten Ergebnisse seiner Studien darüber sowie die interessantesten Beispiele vor. Die Mehrzahl der Randbemerkungen besteht aus Etymologien; durch diejenigen in den Opera des Holländers Goropius Becanus will Fischart nachweisen, daß nicht das Niederländische, wie Becanus meint, sondern das alemannische Germanisch die Ursprache der Menschheit gewesen sei.

Ferner wies der Vortragende auf die Randbemerkungen zu den Hieroglyphica des Pierius Valerianus sowie auf weitere Bücher hin, die sich in Fischarts Bibliothek befunden haben, und erwähnte zum Schlusse das Gedicht an die Bibliothek der Abtei zu Theleme, das sicher auf Fischarts eigene Bibliothek zu beziehen ist.

Anmerkung: Der Vortrag, der mit mehreren photographischen Nachbildungen der genannten Eintragungen illustriert wurde, soll in erweiterter Form an anderem Orte erscheinen.

Da eine Debatte nicht stattfand, folgte sofort der Vortrag von Dr. Karl Drescher-Bonn: „Der Verfasser der pseudo-Stainhoewelschen Decamerone-Übersetzung."

Jakob Grimms Ansicht, daß Heinrich Stainhoewel der Arigo des Decamerone sei, ist durch Wunderlichs Untersuchung endgültig widerlegt. Der Vortragende wandte sich, absehend von Hans Möllers Dissertation (Leipzig 1895), der Frage nach dem wahren Arigo zu. Das Decamerone

iſt kein ſchwäbiſches Denkmal, denn ihm fehlen ſchwäbiſche Charakteriſtika völlig, zeigt aber weſentliche Übereinſtimmungen mit der Sprache der Kanzlei Friedrichs III. und auch ſpeziell bayriſche ſowie einige oberpfälziſche Elemente. Auch der Wortſchatz, der übrigens die auch von Wunderlich wieder vertretene Anſicht einer lateiniſchen Zwiſchenbearbeitung entſchieden widerlegt, weiſt ſeinem Charakter nach auf Bayern, einzelne Worte auf den öſtlichen Teil der Gegend von Bamberg bis Frankfurt a. M. Das Wort dinglach = Weißzeug oder Gewand iſt ausſchließlich für Nürnberg belegt. Nach Anführung dieſer und noch einiger beſonders charakteriſtiſcher Kriterien darf als ſicher angenommen werden, daß die Decamerone-Überſetzung von Arigo in Nürnberg geſchrieben iſt. Doch wies der Vortragende noch auf einiges aus dem Wortſchatze hin, was aus dem nördlichen Mitteldeutſchland ſtammt. Dieſe Elemente ſind aber, wie der Vortrag erkennen ließ, nicht zahlreich.

Weitere Unterſuchung ergiebt, daß Arigo ein Geiſtlicher geweſen ſein muß, auch zeigt ſich deutlich die rhetoriſche Manier des Kanzelredners. Einzelne Belege, die vorgeführt wurden, beweiſen, daß Arigo ſich ſein Publikum nicht als leſendes, ſondern als hörendes vorſtellt. Er hat auch ein entſchiedenes Intereſſe für deutſche Dichtung und eine Vorliebe für deutſche Sprichwörter. Das ſpricht beſonders dafür, daß Arigo ein Deutſcher war, während Vogt in ihm einen Italiener ſieht.

In Nürnberg gab es nun um 1450/60 einen humaniſtiſchen Kreis, dem — früher — kurze Zeit Niclas von Wyle, dann Gregor Heimburg, Martin Mayr, Peter Eſchenloer und Heinrich Leubing, der Pfarrer von St. Sebald, angehörten. Auf den letztgenannten aber paſſen alle Kriterien vortrefflich. Leubing ſtammte aus Nordhauſen, ſtudierte in Leipzig und Bologna, war mehrfach in Italien — auch im Gefolge des Kaiſers —, kam 1444 aus dem Dienſte des Erzbiſchofs von Mainz nach Nürnberg als Rechtskonſulent und Pfarrer von St. Sebald, blieb in dieſer Stellung 20 Jahre und ſtarb, nachdem er in den Dienſt der ſächſiſchen Herzöge getreten, 1472 als Domherr von Meißen. Entſcheidend für ihn erſcheint die Behandlung der erſten Novelle des erſten Tages, aus deren Überſetzung hervorgeht, daß Arigo bemüht war, die Beichte nicht in den Händen des Ordensgeiſtlichen zu laſſen (er erſetzt frater nicht ein einziges Mal durch „münch“ oder „pruder“, ſondern durchweg — in 25 Fällen! — durch Wendungen wie „der gute mann“, „der heilige mann“ u. a.). Eben darüber aber hatte Leubing 1451 mit der Geiſtlichkeit der vier Nürnberger Orden einen heftigen Zwiſt, der durch Nicolaus Cuſanus im allgemeinen zu Leubings gunſten entſchieden wurde. Iſt nun in der Wiedergabe jener Novelle ein Reflex dieſes Streites zu ſehen, dann iſt der Beginn der Überſetzung nicht zu lange nach 1451 anzuſetzen.

Und ist die geäußerte Ansicht richtig, so haben wir in Arigos Schreibweise zugleich ein schönes Beispiel für gemeinsprachliche Entwicklung und Einwirkung um 1460.

Eine ausführliche Darlegung und Begründung seiner Ansicht gedenkt der Vortragende andernorts zu geben.

Zu dem Vortrage Dr. Dreschers machten Bolte-Berlin, Vogt-Breslau und Sievers-Leipzig einige Bemerkungen.

Darauf hielt den letzten Vortrag Privatdozent Dr. Wilhelm Uhl-Königsberg: „Benennung und Wesen der deutschen Priamel."

Nachdem Lessing 1779 die Priamelforschung angeregt hatte, warf Eschenburg im 5. Beitrage des Sammelwerkes: „Zur Geschichte und Litteratur", Braunschweig 1781, S. 183—222: XXV. „Altdeutscher Witz und Verstand" zum erstenmal die Frage nach der Etymologie des Wortes auf (S. 188, Anm. 1): „Dieß Wort [Priamel] finde ich in den Ueberschriften alter poetischer und musikalischer Stücke sehr oft, nirgends aber eine Erklärung seiner eigentlichen Bedeutung und Herleitung. Ist es vielleicht aus dem lateinischen Worte praeambulum entstanden?"

Der Erste, der diese Frage direkt zu beantworten versuchte, war Herder. Er sagt im „Litterarischen Briefwechsel" des „Teutschen Merkur vom Jahr 1782", Drittes Vierteljahr, Weimar 173 flg.: „Ohn allen Zweifel, und die Form der Priamel giebts deutlich. Es wird nämlich (damit ich mich des altteutschen Volksausdruks bediene) erst lange präambulirt, und denn folgt der kurze Schluß oder Aufschluß. . . . . Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschluß; gerade die wesentlichen Stücke, in die Leßing das Sinngedicht setzet."

Später bestätigte dann Eschenburg diese Auffassung Herders (Bragur II, Leipzig 1792, 333 flg.; Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, 390).

Als den Urheber der heute noch landesüblichen Erklärung der Priamel haben wir somit Herder anzusehen. Seine Ansicht brach sich jedoch nur langsam ihre Bahn und ist eigentlich noch bis heute keineswegs zu einer unbestrittenen Geltung gelangt. Wohl mancher hat sich beim Anhören dieser Definition aus unbewußten Gründen eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren können. Ettmüller, Gervinus und Scherer haben sich gehütet, diese Erklärung nachzusprechen; sie gelangte erst zu allgemeinerer Verbreitung durch Wackernagel, Vilmar und Bartsch, sowie endlich durch das Eintreten des Deutschen Wörterbuches 7, 2113 (Lexer). Offenen Widerspruch erhob aber während der ganzen hundert Jahre nur Bernhard Joseph Docen, Über die deutschen Liederdichter seit

dem Erlöſchen der Hohenſtaufen bis auf die Zeiten Kaiſer Ludwigs des Bayern. (Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt. 12. Jahrg. Wien 1821. Nrn. 50, 51, 53, 54, S. 201b und 213b, Anm. 12.)

Die neueren Priamelforſcher, Bergmann, Wendeler und Euling, haben die Herderſche Erklärung teils ſtillſchweigend acceptiert, teils zu modifizieren oder gänzlich durch eine andere zu erſetzen verſucht, über die Benennung und das Weſen der deutſchen Priamel aber keine entſcheidenden Aufſchlüſſe gegeben.

Die Herderſche Erklärung iſt aus folgenden Gründen unhaltbar. Sie iſt zunächſt offenbar ſtark beeinflußt durch Leſſings Theorie von „Erwartung und Aufſchluß“ (Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm, v. J. 1771). In den Wolfenbütteler Hſſ. ſind aber unter dem Namen „Priameln“ nur ganz vereinzelt ſolche Gedichte überliefert, auf die jene beiden Kriterien wirklich zutreffen; die allermeiſten ſind einfache ſcherzhafte Miſchgedichte ohne jede Schlußwendung. Auf den Geſchlechtswechſel des Wortes iſt allerdings nicht viel Gewicht zu legen; im 15. Jahrhundert heißt es meiſt: das priamel. Aber ſehr auffällig bleibt der Umſtand, daß bei der Benennung der Gattung nur die Erwartung, das Präambulieren, die Bezeichnung für das Ganze abgegeben haben ſollte und die Hauptſache, der Aufſchluß, gar nicht berückſichtigt worden wäre. Eine Analogie für dieſes pars pro toto iſt abſolut nicht aufzutreiben.

Dazu kommt, daß praeambulum im Mittelalter keineswegs die Bedeutung „Sprichwort“ gehabt hat, wie einige annahmen; die älteren Wörterbücher gloſſieren das Wort durch „vorgang“, „vorlauff“ u. ſ. w.

Der gewichtigſte Einwand, der gegen die Herderſche Erklärung erhoben werden muß, iſt jedoch folgender: Wie war es möglich, daß eine deutſche Dichtungsart mit einem lateiniſchen Namen belegt wurde?! Noch dazu eine Dichtungsart, die ſeit alter Zeit im Volke lebte und, gleich dem Sprichworte, gerade in ungelehrten Kreiſen die meiſte Verbreitung gefunden hatte? Der Fall iſt faſt gänzlich vereinzelt; das deutſche Volk benannte ſeine Lieder-Gattungen mit den Wörtern liet, leich und deren Kompoſitis. Eine Parallele bietet (abgeſehen von den geiſtlichen Laiſen, Sequenzen und Antiphonen) nur das Quodlibet, und wie dieſes ſo wird alſo auch die Priamel auf gelehrte, d. h. juriſtiſche, geiſtliche oder überhaupt Univerſitätskreiſe zurückzuführen ſein. Da nun aber zur Genüge bekannt iſt, daß man im 15. Jahrhundert auf den deutſchen Hochſchulen alles andere betrieb, nur nicht die Geſchichte der deutſchen Litteratur, da man alſo ganz gewiß nicht etwa in jener Zeit eine deutſche Dichtungs-Gattung aus wiſſen-

schaftlichem Interesse, um sie zu erklären, unter Reflektierung über ihr Wesen, mit einer lateinischen Bezeichnung versehen hat, so bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als anzunehmen, daß wir einen Studentenwitz vor uns haben.

Diese Vermutung wird bestätigt durch die Auffindung zweier quaestiones praeambulares der Universität Erfurt aus den Jahren 1497 und 1499. Die quaestio praeambularis ist nun identisch mit der bereits früher bekannten quaestio exspectatoria; sie ist außer für Erfurt auch für Leipzig nachzuweisen und repräsentierte gewissermaßen die Generalprobe der quaestio quodlibetica. Die quaestiones praeambulares oder exspectatoriae waren also „Vorläufer" der quaestio quodlibetica, die mehrere Tage währte und den Inhalt jener vorausgeschickten Programme erschöpfen mußte. Näheres bietet darüber Dr. Uhls demnächst erscheinendes Buch: „Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Mit Beiträgen zur Geschichte der deutschen Universitäten im Mittelalter," Leipzig, Hirzel 1897.

Nichts ist aber nun mehr dazu angethan, den allezeit schlagfertigen Witz der akademischen Jugend zu wecken, als gerade eine solche allbekannte und regelmäßig wiederkehrende offizielle Gewohnheit! Der ehrwürdige Name der quaestio quodlibetica (oder des Quodlibets) mußte allmählich dazu herhalten, eine gewisse Art scherzhafter Mischmasch-Gedichte zu bezeichnen; was ist natürlicher, als daß mit dem Namen der quaestio praeambularis (oder des Präambulums), die den Inhalt jener großen Disputation quasi in nuce repräsentierte, eben derselbe Mißbrauch getrieben wurde!

Das Mischmasch-Gedicht ist als urdeutsche Gattung anzusehen. Man kann zwei Arten scheiden: Die Häufung selbstverständlicher Wahrheiten (Kinderreime) und die Häufung selbstverständlicher Unwahrheiten (Lügenmärchen). Beide Arten gehören zur Didaktik, auch die zweite; das Kind denkt beim Aufsagen der Lügenmärchen, im altklugen Stolze: „Wie kann man nur so dumm sein, so etwas zu glauben!" Beide Arten leben dann im Kreise der Erwachsenen fort, wenn diese bei festlichen Gelegenheiten (Hochzeiten, Doktorschmäusen u. s. w.) den Ernst des Lebens für eine kurze Zeit schwinden lassen und sich harmlos nach Art von Kindern vergnügen. Dies ist die Genesis des Quodlibets, das namentlich im 18. Jahrhundert zu Leipzig blüht. Genau dasselbe, was „Quodlibet" bedeutet, haben wir uns nun auch unter „Priamel" vorzustellen: ein scherzhaftes Mischgedicht ohne jede Schlußwendung.

Heutzutage gehen nun irrtümlicher Weise unter der Bezeichnung „Priamel" zwei ursprünglich völlig getrennte Dinge nebeneinander

her: Das altdeutsche Mischgedicht und das internationale kurze Lehrgedicht mit Pointe. Letzteres kommt von Indien und läuft durch die gesamte Weltlitteratur; es kann koordinierend sein (diese Art überwiegt, die Beispiele sind zur Genüge bekannt), aber auch differenzierend, z. B.: ‚Zween Hund an einem Bein Kommen selten vberein'; ‚Schwiegermütter und Sohnesweiber sind selten einig', „Arbeiten und Arbeiten ist ein Unterschied", u. s. w.

Die Priamel ist also, wie auch das Rätsel, die älteste Form des Witzes, d. h. die Fähigkeit, versteckte Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen gewissen Gegenständen herauszufinden. Solche witzige Sentenzen treten bei jedem Volke auf, sobald es nur einmal über seine eigenen und über göttliche Verhältnisse zu reflektieren begonnen hat. Die Jugend und das niedere, ungebildete Volk sieht nur, „was vor Augen ist", aber das erfahrene Alter und vielleicht ein höherer Stand, eine Priesterkaste, lehrt jene beiden ein tieferes Eindringen: auseinanderzuhalten, was nur dem oberflächlichen Blicke als verwandt erscheint, und zusammenzubringen, was man anfänglich für weit getrennt halten sollte. Auf diesen beiden Grundsätzen beruht die ganze Lebensweisheit!

Es empfiehlt sich daher, das „internationale kurze Lehrgedicht mit Pointe" ebenfalls in zwei Arten zu zerlegen, nämlich in koordinierende und in differenzierende Priameln. Rein äußerlicher Natur ist die Scheidung in synthetische und analytische Priameln (Bergmann), sowie die Einteilung in Anaphora, Mesophora, Epiphora (Wendeler).

Verteilt wurde das 1. Heft der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, herausgegeben von Dr. Ilberg und Rektor Prof. Dr. Richter.

Für den Fall, daß die nächste Philologen-Versammlung in Bremen stattfindet, wurden als Obmänner der germanistischen Sektion im voraus Prof. Dr. Heyne-Göttingen und Prof. Dr. Bulthaupt-Bremen gewählt.

Zum Schlusse dankte der Vorsitzende Prof. Sievers allen Vortragenden und Geh. Regierungsrat Prof. Wilmanns-Bonn im Namen der Versammlung den beiden Vorsitzenden für ihre Mühwaltung.

Sprechzimmer.

1.

In dem Aufsatze „Zur Würdigung der Sprichwörtersammlung des Johann Agricola" (11. Jahrgang, S. 643–653 dieser Zeitschrift) hat

ſich der Verfaſſer Rudolf Windel öfters genötigt gefunden, aus Agricola angeführte Wörter mit einem Fragezeichen zu verſehen. Zum Teil betrifft das Ausdrücke, die nichts weniger als ſelten in damaliger Sprache vorkommen, und für die meiſten Leſer dürfte an ſolchen Stellen keinerlei Schwierigkeit des Verſtändniſſes vorhanden ſein. Gegen Ende aber findet ſich bei Erwähnung der Zigeuner (S. 653) die folgende Bemerkung: „Ich halt ſie für bettler vnd kundtſchaffter oder verräter, welche den hautzen (?) vnd die hautzin beſeffeln (?) vnd verianen (verthun?) darnach das ihr in dem ſonnebeth (?)." Es ſcheint doch geboten, das über dieſem Satze ſchwebende Dunkel zu lüften. Natürlich gehören die fraglichen Wörter dem Rotwelſchen an. Die ältere Litteratur über dasſelbe findet ſich verzeichnet bei Karl Goedeke, Pamphilus Gengenbach (Hannover 1856) S. 518, als Anmerkung zum „Bettelorden". Außerdem enthält z. B. auch das „Soldatenleben" des Moſcheroſch (Geſichte Philanders von Sittewald, herausgegeben von Bobertag, Deutſche Nationallitteratur) ein Gloſſar der Gaunerſprache (S. 286 flg.). Dort iſt zu leſen: Hautz — Bawr, Hautzin — Bäwrin, Beſeffeler — ... Betrieger, Sonebeth — Hurenhauß, Jonen — Spielen.

Windel kann ſich (S. 653) den Urſprung des Wortes „Schlump: Schlumps" nicht erklären. Ich erinnere an das ahd. Adverb sliumo „ſchleunig, eilends", wozu die von Agricola angegebene Bedeutung ſtimmt.

Dresden. **Karl Reuſchel.**

2.

Seitdem ich die unangenehme Erfahrung gemacht habe, daß ſelbſt in guten Leſebüchern manche Texte verballhornt wiedergegeben ſind, pflege ich dieſe mit den Originalen zu vergleichen. Das iſt jedoch nicht immer möglich, weil die Verfaſſer der betreffenden Stücke falſch angegeben ſind. Im folgenden teile ich nun einige der von mir gemachten kleinen Entdeckungen mit.

Selbſt in den beſten Leſebüchern wird die Fabel „Der Eſel in der Löwenhaut" dem Dichter Lichtwer zugeſchrieben. In der mir zur Verfügung ſtehenden, von Lichtwer ſelbſt beſorgten Ausgabe findet ſich jedoch dieſe Fabel nicht vor. Sie rührt auch nicht, wie manche meinen, von Gleim her, denn deſſen allerdings gleichnamige Fabel iſt viel kürzer als die in Frage ſtehende, auch iſt ſie inhaltlich von dieſer verſchieden.

Falſch ſind ſodann die Namen der Verfaſſer unter der Erzählung „Königin Luiſe und ihr Lehrer" und unter den Gedichten „Nach oben" („Nach oben zeigen die Wipfel all, nach oben ſteigt der Lerche Schall —"), „Der Vögelein Dank" („O ſagt, ihr lieben Vögelein, wer iſt's, der euch erhält? —"). Denn die genannte Erzählung iſt, wie

meine Nachforschung ergab, nicht von Eylert; das zuerst erwähnte Gedicht stammt weder von Ph. Spitta noch von Heinrich Seidel, und ebenso sucht man vergeblich in „Des Knaben Wunderhorn" nach dem zweiten Gedichte. Ferner wird der Name des Dichters von „Rotbarts Testament" bald Köllsch, bald Költsch gedruckt; welche Form ist richtig? Weiter erlaube ich mir zu fragen, welcher Luther-Ausgabe die so häufig in Lesebüchern vorkommenden Aesopischen Fabeln entnommen sind.

Endlich will ich noch erwähnen, daß in „Des Knaben Wunderhorn" (Bd. III, Seite 290) eine Andeutung gemacht wird, welche besagt, daß das bekannte Gedicht „Die Tabakspfeife" als „Fliegendes Blatt" veröffentlicht worden sei, also nicht Pfeffel zugeschrieben werden dürfe; danach würden also nur die kleinen Veränderungen in Str. 12 und 15 von Pfeffel herrühren.

Leipzig. **E. Veit.**

3.

Eine volkstümliche Wendung in Goethes Eislied.

In der Manuskripten-Sammlung des Servitenklosters zu Innsbruck befindet sich ein Zauberbuch aus dem vorigen Jahrhundert, in dem auch zahlreiche Gedichte, Volkslieder und Sprüche eingetragen sind (teilweise übereinstimmend mit dem Cod. 980 der Handschriften der Innsbrucker Univ.-Bibl.), darunter auf der letzten Seite:

Hertz krach! und brich nicht,
Steh fest und weich nicht.
Trag leid und klag's nicht,
Hab mich lieb und sag's nicht!

Die erste Zeile erinnert lebhaft an den Schluß des kleinen Goetheschen „Eislebensliedes" (wie es im ersten Druck in Wielands „Teutschem Merkur" 1776 hieß, später „Muth" betitelt, Hempel 1,44):

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Telfs in Tirol. **S. M. Prem.**

4.

„...'s ist heut Simons und Judä,
Da ras't der See und will sein Opfer haben."

(Vergl. R. Bockisch, Ztschr. f. d. D. Unterr. 10, 196.)

Selbst auf die Gefahr hin, unter die Schulmeister geworfen zu werden, die nicht drei Tropfen Bühnenblutes in sich haben, sehe ich mich veranlaßt, ein Wort für die Herren Kritiker und Kommentatoren einzu-

legen, welche zu dieser Stelle bemerken, daß dieser Apostelтag der 28. Oktober sei. Warum die Leser das nicht sollen wissen dürfen, ist völlig unverständlich; auch den Zuschauern im Theater fehlt wirklich nichts, wenn sie es wissen, wohl aber, wenn sie es nicht wissen. Denn wenn in irgend einem Stück, so kommt es gewiß im Tell darauf an, daß die Zuschauer den ungefähren Zeitrahmen kennen, in dem sich die Handlung bewegt. Auch in Wallensteins Tod, wo bei der Kürze der Zeit, auf die die Handlung zusammengedrängt ist, eine Zeitangabe überflüssig erscheint, hat Schiller eine solche angebracht; im 4. Aufzug Auftr. 7 sagt Terzky: „Wir werden eine lust'ge Fasnacht halten". Oder darf man auch hier nicht wissen, daß diese gewöhnlich im Februar ist und damals am 25. war? Also der Dichter wollte gewiß am Anfang seines Dramas einen zeitlichen Anhaltspunkt geben. Und wann Simonis und Judä ist, das wußten damals die Leute so gut, als sie heute noch Lichtmeß, Georgii, Jakobi, Michaelis, Martini und andere Feiertage wissen. Denn in noch nicht so weiter Ferne lag damals die Zeit zurück, wo man überhaupt die Data nach Heiligentagen bestimmte. In Schwaben insbesondere weiß heute noch jedes Kind auch in der protestantischen Bevölkerung die Apostel-tage, da an diesen der Schulunterricht ausfällt. Und der Schwabe Schiller sollte es nicht gewußt, sollte, als er Simonis und Judä schrieb, nicht vorausgesetzt haben, daß seine Zuhörer es wüßten, daß dies der 28. Oktober ist? (In einem Brief an Göschen vom 10. Febr. 1802 erbittet er sich sein Honorar auf Himmelfahrts-Tag, und am 30. Oktober 1797 spricht er von der nächsten Michaelismesse.) Aber gerade weil heutzutage das, was damals jeder wußte, nicht mehr so allgemein bekannt ist, darf man den geschmähten „Schulmeistern" nur dankbar sein, wenn sie einem die erwünschte Auskunft geben.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

Ernst Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. XX, 488 S. Preis 9 M.

Es wird ewig ein großer Streitpunkt bleiben, ob wir in der Erforschung des geistigen Lebens, wie es sich in Sprache, Litteratur und Geschichte eines Volkes kund giebt, lediglich das Einzelne durchsuchen, höchstens hie und da einmal vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen, oder ob wir nicht auch einmal vom Allgemeinen ausgehen und dadurch das Einzelne beleuchten, Richtlinien und Wegweiser für die Einzelforschungen ziehen sollen. Im Grunde stoßen wir auf diesen Streit bei jedem Versuche, das Lebendige zu betrachten und in ein wissenschaftliches System zu zwingen, und dieser Streit führt uns zuletzt zu den tiefsten

und geheimnisvollsten Rätseln des Lebens überhaupt. Denn die Frage: Was war eher: die Allgemeinforschung oder die Einzeluntersuchung? ist schließlich nichts anderes als eine Variation des uralten Themas: Was war eher: die Henne oder das Ei? Wir wissen nur das Eine, daß beide da sind und daß wechselseitig sich eins aus dem anderen entwickelt, aber sobald wir zu der letzten unabhängigen Ursache vordringen wollen, stehen wir vor einem ungelösten Rätsel, und das weite Gebiet des Glaubens und der Phantasie eröffnet sich vor uns. So ist zweifellos durch allgemeine Sätze von Philosophen, Forschern und Dichtern die Einzelforschung oft auf Jahrhunderte hinaus bestimmt worden, Männer wie Aristoteles, Descartes, Kant, Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. haben durch ihre Aussprüche Tausende in Bewegung gesetzt, in der Forschung den Weg zu gehen, den jene gewiesen, und die heutige Anschauung, durch Induktion und Experiment Naturkenntnis zu erringen, ist doch wiederum nichts anderes als eine Deduktion aus Goethes Anschauungen. Sicher ist es aber auch, daß eine Zusammenfassung, eine Allgemeindarstellung, die nicht auf gesicherten Thatsachen beruht, wie sie die Einzelforschung festgestellt hat, völlig in der Luft steht und sich in bloße Redensarten und leere Schönrednerei verliert, während umgekehrt die Einzeluntersuchungen, die sich nicht nach den allgemeinen Grundsätzen der Wissenschaft richten, sich nach und nach in spielerische Kleinigkeitskrämerei, in frucht- und ergebnislose Kärrnerarbeit und totes Alexandrinertum verlieren. Daraus ergiebt sich aber wenigstens das eine als gesicherte und notwendige Forderung aller wahren Wissenschaft, daß sie nämlich beider gleich dringend bedarf: der Einzelforschung wie der Zusammenfassung, der Induktion wie der Deduktion, wenn sie nicht sicher in die Irre gehen will. Nur die Wissenschaft demnach, die in rechter Weise zwischen Einzelforschung und Zusammenfassung wechselt, so daß beide sich ergänzen und die Einzelforschung die Allgemeindarstellung überall durchdringt und berichtigt und umgekehrt die rechtzeitige Zusammenfassung die Einzelforschung in die rechten Bahnen leitet, sie heilsam begrenzt, ihr Richtung und Ziel giebt und würdige Gegenstände der Einzelforschung nachweist, nur eine solche Wissenschaft ist im stande, uns zu wahrer Erkenntnis zu führen. Thöricht und schädlich für die Entwickelung der Wissenschaft ist es daher, wenn der Einzelforscher die zusammenfassenden und kühn zum Allgemeinen aufsteigenden Geister als unwissenschaftliche Wortmacher verhöhnt, aber ebenso thöricht und schädlich ist es, wenn der phantasiereiche philosophische deduktive Geist verächtlich auf den gewissenhaft, nach allen Regeln der wissenschaftlichen Technik arbeitenden Einzelforscher herabblickt. Heute liegen die Verhältnisse so, daß die Einzelforschung weitaus überwiegt, die atomistische Richtung

unserer Zeit begünstigt dies außerordentlich, und es gehört daher Kühnheit und Mut dazu, mit einem zusammenfassenden, allgemeinen Werke vor den wissenschaftlichen Areopag unserer Zeit zu treten. Ich meine aber, daß es schon längst eine dringende Notwendigkeit ist, die gefundenen Einzelthatsachen auf jedem Wissensgebiete nun endlich einmal zusammenzufassen und so zu prüfen, ob die Einzelforschung noch auf dem rechten Wege ist, oder ob sich nicht neue Ziele aufwerfen, neue Richtlinien ziehen und neue Grenzen abstecken lassen. Es ist dabei ganz und gar nicht nötig, daß schon alles Einzelne erforscht sein müßte, es genügt völlig, daß das vorhandene, durch Einzeluntersuchung Erforschte endlich einmal zusammengefaßt wird, um von einem höheren Punkte aus Überschau zu halten und das Ganze zu prüfen, wenn dabei auch noch zahlreiche Hypothesen und Phantasieausblicke mit in Kauf genommen werden müssen. Der jeweiligen Zusammenfassung werden neue Einzelforschungen folgen, vielleicht mit neuen Gesichtspunkten für die Forschung, und wie durch diese neuen Einzelforschungen frühere Einzeluntersuchungen berichtigt oder ergänzt werden, so werden später neue Zusammenfassungen die gegenwärtigen Allgemeindarstellungen vervollständigen und berichtigen. Einzig und allein in dieser Wechselwirkung steigt die Wissenschaft aufwärts, alle Einseitigkeit ist ihr ärgster Feind.

Mit hoher Freude waren daher seinerzeit Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte zu begrüßen, die bei allem, was man auch im einzelnen dagegen geltend gemacht hat, doch für die Aufgaben der Sprachwissenschaft überaus fördernd und klärend gewirkt haben. Ebenso ist die deutsche Grammatik von Wilmanns ein solches zusammenfassendes Werk, das nicht nur der Allgemeinheit reiche Dienste leisten, sondern auch befruchtend auf die Einzelforschung wirken wird. Diesen Männern schließt sich nun Ernst Elster mit seinen Prinzipien der Litteraturwissenschaft in glücklichster Weise an. Ernst Elster ist ein gründlicher und tief grabender Einzelforscher auf dem von ihm bebauten Gebiete, er besitzt aber zugleich die Gabe, einzelne Erscheinungen zu großen Zusammenhängen zusammenzufassen und das Einzelne unter großen Gesichtspunkten zu betrachten. Schon in seiner akademischen Antrittsrede besprach er „Die Aufgaben der Litteraturgeschichte“ (Halle 1894), in seinen Vorlesungen behandelte er wiederholt diesen Stoff, und nun folgt diesen verheißungsvollen Anfängen das vorliegende treffliche Werk, das zum Teil aus seinen Vorlesungen herausgewachsen ist.

Das Hauptverdienst der vorliegenden Schrift Elsters liegt in der wohlthuenden Klarheit und zwingenden Kraft, mit der er den Nachweis erbringt, daß die philologischen, historischen, ästhetischen und psychologischen Aufgaben der Litteraturgeschichte notwendigerweise die gleiche

Berücksichtigung verdienen. An der Philologie als der Grundlage aller wissenschaftlichen Litteraturbetrachtung hält er mit Recht fest, fordert aber ebenso nachdrücklich, daß sich dann die übrigen Betrachtungsweisen auf dieser Grundlage aufbauen. Der entscheidende Schritt, den Elster thut, liegt darin, daß er mit Entschlossenheit die alte ästhetische Schablone, die uns noch in Gustav Freytags Technik des Dramas, ja selbst in Bulthaupts Dramaturgie so vielfach stört und die sich überall wahrheitverhüllend und oft den Leser um allen Genuß betrügend zwischen Publikum und Dichter schiebt, beiseite wirft und die ästhetischen Anschauungen und Werte einer genauen Prüfung und Sichtung unterwirft. Er geht dabei von dem allein richtigen Gedanken aus, daß die Dichtung aus dem Gefühl des Dichters entspringt und auf das Gefühl des Hörers oder Lesers wirkt, daß es sich also bei allem Ästhetischen lediglich um Gefühlswerte handelt. Zur Erkenntnis des Dichters und seiner Dichtung können wir daher nur gelangen, wenn wir in sein Gefühlsleben einzudringen und alle Gefühlswerte seiner Dichtung auszulösen vermögen. Wissenschaftlich können wir also dem innersten Wesen der Dichtung nur dann nahe kommen, wenn wir auf psychologischem Wege vorgehen. Daher geht Elster in seinem Werke von der Psychologie aus, und wir meinen, daß er damit ein geradezu erlösendes Wort gesprochen hat. Wie ein reinigender, erfrischender Hauch bläst diese neue Art, die Dichter zu betrachten, in den Jahrhunderte alten Staub, Schutt und Moder hinein, der sich in unseren Schulzimmern und Hörsälen aufgehäuft hat. Freilich sehe ich schon im Geiste die Zöpfe bedächtiger Philologen und ehrwürdiger Schulgreise (ich meine dies Wort lediglich in geistigem Sinne) in starke Bewegung kommen, die sie sich aus Aristotelischen und Lessingschen Lehren so schön geflochten haben und die sie mit zärtlicher Liebe hegen und pflegen. Mit Entsetzen werden viele Elsters Wort von der Klassikerverhimmelung lesen, mit Unbehagen werden sie sehen, wie man sich nicht mehr begnügt, Lessings Laokoon anzutasten, sondern jetzt auch Fundamentalsätze seiner Hamburgischen Dramaturgie, gerade wo sie nun endlich auch dem kleinsten Litteraturknaben geläufig geworden waren, ins Wanken bringt. Mit großem Geschick hat es Elster verstanden, die Forschungen Wundts, Volkelts u. a. auf die Litteraturwissenschaft anzuwenden und hier selbständig weiterzuführen. Er stellt zuerst die poetische oder ästhetische Auffassung des Lebens, die aus dem Gefühl entspringt, der logischen und moralischen gegenüber, erörtert das Verhältnis der ästhetischen zur logischen sowie zur moralischen Auffassung und giebt dann eine psychologisch klare Darlegung des Gefühlslebens. Seine Untersuchung führt zu folgendem Ergebnis: „Die poetische Auffassung des Lebens besteht darin, uns dessen Gefühlswerte zu erschließen. Alles Leben ist geistiges Leben, seine einzig sichere Existenz liegt in

unserer Seele; wie das Leben unabhängig von unserer menschlichen Auffassung beschaffen ist, wissen wir nicht. In diesem geistigen Leben erkennen wir drei Grundfaktoren: Vorstellen, Wollen und Fühlen, Faktoren, die in jedem konkreten psychischen Erlebnis vereinigt sind. Durch unsere höhere geistige Bethätigung kann aber bald das eine, bald das andere dieser Grundelemente betont und hervorgehoben werden: die logische Auffassung regelt den Verlauf unserer Vorstellungen, die moralische regelt die Willensbethätigung, die ästhetische vertieft das Fühlen. Eindrücke, die das Gefühl nicht aufkommen lassen, sind nicht ästhetisch, Eindrücke, die unser Gemüt allzuheftig erregen und die Aufnahme und den Ablauf weiterer Gefühle unmöglich machen, sind gleichfalls nicht ästhetisch; daher findet das Gefühl seine höchste Entwickelung durch die Kunst, welche die Lebensgefühle durch die Auffassung und Darstellung des Künstlers dämpft und abtönt" (S. 46 flg.). Dann wendet er sich gegen den Einwand, daß durch den Hinweis auf das Gefühl, den veränderlichsten und irrationellsten Faktor unserer Seele, der unwissenschaftlichen Willkür Thür und Thor geöffnet werde, dem er aufs glücklichste begegnet durch den Nachweis, daß in der Poesie, im Gegensatz zur Musik, die Gefühle stets gleichzeitig mit den sie erregenden Ursachen geschildert werden. Die wissenschaftliche Analyse poetischer Werke wird sich allerdings selbstverständlich vor allem derjenigen Thatsachen bemächtigen, „die sich wissenschaftlich bequem und sicher erfassen lassen, d. h. der Vorstellungen und Willensimpulse, die gleichzeitig mit den Gefühlen in der Seele des Dichters lebendig sind und die den objektiven Inhalt seines inneren Lebens bilden." So wird ein wissenschaftlicher Litteraturbetrachter bei einem Drama die Lebensanschauungen und ethischen Impulse analysieren, die den Dichter beherrschen, den Bau der Handlung, die Beschaffenheit der Charaktere, die Formen der Sprache, des Versbaues u. s. w.; „er wird fragen, wo der Dichter den Stoff geschöpft, wie er ihn umgeformt hat, welche Eigenschaften seines phantasiemäßigen Denkens er hierbei bethätigt hat, und wird schließlich die Ergebnisse dieser weit ausgreifenden Analyse auf Grund sorgfältiger Vergleichung mit ähnlichen und naheliegenden Erscheinungen an ihren historischen Platz zu stellen haben." Untersuchungen solcher Art bewegen sich ausschließlich in den Formen streng logischen Denkens; dazu muß aber nun besonders bei Werken, deren Bedeutung in einer besonders feinen und eigenartigen Gefühlsauffassung des Lebens besteht, wie etwa bei Goethes Werther, die Gabe des Litteraturforschers treten, den Gehalt der Dichtung durch die feinste Anempfindung in sich aufzunehmen, sonst kann er seine Aufgabe nicht lösen. Häufig gelangt man nur durch diese Gabe eines vielseitigen und leicht anklingenden Gefühls zum richtigen Verständnis eines Werkes. Das logische,

rein wissenschaftliche Denken kann also die Aufgabe des Litteraturforschers nicht allein bewältigen; doch ist es auch bei der Erforschung der Gefühlswerte zu bedeutsamer Mitwirkung berufen. „Daß wir die Gefühle, die ein Werk anzuregen vermag, richtig erfassen, ist Sache unserer Anempfindung, ist keine Verstandesoperation; aber wir können das auf diese Weise Erfaßte nunmehr noch zu einem Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung und Darstellung erheben. Und zwar nach zwei Richtungen hin: wir können zunächst die objektiven Ursachen des Gefühlseindrucks genauer ermitteln, und sodann das Gefühl selbst wissenschaftlich analysieren." So begrenzt Elster aufs genaueste die wissenschaftliche Litteraturforschung und zeigt, wie wir zu einer alles umfassenden und streng wissenschaftlichen Interpretation der Dichtungen gelangen können.

Nachdem er so die Aufgaben klar bestimmt hat, entwickelt er zehn Normen der Poesie. Wie sich das logische Denken und Wollen nach bestimmten Gesetzen regeln, so giebt es auch Normen, die angeben, wie das Gefühl beschaffen sein muß, das sich als das ausschlaggebende Element an jedes ästhetische Gebilde anschließt und dem entsprechend dessen Inhalt und Form gestaltet werden müssen (S. 51). Diese Normen der Poesie macht der Theoretiker der Litteratur ebensowenig wie der Logiker die logischen, der Ethiker die sittlichen Normen. „Nein, sie sind da, und der Mann der Wissenschaft bringt sie uns nur zu klarem Bewußtsein; wir erschaffen sie nicht, sondern wir erschließen sie nur." Solche Normen der Poesie sind nach Elster die folgenden: 1. Die Norm der poetischen Bedeutsamkeit, d. h. es ist eine Grundbedingung aller Poesie, daß sie die Gefühlswerte des Lebens hervorkehrt; der Dichter wird also nur solches Leben darstellen, das Gefühlswerte auslöst, und er wird außerdem noch durch Gefühlsvertiefung den Gegenstand seiner Darstellung poetisch bedeutsamer machen. 2. Die Norm der Neuheit des Gefühlsgehaltes. Wiederholung bereits geprägter Gefühlswerte bei noch so sorgfältiger Darstellung ermüdet. 3. Die Norm der Abwechselung und der Kontraststeigerung. 4. Die Norm der Harmonie des Gefühlsgehaltes. 5. Die Norm der poetischen Abtönung der Gefühle. 6. Die Norm des zeitgemäßen, nationalen und volkstümlichen Gehaltes. 7. Die Norm der Lebenswahrheit. 8. Die Norm des konkreten Lebensgehaltes. Die Poesie bedient sich nicht abstrakter Begriffe, sondern konkreter Anschauungen, um das Herz des Hörers zu bewegen und alle Gefühlswerte auszulösen. Sie kann jedoch auch abstrakte Begriffe verwenden, nur muß sie diese dann ganz und gar in den Rahmen der Anschauungen einspannen. 9. Die Norm der moralischen Anschauung. Nicht eine Schablonenmoral, die nach hergebrachten Vorurteilen urteilt, verlangen wir

vom Dichter, wohl aber eine ausgeprägte sittliche Gesinnung, ein klares sittliches Gefühl. 10. Die Norm der Einheit des poetischen Gefühls. Diese Normen ergeben sich aus den allgemeinen Lebensbedingungen der Poesie. Ein großer Irrtum ist es, wenn jemand zu solchen Normen dadurch zu gelangen meint, wenn er die Werke unserer Klassiker oder Shakespeares u. s. w. analysiert und daraus Gesetze für die poetische Darstellung entwickelt. Er wird dann immer zu Normen der Goethischen oder Schillerschen oder Shakespearischen Dichtung gelangen und wird mit diesen Normen andere Dichter wie etwa Zola oder Ibsen oder Sophokles u. s. w. ganz falsch beurteilen, die wieder ihre eigenen Gesetze der Darstellung haben.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Gesichtspunkte, von denen aus Elster die Litteratur betrachtet wissen will, für sehr klar und richtig halten und daß wir uns insbesondere über die Gedankenschärfe und geistige Anschauungskraft freuen, mit der Elster seine poetischen Normen entwickelt und aufgestellt hat. Dennoch vermissen wir eine ganz wichtige Norm, die auch bereits aus den allgemeinen Lebensbedingungen der Poesie hervorgeht und daher hier nicht fehlen dürfte, wir meinen die Vertauschung des Ich. Nicht jeder Gefühlswert ist poetisch, sondern nur der, welcher das Herz des Hörers bewegt. Die Poesie beruht also auf einem Parallelismus der Gefühle in der Brust des Dichters und in der des Hörers. Wie kommt nun die Verbindung dieser beiden Gefühlsreihen zu stande? Dieser geheimnisvolle Vorgang erklärt sich aus ganz verschiedenen Gründen; jedenfalls ist aber das wichtigste Verbindungsglied die Vertauschung des Ich. Der Hörer findet in der Darstellung des Dichters eine Stimmung, eine Person, einen Charakter u. s. w., mit der er unwillkürlich sein Ich vertauscht, und er empfindet nun die Stimmung als seine eigene, er hat das Gefühl, als ob er selbst in der Person des Romans oder des Dramas, die ihn gerade anspricht und fesselt, gezeichnet wäre und alles an sich selbst erlebte. Hierauf beruht die eigentliche Wirkung und Gewalt der Poesie. Wo uns diese Vertauschung des Ich durch schiefe Darstellung, Unklarheit der Stimmung, Oberflächlichkeit der Empfindung, Verzeichnung der Charaktere u. s. w. unmöglich gemacht wird, da finden wir kein Verhältnis zu dem Dichter und seinem Werke, wir bleiben kalt und lehnen die Dichtung ab. Hierauf beruht es, daß wir das Gräßliche oder abstoßend Häßliche in der Poesie nicht wollen, wir können unser Ich nicht mit einer Stimmung oder Person vertauschen, die sich ins Gräßliche oder abstoßend Häßliche verirrt. Ebenso können wir unser Ich nicht mit einem ehrlos Handelnden, einem mit einer scheußlichen erblichen Krankheit Belasteten, einem ehrlosen Verbrecher u. s. w. vertauschen, alle solche Personen, Zustände und Gefühle können also niemals Gegenstand der Poesie sein. Mit einem, der um großer Zwecke

willen oder unter Bethätigung einer gigantischen Kraft zum Verbrecher wird, mit einem erhabenen Verbrecher kann unter gewissen Umständen eine Vertauschung des Ich stattfinden, sie können also unter Erfüllung bestimmter Voraussetzungen Gegenstand der Dichtung sein. Das eigentlich Kriminelle wird aber immer nur Nebenwerk in einer Dichtung sein können, ein Kriminalverbrecher hat wenig Aussicht, eine Vertauschung des Ich beim Hörer oder Leser der betreffenden künstlerischen Darstellung herbeizuführen. Aus der Vertauschung des Ich erklären sich vor allem die vielen Standeslieder unter den Volks- und Gesellschaftsliedern: die Jäger-, Soldaten-, Müller-, Landsknechtslieder u. s. w., sowie die Lieder, die bestimmte Zustände oder Thätigkeiten besingen, z. B. Trink-, Liebes-, Wander-, Kriegs-, Abschieds-, Spinner-, Schmiede-, Frühlings-, Herbst-, Winter-, Eislauf-, Tanz-, Radfahrlieder u. s. w. Davon, ob es dem Dichter gelingt, nur gewisse Gesellschaftskreise oder alle Glieder eines Volkes zur Vertauschung des Ich zu bringen, hängt es ab, ob sein Lied nur konventionell oder typisch wird, ob es nur wenigen oder dem ganzen Volke Genuß bereitet. Hier beginnt dann der wichtige Unterschied zwischen Kunst- und Volkslied. Das Volkslied zeichnet sich dadurch aus, daß es Stimmungen, Gefühle, Personen u. s. w. in einen so weiten, großen Rahmen spannt, daß jeder, der Gebildete wie der Ungebildete, seine eigenen Gefühle hineinlegen, also sein Ich mit dem des Dichters vertauschen kann. Daher empfindet der Hochgebildete beim Gesange eines Volksliedes etwas ganz anderes, etwas viel Höheres, Größeres, auch Vornehmeres als der gewöhnliche Mann. In der Norm der Vertauschung des Ich liegt daher eine glückliche Förderung wie eine heilsame Begrenzung des Realismus in der Dichtung eingeschlossen. Doch ich kann diesen Gedanken hier nicht weiter ausführen, er scheint mir aber ganz auf der Linie zu liegen, auf der Elsters Untersuchungen vorwärtsgehen, und scheint mir eins der wichtigsten Naturgesetze aller Poesie zu enthalten.

Im weiteren Verlaufe seiner überaus fesselnden Arbeit behandelt dann Elster eingehend die Phantasie- und Verstandsthätigkeit des Dichters (S. 75—103), bespricht den Unterschied zwischen Talent und Genie (Seite 104 flg.), schildert dann klar und zutreffend Goethes, Schillers und Lessings Phantasie- und Verstandesbegabung (S. 108—145) und analysiert aufs eingehendste die Gefühle und Lebensanschauungen der Dichter (S. 146—236), wobei er die allgemeinen ethischen Prinzipien, ferner den Begriff der Schuld, des Schicksals, sowie Gewissen, Ehre, Charakter mit Recht den Lebensanschauungen zuweist. Hieran schließt sich eine glänzende Darlegung der ästhetischen Begriffe (S. 237—413), wobei er besonders das Schöne, das Erhabene, das Tragische, das Komische und den Humor treffend erörtert und die ästhetischen Apperceptionsformen

(die Personifikation, die Metapher, die Antithese, das Symbolische) eingehend bespricht. Im 5. Kapitel geht er dann näher auf den Sprachstil (S. 414—488) ein und legt zunächst die Laut- und Formenlehre dar. Hierbei spricht er sich wieder mit Nachdruck dafür aus, daß eine genaue philologische Kenntnis, namentlich der neuhochdeutschen Sprachentwickelung, eine unerläßliche Forderung für den wissenschaftlichen Betrieb der Litteraturbetrachtung ist. Zu S. 424 will ich nur erwähnen, daß ich nicht Karl Ferdinand Beckers Lehrbuch des deutschen Stils, das Theodor Becker, der Sohn des Verfassers, in zweiter Auflage herausgegeben hat, neu bearbeitet habe, sondern vielmehr Karl Ferdinand Beckers größeres Werk: „Der deutsche Stil", das vor mir noch von keinem andern umgestaltet war und das mehr eine Beschreibung des deutschen Stils und seiner Entwickelung, als eine Belehrung, wie sie in seinem Lehrbuche des deutschen Stils gegeben ist, darbieten will. Mit der Besprechung der Verbalflexion schließt der erste Teil des bedeutsamen Elsterschen Werkes, der zweite Teil wird zunächst das 5. Kapitel vom Sprachstil durch Behandlung der Wort- und Satzlehre beschließen und dann in drei weiteren Kapiteln die neuhochdeutsche Metrik, die Gattungen der Poesie und die einzelnen Aufgaben der Litteraturwissenschaft, insbesondere auch die historischen, erörtern. Besonders zu rühmen ist an dem Werke, daß es bei allen Punkten reiche Belege und Beispiele aus unserer klassischen Litteratur bietet, so daß es geradezu als eine ausgezeichnete Einführung in das Verständnis unserer klassischen Dichtung bezeichnet werden kann. Wir sehen dem zweiten Teile mit großer Spannung entgegen.

Schon jetzt aber kann das Werk als ein in hohem Grade wichtiges und bedeutsames bezeichnet werden, das der Forschung neue Gesichtspunkte erschließt und sie auf neue, verheißungsreiche Bahnen lenkt. Was darin vorgebracht wird, ist zum weitaus größten Teile so einleuchtend und durchschlagend, daß das Buch jedem, der tiefer in unsere deutsche Dichtung eindringen will, insbesondere aber jedem Lehrer des Deutschen aufs dringendste zu empfehlen ist. Für die wissenschaftliche Ausgestaltung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten wird es geradezu von ausschlaggebender Bedeutung sein, und der psychologischen Vertiefung des Unterrichts in der deutschen Litteratur, nach der wir alle streben, wird es treffliche Dienste leisten. Aber auch unser junges Dichtergeschlecht und unsere Kritiker moderner Dichtwerke werden manchen wichtigen Fingerzeig in Elsters Buche finden, und so wird das schöne Werk nach allen Seiten hin fruchtbringend und lebenspendend wirken und eine Quelle hohen Genusses und reicher Anregung für jeden Freund unserer Dichtung werden.

Dresden. **Otto Lyon.**

Ferdinand Avenarius, Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig 1898. 170 S.

In jedem Zeitalter treten Dichter auf mit eigener Empfindung, die imstande sind, die Gefühlswerte der Dinge, Personen und Ereignisse auszulösen und durch Gefühlsvertiefung, die aus den Tiefen ihrer eigenen Seele hervorquillt und den erfaßten Gegenstand durchdringt, in so großartiger Weise herauszuarbeiten, daß wir dadurch eine gewaltige Bereicherung unseres Empfindungslebens, unserer Gefühlswelt erfahren und daß zuletzt auf diese Weise das ganze Volk allmählich, je mehr es den betreffenden Dichter verstehen lernt, auf eine höhere Stufe seines Gefühlslebens und seiner geistigen Anschauungsweise gehoben wird. Solche Dichter allein nenne ich echte, wahre Dichter. Daneben und dahinter zieht stets eine große Schar von Auchdichtern, die sich zwar mit Stolz den Namen Dichter beilegt, ihn aber in keiner Weise verdient; denn diese große Schar hat keine eigene Empfindung und keinerlei Gefühlstiefe, sondern sie besitzt nur gewandte Anempfindung, die sich bald an diesen, bald an jenen großen Dichter anschmiegt und nach seinem Muster, gewöhnlich von einem hübschen, anmutigen Formtalent begünstigt, ihre Lieder und Liedchen singt, oft auch nur zwitschert. Das sind die unechten Dichter, die leider von der Menge, weil sie im ausgefahrenen Geleise der herkömmlichen „klassischen" Dichtung oder eines anderen anerkannten Meisters dahinrollen, viel leichter verstanden und gefeiert werden, als die echten, neue Bahnen brechenden, neue Welten des Gefühlslebens, neue Anschauungsweisen unseres geistigen Daseins entdeckenden Dichter. Es ist immer die schwerste Aufgabe der Kritik, bei lebenden Dichtern, die noch nicht wie die längst verstorbenen zu dem festgerammelten geistigen Grundbesitz unseres Volkes gehören, zu entscheiden, wer zu den echten, wer zu den unechten, zu den bloßen Nachempfindern gehört. Einen Dichter wie Karl Busse, der neuerdings wegen seiner hübschen Beherrschung der Form namentlich von philologischen Beurteilern sehr erhoben worden ist, kann man doch nur zu den anempfindenden Talenten rechnen, er kann sich ja entwickeln, sein Gefühl kann sich noch vertiefen, er kann noch einmal ein Ganzer und Großer unter den Dichtern werden, warum nicht? Aber heute ist er's noch nicht, und ich wünsche ihm als das Beste, was das Geschick ihm bescheren kann, statt unkritischer Lobredner, die an der Form haften bleiben, herbe und tiefgrabende Kritiker, die den Gefühlsgehalt und die Empfindungsweise seiner Lyrik prüfen. Natürlich will ich ihn damit nicht etwa mit Formtalentchen wie Frida Schanz auf eine Linie stellen, aber etwas von dieser Richtung haftet ihm doch an, und das muß er abstreifen, es schadet seiner Entwickelung ganz un-

gemein. Einen Lyriker wie Richard Dehmel, der sich dem Weibe gegenüber immer nur darauf besinnt, daß Tiere in ihm wohnen, kann ich überhaupt nicht ernst nehmen. Brünstige Zoten kann jeder betrunkene Student zusammenreimen. Unter diesen Gesichtspunkt fällt leider mehr als die Hälfte unserer modernen Lyrik und unserer modernen Lyriker. Selbst ein Detlev von Liliencron, den ich zu den echten Dichtern rechne und dem ich manche Stunde hohen Genusses verdanke, ist leider davon nicht frei, zum Schaden seiner sonst so packenden Kunst. Auch fehlt es bei ihm nicht an innerlicher Zerfahrenheit und Zerrissenheit, während alle große Kunst bei aller Sinnlichkeit Reinheit, bei aller bunten Mannigfaltigkeit Einheit, bei aller Schmerzensgewalt Harmonie offenbart und gerade dadurch unser Gefühl vertieft und erhöht. Zwischen Geilheit und gesunder Sinnlichkeit, zwischen raffiniertem Geschlechtsgenuß und inniger, beglückender Hingabe eines liebenden Mädchens oder Weibes an den geliebten Mann ist eben ein himmelweiter Unterschied.

Ferdinand Avenarius ist zweifellos einer von den echten, er gehört schon heute zu den besten Lyrikern unseres Volkes und wird sicher einmal zu den ganz Großen gestellt werden, wenn er auf der beschrittenen Bahn unbeirrt und fest weitergeht und sein Empfinden noch in einen größeren und weiteren Rahmen spannen lernt, so daß er nicht nur, wie bisher, von einer kleinen Gemeinde vornehmer und hochgebildeter Geister, sondern auch von dem großen Kreise des gesund fühlenden und denkenden Volkes erfaßt und verstanden wird. Das ist die Bahn, in die er seine Entfaltung zwingen muß und in die er bereits in dem vorliegenden neuen Gedichtbande mit Glück einlenkt. Überall gewinnt er selbst alltäglichen Ereignissen in geistvoller Weise neue Seiten der Betrachtung ab, überall durchdringt er die Dinge mit neuem Gefühlsgehalte und bringt dazu aus seinem Innern eine solche Gefühlsvertiefung, daß wir uns beim Lesen oder Hören seiner Dichtungen im Tiefsten gepackt und fortgerissen fühlen. Wenn wir sein Buch nach Stunden reichsten Genusses aus der Hand legen, so sind uns für immer neue Wunder der Gefühlswelt erschlossen, unser Empfindungsleben ist gesteigert und unsere geistige Anschauung um manchen Schatz bereichert. Es ist, als ob uns neue Geistesaugen geschenkt worden wären; wir haben vieles schauen gelernt, was wir vorher nicht sahen. Überall hebt er mit außerordentlicher Kraft und Phantasie das Grundmotiv heraus, aus dem dann mit Leichtigkeit der übrige Stimmungsgehalt und der ganze Verlauf der wechselnden Gefühlsbilder hervorquillt. Dadurch gewinnen seine Dichtungen eine herrliche Einheit und Harmonie der Stimmung und des Gefühlsverlaufes, die getragen wird von wirklicher Größe der Auffassung und einer allen Stimmungen sich anschmiegenden Form. Zu diesen Vor-

zügen tritt endlich noch eine wunderbare Reinheit, die das Ganze von Anfang bis zu Ende beherrscht und wie ein köstlich erglänzendes, freundliches Gestirn seine gesamte Dichtung durchwärmt und durchleuchtet. Noch nie ist in unserer Poesie seit Wolfram von Eschenbachs Tagen, dessen Preis der Ehe im Zeitalter der mittelalterlichen Ehebruchsverherrlichung in so einsamer Größe hervorragt, über die Ehe so Köstliches gesungen worden, wie von Ferdinand Avenarius in den Gedichten, die er in dem vorliegenden Bande unter der Überschrift „Ehe" zusammengestellt hat. Ich hebe daraus die folgenden hervor:

Dir.

„Gott, einen Menschen zeig mir, der unbeirrt
Von Lockendem, wie von Drohendem weggeschreckt,
Befreiten Haupts durch Dulden und Thaten geht
Rein überm Staube,
Daß bei ihm rasten kann glaubend mein ganzes Ich,
Daß er die Menschen mir zeige als dein Geschlecht –
Denn, sieh, zu lieben deine Geschöpfe, Gott,
Siehe: ich brauch es

Wie deine Sonne ..."

So rang ich oft beklommen,
Das Herz zum Brechen schwer,
Dann ist der Friede kommen,
Mein Weib, mit dir daher.

Am Geburtstag.

Neben mir plauderts im glitzernden Quell
Aus Sommertagen der Kindheit hell,
Während von fern herüberklingt,
Was eine Drossel zum Neste singt.
Mit dem feinsten Summen ziehn
Tausend Lebensmelodien
Überall aus den Gräsern hervor,
Zu den Wipfeln hebt sie der Wind empor:
Stolz dann wallen sie einher
Mit den heiligen Hymnen vom fernen Meer,
Die über die Weiten der Waldeshöhn
Droben in frommen Wogen gehn.
Und wie meine Seele spinnt:
Deine Stimme im Kleinsten rinnt,
Und wie meine Seele lauscht:
Deine Stimme im Größten rauscht —
Alles ist gut, alles ist Ruh,
Denn die ganze Welt bist du.

So könnte ich fast alle Gedichte der ganzen Sammlung als Belege meines Urteils hierhersetzen. Auch die andern Abschnitte: Jahrbuch, Stimmungen, Gedenkblätter (worunter das herrliche, „Theodor"

überschriebene Gedicht), Bilder und Gestalten bieten gleich Großes und Schönes. Auch sprachschöpferisch wirkt Avenarius mit Glück an verschiedenen Stellen (z. B. S. 82: Alles betreuend; da wirds ein Fruchten. S. 10: Von schwarzer Nächte Dunkel umflossen, d i. von Nachtsein, S. 15: heimelig, d. h. anheimelnd, unterschieden von heimlich S. 14, S. 24, S. 156: flackte die Kerze u. s. w.). So ist Avenarius nach allen Seiten hin ein Dichter, der fest und sicher in sich selbst ruht, ein echter und großer, dem wir gerne lauschen und dem wir wie einem kühnen Seefahrer ruhig und getrosten Herzens auf das weite Meer des Lebens hinausfolgen:

Denn er stehet männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Festschrift der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens. Dresden, B. G. Teubner, 1897. 360 S.

Der in der Zeit vom 29. September bis 2. Oktober 1897 in Dresden tagenden 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner war von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens eine Festschrift dargeboten worden; der stattliche Band enthält aus verschiedenen Wissensgebieten insgesamt acht Aufsätze, die sämtlich allgemeinstes Interesse verdienen und deshalb zum Gegenstand einer Besprechung in den folgenden Blättern gemacht worden sind. Rezensent hofft, durch dieses Referat manchen der verehrten Fachgenossen vielleicht zu eingehenderer Beschäftigung mit dem betreffenden Aufsatze und dem darin behandelten Stoffe anzuregen.

Vier Arbeiten sind dem Gebiete der klassischen Philologie entnommen. Die erste derselben stammt aus der Feder von Professor Dr. Bernhard, Rektor des Vitzthumschen Gymnasiums, und bringt „Kunstgeschichtliches für die Schule". „Bei der hohen und einzigartigen Bedeutung, welche die bildende Kunst im Leben der alten Völker gehabt hat, sagt der Verfasser, erscheint es befremdend, daß man erst in der neueren Zeit angefangen hat, der antiken Kunstbetrachtung eine Stätte auf den höhern Schulen zu bereiten. Zwar reichen die Bemühungen um diesen Unterrichtsgegenstand weit zurück; schon in den vierziger und fünfziger Jahren ist er in Zeitschriften und Broschüren erörtert, desgleichen auf verschiedenen Philologenversammlungen und Direktorenkonferenzen verhandelt und beraten worden, aber zu praktischen Versuchen ist es nicht sobald gekommen." Mehr und mehr aber durchdringt die Anschauung immer weitere Kreise,

daß die Einführung der reiferen Gymnasiasten in die antike Kunst, deren hauptsächlichste Meisterwerke doch heutzutage jeder Gebildete kennen muß, eine unabweisbare Notwendigkeit ist, eine Forderung, die gerade auch die Reformbewegung, die ja die realistische Seite des klassischen Unterrichts in den Vordergrund gestellt wissen will, wiederholt befürwortet hat.[1]) Wie soll aber dazu die Zeit gefunden werden, beziehentlich welchem bisherigen Unterrichtsfach soll die Einführung in die antike Kunst angegliedert werden? Man hat an einen Anschluß an den Zeichenunterricht, an die Geschichte, an die klassischen Sprachen gedacht. Der erste Vorschlag wird mit Recht als unausführbar und darum als abgethan bezeichnet. Der zweite Vorschlag, der besonders auf der Stettiner Philologenversammlung lebhaft befürwortet worden ist, hat gewiß manches für sich. Man würde auf diesem Wege die dem sprachlichen Unterrichte durch die Reformbewegung entzogene Unterrichtszeit zu ungeteilter Ausnützung erhalten und zugleich dem in seiner Methode neuerlich ebenfalls vielfach angefochtenen Geschichtsunterricht eine wünschenswerte Reform angedeihen lassen. Gewiß würde es niemand beklagen, wenn in diesem Sinne die politische Geschichte des Altertums mit ihrem zum guten Teil oft recht fragwürdigen Inhalt, mit ihren massenhaften Morden auf unzähligen blutigen Schlachtfeldern, mit ihrer Verherrlichung der Unterjocher fremder Völker etwas verkürzt würde, zumal da ja die alte Geschichte in vielen Stücken eine verfälschte und verworrene Überlieferung bietet. Da aber nun einmal das Verständnis der inneren geistigen Geschichte eines Volkes nicht vermittelt werden kann ohne eine gewisse Kenntnis der äußeren Schicksale desselben, so wird die politische und Kriegsgeschichte sich doch in gewissem Umfange in ihrem Rechte stets behaupten. So verlangt also Bernhard die Einführung in die antike Kunst im Anschluß an die klassischen Sprachen. Und das mit vollem Rechte! Denn erst wenn auf Grund geeigneter Lektüre die unsterblichen Erzeugnisse der antiken Kunst den Schülern vor

1) Die äußeren Hilfsmittel stehen dazu in reicher Auswahl zur Verfügung. Abgesehen von den immer zahlreicher und besser werdenden Bilderheften und Wandtafeln ist besonders auf die vorzüglichen Photographien hinzuweisen, mit denen für wenig Geld viel erreicht werden kann. Dazu kommt, daß die Zahl der Lehrer immer größer werden wird, die von den für die gesamte Menschheitsgeschichte so wichtigen klassischen Stätten aus eigener Anschauung berichten können. Mit besonderem Danke sei hier der hochherzigen Einrichtung gedacht, daß aus allen Staaten unseres deutschen Vaterlandes eine Anzahl Lehrer der Gymnasien von den verantwortlichen Sekretären des kaiserlichen archäologischen Instituts in Rom jährlich einmal durch die wichtigsten Kulturstätten Italiens und ihre Museen im Dienste der archäologischen Wissenschaft geführt wird. Endlich werden auch einzelne Lehrer durch private Reisen, zu denen bei dem jetzt so wesentlich erleichterten internationalen Reiseverkehr voraussichtlich die Lust immer reger werden wird, ihre archäologischen Kenntnisse immer mehr zu erweitern suchen.

Augen geführt werden, wird alles Abstrakte vermieden, und die ästhetische Betrachtung erhält erst das rechte Leben. Bernhard hat sich nun der außerordentlich verdienstvollen Aufgabe unterzogen, die antiken Quellen in einer angemessenen Auswahl zu erschließen und eine gedrängte Zusammenstellung des in der antiken Litteratur niedergelegten Materials zu liefern. Als oberste Bedingung für den Schulunterricht in der Archäologie stellt Bernhard sehr richtig die Forderung auf, daß die Jugend vor allem einen Begriff erhält von der vorherrschenden Stellung, welche die Kunst im Leben der alten Völker gehabt hat. Es muß dem Schüler zur vollen Klarheit kommen, daß die Höhe der antiken Kultur sich ganz im Gegensatz zur modernen Zeit vor allem in der Entfaltung der Kunst und in der Mission, die sie im religiösen, öffentlichen und privaten Leben nach antiker Auffassung zu erfüllen hatte, zeigt. Wem es gelingt, sagt Bernhard treffend, der Jugend von dieser Seite des antiken Volkstums eine einigermaßen klare Anschauung zu vermitteln, der darf sich ohne Überhebung rühmen, die Wege zu weiterem und tieferem Verständnis der antiken Welt bereitet zu haben. In zweiter Linie wird gefordert, daß der Schüler von den wichtigsten Stätten der antiken Geschichte und Kunst auch eine räumliche Anschauung gewinnt, daß ihm vor allen Dingen Athen und die Akropolis, Rom und das Forum auch örtlich vertraut sind und etwas leibhaftiger vor der Seele stehen, als es gewöhnlich der Fall ist. „Was im Auge der Sehstern, das ist in Hellas Athen", „Athen ist eine von Göttern und Heroen erbaute Stadt", das sind Lobsprüche Athens aus alter Zeit, deren Wahrheit und Bedeutung der Schüler voll erfassen muß. An der Hand des Pausanias soll er in die Wunder Athens und in die unvergänglichen Meisterwerke menschlichen Geistes eingeführt werden, die als stumme und doch so beredte Zeugen noch heute die Akropolis zieren. Ehrfurchtsvoll soll der deutsche Jüngling vor den Trümmern dieser ehrwürdigen Stätte stehen, in dem Bewußtsein, daß dort sich nicht eines Volkes Geschichte, sondern ein Stück Menschengeschichte abgespielt hat. Nächst Athen dürfte Olympia, „das Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor", die geeignetste Stätte sein, um von dem Reichtum der antiken Kunstentfaltung einen Begriff zu geben. War doch dieser stille Platz im Elischen Lande dem Griechen besonders wert und teuer, und bei keinem anderen könnte man lieber verweilen, um der Jugend griechisches Wesen und griechische Weltanschauung klar zu machen. Kein Fest ist in so eminentem Sinne griechisch-national gewesen wie das olympische, nirgends hat sich der griechische Charakter deutlicher gekennzeichnet als dort. Hier war zugleich die schönste Pflegstätte nationalen Bewußtseins. Daß eine Schilderung des olympischen Festes und seiner Bedeutung für die Kunst, eine anschau-

liche, örtliche Beschreibung der wichtigsten Ausgangspunkte der alten Kultur nicht bloß ein reichlicher Ersatz sein wird für die und jene beseitigte dunkle Partie der politischen Geschichte, sondern auch eine durch nichts zu ersetzende Beihilfe für das Verständnis des antiken Lebens und der antiken Litteratur, wird jeder zugeben. Die verschiedenen Ausgrabungen gehören natürlich auch in den Rahmen dieser Betrachtungen. Es liegt, sagt Bernhard sehr richtig, nicht nur ein pädagogisches, sondern zugleich in gewissem Sinne patriotisches Interesse vor, daß die Jugend etwas von den Ausgrabungen des Deutschen Reichs auf olympischem Boden erfährt, desgleichen von den Humannschen Ausgrabungen in Pergamum, von den Schliemannschen in Troja, Mykenä und Tiryuth. Auch in Olympia wird Pausanias der beste Führer sein. Aber es gab in Griechenland noch viele andere Plätze, die hinter den genannten Hauptmittelpunkten antiker Kunst wenig zurückgestanden haben mögen, und so wird außerdem Delphi, das berühmteste Zentrum des Apollinischen Kultus, Korinth mit seinen reichen Schätzen, Argos mit seinem weltberühmten Heratempel und dem Bilde der Göttin von Polyklets Meisterhand, Ephesus mit dem wundervollen Tempel der Artemis, einem der sieben Weltwunder, Smyrna, Rhodus und zahllose andere Stätten reichliche Gelegenheit zu Besprechungen in der Schule geben. Mit vollem Rechte verlangt aber Bernhard, daß bei den für die Schule berechneten Betrachtungen über antike Kunst über den Griechen keineswegs die Römer vergessen werden dürfen. Die Römer lebten ja zwar jahrhundertelang ohne Kunst, sie wurden aber dann um so demütigere Verehrer und Nachahmer der Griechen, so daß wir bekanntlich unsere Kenntnis der antiken Kunst aus den in Rom zusammengehäuften Schätzen früher als aus dem eigentlichen Heimatlande der Kunst gewonnen haben. Bekannt ist ja ferner, daß, als Romas schwerer Arm sich allmählich auf alle Völker des Orbis terrarum zu legen begann, ein ganzer Strom der erlesensten Kunstwerke nach der stolzen Hauptstadt floß, um diese zu schmücken. Der siegreiche Marcellus gab das erste Beispiel des Raubes von Kunstwerken; die Römer fanden seitdem Geschmack an diesen Beutestücken, und Kunstwerke bildeten von dieser Zeit ab die stehende und immer mehr sich steigernde Ausstattung der Triumphe. Zu der Prunksucht, zu welcher die Triumphe verführen mußten, gesellte sich bald die Habsucht, die den Raub zur eigenen Bereicherung trieb, und sie wuchs ins Ungemessene, je höher der Wert der Kunstgegenstände mit dem sich steigernden Verständnis und dem überhandnehmenden Luxus stieg. Griechenland, Afrika und das üppige Asien wurden immer mehr ausgeplündert, und die oft aufgestellte Behauptung, daß Rom im Mittelalter zeitweilig mehr Statuen als Einwohner gehabt hat, wird hiernach

vielleicht nicht übertrieben, sondern buchstäblich wahr sein. So erklärt sich die Thatsache, daß der Sinn für Kunst den Römern durchaus nicht abgegangen ist, eine oft aufgestellte Behauptung, gegen die Bernhard sehr richtig scharf polemisiert. Daß die Römer ein künstlerisches Volk gewesen sind, dafür spricht auch die Wertschätzung der Malerei; berühmte Maler, wie Zeuxis, Parrhasios, Apelles, Polygnot, um nur die hervorragendsten Koryphäen zu nennen, waren in Rom mit Bildern vertreten. Ja, die das Leben verschönenden Künste waren trotz der lange geübten spröden Ablehnung schließlich den Römern so zum Bedürfnis geworden, daß man sie selbst in der Fremde nicht missen wollte. Man denke an unsere Ausgrabungen besonders in Trier; die stolzen Ruinen des dortigen Kaiserpalastes haben nur in Rom ihresgleichen. Daß nämlich auch die römische Baukunst ein glänzendes Zeugnis für den römischen Kunstsinn abgiebt, wird man um so weniger unbetont lassen dürfen, als hier am meisten die selbständige Schaffenskraft in erstaunlichen Leistungen — Tempel, Paläste, Thermen, Theater, Arenen, Gräber, Ehrendenkmäler, Aquädukte, Triumphbogen u. s. w. — unverkennbar ist. Wir dürfen also in den Schulen keinesfalls von der für unsere Vorstellung geradezu riesigen Kunstentfaltung der römischen Zeit schweigen. „Abgesehen davon, sagt Bernhard in seinen geistreichen Ausführungen, daß man mit solchem Verfahren eine für das Verständnis des Römertums sehr wichtige Seite unbeachtet ließe" (der Schüler gewöhnt sich sonst zu leicht, in den Römern nur gewaltthätige, fremde Kulturen vernichtende Eroberer zu sehen!), „hieße dies auch geradezu die Wege zu dem rechten Verständnis der Epoche der Renaissance verlegen; wenn man aber dem reiferen Gymnasiasten wenigstens einige Aufklärung über die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Epoche schuldig ist, so wird man nicht umhin können, auf die Vorbedingungen ihres Ursprungs hinzuweisen."

In die schon oben erwähnte, für die Schule bestimmte Sammlung des hauptsächlichsten Quellenmaterials, die hoffentlich recht bald erscheinen und sicher mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden wird, da sie einem dringenden Bedürfnis entspricht, gedenkt Bernhard Stücke aus Pausanias, Plutarch, Strabo und Appian, sowie aus Livius, Cicero und vor allem aus Plinius aufzunehmen: eine Auswahl, mit der man sich zunächst durchaus einverstanden erklären kann. Natürlich soll und kann gar nicht die ganze Chrestomathie mit jedem Jahrgange der Abiturienten durchgelesen werden, sondern die Benutzung wird nach Maßgabe des offiziell Gelesenen und der Befähigung der betreffenden Primajahrgänge sehr verschieden sein. Für die griechischen Partien bieten die nach den neuen Regulativen verordneten Übersetzungsübungen aus dem Griechischen ins Deutsche reichliche Gelegenheit zur Benutzung der

Sammlung, die lateinischen können bei Extemporierübungen sowie im Anschluß an die Lektüre der Verrinischen Reden herangezogen, endlich beide Texte der Privatlektüre empfohlen werden, natürlich unter der Voraussetzung nachfolgender gewissenhafter Kontrolle. So weit die trefflichen, unendlich viel Interessantes, Anregendes und Förderndes enthaltenden, feinsinnigen Ausführungen Bernhards, die gewiß jeder gern unterschreiben wird, der ein warmes Herz für die unsterbliche, herrliche antike Kunst sein eigen nennt. Rezensent möchte aber auch für die Realgymnasien aus den Vorschlägen und Winken Bernhards Nutzen ziehen. Auch diese Schulgattung kann, natürlich in bescheideneren Grenzen, die so verdienstvolle Chrestomathie benutzen; die lateinischen Stücke sind ja den Realgymnasiasten gottlob auch verständlich; für die griechischen allerdings muß eine Übersetzung des Lehrers eintreten. Jedenfalls aber darf auch jenen Schülern das Feld nicht verschlossen bleiben, auf dem die antike Kultur das höchste erreicht hat. In dem starken Idealismus, der durch die Belebung und Würdigung der alten Kunstideale in die Brust unserer deutschen Jugend gesenkt wird, sieht Rezensent ein glückliches Gegengewicht gegen die allzusehr an den Verstand, aber gar so wenig an Herz und Gemüt sich wendenden Disziplinen der Mathematik und Naturwissenschaften, die sich ja wohl allmählich zu Alleinherrscherinnen besonders im Realgymnasium aufschwingen wollen. „Mehr Idealismus!", das muß die Parole für die Erziehung unserer gymnasialen Jugend sein, und eine Einführung in die antike Kunst wird uns gewiß diesem Ziele ein Stück näher bringen, so daß das Wort des Horaz wieder wahr werden wird:

. . . didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Professor Dr. Heinrich Stürenburg, Rektor des Gymnasiums zum heiligen Kreuz, widmete der Philologenversammlung eine höchst interessante, lehrreiche Abhandlung über „Die Bezeichnung der Flußufer bei Griechen und Römern". Der Verfasser führt hier den Nachweis, daß, während es uns heutzutage als ganz selbstverständlich erscheint, den Lauf eines Flusses von der Quelle aus betrachtet nach der rechten und linken Hand zu bezeichnen, sich bei griechischen und römischen Schriftstellern die Flußuferbezeichnung nach der rechten und linken Hand nur ganz vereinzelt findet, und daß an den Stellen, an denen sie eintritt, in der Regel eine besondere Erklärung dafür vorhanden, die Benennung also nicht wie jetzt bei uns als eine voraussetzungslose anzuerkennen ist. Daß wir uns hüten müssen, die uns jetzt in Fleisch und Blut übergegangene Gewohnheit, einen Fluß immer von der Quelle zur Mündung zu betrachten, als die einzig denkbare anzunehmen, lehren

uns auch Stellen alter Schriftsteller, in denen die Ufer thalaufwärts gewendet mit rechts und links bezeichnet sind. Besonders bemerkenswert ist, daß kein geringerer als der große Geograph Ptolemäus die Flüsse häufig von der Mündung aufwärts betrachtet. So liegt ferner einer Reihe von Stellen bei Strabo ausdrücklich die Bergfahrt als Ausgangspunkt der Uferbezeichnung nach der Hand zu Grunde, so z. B. bei Beschreibung des Baetisthals (C. p. 142): *ἐν ἀριστερᾷ μὲν οὖν ἐστι τοῖς ἀναπλέουσι τὰ ὄρη ταῦτα, ἐν δεξιᾷ δὲ πεδίον μέγα.* Vor allem beschreibt er das Nilthal vom Meere aus aufwärts. Wenn aber demgegenüber, sagt Stürenburg, die Zahl der Stellen, in denen die Ufer thalabwärts nach der Hand benannt werden, so wenig es ihrer verhältnismäßig sind, doch größer ist, so liegt das nur daran, daß es sich meist um geographische Beschreibungen handelt, bei denen die dem Laufe folgende Behandlung der Flüsse naturgemäß die Regel bildet. Wie sich nun die Benennung nach der Hand allmählich entwickelt, wird zunächst dargelegt, danach wird über die Uferbezeichnungen gehandelt, die sich im Altertum sonst als die üblichen erweisen. Hierbei hat Stürenburg ein außerordentlich reichhaltiges Material berücksichtigt und dies mit philologischer Gründlichkeit eingehender Prüfung unterworfen: von den Griechen Herodot, Thucydides, Xenophons Anabasis und Hellenika, Polybius, Strabo, Teile des Plutarch, Arrians Anabasis und Indika, Pausanias, des Ptolemäus *γεωγραφικὴ ὑφήγησις*, die fragmenta histor. Graec. bis zum 8. Buch von Carl Müllers Sammlung, die Geographi graeci minores in der Ausgabe desselben Carl Müller mit Ausnahme der Paraphrase und eines Teils der Scholien zur Periegese des Dionysius und der Excerpte aus Strabo, und schließlich Stephanus von Byzanz. Von den Römern sind benutzt die histor. Rom. rell. in H. Peters Ausgabe, Cäsar und seine Fortsetzer, Sallust, Nepos, Teile des Livius, die res gestae divi Augusti, Pomponius Mela, von Plinius die Bücher I—IV, Curtius Rufus, Tacitus, Sueton, die Geographi latin. min. der Sammlung von Riese, das Itinerarium Antonini Augusti et Hierosolymitanum, herausgegeben von Parthey und Pinder, und Teile des Ammianus Marcellinus. Auf einschlägige Dichterstellen hat sich der Verfasser nur durch den Zufall führen lassen, ausgenommen Homer und Horaz, der gerade einige bemerkenswerte Stellen bietet, und natürlich die Mosella des Ausonius und in Verse gebrachte geographische Lehrschriften wie des Dionysius Periegese und des Avien Orae maritimae liber und descriptio orbis terrae. — Stürenburg konstatiert, daß die Stellen, an denen sich Flußufer thalabwärts nach der Hand bezeichnet finden, fast sämtlich das gemeinsam haben, daß der Fluß, meistens zum Zwecke der Beschreibung, in seinem Laufe verfolgt wird, wir also hier erst den Anfang des heutigen Sprachgebrauchs

vor uns haben. Die älteste Stelle für rechts und links findet sich nach Stürenburg bei Herodot in der Beschreibung des Laufes des Halys (I 72), kein einziges Beispiel der Uferbezeichnung nach den Händen bei Thucydides und in Xenophons Anabasis und Hellenika, desgleichen keins bei Polybius, keines in den Überbleibseln der griechischen Geschichtsschreiber bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. sowie in den von C. Müller gesammelten Geographi graeci minores. Mehrere Beispiele bietet uns Strabo, so p. 128 bei der Beschreibung des Laufes des Ister, noch geläufiger ist die Bezeichnung mit rechts und links dem Pausanias. Ptolemäus verwendet trotz vieler Uferbezeichnungen niemals die nach der Hand, Arrian greift zu ihnen in der Anabasis erst bei der Erzählung von Alexanders Fahrt auf indischen Flüssen. Mehrere Bezeichnungen nach rechts und links finden sich endlich in Eustaths Kommentar zur Periegese des Dionysius und ebenso in den Scholien. Bei lateinischen Schriftstellern findet sich kein Beispiel der Uferbezeichnung mit rechts und links in Peters Sammlung der hist. Rom. rell., keins bei Caesar und seinen Fortsetzern, bei Sallust, bei Cornelius Nepos, in den res gestae divi Augusti und, soweit Stürenburg beobachtet hat, bei Livius, so daß wahrscheinlich das älteste uns erhaltene Beispiel die bekannte Stelle des Horaz (c. I. 2,18) von der Tiberüberschwemmung bietet. Etwas häufiger tritt der Gebrauch zuerst bei Plinius auf, bei Tacitus haben wir, obwohl sich die Handlung so oft zu beiden Seiten des Rheins, der Donau, des Po und Euphrat bewegt, nur ein Beispiel, ann. II. 8. In den Jahrhunderten des ausgehenden Altertums scheint, wie bei den Griechen, so auch bei lateinischen Schriftstellern die Uferbezeichnung nach der Hand etwas mehr in Übung gekommen zu sein, wenn sich auch die Beispiele immer noch sehr vereinzelt zeigen (so in des Ausonius Mosella, bei Ammianus Marcellinus, Orosius u. a.). Die Folge der dem Altertum im allgemeinen so wenig geläufigen Uferbezeichnung nach rechter und linker Hand ist einerseits eine nur allzuhäufige Unzulänglichkeit der Ortsbezeichnung durch Verzicht auf Genauigkeit der Angabe (man denke z. B. an die so schwierige Bestimmung mehrerer an Flüssen gelegener Schlachtfelder, wie der an der Allia und Trebia, bei Cannä und Idistaviso), anderseits ist die Folge die Verwendung von nur relativ, d h. vom Standpunkte des Schreibenden aus verständlichen Bezeichnungen; das bekannteste Beispiel hierfür ist das Mittelmeer, das mare nostrum, ἡ καθ' ἡμᾶς θάλασσα oder auch ἥδε ἡ θάλασσα, das mit seinen Küstenländern der feste Standpunkt der antiken Erdbeschreibung ist. Erst allmählich werden dergleichen relative Angaben durch absolute verdrängt. Dies geschieht besonders durch die in steigendem Umfang auftretende Verwendung der Himmelsrichtungen, die auch für die Flußufer meist

eine untrüglichere, den eigentlichen Zweck der Darstellung besser erfüllende Bezeichnung ermöglichen als die Angaben nach der Hand. Diesen Fortschritt von der relativen zur absoluten Ausdrucksweise hat im Altertum am bewußtesten Ptolemäus vollzogen. Der letzte Teil der Arbeit Stürenburgs beschäftigt sich mit der Uferbezeichnung bei einzelnen griechischen und römischen Schriftstellern. Vorausgeschickt wird zunächst, daß sich bei Homer eine Uferbezeichnung für einen Fluß überhaupt nicht findet. Zwar spielt der Kampf der Ilias zu beiden Seiten des Skamanders oder Xanthos oder „des Flusses", wie es oft nur heißt, der das Blachfeld etwa in der Mitte durchschneidet, aber er ist nur eine Wasserlinie, deren Laufrichtung gar nicht in Betracht kommt. Die ältesten Uferbezeichnungen aus griechischen Schriftstellern dürften sonach die von Stephanus von Byzanz aus Hekatäus wiedergegebenen sein: *Κρόβυζοι, ἔθνος πρὸς νότου ἀνέμου τοῦ Ἴστρου, Ἑκαταῖος Εὐρώπῃ*: und *Τριζοί, ἔθνος πρὸς νότον τοῦ Ἴστρου. Ἑκαταῖος Εὐρώπῃ.* Nachdem alsdann Stürenburg immer unter Heranziehung eines außerordentlich reichen Quellenmaterials die Uferbezeichnungen bei Herodot (Frage nach dem Schlachtfeld von Platää!), Thucydides, Xenophon, Polybius (ausschließlich relative Uferbezeichnungen!), Strabo, Plutarch, in der *οἰκουμένης περιήγησις* des Dionysius (wo die Uferbezeichnungen nach der Himmelsrichtung überwiegen), ferner bei Arrian und Pausanias der eingehendsten Prüfung unterworfen hat, führt er aus, daß der schon oft erwähnte Ptolemäus in der Bezeichnung der geographischen Lage und so auch der Flußufer eine ganz besondere Stellung einnimmt. Die relativen Ausdrücke treten bei ihm ganz zurück oder verschwinden völlig. Nur für die Unterscheidung des inneren und äußeren Meeres und für einige der äußersten Gebirge und Flüsse der damals bekannten Erde treten sie noch auf, nämlich für das Imausgebirge und den Ganges. Zum Ersatz für die bis dahin üblichen relativen Lagebezeichnungen verwendet er sehr häufig die Himmelsrichtungen; daneben hat er sich aber ein neues Mittel geschaffen in *ὑπό* und *ὑπέρ*. Diese braucht er nicht relativ, sondern absolut im Sinne der geographischen Lage für südlich und nördlich. Es ist also der Standpunkt des Kartenzeichners, den er einnimmt. Unter allen Vorgängern des Ptolemäus war keiner mehr beflissen als Eratosthenes, genauere Lageangaben, besonders nach den Himmelsrichtungen, zu machen. Marcian von Heraklea ist in seinem *περίπλους τῆς ἔξω θαλάσσης* zum Teil sicher von Ptolemäus abhängig. Der uns erhaltene Auszug aus Stephanus von Byzanz ist in genaueren Lageangaben dürftig; Eustaths Kommentar zur Periegese des Dionysius handhabt in der Regel die relativen Bezeichnungen. Unter der großen Menge der von Stürenburg herangezogenen römischen Schriftsteller seien nur folgende hervorgehoben:

Cäsar braucht nur relative Uferbezeichnungen, so in vielen Fällen trans Rhenum und immer vom rechten Ufer, wenn es nicht mit einem Verbum der Bewegung verbunden die Überschreitung des Stroms in der oder jener Richtung bedeutet; Cäsars Fortsetzern ist es infolge unzulänglicher Uferbezeichnung wiederholt nicht gelungen, uns ein hinreichend klares Bild der geschilderten Vorgänge zu geben (Vergl. bell. Alex. c. 26 flg. bell. Hisp. c. 7 flg.). Cornelius Nepos begnügt sich mit Angaben allgemeinster Art, wie apud flumen Strymona, apud Nilum flumen u. s. w., im übrigen sind auch ihm relative Wendungen wie ultra, iuxta, supra u. dgl. nicht fremd. Ebenso steht es mit Sallust. Bei Livius scheint sich kein einziges Beispiel für ripa dextra oder sinistra zu finden (bestätigt durch die Sammlungen von Fügner, dem Herausgeber des Lexicon Livianum). Pomponius Mela, der seine ganze Erdbeschreibung in fast ausschließlich relativen Lagebestimmungen durchführt, nur gelegentlich mit Angabe der Himmelsrichtungen vermischt, und Plinius (nat. hist. II—VI) greifen zu der Uferbezeichnung nach der Hand nur dann, wenn sie den Gang ihrer Küstenbeschreibung verlassen, um Flüsse aus dem Innern des Landes heraus in ihrem Gesamtlauf zu überblicken. Tacitus nimmt in den Lagebestimmungen aller Art insofern keine Sonderstellung ein, als auch er fast nur relative Ausdrücke braucht und für ihr Verständnis Aufmerksamkeit auf den Gang der Erzählung voraussetzt; eigenartig ist bei ihm aber auch auf diesem Gebiete das Streben nach Abwechslung im Ausdruck. Übrigens braucht er, wenn das dem Standpunkt der Erzählung zugewendete Ufer bezeichnet werden soll, gern ripa ohne weiteren Zusatz, wo auch der Name des Flusses allein genügt hätte. — Rezensent muß die Besprechung der Arbeit von Stürenburg hier abbrechen, hält es aber für seine Pflicht hervorzuheben, daß der geschätzte Verfasser nach Kräften die griechische und römische Litteratur für seine Zwecke ausgenutzt und in ruhiger, besonnener Weise seine Schlüsse gezogen hat. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Stürenburgs, den Irrtum, in dem gewiß so mancher Leser seiner Abhandlung anfangs befangen gewesen ist, nämlich anzunehmen, daß alle Völker von vornherein den Lauf eines Flusses von der Quelle aus betrachtet nach rechter und linker Hand bezeichnet hätten, gründlich beseitigt zu haben. Ein zweites Verdienst liegt darin, zu weiteren Studien auf dem Gebiete antiker Geographie angeregt zu haben. Stürenburg hat durch seine treffliche Untersuchung eine Reihe fester Grundlagen geschaffen, auf denen nun weiter gebaut werden kann, und die Beobachtung manches anderen Schriftstellers, der vorerst bei Seite gelassen werden mußte, so z. B. der Dichter, wird gewiß noch reiche Ausbeute liefern und das wichtige Hauptergebnis Stürenburgs noch weiter ergänzen und festigen.

Dr. Emil Schelle, Oberlehrer an der Annenschule (Realgymnasium) betitelt seine Festgabe: „Der neueste Angriff auf die Echtheit der Briefe ad M. Brutum". Ein italienischer Gelehrter Vincentius d'Addozio hat in seiner 1895 in Neapel erschienenen und von der Accademia dei Lincei zu Rom preisgekrönten Schrift: De M. Bruti vita et studiis doctrinae (S. 139—205) die genannte Briefsammlung als eine Fälschung teils des Altertums (1. Buch), teils des Mittelalters (2. Buch) nachzuweisen gesucht, ein Angriff, den Schelle als völlig mißlungen darzuthun bestrebt ist. Gewiß ist dies ein dankenswertes Unternehmen. Denn obgleich fast alle Gelehrten neuerer Zeit, die sich mit jenen Briefen beschäftigt haben, von ihrer Echtheit überzeugt sind, und nur darin noch keine Übereinstimmung herrscht, ob wenigstens einige von ihnen als Fälschungen zu betrachten seien, so muß doch mit aller Entschiedenheit und den schärfsten Waffen philologischer Kritik jeder neue Angreifer immer wieder und wieder zurückgewiesen werden, der wie d'Addozio an eine Fälschung in so großartigem Maßstabe glaubt. Ganz richtig betont Schelle, daß, wenn es gelingt, die Verdächtigungen der Gegner der Briefe als haltlos zu erweisen und klar darzulegen, wie solche Bedenken auf zweifellosen Mißverständnissen oder falschen Auffassungen der geschichtlichen Verhältnisse jener Zeit beruhen, alsdann in der siegreichen Zurückweisung des feindlichen Angriffs ja eine neue Befestigung des von den meisten bereits eingenommenen Standpunktes liegt. Obwohl manche der Ansichten des Italieners kaum einer ernsten Widerlegung bedürfen, will Schelle als rechter Philolog und ehrlicher Kämpfer doch keine derselben übergehen, um auch nicht den Schein aufkommen zu lassen, als könnte der eine oder andere der für die Unechtheit vorgebrachten Gründe nicht als unzutreffend zurückgewiesen werden; zugleich soll ihm der ganze gelehrte Streit auch die erwünschte Gelegenheit bieten, auf die einschlägigen Fragen überhaupt einzugehen, dies und jenes auf neue Weise zu erklären und vor allem eine Anzahl von Textverbesserungen vorzuschlagen, die hauptsächlich auf der sorgfältigen Beachtung des Gedankengangs beruhen. — Nach einer Darstellung des Verlaufs des Streites um die Echtheit der Briefe (S. 139—143) und nachdem er zugegeben hat, daß ihre Überlieferung an sich keinen Anlaß biete, sie zu beanstanden, wendet sich d'Addozio zu den einzelnen Briefen und unterzieht sie einer genauen Prüfung, wobei er mit den Briefen des 2. Buchs beginnt, da sie den Eindruck hervorriefen, früher geschrieben zu sein, als die des ersten. Schelle verfolgt nun die von d'Addozio gegen die Echtheit der Briefe geführte Polemik bis ins kleinste Detail und sucht die Gründe des Gegners nachdrücklichst zu entkräften. Der allzu enge für die vorliegende Rezension bestimmte Rahmen verbietet es natürlich, den Kampf der beiden

Gelehrten in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen; Rezensent ist der Ansicht, daß es an allen Stellen dem deutschen Gelehrten dank seinem Scharfsinn, seiner zwingenden Logik, seinem feinen Verständnis für Ciceronianischen Stil, seiner sehr genauen Kenntnis der in Betracht kommenden Zeitverhältnisse gelungen ist, die Angriffe des Italieners erfolgreich abzuschlagen. Betreffs der Textgestaltung stellt Schelle den richtigen Grundsatz auf: „Sollten die Briefe auch wirklich unecht sein, so war ihr Verfasser doch ein hochgebildeter Mann, der die eingehendsten Geschichtsstudien mit seinem sprachlichen Sinn für die Besonderheiten der Ciceronianischen Redeweise verband, der so täuschend den Satzbau und die Wortverknüpfung des berühmten Redners nachzuahmen verstand und so genau den Gedankenkreis seines Vorbildes festzuhalten wußte, daß der Kenner Ciceros diesen selbst zu hören vermeint. Einem solchen Manne dürfen wir keine stümperhafte Sprache zutrauen; wo der Ausdruck also nicht folgerichtig, wo er unklar oder fehlerhaft ist, werden wir getrost eine Verderbnis des Textes annehmen dürfen." Daß die ursprüngliche Handschrift schon in einem recht traurigen Zustand gewesen ist, lehrt ja schon die Erkenntnis, daß offenbar Blätter ausgefallen, andere unter einander geraten sind. (Vergl. L. Gurlitt, der Archetypus der Brutusbriefe. Jahrb. f. klass. Phil. 1885, S. 561—576.) Den letzten Abschnitt seines Buches widmet d'Addozio der Darlegung seiner Ansichten über Zeit und Plan der vermeintlichen Fälschung. Da von dem sogenannten 2. Buche keine Handschrift vorhanden ist[1]) und auch keine Stelle daraus von einem Schriftsteller des Altertums erwähnt wird, so nimmt d'Addozio an, Cratander sei getäuscht worden und habe das Machwerk eines Gelehrten des 15. Jahrhunderts in seine Ciceroausgabe aufgenommen. Dieser für Cratander wenig schmeichelhaften Vermutung widersprechen nun, wie Schelle hervorhebt, gerade die eigenen Worte Cratanders am Rande des Blattes, auf dem die Briefe ad M. Brutum beginnen. Er sagt da ausdrücklich, diese Briefe hätten in einer alten Handschrift die erste Stelle eingenommen (in vetusto codice primum locum). Da nun gerade in diesen Briefen die Randbemerkungen bei Cratander fehlen, so liegt die Vermutung in der That nahe, daß die Briefe unmittelbar derselben Handschrift entnommen sind, aus der die wertvollen Randbemerkungen stammen. — Vom 1. Buche muß auch d'Addozio zugeben, daß es bereits im Altertum bekannt gewesen ist; ja er findet die Sprache so rein und richtig, daß er die Briefe noch dem goldenen Zeitalter

1) Cratander fügte, wie bekannt, im Jahre 1528 zu dem 1. Buche der Briefe ad M. Brutum 7 neue hinzu, welche man seit Schütz als 2. Buch zu bezeichnen pflegt. Von seinem feinen Sprachgefühl geleitet, sagte der verdiente Philolog von jenen 7 Briefen: a Ciceroniana dictione abhorrere non videbantur.

zuweist und der Meinung Orellis beizutreten scheint, die Briefe seien bald nach dem Tode Ciceros von einem Schmeichler des Messalla verfaßt worden. Diese Hypothese Orellis stützt sich, wie bekannt, lediglich auf den 15. Brief, wo der glänzenden Gaben des Messalla allerdings mit Anerkennung gedacht wird. Aber einerseits ist diese Empfehlung des Messalla nur eine ganz kurze Einleitung zu dem Briefe (§§ 1 und 2), und jener Schmeichler würde sich doch, wie Schelle richtig betont, wohl nicht begnügt haben, Messalla nur einmal zu loben, sondern würde öfters die Gelegenheit dazu gesucht und zum mindesten auch dem Brutus ein Lob dieses Mannes in den Mund gelegt haben. Anderseits ist es auch wenig glaublich, daß ein solcher von Orelli und d'Addozio konstruierter Schmeichler die Worte geschrieben hätte: Non enim id propositum est huic epistolae, Messallam ut laudem, praesertim ad Brutum, cui et virtus illius non minus quam mihi nota est, et haec ipsa studia, quae laudo, notiora! Cicero hingegen hatte guten Grund, dem Messalla ein Kompliment zu machen, denn dieser hatte dem Sohne des Redners einst hohes Lob gespendet (ad Att. XV, 17,2). D'Addozio vermutet nun, daß ein Rhetor der ersten Kaiserzeit der Verfasser des 1. Buches sei und sucht den Einwurf, den er sich selbst macht: „Warum beging damals ein Rhetor diese Fälschung, da doch um diese Zeit auch noch der echte Briefwechsel zwischen Cicero und Brutus vorhanden war?" in außerordentlich gezwungener und gekünstelter Weise zu entkräften. Auf die ganze luftige Hypothese des italienischen Gelehrten antwortet Schelle zweierlei. Erstens: Wenn wir es wirklich mit einem Fälscher zu thun hätten, so würde dieser doch gewiß nach einem erkennbaren Plane gearbeitet und vor allem die Geschichte jener Tage (des Jahres 43) nach bestimmten Gesichtspunkten zur Geltung gebracht haben. Warum in aller Welt sollte der Fälscher Empfehlungsbriefe beigefügt haben, zum Teil für ganz unberühmte Leute, warum einen Trostbrief? Warum sollte er ferner von rein persönlichen Verhältnissen berichten, wie von dem Befinden der Porcia und den Heiratsaussichten der Attica? Und zweitens: Wenn je ein innerer Grund durchschlagend war, um eine Hypothese zu vernichten, so ist es der von Schelle vorgebrachte. Von welch' wunderbarer Befähigung müßte dieser Fälscher gewesen sein! Er hätte nicht nur über ein echt Ciceronianisches Latein verfügt, um' das wir ihn aufrichtig beneiden müßten, sondern er hätte es auch mit höchster Kunst verstanden, die Eigenart des Cicero wie die des Brutus in Gedanken und Worten zum Ausdruck zu bringen und mit solcher Feinfühligkeit sich in den Seelenzustand beider Männer zu versetzen, daß er ganz nach den Verhältnissen die Sprache in dieser oder jener Weise abzutönen wußte. Und noch mehr: der Fälscher wäre so raffiniert schlau zu Werke ge-

gangen, absichtlich kleine Mängel mit anzubringen, die bei wirklichen in großer Erregung oder fliegender Eile geschriebenen Briefen fast selbstverständlich, ja unvermeidlich sind, bei so fein ausgeklügelten, in aller Muße verfaßten Schriftstücken sich aber kaum erklären ließen (so kommt in I, 12 die Verbindung cum-tum fünfmal vor; II, 3,5 steht „magis" dreimal hintereinander; II, 3,4 fällt der harte Gleichklang auf: orationes duas tuas). Endlich hätte der Fälscher auch in sachlicher Beziehung mit großer Raffiniertheit gearbeitet, um den Anschein wirklich echter Briefe zu erwecken, so z. B. daß er von Gerüchten erzählte, die sich dann nicht bewahrheiteten, daß er im Anfange des Briefes erklärt, er wolle einen kurzen Brief schreiben, und dann doch einen ziemlich langen folgen läßt! Alles dies erklärt sich aufs natürlichste und ungezwungenste, wenn wir an die Echtheit der Briefe glauben, und mit Recht schließt deshalb Schelle seine Polemik gegen d'Addozio mit den Worten: „Alles spricht dagegen, daß die Briefe Erzeugnisse der Schul- oder Studierstube seien; unmittelbar aus dem leidenschaftlich bewegten Leben des letzten Kampfes der römischen Republik sind sie entsprungen, sodaß sie auch heute noch, trotz der mancherlei Schäden, die sie im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben, das treueste Bild jener bedeutungsvollen Zeit gewähren." Und so hoffen wir denn, daß d'Addozio sich auch wieder von seinem Irrtum bekehren und an die Echtheit der Briefe glauben wird, wie sie ihm ja nach seinem eignen Geständnis anfänglich in der That echt erschienen sind mit Ausnahme der vier letzten des ersten Buches.

Am Schluß seiner Abhandlung bringt Schelle noch eine Reihe eigener Beobachtungen und Vermutungen, von denen die interessanteste die Gestalt der Urhandschrift der Brutus-Briefe betrifft. Ausgehend von dem Gedanken, daß offenbar die ursprüngliche Handschrift schon in einem recht traurigen Zustand der Zerrüttung gewesen sein muß (vergl. Gurlitt a. o. O.), weist Schelle an einer großen Zahl von Stellen nach, daß keine andere Art der Verderbnis so häufig sich zu finden scheine, wie der Ausfall eines oder mehrerer Wörter. Als er nun versuchte, die Lücken dem Zusammenhange gemäß auszufüllen, fand er, daß bei den meisten Stellen die ergänzten Wörter 26 Buchstaben enthielten, und daß auch bei den übrigen, wo dies nicht der Fall war, die Ergänzung ganz ungezwungen auf dieses Maß gebracht werden konnte. Es sei darum die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß von einem flüchtigen Schreiber hier und da ganze Zeilen übergangen worden wären, die Zeile aber in der Urhandschrift ungefähr 26 Buchstaben umfaßt habe. Da nun die schon erwähnte Blattvertauschung erkennen lasse, daß ein Blatt der Urhandschrift ungefähr 24 Zeilen der Orelli'schen Ciceroausgabe von 1845 enthielt (vergl. Gurlitt, Jahrb. 1885, S. 561 flg.) und da eine solche Zeile

bei Orelli aus etwa 55 Buchstaben bestehe, so dürfe wohl ein jedes Blatt der Urhandschrift, wenn ihre Zeilen je 26 Buchstaben umfaßten, 50 Zeilen, die Seite also 25 Zeilen enthalten haben (24 . 55 = 1320; 50 . 26 = 1300). So kommt Schelle zu dem Schluß, daß die Urhandschrift der Brutus-Briefe kleinen Formats war, und die Seite wahrscheinlich 25 Zeilen zu je 26 Buchstaben enthielt, eine scharfsinnige Vermutung, für die allerdings eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht. In dem vollen Bewußtsein, daß bei seinen Ergänzungen ganzer Zeilen von ungefähr 26 Buchstaben, die er auf seine Hypothese gestützt bei einer Reihe von Stellen vorgenommen hat, natürlich der ursprüngliche Wortlaut mit voller Sicherheit nicht wieder hergestellt werden kann, schlägt Schelle z. B. vor zu lesen:

II, 2, 2: Nos exspectatio sollicitat, < quo in loco apud Mutinam sit res >, quae est omnis iam in extremum adducta discrimen. Mit Recht nimmt Schelle an der Überlieferung Nos exsp. soll., quae est omn. etc. als an einem „schiefen Ausdruck" Anstoß, da quae sich unmöglich auf exspectatio beziehen kann. Offenbar ist das Beziehungswort ausgefallen; da nun Cicero in den Reden und Briefen jener Zeit immer nur sagt: res in discrimen adducta est (vergl. Phil. III, 11, 29; Phil. VI, 7, 19; Phil. VII, 1, 1; ad fam. XII, 6, 2; ad Brut. II, 1, 1), so ergänzt Schelle die oben angeführte Zeile von 26 Buchstaben, die thatsächlich durch ein Versehen des Abschreibers leicht ausfallen konnte, da die folgende mit demselben Buchstaben, q, begann.

I, 11, 2 nimmt Schelle wiederum den Verlust mehrerer Zeilen an. Die eine Stelle: Huic persuadere . . . suscepta galt schon lange als verderbt; Wesenberg bemerkt schon in seiner Ausgabe, daß „non licere" oder „faciendum esse" oder etwas Ähnliches ausgefallen sei, und fügt dann noch hinzu: An „st. s. Romam eundum"? Schelle weist richtig darauf hin, daß der Zusammenhang fordert, daß nicht nur der eine oder der andere von den beiden Begriffen „er dürfe nicht im Lager bleiben" und „er müsse nach Rom gehen" zum Ausdruck kommt, sondern notwendigerweise beide. Das „quoniam exercitum dimisisset" verlangt ein „statuit id sibi non faciendum", das „statim vero rediturum ad nos confirm." verlangt ein vorausgehendes „statuit s. Rom. eundum". Daher schlägt er vor zu lesen: „ . . . ut imperator in castr. reman. . . ., statuit id sibi, quoniam exercitum dimisisset, < non faciendum, sed Romam eundum >; statim vero redit. ad n. confirm." — Die andere Stelle befindet sich am Schluß des Briefes, wo die besten Handschriften et mihi gratissimum erit überliefern, eine Lesart, die auch in der ed. Crat. steht, während Wesenberg für „et" „id" aufgenommen hat, wie schon in der editio Rom. princ. Entschieden weist aber jenes „et" darauf hin, daß ein Glied zuvor ausgefallen ist. Schelle glaubt nun, daß auf die voraus-

gehende Zweiteilung: Nachweis der großen Verdienste des Antistius Vetus um den Staat und die private Bitte an Cicero „Ego etiam propr. fam. te rogo“ auch in den Schlußworten Bezug genommen worden ist und daß der Gedanke etwa gelautet habe „durch die Unterstützung des Vetus Antistius wirst Du dem Staate nützen, mir persönlich aber einen besonderen Gefallen erweisen.“ Er ergänzt deshalb: < et rem publicam illud iuvabit > vor et mihi grat. er.

Der Raum verbietet, alle übrigen Änderungen und Verbesserungsvorschläge von Schelle einer sorgfältigen Prüfung hier zu unterziehen. Es seien nur noch folgende Konjekturen erwähnt: I, 4, 3: neu semper primi cuiusque mali excidendi causa fiat, ut aliud renascatur illo peius . . . ; I, 15, 3: neque soloecum puto Solonis dictum usurpare; I, 16, 2: Aut si me carum habes, vis Romae < me > videre; im übrigen sei aber die fleißige, verdienstvolle Arbeit der eingehenden Kenntnisnahme der verehrten Fachgenossen warm empfohlen. Besonders sei noch hervorgehoben, daß bei ihrer Lektüre es stets angenehm berühren wird, daß der Verfasser immer sine ira et studio, nur von dem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit geleitet, dem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und seine Polemik unter allen Umständen eine, wenn auch nachdrückliche, so doch stets ruhige und vornehme ist.

Dr. Theodor Hasper, Professor am Kgl. Gymnasium zu Dresden-Neust., begrüßt die Versammlung mit einer lateinisch geschriebenen „Commentatio de compositione Militis Gloriosi“. Die Ansicht, daß das genannte Plautinische Stück eine Kontamination sei, d. h. nicht bloß mit Benutzung des einen im Prolog selbst erwähnten Originals, des Ἀλαζών eines ungenannten griechischen Dichters, abgefaßt sei, tauchte zuerst vor 60 Jahren auf. Über die Art und Weise der Kontamination bildeten sich allmählich drei Meinungen, die, von Hasper mit a, b, c bezeichnet, zunächst einer Prüfung unterzogen werden. Die erste Ansicht (a) geht dahin, daß im Mil. Glor. nur der 1. Akt, dem der Prolog bekanntlich erst nachfolgt, einem anderen Stücke als dem Ἀλαζών entlehnt sei. Zuerst nahm dies W. A. Becker an, der vermutet, die Eingangsszene sei aus dem Κόλαξ des Menander geschöpft, nach ihm Ladewig, ferner Ritschl, der für jene Szene an des Diphilus Ἀρῃσιτείχης als Original denkt, endlich stimmen Hertzberg, Hahn u. a. dem Gedanken einer Entlehnung aus einem anderen Stücke bei. Hasper entscheidet sich, besonders nach dem Vorgang von O. Ribbeck „Alazon“ S. 52, ferner von Fr. Schmidt und Fr. Leo dafür, daß der 1. Akt des Mil. glor. sich ebenfalls schon im Ἀλαζών befand, also aus keinem anderen griechischen Vorbild entnommen sei. Richtig weist Hasper darauf hin, daß, wenn wir glauben, der 1. Akt habe im Ἀλαζών nicht mit gestanden, die Exposition

des Stückes ganz undenkbar sei; in anbetracht dessen, daß das ganze Stück, wie es uns vorliegt, 1437 Verse enthält, müßten wir geradezu annehmen, daß Pyrgopolinices, der Träger der ganzen Komödie, erst mit Vers 947 zum ersten Mal die Bühne hätte betreten sollen!

Eine zweite Ansicht (b) vertreten diejenigen Gelehrten, welche meinen, daß zwar nicht der 1. Akt des Mil. glor., aber doch andere kleinere oder größere Partien noch einer anderen Vorlage außer dem Ἀλαζών entnommen seien, daß also auch der Mil. zu den sogenannten kontaminierten Stücken gehöre. Diese nach Ansicht des Rezensenten zweifellos richtige Meinung hat auch Hasper, welcher besonders im Anschluß an Fr. Schmidt ausführt, daß die 2. Szene des 3. Aktes, wo Lucrio auftritt, jedenfalls erst von Plautus künstlich mit dem Ἀλαζών verarbeitet worden ist. Durch die Einführung jenes Lucrio wird die an und für sich schon ziemlich große Personenzahl im Mil. glor. noch vermehrt, obgleich sein Erscheinen für den Verlauf des Stückes ganz bedeutungslos ist; Plautus hat ihn nur, um der Lachlust seines römischen Publikums einen Gefallen zu thun, aufgenommen. Die Vermutung aber von Schmidt, die Lucrio-Szene sei von einem Überarbeiter in einem anderen Plautinischen Stücke gefunden und dann erst in den Mil. glor. verwoben worden, weist Hasper zurück, der die Kontamination vielmehr dem Plautus selbst zuschreibt. Eine dritte Gruppe von Gelehrten, und unter ihnen sehr tüchtige Plautuskenner, nehmen im Mil. glor. eine Kontamination im weitesten Umfange an. (Ansicht c.) In dankenswerter Weise stellt Hasper in einer leicht übersichtlichen Tabelle die Ansichten der betreffenden Gelehrten zusammen, die die einzelnen Partien des Mil. glor. teils auf den Ἀλαζών (A), teils auf eine andere unbekannte Komödie eines unbekannten griechischen Dichters (B) zurückführen wollen; am weitesten geht A. Lorenz, welcher glaubt, daß für den Mil. glor. vier griechische Originale von Plautus benutzt worden seien, und von diesem nur eine einzige Szene selbständig erfunden sei. Auch Hasper glaubte anfangs, wie er selbst zugesteht, an eine weitgehende Kontamination, mußte aber mehr und mehr im Laufe der Untersuchung seine Ansicht modifizieren. Nach Ausführung des allgemeinen Gedankens, wie außerordentlich ähnlich und übereinstimmend in der ganzen Anlage und dem ganzen Verlaufe die beiden Originale (A und B) hätten sein müssen, fragt Hasper ganz richtig: Gesetzt, daß der 2. Akt des Mil. glor. nicht im Ἀλαζών stand (Geschichte von der durchbrochenen Zimmerwand, Lüge von der täuschend ähnlich sehenden Zwillingsschwester Philocomasiums u. s. w.), was hätte dann in aller Welt denn in diesem Teil des Ἀλαζών sich abspielen sollen? Eine Ruhepause im Gang der Handlung sei im 3. Akt wohl angebracht gewesen, im 2. Akt aber nimmermehr. So nimmt also Hasper an, daß,

mit nur ganz geringen Ausnahmen, dieselben Personen im *Ἀλαζών*, wie im Mil. glor. auftraten, und in beiden Stücken dieselben Beziehungen und Verhältnisse der Personen zu einander obwalteten, daß vor allem auch das geniale Mittel, die Wand zu durchbrechen und so den beiden Liebenden einen leichten Verkehr zu ermöglichen, nicht durch Kontamination, sondern direkt aus dem *Ἀλαζών* in das Plautinische Stück gekommen sei. Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung beschäftigt sich Hasper mit der Frage, wie im griechischen Original des Mil. glor. sich die Täuschung des eingebildeten Pyrgopolinices vollzogen hat, nachdem bereits sein Sklave Sceledrus durch die meisterhafte Intrigue des Schlaukopfs Palaestrio hinters Licht geführt worden war. Namentlich polemisiert Hasper glücklich gegen den Vorwurf von Lorenz, welcher sagt: „Es wird klar, daß Plautus bei seiner Komposition des Mil. glor. den Grundfehler beging, den Kampf der List und Intrigue, der das Treibrad im Bau der *νέα* bildet, hier zweimal aufnehmen zu lassen und zwar gegen zwei von einander ganz getrennte Gegner, wodurch die dramatische Spannung der Zuschauer zuerst durch Exposition, Verwicklung und Auflösung des ersten Kampfes (Akt II) ihren regelmäßigen Verlauf nimmt und dann, nachdem sie während einer langen Episode (596—764) geruht hat, zum zweiten Male von vorne wieder anfangen muß." Hasper hält dem zweierlei entgegen: 1. sind es gar nicht zwei von einander ganz getrennte Gegner, sondern thatsächlich nur einer, der Offizier Pyrgopolinices, da Sceledrus, sein Sklave, doch immer nur im Auftrag und Sinn seines Herren handelt. 2. Ist hier tadeln leichter als besser machen. Hasper bekennt sich schließlich zur Ansicht Ribbeck's, welcher „kaum glaubt, daß jenes Vexierspiel von dem griechischen Dichter auch noch mit dem miles fortgesetzt sein wird: es würde dann nicht mehr belustigend, sondern ermüdend gewirkt haben." Wenn dies wahr ist, fährt H. fort, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, der 2. Akt sei durch Kontamination in das Stück hineingekommen, sondern derselbe wird sich so auch schon im *Ἀλαζών* vorgefunden haben. Hasper stellt alsdann noch die Einwände, Vorwürfe und Tadel zusammen, die die oft übereifrigen Kritiker dem Plautinischen Mil. glor. machen. Er teilt jene in zwei Gruppen, in solche Fehler, die Fehler sein sollen, aber in Wirklichkeit keine sind, und in solche, wo man thatsächlich einen Mangel in der dichterischen Komposition zugeben muß. So rechtfertigt er die oft getadelte Breite und Geschwätzigkeit des Prologs aus dem Bedürfnis der richtigen Exposition des Stücks, den verhältnismäßigen Mangel an Witzen und Späßen im Prolog aus dessen ganzer, rein erzählender Natur, auch die Ähnlichkeit der beiden Verse, Mil. glor. 101 und Cistell. 193 erregt bei Hasper keinen Skrupel. Betreffs der zweiten Gruppe von Fehlern,

die dem Plautus vorgeworfen werden, bemerkt Hasper, daß man einerseits in allen Plautinischen Stücken Stellen nachweisen kann, an denen man mit Recht Anstoß nehmen darf, und daß anderseits eben auch ein Dichter nur ein Mensch ist, der, wie alle Menschen, irren kann. Es wird hierbei auf das hübsche, eine angenehme, anregende Lektüre bietende Buch von Sauppe „Wanderungen auf dem Gebiete der Litteratur" hingewiesen, in welchem S. 222 eine Reihe von Stellen aus neueren Dichtern zusammengestellt ist, aus denen hervorgeht, daß auch solche Heroen auf dem Gebiet der Poesie, wie Shakespeare und Schiller, sich bisweilen widersprechen und das zuvor Gesagte vergessen; so sagt z. B. Wallenstein bei der Nachricht von der Gefangennahme des Unterhändlers Sesina (im 2. Auftritt des 1. Akts) wiederholt: „Es ist ein böser Zufall", und in derselben Tragödie (im 3. Auftritt des 2. Akts) zu Illo: „es giebt keinen Zufall". Anerkennenswert ist der Mut, mit dem Hasper, anstatt eine Mohrenwäsche zu unternehmen, rundweg zugiebt, daß auch bei Plautus unleugbare Verstöße gegen eine strenge, gute Komposition sich finden. Das oft zitierte Wort: ‚Quandoque bonus dormitat Homerus' hat eben auch bei einem Plautus seine Geltung. Durch ein solches freimütiges Geständnis wird ja nimmermehr die wahre Größe des Dichters auch nur im geringsten beeinträchtigt; wir sollen nicht immer, wie Geppert in seiner vortrefflichen Schrift „Plautinische Studien", S. 61 ff. ausführt, wenn wir dergleichen Inkonvenienzen bei den Dramatikern finden, darin entweder die ungeschickte Hand des Dichters erkennen wollen, der die heterogenen Bestandteile griechischer Stücke nicht zu einem Ganzen zu vereinigen wußte, oder uns berechtigt glauben, den Text zu ändern, um auch in dieser Hinsicht die Korrektheit herzustellen, die wir nun einmal für einen wesentlichen Vorzug der antiken Kunstwerke halten. Hasper schließt diesen Teil seiner Arbeit mit dem ganz richtigen Gedanken, daß trotz mancher berechtigter Einwände und Tadel gegen die Komposition des Mil. glor. dieser doch zu den trefflichsten, gelungensten Stücken gehört, die uns von dem Dichter erhalten sind.

Im zweiten Teile seiner Arbeit beschäftigt sich Hasper mit der Frage, inwieweit man in dem uns überlieferten Mil. glor. Spuren einer nachplautinischen Überarbeitung nachweisen kann. Daß thatsächlich in die Plautinischen Stücke teils von den Leitern der Schauspielergesellschaften, teils von anderen mit dem Theater zusammenhängenden Personen Interpolationen eingeschmuggelt wurden, besonders in der Zeit, wo man die alten guten Plautinischen Komödien nach längerer Ruhepause wieder in den Spielplan des römischen Theaters aufnahm (etwa am Anfang des 7. Jahrhunderts nach Gründung der Stadt), ist ja bekannt. Bisweilen

kann man ohne große Schwierigkeit diese Einschiebsel als fremde Eindringlinge ausscheiden, bisweilen jedoch sind sie ganz geschickt, mit guter Kenntnis der Eigenart Plautinischer Komödien gearbeitet und so innig mit dem zweifellos echten Eigentum des wahren Plautus verschmolzen, daß eine Ausscheidung nicht so leicht ohne weiteres möglich ist. Natürlich gab es in allen Stücken auch Partien, welche von Plautus so entworfen und ausgearbeitet waren, daß sie eine Veränderung durch spätere Überarbeiter unmöglich vertrugen. Zu diesen von der Hand jüngerer Überarbeiter verschont gebliebenen Stücken des Mil. glor. rechnet Hasper: Akt I, von Akt II fast alles außer einigen wenigen Stellen der 2. Szene und außer dem Aktende, ferner Akt IV fast ganz und Akt V. In anderen Teilen des Mil. sind starke Änderungen vorgenommen worden, so z. B. besonders im 1. Teil der 1. Szene des 3. Akts, den Hasper für am meisten durch Hände späterer Bearbeiter umgestaltet hält. Diese Stelle des Mil. glor. hat seit langer Zeit schon unter den trefflichsten Plautuskennern einen leidenschaftlichen Streit entfesselt. Einige Gelehrte, so Lorenz und Leo, schrieben diese Szene als eines der wohlgelungensten, mit großer Menschenkenntnis und zarter Ironie ausgeführten Stücke des Mil. glor. allein dem Plautus selbst zu. Andere, wie Brix und Ribbeck, nehmen Erweiterungen des Plautinischen Originals bei wiederholten Aufführungen, vielleicht unter teilweiser Zuziehung einer griechischen Vorlage an; andere endlich, wie F. Schmidt, glauben, diese Partie sei bei einer Wiederaufführung des Stückes eingelegt worden zu einer Zeit, wo griechische Sitte und Unsitte auch in Rom schon eingedrungen war, und jedenfalls der griechischen neueren Komödie entlehnt worden. Auch Hasper vertritt, im Anschluß an Schmidt und Ribbeck, die zweifellos richtige Ansicht, daß die Verse 596 bis 764 niemals so, wie wir sie haben, von Plautus gedichtet sein können, sondern sieht in ihnen Stücke, die in Anlehnung an einen kleineren echt Plautinischen Kern von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Aufführungen unter Zuziehung verschiedener griechischer Originale hinzugedichtet worden seien. Hasper spricht infolgedessen hier von einer nachplautinischen „Kontamination." Er unterzieht alsdann die erwähnte, hart umstrittene Partie des Mil. glor. einer genaueren Untersuchung, der wir natürlich an dieser Stelle nicht Schritt für Schritt folgen können, und stellt schließlich als Resultat folgende Verse als die echten Plautinischen in folgender Reihe auf: 596, 597, 598, 599, 602, 603, 609—611, 616—634, 651, 672—674, 676—678, 684, 723, 724, 765. Im allgemeinen wird man den Ausführungen Haspers wohl zustimmen dürfen, obgleich natürlich manches bei einer derartigen Untersuchung stets nur Hypothese bleiben muß, und wir mit

absoluter Sicherheit immer wieder nur das Resultat gewinnen werden, daß hier Bruchstücke von verschiedenen Theaterrezensionen in unsere Überlieferung übergegangen sind. Den letzten Teil der Hasper'schen Arbeit bilden verschiedene Verbesserungsvorschläge im Text des Mil. glor. Nach einigen polemischen Bemerkungen gegen das skeptische Urteil, welches O. Seyffert in Bursian's Jahresber. Bd. 84 S. 2 im allgemeinen über den Wert der landläufigen Art Textkritik zu treiben und Konjekturen auszuklügeln, fällt, und nach einer bitteren Klage darüber, daß die besten Konjekturen oft von den Herausgebern verschmäht werden, beschäftigt sich Hasper zunächst mit Vers 78. Die Handschriften bieten hier: Age temus, Agetemus, Agetenem, dann in Age eamus korrigiert; in allen Plautusausgaben lesen wir jetzt: Age eamus ergo. Hasper aber, der mit Recht von dem witzigen, geistreichen Dichter etwas anderes als die abgedroschene Redensart „age eamus" erwartet, schlägt vor zu lesen:

Vers 77. Regi hunc diem mihi operam decretumst dare.
= 78. AR. Age demus ergo. PY. Sequimini, satellites.

Diese ausgezeichnete, durch eine ganz leise Änderung der Überlieferung erreichte Konjektur (t für d ist ja hundertmal in den Handschriften verschrieben worden) löst allerdings mit einem Schlage alle Schwierigkeiten. Sodann befaßt sich Hasper mit Vers 919, einem der verzweifeltsten Verse des Mil. glor., der schon manchem Kritiker ehrliches Kopfzerbrechen bereitet hat. Hasper legt mit Recht großen Nachdruck darauf, daß der cod. B., der trotz mancher in letzter Zeit gegen ihn erfolgter Angriffe doch immer noch verdientermaßen als eine Hauptquelle für die Textesgestaltung des Plautus gilt, etwas hat, wo die übrigen Handschriften nichts Entsprechendes bieten: das rätselhafte Wort „muliebria." Dies muß uns den Weg zur Heilung der Überlieferung zeigen. In dem zweiten Bestandteil ebria, den wir in den cod. C und D als eabri wiederfinden, sieht auch Hasper das verderbte fabri (vgl. Asin. 4 Eace für Face, Casin. 361 Eo dico für Fodico); den ersten Bestandteil aber, muli, ergänzt er zu einem „fa"-muli, eine Verderbnis, die thatsächlich leicht zu erklären ist, da auch das folgende Wort fabri mit den beiden gleichen Buchstaben fa anfing. So schlägt also Hasper vor zu lesen:

adsunt famuli fabri architectique ad eam (oder ad rem?) haud imperiti,

wobei er das Wort famuli im adjektivischen Sinne auffaßt. Auch diese Konjektur, die im engsten Anschluß an die Überlieferung des cod. B einen durchaus untadelhaften, leicht verständlichen Sinn ergiebt, verrät den Kenner des Plautus und verdient entschiedene Beachtung. — Den

V. 1013, wo die Handschriften consiliarium bieten, schlägt Hasper vor folgendermaßen herzustellen:

Socium tuorum conciliorum et participem, consiliarem.

Rezensent kann dieser Konjektur nicht beistimmen. Denn abgesehen von dem ganz seltenen Gebrauch des Wortes ‚consiliaris', das sich nur einmal bei Paulus, einem Juristen des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, findet, wäre das von Hasper eingesetzte consiliarem ein nach den vorausgehenden Worten ganz bedeutungsloses, überflüssiges Flickwort; anderseits wird das von Ritschl schon ganz richtig konjizierte celatorum entschieden notwendig gefordert durch den folgenden Vers, in dem Milphidippa mit dem zweimaligen ‚celo' offenbar auf das celatorum des vorangehenden Verses zurückgreift. Auch in den darauffolgenden Worten des Palaestrio wird immer wieder mit dem Begriff ‚celare' gespielt. — Vs. 1409, der ebenfalls seit alter Zeit ein beliebter Tummelplatz der Konjekturalkritiker war, stellt Hasper folgendermaßen her:

PE. Loquere. PY. non de nihilo factumst: viduam hercle esse censui.

Hasper geht auch hier wieder von der Überlieferung des cod. B aus, der hinter Loquere die Worte ‚nondum niliblo factus' hat; aus ihnen ergiebt sich, indem nur dum in de und niliblo in nihilo geändert wird (factus in B statt factum est ist ein auch sonst vorkommendes leichtes Verschreiben; vgl. V. 180), allerdings ziemlich natürlich und ungezwungen die Lesart non de nihilo factumst. Für de nihilo = sine causa führt Hasper eine Reihe von Stellen ins Feld, z. B. Curc. 478, Ter. Hec. 727, Truc. 769, Propert. II. 3, 16. II. 16, 52, so daß also auch von sprachlichem Standpunkte aus die Konjektur Haspers gedeckt ist und als eine glückliche erscheint. — Rezensent ist am Ende seiner Besprechung angelangt und möchte zum Schluß nochmals besonders hervorheben, daß ihm der wirkliche Wert der Hasperschen Arbeit in den vorgebrachten Konjekturen zu beruhen scheint; zumeist in engem Anschluß an die handschriftliche Überlieferung entwirft Hasper dieselben, ausgerüstet mit einer trefflichen Kenntnis des Plautus und einem feinen Verständnis für die Eigenart des Dichters, und weiß so in den meisten Fällen eine schon oft behandelte Stelle uns in neuem, originellem Lichte vorzuführen. Hoffen wir, daß er bald die Freude erlebt, eine oder die andere seiner Konjekturen in einer Ausgabe des Mil. glor. aufgenommen zu sehen.

Dem Gebiete der Germanistik gehört ein Aufsatz von Dr. Carl Müller, Oberlehrer am Wettiner Gymnasium, an über „Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen". Das Jahr 1573 ist, so führt Müller aus, wie bekannt, ausgezeichnet durch das Erscheinen der beiden ersten eigentlichen Grammatiken der deutschen Sprache, als welche des Würzburger Gelehrten Laurentius Albertus „Teutsche Grammatick oder

Sprachkunst" und des Straßburger Notars Albert Ölinger „Underricht der Hoch Teutschen Spraach" zu betrachten sind. Albertus unterzeichnete die Vorrede den 22. September 1572; Ölinger pridie Nonarum Septembri 1573. Es ist von wesentlicher Bedeutung, daß gerade die Darstellung der lateinischen Grammatik, die in vielen Stücken auf Priscian fußt, die Melanchthonische, und von dieser wiederum die noch mehr auf Priscian eingehende Ausgabe, die Joachim Camerarius besorgte, von maßgebendem Einflusse auf die erste systematische Festlegung deutscher Spracherscheinungen wurde, wie sie die Grammatik des Laurentius Albertus darstellt. In welcher Weise dieser von Melanchthon-Camerarius abhängt, hat Müller in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Grammatik des Laurentius Albertus dargelegt. Ließe sich Melanchthon-Camerarius auch für die von Ölinger verfaßte Grammatik als ausschließliche Quelle darthun, so wäre das Rätsel gelöst, welches die vielfache Übereinstimmung der beiden ältesten deutschen Grammatiker darbietet. So einfach liegt die Sache aber nicht. Die beiden Werke stellen keineswegs bloß die doppelte Ausfüllung eines und desselben Schemas mit demselben Stoffe dar, eines zeichnet sich vor dem andern durch Hervorhebung gewisser Einzelheiten aus, in beiden aber zeigen sich mehrere wörtlich übereinstimmende Stellen, die weder bei Melanchthon-Camerarius noch in einer anderen älteren Grammatik der lateinischen und griechischen Sprache zu finden sind. A. Reifferscheid betrachtet Ölinger als Plagiator, der das ihm vorliegende Werk des Albertus für sein praktische Zwecke des Unterrichts verfolgendes ausgebeutet habe. Müller weist dagegen auf die eigenen Angaben Ölingers hin, daß er seine Grammatik noch vor dem Erscheinen derjenigen des Albertus entworfen habe, Worte, an deren Wahrheit zu zweifeln wir keinen Grund haben. Ölingers Werk teilt mit dem des Albertus die gleiche Anlage, weil das Vorbild für beide dasselbe ist, die Einzelheiten aber ihrer Vorlage haben beide verschieden ausgenützt, und zwar sucht Müller nachzuweisen, daß Ölinger den Albertus in vielen Dingen ergänzt oder berichtigt. In dieser Abweichung sowohl bezüglich des Zwecks beider Werke wie bezüglich ihrer Ausführungen im einzelnen schien Müller anfangs eine solche Geflissentlichkeit erkennbar, daß er ihre Herkunft nur einem Verfasser zuschreiben zu müssen glaubte, der ein und denselben Gegenstand zwar in vielen Stücken gleich, aber grundsätzlich verschieden auffaßte, in dem einen Werke mit wissenschaftlichem Streben, im andern zum Zwecke der Belehrung von Franzosen. (Vergl. Müller in der „Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands", herausg. von O. Lyon, Leipzig 1894, Seite 149 flg.) Diese Annahme läßt Müller aber jetzt fallen! Die Vermutung, Albertus und Ölinger seien eine Person, wird nämlich unmöglich durch folgende

Eintragung im Album Academiae Vitebergensis (ed. C. E. Förstemann, Lips. 1841 S. 331): Laurentius Albrecht Neapolitanus Francus. Georgius Rossfeld Neapolitanus. 22. Juni 1557. Also noch unter Melanchthon studierte unser Grammatiker in Wittenberg. Da bisher noch niemand Kenntnis hiervon hatte, ist auch sein eigentlicher deutscher Name Albrecht, ebenso wie sein Geburtsort unbekannt geblieben. (Müller denkt an Neustadt an der Aisch in Mittelfranken.) Ob Albrechts Aufenthalt in Wittenberg seinen Anschluß an Melanchthons Grammatik bestimmt hat, läßt Müller dahingestellt; nirgends nennt er Melanchthon, dessen Regeln und Bemerkungen er doch oft wörtlich auf deutsche Sprachverhältnisse überträgt. Unbesehen hat Albrecht keine von Melanchthons Regeln ins Deutsche umgeschrieben, und auch Ölingers Grammatik bietet durchaus keinen bloßen Abklatsch der Albrechtschen. Vor Albrecht hat er Übung in der Anlage von sprachlichen Leitfäden und damit größere Klarheit, Bestimmtheit und Folgerichtigkeit voraus, an keiner Stelle zeigt er sich unsicher oder zweifelhaft. Kam ihm auch das Werk Albrechts der Zeit des Erscheinens nach zuvor, so konnte er doch in gewissem Sinne die Ehre für sich beanspruchen, der erste zu sein auf einem noch unbetretenen Gebiete. Von seinem Vorgänger entlehnte er, abgesehen von kleineren Einzelheiten, wörtlich nur Stellen der Vorrede, sowie die Bemerkung über die von ihm vertretene Sprache (S. 201, vergl. Albr. S. 39). Diese unleugbaren, aber nicht zahlreichen und umfänglichen Entlehnungen verschwinden ziemlich in dem ganzen Lehrgebäude, wie es Ölinger errichtete. Die gleichartige Behandlung, insbesondere Anordnung des Stoffes ist nicht als Entlehnung aus Albrecht zu erklären; dieser teilt sie nicht nur mit Ölinger, sondern mit allen Darstellungen der alten und neueren Sprachen, die sich, wenn nicht auf Melanchthon selbst, so doch auf die Methode und Technik zurückführen lassen, die Melanchthon in der Grammatik zur Geltung brachte. Ölinger verfuhr, wie Müller ausführt, noch weniger mechanisch als Albrecht und erklärt dies durch die engere Berührung, in der Ölinger mit der französischen Sprache und Grammatik stand: ihr verdankt er nicht nur mehr einzelne Beobachtungen und Feststellungen im Bereiche des Deutschen, sondern auch eine größere Freiheit und Beweglichkeit in der Gleichsetzung von Deutschem und Fremdem. Die französischen Grammatiken, die Ölinger für seinen „Deutschen Underricht" ebenso wie Albrecht für sein Werk viele Einzelheiten boten, sind die eine von J. Pillot: Gallicae linguae institutio latino sermone conscripta. Antwerpiae 1558 (erste Ausg. Paris 1550), die andere von Antonius Caucius: Grammatica gallica suis partibus absolutior quam ullus ante hunc diem ediderit. Parisiis 1570. Es ist aber, wie Müller am Schluß der allgemeinen ein-

leitenden Bemerkungen äußert, weder zu vermuten noch nachzuweisen, daß aus den beiden französischen Grammatiken in Verbindung mit der Hauptquelle Melanchthon-Camerarius alle Darlegungen Ölingers ohne Ausnahme geflossen seien; wie bei Albrecht, bleibt auch bei Ölinger ein Rest; manches, und gerade wesentliches mag auf eigener Beobachtung, manches auf schulmäßiger Überlieferung beruhen. (Vergl. Müllers Albertus-Ausgabe, Einl. S. III.)

Im 2. Teile seiner Arbeit geht Müller den Quellen Ölingers im einzelnen nach, wobei er naturgemäß wiederholt Gelegenheit hat, vergleichende Blicke auf Albrechts Werk zu werfen und seine Einleitung zu diesem zu ergänzen. In der Vorrede Ölingers ist besonders, wie schon bemerkt, Albrecht benutzt worden, desgleichen Pillot, als dessen Schüler sich Ölinger vor allem darin zeigt, daß er den praktischen Wert seines Werkes hervorhebt und unter Anführung von Horaz die Kürze seiner Vorschriften betont. Alsdann beschäftigt sich Müller mit der Lautlehre Ölingers. Auffällig findet Müller hier, daß Ölinger auf eine Tabelle verzichtet, wie sie bei Albrecht über die Buchstaben, ihre Benennung und ihren Lautwert belehrt. Benutzt worden sind in diesem Kapitel von Ölinger besonders Melanchthon-Camerarius (so behandelt Ölinger im Gegensatz zu Albrecht das w als Vokal, schließt sich an Camer. an bei der Aussprache der Wörter Gratia, Oratio, Antium u. s. w.), ferner Pillot, nach welchem Ölinger von Triphthongen, ja sogar von Tetraphthongen, weiterhin von einer dreifachen Aussprache des e spricht, Cauce, Erasmus, dem Ölinger in seinen Angaben über die Art der Hervorbringung einzelner Laute, über Verwechslung der Buchstaben b und p, d und t, über die Aussprache des v vocalis und in manchen anderen Punkten folgt, endlich Kolroß, nach welchem Ölinger z. B. die durch Synkope entstandene Verbindung ts vom ursprünglichen tz unterscheidet. Alle von Ölinger zusammengestellten Abkürzungen und Zeichen finden sich übrigens bei Kolroß wie bei Cauce, eine Übereinstimmung, die Müller in diesem Punkte auf ein verbreitetes Verzeichnis solcher Abbreviaturen, auf ein besonders beliebtes Formularbuch zurückführt. Das nächste Kapitel handelt über die Redeteile, deren Ölinger, wie auch Pillot, im ganzen acht annimmt. Seiner Behandlung der Redeteile legt er dieselbe Reihenfolge zu Grunde, die sich in Melanchthons lateinischer Grammatik findet. Mit voller Entschiedenheit beschränkt sich Ölinger auf fünf Kasus, indem er den Ablativ mit dem Dativ vereint, während Albrecht von vornherein sechs Kasus in Anspruch nimmt. Ferner abweichend von Albrecht bezeichnet Ölinger die drei Geschlechter des Artikels als drei Artikel; wie Pillot kennt er nur den bestimmten Artikel, „ein" ist für ihn nur Zahlwort, das er mit „kein" zusammenstellt.

Die nähere Besprechung des Artikels folgt beim Pronomen. Die Scheidung der Nomina in Substantiva und Adjektiva, zu der nur Priscian einen Ansatz hat, ist für Ölinger ausschließlich maßgebend. Wie Camerarius behandelt er die Komparation, die sonst als Species nominis erscheint, abgesondert von dieser; die Komparation verbindet er aber zugleich mit der Motion, welche der ersteren vorauszuschicken Albrecht für notwendig erklärt, und zeigt dabei seinen selbständigen, den Sachverhalt überschauenden und umfassenden Geist. Ein durchgreifendes Prinzip weiß er herauszufinden, indem er auftritt mit einer Einteilung der Adiectiva in articulata, inarticulata und absoluta. Ölingers Einteilungsprinzip ist die Bildung des Nominativs im Plural, also nicht die Endungen. Allerdings ist er damit noch nicht zur Unterscheidung einer starken und schwachen Deklination durchgedrungen, aber weiß doch die umlautenden Substantiva von den schwachen zu trennen. Mag auch Ölinger, sagt Müller, manche Einzelheiten aus Albrechts Lehre von der Deklination in die seine eingefügt haben (besonders zeigt sich die Übereinstimmung in den Beispielen), an sich ist diese selbständig, und selbst die Entlehnungen sind durch ihre Einordnung in andere Zusammenhänge und reichere Gruppen sein eigenes Gut geworden. Nächst Albrecht ist Melanchthon noch in dem Kapitel über das Nomen benutzt worden; in seinem reichen Verzeichnisse aller Arten von Zahlworten ist Ölinger augenscheinlich der lateinischen Grammatik von M. Crusius verpflichtet. Im Abschnitt über das Pronomen verrät Ölinger wiederholt das Bestreben, mehr zu bieten als sein Vorgänger, und dies mit größerer Sicherheit. So läßt Ölinger mit seinen reichhaltigen Observationes de pronominibus S. 87—94 Albrecht weit hinter sich. Ölinger stellt ferner den Unterschied des relativen und interrogativen „wer" und „welcher" fest; trefflich ist auch der Unterschied der Akkusative „welchen" und „wen" bemerkt. Neben Melanchthon muß aber Ölinger hier noch aus einer ergiebigeren Quelle geschöpft haben; auch weder Cochlaeus noch Crusius sprechen z. B. von „wäderer" u. s. w. Bei der Behandlung des Verbum führt Ölinger die Modi in den Paradigmen in derselben Reihenfolge vor wie Melanchthon: Indikativ, Imperativ, Optativ, Konjunktiv, Infinitiv. Das Participium, das ja die alte Grammatik nicht zu den Modi rechnete, läßt Ölinger als fünften Redeteil folgen; Gerundium und Supinum fallen für ihn weg. Beim Genus läßt Ölinger das Deponens ganz weg und spricht dem Deutschen auch das Passivum ab, da es nur durch Umschreibung gebildet werde; so äußert sich auch Cauce. Tempora nennt Ölinger sechs, also mehr wie Melanchthon und Albrecht. Vor der Konjugation steht Albrecht ziemlich ratlos, starke und schwache Verba gehen bei ihm bunt durch-

einander; dem gegenüber zeichnet sich Ölinger aus durch schärfere und klarere Scheidung der mit t gebildeten Praeterita und derjenigen, „in quibus mutantur vocales“. Die Verba teilt er in vier Konjugationen, jedenfalls unter dem Einfluß von Pillot und Cauce, denen er deutlich in den Regeln für die Bildung der Grundformen folgt. Auch ein Paradigma passivorum verborum stellt Ölinger vor Augen, so daß das gesamte Verbum in durchgeführten Beispielen dasteht, ein Vorzug nicht nur vor Albrecht, sondern auch vor Melanchthon. Die Impersonalia läßt Melanchthon erst auf die Anomala folgen, Ölinger aber wie Cauce diesen vorangehen. De verbis anomalis et irregularibus handelt Albrecht nicht. Ölinger bringt unter dieser Bezeichnung unter, was seinen Aufstellungen über die vier Konjugationen zuwiderläuft. Bei Behandlung des Adverbium fußt Ölinger wieder auf Albrecht, dessen Beispiele er wiederholt zu mehren sucht; manche Adverbia hat Ölinger vor ihm voraus, so die des Ortes. Auch auf Cauce geht einiges zurück. Die wie bei Melanchthon an das Adverb angeschlossenen Interjektionen zeigen weniger Anschluß an Melanchthon als an Crusius. Die Komparation der Adverbia läßt Albrecht der Significatio vorausgehen, Ölinger aber folgen, wie auch Melanchthon und Crusius, mit diesen hat er aber sonst nichts gemein. Ergänzt ist Albrecht durch die unregelmäßige Komparation. Wie in der lateinischen Grammatik und bei Albrecht folgen die Präpositionen dem Adverb. In ihrer Einteilung geht Ölinger seinen eigenen Weg. Aus ihrer Stellung ergeben sich bei Ölinger drei Klassen, zu denen er noch die der umschriebenen und die der untrennbaren fügt. Über die Konjunktionen geht Ölinger ganz flüchtig hinweg, trotzdem er sich bei ihnen an Melanchthon anschließt. Er übernimmt nur die vier ersten Klassen Melanchthons und verweist betreffs der übrigen auf die Wörterbücher. Doch stellt er sechs Klassen her, da er die Dubitativae und Adiunctivae nicht als Unterarten der Disiunctivae und Causales ansieht, sondern ihnen gleichordnet. In dem Kapitel über die Syntax zeigt sich trotz des Hinweises auf die lateinische Syntax öfters nicht Melanchthon, sondern Cauce maßgebend, in Regel V und VI bezieht sich Ölinger selbst auf den französischen Genitivus partitivus. Im einzelnen ist natürlich wieder viel aus Melanchthon entlehnt. Wiederholt bietet Ölinger auch hier wieder mehr als Albrecht, so z. B. in dem Abschnitte De constructione Coniunctionum. Polemisierend wendet er sich offenbar gegen Albrecht, wenn er „unser Vatter“ verlangt anstatt der „latina Phrasis“ Vater unser, die Albrecht zu erklären, ja zu begründen sucht. — Schließlich die Übereinstimmung Ölingers mit Albrecht in der Behandlung der Verslehre am Ende der Grammatik beruht nach der ganz richtigen Auffassung Müllers natürlich auf Melanchthon. Zwar ließ Ölinger die

Accentlehre ganz beiseite, er weist aber wie Albrecht der Prosodie die Aufgabe zu, die quantitates syllabarum, pedes et versuum genera zu lehren, und nur auf Albrecht ist es zurückzuführen, daß er sogleich die Einschränkung macht „in hac nostra lingua loco versuum varios rhythmos conficere solemus non a dimensione pedum, sed numero syllabarum". Ölinger scheut sich, über die Quantität deutscher Silben Regeln aufzustellen, weil prosaische Längen im Verse oft verkürzt würden und umgekehrt: hierin liegt eine wesentliche Abweichung von der Darstellung Albrechts, der trotz seiner Ansicht von der deutschen Versmessung nicht nur Erörterungen de pedibus anstellt, sondern auch für das Deutsche antike Metra nachzuweisen versucht. Davon sieht Ölinger ohne weiteres ab. „So zeigt Ölinger — und damit schließt zugleich die treffliche, mit echt philologischer Sorgfalt und Akribie geführte, lesenswerte Untersuchung Müllers — auch in diesem letzten Abschnitte zwar Abhängigkeit von seinem Vorgänger, zugleich aber auch größere Entschiedenheit und Bestimmtheit, ich möchte sagen Rücksichtslosigkeit in der Verwerfung antiker Prosodieregeln, wie sie von seiner Grundansicht über die deutschen Verse gefordert wurde. Zu einer unbefangenen Würdigung des nicht antikisierenden Versbaus war er jedenfalls geschickter als Albrecht, wenn er auch die klare Auffassung des Verhältnisses von Prosa- und Versaccent nicht erkennen läßt, die neuere Metriker — auch nicht haben!"

Friedrich Münzner, Oberlehrer am Freimaurerinstitut, behandelt „die Quellen zu Longfellows Golden Legend", jenem eigentümlichen Gebilde dichterischer Phantasie, das sein Motiv dem Werke Hartmanns von Aue, dem Armen Heinrich, entlehnend in charakteristischen Strichen alle bedeutenden Geistesrichtungen des Mittelalters darstellen soll. Longfellow nennt selbst den Armen Heinrich als seine Quelle und hat diese meist fast unverändert benutzt; neben ihr sucht aber Münzner noch eine ganze Reihe anderer Quellen nachzuweisen, aus denen der amerikanische Dichter schöpfte. So entnahm er manches aus Goethes Faust, aus der Überarbeitung der Legende vom Mönche Felix durch Joh. Grafen Mailath, aus „Des Knaben Wunderhorn", aus den Coventry Plays, vieles aus dem französischen Misterium, ferner aus dem Pseudo-Matthaei-Evangelium sowie dem Evang. Lucas und dem Evang. Infant. Arab., anderes aus dem Epos des Konrad von Fussesbrunn „Die Kindheit Jesu" und aus anderen Quellen. Außerdem hat der Dichter aber eine große Menge von Reiseeindrücken sowie von persönlichen Erlebnissen und Erinnerungen unter Benutzung seines Tagebuchs in sein Werk verwoben, am stärksten im 5. Akte. Den Schluß der gelehrten und von tiefgehenden Studien Zeugnis ablegenden Arbeit Münzners bildet eine Würdigung Longfellows als Dramatiker. Es wird ihm hierbei die dramatische Begabung so

ziemlich ganz abgesprochen. „Longfellow, sagt Münzner, ist zu ausgesprochen lyrisch beanlagt, um ein dramatischer Dichter zu sein; er ist kein Darsteller leidenschaftlicher Charaktere, das beweisen seine sämtlichen Werke. Weil aber das Drama dem innersten Wesen des Dichters fern lag, mußte sein Werk scheitern; er blieb unselbständig, da er sich im Bewußtsein der eigenen Unsicherheit nur allzusehr auf seine Quellen stützte."

Dr. Max Schmidt, Oberlehrer an der städtischen Realschule, liefert einen „Beitrag zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes" und kommt durch die fleißige, auf reiches Quellenmaterial sich stützende Abhandlung zu folgendem Gesamtergebnis. Die Besiedelung des Vogtlandes vollzieht sich in vier Perioden: 1. Die ersten Kolonisatoren sind die Sorben, welche vom 6.—9. Jahrhundert das ganze westliche Vogtland mit einer Menge (über 100) dicht nebeneinander liegender Ortschaften bedecken. 2. Infolge der Kämpfe mit den Deutschen hört die Dorfgründung auf; die durch den Krieg stark verringerte sorbische Bevölkerung sinkt in die Hörigkeit herab. 3. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts werden im östlichen und südlichen Vogtland zahlreiche Waldhufendörfer gegründet; auch im slawischen Teil entstehen solche. Die zuwandernden Siedler sind meist Bayern. Die Blütezeit der deutschen Besiedelung fällt ins 13. und 14. Jahrhundert. 4. Die neuesten Ansiedelungen (welche nicht in der Arbeit behandelt sind) verdanken Arbeitern verschiedener Berufe ihre Entstehung.

Dr. Wilh. Rob. Nessig, Oberlehrer an der Dreikönigschule, veröffentlicht „Geologische Exkursionen in der Umgegend von Dresden, I. Teil" nebst zwei dazu gehörigen, sauber ausgeführten Tafeln. Aus begreiflichen Gründen muß die Besprechung dieser Arbeit einer geologischen Fachzeitschrift vorbehalten bleiben.

Rezensent ist am Ende seiner Besprechung angelangt. Der stattliche Sammelband legt erfreuliches Zeugnis dafür ab, welch reger wissenschaftlicher Geist in der höheren Lehrerschaft Dresdens lebt. Die Verfasser der acht Aufsätze haben auf den verschiedensten Gebieten ihren Scharfsinn und Forschungseifer erprobt und, man mag hier und da Einwendungen machen können, im allgemeinen entschieden mit ihren gediegenen, von echt wissenschaftlichem Streben zeugenden Arbeiten unsere Kenntnisse durch vielfach neue und überraschende Resultate zu fördern verstanden. Daß alle diese Arbeiten aus dem Kreise von Männern, die im praktischen Schulberufe stehen, hervorgegangen sind, scheint dem Unterzeichneten noch ein besonders glückliches Omen zu sein. Denn solange unsere Jugend von Männern unterrichtet wird, welche dem unversieglichen, ewig frisch und klar quellenden Born der Wissenschaft noch nicht entfremdet sind, sondern aus ihm selbst immer neue Anregung und Begeisterung schöpfen

und ihr ernstes, der Erforschung der Wahrheit geweihtes Streben auch in das Herz ihrer Schüler pflanzen, kann unser deutsches Volk mit Ruhe der weiteren Entwicklung seiner Geschicke entgegensehen.

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

Die deutsche Grammatik des Albert Ölinger, herausgegeben von Willy Scheel, Halle, Niemeyer 1897. LXII und 128 S. (Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. IV.)

Den bereits erschienenen Ausgaben der Grammatiken von J. Clajus und Laurentius Albertus und der Synonymik des L. Fabritius ist als viertes Heft gefolgt die Grammatik von Albert Ölinger. Das geschichtliche Interesse dieser Neudrucke liegt auf der Hand; von besonderer Bedeutung aber sind die des Albertus und des Ölinger. Sie sind die ersten, die eine deutsche Grammatik nach dem lateinischen Schema des Donat geschrieben haben, und zwar gleichzeitig, mit vielen ganz auffallenden Übereinstimmungen, die nur als Entlehnungen verständlich sind. Ihr Verhältnis zu einander war bisher noch nicht hinlänglich geklärt; im ganzen blieb man bei Raumers Ansicht, daß Albertus der Plagiator sei; nur Reifferscheid stellte 1887 die entgegengesetzte Ansicht auf, während C. Müller in der Festschrift zu R. Hildebrands 70. Geburtstage sogar beide für ein und dieselbe Person hat ansehen wollen. Diese Frage über das Verhältnis der beiden Grammatiker war daher bei den Neudrucken das punctum saliens, und sie ist denn auch von Scheel in gründlichster Weise angefaßt und, wie es scheint, auch zu einem endgültigen feststehenden Ergebnis geführt worden. Scheel geht von den Beziehungen aus, die sich in der Vorrede der duodecim dialogi, eines von J. Meier ans Licht gezogenen Ölingerschen Werkes, zu der Vorrede der institutio Gallicae linguae von Joannes Garnerius (Garnier) finden; es sind zum größten Teil wörtliche Entlehnungen. Eine Vergleichung der Grammatik Ölingers mit Garniers institutio ergab ihm dann an vielen Stellen dasselbe Verhältnis; andere Stellen sind in ähnlicher Weise aus Melanchthon, Pillot u. a. kompiliert, und dies läßt denn einen Schluß machen auf sein Verhältnis zu Albertus. Wo Übereinstimmungen vorliegen, ist nicht Albertus, der sich im allgemeinen als selbstständigen Arbeiter zeigt, sondern Ölinger der Plagiator. Die bisher für das entgegengesetzte Verhältnis angezogenen Begleitgedichte des Ölingerschen Werkes sind völlig erklärlich als Versuch, das wahre Verhältnis zu verbergen. Ölinger war ein Kompilator im großen Stil. Er hatte seine Sammlungen fertig, als 1573 Albertus erschien und ihm die Aussicht auf Ansehen und Gewinn zu nehmen drohte. Schnell verarbeitete

er den Albertus, soviel er eben erraffen konnte, und warf sein Buch auf den Markt mit der dreisten Behauptung, daß Albertus ihn ausgeschrieben habe. — Die Einleitung verbreitet sich weiter über Ölingers Leben und Wirken und weist in der Grammatik Stück für Stück deren Quellen nach, zugleich die eignen Beobachtungen Ölingers und zum Schluß dessen Straßburger Dialekt feststellend. Der Abdruck der Grammatik ist für die Geschichte des deutschen Unterrichts von höchstem Interesse.

Berlin. **G. Boettcher.**

Gustav Weck: Unsere Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Leipzig 1897, Th. Knaur. 100 S.

Es giebt schwerlich einen Stand, in dem es so viele Versemacher und so wenige Dichter giebt wie in dem unsrigen, dem höchst achtungswerten und ehrwürdigen der Praeceptores Germaniae. Und wenn einmal ein echter und rechter Dichter unter uns aufsteht und es möglich macht, seine poetische Ader durch die ermüdende Tagesarbeit nicht verstopfen zu lassen, so wird er gewöhnlich zu Tode geschwiegen, es sei denn, daß er sich mit der edlen Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit die Bahn breche wie etwa der gute alte Johann Heinrich Voß. Dazu kommt noch, daß Poeten aus gelehrtem Stande oft zu unpraktisch sind und sich auf den geschäftlichen Teil und die Auswahl des Verlegers oft so wenig wie möglich verstehen.

Gustav Weck ist Direktor und zugleich Dichter, und zwar ein Lyriker ersten Grades, den ich am liebsten mit Geibel vergleichen möchte: bei beiden dieselbe geradezu klassische Schönheit der Form, bei beiden die tiefe und edle Gesinnung, bei beiden die durch hohe Bildung gezügelte reiche Phantasie und bei beiden die vornehm gemäßigte politisch und religiös konservative Grundstimmung. Gustav Weck imponierte mir zuerst durch seine der großen Zeit von 1870/71 geweihte Gedichtsammlung „Unsere Toten"; welch ein Reichtum und welche Schönheit unter all dem gutgemeinten lyrischen Schund der zahllosen Gelegenheitspoeten! Dann kam seine „Königin Luise", wunderbar auch durch die Meisterschaft, mit welcher der Verfasser selbst die Briefe der edlen Königin poetisch umzugestalten wußte. Wo möglich noch tiefer ins Gemüt geht sein rührendes „Von Heimat zu Heimat", und hier nun endlich liegt in neuer und vermehrter Auflage sein liebliches Buch „Unsere Lieblinge" vor. Die erste Auflage war illustriert, und die Illustrationen waren an sich gut; aber irrtümlicherweise wendeten sie sich an Kinder, während das Buch in der Hand und am Herzen der Eltern liegen soll. „Für Väter und Mütter" ist es bestimmt, und wenn er diese Gedichte liest, möchte

selbst der Kinderlose bedauern, daß er nicht im Kreise blühender Kinder leben darf.

Der Sammlung voraus geht ein prächtiges Widmungsgedicht des Dichters an seine Gattin, und ich bedaure, daß die Rücksicht auf den mir zugemessenen Raum mich verhindert, es zum Abdruck zu bringen.

Das (sehr hübsch ausgestattete) Büchlein zerfällt in zwei Hälften. Die erste führt den Titel „Elternglück und Elternsorgen" und führt uns in das ganze Liebes-Freuden-Hoffnungs- und auch Trauerleben liebender Eltern ein. Die zweite Hälfte heißt: „Kindeslust und Kindesleid." Wie hat der Dichter die Kindesseele begriffen und ergründet, und wie tief greifen auch dem kältesten Leser seine wunderbaren Verse ans Herz! Das ist nicht anempfunden, das ist empfunden und mit einer Wahrheit ausgesprochen, die nach meinem Empfinden nur selten ihresgleichen hat. Das Gedicht „Des Lebens und der Liebe Preis" giebt einen ergreifenden Schluß.

In den neuesten und bekanntesten, illustrierten und für das weitere Publikum bestimmten litterar-historischen Werken steht der Name dieses wahrhaft gottbegnadeten Dichters zumeist nicht. „Unbegreiflich!" möchte man sagen; wer aber im litterarischen Leben steht, weiß ganz genau, daß vornehme und ihres dauernden Wertes bewußte, das „Klappern" und den Koterienanschluß verschmähende Gesinnung heutzutage den materiellen Erfolg noch sicherer ausschließt als vor hundert Jahren.

Den Freunden echter Poesie aber möge dies wundervolle Büchlein ans Herz gelegt sein!

Berlin. **L. Freytag.**

Georg Minde-Pouet: Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar, Felber, 1897. Preis 6 Mark.

Die so eigentümlich anmutende Sprache Heinrichs von Kleists in ihrer Ausdrucksfähigkeit und Wirksamkeit ist von M. zum Gegenstande einer umfassenden Arbeit gemacht worden. Diese Besonderheit der Dichtersprache Kleists war an den verschiedensten Orten, insbesondere bei den Lebensbeschreibern des großen Dramatikers, gebührend hervorgehoben worden, hatte auch in Hinsicht auf ihre Abhängigkeit von antiken und französischen Vorbildern durch Weißenfels eine ausführliche Darstellung gefunden, ohne daß sie vor M. nach allen Seiten hin und mit steter Berücksichtigung des dramaturgischen Zweckes betrachtet worden wäre. Eine solche zusammenfassende Arbeit über Kleists Sprache und Stil hat die Urteile früherer Forscher gewissenhaft zu prüfen; sie wird dabei, weil sie von vornherein ein möglichst vollständiges Bild geben will, auch manche noch unerörterte Frage zu lösen suchen. Man darf dem Verfasser

das Zeugnis ausstellen, daß er sich redlich und mit entschiedenem Erfolge bemüht hat, ein abgeschlossenes Bild von seinem Gegenstande zu entwerfen. Nach einer Einleitung, die den Stil Kleists mit dem der übrigen Romantiker kurz vergleicht und dann einen Blick wirft auf die langsame, ungemein vorsichtige, keine Mühe scheuende Arbeitsweise des Dichters, wird das Thema in den folgenden sechs Hauptabteilungen behandelt: Kleists dramatischer Stil; Kleists epischer Stil; die poetischen Kunstmittel der Kleistschen Sprache; die Eigenheiten der Kleistschen Sprache; Wiederholungen im Stile Kleists; Grammatisches. Diese Anordnung des Stoffes erscheint zweckentsprechend, zumal auch die einzelnen Hauptabschnitte eine verständige Gliederung aufweisen.

Gelungen fast in jeder Beziehung sind zunächst die beiden Teile, welche den dramatischen und den epischen Stil, sowie den auffälligen Unterschied beider Stilarten bei Kleist vorführen. Hier muß man dem Verfasser in allen wichtigen Punkten zustimmen.[1]) Die Versbehandlung wird sehr ausführlich dargelegt; die Ansichten über Elisionshärten vermag man nicht immer zu teilen; bei „g'nug" z. B. ist die Elision weder häßlich noch in der Litteratur- und Volkssprache selten. Auch in Bezug auf Betonung urteilt M. oft nicht ganz richtig, so, wenn ihm Altar, Entschluß besonders auffällig erscheinen. Sehr wichtig ist das über Objektivität in Kleists Novellen Gesagte.

Der dritte Hauptabschnitt ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt und zeichnet sich durch eine vorzüglich klare Einteilung aus. Freilich hätte der Hauptteil F, Grammatisches, besser in seiner ganzen Ausdehnung diesem dritten Hauptabschnitte einverleibt werden sollen. Infolge der Scheidung sind gewisse Wiederholungen doch nicht ganz zu vermeiden, so sehr sich M. bemüht, es zu thun. Es fehlt M. nicht selten der rechte Blick für das, was in der Sprache altertümelnd, was volksmäßig, aber dabei auch jetzt gebräuchlich ist. Die Bemerkungen über die reflexive Konstruktion wären vielleicht im Hauptteile D mehr am Platze gewesen. M. kommt hier zu dem Ergebnisse: „Die Beispiele zeigen, daß diese Konstruktion nur bei leblosen Gegenständen oder abstrakten Begriffen und in der dritten Person angewendet wird." Den letzteren Zusatz hätte er sich sparen können. Die Zusammenstellungen über den Gebrauch transitiver und intransitiver Verba, d. h. über transitiven Gebrauch intransitiver und intransitiven transitiver sind sehr lehrreich. Die für ein transitives „klatschen" (S. 110, Anm. 5) herangezogene Stelle aus Tieck: „Da fängt

1) Im Kapitel „Dialog" findet sich die Erörterung über „Wortspiele", bei der man die zu große Knappheit bedauert. Aus dem Buche von L. Wurth, Das Wortspiel bei Shakespere, Wien u. Leipzig 1895, hätte M. Nutzen ziehen können.

der Rhein an seine Ufer zu klatschen" ist recht zweifelhaft, weil es sich hier auch um eine durch Rücksicht auf den Wohllaut bedingte Auslassung handeln kann. Während M. an den meisten Stellen die Annahme einer starken Beeinflussung durch das Französische im Gegensatze zu Weißenfels — einige Male sicher nicht mit Recht — verwirft, geht er anderseits zu weit, wenn er Kleists Gewohnheit, ein besonders betontes Wort „dem ganzen Satz voranzustellen und es durch ein Pronomen später wieder aufzunehmen" (S. 115), als dem französischen Stile nachgeahmt hinstellen möchte. Unter „Anschaulichkeit und Prägnanz des Ausdrucks" wird ein besonders bedeutungsvolles Moment in Kleists Stil gebührend berücksichtigt; darauf folgt eine Erörterung über die „zusammengesetzten Adjektiva", welche von dem großen Fleiße des Verfassers zeugt. Einige „Neubildungen" sind dabei aufgeführt, die nicht als solche gelten dürfen. Das Kapitel „Sentenzen und Reflexionen" weist den gleichen Fleiß auf. Ganz vorzüglich muß man endlich die ausführlichen Bemerkungen und feinen Beobachtungen über rhetorische Figuren nennen.

M. wendet sich nun zu seinem 4. Hauptteile „Eigenheiten der Kleistschen Sprache". Er versteht darunter nach einer Ausführung auf S. 176 die Mängel in Sprache und Stil des Dichters, die Auswüchse seiner Originalität. Sicher läßt sich über die Auffassung mancher Stellen streiten; im allgemeinen zeigt M. das Bestreben, nicht einseitig für seinen Dichter einzutreten, wenngleich manche vom Verfasser als Vorzüge bezeichneten Eigentümlichkeiten nicht ohne Grund als Mängel angesehen werden können. In Bezug auf Hyperbeln aber ist es erlaubt, milder zu urteilen, als es M. thut. „Eine kolossale Übertreibung" soll in den Worten liegen:

Hab' ich auf diesen Teufelsreisen mir
Nicht die geschäft'gen alten Beine fast
Bis auf die Hüften tretend abgelaufen?

(Penthesilea V. 2026 flg.; S. 183). Es giebt eine derbe volkstümliche Wendung, die fast das Gleiche sagt. Und wenn Kleist seine Ritter weinen läßt (S. 183), so übertreibt er doch nicht. In mittelalterlichen Epen hätte M. manche Beispiele dafür finden können. Die Wortverschränkung des Dichters wird mit Recht getadelt, ebenso die Satzverschränkung.

Dankes wert ist der 5. Hauptteil, welcher von den Wiederholungen im Stile Kleists handelt. Wie sich aus einer vergleichenden Betrachtung der Werke des Dichters seine Vorliebe für gewisse poetische Motive ergiebt, so auch die für bestimmte Wörter, Wendungen, Bilder, nur daß diese Bevorzugung weit auffälliger ist als jene. Daß insbesondere die Briefe Kleists ungezählte Wiederholungen enthalten, lehrt die fleißige Zusammenstellung des Verfassers. „Kleist sammelte, wie er selbst gesagt hat,

„moralische Revenüen", um sie in der Schriftstellerei zu verwerten (S. 231). Aus seinen Briefen sind viele Reflexionen, viele Bilder in die Werke übergegangen." Auch trotz den Ausführungen M.s darf man aber glauben, daß die Wiederkehr der gleichen Wendungen manchmal dem Dichter selbst unbewußt erfolgt ist. Auf die Abstammung mehrerer Lieblingsvergleiche könnte noch eingehendere Untersuchung verwendet werden; eine größere Zahl, als M. annimmt, sind der Bibel entlehnt, so die Metapher „Seelenwage", die Gleichsetzung der Sonne mit einem Helden (Psalm 19,8); ob nicht auch das „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser" den Anlaß zu dem dreimal vorkommenden Gleichnisse gegeben hat?

In Bezug auf den letzten Hauptabschnitt „Grammatisches" mögen ein paar Bedenken und Erwägungen Platz finden. Das „ü" in „spitzfündig" (S. 248) dürfte nicht auf dieselbe Weise zu erklären sein wie das in „sprützt" statt „spritzt". Weshalb Kleist einen „direkten Fehler" begeht (S. 253), wenn er die „volksdialektische, märkische Pluralbildung „die Ärme" anwendet", ist nicht recht verständlich, da man bei einem Dichter, der seiner Sprache durch mundartliche Entlehnungen so eigenes Gepräge aufdrückt, die Benutzung dialektischer Formen und Wendungen doch nicht in dem einen Falle gutheißen, im andern verurteilen darf. Unter den Eigentümlichkeiten der Deklination hätten die Fremdwörter besondere Berücksichtigung verdient. Es werden aber nur einige Plurale von ihnen angeführt; wie die Mehrzahl „die Motiven" (S. 254) sind aber auch z. B. die „Katarakten" (Germania an ihre Kinder) gebildet. In der Marquise von O... finden sich „die Reverberen", auch die merkwürdige Form „die Consulta" (Wie kann Dich ein Urteil, und wäre es das einer ganzen Consulta von Ärzten, nur kümmern? Hempel IV, 109, 13).

Unter „Genus der Substantiva" ist zu bemerken, daß „Lethe" als Maskulinum (oder Neutrum?) gebraucht wird. Es heißt im Gedichte „An den König von Preußen": „Dem Lethe wollen wir die Asche weihn".

In „Schritt vor Schritt" ist keine märkische Eigentümlichkeit zu sehen (S. 264), „in einen Mantel eingehüllt" (ebda.) weist nichts Besonderes auf. Echt märkisch, heißt es S. 265/6, sagt der Dichter stets „zu Hause gehen". Was ist daran gerade Märkisches?

Reichhaltig sind die Zusammenstellungen über die Verben mit abweichender oder mehrfacher Rektion. Die alphabetisch geordnete „Auslese aus dem Wortschatz" muß man als nicht recht gelungen bezeichnen. Viele Wörter sind da aufgeführt, die als nicht für Kleist charakteristisch gelten können. Der Begriff „märkisch" wird unter den Händen des Verfassers ganz beliebig gedehnt. Sehr häufig werden die Bemerkungen richtig, wenn man statt „märkisch" „md." oder „nd." setzt. „Herumlungern"

(=faulenzen), „Hütsche" (Fußbank), „Detz", „mucksen", „mausen", „Plumpe" kommen doch fürwahr nicht bloß in der Mark vor! Beiläufig sei zu „Farre" angemerkt, daß Bürger in der Ilias βοῶπις mit „farrenäugig" überträgt. Erinnert sei auch, daß unter den Schriftstellern der Neuzeit den adversativen Gebrauch von „inzwischen", zu dem sich bei Kleist mehr nur Ansätze finden, Adolf Stern sehr oft hat. Bei „nichtswürdig" (wertlos) ist eine Stelle (Hempel IV, 139, 6) aus dem „Erdbeben in Chili" vergessen worden: „Beispiele — von ungesäumter Wegwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gute gleich, auf dem nächsten Schritte schon wiedergefunden würde." Ganz falsch endlich wird angesetzt: „bei Trost sein = ganz verlassen, verrückt sein". Die Redensart heißt „nicht bei Trost(e) sein". Daß sie „echt berlinisch" sei, ist viel behauptet.

Das Schlußwort führt die allmähliche Entwicklung des Kleist eigentümlichen Stiles und seine schließliche Ausartung in kurzer Zusammenfassung vor.

Das Erstlingswerk des jungen Gelehrten sei mit herzlicher Freude begrüßt. Es zeigt ebenso den Fleiß wie die Befähigung des Verfassers, ein tüchtiger Mitarbeiter auf dem Gebiete litterargeschichtlicher Forschung zu werden.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Werneke, Dr. Bernh., Gymnasial-Direktor, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. Eine Sammlung von deutschen Schulaufsätzen, prosaischen Lesestücken, Dispositionen, Materialien und Themen. Nebst einer theoretischen Einleitung über die Aufsätze im allgemeinen. 4. verbesserte Auflage. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1896. XII u. 340 S.

Der in vierter, verbesserter Auflage erschienene „Praktische Lehrgang des deutschen Aufsatzes" von Direktor Dr. Bernh. Werneke bietet in seiner zweiten Abteilung (S. 69—340) in 127 Nummern eine Sammlung von Aufsätzen, Lesestücken, Dispositionen, Materialien und Themen, die in ihrer Fassung und Ausführung den Schülern der oberen Klassen unserer Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten ein vortreffliches Übungsmaterial im Deutschen bieten. Der Verfasser hat außer seinen eigenen Entwürfen eine große Zahl von Aufsätzen anderer Schriftsteller ausgewählt, an denen der strebsame Schüler alle Vorzüge der klassischen Ausdrucksweise beobachten und erlernen kann. Der Stoff zu den einzelnen Themen ist mit pädagogischem Geschick den einzelnen Zweigen des

Unterrichts entnommen, aus denen unsere Jugend ihre Bildung für den deutschen Ausdruck gewinnen soll: Bilder aus der Natur, Charaktere aus der Sage und Geschichte, Szenen aus der historischen und dramatischen Lektüre, Sprichwörter sowie ästhetische Betrachtungen über poetische und künstlerische Vorlagen geben dem Jünglinge die beste Gelegenheit, sich mit allen Stilarten unserer biegsamen Muttersprache gründlich vertraut zu machen. Den meisten ausführlich behandelten Aufsätzen sind noch mehrere Themen hinzugefügt, die mit jenen eine gewisse Ähnlichkeit in der Art der Behandlung zeigen: Auf solche Weise wird der Schüler leichter zu eigener Selbständigkeit in der Auffassung und schriftlichen Ausführung angeleitet. Dasselbe gilt von den zu mehreren Themen gelieferten Dispositionen, die den Schüler zu eigenem Disponieren neuer Aufgaben und Gedanken befähigen. — Zu dem auf Seite 177—179 behandelten Thema: „Sollten wir wünschen, den Tag unseres Todes vorher zu wissen?" möchte ich noch das Citat aus Horaz Oden (III, 29) angeführt sehen:

Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit deus.

Auf S. 333, Z. 7 scheint mir die Wortbildung „Zornmütigkeit" etwas gewagt. — Auf derselben Seite Z. 16 steht als Citat aus Schiller: „er steht in des höheren Herrn Gewalt"; dagegen lautet die Stelle aus „Der Graf von Habsburg": „Er steht in des größeren Herren Pflicht". Für Schüler ohne alt-sprachlichen Unterricht empfiehlt sich für eine neue Auflage des Buches eine entsprechende Übersetzung der griechischen und lateinischen Citate in die deutsche Sprache. — Eine ergänzende Zugabe bildet die in der ersten Abteilung (S. 5—65) gebotene Theorie des Aufsatzes unter dem Titel: „Von den deutschen Aufsätzen im allgemeinen". Das 1. Kapitel behandelt die Themen, das 2. die Auffindung des Stoffes, das 3. die Anordnung des Stoffes, das 4. die Einkleidung des Stoffes. In übersichtlicher und systematischer Form sind hier die Regeln zusammengefaßt, die sich dem aufmerksamen Schüler aus der Lektüre und den schriftlichen Ausarbeitungen gleichsam von selbst ergeben. So findet sich hier alles in schönster Ordnung vereinigt, was der Schüler in den oberen Klassen für die praktische Ausbildung im Deutschen braucht, dessen hohe Bedeutung die neuen Lehrpläne in Preußen hinlänglich gewürdigt und anerkannt haben. Möge daher das vorliegende Werk von Lehrern und Schülern in dem Sinne des Verfassers benutzt werden, der sich mit diesem „Lehrgange" um die Hebung des deutschen Unterrichts ein großes Verdienst erworben hat.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Ein deutscher Seeoffizier. Aus den hinterlassenen Papieren des Korvetten-Kapitäns Hirschberg. Herausgegeben von seiner Witwe. Mit einer Heliogravüre, 2 Karten und 60 Abbildungen im Text. Wiesbaden, Schlichterstraße 19. Selbstverlag der Herausgeberin 1897.

Unsere Jugend für die deutsche Flotte zu begeistern ist eine der wichtigsten und schönsten nationalen Aufgaben. Das vorliegende Buch, das auf jeder Seite die treue Pflichterfüllung, den kameradschaftlichen Sinn, den gesunden Humor, den kühnen Mut, die Liebe zur Flagge, zu König und Vaterland und die tiefe Religiosität eines echten deutschen Seeoffiziers bekundet, wird diesem Zwecke in hervorragender Weise dienen. Wir können unsern Jungen gar kein besseres Weihnachtsgeschenk machen, als daß wir ihnen dies köstliche Buch auf den Tisch legen. Für Schülerbibliotheken ist es unentbehrlich.

Dresden. ——— **Otto Lyon.**

Neu erschienene Bücher.

Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und B. Valentin:
Veit Valentin, Lessings Minna von Barnhelm.
Veit Valentin, Erläuterung zu Goethes Faust.
Paul Geyer, Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung.
U. Zernial, Lessings Philotas.
Dresden, L. Ehlermann. Preis jeder Nummer 50 Pf.

Ludwig Strümpell, Die Unterschiede der Wahrheiten und der Irrtümer. Leipzig, Ramm & Seemann.

Reinhold Biese, Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. Essen, G. D. Bädeker. 1897.

A. Steger, Vierunddreißig Lebensbilder aus der deutschen Litteratur. Ein Lesebuch für den Litteraturunterricht an gehobenen Knaben- und Mädchenschulen. Halle a. d. S, Hermann Schroedel. 1897.

Karl Otto Erdmann, Alltägliches und Neues. Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

F. und H. Tetzner, Dainos, Littauische Volksgesänge. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 Pf. jeder Band.

F. W. Nagl und Jacob Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Wien, Carl Fromme. Preis 1 M. 4., 5. und 6. Lieferung.

H. Prehn, Lebensbrot. Eine Gebetssammlung für kleine und große Kinder. 2. Aufl. Halle, Hermann Schroedel. 1898. Preis 80 Pf.

W. Pfeifer, Steger und Wohlrabe, Fibel-Lesebuch für die zweite Leseabteilung. Halle a. d. Saale, Hermann Schroedel. 1897.

G. Hotop, Lehrbuch der deutschen Litteratur. Für die Zwecke der Lehrerbildung. 2. Aufl. Halle a. d. Saale, Hermann Schroedel. 1897. Preis 2 M. 80 Pf., geb. 3 M. 30 Pf.

Gerhard Gietmann, S. J., Grundriß der Stilistik, Poetik und Ästhetik. Freiburg im Breisgau, Herder. 1897. Preis 4 M.

Emil Mauerhof, Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans. 2. Aufl. Zürich und Leipzig, Henckell & Co.

Walther Böhme, Aufgaben aus dem Altdeutschen Lehr- und Lesestoff. Leipzig, Engelmann. 1897. Preis 60 Pf.

A. F. C. Vilmar, Über Goethes Tasso. 2. Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. 1897.

Hans Vollmer, Vom Unterricht in der Muttersprache. Zum Gedächtnis Philipp Wackernagels. Gütersloh, Bertelsmann. 1897.

Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 2. Auflage. Leipzig, Brandstetter. 1897.

Hirschberg, Ein deutscher Seeoffizier. Aus den hinterlassenen Papieren des Korvetten-Kapitäns Hirschberg. Wiesbaden, Selbstverlag der Herausgeberin. 1897.

F. W. Kaeding, Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Herausgebers.

O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Hannover, Berlin, Carl Meyer. 1898. 1. u. 2. Heft. Sexta und Quinta.

Richard Härtig, Die Phonetik und der Volksschullehrer. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1897. Preis 1 M. 20 Pf., fein geb. 1 M. 60 Pf.

Karl Kromayer, Martin Luthers Werke. Auswahl. 2 Bändchen. Leipzig, G. Freytag. 1898. Preis 80 Pf.

Franz Branky und Theodor Ziegler, Lesebuch für österreichische allgemeine Volksschulen. Wien. 1897. Preis 60 Heller. K. k. Schulbücher-Verlag.

F. R. Caspar, Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Dresden, Selbstverlag des Verfassers.

Julius Naumann, Theoretisch-Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze. 6. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1897.

G. Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. 5. Aufl. Breslau, J. U. Kern. 1897.

Karl Söhle, Musikantengeschichten. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Paul v. Winterfeld, Des St. Galler Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund. Innsbruck, Wegner. 1897.

M. v. Egidy, Gedanken über Erziehung. Bonn, Soenneckens Verlag. Preis 50 Pf.

R. Wickerhauser, Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschlusse an Goethes Iphigenie. Marburg, Elwert. 1897.

Johannnes Meyer, Kleines Deutsches Sprachbuch. 2. Aufl. Hannover, Karl Meyer. Preis 75 Pf.

O. A. Ellissen, Einleitung und Kommentar zu Schillers Philosophischen Gedichten. Von Friedrich Albert Lange. Velhagen & Klasings Sammlung Deutscher Schulausgaben. 79. Lieferung. Bielefeld und Leipzig. Preis 1 M.

Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik. 9. Aufl. Neu bearbeitet von Valentin Kehrein. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1897.

Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Zweiter Band. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1897.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Siebzehntes Heft. Verlag von L. Ehlermann. 1897.

Otto Kaemmel, Christian Weise ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet von den höheren Schulen Sachsens. Verlag von B. G. Teubner. 1897.

Friedrich Zarncke, Aufsätze und Reden für Kultur- und Zeitgeschichte. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898. Kleine Schriften. Zweiter Band.

Dr. Wehrmann, Lehrplan für den deutschen Unterricht der lateinlosen Realschule. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm der Realschule zu Kreuznach. Buchdruckerei Fr. Wohlleben in Kreuznach. 1897.

Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Zweiter Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1898.

Otto Bräunlich, Perlen deutscher Dichtung. Zur Belebung des litteraturkundlichen Unterrichts und zum Selbststudium. Der Schule und dem Hause gewidmet. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich. brosch. 3 M., fein gebunden 3 M. 60 Pf.

Dr. Hermann Stohn, Lehrbuch der deutschen Litteratur für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Fünfte Auflage, bearbeitet von E. Schmid. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1897.

Karl Barthel, Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1897.

L. Link, Die einheitliche Aussprache im Deutschen. Theoretisch und praktisch dargestellt. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1898.

F. Mertens, Sophokles Aias in der Übersetzung von J. J. C. Donner, in neuer Bearbeitung herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1898. Preis geb. 60 Pf. Freytags Schulausgaben.

Walter Hübbe, William Shakespeare. König Richard der Dritte. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1898. Preis geb. 80 Pf.

Aug. Mühlhausen, Goethes Faust. I. und II. Teil nach psychischen Einheiten für den Schulgebrauch. Gera, Druck und Verlag von Theodor Hofmann. 1897. Preis 40 Pf. geb. 50 Pf.

Rudolf Lehmann, Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten. Zweite, erweiterte Auflage. Berlin, Weidmann. 1897. Preis 8 M.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Nochmals die „tragiſche Schuld“ der Schillerſchen Jungfrau von Orleans.

Von **M. Evers** in Barmen.

I.

1. Im Sprechzimmer des 8. Hefts dieſer Zeitſchrift von 1896 (S. 578 flg.) tritt Herr Albert Richter[1]) in Leipzig meiner Auffaſſung der tragiſchen Schuld in Schillers Jungfrau von Orleans entgegen, wie ich ſie in kürzeſtem Auszuge ſchon einmal hier (Band IX v. 1895, S. 55 Anm. 1) und ſodann im Anhange meiner neuen Schulausgabe (Meiſterwerke der deutſchen Litteratur, Band 7, Berlin, Reuther u. Reichard) am Schluſſe ſkizziert habe.[2])

Daß dieſelbe auf Widerſpruch ſtoßen würde, habe ich erwartet und mich auf die Verhandlung wider und für geradezu gefreut, um davon zu lernen und entweder widerlegt und eines Beſſern belehrt zu werden, oder mich in meiner Überzeugung um ſo mehr zu befeſtigen. Dagegen habe ich weder einen Ton noch ein Verfahren erwartet, wie es Herrn Richter beliebt hat. Statt ruhiger ſachlicher Widerlegung wirft er meinem angeblichen, doch ſehr abweichenden „Vorgänger“ Laas und mir vor, daß wir „Johannas eigene Worte falſch deuten und ſo dem Dichter Niegewolltes unterſchieben“, und ſchließt mit dem Verdammungsurteil: „wer unbefangen ſich an des Dichters Worte halte, könne

1) Wir glauben dem Andenken des verdienſtvollen Leipziger Schulmannes durch die Erklärung gerecht zu werden, daß wir in ſeinen Ausführungen nichts zu finden vermögen, was über eine rein ſachliche Kritik hinausginge. D. L. d. Bl.

2) Die betreffende Kritik habe ich erſt nach meiner Rückkehr aus den Ferien, Ende September, kennen gelernt und dieſe Erwiderung erſt Anfang Oktober beginnen können. Da ſchnelle Entgegnung erwünſcht ſchien, mir aber mein Amt immer nur wenig Zeit läßt, ſo habe ich auf längere Auseinanderſetzungen mit der reichhaltigen Litteratur verzichtet, beſchränke mich, nach kurzem Einleitungsgeplänkel, auf wenige der neueſten Hauptwerke und auf die Kernfrage ſelbſt, und verweiſe im übrigen auf Beckhaus' treffliche Abhandlung (Progr. Oſtrowo 1890) und die früher in dieſer Zeitſchrift erſchienenen Aufſätze von Huther, Unbescheid und Ganz (Band IV, 1889, S. 246 flg., 369 flg., 410 flg.). — Nachſchrift. Erſt nachdem der größte Teil dieſes Aufſatzes geſchrieben iſt, kommt mir das laufende Oktoberheft dieſes Jahrgangs mit dem geiſtvollen Beitrage von Veit Valentin zu Geſicht, und erſt durch dieſen lerne ich deſſen betreffende Schulausgabe, ſowie den ſ. Z. überſehenen Aufſatz von Eduard Otto (4. Heft S. 251 flg.) kennen, kann mich aber mit beiden nur noch in gelegentlichen Anmerkungen auseinanderſetzen. — Barmen, Ende Oktober 1896.

in dem neuen Erklärungsverſuche nur völlig mißglückte Spitzfindigkeiten (sic!) erkennen." Wozu dieſer ſcharfe, gereizte Ton, dieſe kränkenden Ausdrücke? Freilich wird mit uns kein Geringerer als Bellermann ähnlich abgekanzelt, auch wegen eines angeblich „recht bezeichnenden Beiſpiels ſolchen Falſchverſtehens." Es klingt wirklich, als ob wir ſo ins Blaue drauf los deuteten, unterſchöben und unſer Glück mit Spitzfindigkeiten verſuchten. Ich meine, der feine und vornehme Ton dieſer Zeitſchrift ſollte auch in allen Polemiken wiederklingen.[1]) Mindeſtens aber müßte, wer ſo ſcharf aburteilt, die zu bekämpfende Anſicht vor den Leſern, ob auch noch ſo kurz, doch vollſtändig und in ihrem innern Zuſammenhang bloßlegen, vor allem auch auf des Gegners Hauptgründe etwas eingehen und ihnen wirklich ſtichhaltige, entſcheidende Gegengründe entgegen ſtellen. Allein dieſes Verfahren vermiſſe ich eben und kann den Richterſchen Widerlegungsverſuch in keinem Betracht als gelungen anerkennen. Erſtlich giebt er meine Auffaſſung zuſammenhangslos und unter vollſtändiger Ignorierung meiner Gründe wieder, was den Leſern ein falſches Bild derſelben erwecken muß. Sodann können ſeine, gleichfalls aus dem Zuſammenhang geriſſenen, dazu lückenhaften Zitate nichts beweiſen. Sind's doch lauter Worte der Heldin ſelbſt, die alſo zwar für deren perſönliche Auffaſſung und Empfindung ſehr wichtig, vielleicht entſcheidend ſind, ſich jedoch mit des Dichters eigener Grundidee noch keineswegs decken. Letztere tritt bekanntlich in vielen Stücken weit klarer in dem hervor, was andere Perſonen ſagen — vergl. z. B. im „Wallenſtein" die Urteile der anderen über den Helden — und kann ſich vollends als Ganzes nur aus dem Gange und Endergebnis der Geſamthandlung, aus der Zuſammenſtellung aller in Betracht kommenden Momente ergeben. Aber ſelbſt die Worte Johannas zitiert R. nur ſehr unvollſtändig und bricht mehrfach gerade da ab oder überſpringt gerade das, worauf ich in meiner Skizze mich ausdrücklich ſtütze und berufe, was alſo für meine Auffaſſung die Hauptſache bildet. Ganz dasſelbe Verfahren übt er auch Bellermann gegenüber; und ſo wenig ich dieſem Meiſter vorgreifen möchte, ſo kann ich doch nicht umhin, zunächſt an dieſem Beiſpiel die Art ſolcher Kritik bloßzulegen, um dann, unmittelbar daran anknüpfend, in eigener Sache mich zu wehren.

2. Bellermann erwähnt (II, S. 256) Johannas „Mitleid mit Montgomery." Dies ſteht allerdings im Selbſtwiderſpruch mit ſeiner früheren Ausſage (S. 233): im Kampfe mit Montgomery ſei die Heldin

1) Wie wohlthuend in dieſer Hinſicht die genannten Aufſätze von Otto und Valentin!

„ganz erfüllt von ihrer Sendung; kein Mitleid mit dem Walliſer ergreife ſie; nichts fühle ſie als das furchtbare Gebot" u. ſ. w. Auch an erſterer Stelle ſelbſt, wo es ihm nur darauf ankommt zu beweiſen, daß Johanna bloßes Mitleid keineswegs als Sünde empfinde, alſo auch eine bloße Mitleidsregung mit Lionel noch nicht als Abfall betrachtet haben würde, zitiert er nur Worte, die ſich auf Lionel, nicht ſolche, die ſich auf Montgomery beziehen können, legt alſo in der That den Schein einer Verwechslung nahe. Jenen Selbſtwiderſpruch hat nun Richter anſcheinend gar nicht entdeckt. Dagegen wirft er letztere bloß formale Unebenheit ihm geradezu als thatſächliche Verwechslung vor, wie ich glaube mit Unrecht; denn auch Bellermann wird jene Worte nur auf Lionel bezogen haben. Vor allem aber brandmarkt Richter die Bemerkung ſelbſt von Johannas Mitleid mit Montgomery als ſchweren ſachlichen Irrtum. Er ruft aus: „Wie in aller Welt kommt er dazu?" Und zum Gegenbeweiſe, daß Johanna auch nicht das geringſte Mitleid „mit einem, den ſie getötet" empfunden habe, zitiert er die Verſe des bekannten Selbſtanklage-Monologs (IV, 1):

... Mitleid! Hörteſt du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?

Sodann bringt er noch ihre Worte aus der Montgomeryſzene ſelbſt (III, 8):

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin! — —
Erhabne Jungfrau, du wirkſt Mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.

Hier bricht das Zitat ab. Aber die unmittelbar folgenden Worte, die Richter doch wohl auch vor Augen gehabt hat, bezeugen nun ganz direkt und unwiderleglich die gegenteilige Stimmung und geben Bellermann, allerdings eben gegen ſeine eigene frühere Darlegung, völlig Recht:

In Mitleid ſchmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heilgen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen.[1])

1) Dies auch gegen Gaudig in Fricks „Wegweiſer durch die klaſſiſchen Schuldramen", 3. Abt. II (Gera, Hofmann 1894), S. 174, der zwar eine Mitleidsregung in Johanna zugeſteht, aber nur vor dem Geſpräch mit Montgomery, und daraus die ſzeniſche Bemerkung in II, 6 von ihrem Stehenbleiben erklärt, dann aber ſagt: „Während der ganzen Dialogſzene" ſelbſt ſei „ihre Seele jeder Regung von Mitleid verſchloſſen", alſo Johannas Wort II, 8 ſonderbarerweiſe auf den Moment in II, 6 zurückbezieht. — Auf Hoffmeiſters Darlegung komme ich ſpäter.

Und auch ſchon vorher bekundet ſich dieſes Mitleid. Gerade unmittelbar vor dem Zweikampfe ruft Montgomerys erſchütternder Angſtſchrei:

O ich muß ſterben! Grauſend faßt mich ſchon der Tod —

in Johanna einen Umſchlag ihrer anfangs ſo feindlich kampfglühenden Stimmung hervor. Jetzt ſucht ſie plötzlich ihm den Tod — den ſie allerdings unweigerlich ihm bringen zu müſſen ſich berufen glaubt — wenigſtens tröſtend zu erleichtern; ſucht den Schwächling mit dem Hinweiſe auf ihr eigenes ſo ähnlich tragiſches Endgeſchick zu tapferem Heldenſterben zu ermutigen. Was atmen ſie denn anders als innigſtes Mitgefühl, tiefſtes Mitleid, jene ergreifenden Worte:

Stirb, Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin...
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur..
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterſtimme, nicht
Eigenes Gelüſten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſein zuletzt.
Denn nicht den frohen Tag der Heimkehr werd ich ſehn u. ſ. w.?

Ja, indem ſie dem ſchon ganz wehrloſen Gegner von neuem die Waffen zu ergreifen und zu kämpfen geſtattet, ihn ſogar auffordert:

Greife friſch zum Schwert!
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir —;

indem ſie ihm alſo ſtatt des bloßen Hinſchlachtens die Möglichkeit eines mannhaften Kriegertodes im ehrlichen Zweikampfe gewährt: ſo verrät auch dieſer Zug ihr echt menſchliches Mitgefühl.[1]) Gegen dieſes Geſamtergebnis, das doch wohl nicht durch „Unterſchieben" und „Falſchverſtehen", ſondern durch den einfachen Wortverſtand des allerdings in ſeinem Zuſammenhange genommenen Textes ermittelt iſt, ſtreiten nun auch die von Richter ſelbſt zitierten Worte nicht im mindeſten. Schon der Ausdruck in jener Selbſtanklage (IV, 1): „Warum verſtummte ſie (des Mitleids Stimme)?" ſchließt ja ein, daß letztere vorher in Johanna ge-

1) Nachtrag. Hier gerate ich mit V. Valentin — mit dem ich mich ſonſt in vielem berühre — in direkten Widerſpruch. Er meint (a. a. O. S. 686): Johanna zwinge unmenſchlicher Weiſe den Wehrloſen, die Wehr wieder zu ergreifen, damit ſie nun eine äußere Berechtigung habe, ihn zu töten. Das iſt mir, offen geſagt, zu kompliziert und widerſpricht m. E. dem ganzen Sinn und Geiſt ihrer Worte. Da dieſe doch zweifellos Mitgefühl und eine „Freundes"-Ermahnung ausdrücken, auf eine Gemeinſamkeit der beiderſeitigen Tragik hinweiſen und mit der heroiſchen Aufmunterung zu tapferer Gegenwehr ſchließen: ſo wäre Johanna ja geradezu ein tückiſch hinterliſtiges und heuchleriſches Scheuſal, wenn ſie alles das, ohne irgend eigene Erſchütterung, nur in jener kalten Berechnung ſpräche, die V. ihr zuſchreibt.

ſprochen hat. Auch die anderen Worte (III, 8) beweiſen nur, wie Johanna die „Kraft ihres unkriegeriſchen Arms“ und die — NB. vermeintliche — „Unerbittlichkeit“ ihres Herzens nicht dem „eigenen Gelüſten, ſondern ausſchließlich der „erhabenen Jungfrau“ zuſchreibt, ſich alſo des Gegenſatzes ihrer urſprünglichen Naturanlage und ihres eigenen Menſchlichkeitsgefühls dazu ſehr wohl bewußt wird.

II.

3. Nach dieſem wenigſtens teilweiſen Eintreten für Bellermann wende ich mich zu meiner eigenen Auffaſſung von Johannas tragiſcher Schuld und lege dieſelbe — im Anſchluß an jene eingangs erwähnten erſtmaligen Skizzierungen — kurz aber vollſtändig und in ihrem Zuſammenhang mit der Geſamthandlung den Leſern vor.

Zunächſt ſei, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen und die Hauptfrage klarzuſtellen, folgendes vorausgeſchickt.

Auch ich finde ſelbſtverſtändlich den entſcheidenden Höhe- und Wendepunkt der Tragik wie der „Schuld“ in der Lionelſzene bezw. in der Verliebung Johannas. Allerdings zunächſt mit der, auch von Beckhaus, Bellermann und andern betonten Einſchränkung: daß noch nicht das allererſte unwillkürlich blitzartig einſchlagende Aufflammen der Liebe eine eigentliche Schuld darſtellt, ſondern erſt deren Weiterbrennen. Hierin allerdings zeigt ſich die Schuld in doppelter Richtung: gleichſam negativ in dem Unvermögen, „den Funken im Augenblick, wie er ohne ihr Ahnen und Wollen in ſie hineinſchlägt, wiederum hinaus zu werfen“; anderſeits poſitiv in der trotz alles Widerſtrebens und aller Gewiſſensbiſſe doch momentan leidenſchaftlichen Hingabe an dieſes bisher nie gekannte, nun zum erſten male mit dämoniſcher Macht ſie überwältigende, wie ein ſüßes Gift ihre Seele durchdringende und all ihre Willenskraft lähmende Gefühl der „Männerliebe.“ Freilich könnte man, nach Richters Methode, auch gegen jene Einſchränkung wiederum Johannas eigene Worte aus ihrer Selbſtanklage anführen, jene Worte:

> Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehen!
> Die Züge ſchaun des edlen Angeſichts!
> Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an!
> Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
> Mit blinden Augen mußteſt du's vollbringen!
> Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
> Ergriffen dich der Hölle Schlingen.

Aber einmal kann Johanna hier gar nicht das bloße Sehen als ſolches, als rein organiſchen Vorgang meinen; denn das hatte ſie bei dieſem und jedem andern Kampfe ſchlechthin nötig und hatte es ja auch bei Montgomery und anderen ohne Bedenken und Verſuchung ausgeübt.

Vielmehr meint sie's in einem tieferen Sinn, wie ihn auch die Bibel oft verwendet: nicht vom harmlos-unbefangenen, rein physischen Sehen, sondern, wie sie selbst sagt: von dem tieferen „In-die-Augen-sehen"; von jenem verweilenden und zwar sinnlich-wohlgefällig verweilenden Anschauen, wie's schon die Sündenfallgeschichte (1. Mos. 3,6) als lusterregende Vorbedingung der Sünde schildert und der Heiland selbst warnend als den verführerischen Anlaß böser Begierde brandmarkt (Matth. 5,28 flg.).[1]) Aber selbst in diesem Sinne — und das ist ein außerordentlich feiner psychologischer Zug des Dichters — übertreibt Johanna in ihrer Verzweiflung, ihrem Bußdrange, geradezu selber ihre Schuld, wie das in solcher Lage und Stimmung jede ehrliche Reue thun wird. Also auch hier wieder ein Beweis, wie wenig die bloßen Worte der Heldin selbst den Ausschlag für die Sache, für die Beurteilung vom objektiven Standpunkte geben können, wenn man nicht alle subjektiven Momente und vor allem den inneren Gesamtzusammenhang mit in Rechnung zieht![2]) — In dieser Hinsicht nun scheinen mir

---

1) So deckt sich auch das „Blindsein" in Johannas Sinne inhaltlich mit dem bildlichen Gebot Jesu an obiger Stelle: ärgert dich dein rechtes Auge (d. h. will's dich verführen), so reiße es aus und wirf es von dir. — Daß überhaupt derartige biblische Anklänge durchs ganze Stück gehen, habe ich in meiner Ausgabe S. 131 flg. an mehr als 70 Beispielen nachgewiesen.

2) So sehr ich demgemäß die verzweiflungsvolle Übertreibung in Johannas Selbstanklage als psychologisch treffenden Zug anerkenne und die Höhe oder Schwere ihrer wirklichen Schuld durchaus nicht darnach bemesse, sondern als viel geringer beurteile: so kann ich doch nicht soweit gehen, wie z. B. Ganz in seinem oben erwähnten Aufsatz in Lyons Zeitschrift, Beckhaus a. a. O., Fielitz und andere es thun: nun eine Schuld Johannas überhaupt zu leugnen und bloß von einer „Versuchung" oder — nach Schillers eigenem angeblichen, später zu besprechenden Ausdruck — von einer bloßen „Prüfung", höchstens von einer „Gedankenschuld" zu sprechen. Darin stimme ich allerdings diesen Erklärern, sowie auch Bellermann (a. a. O. I, S. 15 flg.), Müller (Programm Blankenburg 1887) u. a. zu: daß **für die Tragödie überhaupt keineswegs immer eine bestimmt zu formulierende „Schuld", geschweige denn ein „adäquates Verhältnis von Schuld und Sühne", notwendiges Erfordernis ist.** Kann doch die oft beliebte sittenrichterliche oder gar kriminalistische Suche darnach die ganze Schönheit und Wucht einer tragischen Handlung verdunkeln. Aber für viele Stücke und namentlich für die Schillerschen wird man nicht umhin können, diese eminent sittlichen Begriffe als entscheidende Erklärungsmomente zu verwerten. Und gerade gegenüber der modern materialistischen oder naturalistischen Leugnung all und jeder Verantwortung, Sünde und Schuld und ihrer entsprechenden Sühne, Strafe und Vergeltung, halte ich's für eine der dringendsten Unterrichtspflichten, da, wo in der Kunst dieser Zusammenhang klar und deutlich hervortritt, auch **nichts davon abzuschwächen, zu verflachen und umzudeuteln,** sondern ihn in seinem erhabenen Ernste und seiner erschütternden Tragik auch der Jugend voll zu Gemüte und Gewissen zu führen.

die weiteren, psychologisch so eindringenden Ausführungen Bellermanns zum Besten zu gehören, was je darüber gesagt ist. So namentlich die Erörterung, wie Johanna nicht etwa bloß durch das Zusammenwirken äußerer Umstände und innerer Erregungen zu Falle komme, sondern gerade nach ihrer ganzen, vom Dichter so fein gezeichneten und Schritt für Schritt entwickelten Naturanlage auf einen derartigen Fall angelegt sei; wie also gerade in dieser allmählichen Vorbereitung der Schuld aus dem Charakter der Heldin selbst heraus Schillers Kunst und die „ungemeine psychologische Wahrheit seiner Darstellung" sich bewähre (S. 255 flg.).[1])

1) Da mir eine genaue **psychologische Zergliederung der Lionelszene** nicht bekannt ist — denn auch Palleskes, Hoffmeisters, Bellermanns u. a. treffliche Erörterungen erschöpfen letztere noch keineswegs: so sei mir folgender Beitrag dazu gestattet.

Daß der erste Moment des Sehens und des Aufflammens einer neuen Regung noch keine Schuld einschließt, ergiebt sich noch aus Folgendem. 1. Gerade jetzt, unmittelbar vorher steht J. noch auf der Höhe heiligsten, durch des schwarzen Ritters Erscheinung nur noch gesteigerten Pflichtgefühls; von dem durch den Dichter seinerseits allerdings vor unseren Augen innerlich vorbereiteten Umschlag ist sie ihrerseits in ihrem Selbstbewußtsein noch nicht im mindesten berührt, wie das ihre Worte am Schluß der 9. Szene des III. Akts und selbst noch das Wort zu Lionel beweist: „Erleide, was du suchtest! Die heilge Jungfrau opfert dich durch mich!" Also auch bei dem Ringen mit Lionel, bei der körperlich-sinnlichen Berührung Leib an Leib mit ihm, so wichtig dieser Zug für das unbewußt in ihr sich Vorbereitende ist und von Palleske feinsinnig mit Brünhilds Ringen gegen Siegfrid verglichen wird, steigt doch noch nicht die geringste bewußt-sinnliche Regung in ihrer Seele auf. [Nachtrag. Vergl. hier auch Valentins treffliche Darlegung der unsinnlich-keuschen Kälte, die Johannas ganze Naturanlage bisher gezeigt hat (a. a. O. S. 681)]. 2. Daß sie Lionel ins Gesicht sieht, nachdem sie von hinten ihm den Helm abgerissen, ist eine rein äußere, unumgängliche Bewegung, wie oben weiter ausgeführt. — Ist nun schon das Schuld, daß, wie die szenische Bemerkung sagt, „sein Anblick sie ergreift?" Nach den obigen Ausführungen kann ich auch in diesem gleichfalls noch ganz unwillkürlichen äußeren Eindruck keine Schuld finden; auch nicht in der etwaigen Regung des Staunens, des rein menschlichen Interesses an der Erscheinung des berühmten Feldherrn und Gegners; nicht mal, wenn sich damit unwillkürlich Bewunderung und Mitleid mischen. Denn alles das ist noch keine sinnliche Liebe, kein Begehren; ähnlich hat sie ja auch bei Montgomery schließlich empfunden ohne irgend welche Abirrung in Schuld. 3. Erst daß sie, wie es weiter heißt, „unbeweglich stehen bleibt" und dann „langsam den Arm sinken läßt", kündigt jenes oben erwähnte Unvermögen, also jene negative Seite der Schuld an, aus der dann die positive erwächst und sich furchtbar rasch, schon in der nächsten szenischen Bemerkung bekundet: „Sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen." — Hier finden nun viele Erklärer bereits in der Schonung Lionels als solcher eine Schuld, nämlich alle die, welche mit Fielitz u. a. geradezu die schonungslose Tötung aller Feinde als den einen Höhepunkt von Johannas „heroischer" Aufgabe ansehen, der dem

Allein ſo ſehr ich nun auch allem dem beipflichte, ſo halte ich die ganze Darlegung doch noch für unzureichend, unvollſtändig und lückenhaft. Eine Reihe der wichtigſten Züge, ja ganze Szenen des Stücks

---

andern, der Bewahrung vollkommener Seelenkeuſchheit, gleichwertig beigeordnet ſei. «Ja Fielitz erklärt ſogar (Studien zu Schillers Dramen, S. 63): Johannas Schuld liegt „nicht in dem Entſtehen der Liebe in ihrem Herzen, ſondern darin, daß ſie nun den Geliebten ſchont und dadurch ihr Gelübde verletzt." Als Begründung fügt er nur hinzu: „Dieſe Verſchuldung, an und für ſich eine menſchlich gebotene That, wird zur ſchweren Schuld, weil ſie den Montgomery nicht geſchont hat." Ich möchte ſchnurſtracks dagegen erklären: die That der Verſchonung, d. h. der Nichttötung Lionels iſt objektiv betrachtet ſo wenig eine Schuld, daß umgekehrt ſeine Tötung, auch ganz abgeſehen von der Liebe, die ſie pſychologiſch unmöglich macht, im Geſamtzuſammenhang des Stücks und unter dieſen Umſtänden ſittlich wie äſthetiſch eine Gräßlichkeit wäre. Sonderbar, wie all jene Erklärer nur dieſe Alternative betonen: töten oder nicht töten, und den Lionel, den edlen, tapfren, berühmten Feldherrn, der nur jetzt momentan wehrlos iſt, direkt dem Schwächling Montgomery gleich ſtellen. Und nicht mal dieſen tötet Johanna wehrlos; wir ſahen ja: ſie läßt ihm die Waffen und tötet ihn nur im ehrlichen Zweikampf. Den Lionel vollends braucht ſie, wehrlos wie er iſt, ja nur gefangen zu nehmen oder bis zur Ankunft der ſchon nah herbeieilenden Freunde in Schach zu halten und dieſen zur Tötung oder Gefangenſchaft auszuliefern, um ſo den höchſten Triumph ihrer Sache und die völlige Niederlage der Feinde zu beſiegeln. Noch großartiger, wenn ſie — ähnlich, wie Akt II, 9 flg. den Burgund oder wie V, 9 den Lionel ſelbſt — durch die Macht ihrer gottbegeiſterten Rede ihn zu bekehren verſuchte. Aber natürlich, dieſe Möglichkeiten einer anderen Wendung ſollen lediglich jener Alternative gegenübertreten, ſofern dieſelbe auch in objektivem Sinne als die vermeintlich einzig gegebene gelten will. Im ſubjektiven Sinne der Heldin ſelbſt, in ihrem Glauben, wirklich alle Gegner perſönlich töten zu müſſen, giebts allerdings nur dieſe. Allein dieſen ſubjektiven Glauben Johannas faſſe ich eben nach meiner ganzen oben zu erörternden Anſchauung als verhängnisvollen Wahn, als erſt allmählich ſich entwickelnde Überſpannung ihres Berufs auf, als eine Überſchreitung, die ihr allerdings ſchließlich die Alternative aufdrängt: entweder eine Gräßlichkeit zu begehen oder in Schuld zu fallen. 4. Alſo ganz allein das Motiv, den inneren Beweggrund der Verſchonung, die Liebe, kann ich als Schuld anerkennen. Dieſe entwickelt ſich nun allerdings, wie geſagt, furchtbar raſch in folgenden Stufen. Schon jenes wortloſe „Zeichen mit der Hand" verrät, wie wir ſahen, ihre Schwäche. Würde ſie in dieſem Moment all ihre Kraft ſammeln, ihren hohen Beruf — ich meine nicht die angeblich „heroiſche", in Wahrheit mörderiſche Wahnaufgabe, alles eigenhändig zu töten, ſondern nur den in der That hohen patriotiſch-göttlichen Beruf, das Vaterland zu retten und den Gegner, hier alſo den Hauptführer der Feinde, irgendwie durch die überlegene Macht ihrer Perſönlichkeit, in Kraft ihres Glaubens zu überwinden und unſchädlich zu machen: würde ſie dieſen mit aller Glut ſich vor die Seele rufen, ihre ganze Willenskraft aufbieten — in einem Seelenkampfe ähnlich dem der Goetheſchen Iphigenie: ſo würde ſie jetzt noch den Schwächeanfall überwinden, die aufkeimende Liebesregung wieder erſticken und frei von Schuld ſiegreich aus der Verſuchung hervorgehen können. Aber während

bleiben dabei entweder schlechthin unerklärt, wie denn auch die meisten Kommentare, selbst Bellermann, solche ganz übergehen und unbeachtet lassen; oder sie werden in Deutungen hineingepreßt, z. B. von Düntzer

---

Iphigenie sich mit der ganzen „Kraft aus ihrer Seele Tiefen" aus dem Fluche, der auch sie schon „mit Geierklauen faßt", wieder herausarbeitet und zu der eigenen wahrhaft übermenschlichen Anstrengung noch des Himmels Hülfe in flammendem Gebet herabfleht: sehen wir umgekehrt Johanna sich immer tiefer in die Schuld verstricken. Schon die Worte: „Rette dich! Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben in meine Macht gegeben war", steigern diese Schuld in dem Versuche der Selbsttäuschung, als könne das Ganze als nicht geschehen aus der Wirklichkeit ausgestrichen werden. Eine neue Steigerung folgt in dem Rufe: „Töte mich — und fliehe!", der die volle Verzweiflung, aber auch die Leidenschaft in so hohem Grade verrät, daß darüber Vaterland, Befreiungskampf, Sendung vergessen sind. Dann kommt ein erster Rückschlag in der Erkenntnis des Entsetzlichen: „Wehe mir!" Lionels Worte, an ihr früheres Töten erinnernd, mahnen sie noch einmal an ihre ganze Aufgabe und wecken endlich einen ersten Versuch, sich zu ermannen. Da sie diesen aber nur in der Richtung des Tötens unternimmt, die oben als ebenso psychologisch wie ethisch unmöglich erwiesen ist, so ist er selbstverständlich von vornherein ganz vergeblich, wird aber auch durch das unvermeidliche abermalige Anschauen im Keime erstickt und stürzt nun Johanna in die wirklich tiefste Verzweiflung über ihre Schwäche und Untreue: „Heilge Jungfrau! Was hab ich gethan! Gebrochen hab ich mein Gelübde!" Zwischen diesem Entsetzen und der noch zweimal wieder durchbrechenden Leidenschaft („Fort! Entfliehe! . . Wenn sie dich finden! Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!"), die nun auch durch Lionels eigenen Umschlag aus anfänglichem Haß und Hohn in innige Teilnahme, ja Gegenliebe neu genährt wird, wogt das Gespräch beider auf und ab, meisterhaft den innersten Sturm der Seelen, den furchtbar tragischen Widerstreit der Gefühle wiederspiegelnd. Dabei ist Johannas Kampf gegen sich selbst und ihre Liebe wahrhaft heldenmäßig; und ihr sich steigerndes Entsetzen vor sich selbst („Dir folgen! . . Heilige des Himmels! . . Nie, niemals!) beweist gerade auch jetzt noch ihr durchaus jungfräulich-keusches Gefühl, ihr zartes Gewissen, ihr reines Pflichtbewußtsein. Aber, wie oben gesagt, es ist eben wie ein dämonisches Verhängnis über sie gekommen, wie ein Bann auf sie gefallen. Und gerade im Vergleich zu Goethes Iphigenie, die, in ähnlicher Notlage und gleichfalls schon halb fortgerissen, dennoch sich wiederfindet, die aber auch nur deshalb siegt und siegen kann, weil sie sich bisher „ganz rein bewahrt" hat: gerade im Vergleich hierzu drängt uns schon diese Lionelszene selbst die Frage auf: Warum muß denn Johanna so plötzlich von ihrer eben noch herrlich behaupteten Höhe stürzen? Ja, wie kann sie überhaupt bei so heroischer innerer Gegenwehr so jäh und unrettbar fallen und dazu einem zunächst bloß sinnlichen Eindruck und gar von seiten eines ganz unbekannten, ja feindlichen, gehaßten Mannes erliegen? Wie ist das möglich, wenn sie doch — wie die meisten Erklärer behaupten — gleichfalls bisher ganz rein, ganz in ungetrübter Harmonie der Seele ihren Beruf erfüllt hat? — Für diese Frage reicht eben m. E. auch die von Bellermann u. a. so schön entwickelte Psychologie der Liebe an sich doch nicht völlig aus, während ich hoffe, daß meine, allerdings zunächst aus ganz andren Szenen und Zügen geschöpfte Auffassung auch hier den letzten fehlenden Rest beifügen kann.

und anderen, die dem Geſamtzuſammenhange widerſprechen. Und eben hier ſetzt meine, mit Laas (im „Deutſchen Aufſatz" S. 682 flg.) ſich nur flüchtig berührende, im Hauptpunkte abweichende, ganz ſelbſtſtändig gewonnene und begründete Auffaſſung ein, die durchaus keine willkürlich geſuchte „Spitzfindigkeit", ja nicht einmal eine zum Zweck der Erklärung aufgeſtellte nachträgliche Hypotheſe darſtellt; die ſich vielmehr beim Leſen des Stücks und ſeiner Behandlung im Unterricht mir immer von neuem und ganz unwillkürlich aufgedrängt hat. Erſt neuerdings habe ich dann auch bei Hoffmeiſter (IV, S. 354 flg., in der verkürzten Viehoffſchen Ausgabe II, H. 256 flg.) ähnliche Gedanken gefunden und mich hinterher durch die Übereinſtimmung mit einem ſo ausgezeichneten Schillerkenner ermutigt gefühlt. Allerdings wenden ſich deſſen gleichfalls nur flüchtige Bemerkungen von vornherein nach ganz anderer Richtung, wohin ich ihm nicht zu folgen vermag. Darüber ſpäter (vergl. Abſchnitt 8 und 15).

4. Den Kern meiner Auffaſſung wenigſtens hat Richter im weſentlichen richtig, wenn auch unvollſtändig zuſammengefaßt. Ich finde in der Lionelſzene und der Verliebung Johannas zwar ganz gewiß, wie geſagt, den entſcheidenden Höhe- und Wendepunkt in der Entwicklung ihrer „Schuld" ſowohl als auch der geſamten Tragik, aber nicht ihr ausſchließliches, ja nach rein ſittlichem Maßſtabe nicht einmal ihr Hauptvergehen. Sondern ich erblicke in dieſer zunächſt doch, wie gezeigt, ganz unwillkürlich in ſie hineinſchlagenden Liebe, gegen die ſie ſich ja auch von Anfang an verzweifelt wehrt und deren dämoniſche Übermacht und Leidenſchaft ſie von vornherein tief ſittlich als furchtbare Schuld empfindet und mit Thränen der Zerknirſchung beweint, mit Folterqualen des Gewiſſens unabläſſig büßt: ich finde darin nicht die Urſchuld, ſondern nur eine Folgeſchuld und zugleich ſchon eine „gottverhängte", d. h. nach dem göttlichen Geſetz ſittlicher Weltordnung unausbleibliche Nemeſis für ein vorhergegangenes Vergehen — ein Vergehen, welches ihr ſelbſt zwar als eigentliche Schuld noch unbewußt bleibt, aber um nichts weniger verhängnisvoll auf ihr Innenleben zurückwirkt und nach ſtreng ſittlichem Maßſtabe noch ſchwerer erſcheint als jene Verliebung. Dieſes finde ich in einer eigentümlichen Art von **Selbſtüberhebung**, nämlich in der m. E. vom Dichter ganz deutlich gezeichneten und wiederholt aufs nachdrücklichſte betonten, **eigenmächtig vollzogenen Überſpannung und Übertreibung ihrer urſprünglichen Aufgabe** nach einer beſtimmten Richtung hin und über eine naturgemäße, gewiſſermaßen von ihrem Berufe bezw. von Gott ſelbſt ihr geſteckte und offenbar **zuerſt auch von ihr ſelbſt eingehaltene** Grenze hinaus. Möglich und pſychologiſch begründet wird dieſes Übermaß durch eine zeitweilige **Selbſtverblendung**,

die momentan sogar — wie wir sehen werden — zu einer fanatischen, fast gotteslästerlich klingenden **Vermessenheit** fortschreitet. Kurz gesagt also finde ich, wie in allen Schillerschen Stücken, so auch hier die eigentliche Wurzel von Schuld und Tragik in der **Hybris** und der **Ate** — also in dem, was in aller Bühnen- und in aller Menschheits-Tragik auch des wirklichen Lebens fast immer die recht eigentliche Grund- und Hauptschuld bildet.

Daß aber anderseits — wie ich gleichfalls zu zeigen versuchen werde — unter allem dem der hohe reine und fromme Gesamtcharakter der Jungfrau doch nicht leidet; daß sie niemals unsere Sympathie verliert; daß im Gegenteil unser Wohlgefallen und Mitgefühl für sie sich zu Bewunderung, Rührung, ja Erschütterung steigert: darin eben bewährt sich m. E. nicht minder, als in den von Bellermann so schön entwickelten Zügen, Schillers ganze tiefe Seelenkenntnis und außerordentliche dichterische Kraft und Kunst.

Doch worin soll nun diese eigenartige Überschreitung ihrer Aufgabe bestehen?

5. Von einer solchen reden bekanntlich auch andere Erklärer. Richter zitiert eine Bemerkung Vilmars (Deutsche Litteraturgesch. 10. Aufl. S. 497, 13. Aufl. S 498): Schiller habe Gefangenschaft und Tod der Jungfrau besser dadurch motivieren sollen, daß letztere „hingerissen von weltlicher Ehre ihren ursprünglichen himmlischen Beruf überschreite", und fügt seinerseits hinzu: „Vilmar vermißt also in Schillers Drama, was Laas und Evers darin gefunden haben wollen." Allein abgesehen davon, daß Vilmar gar nicht angiebt, wie er sich diese Überschreitung denkt, so ist jedenfalls das von ihm betonte Motiv weltlicher Ehre durchaus verschieden, ja etwas Entgegengesetztes zu dem, was wir meinen. Bekanntlich hat auch Düntzer gerade dieses Motiv „weltlich eitler Ruhmsucht" als ein entscheidendes Moment zu erweisen versucht; doch haben andere, zuletzt am klarsten Bellermann, ihn trefflich widerlegt, und auch ich halte diese ganze Auffassung für irrig. Desgleichen auch Düntzers u. a. damit verknüpfte Meinung: als rege sich in Johanna sogar schon vor der Lionelszene, z. B. bei Dunois' und La Hires Werbung, eine erste aufsteigende Sehnsucht nach Liebe, und als könne sie diese erste Versuchung nur durch Selbstbetäubung in leidenschaftlicher Gegenwehr und hernach im Schlachtgetümmel, also nur mühsam und auch nur zeitweise, nur bis zum Zusammentreffen mit Lionel überwinden. Gewiß, eine Aufwallung von Leidenschaft, ein unwillkürliches Streben nach Selbstbetäubung werde auch ich in jenen Szenen nachweisen, aber aus völlig andren Motiven als Liebessehnsucht, welch letztere ich schon oben gänzlich habe ablehnen müssen.

Für völlig falſch halte ich drittens — um auch das gleich hier einzufügen — jene von mir ſchon anmerkungsweiſe (S. 119 flg.) geſtreifte Meinung von Breitſprecher, Klaucke, Fielitz, wiederum auch Düntzer u. a.: Johanna ſtehe auf der Höhe ihrer Aufgabe nur, ſo lange ſie nicht das mindeſte Mitleid empfinde, ſondern ohne jede Anwandlung von Menſchlichkeit, ohne Zaudern und Schaudern, als „blindes Werkzeug" Gottes die Feinde töte. Ihr erſtes Mitleid, das mit Montgomery, bedeute ſchon den „erſten Schritt zum Bruch ihres Gelübdes"; die Stiftung der Verſöhnung mit Burgund ſei der zweite; und ſo ſinke ſie allmählich herab, bis ſie dann in der Lionelſzene ganz falle. Hier ſtimme ich Bellermanns entgegengeſetzter Äußerung bei (S. 256): im ganzen Stück ſei keine Szene zu nennen, wo ihr Beruf als begeiſterter Heldin und gottgeſandter Prophetin ſich herrlicher offenbare, als gerade in der Verſöhnungsſzene. Wenn derſelbe jedoch anderſeits urteilt: keine ihrer Handlungen und Empfindungen bis zur Begegnung widerſpreche im mindeſten ihrer Sendung; nirgends ſtreife ſie auch nur die Grenzen des „furchtbar bindenden Vertrags": ſo weiche ich eben in der Näherbeſtimmung gerade dieſes „Vertrags", oder beſſer geſagt ihrer ganzen Berufsaufgabe, ſo ſchnurſtracks ab, daß ich umgekehrt behaupte: zwar nicht durch ein Herabſinken, ein Unterlaſſen, ein Zurückbleiben hinter ihrer Aufgabe, kurz: nicht durch ein Zuwenig lädt Johanna auch ſchon vor der Lionelſzene Schuld auf ſich, wohl aber gerade entgegengeſetzt durch jenes Überſpannen und Überſchreiten, jenes Zuviel, deſſen beſondere Art und Weiſe näher zu beſtimmen ich auf dem Wege bin.

6. Bevor mich nun aber dieſer Weg ans Ziel ſelber führt, habe ich ſchließlich noch zwei Auffaſſungen abzulehnen, diejenigen unter allen, die ſich mit der meinigen, wenigſtens in gewiſſem Sinne, am nächſten zu berühren ſcheinen und deren erſtere ſich ſogar auf vermeintliche eigene Bemerkungen Schillers beruft. Die meiſten Leſer werden dieſelbe wohl kennen: ſie iſt von dem Weimarer Böttiger ſchon 1812 auf Grund angeblicher Briefe Schillers veröffentlicht, dann 1838 von Böttigers Sohn aus des Vaters Nachlaß auf Grund angeblicher Bemerkungen Schillers wiederholt. Sie behauptet: Johanna überſchreite ihre Aufgabe dadurch, daß ſie nicht bloß Englands Beſiegung, ſondern geradezu deſſen Untergang erſtrebe, wie das ihre Worte beweiſen ſollen (Akt III, 9,2432 flg. zum ſchwarzen Ritter):

> Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
> Als bis das ſtolze England untergeht.

Dieſes Wort, ſo ſoll Schiller wörtlich geſchrieben oder geſagt haben, „beleidige die Nemeſis", und für dieſen Übermut folge „in der Verliebung in Lionel die Strafe auf dem Fuße nach"; denn „am

Ende sei doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung; nur die geprüfte Tugend erhalte zuletzt die kanonisierende Palme". Ohne mich nun in den Streit über Echtheit oder Unechtheit dieser dem Dichter selbst zugeschriebenen Äußerungen einzulassen — einen Streit, in dem bis heute noch Forscher gleichen Ranges einander gegenüber stehen[1]) — begnüge ich mich mit der schon längst von Viehoff, Beckhaus u. a. konstatierten Thatsache: daß die ganze Basis jener so gefaßten Überschreitungs-Idee einfach schon deshalb hinfällt, weil das Zitat falsch ist. Johanna sagt nämlich nicht: „bis England untergeht", sondern: „als bis das stolze England niederliegt", also nichts mehr, als was sie auch früher wiederholt als ihre gottverliehene Aufgabe erklärt hat. Vergl. z. B. Prolog 3,306 flg.:

Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen
Und seines (des Feindes) Stolzes Saaten niedermähen.

4,419 flg.:

Dann wirst du ... den stolzen Überwinder niederschlagen.

Allerdings giebt sie vor dem König selbst (Akt I, 10, 1080 flg.) den Auftrag der Maria anders und stärker wieder:

Damit (mit dem gottverliehenen Schwert) vertilge meines
Volkes Feinde —

Allein der Zusammenhang, die unmittelbare Fortsetzung:

Und führe deines Herren Sohn nach Reims
Und krön' ihn mit der königlichen Krone —

sowie alle nächstfolgenden Äußerungen beweisen, daß dieses „Vertilgen" lediglich ein „Vertilgen vom Boden Frankreichs", eine vollständige gewaltsame Vertreibung bedeutet, aber nicht im Sinne schlechthiniger Existenz-Vernichtung Englands[2]) zu pressen ist. Vergl. z. B. I, 10, 1123: Bezwungen leg ich Frankreich dir zu Füßen — und vor allem 11,1208 flg. die Erklärung an den englischen Herold:

Gebt heraus die Schlüssel ...
Die Jungfrau kommt ... euch Frieden zu bieten oder
blutgen Krieg. Wählt! u. s. w., —

wo also sogar noch eine friedliche Vertreibung auf dem Wege des Vertrags denkbar erscheint. Gleichsam eine friedliche Feindes-Vertilgung vollzieht ja dann Johanna auch den Burgundern gegenüber durch deren

1) Die betr. Veröffentlichungen der beiden Böttiger findet man in den Schriften von Beckhaus, Fielitz und zum Teil in Boxbergers Ausgabe des Stücks (in Kürschners D. Nationallit.). Für echt halten den Brief z. B. Julian Schmidt, Goedeke, Gude, Bulthaupt, für unecht Palleske, Viehoff, Beckhaus, Bellermann, obwohl letzterer die Grundlage wirklicher Bemerkungen Schillers festhält.

2) Über das ganze Wort wird unten noch ausführlicher verhandelt werden (Abschnitt 7, S. 130).

Umwandlung aus Feinden in Freunde Frankreichs (Akt II, 10). Und ſelbſt ganz zuletzt (V, 9) bietet ſie abermals den Engländern, diesmal Lionel ſelbſt, den Frieden gegen freien Abzug aus Frankreich an. Kurz, ſie hält ſich in dieſer Beziehung durchaus in den Schranken der von vornherein geſteckten Aufgabe. — Hätte alſo in der That Schiller ſelbſt ſo zitiert und ſich geäußert, ſo hätte er ſich eben in dieſer Hinſicht über ſein eignes Werk ſpäter geirrt bezw. etwas nachträglich hineingelegt, was thatſächlich nicht darin liegt. In dieſer Hinſicht ſtimme ich Bulthaupt bei (Dramaturgie, 4. Aufl., 1891, S. 336), wenn er bemerkt: „Verſucht Schiller gleichwohl die Sache ſo zu wenden, ſo iſt dies offenbar nur das Reſultat einer ſpäteren Reflexion, für welche ſein Werk ſelbſt nicht eintritt. Er, der ſo planvoll arbeitete, würde entſchieden nichts verſäumt haben, dieſen Punkt (jene ſo gefaßte Überhebung in den Worten der Jungfrau) genügend hervorzuheben, wenn er ihm ſchon während des Schaffens als der entſcheidende aufgegangen wäre, wogegen derſelbe im Stück ſelber ſo flüchtig und unbetont vorübergeht, ohne daß im Verlauf der Handlung wieder darauf zurückgekommen würde, daß darin nicht einmal vermutungsweiſe die tragiſche „Schuld“ erblickt werden kann. Es geht ihm hier eben wie mit den Briefen über Don Carlos. Sobald der Dichter beginnt, ſeine Schöpfung zu deuten, wird es ſich ſtets um die Bemäntelung einer Schwäche handeln. Durch ſich ſelbſt muß das Kunſtwerk reden; jeder künſtlichen Auslegung ſpricht es Hohn.“ — Gewiß! Aber anderſeits werde ich doch auf das, ob vielleicht auch nur angebliche Schillerwort von der Verliebung als einer nachfolgenden Strafe, einer Prüfung, ſpäter zurückkommen und es für meine eigene aus dem Kunſtwerk ſelbſt geſchöpfte Anſchauung verwerten.

Als eine wenigſtens zum Teil „künſtliche Auslegung“ muß ich endlich diejenige des ſonſt ſo gründlichen bienenfleißigen und begeiſterten Schillerforſchers Eyſell ablehnen (Schillers Jungfrau v. O., 1886, S. 24 flg.), trotzdem dieſelbe ſich in der That am nächſten mit der meinigen berührt und hie und da direkt mit ihr zuſammengeht. Wenn derſelbe von Johannas „übergroßer Selbſtſicherheit“ ſpricht; wenn er ſagt: Gott verlange von ihr keineswegs, ſich wie eine Furie der Rache mitten unter die Feinde zu ſtürzen und in blinder Wut jeden niederzuwürgen; wenn endlich auch er die Verliebung zugleich als eine Art Nemeſis für vorhergegangenes Vergehen auffaßt: ſo ſtimme ich ihm ſoweit durchaus bei. Wenn er dagegen meint: Johanna werde durch jene Selbſtſicherheit zum „Hochmut“ geführt; wenn er zwiſchen den Erſcheinungen Marias und der „Offenbarung Gottes“ in dem Sinne unterſcheidet, daß erſt letztere die unbedingt maßgebende Vorſchrift erteile, aber

nur den Sieg verheiße[1]), während erstere auch die Vertilgung der Feinde verspreche; wenn er vollends erklärt: das Töten mit eigner Hand mache ihr Gott in der That zur Pflicht, jedoch mit der Einschränkung, sie solle das Schwert nur gegen die zücken, welche Gott selbst auf unverkennbare Weise ihr entgegenführe und so als Opfer seiner Gerechtigkeit bezeichnen werde: so muß ich allerdings allem dem durchaus widersprechen und den betr. Widerlegungen von Beckhaus (a. a. O. S. 18 flg.) beistimmen. Von einem „Hochmut" Johannas überhaupt zu reden, halte ich für ebenso verfehlt, wie die früher erwähnten Behauptungen von „weltlicher Ehrsucht, Ruhmgier" u. dergl. Zwar nehme auch ich ja, wie schon gesagt, bei ihr ein Übermaß, eine Selbstüberhebung und Selbstverblendung an und gebrauche oben dafür die Ausdrücke Hybris und Ate. Aber ich meine, wie man gleich sehen wird, darunter etwas ganz andres als Hochmut, Stolz, Hoffart, Eitelkeit, Ruhmsucht, die ja alle etwas Selbstisches, Eigensüchtiges, alle irgend eine Art von Egoismus einschließen. Umgekehrt will ich auch nicht die leiseste Spur davon zulassen, sondern jene Begriffe rein psychologisch bezw. pathologisch entwickeln und dabei die völlige Reinheit der Heldin von allen selbstischen Regungen oder Zwecken aufrecht erhalten. Und gerade in dieser Mischung edelster und durchgängiger Uneigennützigkeit, idealster sittlicher Selbstverleugnung und Selbstaufopferung mit einer dennoch allmählich sich einstellenden Leidenschaftlichkeit, Selbstüberhebung und Blindheit, und mit einer daraus naturnotwendig, unwillkürlich, ihr selber unbewußt sich entwickelnden Trübung ihres anfangs so fleckenlosen Seelenspiegels, mit einer tiefen Unruhe und Verstimmung ihres Gemüts: gerade in dieser Mischung so unvereinbar scheinender Momente erblicke ich — wie schon angedeutet — die erschütternde Tragik einerseits und anderseits die wundervolle Kunst des Dichters.[2])

III.

7. Rein aus dem Stücke selbst nämlich, aus einer Reihe, m. E. bisher noch nicht genügend beachteter, geschweige denn ausreichend er-

---

1) Nachtrag. Eine ähnliche sehr geistreiche Unterscheidung beider Offenbarungsberichte bietet ja auch Valentin jetzt, der sich überhaupt in manchem mit Eysell zu berühren scheint. Vergl. die nächste Nachtrags-Anmerkung.

2) Nachtrag. Hieraus erhellt auch mein Verhältnis zu den jüngsten Darlegungen Valentins. Ich begrüße dessen meisterhaft-methodische Entwicklung des Ganzen aus den zwei Hauptmotiven des Prologs mit heller Freude, gehe, wie man sehen wird, weite Strecken mit ihm Hand in Hand, und werde mit seinem Gegner Otto auch meinerseits zu streiten haben. Vor allem stimme ich ihm in

klärter Züge und Szenen hat ſich mir, wie geſagt, ſchon ſeit lange und immer unabweislicher jene Anſchauung aufgedrängt, deren Grundzüge ich bereits (S. 10 flg.) kurz ſkizziert und die ich dann durch die erwähnten, erſt ſpäter entdeckten, dabei freilich im Kernpunkte abweichenden Andeutungen von Laas, Hoffmeiſter, Eyſell und jetzt Valentin direkt oder indirekt immer neu beſtätigt gefunden habe.

Die betr. Szenen ſind hauptſächlich II, 4. 7. 8, im Vergleich mit Prolog 2, 130—156. 4, 420 flg. I, 9. 10, und anderſeits mit III, 4: den Worten des Erzbiſchofs und Johannas ſelbſt, ſowie mit IV, 1: ihrer Selbſtanklage, IV, 10. 11: den Kontraſten ihrer Höhe und ihres Sturzes, endlich mit einzelnen Zügen des V. Aktes.

Ich gehe aus von II, 4, von den ausdrücklichen wiederholten Abmahnungen ihrer Freunde, ſich ſelbſt mit dem Schwert am Kampfe zu beteiligen. Wie ſagt doch Dunois:

Du haſt das Deine nun erfüllt, Johanna!...
Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entſcheidung.

Noch bedeutſamer La Hire:

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht ſelbſt.

Folgendem bei: deutlicher Wandel in Johannas Seelenleben bei den Montgomeryſzenen; der „furchtbare Vertrag" ihr eignes Phantaſiegebilde; Beurteilung der Lionelſzene als tragiſcher Nemeſis und erſten Mittels zur Läuterung; Entwicklung der Buße Johannas. Neutral verhalte ich mich vorläufig zu ſeiner ſtarken durchgängigen Hereinziehung der „Himmelskönigin"; intereſſant iſt mir ſeine Deutung des „ſchwarzen Ritters" aus dem Gegenſatz der beiden im Drama vorgeführten Weltanſchauungen, in der That eine ſinnreiche Löſung dieſes bisher ſo verzwickten Problems. Dagegen befinde ich mich im ſtärkſten Widerſpruch, wenn auch er Johanna Hochmut im Sinne einer „Auflehnung des Eigenwillens gegen göttlichen Befehl" zuſchreibt, ja von „Selbſtgefälligkeit und Eitelkeit", von Erfolgstrunkenheit ſpricht. Hier muß ich wieder ſeinem Gegner Otto teilweiſe recht geben. Und vollends widerſpreche ich, wenn auch er — anſcheinend vor eben dieſem Gegner zurückweichend — zugeſteht (S. 685): „Daß Johanna das Schwert nicht nur zur Zierde oder gar als Symbol trägt, ſondern auch im perſönlichen Kampfe ihres Volkes „Feinde vertilgen" ſoll, iſt ſelbſtverſtändlich und klar genug ausgeſprochen." Wie reimt ſich das mit ſeiner früheren Erklärung (Schulausgabe S. 12 flg.): „Ihr genügt es nicht, den Feind [durch Gefangennahme nämlich] unſchädlich zu machen. Wir hören erſtaunt und entſetzt, daß ſie keine Barmherzigkeit kennt, daß ſie durch einen furchtbar bindenden Vertrag verpflichtet iſt, alles Lebende zu töten, wovon bisher nirgends die Rede war ... Thatſächlich iſt ihr nichts derart geboten —"? Eben weil ich hier durchaus beiſtimme, muß ich die andere Auffaſſung ebenſo beſtimmt ablehnen und hoffe, ſie oben zwingend widerlegt zu haben. Vergl. nächſten Nachtrag S. 129.

Hier tritt — nicht, wie viele Erklärer meinen, eine „satanische Versuchung" aus Freundesmund an Johanna heran (zur Heranziehung der Szene zwischen Jesus und Petrus Matth. 16, 22 flg. vergl. S. 143 flg.), sondern gerade umgekehrt die das edelste sittliche Empfinden bekundende Warnung: die bisher noch immer festgehaltene reine Bahn der Prophetin und idealen Gottesstreiterin doch nicht mit derjenigen einer „blutigen" Amazone zu vertauschen.[1]) Alle Erklärer freilich, welche die persönliche Teilnahme Johannas — ich sage nicht: am Kampfe überhaupt, denn in gewissen Grenzen ist die ja für sie unvermeidlich, sondern an der eigenhändigen Feindestötung für einen integrierenden Teil ihrer Aufgabe, ihres Berufs halten, berufen sich auf ihre eigenen bekannten Äußerungen, namentlich in der Montgomeryszene, wo sie selbst allerdings ja diese unterschiedslose Hinmordung auch der einzelnen Feinde als ein Stück ihres „furchtbar bindenden Vertrags mit dem Geisterreich" bezeichnet. Aber sie vergessen ganz dabei: einmal, daß — wie früher gezeigt — die subjektiven Empfindungen und Äußerungen der Heldin sich noch keineswegs mit dem objektiven Thatbestand und Sachverhalt decken; sodann, daß gerade in diesem Punkte der ganze voraufgehende Gang der Handlung höchst bedeutsam von Johannas eigener nunmehriger Auffassung abweicht.

Wie lautet denn ihre ursprüngliche, zweimal feierlich wiederholte Aussage über ihre Berufsaufgabe?

Zunächst im Prolog 3, 300 flg. spricht sie zwar in aufflammender Begeisterung von gewaltigem Kriege, gebraucht aber nur den Kollektiv-

---

1) Nachtrag. Ottos Meinung (a. a. O. S. 257): Diese Warnungen seien „von zärtlicher Besorgnis um Johannas Leben eingegeben" und verrieten, daß beide Feldherren „in ihr mehr das Weib als die Gottesstreiterin sähen", wird merkwürdigerweise von Valentin nicht bekämpft, sondern anerkannt (S. 685). Auch der sagt: daß die Männer, die ihre Hand erringen möchten, diese lieber rein von Blut sähen als blutbefleckt, sei selbstverständlich; doch seien solche Wünsche nur fürs Verständnis der Werber wichtig, nicht für das von Johannas Verhalten. Beiden entgegne ich: von einem Werben, einer Liebe — mag sie auch (nach III, 1) in Dunois' Brust schon von Anfang an entflammt sein — verraten ihre Mahnungen hier noch nicht das Geringste; kein Mensch, der ihre späteren Wünsche noch nicht kennt, könnte das je darin finden. Sondern dieselben besagen weiter nichts, als ihre und der ganzen Umgebung Auffassung von Johanna als reiner gottgesandter Prophetin und Seherin, wie ich dieselbe weiterhin oben als die ursprünglich auch von Johanna selbst ausschließlich gehegte nachgewiesen habe. Also nicht das ist der Gegensatz: „mehr das Weib als die Gottesstreiterin"; sondern dies: sie sehen in ihr mehr die Prophetin, Führerin und ideale Gottesstreiterin als die realistische Kämpferin, Schlachtenjungfrau und Amazone. Und darin haben sie, hat — nicht irgend ein sinnliches Begehren, sondern ihr unwillkürliches sittliches Gefühl vollkommen recht! Im übrigen vergl. Abschnitt 9.

Singular: Das Glück des Feindes werde ſcheitern, die Jungfrau werde ſeines Stolzes Saaten niedermähen u. ſ. w., hat alſo immer nur die Geſamtheit im Sinne. Auch wo ſie diſtributiv fortfährt:

> Eine weiße Taube werde dieſe Geier anfallen,
> Danieder kämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
> Burgund, den Reichsverräter, dieſen Talbot u. ſ. w. —

auch da iſt das doch niemals von perſönlichem Einzelkampfe, von direkter Beſiegung der Gegner ſelbſt ihrerſeits zu verſtehen, ſondern gleichfalls nur indirekt, kollektiv, allgemein, im Ganzen gemeint. Wollte man es diſtributiv, individuell, perſönlich und direkt faſſen und überhaupt den Buchſtaben preſſen: wie würde dann die geweisſagte perſönliche Niederkämpfung Salsburys und Talbots zu deren ganz ohne Johannas direktes Zuthun erfolgendem Tode und vollends diejenige Burgunds zu deſſen Verſöhnung paſſen? — Auch Prolog 4, 420 flg. heißt es ebenſo nur kollektiv und allgemein:

> Dann wirſt du ... den ſtolzen Überwinder niederſchlagen u. ſ. w.

Allerdings berichtet ſie nun, wie ſchon oben (S. 125 flg.) berührt, ſpäter (I, 10): die Jungfrau Maria habe ihr das Schwert mit den Worten verliehen:

> Damit vertilge meines Volkes Feinde.

Auf dieſen ſtärkeren Ausdruck und den Plural pochen denn auch alle die Erklärer, welche eine direkte Feindestötung als wirklichen Gottesauftrag behaupten. Glaubt man doch denſelben auch ſchon aus der Schwertverleihung ſelbſt ableiten zu müſſen. Allein, daß ‘vertilgen’ hier keine endgültige Exiſtenz-Vernichtung bedeutet, ſondern nur der ſtärkſte Ausdruck für gewaltſames Beſeitigen iſt, habe ich oben (S. 125) dargelegt. Doch wenn auch, keinesfalls könnte ein Vernichten durch eigenhändige Einzeltötung gemeint ſein. Denn „meines Volkes Feinde“ heißt nicht etwa bloß unbeſtimmt „Feinde meines Volks“ (alſo beliebige, einzelne), ſondern ‘die d. h. alle Feinde’, bedeutet alſo abermals deren Geſamtheit, ganz wie früher der kollektive Singular. Direkt nun und perſönlich dieſelben zu vertilgen wäre ja eine ganz unmögliche widerſinnige Zumutung; folglich kann auch dies Wort nur indirekt, ſachlich, allgemein, kollektiv gemeint ſein. Aber nun das Schwert! Deſſen Verleihung ſoll angeblich gar keinen Sinn haben, wenn nicht auch deſſen perſönlicher Gebrauch zu eigenhändiger Tötung mit geboten würde. Sonſt hätte ja, ſagt man, die Fahne genügt; warum dann noch das Schwert? Antworten könnte ich da zunächſt: zur Abwehr! und dieſer Gebrauch zu bloßer Verteidigung wäre immerhin noch leichter zu rechtfertigen. Allein wir werden gleich ſehen: nötig hat die Jungfrau gar keine Waffe zu perſönlicher Verteidigung, weil der „Gottesſchrecken“

ſelbſt alles vor ihr her ſcheucht. Sodann vergeſſen die Gegner, daß doch auch die hiſtoriſche Johanna ganz ebenſo das wunderbare Schwert verliehen bekommt, es aber niemals anders denn als reines Werkzeug zur Anführung, alſo als plaſtiſches Sinnbild ihrer Heerführerſchaft gebraucht. Eben dies und urſprünglich dies allein iſt es deshalb auch bei Schiller, wie außerdem die direkte Zuſammenſtellung mit der gleichfalls nur ſo gedachten Fahne beweiſt. Auch Maria ſelbſt trägt ja beides in der Viſion und doch nur in gleichem Sinne. Endlich weiſt Johanna gleich hernach ſogar das vom Könige angebotene Schwert ausdrücklich mit den Worten zurück:

> Nicht durch dies Werkzeug irdiſcher Gewalt
> Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
> Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.

In der That, gälte es das Töten, den direkten Einzelkampf, ſo wäre das Königsſchwert viel tauglicher, als jenes aus altem Eiſengerümpel hervorgeſuchte Lilienſchwert.[1]) Aber letzteres iſt eben nicht dazu beſtimmt; es iſt ein myſtiſches Schwert, eine Wunderwehr, durch die ſie „ſiegen", nicht mit der ſie kämpfen und töten ſoll. Beides, Fahne und Schwert, erſcheinen lediglich durch die Johanna verliehene Wunderkraft und die ſie begleitende Gotteshilfe als die Werkzeuge und Sinnbilder des Siegs; und letzterer ſelbſt — ich wiederhole es — iſt hier immer nur als Geſamtſieg Frankreichs, nie als perſönlicher Sieg über Einzelfeinde gemeint. So iſt denn auch ſeitens der ganzen Umgebung nur von einem Anführen ſeitens Johannas die Rede. Dunois ruft dem Könige zu:

> Stell uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
> Wir folgen blind, wohin die Göttliche
> Uns führt. Ihr Seherauge ſoll uns leiten.

Und wenn er zufügt:

> Und ſchützen ſoll ſie dieſes tapfre Schwert —

ſo ſetzt er eben als ſelbſtverſtändlich voraus, daß ſie ihrerſeits ihr Schwert nur im obigen ſymboliſchen Sinne gebrauchen wird — alſo ſchon hier, ganz wie ſpäter in Szene II, 4. Ebenſo La Hire gleichfalls ſchon an dieſer Stelle:

1) Dabei iſt ſogar das „Schwert der höchſten Kriegsgewalt", das bisher der Kronfeldherr geführt, dann aber „im Zorn zurückgeſendet" hat (vergl. I, 2) und das nun Karl der Johanna verleihen will, ſelber ſchon ebenſoſehr Symbol wie Waffe. Lehnt alſo die Jungfrau dennoch dieſes als „Werkzeug der Gewalt" ab, ſo rückt das von ihr bezeichnete Schwert, als Werkzeug himmliſcher Gewalt, vollends in die Sphäre heiliger Symbolik hinauf.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn ſie einher vor unſeren Scharen zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite.
Sie führ uns an, die Mächtige, im Streite!

Ganz ebenſo ſchließlich der Dauphin ſelbſt:

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer . . .

und abermals, als er ihr das Schwert „der höchſten Kriegsgewalt" verleihen will:

Empfange du es, heilige Prophetin.

Das alſo iſt die urſprüngliche Auffaſſung durchweg: Die Gottesmacht ſelber iſt's, die wunderbar die Jungfrau, die „heilige Prophetin", die „Seherin" begleitet und ihr den Sieg verleiht; die ſie auch im wildeſten Kampfe ſchützen wird, ohne daß Johanna ſelbſt ihrerſeits zu kämpfen braucht. Zumal wenn dieſe ihrerſeits erzählt, ſie habe der Maria entgegnet:

Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts —

und dieſe darauf antworten läßt:

Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,

worauf dann ausſchließlich die Bedingung der Keuſchheit und der Vergleich mit der Gebärung des göttlichen Heilandes folgt: ſo liegt auch dieſe ganze Ausſagenreihe auf derſelben, über alles Weltlich-Irdiſche hocherhabenen Höhe. Kurz, in allem dem auch nicht die leiſeſte Andeutung, nicht eine Silbe von der Pflicht perſönlicher Feindestötung! Im Gegenteil lauter Äußerungen, deren Höhenlage und Ideengehalt ein derartiges rein weltlich-kriegsmäßiges, gewaltthätig-blutiges Eingreifen grundſätzlich ausſchließen.

8. Aber freilich, Hoffmeiſter an der oben erwähnten Stelle und viele andere Erklärer nach ihm behaupten: wir könnten uns die Johanna „nicht füglich anders denken, als kämpfend"; das „müßige Zuſchauen würde ihren Heldencharakter aufheben; auf dem Theater müſſe der Held das Schwert ſelbſt führen" u. ſ. w. Welch' wunderliche, ſelbſt etwas theatraliſche Behauptung! Hoffmeiſter fügt noch hinzu: „Wie Johannas Vaterlandsliebe durchaus perſönlich iſt, ſo iſt es auch ihr Haß gegen die Engländer; ſie verfolgt jeden einzelnen Feind, und ihre religiös patriotiſche Begeiſterung ſelbſt ſteigert ihren Nationalhaß bis zu dem Grade, daß ſie ſich berufen wähnt, ſchonungslos jeden Engländer zu töten, der ihr in die Hände fällt." — Letzterem ſtimme ich in dem Sinne zu, daß es in der That ein Wahn Johannas iſt, wenn ſie

töten zu müssen glaubt, und daß dieser Wahn erst im Verlaufe der Kampfesszenen sich entwickelt; allerdings nicht bloß aus ihrer „religiös patriotischen Begeisterung", sondern wie ich nachweisen werde, auch aus ihrer Kampfesleidenschaft, ihrer überhitzten Phantasie und der damit unumgänglich verbundenen Übersteigerung ihres Berufs. Dagegen habe ich zu dem Übrigen dies zu sagen. „Persönlich" in subjektivem Sinne ist selbstverständlich jede Liebe, auch die Vaterlandsliebe; in objektivem Sinne aber liebt man, liebt auch Johanna das Vaterland nicht bloß in dessen einzelnen persönlichen Vertretern, sondern vor allem als Ganzes, als sachliche Gesamtheit, wie das zahlreiche Äußerungen darthun (Prolog 3, 317, 332 flg. 418. I, 11, 1217. II, 7, 1636 flg. u. a.). Ja, ihre einzelnen Landsleute liebt sie nur, sofern sie Frankreichs Söhne, französischen Blutes sind (II, 10, 1719, 1732 u. a.); der Weg ihres Gefühls geht also ganz richtig vom Ganzen auf die Einzelnen, nicht umgekehrt. Ebenso auch das Gegenteil: ihr „Nationalhaß" gilt zunächst, wie oben dargelegt, nur der Gesamtheit der Feinde, dem Ganzen des englischen Volks, erst von da aus auch dessen Hauptschuldigen, den Führern und Feldherren (Prolog 3, 318 flg.). Aber so wenig verfolgt sie ursprünglich jeden einzelnen Feind, daß sie umgekehrt gar keinen einzelnen verfolgt, sich vielmehr anfangs vom Einzelkampfe zurückhält, wie das hernach erhellen wird. — Wenn übrigens auch Hoffmeister weiterhin urteilt: infolge ihrer Einzeltötungen stehe die Heldin „nicht mehr so rein da", so stimme ich dem wieder völlig bei (vergl. unten Abschnitt 15). — Nachtrag. Hier habe ich nunmehr auch gegen Otto (a. a. O. S. 258 flg.) mich zu wehren, soweit seine Darlegungen nicht schon oben entkräftet sind. Letzteres nehme ich betr. des Schwertes an, das er absolut nicht als Symbol zulassen will, während ich eben bewiesen zu haben glaube, daß es — als Kampfwerkzeug ganz überflüssig — nur Symbol sein kann, gerade so wie die Fahne. Er fragt zwar: Wozu denn zwei Symbole? Reichte nicht die Fahne aus? Ja, an sich gewiß, wie sie ja am Ende des Stücks ausreicht, wo Johanna nur sagt: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen" und wo vom Schwert überhaupt keine Rede mehr ist (zu dem Schwert, das sie noch zuletzt braucht und worauf Otto sich gleichfalls beruft, vergl. Abschnitt 9). Aber die historische Johanna — das wird stets vergessen — hatte eben beide Waffen und beide nur als Symbole, da sie bekanntlich das Schwert nie zur Tötung mißbrauchte; und nach diesem Vorbilde hat zunächst auch Schiller sich gerichtet. Gerade an der historischen Jungfrau scheitert auch Ottos Ausführung: Johannas wirkliche Aufgabe, das Schwert persönlich im Kampfe zu brauchen, könne man nur leugnen, wenn man „unsere

moderne ſentimentalere Auffaſſung vom Wollen und Wirken der Gottheit willkürlich (sic!) an die Stelle der naiveren und derberen Auffaſſung des Mittelalters ſetze." Iſt denn die hiſtoriſche Jungfrau, die ſich des Kampfes enthielt, modern ſentimental? Vertritt nicht im Stück ſelbſt die geſamte echt mittelalterliche Umgebung die gleiche Auffaſſung (vergl. Abſchn. 12 S. 144 die ähnliche Auffaſſung des Altertums): daß Einzelkampf und Tötung ſeitens eines Weibes an ſich widernatürlich und widergöttlich ſei (vergl. S. 137 unten)? Seine Parallelen mit Bibel und Homer treffen gar nicht den Kernpunkt: die Tötung durch Weibeshand! Nirgends wird doch Johanna mit Judith verglichen; als Prophetin wäre ſie nur mit Debora, der Befreierin Iſraels, vergleichbar, die gleichfalls nicht kämpfte. Otto nennt endlich meine Deutung der „Feinde" als Kollektivs „ſehr gekünſtelt"; ich hoffe, ſie oben als die allein mögliche und textmäßige erwieſen zu haben.

Kurz und gut: das Stück ſelbſt — und dies iſt ſchließlich der entſcheidende Hauptſchlag, den ich gegen jene ganze Meinung zu führen habe — das Stück ſelbſt widerſpricht allem dem aufs nachdrücklichſte. Wie handelt denn die Jungfrau bei ihrem erſten Auftreten in der Schlacht von Vermanton? Wahrlich, keineswegs zwar als „müßige Zuſchauerin", aber ebenſo wenig als Selbſtkämpferin — **hat ſie doch nicht einmal ein Schwert** — ſondern rein als die gottbegeiſterte Anführerin und Prophetin! Man leſe doch den berühmten Bericht: als die Franken vor der Übermacht der Engländer „verzweiflungsvoll ſchon die Waffen ſtrecken wollen" —

ſieh, da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar. —

Aus dem Walde tritt Johanna, nur mit dem Helm bewehrt, **ohne Schwert**, aber — ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach . . .

Und nun folgt erſt ihr flammender Aufruf zum Kampfe mit der Schlachtloſung:

Gott und die heilge Jungfrau führt euch an! —

ſodann die Schilderung ihres perſönlichen Eingreifens:

Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.

Alſo auch hier kein Schwert, nur die Fahne und nur als Symbol! Und der Erfolg? Zunächſt bei den Franzoſen ſelbſt:

Wir, ſtumm von Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad an ſtürmen wir.

Sodann bei den Engländern:

Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt.
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend,
Entschart das ganze Heer sich im Gefilde.

Also ganz wie's auch von der geschichtlichen Jeanne d'Arc berichtet wird, wirkt die Heldin schon durch ihre bloße Erscheinung, dann durch ihr gottbegeistertes Wort, endlich durch die einzige rein symbolische Handlung des Vorantragens der Fahne so übermächtig, daß einerseits, von dieser Wunderhilfe ergriffen, die Freunde sich neu belebt in den Kampf stürzen, anderseits, von demselben Wunder betroffen, von dem sie begleitenden, ja ihr vorauseilenden „Gottesschrecken" bestürzt, die Feinde es überhaupt nicht mehr zur Gegenwehr bringen, sondern sich in wilde Flucht werfen. Und so gewaltig und dabei durchaus psychologisch wahr und begreiflich wirkt auf diese das Entsetzen, daß der Bericht geradezu melden kann:

Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf!
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschaun,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand.

Und als was bezeichnet sich nach diesem ersten Wundersiege, dieser ihrer ersten doch wohl wahrhaften, aber eben ohne Schwertstreich vollbrachten Heldenthat die Jungfrau? Der Bericht meldet:

Sie nennt sich eine Seherin und gott-
Gesendete Prophetin und verspricht,
Orleans zu retten, eh' der Mond noch wechselt.

Also abermals in allem dem nicht das geringste Zeichen persönlichen Kampfes von seiten Johannas, und dennoch das hehrste Heldentum, der herrlichste Sieg! Aber eben ihrerseits ganz allein durch das reine Wirken als Anführerin, Seherin, Prophetin, durch das bloße Vorauftragen der Fahne „mit reiner Hand", lediglich in Kraft ihres Gottvertrauens und idealsten Berufsbewußtseins errungen!

Daß sie nun auch in den nächstfolgenden Kämpfen um Orleans sich ausschließlich auf dieser erhabenen Höhe hält, beweisen nicht nur jene Abmahnungen und Warnungen der Freunde in II, 4, die ja gar keinen Sinn hätten, wenn Johanna schon vorher persönlich in den Kampf sich gemischt hätte; sondern auch die Äußerungen der feindlichen Führer selbst in II, 1—3. Wie schmerzlich-zornig klagen sie über die „beschimpfend lächerliche Niederlage", daß „gejagt von einem Weibe" alles widerstandslos geflohen ist. Denn —

V. 1251: Niemand hielt ſtand; das Fliehn war allgemein;
1465: Zu neu noch iſt der Schrecken in dem Heer ...
1468: Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks,
Dies Furchtbild der erſchreckten Einbildung ...
1479: Das unſre Völker blendet und entmannt.

Alſo auch bis hierher hat Johanna gar nicht nötig, perſönlich kämpfend einzugreifen; auch hier wirft überall jener „Gottesſchrecken“ ſelbſt, der von ihr aus und vor ihr her geht, die Feinde ſo jäh in wilde Flucht, daß ſogar die Führer mit fortgeriſſen werden und Niederlage auf Niederlage erleben. Ja, auch im 5. Auftritt des II. Akts noch ſehen wir dasſelbe und zwar diesmal thatſächlich vor unſern Augen ſich ereignen. Von abergläubiſcher Furcht gepackt fliehen die Soldaten kopflos davon, und Talbot muß klagen:

Sie hören nicht — ſie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöſt ſind alle Bande des Gehorſams;
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reißt
Ein Taumelwahn die Tapfern und die Feigen
Gehirnlos fort; nicht eine kleine Schar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,
Die wachſend, wogend in das Lager dringt.

Und wenn er zornig fragt:

Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet, und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Rehn in Löwen umgewandelt? —

ſo liegt darin ſo wenig eine Andeutung, als ob ſie auch in perſönlichem Kampfe ſich „unbezwinglich“ gezeigt habe, daß wir vielmehr umgekehrt in dieſem Worte ihres grimmigſten Gegners die größte, ob auch widerwillige Anerkennung ihres wunderbaren Heldentums, ihrer ohne Waffen, allein durch Gottes in ihr wirkende Kraft errungenen Erfolge finden können.

9. Doch auch hiermit ſind die Belege für dieſe meine Auffaſſung noch nicht erſchöpft.

Selbſt in der Montgomeryſzene, die nun — nach der Vorbereitung in II, 4 — die m. E. ſo verhängnisvolle Änderung ihres Verhaltens, ihr perſönliches Kämpfen und eigenhändiges Töten vorführt, ſelbſt in dieſer beweiſen des Walliſers wahnſinnige Angſt und die Schreckgebilde ſeiner überhitzten Phantaſie es von neuem: wie es allein ſchon Johannas Erſcheinung, ja ihr bloßes Auftauchen von ferne iſt, was die Feinde entweder ſofort in blinde Flucht jagt oder, wie hier, gleich einem Zauberbanne lähmt und ſie jedenfalls ſo oder ſo kampfunfähig, wehrlos in die Hände der Verfolger liefert. Eine eigenhändige Bekämpfung und gar Tötung von Einzelfeinden ihrerſeits erſcheint alſo

auch hier für die Sache selbst, d. h. für die Befreiung des Vaterlandes, und damit für ihren Beruf, soweit er bis hierher dargelegt ist, völlig unnötig und überflüssig. Ja, dieselbe erscheint, wie wir sahen, noch unmittelbar vorher, in II, 4, den treuesten Freunden Johannas selber nicht bloß als gewagt, gefährlich, tollkühn und verhängnisvoll; sondern — wie Dunois' Wort: „Uns überlaß die blutige Entscheidung", und vollends La Hires Mahnung:

Die Fahne trag uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht selbst —

unwiderleglich beweisen: sie erscheint ihnen geradezu als im Widerspruch mit dem reinen Beruf der Prophetin, Seherin und hehren Gottesstreiterin, wie sie ihn von vornherein richtig aufgefaßt und von Johanna selbst auch bisher durchaus bethätigt gesehen haben!

Hiermit stimmt dann noch ein weiterer Zug, der jene Erklärung dieser Warnungen als „satanischer Versuchung" abermals als falsch bestätigt. Nämlich nicht bloß die edelsten Waffengefährten, nein, auch die höchste, von Johanna selbst so demütig verehrte kirchliche Auktorität, der Erzbischof seinerseits, spricht die gleiche hohe Auffassung aus, wenn er später (III, 4, 2208 flg.), mit unverkennbarer leiser Mißbilligung der inzwischen von Johanna geübten persönlichen Einmischung in den Kampf, so urteilt:

Und hast du dem Befehle deines Gottes . . genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verleugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blutgen Werk der Waffen.

Auch ein anderes Wort des Erzbischofs, obwohl direkt nur den Fürsten zur Lehre gegeben, trifft doch indirekt auch auf Johanna bedeutsam und verhängnisvoll zu, das Wort (III, 3, 2006 flg.):

. . Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh ihr's der Scheid entreißt. Loslassen
Kann der Gewaltige den Krieg; doch nicht . .
Gehorcht der wilde Gott der Menschenstimme.

Sehr bedeutsam endlich ist mir's stets erschienen, daß Schiller ganz am Schlusse des Stücks die geläuterte Heldin bei ihrer letzten großen Befreiungsthat ganz wieder in derselben reinen, hohen und im gewaltigsten Gottvertrauen geradezu wunderkräftigen Weise in das Kampfgetümmel eingreifen und eben damit denselben wunderhaften, jähen, unwiderstehlichen Erfolg erringen läßt, wie bei ihrem ersten Auftreten in den Kämpfen zu Anfang des Stücks. Allerdings heißt es (V, 11) bei ihrer wunderbaren Flucht aus dem Wartturm in der

ſzeniſchen Bemerkung ausdrücklich: ſie ſtürze ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreiße ihm ſein Schwert und eile hinaus. Gewiß, ſie kann zur Vervollſtändigung der noch nicht abgelegten Rüſtung, zur notwendigſten Bedeckung und Abwehr, der Waffe kaum entraten, zumal ſie ja hier, in der allerhöchſten Not — übrigens im ganzen Stück zum erſten und letzten, alſo einzigen Male! — ſich wirklich perſönlich ins Kampfgewühl miſchen muß, wenn ſie überhaupt eine Wendung herbeiführen will. Auch als einen gewiſſen Erſatz für die fehlende Fahne mag man das Schwert auffaſſen, zumal da ihre Handlung unleugbar das Seitenſtück zu jener in Akt I, 9 iſt, wo es von ihrem erſten Auftreten bei Vermanton ja hieß:

Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn.

Vor allem ſoll's alſo, wie dort die Fahne, ſymboliſch mit dazu dienen, durch ihre kriegeriſche Geſamterſcheinung auf die Feinde den früheren Eindruck des „Gottesſchreckens", der unnahbaren Furchtbarkeit vollſtändig wieder hervorzurufen. Aber anderſeits bedenke man: es iſt ja gar nicht mehr das frühere „Schwert ihres Gottes", durch das ihr „zu ſiegen" verheißen war; iſt gar nicht mehr das „Rachſchwert", auf das ſie ſpäter, im Wahn vermeintlicher Tötungspflicht, zu pochen pflegt! Nein, es iſt ein ebenſo gewöhnliches beliebiges Schwert wie damals die Fahne; iſt gar die Waffe eines feindlichen gemeinen Soldaten. Es hat alſo als ſolches und an ſich überhaupt keine andere Bedeutung mehr, als daß ſie's rein inſtinktiv, rein im Gefühl des eben erläuterten Bedürfniſſes an ſich reißt und nun, damit bewehrt, in neuer Schreckhaftigkeit den Feinden erſcheint. Aber daß ſie's zu ihrem Erfolge thatſächlich nötig hätte; daß ſie nicht mit jedem andern Werkzeug, ja ſelbſt ohne Schwert doch den Sieg ebenſo wieder erringen müßte wie bei Vermanton: das zu behaupten würde gerade die Hauptſache, die Wunderbarkeit, die gottverliehene Siegesmacht der Prophetenheldin völlig wieder zunichte machen, würde wieder der ganzen Szene ihren vom Dichter zweifellos gewollten erhabenen Charakter rauben! Man leſe doch, wie Schiller den zuſchauenden Soldaten ihr Eingreifen, den wiederum vor ihr her gehenden Gottesſchrecken, die allgemeine Flucht, kurz den ganzen blitzſchnellen Gang des Kampfes und Sieges ſchildern läßt (V, 12):

Wie? Hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt? . . . Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — ihr Lauf iſt ſchneller
Als mein Geſicht — Jetzt iſt ſie hier — jetzt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
Sie teilt die Haufen — alles weicht vor ihr;
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich aufs neu —

Weh mir! Was ſeh ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken — . .
Grad auf den König dringt ſie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf —
Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

In der That, wer auch hier, trotz der wunderbaren Schilderung des wahrhaft Wunderbaren und trotz ihrer unverkennbaren, teilweiſe wörtlichen Anklänge an jene erſten Berichte, dennoch eine abermalige Tötung von Einzelfeinden ſeitens der Jungfrau herausleſen, vielleicht gar den Sturz Faſtolfs auf einen ihrer Schwertſtreiche zurückführen will: der verkennt eben, wie geſagt, m. E. ganz die Erhabenheit dieſer Szene und verkennt vor allem den Sachverhalt, mit dem ſich der Ideenzuſammenhang deckt: daß Johanna gerade jetzt, wo ſie in höchſter Erregung nur das große Ganze, nur das eine Hauptziel, des Königs Befreiung, im Auge hat und ſich nicht im mindeſten mehr mit Zweikampf und Tötung von Einzelfeinden befaßt; wo ſie ſelbſt nur an Hülfe für die Ihrigen, nicht einen Moment an Abwehr für ſich denkt, nein, eher — nach all dem Vorgefallenen — in ſicherer Todeserwartung und vielleicht ſtiller Todeshoffnung ſich als Opfer ihres Berufs preiszugeben entſchloſſen iſt: daß ſie grade da, auf der reinſten Höhe ihres Heldentums und ihres wundermächtigen Erfolgs, tödlich getroffen werden kann und in der That ihren Sieg mit dem Opfertode krönen muß. — —

10. Somit glaube ich — übrigens auch abgeſehen von der letzten Darlegung — bis hierher mindeſtens Folgendes unwiderleglich bewieſen zu haben:

I. Ebenſo wie die hiſtoriſche Johanna all ihre Erfolge nachweislich ohne perſönliche Beteiligung am Kampfe, ohne eigenhändigen Schwertſtreich errungen hat, und wie ſie gerade wegen dieſer edlen Enthaltung, wegen ihrer Selbſtbeſchränkung auf die rein ideale Aufgabe der Prophetin und Führerin um ſo höher als die gottgeſandte Nationalheldin gefeiert wird: ganz ebenſo läßt auch Schiller ſeine Jungfrau urſprünglich, in ihrem ganzen erſten Auftreten und entſcheidenden Siegesgange **rein durch ideelle Mächte** wirken: durch ihre gottbegeiſterte und begeiſternde Perſönlichkeit, durch ihr leuchtendes Vorbild, ihre gottentflammte Rede, ihre kühne Anführerſchaft, und zuhöchſt durch die wundermächtig in, mit und vor ihr her wirkende, übrigens aber durchweg pſychologiſch begründete Gotteskraft. Hierdurch und zunächſt hierdurch allein ſchon läßt er ſie das Herrlichſte vollbringen und jenes wahrhafte **Propheten- und Heldentum** verwirklichen, das den **Inbegriff ihres Berufs**, ihrer Aufgabe, ihrer Sendung **vollſtändig** ausdrückt und für

das nationale Gesamtziel, die Befreiung des Vaterlandes, ebenso **vollständig ausreicht!**

II. Bis soweit zeigt also der Dichter ganz klar, und zwar sowohl indirekt durch den ganzen Gang der Handlung wie direkt durch eine Reihe bedeutsamster Äußerungen, nachdrücklichster Betonungen, und wiederum sowohl durch solche der Umgebung wie auch der Heldin selbst Folgendes:

Erstlich, daß Johanna an sich, um ihrer Aufgabe selbst willen, nie und nirgends persönlich in den Einzelkampf einzugreifen braucht; daß mithin diese direkte Einmischung für die Sache selbst durchaus unnötig, überflüssig ist und für ihr Hauptziel, eben des Vaterlandes Befreiung, gar nichts beiträgt. Daraus folgt

zweitens, daß ihre spätere **persönliche Beteiligung am Kampfe kein notwendiges Stück ihres Berufs als solchen** sein kann, daß vielmehr dieser — vollständig und vollgenügend, wie er bisher dargestellt ist — seiner ganzen Idee nach auf einem andern, einem höheren Gebiete liegt, als die direkt eigenhändige Einmischung in die Einzelheiten des Schlachtgetümmels und Kampfgewoges. Ja, der Dichter zeigt

drittens, daß mit dieser Berufsidee — wie sie Johanna selbst wiederholt ausspricht und ihre gesamte Umgebung sie einstimmig auffaßt — jenes Herabsteigen in den Kampfeslärm, jenes gewaltthätige Handhaben des Schwertes und vollends die **Tötung von Feinden in persönlichem Zweikampfe,** im innersten Widerspruch, **im grellsten Gegensatze** steht und deshalb von Johanna auch nur im offenbaren Zwiespalt mit den gesamten Ihrigen, im schneidenden Kontrast zu deren treu gemeinten und vom richtigsten Gefühl geleiteten Mahnungen und Warnungen vollzogen wird.

Wenn nun also — das dürfte sich aus allem dem wohl

III. mit gleicher Sicherheit ergeben — Schiller trotzdem die Jungfrau von jenen Szenen II, 4 flg. an in den Einzelkampf thätlich und tödlich eingreifen läßt; wenn er sie, vollbewußt und absichtlich in den schärfsten **dreifachen Gegensatz** bringt: **zur historischen Johanna, zu ihrem eigenen Vorverhalten in Wort und That,** endlich **zur einhelligen Anschauung ihrer gesamten Umgebung:** so kann der Grund davon schechterdings nicht in der Absicht gesucht werden, etwa ihr Heldentum noch zu steigern oder ihren Beruf an sich, als solchen noch zu erweitern, geschweige denn zu erhöhen — denn beides ist ja schon durch unglaubliche Erfolge und herrlichste Gotteswunder bestätigt und als vollgenügend bewährt; sondern der Grund kann nur in einer besonderen Absicht des Dichters **für die Charakteristik der Heldin** bezw. für ihre **innere seelische Entwicklung** gefunden werden. — —

Allein wie vereinigen sich nun mit allem dem zunächst jene anscheinend doch schnurstracks entgegengesetzten Äußerungen Johannas, auf welche sich — wie oben (Nr. 7, S. 129) erwähnt — die Gegner trotzdem wieder und wieder berufen werden? Liegt hier nicht doch ein unausgleichbarer Widerspruch vor, der die ganzen bisherigen Ergebnisse wo nicht umstürzt, so doch wesentlich einschränkt und korrigiert? — Betrachten wir deshalb die folgenden Worte und Handlungen der Heldin im Gesamtzusammenhange etwas genauer.

IV.

11. Allerdings, gleich in II, 4 selbst weist Johanna jene Warnungen der Freunde schroff zurück:

> Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
> Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
> Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt . . .

Gewiß, sie ihrerseits ist, *subjektiv*, völlig überzeugt, auch hierin nur demselben Geistesantriebe zu folgen, wie bisher. Aber ob das auch thatsächlich, *objektiv*, der Fall ist, darüber können, wie ich wiederholt betont und nachgewiesen habe, ihre eigenen Worte *allein* noch gar nichts entscheiden! Prüfen wir diese also *im Gesamtzusammenhange* näher!

Zunächst verraten sie offenbar eine Schroffheit, eine Erregung, wie die Sprecherin sie bisher nur dem englischen Herolde, also dem *Feinde* gegenüber gezeigt hat (I, 11 a. E.). Allerdings liegt eine solche Leidenschaftlichkeit auch in ihrer ganzen *Naturanlage* schon begründet, wie sie der Dichter uns von Anfang an entwickelt hat. Man hört gleichsam die Worte des Prologs wiederklingen:

> Mein ist der Helm und mir gehört er zu . . .
> Nichts von Verträgen! nichts von Übergabe! . . .
> Ins Kriegsgewühl will es mich reißen,
> Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm . . . u. s. w.

Es ist das gleichsam der andere Pol ihres Wesens gegenüber dem der Sanftmut und Demut, der anmutigen Zartheit und Liebefähigkeit, den, wie früher bemerkt, gerade *Bellermann* so schön nachgewiesen hat. Aber bisher ist diese zuweilen hervorbrechende Leidenschaft einerseits nur als das reine Feuer glühendster Vaterlandsliebe, heiligsten Zornes über dessen Unterdrückung und gottbegeisterten Rettermutes erschienen; und wenn sie hie und da einmal übermäßig aufzuflammen drohte, so wirkte anderseits der Gegenpol echter Weiblichkeit dämpfend und sänftigend darauf ein, sodaß Johanna auch als Gottesstreiterin bisher doch nie die

Grenze edler Jungfräulichkeit überſchritten, über der Heldin nie die Prophetin vergeſſen noch verleugnet hat. Eben daher dieſe wundervolle Miſchung in jenen oben beſprochenen Schilderungen (I, 9):

Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehen ... vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige ...

Vergl. auch die kontraſtierenden Ausdrücke ſchon im Prolog: einerſeits verſchließt „ihre Bruſt ein männlich Herz“, iſt ſie die „löwenherzige Jungfrau“, die dem „Tigerwolf“ das Lamm abgerungen hat; anderſeits hegt niemand „beſcheidnern tugendlichern Sinn“ als Thibauts „fromme Tochter“, nennt ſie ſelbſt ſich Gottes „zitterndes Geſchöpf“, eine „zarte Jungfrau“ und wirkt auf andere durch „die reine Unſchuld ihres Angeſichts.“ Ja, noch Montgomery ſieht trotz all ſeiner Angſt vor der „Furchtbaren“ doch, daß „ihr Blick ſanft“ und ſie ſelbſt „nicht ſchrecklich in der Nähe anzuſchauen“ iſt. — Alſo zu beidem iſt ſie veranlagt: zur edelſten, reinſten Auffaſſung und Erfüllung ihres herrlichen Berufs in maßvoller Selbſtbeſchränkung, in ſtetiger Sammlung aufs Große und Ganze, in wunderkräftiger Gottbegeiſterung und heiliger Prophetenmacht, wie das eben all ihre erſten Reden und Handlungen im Geſamtzuſammenhange beſtätigen; aber anderſeits, wie ſchon dort aus einzelnen blitzartigen Ausbrüchen hervorgeht, auch zu höchſter Leidenſchaft nicht mehr eines ganz reinen, ganz ſachlichen, ganz göttlich-lauteren und heiligen Geiſtestriebes, ſondern einer zugleich mit irdiſch-nationalen Antrieben, mit perſönlichen Zorn- und Haßempfindungen, mit weltlich-kriegeriſchen Aufwallungen ſich vermiſchenden und verquickenden Seelenſtimmung. Und gerade in dieſem Hin und Her, dieſem Auf und Ab, dieſer Wechſelwirkung und Polarität beider Momente zeichnet uns der Dichter mit vollendeter Kunſt den echt weiblichen Charakter ſeiner Heldin. Die Männer, ihre Freunde und Waffengefährten, vermögen beides klar auseinander zu halten: die göttlich-ideale und die menſchlich-reale Seite eines ſolchen Berufes; nur in jener wünſchen ſie Johanna thätig zu ſehen, wünſchen, daß ſie nicht zu dieſer herabſteige. Sie ſelbſt dagegen iſt ſchon von vornherein, als Weib, nicht ſo fähig, dieſe beiden Seiten in allen Lagen, zumal in Momenten höchſter Erregung klar und feſt auseinander zu halten. Wenn ſchon eine Goetheſche Iphigenie bekennen muß: „Ich unterſuche nicht, ich fühle nur“; und wenn ſchon bei dieſer in jenen Momenten, wo der „Freudenſtrom“ des Wiederſehens flutengleich „ganz ihr Innerſtes bedeckt“ und „nur zu retten ihre Seele vorwärts bringt“, die ſonſt ſo ruhige Gefühlsſicherheit und die in jahrelanger Selbſterziehung gewonnene Klarheit der Seele ins Wanken gerät, in ſtürmiſche Unruhe ſich wandelt und

auf dem Punkte steht, der Versuchung zu erliegen: wie viel eher ist dann bei der bedeutend erregbareren Johanna, bei ihrer viel bewegteren Innen-Entwicklung und der viel stürmischeren Zeitlage, vollends jetzt, wo sie in der That tagtäglich mitten ins Schlachtgewühl und Kriegsgewoge hineingerissen wird: wie viel eher ist's da möglich, begreiflich und natürlich, daß sie — ganz Weib, ganz Gefühl, ganz Impuls des Augenblicks — die ursprünglich mit feinem Instinkt auseinander gehaltenen beiden Seiten ihres Wirkens in Augenblicken höchster Erregung und Spannung, ganz unwillkürlich, unbewußt, ganz von heiligem Eifer hingerissen, in einander wirrt; daß sich ihr die haarscharfe Grenze des Göttlich-Idealen und des Menschlich-Realen unmerklich verwischt und sie in einem Nu diese Grenze überschritten hat! Bewährt sich doch jenes Wort Burgunds (III, 4, 2076 flg.):

Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks —

auch sonst an keiner Person des Dramas so einleuchtend und zugleich so verhängnisvoll-tragisch, wie gerade an der Heldin selbst.

Wie diese nun aber in jenem Augenblick dazu kommt, ja geradeswegs dazu gedrängt wird, die Grenze zu überschreiten, auch das ist vom Dichter mit wundervoller Kunst entwickelt. Einmal, wie gesagt, der Augenblick höchster Erregung und Spannung beim Überfall des feindlichen Lagers, erst in nächtlichem Dunkel und Schweigen, dann in jähestem Übergang zu wildestem Kriegslärm. Und Johanna allen voran, alle mit fortreißend, nun selber mit fortgerissen, und schon in den Worten:

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wut vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod —

nicht mehr bloß von heiliger Gottesglut, nein, auch von irdischer Kampfesglut erfüllt. Da tönen an ihr Ohr der Freunde Mahnungen, sich doch zurückzuhalten. Weil jedoch — ein äußerst feiner Zug — in La Hires Schlußwort:

Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er —

der eigentliche Hauptgedanke, die Reinhaltung von Blut, wieder zurücktritt und nur die Besorgnis um ihr Leben, die Mahnung zur Schonung ihrer selbst nachklingt: so kann Johanna, was in Wirklichkeit eine göttliche Warnung durch Freundesmund, ein berechtigter Appell an die hohe Idee ihres Berufs ist, ihrerseits für eine unberechtigte Einmischung, eine glaubenslose Furcht und ganz unnötige Fürsorge, ja für eine satanische Versuchung halten. Und ähnlich, wie Matth. 16, 23 Jesus des Petrus

Mahnung, ſich zu ſchonen, ſchroff als ſolche zurückweiſt, kann auch ſie, mit vollem ſubjektivem Recht, in jene heroiſchen Zornesworte ausbrechen, welche — an ſich noch der reine Ausdruck heldenkühnen Gottvertrauens und heiligen Berufseifers — doch ſchon die thatſächliche Grenzüberſchreitung pſychologiſch vorbereiten und einleiten (vergl. S. 129).

12. Dieſelbe erfolgt nun, wie ſchon angedeutet, in der ſo viel angefochtenen und umſtrittenen Montgomeryſzene, die bekanntlich von banauſiſchen Theaterdirektionen bei der Aufführung als angebliche „Epiſode" meiſt geſtrichen wird, die ich dagegen geradezu für die **Achſe der Tragik** halten muß. Denn hier führt uns der Dichter die Heldin auf dem furchtbaren Wendepunkte vor, wo ſie zum erſten Male eigenhändig einen Feind tötet, und ſtattet ſchon dieſen Punkt mit aller Wucht ergreifendſter Tragik aus.

Allerdings könnte man ja fragen: ob die erſte Vorführung ſolcher Tötung auch thatſächlich die erſte Tötung ſelber darſtellen ſolle? ob nicht anzunehmen ſei, daß Johanna zwiſchen II, 4 und 6, alſo vor Montgomery, ſchon andere Engländer getötet habe, zumal ſie ja ſpäter (IV, 1,2570) von „andren, die ihr Schwert geopfert", ſpricht. Es iſt das zwar für meinen Zweck nur eine Nebenfrage, da ich lediglich die Montgomeryſzene ſelbſt zur Beſtätigung meiner Auffaſſung brauche. Allein ſie iſt immerhin intereſſant und wirft auch auf die Hauptfrage von der Seite her ein helles Licht.

Meines Erachtens liegt's ſchon in der Natur der Sache, daß Schiller dieſen ſchroffen Gegenſatz zur hiſtoriſchen Jungfrau und zu Johannas eigenem früheren Verhalten nicht an einem beliebigen Beiſpiel unter vielen, ſondern nur an dem erſten, an dem Wendepunkte ſelbſt vorführen wollte. Die **eigenhändige Tötung eines Menſchen von ſeiten eines Weibes** gilt ſchon an ſich — und zwar nicht bloß für unſer modern-chriſtliches Empfinden, ſondern für das allgemein-menſchliche Gefühl aller Zeiten und Völker — als etwas ſo Außergewöhnliches, Widernatürliches, Gräßliches, daß ſie überall entweder als ſolches ausdrücklich gebrandmarkt wird (vergl. Klytämneſtra, Kriemhild) oder, wo ſie umgekehrt als notwendige Abwehr, Rettungs- oder Heldenthat erſcheinen ſoll, nur durch ganz außerordentliche Umſtände direkter göttlicher Einwirkung (Judith) oder äußerſter Not (Jael, event. Dorothea) gerechtfertigt werden kann. Sie ſetzt ja auch in einem Weibe einen ſolchen Grad entweder unmenſchlicher Leidenſchaft (vergl. Schiller ſelbſt: Da werden Weiber zu Hyänen) oder doch innerer Erregung und ſeeliſcher Umwandlung voraus und erſcheint vollends nach allem Früheren bei Johanna als etwas ſo Furchtbares, daß der Dichter gar nicht umhin konnte, eben dieſe Umwandlung, alſo die erſte Feindes-

tötung selbst vorzuführen. Doch auch äußere Anzeichen sprechen dafür. Vorher und gerade auch in II, 4 und 5 selbst noch flieht ja alles in panischem Schrecken, wo sie auch nur von fern erscheint; sie hat also gar keine Gelegenheit, keine Möglichkeit, jemand abzuwehren und zu töten. Mit den einzigen Feinden, die ihr standhalten wollen und würden, den englischen Feldherren, führt der Dichter sie vorher eben nicht zusammen. Erst den weichlich-schwächlichen Walliser-Jüngling hält seine Angst und überhitzte Phantasie in ihrer Nähe festgebannt, und nur sein feiger Entschluß, um Gnade zu bitten, führt ihr das Opfer entgegen. Aber auch sie selbst *zögert* nach der ausdrücklichen szenischen Bemerkung noch vor den letzten Schritten auf ihn zu, ein Beweis, daß sie noch keineswegs zu töten sich gewöhnt hat, vielmehr innerlich kämpft.[1])

Und gerade diesen inneren Seelenkampf, diese allmählich steigende Selbsterhitzung ihrer Phantasie und ihres Berufseifers bis zum letzten entscheidenden Entschlusse hat Schiller mit so wundervoller Kunst geschildert, mit einer doppelten Kunst: insofern er unmittelbar neben den abstoßend-schrecklichen Eindrücken ihres Verhaltens und Redens doch auch wieder ihre schönen und menschlich-weiblichen Züge durchleuchten läßt und durch diese mit einander ringenden Gegenpole ihres Wesens die ergreifendste Tragik entwickelt. Denn in der That, ein Weib, eine herrliche und zugleich liebliche Jungfrau, die sich, wider allen eignen Trieb und Willen, rein *im überhitzten Wahn*, nach Gottes Gebot zu müssen, unter Schaudern selbst dazu zwingt, ein so widernatürlich Furchtbares zu thun:

---

1) Sagt sie's doch nachher geradezu dem Walliser (6, 1656):

... nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand.

Montgomerys Worte dagegen (6, 1555 flg.):

Dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her
Wie die Brunst des Feuers raset —

beweisen nichts dagegen, nichts für eine vorherige Feindestötung ihrerseits; sie verraten lediglich die Wahngebilde seiner wirklich „wahnsinnigen" Angst, ganz ebenso wie die späteren:

Dort erscheint die Schreckliche ...
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht.
..... Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße fest und fester wirret sich
Das Zauberknäuel u. s. w.

Den wirklichen Ort für die sonstigen Feindestötungen bringt Akt III, 8 9 — vergl. Abschnitt 16.

die erregt nicht mehr unſern Abſcheu, ſondern unſer unendliches ſchauerbewegtes Mitleid.[1])

Im überhitzten Wahn, ſage ich. Denn daß Johanna über eine, immerhin noch leichter zu rechtfertigende, notgedrungene Verteidigung hinaus, gleich hier, gleich zum erſten Male zum Angriff, vollends auf einen Wehrloſen, ja Gnadeflehenden ſchreitet und dieſe — wie wir ſahen — ebenſo überflüſſige und zweckloſe wie grauenvolle Abſchlachtung nun plötzlich für eine Pflicht ihres gottgegebenen Berufs hält und ausgiebt: das kann, nach allem Früheren, gar nichts anderes ſein, als eine ſchreckliche, verhängnisvolle Wahneinbildung ihrer überhitzten Phantaſie. Letztere tritt auch in ihren Worten ſelbſt m. E. ſo klar hervor, daß dieſe gar nicht als objektiver Beleg für einen vermeintlichen Tötungs-Auftrag zu verwenden ſind. Wenn ſie plötzlich ſagt:

> ... Dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
> Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
> Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
> Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegen ſchickt —

ſo weicht das von all ihren früheren Ausſagen über ihren Beruf ſo merkwürdig ab, daß doch ſchon viele Erklärer, ſelbſt ſolche, die an der Tötungspflicht als ſolcher feſthalten, erkannt haben: dieſe neue Wendung, „alles Lebende" ſchlechthin und unterſchiedslos hinzumorden, gehe in der That über alles Maß hinaus und könne nur Johannas erregter Einbildungskraft entſpringen. Darauf deuten auch ſchon die ganz neuen, nie vorher gebrauchten, geheimnisvoll mythologiſchen Ausdrücke. Ebenſo die vorhergehende Selbſtvergleichung mit den denkbar grauſamſten Raubtieren: Krokodil, Tiger, Löwenmutter, die ja zweifellos eine exaltierte Übertreibung charakteriſieren. Desgleichen die ſpätere Selbſtbezeichnung als müſſe ſie, müſſe unbedingt

> — ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn.

---

1) Zum ganzen Gedankengange vergl. noch, wie auch die Euripideiſche Iphigenie vor eigenhändiger Opferung der Gefangenen, trotzdem der tauriſche Kult dieſe geradezu fordert, dennoch zurückſchaudert und nur in höchſter Erregung auf wildere Gedanken kommt. Vollends malt das ganze Grauen vor ſo naturwidriger Furchtbarkeit der Angſtruf der Goetheſchen Iphigenie:

> O enthalte vom Blut meine Hände!

Und will man dies nicht vergleichen, ſo bleibt eben ſtets das Gegenbild der hiſtoriſchen Jungfrau, die in derſelben Zeitlage, denſelben Umſtänden, trotz ihrer viel gröberen und plumperen Natur, ſich dennoch völlig alles Blutvergießens enthält.

Gewiß ist also — ich wiederhole es — Johanna ihrerseits, *subjektiv*, auch jetzt voll überzeugt, durch ihren Beruf so zur Drangabe aller Menschlichkeit und Weiblichkeit wirklich verpflichtet zu sein. Ja, mit diesem furchtbaren Tötungswerk, vor dem doch ihre reine Seele, ihre ganze Natur, ihr edleres Ich auch jetzt noch zurückschaudert (8, 1683) und zu dem sie sich geradezu exaltieren und zwingen muß: gerade mit diesem wähnt sie selbst ihrer Aufgabe das größte Opfer vollkommener Selbstüberwindung zu bringen und *legt ja auch in der That damit einen Beweis ihres „blinden" Gehorsams ab.*[1]) Aber ebenso gewiß geht m. E. schon aus allem Bisherigen hervor, daß sie in Wirklichkeit, *objektiv*, nur einem Wahne gehorcht. Es ist in Wahrheit doch nur ihre eigene erregte und, *echt weiblich*, das Maß überschreitende Phantasie, in welcher, ihr selbst zunächst unbewußt, aber, wie wir sahen, psychologisch folgerecht, ihr ursprünglicher Retter-Beruf sich ihr allmählich so verhängnisvoll, so tragisch *verschiebt*: vom

1) *Nachtrag.* Hier also abermals ein Hauptunterschied zwischen *Valentin* und mir. Jener (vergl. oben S. 127 f. Nachtrag) sieht auch hier hochmütige Auflehnung gegen den göttlichen Befehl, und leitet dieselbe aus ihrem „erwachten Selbstbewußtsein, dem Gefühl des Könnens" ab (Schulausg. S. 11 flg.), genauer daraus, daß sich „ein neues, ihren bisherigen Erfolgen entsprungenes, dem Gefühl ihrer unbedingten Überlegenheit schrankenlos entwachsenes Ziel" ihr aufdränge, das „*ihr hochmütiges Herz* mit der wirklich ihr gestellten Aufgabe sie verwechseln läßt" (Lyons Zeitschr. a. a. O. S. 686). Abgesehen davon, daß bei V. diese „Verwechslung" nicht sehr schwer wiegt — denn wenn sie wirklich die Feinde persönlich mit dem Schwert „vertilgen" soll, so macht der Unterschied zwischen Wehrhaften und Wehrlosen nicht viel aus und führt zu der schon anfangs (S. 116 Nachtrag) berührten, höchst komplizierten Deutung ihres schließlichen Verhaltens gegen Montgomery: so sehe ich gerade umgekehrt die ganze erschütternde Tragik darin, daß Johanna subjektiv, in ihrem Wahn, wirklich Gott zu *dienen* glaubt; daß ihr der „furchtbare Vertrag" thatsächlich zur fixen Idee geworden ist und sie sich in seiner Ausführung zu einem Opfer ihres weiblichen Naturgefühls zwingt, welches ihr selber schrecklich ist. Soweit sehe ich also nur die *Acte* eines wirklich „blinden Gehorsams", eines im Grunde frommen *Fanatismus* wirksam; und Schuld sehe ich zunächst nur in dem Mangel an Selbstüberwachung, in der kritiklosen — übrigens darin wieder echt weiblichen Hingabe an ihre Phantasie, an den vermeintlich heiligen Impuls des Augenblicks. Dagegen beginnt für mich die *Hybris* erst bei dem Selbstvergleich mit den Engeln und der Leugnung *aller* irdisch-natürlichen Bande und Beziehungen, Schranken und Gesetze für sich. Doch möchte ich nicht mal diese Selbstüberhebung Hochmut, geschweige denn Eitelkeit nennen. Auch sie entspringt doch ursprünglich dem heißesten Pflichteifer und anderseits dem an sich so berechtigten wie unumgänglichen und geradezu für ihre Aufgabe unentbehrlichen Kraftgefühl und Phantasieschwunge ihrer Seele. Und dabei ist und bleibt es im Grunde die denkbar *selbstloseste und unsinnlichste Selbstüberhebung*, während doch Hochmut, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit stets selbstisch und meist auch sinnlich bedingt und gerichtet sind.

Übernatürlichen ins Widernatürliche, vom reinen Göttlich-Übermenſchlichen ins unreine Dämoniſch-Unmenſchliche; in jene grauenvolle vermeintliche Aufgabe, zu der ſie ſich ſelbſt zwar als zu dem „furchtbar bindenden Vertrage" bekennt, die aber eben nur eine Ausgeburt ihrer wahnerhitzten, von all den Kampfes- und Blutſzenen allmählich überwältigten Einbildung iſt. Was alſo Vater Thibaut abergläubiſch von den an den Menſchen von außen herantretenden Höllengeiſtern ſagt (Prolog 2, 152 flg.):

> Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
> Sie liegen wartend unter dünner Decke,
> Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf —

hier beſtätigt ſich's verhängnisvoll von den „Geiſtern" der Leidenſchaftlichkeit, der Phantaſie, die aus ihrem eigenen Innern heraufſtürmen und in den unbewachten Momenten höchſter ſeeliſcher Erregung ſie über die Grenzen ihres göttlichen Berufs hinausreißen. Und hier nun eine kurze Auseinanderſetzung mit Hoffmeiſter (a. a. O.).

Auch der erkennt an: infolge ihres übermäßig geſteigerten „Nationalhaſſes" und des Wahns, jeden Feind töten zu müſſen (vergl. ob. S. 132 flg.), ſtehe die Heldin „nicht mehr ſo rein da", wie die hiſtoriſche — ich füge hinzu: auch nicht mehr wie ſie ſelbſt am Anfang und gleich nachher (vergl. unten Abſchn. 15). Dann ſagt er: „Selbſt die Heilige ſollte nicht fleckenlos ſein. Das iſt aber die innere, ſich immer mehr entwickelnde Grundidee, daß Johanna auf ihrer Propheten- und Heldenlaufbahn ſogleich [ich ſage: allmählich] in einen ungeheuren Gegenſatz mit ſich ſelbſt tritt." Gewiß, ganz auch meine Anſchauung. Nur füge ich abermals hinzu: in denſelben Gegenſatz auch mit ihrer eigenen urſprünglich reinen und richtigen Berufsauffaſſung bezw. mit dieſem Berufe ſelbſt. Wenn nämlich Hoffmeiſter fortfährt: „Nachdem ſie einmal den engen Kreis ihrer Beſtimmung überſchritten, muß ſie ihre weibliche, ihre menſchliche Natur verleugnen, um ihren göttlichen Beruf zu erfüllen", ſo frage ich: Wie iſt das gemeint? Was heißt „enger Kreis"? Auf den Umfang kommt's doch nicht an! Was heißt „muß"? Naturnotwendig, ſittlich-pflichtgemäß oder dramatiſch folgerecht? Endlich: wieweit ſoll, darf dieſe Verleugnung gehn? Gewiß „muß" ſie — in allen drei Beziehungen — ihre „weibliche Natur" bis zu einem hohen Grade verleugnen; aber etwa völlig? Widerſpricht derſelben denn der Beruf einer „heiligen Prophetin und Seherin", ja auch einer begeiſternden Aufruferin und Anführerin zum Freiheitskampf ſo ſehr, daß beides ſchlechthin unvereinbar wäre? Zeigt nicht das Vorbild der bibliſchen Debora das Gegenteil? Und nun gar Verleugnung ihrer „menſchlichen" Natur? Gewiß, der Dichter führt ſie ſoweit; aber doch

eben um die „tragiſche Schuld" zu entwickeln, nicht um dieſe Art Über- oder Unmenſchlichkeit als ihre wahre Berufsaufgabe zu verherrlichen!

V.

13. Daß ſolches nun überhaupt geſchehen, daß ſich eine derartige Wahnüberzeugung in Johanna bilden *kann*, ſchon das ſchließt zweifellos eine ſchwere, ob auch ihr ſelbſt noch ganz unbewußte *Irrung* in ſich, eine *Trübung* ihrer bisher ſo rein bewahrten Seele, deren Rückſchlag auf ihre Stimmung wir noch in den Montgomeryſzenen ſelbſt werden eintreten ſehen. Eine wirkliche „Schuld" allerdings möchte ich, wie geſagt, hierin und bis ſo weit nur in dem Sinne behaupten, daß ſie ſich zu unbewacht, zu leidenſchaftlich hinreißen läßt und in ihrer Selbſtverblendung nicht dem allererſten Keimen dieſes Wahns grundſätzlich und willenskräftig widerſteht. Daß ſie demſelben dann, nachdem er ſie ganz ergriffen, blind gehorcht und ihm das ihr ſelbſt furchtbare Opfer der Menſchentötung bringt, iſt ſtreng genommen an ſich keine neue Schuld mehr, ſondern ſchon erſchütternde Tragik als Folge jener Selbſtverblendung.

Dabei zeigt ſich auch hier *Schillers pſychologiſche Kunſt* ebenſo bewundernswert, wie oben in II, 4 (S. 143). Montgomery ſeinerſeits ruft ganz natürlich alle die Beweggründe auf, die von ſeinem Standpunkte aus die Gegnerin rühren, zum Mitgefühl umſtimmen ſollen, und zwar in drei Steigerungsſtufen. Erſt betont er den ſanften milden Eindruck ihrer eigenen Erſcheinung in der Nähe; ſodann das heilige allwaltende Geſetz der Liebe; endlich den Jammer der Eltern. Doch gerade die Worte, die er braucht, die Rückbeziehungen auf ſie ſelbſt, die er macht, müſſen naturnotwendig in ihr, bei ihrer momentanen Stimmung und Auffaſſung, die ganz entgegengeſetzte Wirkung in entſprechender Gegenſteigerung hervorrufen. Wenn *er* einſchmeichelnd ſagt: „dein Blick iſt ſanft, Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt ... bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts" ..., ſo kann in *ihr* ſich nur alles gegen dieſe ſinnlich-weichlichen Töne verhärten und treibt ſie ins gerade umgekehrte Extrem, in die Hybris vermeintlich engelhafter Geſchlechtsloſigkeit. Wenn *er* dann die Liebe anruft und die unbewußt verhängnisvolle Wendung nimmt: „O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt Beglückt zu ſein durch Liebe", ſo muß abermals in *ihr* ſich alles gerade gegen dieſe Zumutung aufbäumen, die ihr die ſchrecklichſte von allen iſt. *Wir* freilich hören aus ihrem ſtolzen Selbſtbewußtſein: „Und nimmer kennen werd ich ihren eitlen Dienſt", ſchon die unbewußte tragiſche Ironie heraus, deren Spitze ſich ſo bald gegen ſie ſelbſt kehren ſoll. Und ſelbſt ſein letzter Appell, der höchſte und ergreifendſte von allen,

der an ihre eigenen Eltern, treibt — wie gleich unten noch gezeigt werden wird (S. 152) — ſie wiederum nur zu ſchroffſtem Gegenſchlag, zur entſprechend höchſten Steigerung ihrer Leidenſchaft in faſt dämoniſchem Racheſluch. — Erſt als er ſeinerſeits nun alle Verſuche aufgiebt und in erſchütterndem Wehruf ſein Geſchick beklagt, erſt da weckt dieſer unmittelbare Naturlaut tiefſter Verzweiflung auch in ihr wieder, momentan wenigſtens, ihre wahre Natur und bewirkt jene rührende Inkonſequenz ihres Verhaltens, die ſchon näher beleuchtet iſt (S. 116, vgl. unten S. 153).

Dagegen tritt nun noch in der Entwicklung dieſes ganzen Vorgangs eine direkte und ſchwere Schuld da ein, wo ſie, im Eifer jener vermeintlich nötigen und heiligen, in Wahrheit jedoch fanatiſchen Selbſtverhärtung gegen die geſteigerten Bitten des Wehrloſen, ſich in entſprechender Gegenſteigerung erſt zu einer wirklich furchtbaren Selbſtüberhebung hinreißen läßt und dann ihre Befreieraufgabe in eine ausſchließliche Rachepflicht umwandelt.

Jene wahrhafte Hybris zunächſt finde ich in den bekannten Worten:

> Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib!
> Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht frein
> Auf irdſche Weiſe, ſchließ ich mich an kein Geſchlecht
> Der Menſchen an, und dieſen Panzer deckt kein Herz.

Hier ſtellt ſie, das immer doch irdiſche Weib, ſich geradezu und faſt gottesläſterlich vermeſſen den reinen geſchlechtsloſen Himmelsgeiſtern, den Engeln gleich. Und obendrein, im Widerſpruch mit ihrem eigenen beſſern Selbſt, mit der urſprünglichen Auffaſſung ihres Berufs und ihren ſpäteren Bethätigungen, im Widerſpruch vollends mit all ihren ſonſtigen Äußerungen über das Himmliſche, will ſie dieſelben lediglich als gefühllos und erbarmungslos gelten laſſen! — Doch nicht bloß aus den Worten ſelbſt, auch aus anderen Zügen geht es m. E. unwiderleglich hervor, daß Schiller hier in der That Johanna in verhängnisvoller Selbſtüberhebung darſtellen will. Es iſt doch nicht abſichtslos, daß er ſchon im Prolog den Vater ſie des „ſündgen Hochmuts" zeihen und die bedeutſame Warnung ausſprechen läßt:

> Und Hochmut iſt's, wodurch die Engel fielen,
> Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Allerdings kann ich — wie wiederholt geſagt (S. 123, 128 u. 147 Nachtrag) — Thibauts Anklagen, die ja auch auf „eitles Trachten ihres Herzens" gehen, als „ſchäme ſie ſich ihrer Niedrigkeit", keineswegs als maßgebend für Schillers Plan der Charakteriſtik ſelbſt auffaſſen. Läßt er doch Raimond und alle übrigen gerade umgekehrt Johannas Beſcheidenheit, Demut, Gehorſam rühmen und ſtellt ſelber ſeine Heldin mit ſolchen Zügen deutlich vor uns. Aber wenn ich auch jede Deutung auf ſelbſtiſchen Hochmut, eitle

Hoffart, Weltehrgeiz und dergleichen ablehnen muß, so liegt doch zweifellos hier eine — dem Vater natürlich unbewußte, vom Dichter aber bedeutsam hervorgehobene Weissagung auf die spätere Hybris der Leidenschaft, die Ate des Wahns und der maßlos erregten Phantasie vor, und ebenso auf die Nemesis des tragischen Rückschlags.

Vollends tritt aber diese Wechselbeziehung bei Johannas späterem Sturze hervor, und zwar so wörtlich deutlich und so wuchtig, daß sie m. E. gar nicht zu umgehen, geschweige denn umzudeuten ist. In welchen wohlberechneten, erschütternden Kontrast gerade zu jenem stolzen Selbstvergleich mit den Engeln stellt doch der Dichter das Bekenntnis der Niedergeschmetterten von ihrer Menschenschwäche (IV, 1, 2598 flg.):

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden,
Stehn in deinem ewgen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen...

Liegt schon hierin ein Rückschlag büßender Selbsterkenntnis, so erfolgt die volle Sühne in jenen Szenen furchtbarsten Kontrastes, die in ihrer aufsteigenden Entwicklung wiederum auf diesen einen Punkt zugespitzt erscheinen. Schon als (IV, 2) die Sorel vor ihr niederfällt, wehrt ihr Johanna mit dem schmerzlichen Selbstbekenntnis:

Steh auf!.. Du vergissest dich und mich!

und schließt das ganze Gespräch mit dem gleichgestimmten:

Du bist die Heilige! Du bist die Reine!

Den Schwestern sodann bekennt sie's reuevoll (IV, 9 a. E.):

Diese Menschen alle
Erheben mich weit über mein Verdienst...
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an...
Und büßen will ich's mit der strengsten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob.

Vor allem aber schärft sich der Kontrast zu der früheren Hybris in der erschütternden nächsten Szene (IV, 10), wo die Wechselbeziehung dazu sogar im Wortlaut wiederklingt. Im selben Augenblicke, wo König und Volk sie in der That wie eine „Lichtgestalt" vom Himmel, wie einen Engelsgeist von „himmlischer Natur" anbetend im Staube zu verehren sich anschicken: im selben Augenblicke muß sie mit dem Aufschrei: „Gott! Mein Vater!" jene Selbstüberhebung aufs erschütterndste büßen. Und nochmals klingt die gleiche Beziehung in jener Anklagefrage dieses Vaters selbst wieder:

Antworte mir im Namen des Dreieinen:
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?

mit der sich dann in schroffstem Kontrast die Zusammenstellung mit dem Teufel verbindet.

So scheinen mir auch diese Anklänge die Schuld der Hybris, allerdings eben nur in dieser Eigenart, durchaus zu bestätigen. — —

Die zweite oben erwähnte Schuld übertriebenen Racheeifers begeht m. E. Johanna da, wo sie der Berufung Montgomerys auf seine „jammervollen Eltern" in schroffster Weise entgegentritt. Ungerührt durch seine bedeutsame Erinnerung:

> Ja, gewiß auch du
> Verließest Eltern, die die Sorge quält um dich —

erwidert sie zunächst, gewissermaßen den Spieß umdrehend:

> Unglücklicher, und du erinnerst mich daran,
> Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
> Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
> Verlobte Bräute Witwen worden sind durch euch!

Soweit hat sie allerdings kaum Unrecht, die durch ihn selbst so nahe gelegte Erinnerung an den endlosen Jammer ihres Vaterlandes ihm direkt als Kehrseite zu seiner zwar rührenden, aber immerhin doch einseitig selbstischen, dabei weichlichen Klage entgegenzuhalten. Auch wenn sie ihm sein und seiner Landsleute nunmehriges Unglück als ein furchtbares Gottesgericht, als wohlverdiente Strafe für Übermut und Unthaten zu Gemüte führte, so würde das immer noch als berechtigt erscheinen; würde auch in ihrer eigenen Vorstellung nur die selbstverständliche, gleichsam negative Seite ihrer Hauptaufgabe, der positiven Vaterlandsbefreiung bilden. Nun sucht sie aber in allem dem unwillkürlich den sich steigernden Wahn der Tötungspflicht und den entsprechenden immer mehr sich befestigenden Tötungsentschluß einerseits seinen Bittgründen gegenüber, anderseits auch vor sich selbst und ihrer natürlichen und sittlichen Scheu zu rechtfertigen. Das kann sie aber eben nur durch eine abermalige und wiederum zunächst unbewußte Grenzüberschreitung versuchen: dadurch, daß sie über all die eben erwähnten Gesichtspunkte hinaus als ihre direkte Aufgabe die schonungsloseste Rachvergeltung verkündet, und zwar — wohlgemerkt! — nicht etwa als untergeordnetes, wenn auch unumgängliches Mittel zu jenem Befreiungszweck, nein, als einen nebengeordneten, an sich selbst gleichberechtigten und gottgewollten Hauptzweck. In diesem Sinne klingen ihre Worte geradezu grausam und gräßlich schadenfroh:

> Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
> Erfahren und die Thränen kennen lernen,
> Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Und ein rein irdischer, direkt persönlicher Nationalhaß sprüht auch aus dem späteren Zuruf:

> Ihr Thoren!.... Der Tag
> Der Rache ist gekommen! Nicht lebendig mehr
> Zurücke messen werdet ihr das heilge Meer u. s. w.

Ja, in diesen letzten Worten klingt wirklich die in früherem Zusammenhange (S. 125 flg. vergl. S. 132 flg.) zurückgewiesene Maßlosigkeit einer völligen ausnahmslosen Vertilgung aller in Frankreich befindlichen Engländer durch — abermals ein Beweis, daß Johanna sich damit weit über die ihr in Wahrheit gesteckte Aufgabe hinaus phantasiert.

14. Bliebe nun allein an diesen für den Beweis meiner Auffassung zusammengestellten Zügen der Blick haften, so würde allerdings das Bild der Heldin sehr verlieren. Aber ich wiederhole es ja stets von neuem: das gerade ist Schillers herrliche Kunst, daß er, in voller psychologischer Wahrheit, nicht nur fortwährend auch den Gegenpol in Johannas Wesen, ihre sympathische Weiblichkeit, reine Selbstlosigkeit und heilige Begeisterung, mitten durch Irrung, Leidenschaft und Schuld warm und hell hindurchleuchten läßt, sondern auch allemal jene Rückschläge auf ihre eigene Stimmung und schließlich jene Nemesis der Buße und Sühne vorführt, welche uns mit tragischer Gewalt erschüttern.

Inwiefern das Erstere gerade auch hier geschieht; inwiefern unmittelbar auf jenes Racheprogramm in Johanna, veranlaßt durch des Jünglings verzweifelnde Wehklage, jener Stimmungsumschlag zum Mitgefühl und wahrhaften Mitleid folgt: das habe ich gleich eingangs nachzuweisen gesucht (S. 115 flg.). Hier nur dies zur Ergänzung. Daß Johanna jetzt, von plötzlichem Mitleid ergriffen, den Jüngling tröstet und dennoch zu töten entschlossen bleibt und wirklich tötet; daß sie ihm, obwohl zur Tötung sich verpflichtet wähnend, dennoch die Waffen wieder zu ergreifen gestattet, ja ihn zu mutiger Gegenwehr gegen sie selbst auffordert, also immerhin ein größeres Risiko des Zweikampfs und der Gefahr eingeht; daß sie endlich bei allem dem ihrerseits gar nicht an raschem und gefahrlosem Siege zweifelt, den Gegner auch direkt auffordert, den Tod tapfer zu ertragen, und dennoch durch den Hinweis auf ihr eigenes Geschick in ihm das Trugbild der Siegeshoffnung weckt (1668 flg.: Greife frisch zum Schwert. Und um des Lebens süße Beute kämpfen wir): alles das bildet ja, rein logisch und vollends vom Standpunkt der Gegner betrachtet, jenes Knäuel von Selbstwidersprüchen, an dessen Entwirrung die Erklärer vergeblich sich abmühen. Ja, wer an der unbedingten Tötungspflicht als wirklichem Gottesgebot trotz allem dem festhält, der darf sich eigentlich dieses ganzen Durchbruchs von Mitleid und Menschlichkeit gar nicht freuen, sondern muß schon

dieſes Schwanken als Vertragsbruch, als Abweichung vom „blinden und fühlloſen Gehorſam" verurteilen, wie wir das ja namhafte Erklärer auch wirklich thun ſahen (S. 124). Bei meiner Auffaſſung dagegen verrät grade dieſes Hin- und Herſchwanken Johannas, dieſe immer neuen Verſuche, ſich für die ſchreckliche Pflichterfüllung zu überhitzen und ſelbſt zu betäuben, alſo dieſe echt weibliche Unlogik ihrer widerſtreitenden Gefühle die pſychologiſche Kunſt des Dichters und verleiht der ganzen Szene ihre tief tragiſche Färbung.

Aber dieſelbe wird noch durch andere Stimmungs-Um- und Rückſchläge ſo geſteigert, daß ich, wie geſagt (S. 144), die Montgomery-ſzene geradezu als **Achſe der Geſamttragik** betrachten muß; als den erſten verhängnisſchweren Wendeſchritt, von dem ab es unabwendlich zur ſchließlichen Kataſtrophe gehen wird.

Zunächſt wirkt ſchon jener Umſchlag in Mitleid deshalb doppelt ergreifend, weil ſich damit, wiederum ganz unwillkürlich und pſychologiſch folgerecht, zwei andere gleich erſchütternde Gefühlsrückwirkungen unmittelbar verbinden, welche in dieſer Weiſe und Wucht zum erſten Male hier in Johannas Seele aufbrechen. Die eine iſt der unmittelbar nach vollbrachter That naturnotwendig ſich regende Schauder vor dem vergoſſenen Blut, vor dem hingemordeten Opfer — ein Naturgefühl, das zwar gedämpft erſcheint durch den Wahn vermeintlicher Pflicht, das ſich aber in ihr als einem Weibe, und vollends als einer ſonſt ſo tief und zart fühlenden Natur, trotz allem dem unwiderſtehlich und mächtig bekundet. Noch hinterher „erbebt" ihr ja die „zitternde" Hand und „ſchaudert" ihr's; und grade jene Worte, in denen ſie die übernatürliche Wirkung der „erhabenen Jungfrau" ausſpricht, verraten unwillkürlich den geheimen Trieb, dieſer allein das Entſetzliche zuzuſchreiben und ſich ſelbſt davon rein fühlen zu können.[1]) Untrennbar mit dieſem Gefühlsrückſchlag verbindet ſich aber die mit gleicher Notwendigkeit ſich ihr aufdrängende Erkenntnis von der ganzen Schwere und Furchtbarkeit ihres Berufs, natürlich ſo, wie er ihr in ihrem Wahne jetzt aufgeht als der „furchtbar bindende Vertrag, zu töten alles Lebende."

Wohl hat ſie ja auch früher ſchon — ihr Berufungsbericht (I, 10) zeugt davon — eine Ahnung davon gehabt und ſich anfänglich dagegen geſträubt,

---

1) Hier und fortan beſtätigen ſich an ihr in der That die Worte der Goetheſchen Iphigenie (vergl. S. 146 Anm.):

Nimmer bringt es (das vergoſſene Blut)
Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.

aber doch nur instinktiv, bloß im Gefühl ihrer natürlichen Weibesschwäche, und vor allem noch ganz frei von der nunmehrigen direkt naturwidrigen Wahnauffassung. Und grade deshalb haben ihr die ersten so rein errungenen Wundersiege, die Begeisterung der Ihrigen, kurz ihr ganzer gottverliehener Erfolg jenes Gefühl zagender Scheu völlig benehmen und in höchstes Gott- und Selbstvertrauen umwandeln müssen — in jenes Selbstvertrauen, das sich anfangs so freudig begeistert äußert, das dann allerdings in unbewachter Kampfeshitze und Einbildungsglut zu Selbstüberhebung und Wahn sich übersteigert. Vor allem aber muß die ganze bisherige Laufbahn, eben weil sie von ihr selbst in so rein idealer Höhe festgehalten und durchgeführt ist, auch ein Gefühl reinen ungetrübten Glücks, hoher vaterländischer und zugleich göttlicher Freude erzeugt haben. Solange sie eben nur als begeisternde Anführerin, als „heilige Prophetin und Seherin" wirkt und nicht selber mit „tödlichem Schwert" am Mordgetümmel des Kampfes teilnimmt, nicht selber sich mit Blut befleckt: so lange bleiben ihr ja die schrecklichen Einzelszenen des Kriegs verhältnismäßig fern, und die furchtbare, irdisch-wilde Kehrseite auch ihres Werks tritt nicht so unmittelbar in ihr Bewußtsein. So lange kann sie daher auch ihre ursprünglich noch ungetrübte, einheitliche Seelenstimmung sich bewahren, deren hoher heiliger Ernst und begeisterte Willenskraft sich mit kindlich-freudiger Sicherheit und reiner Naivetät so wundervoll verbinden.

Jetzt dagegen — wie haben Leidenschaft und Wahn alles verändert! Wie schwer lastet der letztere auf ihr! Wie erschütternd klingt die schmerzliche Selbstschilderung:

Sieh mich an! Sieh
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch weggerissen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust,
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eigenes Gelüsten — euch zu bittern Harm, mir nicht
Zur Freude...

Und wenn sie gar fortfährt:

...ein Gespenst des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt...

wem schnitte da nicht diese schauerlich übertreibende Selbstironie ergreifend ins Herz!

Aber nicht nur mit dieser einen furchtbaren Erkenntnis büßt sie schon jetzt ihr Übermaß, schon im voraus die schreckliche That, die sie zu vollziehen im Begriffe steht; gerade in dem letztzitierten Wort tritt

ja noch eine zweite steigernd hinzu: die noch schwermutsvollere düstere Selbstgewißheit und Selbstprophezeiung ihres eigenen tragischen Geschicks. Wohl ist auch in diesem Falle etwas derartiges schon einmal flüchtig aufgetaucht, im Prologe bei jenem Abschiedsworte (4, 392 flg.):

Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder...
Euch laß ich hinter mir auf immerdar.

Allein das war doch nur ein leiser Wehmutshauch; und alsbald haben jene eben skizzierten ganz anderen Stimmungen, haben Kriegserregung und Siegesfreude die flüchtige Anwandlung wieder unterdrückt. Jetzt dagegen, in dem furchtbaren Augenblicke, wo sie zum ersten Male einen Menschen zu töten, einem Wehrlosen, Gnadeflehenden das Schwert ins Herz zu stoßen und das Blut dessen zu vergießen im Begriffe steht, den zu bemitleiden sie doch nicht umhin kann, ja dem sie tröstend den Tod zu erleichtern sucht: jetzt, in dieser inneren Krisis drängt sich, zum ersten Male in solcher Klarheit und Gewißheit und mit solcher tragischen Wucht, das dunkle Schattenbild des eigenen Schicksals vor ihre Seele:

Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd ich sehen.
Noch vielen von den euren werd' ich tödlich sein,
Noch viele Witwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.

Natürlich weiß ich sehr wohl, daß diese Stelle, gemäß Schillers hoher Kunst, zugleich auch dazu dient, in Montgomery nun den gerade entgegengesetzten Umschlag: Kampfesmut, Siegeshoffnung und neuen Haß gegen die „Verdammte" zu wecken und so dieses erste und einzig uns vorgeführte Tötungswerk Johannas in der Form einer nunmehr unumgänglichen Selbstverteidigung uns menschlich näher zu bringen, psychologisch verständlicher zu machen. Aber der Hauptzweck des Ganzen bleibt doch der Beitrag zur Charakteristik der Heldin selbst, und eben darin, nach meiner Auffassung, die Herstellung der Achse, um die sich nun das Rad der Tragik drehen soll: die erste Trübung und Disharmonie in Johannas eigener Seele infolge des Übermaßes ihrer Kampfesleidenschaft und des dadurch bedingten Wahns unbedingter Tötungspflicht. Eben deshalb widerspreche ich auch schnurstraks der Behauptung vieler Erklärer: vor der Lionelszene erleide die Seele der Heldin nicht die geringste Störung und Trübung, gerate nirgends in Zwiespalt mit sich selbst. Wenn nicht schon der bisher vorgeführte Zusammenhang klar und deutlich das grade Gegenteil beweist: so weiß ich in der That nicht, was man dann unter Seelentrübung und Widerstreit der Gefühle verstehen will. Indeß hat Schiller noch durch andere sprechende Züge, durch unzweifelhafte Selbstaussagen Johannas für die Bestätigung dieses Gegenteils gesorgt.

Dahin gehört vor allem ihr Monolog am Schluß der Montgomeryszene, den ich zum Teil gleichfalls schon eingangs (S. 115 flg.) berührt habe. Nach der bedeutsamen szenischen Bemerkung:

Sie tritt weg von ihm und bleibt gedankenvoll stehn —

folgt erst das Gebet zur Jungfrau Maria — wohlgemerkt: kein freudiges Dankgebet, nein, in tiefem Ernst nur jenes Anerkenntnis ihrer Wunderwirkung, welches zugleich den Kontrast von Johannas eigenem innersten Empfinden deutlich einbegreift. Dann geht die Anrufung in die früher zitierte Selbstbetrachtung über, welche vollends dieses eigene Empfinden zu ergreifendem Ausdruck bringt:

In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heilgen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen.

Also unmittelbar nach der furchtbaren That der seelische Rückschlag tiefster Erschütterung, unwillkürlichen Zurückbebens — eine Stimme ihres besseren Selbst, so psychologisch folgerecht, so naturnotwendig, daß, wenn sie nicht erfolgte, Johanna wirklich als fühlloses „Gespenst des Schreckens" erschiene. Auch das folgende Bekenntnis:

Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir —

bestätigt so recht diesen inneren Zwiespalt und zugleich den ganzen Gedankengang. Vor dem mystischen Schwert als heiligem Symbol braucht sie ja nicht zu schaudern und hat sie bisher nie geschaudert. Erst jetzt, wo sie's als direktes „Werkzeug irdischer Gewalt" in Blut getaucht, erst jetzt packt sie unwillkürlich, übermächtig der Schauder davor — ein Schauder, der so gewiß zugleich eine ob auch noch unerkannte Verfehlung, eine immanente Schuld verrät, wie der spätere Schauder vor der Fahne, die sie entweiht zu haben klagt (IV, 3).

Aber noch darf diese Stimmung nicht bleiben; sie würde ihre Trägerin ja unfähig zu weiterem Wirken machen. Auch kann eine so fest, aus so reinen Motiven gefaßte und eben mit Blut getaufte, mit furchtbar blinder Gehorsamsthat besiegelte Wahnüberzeugung nicht ohne weiteres wieder verschwinden. Darum das Schlußwort zunächst wieder in deren Banne:

Doch wenn es not thut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär es ein lebendger Geist.

Und dennoch ist — zwar noch nicht der Wahn selbst erschüttert, aber die ihm entsprechende Stimmung, die wilde und blinde Kampfesleidenschaft, so völlig umgewandelt, daß nun die ganze folgende große Szenenreihe von II, 9 bis III, 4 das grade Gegenteil darstellt: eine

ununterbrochene Bethätigung Johannas in reinſter, idealſter, menſchlich-natürlichſter und zugleich göttlich-erhabenſter Friedens- und Verſöhnungsarbeit. Alſo in einer Auffaſſung und Verwirklichung ihres Berufs, welche den vollſtändigen Rückſchlag gegen die Montgomeryſzene und deren Einleitung darſtellt; welche zurückgreift auf die urſprüngliche Reinheit ihrer Bethätigung, ja dieſelbe noch überbietet und die Heldin völlig auf die Höhe ihrer Laufbahn, ihres Geſamtwerks im Drama führt. Aber gerade deshalb auch ein neuer indirekter Beweis, wie tief ſie eben vorher mit der ſo naturwidrigen wie nutzlos-überflüſſigen Einzeltötung eines Feindes unter dieſe Höhenlage herabgeſunken iſt, wie weit ſie die gottbeſtimmte Grenze ihres Berufs überſchritten hat. —

15. Daß in der That die Gruppe der Verſöhnungsſzenen, wie wir ſie a parte potiori mit einem Namen nennen können, den vollſtändigen Stimmungsumſchlag darſtellen und, nach Schillers beſtimmter Abſicht, den direkten ſchärfſten Kontraſt zu der Kampfes- und Tötungsgruppe bilden ſoll, haben wohl die meiſten Erklärer anerkannt. Unter ihnen berührt ſich — wie ſchon bemerkt (vergl. S. 122, anderſeits 132 flg.) — wenigſtens auf einem wichtigen Punkt am nächſten mit meiner Anſchauung Hoffmeiſter (a. a. O. S. 256 flg.), der ſich ſo äußert: Während in den Montgomeryſzenen Johanna mit ſich ſelbſt in einen „ungeheueren Gegenſatz“ gerate und die „furchtbar erhabene Seite ihres Charakters“ hervorkehre (ich würde lieber ſagen: momentan der furchtbaren Gefahr der Leidenſchaft, des Wahns, des Übermaßes erliegt), ſei ſie in den nächſten Szenen ganz ſie ſelbſt; und der Dichter ſcheine „abſichtlich das, was ſie wider Willen in höherem Auftrag thun zu müſſen glaubt, und das, worin ſie zugleich ihrem eigenen Herzen Gehör giebt, kontraſtierend in zwei Szenen nebeneinander geſtellt zu haben.“ — Gewiß! Doch nicht bloß im ganzen, nein auch aus einzelnen Zügen ſcheint mir deutlich hervorzugehen, daß der Dichter uns die Heldin ſchildern will, wie ſie unwillkürlich, inſtinktiv, ihr ſelber unbewußt, von einem innerſten Bedürfnis getrieben wird, nach jenem ihr ſelbſt ſchrecklichen Handeln nunmehr ſich in grade entgegengeſetztem Thun ergehen zu können.

Woher ſonſt der merkwürdige dreifache Kontraſt: dort dem wehrloſen, gnadeflehenden, ganz unbedeutenden Einzelkrieger gegenüber von vornherein die leidenſchaftliche Schroffheit — hier dem in grimmigſtem Zorn, mit kränkendſtem Hohne zum Kampf herausfordernden, von ſelbſtverſtändlicher Siegesgewißheit geſchwellten Feldherrn und Fürſten gegenüber von vornherein Ruhe, Mäßigung, Zurückhaltung vom Kampf. Das kann doch nicht bloß „die burgundſche Binde“ bewirken; denn früher (Prolog 3) hat ſie, wie ſchon bemerkt (S. 130), noch vor Talbot, Salsbury und all den „frechen Inſelwohnern“ gerade „dieſen ſtolzen

Burgund, den Reichsverräter" als ersten bezeichnet, den sie „niederkämpfen" werde; und grade aufs burgundische Lager ist ja auch (nach II, 1) der erste Angriff erfolgt. Betrachtet sie jetzt also auf einmal die Burgunder als „französisch Blut" (V. 1719 flg.), findet sie plötzlich „ein anderes beschlossen in den Sternen" und „ergreift sie der Geist" auf einmal in so entgegengesetztem Sinne: so geht eben eine zweifellose Wandlung, eine Sinnes- und Stimmungsänderung in ihr vor, eine Wandlung zur Besonnenheit, Menschlichkeit und zugleich zu einer, vielleicht ihr selbst unbewußten, hohen zweckgemäßen politischen Klugheit. Also das grade Gegenstück zu der früheren Stimmungsänderung in kriegerische Leidenschaft, phantastische Selbstüberreizung und einen im Grunde ganz zwecklosen Pflichtwahn. Aber das nunmehrige Gegenstück hängt eben — wie schon die unmittelbare Aufeinanderfolge beweist — mit dem vorigen innigst zusammen, ist psychologisch dadurch mitbedingt, ist die echt weiblich-konsequente Inkonsequenz, wo die Extreme sich unmittelbar berühren. — Daher nun auch diese wahrhafte Friedensleidenschaft, dieser stürmische Versöhnungsdrang, dieser hinreißend bezaubernde Redeschwung, endlich dieses völlig selbstvergessene Sichhingeben, wie es am Schluß des Auftritts — von vielen Erklärern ganz ignoriert — die so hochbedeutsame szenische Bemerkung schildert: „Schwert und Fahne entsinken ihr" (was doch streng genommen nie hätte geschehen dürfen), „sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umschlingt ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm." In der That ein Extrem, das grade bei ihr, der vor körperlicher Berührung mit Männern doch so zurückschaudernden Jungfrau ganz unerklärlich, unnatürlich wäre, wenn nicht eben alles den naturnotwendigen jähen und völligen Gefühlsrückschlag auf die so furchtbar kontrastierende Stimmung der Montgomeryszene darstellte.

Dieser Stimmungsumschlag hält auch bei ihrem nächsten Auftreten noch eine Zeitlang vor (III, 4, 2026—2154). Zwar erscheint sie noch „im Harnisch", doch „ohne Helm", mit „einem Kranz in den Haaren", und selbstverständlich ohne Schwert und Fahne, nur „als Priesterin geschmückt", wie der Dauphin sagt, und, wie Burgund hinzufügt „mit Anmut vom Frieden umstrahlt." Und mit welch hinreißender Gewalt predigt sie nun Frieden und Versöhnung, Milde und Menschlichkeit! In Worten, welche ihr auch bei uns all die Sympathie wiedergewinnen müssen, die etwa vorher gemindert sein könnte; mit welchen sie aber zugleich unbewußt sich selbst und ihrem eben noch so tödlichen Kampfeswahn das Urteil spricht.

Erst die Werbung Dunois' und La Hires und das Drängen der ganzen Umgebung auf deren Annahme müssen sie selbstverständlich wieder

in die höchſte Erregung und in eine diesmal berechtigte Schroffheit zurückſtürzen. Vor allem iſt es wiederum ein wundervoll feiner Zug, daß des Dauphins ſanftes Drängen wie ein verſtärktes Echo der überredenden Worte Montgomerys klingt (vergl. oben S. 149); daß er ihr, abermals in unbewußter, doch für uns um ſo ergreifenderer echt tragiſcher Ironie zuruft:

Sanftere Gefühle ... werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß; dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem irdſchen Freunde liebend wenden u. ſ. w.

Da muß ſich in der That in ihr ſelbſt von neuem alles aufbäumen; aber freilich: der wirklich heilige Zorn weckt ſofort auch den alten Wahn ihres vermeintlichen Tötungs-Berufs wieder auf; und mit dem berechtigten Hochgefühl ihrer göttlichen Sendung miſcht ſich — zwar nicht mehr ſo ſtark wie gegen Montgomery, aber immerhin doch deutlich genug auch jener Zug von unbewußter Hybris, der das ſichere Symptom neuer innerer Überreizung bildet. Gewiß hat ſie Recht zu zürnen:

Dauphin! biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerbrechen,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?

Hat Recht zu gebieten und zu erklären:

Kein ſolches Wort mehr, ſag ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Aber wenn ſie zwiſchendurch ruft:

Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug enthüllt er ſeine Wunder —
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib! ... —

ſo ſchwankt das eben ſchon auf der Grenze zwiſchen berechtigtem Selbſtgefühl und maßüberſchreitender Selbſtüberhebung. Je nachdem ſie's meint, d. h. je nachdem ſie ſelbſt dieſe negative Wendung poſitiv durch dasjenige ergänzt wiſſen will, worin ſie ſich mehr und höher fühlt als „ein Weib“: je nachdem hält ſie dieſe Grenze ein oder überſchreitet ſie. Erſteres iſt noch in all den ruhigeren Selbſtbezeichnungen der Fall, wo ſie ſich „die Retterin“, die „reine Jungfrau“, die „Kriegerin des höchſten Gottes“ nennt, zumal ſich damit ſofort Ausdrücke der tiefſten Demut verbinden: das „kindſche Hirtenmädchen“, die Retterin „von der Herde, der Schäfertrift“, die „Hirtin.“ Aber dann, im Aufwallen leiden-

ſchaftlicher Erregung, ſtreift jener Ausdruck „nichts als ein Weib“ ſchon an die frühere vermeſſene Selbſtvergleichung mit den Engeln. Und wenn ſie in immer ſtärkerer Leidenſchaftlichkeit fortfährt:

Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?

ſo hat ſie damit in Gedanken die Grenze der reinen gottbegeiſterten Führerin und Prophetin ſchon wieder überſprungen. Ja, wenn ſie vollends ausruft:

Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem irdſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär nie geboren!...

ſo entſpringt zwar dieſe unbedingte Abweiſung irdiſcher Liebe zweifellos dem heiligſten ſelbſtloſeſten Eifer und der idealen Reinheit ihrer keuſchen Seele; aber in dem Ausdruck „das Rachſchwert in Händen führen“ klingt trotz des Zuſatzes „meines Gottes“ doch jener zugleich ſehr irdiſch bedingte Wahn der Tötungs- und Rachepflicht wieder, den wir oben bei der Montgomeryſzene feſtgeſtellt hatten. Und abermals in unbewußter tragiſcher Ironie ruft ſie dies „Wehe“ in der That auf ſich ſelbſt herab: nur kurze Zeit, dann wird jenes Echo:

Wehe! Weh mir, welche Töne!

ihr wirklich aus verzweifelndem Herzen erklingen, und ſie wird in Wahrheit wünſchen, nie geboren zu ſein. — Von dieſem neu entfachten Sturm ihres Innern zeugen endlich auch die bekannten vielgedeuteten Schlußworte:

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille;
Es jagt mich auf aus dieſer müßgen Ruh
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Wiederum Worte, in denen zweifellos jene dunkle Vorahnung kommender Tragik ſich erneuert, die aber auch — worauf es hier und mir vor allem ankommt — den unbewußten Grund dieſer Vorahnung wieder andeuten: jenen ſchon früher (S. 147, 149, 152) bemerkten, unwillkürlichen inſtinktiven Drang, ſich gleichſam vor ſich ſelbſt, vor dem tiefen Zwieſpalt ihrer Gefühle zu retten und die auftauchenden Rückſchläge des Zweifels, des natürlichen Schauders, der ſittlichen Selbſtanklage zu betäuben. Daß ein ſolcher Zwieſpalt hier wirklich hervortritt, wird ja — weil's die Worte ſelber bezeugen — von immer mehr Erklärern anerkannt; nur über den Grund herrſcht Meinungsverſchiedenheit. Kann man aber letzteren — wie auch ich überzeugt bin — unmöglich in

weltlicher Ehrſucht, Eitelkeit und ſelbſtiſchem Hochmut, und erſt recht nicht in einer momentanen Liebesanwandlung infolge jener Werbungen finden: ſo wüßte ich auch hier wieder keinen anderen als dieſen, daß ſie eben infolge all' der letztgeſchilderten jähen Gefühlskontraſte ihr ſeeliſches Gleichgewicht, ihre frühere innere Harmonie und ſichere Ruhe verliert und aus einem Extrem ins andre fällt. So mag ſie denn im nächſten Auftritt, auf die Meldung vom Anrücken der Feinde, zwar „begeiſtert" rufen:

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frei —;

mag ihrerſeits wirklich glauben, indem ſie „die Scharen ordne" und ſo ſich ganz wieder der kriegeriſchen Thätigkeit hingebe, all' den innern Aufruhr überwinden zu können, der wie ein Sturm ihre Seele ſchüttelt. Wir dagegen ahnen, und ſchon ihr nächſtes Auftreten wird's beſtätigen, daß ſie — weit entfernt, die frühere reine Höhe ihres Berufs und ihrer ſelbſtgewiſſen Seelenſtimmung wiedergefunden zu haben — in nur noch höher geſteigerter unbewachter Leidenſchaft unmittelbar jenem jäheſten und tiefſten Falle zutreibt, der andernfalls bei voller Sammlung und reiner Harmonie ihres Gemüts pſychologiſch unmöglich wäre; ja, der auch dann ſchon von vornherein ausgeſchloſſen bliebe, wenn ſie wenigſtens jetzt wieder die urſprünglichen Grenzen einhielte.

VI.

16. Aber dieſe in Wahrheit gottgewollte Grenze hält Johanna nun eben in den nächſten Szenen ſo wenig ein, daß ſie umgekehrt ſie noch mehr überſchreitet als je zuvor. Und der Dichter zeigt uns dieſe Maßloſigkeit ſehr deutlich ſchon am Gegenbilde. Wir ſehen (III, 7) auf dem Schlachtfelde zunächſt, wie der Dauphin ſamt den Seinigen, allem niedrigen Rachedurſte fern, den inzwiſchen gefallenen Talbot echt menſchlich und doch zugleich heldenmäßig ehrt; ſehen, wie er den gefangenen Faſtolf nicht etwa der „Rache" zu „opfern" ſich verpflichtet fühlt, wie Johanna ihrerſeits das thun zu müſſen wähnt; nein, wie er ihm edelmütig das Leben, ja mit dem Schwerte die Freiheit wieder ſchenkt (V, 9 flg. kämpft Faſtolf wieder bei den Engländern) und ausdrücklich erklärt:

Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg.

Hier alſo ſehen wir Maßhaltung, hohe ritterliche und ſittliche Auffaſſung des Kampfs; ſehen das gerade Gegenteil zu Johannas furchtbarem Wahn, alles, auch Wehrloſe, unterſchiedslos töten zu müſſen. Und da ſoll der Dichter letzteren trotzdem als den wirklich gottgebotenen Beruf, als den thatſächlichen Höhepunkt ihrer Prophetenaufgabe haben hinſtellen

wollen? Nein, und abermals nein! Wenn all' die Berufungen der Gegner auf die vermeintliche „rohere Auffassung" damaligen Mittelalters, auf die angebliche Mischung des Religiösen mit Nationalem und dergl., schon an dem einfachen Gegenbilde der historischen Jeanne d'Arc, ebenso an dem ursprünglichen Verhalten der Heldin selbst und der einmütigen Auffassung ihrer gesamten Umgebung scheitern müssen: so werden sie auch durch diesen Vergleich nochmals gründlich widerlegt.

Allerdings, Johanna selbst hat sich, wie wir (III, 8) von Burgund erfahren, wiederum persönlich in den „dichtsten Feindeshaufen" gestürzt und wird hier noch jene anderen Einzelkämpfe bestehen und jene Mehrzahl von Tötungen vollziehen, von denen früher (S. 144 flg.) die Rede war. Wenigstens deutet darauf im nächsten Auftritt ihr Wort an den schwarzen Ritter (III, 9): er habe sie vom Schlachtfeld weggelockt und dadurch „Tod und Schicksal von vieler Britensöhne Haupt entfernt". Können wir uns also schon jetzt Johanna in selbstbetäubender Leidenschaft geradezu auf der Höhe ihres furchtbaren Wahns und vermeintlich heiligen Wütens denken, so führt sie der Dichter nunmehr auch selbst — gerade der Erscheinung des schwarzen Ritters gegenüber — in einer Verfassung und Stimmung vor, welche jene der Montgomery-Szenen weit überbietet. Hat sie dort noch gezaudert und geschaudert und nur unter Rückschlägen und Wandlungen zum Mitleid, nur in allmählicher Selbstüberhitzung und Gegensteigerung gegen des Wallisers Bitten sich zu der furchtbaren ersten Blutthat zwingen können: so verspüren wir hier von diesen inneren Hemmnissen ihrer eigenen Seele nichts mehr. Ihre Leidenschaft hat eben die Siedehitze erreicht — nach allem Früheren sehr begreiflich, und doppelt erklärlich gerade dem finstern Gespenst gegenüber, wider das sich unwillkürlich, instinktiv alle ihre Kräfte auf einen Punkt sammeln müssen. Daher nun die Ausbrüche direkt persönlichen und unbeschränkten Hasses:

Verhaßt in tiefster Seele bist du mir ...
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier ...

Und damit verbinden sich, wiederum durchaus folgerecht, jene zum Teil schon früher besprochenen Ausdrücke höchsten Selbstvertrauens, zweifellosen Triumphgefühls, die uns um so mehr als Hybris erscheinen müssen, je unmittelbarer wir den Zusammenbruch dieser ganzen Selbstherrlichkeit folgen sehen. Den unheilschwangeren Warnungen des Geistes setzt sie eine desto zuversichtlichere Selbstbehauptung entgegen:

Ich führ' es aus und löse mein Gelübde.
Nicht aus den Händen leg ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

Und ſelbſt nach ſeinem Verſchwinden unter „Nacht, Blitz und Donnerſchlag" faßt ſie, nach anfänglichem Schreck, „ſich bald wieder" und verſichert abermals in ſtolzer Herausforderung:

Wen fürcht ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn;
Und käm die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Mut nicht weichen und nicht wanken!

Aber gerade jetzt, gerade auf dieſem doppelten Höhepunkte: einmal des wirklichen Erfolgs, des Siegs, der endlich die Krönung in Reims ermöglicht; anderſeits ihres vermeintlichen Triumphs über Hölle und Verſuchung: gerade da folgt nun „der tiefe erſchütternde Fall"; folgt in der Lionelſzene ihr Erliegen vor der Verſuchung, folgt ihre völlige Niederlage in dem letzten, dem wichtigſten Einzelkampfe von allen — dem Kampfe, der ihr gar den Oberfeldherrn der Feinde wehrlos in die Hand liefert und der dennoch mit ihrer gänzlichen inneren und äußeren „Ohnmacht" enden ſoll. Schon an ſich beweiſt m. E. dieſe unmittelbare Folge ſchärfſter Kontraſte, daß — unbeſchadet jenes äußeren Erfolgs — die von Johanna ſo leidenſchaftlich geträumte und verteidigte Höhe innerer Selbſtgewißheit in dieſem Augenblick doch nur die *Scheinhöhe gewaltſam überreizter Leidenſchaft* darſtellen ſoll. Aus der Warnung des Geiſtes: „*Gehe in keinen Kampf mehr!*" klingt doch nicht bloß, wie manche Erklärer wollen, hölliſche Lügenbosheit, ſondern doppelſinnig auch furchtbare tragiſch-ironiſche Wahrheit heraus. Trifft ſie doch gerade auf den Wahn perſönlicher Kampfes- und Tötungspflicht zu und bildet in dieſem Sinne das letzte Echo der früheren Freundeswarnungen! Wäre Johanna letzteren gefolgt, ſo ſtände ſie nach wie vor auf unnahbarer idealer Höhe; folgte ſie jetzt erſterer, ſo bliebe ihr Verſuchung und Fall erſpart. Nun, da ſie nicht folgt, muß ſie gerade mit dem Schwerte, das ſie „nicht aus den Händen legen will", auf das ſie ſich ſtolz als aufs „Schwert ihres Gottes" beruft, die doppelte ſchreckliche Enttäuſchung erleben: vor dem finſtern Warner prallt es machtlos ab und verſagt dann vollends vor dem doch wehrloſen ſterblichen Gegner. Es verſagt aber infolge ihrer eigenen Schwäche; und dieſe wieder iſt abermals *der ganz naturgemäße Rückſchlag auf die vorherige Exaltation*.

Denn auch hier ſehen wir einen ähnlichen *Szenenkontraſt*, wie wir ihn oben (S. 157 flg.) zwiſchen der Montgomery- und der Verſöhnungsgruppe bemerkten; und — ein neues Zeichen von Schillers kunſtvoller Organiſation des Dramas — die beiden Gruppenpaare dort und hier ſcheinen geradezu einen bewußt durchgeführten, wenn auch fein variierten *Parallelismus* gleichſam von *Flut, Ebbe* und

Gegenflut darzustellen. Dort in der Montgomerygruppe erst die Hochflut von Wahnleidenschaft, dann die Ebbe tiefster Schwermut; doch rasch wieder in der Versöhnungsgruppe Erhebung zur Gegenflut fast ebenso leidenschaftlichen Dranges zu Friedestiftung und Menschlichkeit. Am Ende derselben neue Ebbe innerster Unruhe und Angst; dann im Schlachtgewühl wieder hohe Wogen blinder Wahnleidenschaft, zur Brandung sich steigernd wider des schwarzen Ritters Gespenst, weiter anprallend gegen Lionel, aber nun plötzlich abermals in tiefste Ebbe, diesmal der verzweifelnden Gewissensqual verlaufend. Und ganz wie dort das Rätsel des unvermittelt-plötzlichen Friedensdranges gegen Burgund psychologisch aus dem unumgänglichen Stimmungsumschlag nach der Montgomerytötung erklärlicher wurde, so hier das Rätsel der gleich unvermittelt-plötzlichen Verliebung aus einem analogen Stimmungsumschlag nach den neuen Feindestötungen und der exaltierten Gegenwehr gegen das Gespenst.

Daß dabei auch die Umstände des ganzen Vorgangs mitwirken: das persönliche Ringen Leib an Leib mit dem Gegner, das plötzliche durch kein Visier mehr gehemmte Auftauchen seines männlich schönen, von Schmerz, Zorn und Todesmut erregten Antlitzes, und ihrerseits dessen unwillkürliches Anschauen: das ist schon früher bemerkt (S. 119 Anm.). Aber alles das zeigt ja auch das verhängnisvolle Risiko, in welches Johanna sich, eben als Weib, wenn auch natürlich ahnungslos, bei jedem persönlichen Zweikampf mit Männern begiebt; und es zeigt von neuem die Bedeutsamkeit jener Warnung: „Gehe in keinen Kampf mehr!" Ja, ihr Todeswort gegen Lionel: „Erleide, was du suchtest! Die heilge Jungfrau opfert dich durch mich!" in neuer tragischer Ironie fällt es auf sie selbst zurück! Gesucht hat sie selbst den Kampf und die Männer zum Kampf, um sie wahnerhitzt zu opfern; jetzt erleidet sie, was sie gesucht: die Fügung von oben opfert sie selbst durch den Mann, den sie töten will.

Und nun endlich muß auch sie es sehen und erfahren — was ihre Freunde befürchtet haben und auch wir längst ahnen: daß ihr Schwert, so gehandhabt, so in irdischer Leidenschaft geführt, nicht mehr das sieghafte „Schwert ihres Gottes" und das heilige Symbol der „Prophetin", nein, nur noch ein „Werkzeug irdischer Gewalt" in bloßer Weibeshand ist; muß es erleben, daß die blutbefleckte Waffe, noch kurz vorher von ihr als „Racheschwert" angerufen (S. 161), sich nunmehr gleichsam zu furchtbarer Nemesis gegen sie selber kehrt und ihr schließlich sogar vom Gegner eigenhändig entrissen wird — „zum Pfande, daß er sie wiedersehe", d. h. nach der späteren Entwicklung (V, 5. 6): zum Pfande, daß sie zur Sühne auch noch mit der höchsten Demütigung, der tiefsten Tragik büßen soll.

17. Was nun ſchließlich dieſe ganze letzte Sühne- und damit zugleich die Läuterungs- und Verklärungshandlung ſelbſt betrifft, ſo habe ich ſchon früher, wenigſtens nach zwei Seiten hin, dargelegt, wie auch hier alles ſich mit meiner Geſamtauffaſſung trefflich reimt und welche hochbedeutſamen Züge dieſelben immer neu beſtätigen, wo nicht gar fordern.

Einmal habe ich nachgewieſen (S. 137 flg.), wie der Dichter Johanna gerade bei ihrem letzten Heldentum und Triumphe ganz wieder auf der idealen Höhe der wundermächtigen Prophetin, der reinen Gottesſtreiterin darſtellt, wo irdiſche Leidenſchaft, Hybris und Wahn tief unter ihr liegen. Sodann (S. 151 flg.), wie bei jenen Szenen ihrer Selbſtläuterung und Sühne gerade auch die Rückbeziehung auf ihre frühere exaltierte Selbſtüberhebung deutlich hervortritt und ſie ihrerſeits in demütiger Erkenntnis reuevoll dafür büßt. Zur Vervollſtändigung deſſen mag noch folgendes dienen.

Zu einer Selbſterkenntnis ihrer Schuld kann Johanna überhaupt erſt dadurch kommen, daß ſie aus jener Höhe exaltierter Leidenſchaft und blinden Wahns, in der wir ſie eben noch ſahen, jäh und furchtbar herabgeſtürzt wird. Dies geſchieht alſo in der Lionelſzene durch die Verliebung, welche demnach auch aus dieſem Zuſammenhange zunächſt als unwillkürlicher pſychologiſcher Rückſchlag, und in der Ökonomie des Ganzen als gerechte Nemeſis, als eine gottverhängte Strafe erſcheint. Dieſe zieht ſie freilich durch ihre eigene unbewachte Selbſtüberſpannung auf ſich herab und muß ſie mit all ihren furchtbaren Folgen ertragen; aber weiterhin ſoll dieſelbe doch zugleich zu ihrer inneren Läuterung und Klärung dienen und eben damit zu ihrer ſchließlichen Wiedererhebung und Verklärung führen. Im einzelnen entwickelt ſich dies ſo.

Die Liebe, die, wie früher gezeigt (S. 117 flg., S. 119 Anm.), im erſten Moment unwillkürlichen Einſchlagens unmöglich ſchon als objektive Schuld, ſondern eben nur als „Schickung“, als Verhängnis der waltenden Nemeſis gelten kann, verdichtet ſich doch einerſeits, trotz verzweifelten Widerſtandes der Heldin, mehr und mehr zu einer wirklichen Schuld, weil Johanna, eben infolge ihrer ſelbſtverſchuldeten früheren Exaltation nun nicht mehr ruhige Selbſtbeſinnung, Klarheit und geſammelte Willenskraft genug beſitzt, um in allgewaltiger Aufraffung das plötzliche Gefühl raſch und gründlich zu erſticken. Für unſern objektiven Standpunkt bleibt dieſe Schuld verhältnismäßig gering; und nach meiner Auffaſſung erſcheint ſie zudem als bloße Folgeſchuld jener eigentlichen Urſchuld der Hybris und Ate, laſtet auch auf ihr ſelbſt mehr als furchtbarer vergeblich bekämpfter Bann, denn als ſelbſtgewollte und mit geheimer Luſt gepflegte Sünde. Aber ihr ſelbſt, ſubjektiv, muß dennoch gerade dieſe Nebenſchuld zunächſt als die furchtbare Hauptſchuld ſich aufdrängen, als der

schreckliche Bruch ihres Gelübdes, der sie zur Verzweiflung treibt. Denn dieselbe ist ja als das Unerwartetste, das Verabscheuteste von allem über sie gekommen. Sie, die reine, männerscheue Jungfrau, über deren kühle Herbigkeit schon im Prolog der Vater klagt; die ihrer eigenen, uns ja so sympathischen und vom Dichter überall deutlich markierten Liebefähigkeit und Liebebedürftigkeit bisher schlechthin unbewußt geblieben und nach dieser Seite noch von keiner Versuchung innerlich berührt worden ist; die vielmehr vor dem „Männerauge schon, das sie begehrt", nur „Grauen und Entheiligung" empfunden und daher geglaubt hat, gerade zu stetiger weiterer Selbstverhärtung am Kampfgetümmel persönlich sich beteiligen zu müssen: gerade sie muß, und gerade unter diesen Umständen, in diesem Momente, und vollends für den Nationalfeind, in jener Liebe entbrennen, die sie in höchster Selbstsicherheit so verschworen und bald verächtlich, bald zornentflammt als das schlechthin Unmögliche weit von sich gewiesen hat! In der That, vor diesem niederschmetternden Eindruck muß alles andere zunächst zurücktreten; auf dieses Schuldbewußtsein muß sich all ihr Denken und Fühlen konzentrieren; und auch in ihren Reden und Selbstanklagen kann zunächst nur dies als die allbeherrschende Hauptsache hervortreten.[1])

Das geschieht denn bekanntlich auch in ihrem Monolog (IV, 1) und verrät abermals Schillers psychologischen Tiefblick. Dagegen ist aus diesem Sachverhalt noch gar nicht zu folgern, was viele daraus ab-

---

1) Nachtrag. Hier stimme ich wieder mit Valentin überein. Auch der betont (S. 676 flg. 681) Johannas keusche Unempfindlichkeit. Das Verbot der Männerliebe bedürfe sie eigentlich gar nicht; sie sei eine wirklich keusche Magd schon vor der Berufung und eben auch nur deshalb berufen; so sei die Fortführung dieses Zustandes für sie keine Last, keine Schranke, koste ihr kein Opfer. Darin bleibe sie auch bis zur Lionelszene unverändert; keine noch so leise Vorbereitung erfolge, nichts deute auch nur entfernt auf eine sich nähernde Sinnesänderung hin. So fragt er mit Recht: Und trotzdem solle in dem Knalleffekt einer dennoch plötzlich auftauchenden Liebesglut des Dramas Grundmotiv liegen? Und er schließt: So verwerflich und unbegreiflich als Hauptmotiv, so berechtigt werde der Effekt, wenn er „als dienendes Glied sich einem Höheren unterordne". Also ähnlich wie ich eingangs sage (S. 121, Anm. a. E.): Auch Bellermanns Begründung der Verliebung aus Johannas Naturanlagen erkläre nur ihre allgemeine Möglichkeit; aber für den wirklichen Eintritt gerade dieser unter so erschwerenden Umständen, so jäh, so allgewaltig erfolgenden Liebe bedürfe es noch einer ergänzenden Erklärung. — Als jenes ergänzende zweite und Hauptmotiv bezeichnet dann — um auch dies nochmals kurz zusammen zu stellen — Valentin ja den Hochmut und die Eitelkeit Johannas, also eine vor allem ethisch schwer wiegende wirkliche Schuld, und entwickelt dann die Verliebung als die von der Schutzheiligen, also von außen, überirdisch verhängte Strafe. Ich dagegen betone eine zunächst mehr pathologisch zu begreifende Gefühlsüberhitzung und Phantasieüberhebung, aus der sich eine ethische Schuld erst allmählich entwickelt

leiten: daß die Verliebung nun auch thatſächlich, objektiv, Johannas einzige Schuld ſei und bleibe! Diejenigen Erklärer, die von keiner anderen wiſſen wollen, die jede Art von Selbſtüberhebung, Grenzüberſchreitung, Leidenſchaft, Wahn, ſchlechthin leugnen: die müßten eben nachweiſen, daß davon überhaupt keine Andeutung vorkomme und in Johanna ſelbſt auch nicht die geringſte Erkenntnis von etwas derartigem aufdämmere. Aber das iſt ebenſowenig der Fall, daß umgekehrt ſogar ſchon in jenem Monolog ſelber und vollends ſpäter neben der Hauptklage über die immer noch nicht ertötete Liebesſchuld, deutlich auch jene früher (S. 151 flg.) zitierten Beziehungen auf die Schuld der Selbſtüberhebung hervortreten, welche es zweifellos machen, daß in Johanna auch hierüber mehr und mehr die Selbſterkenntnis durchbricht.

Dieſelbe Beziehung erhellt auch weiterhin aus dem von Schiller doch wohl abſichtlich ſo markierten Kontraſt, in den die nunmehrige gottergebene Demut und Gelaſſenheit der Büßerin zu der früheren eigenmächtig-ſelbſtgewiſſen Leidenſchaft der Kämpferin und Töterin tritt. Insbeſondere dürfen hierher die vielumſtrittenen Worte Johannas zu Raimond gezogen werden (V, 4). Wenn ſie geſteht: „in der Oede lernt ich mich erkennen", und dann ſagt:

Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich —

---

und erkläre die Verliebung aus dem — zwar auch nach göttlich-ſittlichem Weltgeſetz notwendigen, aber doch rein innerlich-pſychologiſch ſich vollziehenden Umſchlag aus dem einen Extrem ins andere. Dagegen ſtimmen wir darin überein, daß Johannas Schuld — ſo oder ſo gefaßt — ſich in ihr ganz unbewußt entwickelt. Auch B. erklärt (S. 683): „Wäre Johanna ſich des Vorgangs (der Selbſtüberſchätzung) bewußt, ſo geböte ſie ihm ſofort Halt, wie es in der That geſchieht, ſowie das Bewußtſein ihres Handelns bei ihr eintritt. Dadurch aber, daß der Dichter mit feinſtem Verſtändnis des Menſchenherzens dieſen Prozeß ſich unbewußt entwickeln läßt, gewinnt er den Vorteil, daß unſere Sympathie der Heldin nicht verloren geht, daß ſie vielmehr wächſt, wenn wir verfolgen, wie die Gefahr die Ahnungsloſe umlauert und ſie immer enger und ſicherer umgarnt." — Endlich ſtimmen wir auch in dem Entwicklungsgange der Selbſt- und Schulderkenntnis und der Läuterung im weſentlichen überein. Denn auch B. ſagt (S. 689): Gerade weil Johanna aller geſchlechtlichen Regung fern und die Keuſchheit ihr natürlicher Zuſtand ſei, gerade darum ſei die Umkehr desſelben, die Erweckung geſchlechtlicher Neigung, die ſicherſte Strafe und das wirkſamſte Mittel, ſie zum Bewußtſein ihres viel tiefer liegenden Vergehens zu bringen. Sie ſei allerdings zunächſt von deſſen richtiger Erkenntnis ſo fern, daß ſie zuerſt das Nächſtliegende als Grund ergreife; ſie wähne, eben dieſe Liebe ſei der Bruch ihres Gelübdes, und erſt allmählich komme ſie zu der Erkenntnis, daß die Überhebung die wahre Quelle ihres Vergehens ſei.

so liegt darin, daß jener erste Monolog der Selbstanklage noch keineswegs Johannas vollständige Selbsterkenntnis und Läuterung darstellen soll, sondern nur den Anfang eines längeren Seelenkampfs, in dem sie sich erst nach und nach zu voller Klarheit durchringt. Und wenn sie ferner bekennt:

Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien —

so braucht man daraus zwar keineswegs mit Düntzer u. a. die Selbstanklage auf weltliche Ehrsucht und selbstische Hoffart herauszulesen, aber anderseits doch das Wort auch nicht auf die Krönungsszenen und ihre Verzweiflung während dieser zu beschränken. Sondern man darf es vollberechtigt auch auf die Erinnerung an jene inneren Seelenkämpfe in Akt III, 4 — 9 mitbeziehen, die ich oben erörtert habe (S. 160 flg.). Auf diese ganze Zeit gehen ja auch ihre selbstvergessenen Worte zu den Schwestern (IV, 9, 2905 flg.), wo ihr all das Erlebte vorkommt wie ein „langer Traum" von „Königen und Schlachten und Kriegsthaten" und wo sie, wiederum in jener schon früher (S. 118) betonten, echt weiblichen und echt bußfertigen Übertreibung, ihre gesamte Heldenlaufbahn aus der Wirklichkeit tilgen möchte.

18. Scheint mir hier also alles klar zu sein und mit meiner Gesamtauffassung durchaus zu stimmen, so erhebt sich endlich als letzte Frage die: ob Johanna auch eine Selbsterkenntnis ihrer Grenzüberschreitung, ihres Wahns von vermeintlicher Tötungspflicht verrate und auch in dieser Hinsicht büße und sühne — in der That die letzte und für manche Gegner vielleicht die Hauptprobe, die meine Darlegung zu bestehen hat.

Da muß ich nun allerdings einleitend sagen: selbst wenn direkte Selbstaussagen Johannas darüber fehlten, so würde ich an der ganzen Auffassung und ihrer eingehenden Begründung doch unbedingt so lange festhalten zu müssen glauben, bis mir die letztere durch zwingenden Gegenbeweis ebenso unmittelbar aus dem Text in seinem Zusammenhange und ebenso Stein für Stein zertrümmert wäre, wie ich sie aufgebaut zu haben überzeugt bin. Ich würde mich dabei über diese Lücke in Schillers großem Kunstwerk ebenso trösten, wie es bisher noch alle Erklärer über die schwankende, am meisten umstrittene und immer noch nicht voll aufgeklärte Erscheinung des schwarzen Ritters thun müssen. Und um so mehr würde ich mich über die fehlenden Worte, über den Mangel ausdrücklicher Erklärungen trösten, je sicherer ich nachgewiesen zu haben glaube: erstlich, wie sie schon mitten in der Schuld büßen muß

(S. 155 flg.) und innerlich leidet; ſodann (S. 137 flg.), wie ihr thatſächliches Schluß-Verhalten, insbeſondere auch ihre letzte große Heldenthat zur urſprünglichen Idealhöhe zurückkehrt und zu dem dazwiſchen liegenden Stadium der Wahnleidenſchaft in ſchärfſten Gegenſatz tritt, alſo eo ipso die faktiſche Läuterung und Sühne darſtellt und eben deshalb auch den Rückſchluß auf entſprechende Selbſterkenntnis fordert.

Hiergegen ſpricht nämlich auch keineswegs die Energie ihres Schlußworts an Lionel (V, 9). Die anfängliche Schroffheit: „Du biſt der Feind mir, der verhaßte, meines Volks" erklärt ſich ja aus der ganzen Lage: aus ihrer völlig wiedergefundenen und ſelbſt aus der letzten furchtbaren Seelenerregung (V, 6) vor dem Zuſammentreffen mit ihm ſiegreich wiedergewonnenen Ruhe, ſowie aus dem klar erkannten Bedürfnis des unbedingten und endgültigen Trennungsſchnitts, der in den Worten folgt:

Nichts kann gemein ſein zwiſchen dir und mir!
Nicht lieben kann ich dich!

Wie weit aber trotzdem dies alles von jener früheren Wahnleidenſchaft entfernt iſt, zeigt gleich die folgende mild-ernſte Erklärung:

Doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker ...

Und auch ihre wieder aufflammende nationale Begeiſterung in dieſer Szene und ſpäter, wo ſie auf dem Warttum dem Schlachtbericht des Soldaten bald begeiſtert bald entſetzt folgt: auch die hält ſich, wie früher dargelegt (S. 137 flg.), rein in der urſprünglichen großen Geſamtauffaſſung ihres Berufs. Und nur in und kraft dieſer vermag ſie nunmehr die tiefſte Demütigung, die härteſte Probe in Erhebung und Sieg umzuwandeln und das Wunder von neuem an ihre Erſcheinung zu feſſeln.

Alſo dieſer durchgängige thatſächliche Kontraſt würde mich vollſtändig über die Richtigkeit meiner Anſchauung beruhigen, auch wenn ich keine direkten Wortbeziehungen auf jenen Wahnirrtum nachweiſen könnte. Dies um ſo mehr auch deshalb, weil ich ja früher ſtets betont habe (vergl. S. 147 flg., 149 flg.), wie der Wahn ſelbſt kaum eine eigentliche Schuld darſtellt; wie Johanna ſich deſſen unbewußt bleibt, ja ſich wider ihre Natur zwingen und das härteſte Opfer bringen zu müſſen glaubt. So kann ſie auch ſpäter ein ſpezielles Schuldgefühl darüber kaum empfinden, zumal wo ſich in ihr alles auf den einen ſchrecklichen Punkt der Verliebung konzentriert. Aber nun glaube ich ſchließlich doch ſogar jenen Nachweis führen zu können, und zwar aus zwei Stellen, aus denen mir unwiderleglich Johannas bußvolle Selbſterkenntnis auch in dieſer Hinſicht hervorzugehen ſcheint.

Die eine ist das schon ganz zu Anfang (S. 115) zitierte Wort gleich aus ihrer ersten Selbstanklage, wo sie die auftauchende Entschuldigung, als habe sie Lionel aus Mitleid verschont, in unerbittlicher Selbstprüfung wieder abweist. Wenn sie da spricht:

Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Arglistig Herz! Du lügst dem ewgen Licht:
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht! —

liegt dann nicht in diesen Worten die ausdrückliche unwillkürliche Anerkennung: einmal, daß Mitleid und Menschlichkeit als „fromme" Tugenden, als „Stimme" von oben, auch ihrerseits keine Sünde, vielmehr mit ihrem Beruf sehr wohl vereinbar gewesen wären? und sodann unmittelbar daraus folgend und namentlich durch die vorwurfsvolle Selbstfrage markiert: daß jene mitleidslosen Tötungen, jenes „Verstummen" der Menschlichkeit in Wahrheit kein Gehorsam gegen einen wirklichen Gottesbefehl, sondern der Ausfluß ihrer eigenen Leidenschaft gewesen sind? In der That, daß Schiller gerade hier, wo doch ihre Seele ganz von dem neuesten Entsetzen erfüllt ist, wo es also psychologisch nicht nötig gewesen wäre, sie dennoch in reuevoll-schmerzlicher Selbsterkenntnis auf ihr früheres Thun zurückgreifen läßt: das allein genügt m. E. schon, um die vorgetragenen Anschauungen neu zu bestätigen. Natürlich liegt der Sprecherin selbst die ganze Entwicklung nicht so klar vor Augen, wie uns; sie empfindet jetzt nur instinktiv, erschüttert, all jenes Blutvergießen, vor dem sie selbst ja anfangs geschaudert, als etwas Furchtbares. Und dieses Gesamtgefühl spricht sich dann hernach in der Klage aus:

Mußtest du ihn auf mich laden
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

eine Klage, in der ja der Wahn von jenem angeblichen „furchtbar bindenden Vertrag" und der Selbstverhärtungspflicht noch wieder auftaucht und sich mit der eben erkannten Wahrheit mischt, jedoch eben nur als Klagestimmung und um späterer Vollerkenntnis zu weichen.

Daß nämlich letztere schließlich auch in dieser speziellen Richtung eintritt, dafür zeugt m. E. endlich die eben berührte Stelle (V, 6), wo Johanna, in furchtbarstem Entsetzen vor einem Zusammentreffen mit Lionel, die englischen Soldaten auffordert, sie sofort zu töten. Hier droht ihr ja die letzte schwerste Probe, und wir sehen das letzte Auf-

bäumen ihrer eigenen Natur vor der furchtbaren Schickung Gottes. Hat sie bei der ersten Kunde davon schon der Isabeau entsetzt zugerufen:

Zu Lionel? Ermorde mich
Gleich hier, eh du zu Lionel mich sendest —

so sucht sie, als das vergeblich ist, die Soldaten zur Rachewut gegen sich selbst aufzustacheln:

Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz,
Reißt mich entseelt zu eures Feldherrn Füßen.

Und nun das — ob auch zu ganz anderem Zwecke gethane und leidenschaftlich übertriebene, so doch indirekt um nichts weniger ehrliche Bekenntnis:

Denkt, daß ichs war, die eure Trefflichsten
Getötet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engelländschen Bluts
Vergossen, euren tapfren Heldensöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blutge Rache! Tötet mich!
Ihr habt mich jetzt .....

Natürlich in diesem Zusammenhange kein Schuldbekenntnis in sittlichem Sinne wie das vorige; auch nicht in direkter Reuestimmung gethan — denn ähnlich wenigstens könnte sie ja auch dann sprechen, wenn sie bei vollkommen idealer Berufserfüllung nicht persönlich getötet, sondern nur indirekt den Feinden all den Schaden zugefügt hätte. Allein den eigentlichen Nerv des ganzen Aufrufs bilden doch die Worte, die von ihrer persönlichen Mitleidslosigkeit handeln und teilweise wörtlich an die zu Montgomery gesprochenen anklingen. Und indem sie jetzt die Feinde gerade dafür zur Rache aufruft, diese Rache ausdrücklich als gerecht und ihre eigne Ermordung als ein in diesem Sinne wohlverdientes Schicksal hinstellt, also dafür zu sühnen und zu büßen sich bereit erklärt, ja, den Tod geradezu als Gesamtsühne für alles Verschuldete, als Ende all des erlebten Schrecklichen innigst herbeiwünscht: so setzt das alles eben jene inzwischen eingetretene Vollerkenntnis oder wenigstens Vollempfindung voraus, die vorhin noch zu vermissen war.

Also auch hier glaube ich durch die tieferen Zusammenhänge und Wechselbeziehungen, die sich überall aufdrängen, immer neu meine Auffassung bestätigt zu sehen, die ich zum Schlusse nochmals kurz zusammenfasse.

Schon vor der Lionelszene mit ihrer immerhin entscheidenden Wendung verstrickt sich Johanna — eben von der Nachtszene II, 4 und den Montgomeryszenen als der „Achse der Tragik" ab — in jene, zunächst allerdings noch unbewußt-wahnhafte und gerade deshalb um so

tragischere **Doppelschuld:** einmal der gewaltsam-eigenmächtigen **Grenzüberschreitung** ihres reinen Propheten- und Führerberufs durch persönliche Einmischung in den Einzelkampf und blutige Tötung einzelner, sogar wehrloser Feinde; anderseits, untrennbar damit verbunden und wechselseitig bedingt, der momentan-exaltierten **Selbstüberhebung** in Leugnung all ihrer irdisch-natürlichen Beziehungen und in Selbstvergleichung mit den Engeln Gottes. Infolge dieses leidenschaftlichen Übermaßes fällt sie unwillkürlich aus ihrem bisherigen seelischen Gleichgewicht und — in ganz naturgemäßen Stimmungsrückschlägen, zugleich unterm Eindruck der äußeren Handlungskontraste — aus einem Extrem ins andere. So wird sie schließlich bis zu solcher Höhe unbewachter Selbstüberhitzung getrieben, wo als ebenso psychologisch natürliche Folge der jäheste Umschlag ins gerade Gegenteil droht und in der Lionelszene, in gottverhängter Nemesis-Fügung, auch thatsächlich eintritt, um sie nun in wirklich bewußt-empfundene Schuld und Gewissensqual zu stürzen. Alles das eine Wirkung des ungeheueren **Gegensatzes,** auf dem sich **die ganze Seelenhandlung** des Stücks aufbaut: des **Widerspruchs, in den Johannas echt weibliche Natur,** wie sie der Dichter nun einmal in Kontrasten angelegt und durchgeführt hat, **notwendig mit sich selbst** und mit derjenigen **Auffassung** ihres Berufs geraten muß, welche sich ihr allmählich aus der Rückwirkung der wildbewegten Kriegseindrücke auf ihre glühende Phantasie und energische Leidenschaftlichkeit aufdrängt. Alles das aber durchweg verbunden mit dem vollbeabsichtigten, stets wieder hindurchbrechenden Kontrast der sympathischesten Charakterzüge, der edelsten Bethätigungen, sodaß dadurch die Tragik nur um so erschütternder wirkt. Und diese letztere selbst endlich hinausgeführt und gesteigert zu einer Buße und Sühne, gekrönt durch eine Läuterung und Verklärung, vor der schließlich all jene Schatten schwinden, um nur noch den einen tief ergreifenden Gesamteindruck der rührenden Lichtgestalt übrig zu lassen.

Das also ist meine Auffassung in ihrem Zusammenhange und ihrer Begründung. Den verehrten Lesern überlasse ich das Urteil, ob sie wirklich nur auf „Unterschiebungen" und „Falschverständnissen" beruht und eine „völlig mißglückte Spitzfindigkeit" ist; oder ob sie doch das gründliche und redliche Bemühen um Verständnis des Textes im einzelnen und des Stücks im ganzen zeigt und wenigstens insoweit Beachtung verdient. Daß überhaupt immer neue Erklärungen unabhängig von einander auftauchen, denen das Verliebungsmotiv allein als unzureichend erscheint und denen das Stück selber ein tiefer liegendes aufdrängt: schon das sollte den Gegnern zu denken geben, ob sie sich wirklich noch bei ersterem so ausschließlich beruhigen können. Welche Anschauung schließlich siegen wird, muß die Zukunft lehren.

Die ſtiliſtiſche Eigenart der Homerüberſetzungen von Bürger und Voß am erſten Geſang der Ilias erläutert.

Von H. Crämer in Crefeld.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts iſt reich an deutſchen Überſetzungen römiſcher und griechiſcher Klaſſiker. Beſonders war es Homer, der Deutſchlands Dichter öfters beſchäftigte. Bodmer (1778), Fr. L. Graf zu Stolberg und E. W. von Wobeſer (1781—1787, 3 T.) wagten eine Überſetzung in das Deutſche.[1]) Nachdem Bürger bereits 1771 Teile der Ilias in fünffüßigen Jamben übertragen hatte,[2]) erſchienen von ihm im Jahre 1784 die vier erſten Geſänge in Hexametern.[3]) Vollſtändig lag aber die Ilias Homers erſt 1793 durch die Überſetzung von J. H. Voß vor;[4]) vorausgegangen war ſchon 1781 die Überſetzung der Odyſſee.[5]) Während die Überſetzungen der drei erſtgenannten jetzt faſt vergeſſen ſind, werden diejenigen von Voß und Bürger noch heute geleſen, Bürger natürlich bei weitem weniger als Voß, da ſein Werk ja leider ein Fragment geblieben iſt. Wohl hat die Kunſt beider im allgemeinen wiederholt in litterarhiſtoriſchen Arbeiten eine Würdigung gefunden, die Eigenheiten ihrer Sprache und ihres Stils im einzelnen haben aber bisher noch keine Prüfung erfahren. Es mag daher hier der Verſuch gemacht werden, an einem kleinen Abſchnitt aus den Überſetzungen von Bürger und Voß, dem erſten Geſange der Ilias, die ſtiliſtiſche Eigenart beider zu erläutern.

Zum Zwecke einer ſolchen Unterſuchung wird man ſich zunächſt zu verſtändigen haben, was man überhaupt unter Stil zu verſtehen hat. Denn zuerſt muß man ſich über das Allgemeine und Anerkannte klar ſein, ehe man eine Eigenart eines beſonderen Schriftſtellers verſtehen kann. Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt ja nicht nur, aufzuzählen, wo eine Eigentümlichkeit ſich findet, ſondern ſie ſoll einzudringen verſuchen in den Geiſt des Schriftſtellers und ſeines Werkes und daraus, ſoweit dies möglich iſt, die Eigenart erklären, das heißt Grund und Folge zu erkennen ſtreben. Die Stiliſtik hat es zu thun mit der formalen Seite

1) Vgl. A. Koberſtein, Geſch. d. deutſchen Nationallitteratur. Leipzig 1872⁵. IV S. 246.

2) Im 6. Bd. von Klotzens deutſcher Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften S. 1—41; deutſches Muſ. und deutſcher Merkur v. 1776.

3) Journal von und für Deutſchland Bd. I.

4) Homers Werke von J. H. Voß. Altona 1793, 4 Bd.

5) Homers Odyſſee überſ. v. J. H. Voß. Hamburg 1781.

der Sprache, ihr Gegenstand ist die Oberfläche der sprachlichen Darstellung, nicht die Idee, der Stoff, sondern lediglich die Form, die Wahl der Worte, der Bau der Sätze.[1]) Nun aber ist die Form der Darstellung immer mehr oder weniger bedingt durch den Willen des Darstellers oder den Inhalt, oder anders ausgedrückt: das Dargestellte ist abhängig vom Darsteller und dem Darzustellenden. Eine meiner Meinung nach sehr treffende Definition des Begriffs Stil giebt Wackernagel a. a. O. S. 313. Es heißt dort: „Stil ist die Art und Weise der Darstellung durch die Sprache, wie sie bedingt ist teils durch die geistige Eigentümlichkeit der Darstellungen, teils durch Inhalt und Zweck des Dargestellten." Gehen wir von dieser allgemeinen Definition aus, so haben wir zugleich die subjektiven und objektiven Gründe für die stilistische Eigenart eines jeden Schriftstellers.

Die Aufgabe der Stilistik ist nicht, zu zeigen, wie ein Schriftsteller hätte schreiben sollen, sondern wie er nicht hätte schreiben sollen. Die Aufgabe dieser Abhandlung wird sein, zuerst die stilistischen Auffälligkeiten und Eigentümlichkeiten aufzusuchen, sodann zu messen am stilistischen Gesetz und schließlich, sie, so weit möglich, zu erklären. Die Untersuchung der stilistischen Eigentümlichkeiten der Homerübersetzungen von Bürger und Voß im besonderen wird darauf auszugehen haben, den Wortschatz und die Syntax zu prüfen.

Was zunächst die griechischen Eigennamen betrifft, so begegnen wir bei Bürger folgenden in griechischer Form:

Aides 3.
Zeus 5, 9, 74, 86, 129, 175, 238, 333, 422, 497, 501, 502, 532, 577.
Agamemnon 6, 11, 24, 91, 94, 102, 130, 172, 203, 285, 318, 334, 354, 368, 377, 386, 410, 441, 505.
Leto 9, 36.
Chryses 11, 111, 182, 369, 441.
Atreus 16, 17, 24, 59, 102, 203, 224, 247, 282, 312, 354, 374, 377, 410.
Priamos 19, 255.
Kronion 21, 279, 396, 404, 419, 501, 507, 527, 551, 559, 588.
Argos 30, 79.
Chryse 37, 100, 430.
Killa, Tenedos 38, 551.
Smintheus 39.
Here 55, 195, 208, 398, 521, 544, 571, 594, 610.
Kalchas, Testors Sohn 69, 86, 105.
Ilion 71.
Achaia 237, 367, 391.
Klytaimnestra 113.
Troia 129.
Aias 138, 144.
Odysseus 145, 310, 429, 439.
Chryseis 143, 309, 368, 438.
Idomeneus 144.
Phthia 155, 169.

1) Vgl. W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Halle 1873, S. 312 flg.

Menelaos 159.
Briſeis 184, 322, 335, 345.
Hektor 242.
Peleus 245, 277, 306, 488.
Pylos 248.
Neſtor 248, 251, 269.
Peirithoos, Dryas 263.
Kaineus, Exadios, Polyphemos 264.
Aigeus, Theſeus 265.
Talthybios, Eurybates 319.
Patroklos 336, 344.
Eetion 365.
Briſes 391.
Poſeidaon 399.
Briareus, Aigaion 402.
Paian 472.
Eos 476.
Thetis 511, 537, 555.
Hephaiſtos 570, 599, 606.
Lemnos 592.

Troer 152, 160, 164, 256, 407, 508, 520.
Apier 266.
Olympier 398, 507.
Myrmidonen 180, 327.
Menotiaden 307.[1])
Aithiopen 423.
Sintier 593.
Kentauren 268.
Theben 365.

Voß hat die griechiſchen Namen faſt durchgängig ebenſo übertragen. Die Unregelmäßigkeiten bei ihm werden ſich weiter unten ergeben. Bei beiden iſt betreffs der Übertragung der griechiſchen Eigennamen ins Deutſche anzuerkennen, daß ſie ſich frei gehalten haben von jeder unſinnigen Verdeutſchung, wie ſie üblich war zur Zeit der Puriſten, wie beiſpielsweiſe des Philipp von Zeſen (1619—1689). Denn nur als eine unglückliche Geſchmacksverirrung kann man es bezeichnen, wenn man die ſchönen Namen der klaſſiſchen Mythologie in der Weiſe verunſtaltet, daß aus Pallas Kluginne, aus Diana Weidinne, aus Juno Himmelinne wird.[2]) Dabei lag für Voß ſowohl als für Bürger die Gefahr gar nicht zu fern. Gab es doch zu ihrer Zeit auch wieder Puriſtenvereine, als deren Hauptvertreter man vielleicht H. Campe (1746—1818) bezeichnen kann. Haben ſich dieſe Puriſten auch vielleicht nicht an den Eigennamen vergriffen, ſo ſind doch ſolche Ausdrücke wie „Leibwachgaulerei“ für Gardekavallerie immer noch ſtark genug. Dieſes Freihalten von ſolchen Geſchmackloſigkeiten iſt beiden Überſetzern zur Ehre anzurechnen.

Dabei iſt aber nicht zu verkennen, daß ſie ſich einige Unregelmäßigkeiten erlaubt haben, daß ſie in manchen Übertragungen inkonſequent verfahren ſind. So ſind bei Bürger unregelmäßig behandelt, indem bald die griechiſche, bald die verdeutſchte Form verwendet wird, die Namen:

---

1) Griech. *σύν τε Μενοιτιάδῃ*. Bürger überſetzt „ſamt den Menotiaden“. Er hat Wort und Sinn der Stelle offenbar mißverſtanden.

2) Vergl. Wackernagel a. a. O. S. 340.

Achilleus 7, 121, 131, 148, 215, 240, 321, 329, 347, 488, 557 neben Achill 54, 74, an Stellen, wo Voß stets die griechische Form Achilleus schreibt;

Olympos 401, 418, 424, 496, 498, 529 neben Olymp 493;

Achaier 15, 61, 90, 123, 127, 135, 162, 244, 254, 276, 373, 443, 453, 472, 508, 557 und Danaer 22, 258, 343, 455, 546 neben dem häufigen Griechen 2, 12, 17, 50, 87, 109, 118 150, 163, 229, 241, 284, 370, 381, 382, 388, 408, 421, 444, 477;

Peleide 1, 321, wie Atreide 191, 232 und das aus dem Griechischen wörtlich übernommene Atreides 308 neben der latinisierten Form Pelide 58, 84, 146, 188, 197, 199, 223, 282, 292, 318[1]). Auffällig ist ferner die Übersetzung von *Ὠκεανός* durch

Ozean 422, wo Voß besser Okeanos beibehält. Ein Wechsel des Ausdrucks zeigt sich bei zwei Namen, ohne daß die griechische Vorlage in Rücksicht gezogen wird:

Phoibos Apollon 14, 43, 64, 182, 382, 456, 602 heißt bald Phoibos 23, 376, 442, bald Apollon 21, 36, 72, 75, 86, 369, 437, 478. Auch Voß hat sich diesen Wechsel gestattet.

Beide brauchen auch Pallas Athene 399 neben Athene 206 und Athenaia 194, 200, 221. Den Genetiv von Athenaia bildet Bürger Athenaiens (Gestalt 200, Gebot 221).

Wie schon erwähnt, stimmt Voß im allgemeinen mit Bürger überein. Im einzelnen ist er jedoch mehrfach in auffälliger Weise inkonsequent. Dies betrifft besonders die Transskription griechischer Diphthonge. Es ergiebt *αι* bald ä wie in Klytämneſtra 113, Athenäa 194, 221, Päan 473, Käneus 264, bald auch ai in

achaisch 251,
Achaier 2, 15, 17, 22 u. a.,
Aigeus 265,
Hephaistos 271, während der Diphthong *οι* stets zu ö wird, wie z. B. in Phöbos. Inkonsequent hat Voß neben Atreione (387 *Ἀτρείων*) die latinisierte Form
Atride 191, 232, 247, welche bei Bürger richtiger Atreide lautet.

Sonst hat Voß

Thebe 366,
Peleione 188 (*Πηλείων*),
Peleiade 1, 322,

1) Bürger übersetzt *Ἀχιλλεύς* öfters ungenau durch Pelide 58, 84.

Uranionen 570 (himmliſche Götter bei Bürger), dem Text entſprechend festgehalten.

Während Bürger die joniſchen Formen Homers ſtreng beachtet, findet ſich bei Voß neben dem joniſchen Poſeidon, Athene auch die attiſche Form Chryſa (37, 100, 390). Völlig unrichtig iſt ſeine Bildung Ais 3 für Aides oder Hades.

Worin beſteht nun die Eigentümlichkeit dieſer Worte? Wir Deutſchen ſind im Übertragen der fremden Eigennamen ſehr inkonſequent. Man beobachte nur zum Vergleich, wie ſich die Griechen die aſiatiſchen Namen mundgerecht gemacht haben, wie ſie mit Leichtigkeit aus Kuruſch *Kῦρος* bildeten, und man vergleiche heute wieder, wie die Franzoſen die fremden Namen franzöſieren. Man darf wohl ſagen, daß in dieſer ſouveränen Umbildung ein gewiſſes Selbſtgefühl der Sprache und des Volkes ſich zeigt. Unſer ſpät erwachtes Einheitsgefühl tritt auch hier in ſolchen Kleinigkeiten zu Tage. Jeder ſpricht die Eigennamen nach ſeinem Geſchmack bald griechiſch, bald lateiniſch, bald deutſch. Welche Inkonſequenz herrſcht nicht in dieſer Hinſicht z. B. in der Übertragung der griechiſchen, lateiniſchen und engliſchen Namen aus den Shakeſpeareſchen Stücken!

Gehen wir von der Betrachtung der Eigennamen zu den Subſtantiven über, ſo treffen wir bei Bürger folgende auffällige Formen[1]):

Gevögel 4 *οἰωνοί*,
Raubmahl 5 *ἑλώρια*,
Völkergebieter 16, 374 *κοσμήτορε λαῶν*,
Völkerbeherrſcher 441, 505 *ἄναξ ἀνδρῶν*,
Fernhintreffer 21, 96, 110, 147, 369, 437, 474, 478, *ἑκηβόλος*,
Gewebe 31 *ἱστός* für Webſtuhl,
Silberbogner 37, 451 *ἀργυρότοξος*,
Herzensverlangen 41 *ἐέλδωρ*,
Mäuler 50 *οὐρῆες* für das gewöhnlichere Maultiere,
Traumausdeuter 63 *ὀνειροπόλος* für Traumdeuter oder Traumausleger,
Sühnhekatombe 99, 142, 314, 430, 437, 442, 446, *ἱερὴ ἑκατόμβη*,
Unglücksſeher 106 *μάντις κακῶν*,
Habbegierde 122 *φιλοκτεανώτατε πάντων*,
Hundsauge 159 *κυνώπης*, Schimpfwort für Hundsäugiger,
Ratskreis 305, 489 *ἀγορή*,
Gezelt 328, 345, 390, 486 *κλισία*,
Wolkenverdunkler 396 *κελαινεφής*,
Hundertarm 401 *ἑκατόχειρας*,
Streukorn 448, 457 *οὐλοχύται*,
Gnüge 467, 601 *δαὶς ἴση*, wie 509 gnugthun,
Wolkenverſammler 510, 516, 559 *νεφεληγερέτα*,
Allbeherrſcher 528 *ἄναξ*,
Schlüſſe 541, 544 *κρυπτάδια* für Entſchlüſſe oder Beſchlüſſe.

1) Über die Neubildungen und Seltenheiten vergl. Grimms deutſches Wörterbuch.

Voß hat einige dieser Ausdrücke mit Bürger gemein, wie:

Gevögel 5,
Sühnhekatombe 99, 315,
Unglücksseher 106,
Gezelt 185, 322, 329, 391, 487,
Wolkenversammler 511.

Bei Voß finden wir außerdem:

Lösung 13, 23, 110, 372, 377 ebenso wie Erlösung 95 für Lösegeld *ἄποινα*,
Heerfürst 16 für das gewöhnlichere Heeresfürst *κοσμήτορε λαῶν*,
Traumweissager 63 *ὀνειροπόλος*,
Gedüft 66 *κνίσση*,
Vogelschauer 69 *οἰωνοπόλος*,
Götterbescheid 85, 109 *θεοπρόπιον*,
Völkerfürst 130, 285, 375, 442, 506 *κρείων*,
Salzflut 141, 316, 327 *ἅλς*,
Männergefilde 155 *βωτιάνειρα*,
Erdebewohner 266 für Erdenbewohner *ἐπιχθόνιοι ἄνδρες*,
Lanzenkunde 290, verleihen *αἰχμητὴν τιθέναι*,
Meerflut 308, 350 für das gewöhnliche Meeresflut, *ἅλς*,
Jammergeschick 418 *κακὴ αἶσα*,
Donnerer 419 *τερπικέραυνος*,
Anfurt 435 *ὅρμος*,
Rosenfinger 477, mit Rosenfinger *ῥοδοδάκτυλος*,
Kriegsausruf 492 *ἀϋτή*,
Siegskraft 509 *κράτος*,
Donnergewölk 517, 560 im Donnergewölk *νεφεληγερέτα*,
Donnergott 580, 609 *ἀστεροπητής*,
Saitengetön 603 *φόρμιγξ*.

Diese Übersetzungen sind teils bedingt durch den griechischen Text, teils durch das Versmaß. Jedoch ist eine reinliche Scheidung hier nicht möglich. Fragen wir nun, worin die Eigentümlichkeit dieser Worte besteht.

Die erste und allgemeine Regel für eine Darstellung ist die Reinheit und Richtigkeit der gewählten Worte.[1]) Rein nun nennt man den Ausdruck, wenn er sich nur an solche Worte und Redensarten hält, die gerade dieser bestimmten Sprache wirklich angehören und gerade in der Zeit des Schreibenden selbst und zwar bei dem gebildeten Teil der Nation üblich und gültig sind; richtig, wenn er die Gesetze der Sprache in betreff der Wortbildung und Wortbiegung beobachtet.[2]) Nach diesen beiden eng zusammengehörenden Gesetzen gemessen ist der Stil von Bürger und Voß allerdings nicht als rein zu bezeichnen, als unrichtig aber nur an wenigen Stellen.

Betrachten wir im einzelnen die angeführten Worte, so finden wir darunter eine Anzahl von Bildungen, welche man stilistisch als Archaismen bezeichnet. Hierunter versteht man den Gebrauch alter oder veralteter Worte und Redensarten, die aus dem Sprachschatz der Zeit und des

1) Vergl. Sermo purus erit et latinus Cic. or. 23.
2) Näheres siehe Wackernagel a. a. O. S. 327 flg.

Schriftſtellers verſchwunden ſind. Dies kann dadurch geſchehen ſein, daß die betreffende Zeit die Sache nicht mehr kennt, und daß ihr dadurch der Begriff und der Name abhanden gekommen ſind. Solche Archaismen ſind natürlich keineswegs Fehler, ſondern geradezu geboten. Beſonders bei der Überſetzung Homers in das Deutſche ſind ſie ja gar nicht zu vermeiden. Für die Überſetzung ſolcher Worte wie *ἐκηβόλος*, *ὀνειροπόλος*, *κελαινεφής* u. a. mußten eben erſt neue Worte geſchaffen werden, und ſo gehen die vermeintlichen Archaismen vielfach in Neologismen über. Wenn auch nicht überall es gelungen iſt, einen ſchönen und treffenden Ausdruck zu finden, ſo ſieht man doch bei beiden das eifrige Bemühen, der griechiſchen Vorlage möglichſt gerecht zu werden, die griechiſchen Worte getreu wiederzugeben. Es liegt in dieſer Anwendung ungewöhnlicher Worte und in den Neubildungen das Hauptcharakteriſtikum des Bürgerſchen und Voßſchen Stils. Durch ſie iſt eine eigentümliche poetiſche Diktion geſchaffen worden, die den Überſetzungen eine Beſonderheit, ſtellenweiſe eine gewiſſe Altertümlichkeit und ſomit einen eigentümlichen Reiz giebt. Nicht zum wenigſten iſt gerade dadurch auch in Deutſchland ſozuſagen eine homeriſche Sprache geſchaffen worden. Man braucht nur an Goethes Hermann und Dorothea, das ſchönſte Beiſpiel in dieſer Hinſicht, zu denken. Wenn wir wieder zurückgreifen auf die allgemeine Definition, ſo ſehen wir, daß der Inhalt, die veralteten griechiſchen Begriffe, und der Zweck, durch möglichſt genaue Überſetzung die Deutſchen in den Geiſt Homers einzuführen, die Eigenart des Stils von Voß und Bürger bedingen.

Zwei Worte aber finden ſich, welche im Epos eigentlich nicht erlaubt ſind. Bürger hat den Provinzialismus Kump 469, 592 *κρητῆρ*, und Voß hat den Barbarismus Port 432 *λιμήν*. Ebenſo undeutſch iſt der ſubſtantiviſche Gebrauch des Parzipiums, welcher ſich bei Voß findet:

Feiger und Nichtiger 293 *δειλός τε καὶ οὐτιδανός*,
der Treffende 96, 110, 147, 474 *ἑκηβόλος* für der gut oder ſicher Treffende,
der Ägiserſchütternde 202 *αἰγιόχος*,
der Thränenbenetzte 360 *δακρυχέων*.

Noch zahlreicher als unter den Subſtantiven ſind die Neubildungen im Bereich der Adjektiva. Meiſt ſind ſie bedingt durch den griechiſchen Text. Teilweiſe ſind ſie uns ſeitdem in Fleiſch und Blut übergegangen und dem Homerüberſetzer faſt unentbehrlich geworden. Bei Bürger finden wir folgende:

fußgeharniſcht 17 *εὐκνήμιδες*,
harmlos 32 für ohne Harm, ſchmerzlos, *σαώτερος*, bei uns jetzt gewöhnlich nur noch in der Bedeutung von ohne Falſch, ungefährlich,
hochauftoſend 34 *πολύφλοισβος*,
lockenlieblich 36 *ἠύκομος*,

innigergrimmt 46 *χωόμενος*,
lilienarmig 55, 195, 208, 594 *λευκώλενος*,
ſchenkelgeſchwind 58, 488 und daneben ſchenkelraſch 84, 121, 148, 215, 363, *πόδας ὠκύς*,[1])
ausgekoren 66 für auserkoren oder ausgewählt, *τελής*,
fernhintreffend 75, 384 *ἑκατηβελέτης*,
ſtrahlenäugig 98 *ἑλικῶπις*,
weitgebietend 102, 354, 410 *εὐρυκρείων*,
behaglich 106 in der Bedeutung von behagend, erfreulich *κρήγυον*,
hintergelegt 124 für zurückgelegt, *κείμενα*,
feſtummauert 129 *εὐτείχεος*,
gottgleich 131 *θεοείκελος*,
großgeſinnt 135 für hochgeſinnt *μεγάθυμος*,
wangenſchön 143, 184, 309, 322, 345, 368 *καλλιπάρῃος*; roſig Voß,
ſchamentblößt 149 *ἀναιδείην ἐπιειμένος*,
wuchergierig 149 *κερδαλεόφρων*,
lanzenkundig 152 *αἰχμητής*,
ackerreich 155 *ἐριβῶλαξ*,
völkernährend 155 *βωτιάνειρα*,
waldbeſchattet 157 *σκιόεις*,
bevölkert 164 für gut bevölkert *εὐναιόμενος*,
geſchnäbelt 170 *κορωνίς*,
göttergepflegt 177 *διοτρεφής*,
angſtzweifelnd 189 *διάνδιχα μερμήριξεν*,
ſchnellbeflügelt 201 *πτερόεις*,
ſchrecklich beſchildet 202 *αἰγίοχος*,
volkverſchlingend 231 *δημοβόρος*,
menſchenwürgend 242 *ἀνδροφόνος*,
lieblichgeſtimmt 247 *ἡδυεπής*,
tönend 248 für hell tönend oder redend, *λιγύς*,
gottgeſegnet 251 *ἠγάθεος*,
zepterführend 278 *σκηπτοῦχος*,
fährlich 284 für gefährlich, *κακός*,
ewigwaltend 290, 494 *αἰὲν ἐόντες*,
widerwärtig 304 in der Bedeutung von feindlich, gegneriſch, *ἀντίβιος*,
verdammlich 339 *ἀπηνής*,
brünſtig (flehen) 350, für inbrünſtig *πολλὰ ἠράσατο*,
hochherdonnernd 352 *ὑψιβρεμέτης*,
erzgepanzert 370 *χαλκοχίτων*,
günſtig 375, gebraucht wie zuſtimmend *εὐφημεῖν*,
dunkeläugig 388 *ἑλικῶπις*, vergl. 98,
hochbeſchneit 418 *ἀγάννιφος*,
donnerfroh 419 *τερπικέραυνος*,
ſchnellhingleitend 420, 487 *ὠκοπόρος*,
erzbegründet 425 *χαλκοβατής*,
meerdurchwallend 438 *ποντοπόρος*,
ſchönerbaut 447 *εὔδμητος*,
ſchönumgürtet 428 *εὔζωνος*,
frühgeboren 476 *ἠριγένεια*,
roſenfingrig 476 *ῥοδοδάκτυλος*,
männerehrend 489 *κυδιάνειρα*,
weithinſchauend 497 *εὐρύοπα*,
vielgezackt 498 *πολυδειράς*,
frühhinfällig 504 *ὠκυμορώτατος*,
ſilberfüßig 537, 555 *ἀργυρόπεζα*,
herzzerſchneidend 538 *κερτόμιος*,
farrenäugig 550, 567 *βοῶπις*,
höchſtgeſtrenge 551 *αἰνότατος*,
tiefbeklommen 568 *ἐπιγνάμψασα*,
zwiergelähmt 606 *ἀμφιγυήεις*,
goldenthronend 610 *χρυσόθρονος*.

1) Voß überſetzt freier „der mutige Renner" 84, 121, 148, 215 u. a.

Mit Bürger hat Voß gleich:

lilienarmig 55, 195, 208, 572,
fernhintreffend 75,
gottgleich 131,
lanzenkundig 152,
waldbeſchattet 157,
bevölkert 164,
volkverſchlingend 231,
tönend 248,
männerehrend 490,
ewigwaltend 494,
vielgezackt 499,
ſilberfüßig 538,
goldenthronend 611.

Sonſt iſt Voß in der Anwendung eigenartiger Worte und in Neubildungen nicht minder kühn als Bürger. Dies beweiſen folgende Beiſpiele:

treffend 14, 370, 373, 438, 479 für gut oder fern treffend, *ἑκηβόλος*,
hellumſchient 16 *ἐϋκνήμιδες*,
wohl 19 *εὖ*, für wohlbehalten wie 32, beifallend 22 für Beifall rufend, *εὐφημεῖν*,
räumig 26, 89 für geräumig, *κοῖλος*,
weitaufrauſchend 34 *πολύφλοισβος*,
weitherrſchend 102, 355, 410, *εὐρυκρείων*,
habbegierig 122 *φιλοκτέανος*,
befeſtigt 129 für gut befeſtigt, *εὐτείχεος*,
ſchollig 155 für großſchollig, *ἐριβῶλαξ*,
weitrauſchend 157 *ἠχήεις*,
beſeligt 176 *διοτρεφής*,
geflügelt 201 *πτερόεις*,
männermordend 242 *ἀνδροφόνος*,
völkerweidend 263 *ποιμὴν λαῶν*,
götterähnlich 265 *ἐπιείκελος*,
beſzeptert 279 *σκηπτοῦχος*,
wohlziemend 286 *κατὰ μοῖραν*,
grauwogend 350 *πολιός*,
hochdonnernd 354 *ὑψιβρεμέτης*,
bethränt 357 für Thränen vergießend, unter Thränen, *δακρυχέων*,
ſchwerſeufzend 364 *βαρυστενάχων*,
erzumſchirmt 371 *χαλκοχίτων*,
frohblickend 389 *ἑλίκωψ*,
ſchwarzumwölkt 397 *κελαινεφής*,
frühwelkend 417 *ὠκύμορος*,
frühhinwelkend 505 *ὠκύμορος*,
ſchnellwandelnd 421, 488 *ὠκυπόρος*,
ſchöngegürtet 429 *εὔζωνος*,
tiefgründig 432 *πολυβενθής*,
meerdurchwallend 439 *ποντοπόρος*,
ſchöngebauet 488 *εὔδμητος*,
neblicht 497 *ἠέριος*,
hoheitblickend 551, 568 *πότνια*,
kunſtberühmt 571 *κλυτοτέχνης*.

Bei den Verben tritt nicht nur das Ungewöhnliche, ſondern geradezu das Geſuchte hervor. Die Bildung und Verwendung zahlreicher Verba iſt uns heute fremd, giebt aber dem Stil der beiden Überſetzungen ihr eigentümliches Gepräge. Wir bewundern die Kühnheit der Sprache, aber ſtiliſtiſch ſchön wird ſie oft nicht genannt werden dürfen. Bei der Prüfung der Überſetzung Bürgers fällt uns auf:

entfahren 44 *βῆναι κατά* für herabfahren,
ſich daherſchwingen 47 *κινεῖσθαι*,
bezielen 51, *ἐφιέναι* für zielen nach etwas,

befahren 78 *ὀῖεσθαι* für Gefahr laufen, befürchten,
anfunkeln 200 *ὄσσε φάανθεν* für funkelnd anſehen,
ſeines Zornes ſich abthun 283 *μεθιέναι χόλον* für ſeinen Zorn ablegen,
daherſprechen 294 *εἰπεῖν*,
umſchirmen 450 *ἀμφιβαίνειν* für ſchirmend umwandeln,
ausbeten 457 *εὔχεσθαι* für zu Ende beten,
beſtückeln 460 *ὠμοθετεῖν* für zerſtückeln oder zerſtücken wie 464,
entſchlafen 475 *κοιμᾶσθαι* für einſchlafen,
bewinken 526 *κατανεύειν* für zuwinken oder verheißen,
gelieben 563 *μέλλειν* für belieben[1]),
erſeufzen 569 *ὀχθεῖν* für aufſeufzen,
entſtürzen 580 *στυφελίξαι* für herabſtürzen,
rechts anbeginnen 596 *ἐνδέχια οἰνοχοεῖν* für von rechts an beginnen,
durchdienen 599 *ποιπνύειν* für dienend durcheilen.

Voß iſt im Gebiet der Verba ſeinen eigenen Weg gegangen und hat wenig mit Bürger gemeinſam. Das Charakteriſtikum ſeiner ſtiliſtiſchen Eigenart iſt aber ſonſt dasſelbe wie das bei Bürger oben gekennzeichnete. Er hat:

umwandeln 37 *ἀμφιβαίνειν*,
denken 83 *φράσαι* für bedenken, nachdenken,
entfunkeln 104 *λαμπετᾶν* für funkeln aus,
erkennen 289 *πείθεσθαι* für anerkennen,
ausgeben 324 *ἐκδιδόναι* für herausgeben,
kündigen 332 *προσφωνεῖν* für verkündigen oder ankündigen,
hehlen 363 *κεύθειν* für verhehlen,
entwandeln 380 *πάλιν οἴχεσθαι* für hinwegwandeln,
ereifern 387 *χόλος λαμβάνει* für eifern oder ſich ereifern,
abſinken 475 *καταδῦναι* für hinabſinken,
auskundigen 550 *διείρεσθαι* für ausfragen, ſich erkundigen,
entſchöpfen 598 *ἀφύσσειν* für herausſchöpfen.

Im Gebrauch der Pronomina findet ſich bei Bürger und Voß wenig vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichendes. Beide brauchen gelegentlich als Demonſtrativum den Artikel „der“ für „dieſer“ oder „er“ und „das“ für „dieſes“ oder „es“ (73, 405 Bürger; 9 Voß). Freier iſt bei Bürger die Verwendung des Relativums „was“ für „um wieviel“ im Vers 186, wo die Überſetzung durch den griechiſchen Ausdruck

ὅσσον φέρτερός εἰμι

beeinflußt erſcheint, für „warum“ (413 *τί*) und für „wie ſehr auch“

1) Vergl. O. Behaghel, die deutſche Sprache (Wiſſen der Gegenwart Bd. LIV) S. 203.

(217). Als Unebenheit der Sprache empfinden wir das Fehlen des Demonſtrativums in dem voſſiſchen Vers 139:

„Und zürnen vielleicht wird, welchem ich nahe."

Verſtreut finden ſich Wortformen, welche nicht bedingt ſind durch die Überſetzung oder den Versbau, welche direkt geſucht ſind aus dem älteren deutſchen Wortſchatz, vielfach aus dem Gebrauch Luthers. Es ſind das ſolche, die der Lateiner als Verba antiquata oder obsoleta bezeichnen würde, d. h. erloſchene Worte, welche im Laufe der Zeit durch andere erſetzt und infolgedeſſen unnötig geworden ſind. Es fallen uns auf die Formen

gebeutſt, gebeut, gebeut's 74, 173 Bürger, 74, 231, 173, 295 Voß,
ſleuch 173 Bürger,
deucht 289, 296, 557, 560 Bürger,
geneußt 575 Voß,
empfahet 20 Voß,
zween 16, 375 Voß,
jetzo 92 Bürger; beſonders beliebt bei Voß 92, 102, 127, 247, 320, 354, 376, 462, 478, 507, 571, 577 neben anitzt 27 Voß,
Gottesurtel 87, 109 Bürger.

Wir haben bisher nur von der Wahl der Worte gehandelt. Damit iſt aber die ſprachliche Darſtellung noch nicht abgethan, es gehört dazu noch die Anordnung und Verknüpfung, die Organiſierung der einzelnen Worte. Wir gehen deshalb weiter zur Syntax. Hierbei wird die Darſtellung ſich mehr an die Betrachtung von Einzelheiten halten müſſen, und es wird ſchwieriger ſein, nach großen Geſichtspunkten und Gruppen zu ſcheiden. In der Syntax hat ſich der Stil Bürgers wie der von Voß in auffälliger Weiſe durch die griechiſche Vorlage beeinfluſſen laſſen und zeigt oft undeutſchen oder doch geſuchten und geſchraubten Ausdruck. Wenn auch eine Überſetzung ſich an das Original getreu anſchließen ſoll, ſo iſt eine Übertreibung doch immer verfehlt, wenn ſie ſtiliſtiſche Härten erzeugt. U. von Wilamowitz bezeichnet in ſeiner Vorrede zur Überſetzung von Euripides' Hippolytos[1]) die wörtliche Treue, das ſklavenhafte Binden an das Versmaß und die Wortſtellung nicht uneben als Schlendrian. Luther ſagt in ſeinem Sendſchreiben „vom Dolmetſchen": „Man muß nicht den Buchſtaben in der lateiniſchen Sprache fragen, wie man ſoll deutſch reden, ſondern man muß die Mutter im Hauſe, die Kinder auf der Gaſſe, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denſelbigen auf das Maul ſehen, wie ſie reden, und danach dolmetſchen, ſo verſtehen ſie es dann und merken, daß man deutſch mit ihnen redet." Bei Voß und Bürger kann man eigentlich gar nicht

1) U. von Wilamowitz-Möllendorf, Euripides' Hippolytos, griechiſch und deutſch (Berlin 1891) S. 6.

von einem individuellen Satzbau reden. Die Übersetzer beherrschen den Stoff nicht und haben die Gedanken, Empfindungen und Stimmungen nicht völlig in sich aufgenommen, sodaß sie frei aus sich heraus schaffen könnten.

Hierfür mögen einige Beispiele zusammengestellt werden. So überträgt Voß in Vers 8 den nur im Griechischen in dieser Weise möglichen Infinitiv:

τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι; durch:

„Welcher der Götter ergab sie der Zwietracht, sich zu befeinden?"

Wir erwarten einen Folgesatz mit „sodaß". Den Genetiv der Trennung in *ἀπάνευθε νεῶν* Vers 48 hat er „unsern der Schiffe" wiedergegeben für „unsern von den Schiffen" oder „unsern den Schiffen". Der Genetivus partitivus des griechischen:

οὔτις

τῶν, οἳ νῦν βροτοί εἰσιν ἐπιχθόνιοι (Vers 271/72)

hat die ungewöhnliche Übertragung durch „keiner jetziger Menschenart" veranlaßt. Vers 225 „von Augen ein Hund, ein Hirsch von Gemüte", Vers 45 „über der Schulter den Bogen und doppelt geschlossenen Köcher" zeigen ebenfalls eine Erinnerung an den Gebrauch des sogenannten Accusativs des Inhalts oder der Beziehung. Bei letzterem Beispiel, ferner in Vers 15 („rings um den goldenen Stab") und Vers 462 („fünfzackige Spieß' in den Händen") ist einfach das Substantiv mit einer Präposition gesetzt, wo wir sonst einen Satz erwarten. Durch den griechischen Ausdruck veranlaßt ist auch die Übersetzung folgender Verse:

In Vers 232 bietet das griechische Original:

νῦν ὕστατα λωβήσαιο.

Bürger übersetzt:

„Sonst hättest du heut dein letztes gefrevelt",

wo man gewöhnlich einen adverbialen Ausdruck wie etwa „zum letzten Mal" gebraucht. Ähnlich hat er Vers 416:

ἐπεί νύ τοι αἶσα μίνυνθά περ, οὔτι μάλα δήν

übertragen durch:

„Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben bestimmt ist."

Nach griechischer Weise ist Vers 381 gesagt, indem das Stammverb des griechischen Substantivs auch im Deutschen gebraucht ist:

„Schoß auf die Griechen Geschoß des Verderbens."

Auch in Vers 409 „genießen ihres Beherrschers"

ἵνα πάντες ἐπαύρωνται βασιλῆος

und Vers 582 „und gar bald wird versöhnt er uns allen und hold sein"

αὐτίκ' ἔπειθ' ἵλαος Ὀλύμπιος ἔσσεται ἡμῖν

scheint die Übersetzung durch den griechischen Text bewirkt worden zu sein.

Voß hat ſich im Gebrauch des Infinitivs dieſelbe Freiheit nach griechiſcher Syntax geſtattet im Vers 150/51:

„Wie doch gehorcht dir willig noch einer im Heer der Achaier,
Einen Gang dir zu gehn und kühn mit dem Feinde zu kämpfen?"

πῶς τίς τοι πρόφρων ἕπεσιν πείθηται Ἀχαιῶν,
ἢ ὁδὸν ἐλθέμεναι, ἢ ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι;

Auch den Genetivus partitivus liebt Voß. Vers 8 lautet:

„Wer der Unſterblichen reizte ſie auf zu feindlichem Hader?"

τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι;

Vers 88/90:

„Keiner, ſolang' ich leb' und das Licht auf Erden noch ſchaue,
Soll bei den räumigen Schiffen mit kränkender Hand dich berühren,
Aller Griechen umher!"

οὔτις .... συμπάντων Δαναῶν.

Hierbei iſt außerdem die große Entfernung vom regierenden Nominativ bis zum abhängigen Genetiv im Deutſchen unſchön. Vers 124:

„Nirgends wiſſen wir doch des gemeinſamen vieles verwahret,"

οὐ δέ τι πω ἴδμεν ξυνήια κείμενα πολλά.

Hierbei iſt noch die Inverſion zu bemerken, die man ſonſt öfters trifft; der abhängige Genetiv ſteht vor dem regierenden Subſtantiv. Vers 156:

„Indem viel Raumes uns ſondert,"

ἐπειὴ μάλα πολλὰ μεταξύ.

Gern wendet Voß auch den Genetiv der Eigenſchaft an in eigenartiger, bei Bürger nicht vorkommender Weiſe, wie „mächtiges Anſehns" (Vers 78), „wankendes Sinnes" (Vers 189; vergl. ähnlich Vers 359, 405, 462, 474). Häufig ahmt er ferner den griechiſchen Dativus ethicus nach, welcher im Deutſchen meiſt überflüſſig iſt und das ängſtliche Anklammern an Homer verrät. So Vers 300:

„Aber ſoviel mir ſonſt bei den dunkelen Schiffen ſich findet,"

ἅ μοί ἐστι θοῇ παρὰ νηῒ μελαίνῃ.

V. 335: „Nahet euch! ihr nicht traget die Schuld mir; nein, Agamemnon,

ἆσσον ἴτ'· οὔτι μοι ὔμμες ἐπαίτιοι, ἀλλ' Ἀγαμέμνων.

Es würde zu weit führen, alle Beiſpiele einzeln aufzuzählen. Es findet ſich dieſer Gebrauch unter anderen noch in den Verſen 251, 303, 381, 510, 529, 533, 550.

Voß hat auch das bei Homer bekanntlich oft vorkommende Anakoluth nachgeahmt. Er ſchreibt V. 234 flg.:

„Wahrlich bei dieſem Szepter, der niemals Blätter und Zweige
Wieder zeugt, nachdem er den Stumpf im Gebirge verlaſſen,
Nie mehr ſproßt er empor, denn ringsum ſchälte das Erz ihm
Laub und Rinde hinweg" u. ſ. w.

Während Voß an dieſer Stelle abſichtlich dem Original treu bleiben wollte und deshalb dieſe folgewidrige Aufhebung der Konſtruktion nachahmte, haben doch auch frei ſchaffende Dichter, gedeckt gegen die Grammatik durch Homers Autorität, ſich dieſe Freiheit erlaubt. So Goethe, Hermann und Dorothea VII 1 flg. und Schiller, Macht des Geſanges Z. 21—34.[1]) Bürger hat an unſrer Stelle weniger künſtlich und dem Deutſchen angemeſſener überſetzt, ohne mit Homer und Voß aus der Konſtruktion zu fallen:

„Zeuge dies Szepter! So wahr das nie mehr Blätter und Zweige
Treiben noch knoſpen wird, nachdem es auf dem Gebirge
Seinen Stamm verließ, ihm Laub und Rinde das Erz nahm" u. ſ. w.

Auch den Pleonasmus in der Ausdrucksweiſe, welchen Homers epiſche Breite liebt, haben beide Überſetzer nicht vermieden, trotzdem er im Deutſchen ſtiliſtiſch anſtößig iſt. Beide haben Vers 57:

οἳ δ' ἐπεὶ οὖν ἤγερθεν ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο

ähnlich:

„Als nun alles verſammelt und dicht zuſammen vereint war" (Bürger),

„Als ſie nunmehr ſich verſammelt, und voll die Verſammlung gedrängt war" (Voß).

Vers 349:

ἑτάρων ἄφαρ ἕζετο νόσφι λιασθείς

lautet bei Voß:

„Setzte ſich ſchnell, abwärts von den Freunden geſondert."

Hier hat Bürger beſſer:

„Von ſeinen Freunden geſondert."

Zur ſtiliſtiſchen Eigenart in ſyntaktiſcher Beziehung ſind auch die ungewöhnlichen und ſeltenen, oft geſuchten Konſtruktionen der Verba zu zählen. Beide Überſetzer verſuchen die poetiſche Diktion Homers nachzuahmen, werden dabei aber in ihrer Ausdrucksweiſe öfters unnatürlich. Man merkt ein mühevolles Ringen nach ſeltenen Wendungen. Dies beeinträchtigt in vielen Fällen die Flüſſigkeit der Sprache.

Wir leſen bei Bürger:

ſinge den Zorn (Vers 1 für beſinge; ſo auch Voß),
ergab ſie (Vers 8 für übergab),

1) Vergl. Wackernagel a. a. O. S. 420 flg.

fleht' allen Achaiern (V. 18, 373 für „zu allen Achaiern" wie V. 35, 36; auch bei Voß 15, 374, 394, welchem du flehſt V. 86),
mir werd' ergrimmen (V. 78 für „auf mich"),
danklos bleiben (V. 119 für ohne Dank bleiben),
ſtritten den Stärkſten entgegen (V. 267 für ſtritten gegen die Stärkſten),
flehe Zeus (V. 393 für flehe Zeus an oder flehe zu Zeus),
ihm erbebte der große Olympos (V. 529 für unter ihm oder für ihn erbebte der große Olympos),
ſie entfuhr dem lichten Olymp (V. 531 für fuhr herab von dem lichten Olymp).

Bei Voß ſind dieſe ſtiliſtiſchen Freiheiten noch zahlreicher als bei Bürger. Auch hierfür einige Beiſpiele:

als er einher ſich ſchwang (V. 47),
meinem Sinn es erleſend (V. 136 ἄρσαντες κατὰ θυμόν für nach meinem Sinn),
du in Unverſchämtheit gehüllter (V. 149. Dies iſt ein unſrer Sprache fremdes Bild),
deß achteſt du nichts (V. 160 für deß achteſt du nicht oder das achteſt du nichts),
denn du biſt nichts mir geachtet (V. 180 für du biſt für nichts mir geachtet. Ähnlich V. 244: daß den beſten der Danaer nichts du geehret, ebenſo V. 412),
winke Befehl (V. 296; vergl. V. 514 winke Gewährung),
die drohenden Worte befehlend (V. 326),
er raget an Kraft vor dem eigenen Vater (V. 404 für er raget hervor vor),
knüpfeten Seile dem Strand an (V. 436 für knüpfeten Seile an den Strand an),
der nun Argos Volke ſo ſchmerzliches Wehe verhängt hat (V. 445 für der nun über Argos Volk ſo ſchmerzliches Wehe verhängt hat),
gieb dem Danaervolke der ſchmählichen Plage Geneſung (V. 456 für Geneſung von der ſchmählichen Plage),
und nicht mangelt ihr Herz des gemeinſamen Mahles (V. 468),
doch mir ſei Sorge des Übrigen (V. 523 für Sorge für oder um das übrige),
ganz den Tag durchflog ich (V. 592) u. ſ. w.

In einigen Wendungen ſcheinen zwei Redensarten vermiſcht und dadurch eine neue gebildet zu ſein. So bei Bürger:

ſich den allergewaltigſten preiſet (V. 91 für ſich als den allergewaltigſten preiſet oder ſich den allergewaltigſten nennet),

welchem ich komme (V. 139 für zu welchem ich komme oder welchem ich nahe),
das ſoll weit härter ihm fallen (V. 324, 562 aus den beiden Redensarten entſtanden: das ſoll weit ſchwerer ihm fallen und das ſoll weit härter ihm ſein oder ihn ankommen),
gieb mir den Wink drauf (V. 513 für gieb mir das Verſprechen drauf oder winke mir gewährend zu),
hab' ich ja doch noch nie ſonſt in dich gefragt (V. 552 für hab' ich ja doch noch nie ſonſt dich gefragt oder bin in dich gedrungen).

Bei Voß finden wir:
von den Höhn des Olympos enteilet' er (V. 44 für von den Höhn des Olympos eilet' er oder den Höhn des Olympos enteilet er),
denn er hält mein Geſchenk, das er ſelber geraubet (V. 356 ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας für hält in Händen oder hält zurück, behält).

Sehr auffallend ſind die Abweichungen von der Wortſtellung. Unſre deutſche Wortſtellung richtet ſich nach ſtreng logiſchen Geſetzen, die man ſo ausſprechen kann: Was zuerſt gedacht werden muß, wird auch zuerſt geſprochen. Alle Gedankenſprünge ſind in der Poeſie und Proſa unſtatthaft. Dieſes Geſetz iſt von beiden Überſetzern mehrfach durchbrochen worden. Bürger giebt V. 399 wieder mit den Worten:

„Poſeidaon und Pallas Athene feſſeln ihn wollten."

V. 411: „Fühle die Schuld, entehrt den tapferſten Griechen zu haben."
Voß V. 198: „der andren ſcheute ſie keiner,"
V. 325: „hin mit mehreren kommend,"
V. 444: „den Zorn zu verſöhnen des Herrſchers,"
V. 355: „ha, der von Atreus Stamm weitherrſchende Held Agamemnon."

Mit derſelben Freiheit iſt bei Bürger und Voß öfter auch die Appoſition behandelt, indem ſie weit entfernt von dem zugehörigen Subſtantivum ſteht und dadurch nachhinkt. Z. B. hat Bürger V. 64:

„Fragen, warum er ſo hart uns zürne, Phoibos Apollon?"
V. 75: „O Achill, du gebeutſt, Zeus Liebling, ich ſoll ihn dir deuten,
Dieſen Zorn Apollons, des fernhintreffenden Herrſchers,"
V. 85: „Sage getroſt ſie an, die Weisſagung, wie ſie dir kund iſt,"
V. 135/36: „Wenn
Einen anderen Dank die großgeſinnten Achaier,
Meinem Herzen gefällig und meiner würdig,
mir reichen;"
Voß V. 169/170: „Denn weit zuträglicher iſt es,
Heim zu den Schiffen zu gehn, den gebogenen,"

V. 184/185: „Allein ich hole die roſige Tochter des Briſes
Selbſt mir aus deinem Gezelt, dein Ehrengeſchenk."

Ähnlich hinkt in V. 320/321 ein Relativſatz nach:

„Nein, zu Talthybios ſchnell und Eurybates redet' er jetzo,
Die Herold ihm waren und raſchaufwartende Diener."

Bürger läßt auch öfter bei der Appoſition den Artikel fehlen, wie es ſcheint, durch das Metrum dazu genötigt.

So V. 6: „Seit der Zeit, da zuerſt Agamemnon Herrſcher der Völker" (vergl. ebenſo V. 172),

V. 18: „Euch verleihen die Götter, olympiſcher Hallen Bewohner."

Dagegen hat er V. 263 „Der Hirte der Völker", V. 441 „Agamemnon, der Völkerfürſt". Voß hat den Artikel ſtreng beibehalten (7, 16, 92, 375, 538 u. a.).

Undeutſch iſt, wenn auch in unſrem Überſetzungsdeutſch heute noch vielfach angewendet, die Interjektion o! oder oh! vor dem Vokativ. So redet der Deutſche nicht, und eine gute Überſetzung hat dieſen Bombaſt zu vermeiden.

Das Geſetz der Apoſtrophierung, demzufolge im allgemeinen am Schluß eines Wortes apoſtrophiert werden kann, wenn das folgende mit einem Vokal beginnt, iſt von Voß genau eingehalten worden. Auch Bürger hat nur eine einzige Ausnahme im erſten Geſange der Ilias ſich geſtattet, wenn er in V. 159 vor folgendem R ſchreibt:

„Für Menelaos und dich, du Hundsaug', Ruhm zu erſtreiten."

Die Apoſtrophierung iſt übrigens bei Voß viel ausgedehnter als bei Bürger, wodurch der Stil des letzteren natürlicher und flüſſiger wird.

An poetiſchen Konſtruktionen und Ausdrücken iſt die Sprache beider Überſetzer reich und läßt in trefflicher Weiſe den, welcher das griechiſche Original nicht verſteht, die Schönheit desſelben ahnen. Dazu trägt z. B. der Gebrauch des Infinitivs ohne „um" einiges bei. Bürger hat V. 12, 13:

„Dieſer war angelangt bei den ſchnellen Schiffen der Griechen,
Seine Tochter zu löſen, verſehn mit unendlicher Spende."

V. 605: „Da ging jeder, zu ruhn, hinweg nach ſeinem Gemache".

Das „zu" beim Infinitiv vermiſſen wir in V. 375/376:

„Günſtig hießen hierauf die übrigen Danaer alle
Phoibos' Prieſter verehren, und nehmen die herrliche Spende."

In ſtiliſtiſch anſtößiger Weiſe fehlt aber „um zu" in V. 319/320, wo es in gewagteſter Konſtruktion heißt:

„Sondern rief herzu Talthybios und Eurybates,
Beide gewärtig ſein als Herold' und emſige Diener."

Völlig korrekt in der Verwendung des Infinitivs ist dagegen Voß. Da, wo er sich des bloßen Infinitivs bedient, weiß er seiner Übersetzung eine angemessene poetische Färbung zu geben, wie in V. 67:

„Wenn vielleicht der Lämmer Gedüft und erlesener Ziegen
Er zum Opfer begehrt, uns abzuwenden das Unheil!"

V. 174/175: „mir bleiben noch andre, Ehre mir zu erwerben."

V. 444: „Opferte für die Achaier, den Zorn zu versöhnen des Herrschers."

V. 533/534: „Die Unsterblichen standen empor ihm
Alle vom Sitz, dem Vater entgegen zu gehn."

Dazu vergl. ferner V. 13, 203, 341, 372.

Der poetischen Ausdrücke sind bei beiden Autoren sehr viele. Es ist daher unmöglich, alle Beispiele hier vorzuführen. Die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß sich Bürger sowohl wie Voß in dieser Richtung viel Mühe gegeben haben, daß namentlich das Werk des letzteren „ein Werk von deutschem Schweiß und Fleiß"[1]) ist.

Zum Beispiel hat sich Bürger die Übertragung der homerischen Verse 436—439

ἐκ δ'εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι' ἔδησαν·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης·
ἐκ δ'ἑκατόμβην βῆσαν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι·
ἐκ δὲ Χρυσηὶς νηὸς βῆ ποντοπόροιο.

sehr leicht gemacht. Voß hat die Kunst und Anschaulichkeit des griechischen Dichters durch Wiedergabe der Anapher gewahrt:

„Aus dann warfen sie Anker und knüpften Seile dem Strand an
Aus nun stiegen sie selbst am Wogenschlage des Meeres,
Aus auch lud man das Opfer dem treffenden Phöbos Apollon;
Aus auch stieg Chryseis vom meerdurchwallenden Schiffe."

Hingegen ist Bürger in der Beschreibung von Vorgängen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers besonders erregen sollen, oft anschaulicher. Er erreicht dies sehr geschickt durch die Kürze der Sätze. Voß ist breiter und zieht die Verbindung mit der Kopula vor, wodurch oft eine gewisse Eintönigkeit und Leblosigkeit im Fortgang der Erzählung entsteht. Vergleichen wir beide Übersetzungen in V. 8—11.

Bürger hat:

„Welcher der Götter ergab sie der Zwietracht sich zu befeinden?
Zeus und Latos Sohn. Denn dieser dem Könige zürnend,
Trieb vergiftende Pest in das Heer. Da starben die Völker.
Denn Agamemnon hatte den Priester Chryses verunglimpft."

1) E. Schmidt, der Phöbos gegen Voß (Arch. für Litt. Gesch. XII. S. 85 flg.).
Vergl. „Aus Fleiß und Tücke webt' ich mir
Ein eignes Ruhmgespinste."
Goethe, Paralip. z. Faust.

Bei Voß lauten die Verſe:

„Wer der Unſterblichen reizte ſie auf zu feindlichem Hader?
Letos Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend,
Sandte verderbliche Peſt durch das Heer, und es ſanken die Völker,
Drum, weil ihm den Chryſes beleidiget, ſeinen Prieſter,
Atreus Sohn.“

V. 600—603 überſetzt Bürger:

„Nun durchſchmauſeten ſie den Tag, bis die Sonne hinabſank.
Keines Herzen gebrach's an voller Gnüge des Mahles.
Phoibos Apollon ſchlug die ſchöne Laute. Die Muſen
Sangen Wechſelgeſänge dazu mit lieblichen Stimmen.“

Voß dagegen:

„Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Geſanges der Muſen mit holdantwortender Stimme!“

Dieſelbe Beobachtung machen wir in den Verſen 103/104, 450 bis 454, 539/540. Eine Kürze des Ausdrucks zeigt ſich bei Bürger auch in den V. 78:

„Denn ich befahre, mir werd' ergrimmen der Mann.“

V. 83: „Drum rede, wirſt du mich ſchützen?“

V. 234: „Zeuge dies Szepter!“

V. 296: „Denn mir deucht, nicht mehr werd' ich dir gehorchen!“

V. 364: „Weißt es!“

An Voß iſt noch rühmend hervorzuheben, daß die Vokale in glücklicher Weiſe bei ihm gemiſcht ſind.[1]) Durch die Vermeidung eintöniger Wiederholung derſelben Vokale hat er ſeiner Sprache Leichtigkeit und Wohlklang verliehen.

Die Meinungen über die Angemeſſenheit und den ſtiliſtiſchen Wert der Homerüberſetzungen von Bürger und Voß ſind ſchon beim erſten Erſcheinen der beiden Werke geteilte geweſen. Teilweiſe ſind ſie mit Begeiſterung begrüßt worden, wie von Wieland und Goethe, aber auch an abſprechenden Urteilen hat es nicht gefehlt. Im Gegenſatz zu dem Fragment Bürgers hat beſonders das vollſtändige Werk von Voß öfters eine Kritik nach dieſen beiden Seiten erfahren. Man hat den Geiſt des echten Philologen, den Fleiß des Künſtlers, das feine Verſtändnis des Urtextes, die Treue ohne knechtiſche Abhängigkeit, die Kunſt der Sprache und des Versbaus bewundert, und es geſchieht dies auch heute

1) Vergl. Wackernagel a. a O. S. 433.

noch.[1]) Doch auch Stimmen der Gegner wurden laut, welche am Stil die überladenen Ausdrücke und künstlichen Wendungen tadelten.[2]) Auch mein Gefühl zieht mich auf die Seite der Gegner. Das Urteil des „Phöbos gegen Voß"[3]) aus dem vorigen Jahrhundert scheint mir nicht ganz unberechtigt:

„Ein Werk von deutschem Schweiß und Fleiß,
Doch daß Ichs bin, macht mir nicht weiß.
Mein Haar hing schlicht mir um den Kopf,
Du drehtest mir ein'n steifen Zopf,
Nicht schön und hoch genug war ich dir,
Du gabest Schmink und Stelzen mir ...
Und o wo ist dein schöner Leib,
O,[4]) Sprache, göttergleiches Weib!
Der Seele seelengleiche Hülle?
Der Glieder blühend süße Fülle?"

Auch in neuerer Zeit beurteilt U. von Wilamowitz[5]), der treffliche Kenner des griechischen Altertums, das Werk von Voß durchaus abfällig, wenn er bemerkt: „Aber wir haben ja unsern Johann Heinrich Voß, den Schöpfer der „saumnachschleppenden Weiber", des „helmumflatterten Hektor", des „hurtig mit Donnergepolter entrollenden Felsblocks". Es ist nicht wenig, was der Eutiner erreicht hat, er hat einen Stil geschaffen, mit dem der Deutsche wohl oder übel den Begriff homerisch verbindet, obwohl Trivialität und Bombast seine Hauptkennzeichen sind, Fehler, in die selbst die geringen Homeriden am wenigsten verfallen." — Die Arbeiten von Bürger und Voß sind wohl Übersetzungen Homers, aber keine Verdeutschungen des Dichters. Denn übersetzen heißt in Stil und Sprache unsrer großen Dichter übersetzen, es heißt außerdem auch noch die Vorlage nachdichten. Doch bei all den Mängeln und Unebenheiten wird ein großes Verdienst beiden Übersetzern, Bürger sowohl wie Voß besonders, nicht abzusprechen sein: beide haben durch ihre Übersetzungen über die engen Kreise der Gelehrten und Kenner der Ursprache hinaus nachdrücklich hingewiesen auf den frisch quellenden Jungbrunnen der Gesänge Homers, auf die unnachahmlichen Schönheiten griechischer Poesie.

1) Vergl. M. Bernays, Joh. Heinr. Voß und der Voßische Homer. „Im neuen Reich" IV (1874) S. 841—853; 881—897. Die Abhandlung beschäftigt sich zumeist mit der Odyssee von Voß. S. 891 sind auch die früheren Übersetzungen beurteilt, doch ist von Bürger nur die Übersetzung in Jamben berücksichtigt.

2) Heinses Brief an Fr. Jakobi v. 25. Januar 1783.

3) E. Schmidt a. a. O.

4) Anspielung auf das bei Voß beliebte o! vor dem Vokativ.

5) A. a. O. S. 8. v. Wilamowitz hat in seinem Hippolytos das Muster einer guten deutschen Übersetzung geliefert.

Eine alte Zeitschrift in verjüngter Gestalt.

Von **Karl Reuschel** in Dresden.

Den Mitgliedern der germanistischen Sektion bei der Dresdner Philologenversammlung bereitete der Teubnersche Verlag eine Überraschung, indem er eine wertvolle Gabe unter sie verteilen ließ. Die rühmlichst bekannten, gemeinhin als „Fleckeisens Jahrbücher" bezeichneten „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" waren es. Das anfängliche Staunen gerade über dieses Geschenk verwandelte sich bald in freudige Dankbarkeit. Wie schon der Titel verhieß, hatte sich der Kreis der in Betracht gezogenen Wissenschaften erheblich geweitet. „Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik", so nennt sich die Zeitschrift jetzt. Es ist also nur die zweite Abteilung ungefähr sich gleich geblieben, in der ersten dagegen eine Veränderung vor sich gegangen, die für die Verbreitung der Jahrbücher ohne Zweifel von großer Bedeutung sein wird. Die klassischen Sprachen haben, man mag das gutheißen oder bedauern, im Lehrplane des Gymnasiums nicht mehr die beherrschende Stellung inne wie vor Jahrzehnten; andere Unterrichtsgegenstände, zumal die Muttersprache, erheben jetzt den begründeten Anspruch auf Gleichstellung. Die Erneuerung der Jahrbücher ist ein Zugeständnis nach der angedeuteten Richtung hin. Ein Prospekt, der die vereinigten ersten Hefte des ersten und zweiten Bandes begleitet, besagt das. Unter solchen Umständen hat der verdienstliche Herausgeber Alfred Fleckeisen den Griffel des Leiters aus der Hand gelegt und einem Jüngeren übergeben, dem man das Geschick zutraute, daß er ihn zum Wohle der Zeitschrift der veränderten Zeitströmung gemäß führen werde. Der Name dieses Mannes ist in wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt: Dr. Johannes Ilberg. Über dem Gedeihen der pädagogischen Abteilung wacht auch fernerhin das scharfe Auge Richard Richters.

Wenn wir nun versuchen, den Lesern der Zeitschrift für den deutschen Unterricht ein Bild zu entwerfen von dem reichen Inhalte des Eröffnungsheftes der „Neuen Jahrbücher", so gilt es besonders diejenigen Beiträge herauszuheben und zu würdigen, die Gegenstände aus der deutschen Philologie und deren Anwendung für die Schule betreffen. Damit soll der Wert anderer Aufsätze selbstverständlich nicht in Zweifel gezogen werden. In dem von Ilberg geleiteten Abschnitte finden sich die folgenden Arbeiten: Eine geistvolle und in höchstem Maße sachkundige Besprechung des Schneidewinschen Werkes über antike Humanität

von Th. Zielinski, der Anfang eines Artikels über die soziale Dichtung der Griechen von Robert Pöhlmann, eine Darlegung über die Prosopographia imperii Romani von Hermann Peter und weiter ein Beitrag des mit der Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuchs betrauten Hermann Wunderlich: Die deutsche Philologie und das deutsche Volkstum, endlich zum Schlusse die akademische Antrittsvorlesung von Eugen Mogk: Die germanische Heldendichtung mit besonderer Rücksicht auf die Sage von Siegfried und Brunhild. Die von Richter geleitete Abteilung enthält: Lateinische und griechische Prüfungsaufgaben sächsischer Sekundaner vor siebzig Jahren von Ernst Schwabe, einen Aufsatz, der auf Grund von Entwürfen zu Examenarbeiten der Fürstenschule zu St. Afra den Nachweis führt, daß die Forderungen im Latein ganz wesentlich zurückgegangen sind, während die griechischen Übersetzungsaufgaben unserer Zeit sich getrost mit denen jener Tage messen können. Es folgt der Vortrag Otto Kämmels (Wurzener Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins) über: Moderne Forderungen an den Geschichtsunterricht der höheren Schulen, eine lichtvolle Darlegung der Zwecke, die dem Geschichtsunterrichte zufallen, wobei die rückwärtswandelnde Methode ebenso zurückgewiesen wird wie das Verlangen nach Behandlung der allerneuesten Ereignisse und das nach einseitiger Betonung der Kulturgeschichte. Durch große Klarheit und methodologischen Wert zeichnet sich die Arbeit H. Denickes: Zur ersten Orientierung über den geographischen Unterricht im Anschluß an Kirchhoffs Erdkunde aus, die ganz besonders den jungen Lehrern von Nutzen sein dürfte, die, ohne Geographie als Universitätsstudium getrieben zu haben, erdkundlichen Unterricht erteilen müssen. Es sei erwähnt, daß Denicke vom Kartenzeichnen wenig hält und gewichtige Gründe dagegen vorbringt. Die noch übrigen drei Aufsätze beschäftigen sich mit dem deutschen Unterrichte und sollen darum noch eingehenderer Betrachtung unterworfen sein.

Beinahe die Hälfte aller Beiträge haben es mit Gegenständen zu thun, die das Deutsche betreffen, gewiß ein hocherfreulicher Beweis von der Achtung, die diesem Fache seitens der Herausgeber gezollt wird. Und es mag gleich vorweggenommen sein, daß jeder einzelne Aufsatz in seiner Art sehr tüchtig ist und daß ein günstiges Verhältnis zwischen den Arbeiten in der wissenschaftlichen und denen in der praktisch-pädagogischen Abteilung besteht, daß auch die Vielseitigkeit der behandelten Fragen überrascht.

Hermann Wunderlich erinnert an die Worte Jacob Grimms in der Einleitung zum deutschen Wörterbuche: er beginne das Werk

unter günstigen Zeichen, und diese seien der Aufschwung der deutschen Philologie und die Empfänglichkeit des Volkes für seine Muttersprache. Unter den glückverheißenden Zeichen stehen wir nach Wunderlichs Ansicht nicht mehr. Wohl ist an der Teilnahme des Volkes an seiner Sprache nicht zu zweifeln, aber die deutsche Philologie ist unnahbar geworden, ihr fehlt die Freude, den warmen Pulsschlag nationalen Empfindens zu fühlen. Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Beschäftigung mit deutscher Sprache und Litteratur soll den Beweis liefern. Wunderlich läßt etwa die letzten hundert Jahre vor uns vorüberziehen. Zunächst gedenkt er eingehend der Verdienste des Turnvaters Jahn um das deutsche Volkstum und versucht dann die Stellung der hervorragendsten Germanisten zum Volksempfinden zu bestimmen. So werden Jacob Grimm, Carl Lachmann, Carl Müllenhoff und Wilhelm Scherer als wissenschaftliche Persönlichkeiten treffend charakterisiert. Vorwiegend aus dem Lager der Gegner Scherers, fährt Wunderlich fort, habe sich eine neue Macht entwickelt, „die unter den Anregungen, die sie einzelnen Teilen der deutschen Philologie brachte, eine neue Schädigung barg, die Gefahr, daß der Zusammenhang der Teile untereinander zerrissen wurde. Die Linguistik — drohte die Philologie ganz in den Hintergrund zu schieben." Ganze Gebiete der deutschen Philologie seien vernachlässigt worden, die grammatische Hochflut habe alles überschwemmt. Insbesondere müsse man bedauern, daß vorwiegend die älteren Sprachperioden in den Kreis der Forschungen gezogen worden seien, die neuhochdeutsche Sprachstufe dagegen viel weniger, und doch bedürfe gerade sie der Aufhellung. Hier berühren sich Wissenschaft und Volkstum fortwährend; darum erwächst hier der deutschen Wissenschaft eine ebenso notwendige wie dankbare Aufgabe. Doch nicht mit der Sprache allein hat es die deutsche Philologie zu thun; sie erfüllt ihren Beruf auch nicht genügend, wenn sie außerdem nur noch die Litteratur in den Kreis ihrer Forschung zieht. Mythologie und Rechtskunde gehören ebenso in ihren Bereich. Aber wie stiefmütterlich behandelt man diese im ganzen genommen! Das ist in großen Zügen der Gedankengang in Wunderlichs Darlegungen. Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß der Begriff „Germanist" eine wesentliche Veränderung erfahren hat seit den Tagen Jacob Grimms und daß die wachsende Ausdehnung der Wissenschaft und die feinere Ausbildung ihrer Methode eine weitgehende Arbeitsteilung bedingt. Daß jedoch Wunderlich ein völlig treues Abbild vom jetzigen Stande der deutschen Philologie gegeben habe, kann darum nicht zugestanden werden. Er sieht zu schwarz und bürdet der Entwickelung unserer Wissenschaft Vorwürfe auf, die dem Betriebe jedes anderen Forschungszweiges in der Gegenwart mit dem gleichen Rechte gebühren könnten. Es sei z. B. nur

auf den Anteil der Profeſſoren, namentlich in Berlin, Sachſen, Schleſien und Böhmen, an den Beſtrebungen volkskundlicher Art erinnert oder an die trefflichen Unterſuchungen unſerer Mundarten, die gerade von Schülern der „Linguiſten" herrühren. Als Warnungsruf, die Wiſſenſchaft vom deutſchen Volkstum möge den Zuſammenhang mit dieſem nicht verlieren, will Wunderlichs Aufſatz verſtanden ſein. Er wird nicht ungehört verhallen. Ein Zeugnis für die Bedeutung, die man ihm zuerkennt, giebt der etwas erregte Meinungsaustauſch, der an ihn anknüpft. (F. Kluge, Die deutſche Sprachforſchung unter Anklage. Beilage Nr. 246 der Münchner allgemeinen Zeitung; Wunderlich, Nochmals die Sprachforſchung unter Anklage, Beilage Nr. 254 desſelben Blattes.) Die Feſtrede Hermann Pauls über die Bedeutung der deutſchen Philologie für das Leben der Gegenwart knüpft, täuſche ich mich nicht, ebenfalls an Wunderlich an. Mit dieſer hervorragenden Kundgebung eines der berufenſten Meiſter dürfte der Streit beendet ſein. Paul ſteht mit unerſchütterlicher Ruhe über den Parteien. Freuen wir uns, daß er über den Betrieb der deutſchen Philologie in unſeren Tagen günſtiger denkt.

Eugen Mogk geht in ſeiner am 11. Mai 1895 gehaltenen Vorleſung, mit der er ſeine außerordentliche Profeſſur an der Leipziger Univerſität antrat, von der Thatſache aus, daß die Brüder Grimm, die Begründer der germaniſchen Philologie, in der Romantik wurzelten und in ihrem Schaffen weſentlich durch den romantiſchen Zug ihrer Zeit beſtimmt wurden. Auch Lachmann ſtand der Romantik noch nahe. Dieſe Geiſtesrichtung ſetzte ſich leicht über Ort und Zeit hinweg. Gerade der deutſchen Mythologie mußte das zum Schaden gereichen. Denn „Sagengeſchichte iſt Litteraturgeſchichte. — Strenge Kritik der Quellen iſt auch die erſte Pflicht des Sagenforſchers." Von dem Kerne der Überlieferung hat man den jeder Litteraturperiode eigentümlichen dichteriſchen Aufputz zu ſondern. Wie wenig dieſe natürliche Forderung beachtet worden iſt, zeigt eine Betrachtung der Sage von Siegfried und Brunhild. Drei Hauptquellen giebt es dafür: 1. Das Nibelungenlied, 2. Die Thidrikssaga (Hürnen Seyfrid und nordiſche Volkslieder), 3. Die Eddalieder.

„Das Nibelungenlied iſt ein höfiſches Epos aus dem Ausgange des 12. Jahrhunderts." Der poetiſche Aufputz beweiſt das. Nicht alle mythiſchen Züge ſind altes Erbgut. Siegfrieds Drachenkampf und Unverwundbarkeit erweiſen ſich zwar als früher Zeit entſtammend, waren aber wohl urſprünglich an die Geſtalt Siegmunds geknüpft. Der Siegfried des Nibelungenliedes hat nichts Übernatürliches an ſich, ebenſowenig Brunhild und Hagen, obwohl beide ihrem Weſen nach einer fernerliegenden Periode angehören. Auch das Verhältnis Siegfrieds und Brunhildes trägt nur rein menſchliche Züge.

Die norwegische Thidrikssaga ist nach Mogk noch viel zu wenig als Quelle verwendet worden. Ihr Verfasser war jedenfalls ein Geistlicher, der in seiner Jugend in einem norddeutschen Kloster lebte und so die niederdeutschen Volkslieder über Siegfried kennen lernte. Später mag er unter König Hakon am Hofe thätig gewesen sein. Unser Nationalepos dürfte er gekannt haben, auch Teile der Edda. Das Werk diente zur höfischen Unterhaltung. So kommt es, daß sich manches Romantische darin findet. Doch der Sagenkern, den es überliefert, ist hoher Beachtung wert. Siegfrieds Abkunft wird ganz abweichend vom Nibelungenliede dargestellt. Ein Waisenknabe, erlernt er das Schmiedehandwerk. Drachenkampf und Unverwundbarkeit schreibt ihm die Saga auch zu, sonst giebt es nichts Übernatürliches an ihm, ebensowenig an Brunhild. Sie verlobt sich mit dem jungen Helden und folgt darum dem Gunther nur widerstrebend. Erst durch den bekannten Trug wird dieser ihr Mann. Als sie lange danach endlich Aufklärung über den wahren Sachverhalt erlangt, muß Siegfried zur Strafe sterben. — Die gleichen niederdeutschen Volkslieder dienten dem Hürnen Seyfrid als Quelle.

Wesentlich anders stellt sich die eddische Überlieferung dar. „Aus den eddischen Liedern" spricht „die große und vielbewegte Zeit der Wikingerzüge." So kommt es, daß sie ein ganz norwegisch-isländisches Gepräge tragen. Auch hier dürfen also erst nach Abzug des poetischen Apparates an den Kern der Sage Forschungen angeschlossen werden. Aus den Eddaliedern lassen sich zwei Parallelsagen über Siegfried und Brunhild ermitteln, wenn man die Lücke in der Überlieferung aus der Völsungensaga ergänzt: eine Sage, die sich im wesentlichen mit der deutschen (Nibelungenlied und Thidrikssaga) deckt, eine andere rein nordische (norwegisch-isländische). Der norwegisch-isländischen Dichtung der Wikingerzeit ist aber ein eigentümliches Hinausheben der Gestalten ins Übermenschliche eigen. Siegfried und Brunhild sind in der rein nordischen Textfassung so gesteigert worden. Hier erst ward Brunhild zur Walküre, die den Stich mit dem Schlafdorn erhält und von der Waberlohe umgeben ist.

Im Anschluß an diese Darlegung versucht Mogk nun die ursprüngliche Sage von Siegfried und Brunhild bloßzulegen. Brunhild ist eine Schildmaid, keine Walküre. Siegfried giebt ihr und sie ihm das Versprechen der Ehe. Das war freilich nach altgermanischer Auffassung noch kein Rechtsakt, so daß der Held vor dem Gesetze als schuldlos gilt, wenn er Gunther zur Ehe mit Brunhild verhilft. Diese liebt den Verlobten noch immer, und nur widerwillig wird sie Gunthers Gemahlin. Als sie aber später erfährt, daß nicht Gunther, sondern Siegfried ihr das

magetuom geraubt hat, veranlaßt ſie den Tod des Geliebten. Und freiwillig ſcheidet ſie dann aus dem Leben, um mit Siegfried vereint zu ſein.

In ſolcher Geſtalt etwa wanderte die Sage, ſchon verbunden mit der Geſchichte vom Untergang der Burgunden, von den Franken, wo ſie entſtanden war, nach Oberdeutſchland. Dort wurde Dietrich von Bern hineinverwoben und ihr das höfiſche Gewand umgehängt. Endlich kam ſie nach dem Norden.

Das ſind die Hauptpunkte der Arbeit. Die Beweiſe für die Aufſtellungen dürfen in Fachzeitſchriften erwartet werden. Soviel aber iſt ſicher: die von Mogk gegebene Erklärung der Siegfried-Brunhildeſage leuchtet ſo ſehr ein, daß an dem Kerne der Ausführungen wohl nur der rütteln dürfte, dem Voreingenommenheit den Blick trübt.

Wenn es S. 72, Z. 4 flg. heißt: „Ebenſo natürlich wie menſchlich iſt (im Nibelungenliede) das Verhältnis zwiſchen Siegfried und Brunhild, das aus verſchiedenen Stellen unſeres Gedichtes klar durchblickt: beide haben ſich einſt geliebt, Siegfried hat die Geliebte verlaſſen, er hat eine andere genommen und für deren Bruder die Brunhild erworben: Liebe und Eiferſucht der hintergangenen Freundin der Jugend bringen ihm den Tod," ſo iſt meines Erachtens doch etwas aus unſerem Epos herausgeleſen, das ein ganz Unbefangener nicht ſpürt. Vielmehr ſagt uns das Nibelungenlied weiter nichts, als daß Siegfried und Brunhild vor Gunthers Werbung mit einander bekannt waren, daß ſich Brunhild von Siegfried ebenſowenig bezwingen laſſen will, wie von jedem anderen Helden (Zarncke 64, 2), und daß ſie aus Rache für den an ihr verübten Betrug den Räuber ihres magetuom vernichtet. Dieſer beſcheidene Widerſpruch ſoll aber auch der einzige bleiben. Der treffliche Aufſatz darf getroſt als der beſte des Eröffnungsheftes der „Neuen Jahrbücher" bezeichnet werden. Inhaltlich und der Form nach iſt er gleich vollendet.

Wir gehen zu einem anſpruchsloſeren Beitrage über. Es iſt das die Abhandlung: Das Volkslied im Gymnaſialunterrichte von Paul Gläßer. Der Verfaſſer beklagt es mit Recht, daß die Kenntnis der Volkslieder immerfort zurückgeht. An die Stelle der alten ſchönen Volksklänge ſind Tingeltangelweiſen getreten. Manche der Lieder werden vergeſſen, weil ſie durch ihren Inhalt oder ihre Ausdrucksform altmodiſch erſcheinen, und deren Schickſal braucht keine Klage, aber das Zurückweichen des guten Volksliedes hat ſeinen Grund „in dem durch den allgemeinen Volksſchulunterricht hervorgerufenen Vorherrſchen einer vorzugsweiſe verſtandesmäßigen Geiſtesſtrömung". Im Geſangunterricht hatte dieſe die Bevorzugung des Kunſtmäßigen zur Folge. Und doch fiele der genannten Unterweiſung eine ſchöne Aufgabe zu, wenn ſie ſich

des Volksliedes annähme. Einmal brauchte dann die Ausschließung vieler sogenannter unmusikalischer Schüler aus dem Chore nicht zu erfolgen, anderseits erhielten die Schüler aus der Singestunde eine wertvolle Mitgift fürs Leben. So viele der alten Lieder könnten ohne Mühe zu neuem Dasein geführt werden. Welche Dauer haben sie doch besessen, ja besitzen sie zum Teil noch immer, sie schlummern gleichsam nur. An Lebensfähigkeit kommen ihnen die modernen Lieder nicht entfernt gleich. So pflege man besonders die bewährten alten. „Liederarmut ist im letzten Grunde nichts als eine Gemütsverarmung."

Das Gymnasium kann, wenn es im Gesangunterrichte das Gewicht mehr auf einfache Volkslieder oder volksmäßige Lieder legt und weniger auf vielstimmige Werke, die, abgesehen von der Schwierigkeit der Einstudierung, den Schüler auch nur immer mit seiner Einzelstimme vertraut machen, dem jetzt so vernachlässigten Volksliede eine Heimstätte schaffen. Auch dem deutschen Unterrichte bietet sich dabei eine Aufgabe, er hat für das feste Einlernen der Texte zu sorgen. Bei Schulausflügen und beim Turnen möge das Lied reiche Verwendung finden.

Den in warmem Tone gehaltenen Ausführungen wird man gern beistimmen. Eine Kleinigkeit sei erwähnt. Das zöpfische Lied „Ihren Schäfer zu erwarten, Schlich sich Phyllis in den Garten", das Gläßer vergessen glaubt, hat seit einigen Jahren Zugang zum Konzertsaale gefunden.

Einen trefflichen Aufsatz, der leider noch nicht zum Abschluß gelangt, steuert Paul Dörwald bei: Zur Behandlung von Schillers kulturhistorischer Lyrik im Unterricht. Er hält mit der Mehrzahl der Lehrer des Deutschen daran fest, daß das Deutsche in Prima den Schwerpunkt auf die Behandlung der klassischen Zeit zu legen habe. Es ist jedenfalls sicher, daß, wenn die Schule nicht das Verständnis der klassischen Periode vermittelt, die Privatlektüre es bei den meisten nicht thut. Dörwald will die Gedankenlyrik Schillers besonders eingehend behandelt wissen, wie es auch die neuen preußischen Lehrpläne fordern. Nach dem Gedankenkreise scheidet sich die Ideenlyrik in ästhetische und kulturgeschichtliche; nur mit dieser letzteren beschäftigt sich der Verfasser. Schiller stellt seine Ansichten von der Kulturgeschichte in seiner Jenaer Antrittsrede dar, in der er die aufsteigende Entwickelung der Menschheit zum Ausdruck bringt. Fast die nämlichen Gedanken beherrschen die Gedichte: das Eleusische Fest, die Vier Weltalter und den ersten Teil des Spaziergangs. Dabei weicht die Auffassung über den Naturzustand des Menschengeschlechts im Gedichte von den vier Weltaltern ab, denn hier spielt die im Eleusischen Feste nur angedeutete biblische Lehre von der Sündlosigkeit des ersten Paares herein. In dem vorliegenden Teile

der Arbeit wird der Spaziergang noch nicht behandelt. Aber schon der Anfang bietet höchst beachtenswerte Winke für die unterrichtliche Behandlung dieses Zweiges der Schillerschen Lyrik.

Endlich sei noch des sehr gehaltvollen Aufsatzes von Alfred Biese: Zum deutschen Unterricht, gedacht. Er kleidet sich in die Form einer Besprechung der „Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik" von Gustav Wendt. Die Bemerkungen Bieses über die Schullektüre von Lessings Laokoon mögen als besonders verdienstlich herausgehoben werden. Mit vollem Rechte stimmt Biese der Ansicht Wendts zu, daß dem Lehrer nicht allzu genau die Marschroute hinsichtlich der Klassikerlektüre vorgeschrieben werde, und es sind beherzigenswerte Sätze, die ihm seine Überzeugung in die Feder diktiert. „Ist es in der That nicht fast gleichgültig, womit der Lehrer wirkt, womit er die Geister entzündet, wenn er überhaupt nur wirkt und zündet?" Biese verwundert sich, daß Wendt unter den Leitfäden für Litteraturgeschichte nicht den „sehr empfehlenswerten" von Kluge nennt. Wahrscheinlich hat Wendt seine guten Gründe dafür; in der That steht dieses Buch namentlich in den die ältere Zeit behandelnden Abschnitten nicht mehr völlig auf der Höhe der Forschung. Dieses Urteil, das schon in zahlreichen Besprechungen von Gotthold Klees „Grundzügen" gefällt wurde, gedenke ich bald ausführlicher zu begründen.

Wenn an den „Jahrbüchern" eine Ausstellung zu machen ist, so bezieht sie sich auf etwas rein Äußeres, nämlich auf den nicht gerade wohlklingenden langen Namen, unter dem sie ausgehen. Doch ließe sich wohl schwer ein besserer finden. Möge dem vortrefflichen Anfange ein ebensolcher Fortgang entsprechen! Hoffen wir das und rufen wir der alten Zeitschrift in verjüngter Gestalt ein herzliches „Glück auf den Weg" zu!

Zur Behandlung der Klopstockschen Ode „Mein Vaterland" (1768).

Von **J. Würffel** in Malchin.

Die knapp bemessene Zeit, der auf den ersten Blick recht spröd erscheinende Stoff: das beides ist wohl vor allem daran schuld, daß von einer eingehenderen Behandlung der Klopstockschen Odendichtung im Unterrichte der Prima vielfach Abstand genommen wird. Und doch, wie lohnend kann sich eine solche Lektüre gestalten! Welche Fülle der Anregung in Form und Inhalt, wie groß die Ausbeute in biographischer,

geschichtlicher, ästhetischer, sprachlicher Hinsicht! Einen trefflichen Wegweiser in dieses an Bildungsstoffen so reiche Gebiet hat bekanntlich Frick in dem Erläuterungswerke „Aus deutschen Lesebüchern" geliefert, eine Leistung, die zugleich als Muster einer Einführung in die Lektüre eines Lyrikers überhaupt gelten darf und daher — und zwar nicht nur Anfängern! — immer wieder warm empfohlen zu werden verdient.

Daß dabei im einzelnen manches anfechtbar ist, kann den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen. Ein solcher Punkt, in dem man mit Frick nicht wohl übereinstimmen kann, ist die Gliederung der bekannten Ode „Mein Vaterland" (vergl. Frick und Polack, Aus deutschen Lesebüchern, Bd. IV, 2. Abteilung 738 flg.).

Frick unterscheidet an dieser Ode vier Teile:

I. Str. 1—5, mit der Liebeserklärung „Ich liebe dich, mein Vaterland" (Str. 5, 4),

II. Str. 6—10, mit dem Vorsatze „Ich singe, o Vaterland, dich dir" (Str. 10, 4),

III. Str. 11—17, das Kernstück des Ganzen, den Gesang selbst auf des Vaterlandes Wert und Größe,

IV. Str. 18, das Schlußwort, mit dem der Gesang abbricht, das Gelübde steter Erneuerung der Hingabe und Treue.

Hierbei, so fährt Frick fort, sei leicht zu finden, daß der Beginn (I) und der Schluß (IV) eine Vision darstellen, und daß II und III in enger Beziehung zu einander stehen.

Dieser Teilung ist ohne weiteres darin zuzustimmen, daß Str. 11—17 als das Kernstück der Ode und Str. 18 als der Abschluß derselben bezeichnet wird.

Anders ist es mit Teil I und II. Zunächst muß ein tieferer Einschnitt, wie ihn Frick nach Strophe 5 macht, beanstandet werden. Setzt doch Str. 6 die in der vorhergehenden begonnene Darstellung der Vision einfach fort; auch drückt sich die enge Verbindung beider Strophen schon in der Wiederholung der flehentlichen Bitte des Dichters, Germania möge seiner schonen, aus. Ferner können die Strophen 6—10 nicht wohl als ein zusammenhängendes Stück aufgefaßt werden; dasselbe zerlegt sich vielmehr in zwei Teile: während Str. 6 und 7 in erregtem Tone Gegenwärtiges schildern, nämlich das Ende der Vision, folgt in Str. 8—11 ein in ruhigerem, erzählendem Tone gehaltener Rückblick auf des Dichters bisheriges Schaffen. Endlich kann der in Str. 10 geäußerte Vorsatz, das Vaterland zu besingen, nicht als eine Höhe der Ode hingestellt werden, da dieser Vorsatz nicht als etwas Neues hinzutritt, vielmehr im Eingangsteile schon deutlich ausgesprochen worden ist,

vergl. Str. 4: „Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen, Fliegen den kühnen Flug!“[1])

Mit Berücksichtigung des Gesagten will ich es nunmehr versuchen, eine andere Gliederung aufzustellen.[2])

Ein Lied zum Preise des Vaterlandes möchte der Dichter singen; heiße Liebe treibt ihn, Zweifel, ob er würdig sei, so Hohes auszuführen, halten ihn zurück. Dieser Widerstreit löst sich ihm durch eine Vision, in der Germania selbst ihn zu ermuntern scheint. Dies ist der Inhalt von Str. 1—7, die somit ein Ganzes bilden.

Dem eigentlichen Preisgesange, der Str. 11—17 umfaßt, gehen drei Strophen (8—10) voraus, die in Beziehung zum Folgenden, nicht zum Vorhergehenden, zu setzen sind: ehe der Dichter seinen neuen patriotischen Sang anstimmt, wirft er einen Rückblick auf seine bisherige dichterische Thätigkeit, die bald das irdische, bald das himmlische Vaterland zum Gegenstand hatte. Wie demnach Str. 1—7 die Einleitung zur ganzen Ode, so bildet 8—10 die besondere Einleitung zum Kernstück der Ode, dem Preisgesange. In diesem enthält nunmehr Str. 11 mit den Worten „Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt!“ das Thema zu den folgenden Strophen: seinen ersten Teil behandeln Str. 12 und 13, den zweiten Teil 14 und 15, während Str. 16, in wirkungsvollem Gegensatze, zu Geisteskraft und Heldenhaftigkeit den bescheidenen und gerechten Sinn der Deutschen hinzufügt. Str. 17 ist eine gedrängte Zusammenfassung des Inhalts von Str. 11—16 und kennzeichnet sich dadurch als Schlußteil des Preisliedes; Str. 18 endlich weist in Situation und Empfindung auf den Eingang der Ode zurück und bildet somit einen passenden Abschluß des Ganzen.

So ergiebt sich ein klarer, auf das Gesetz der Dreiteilung gegründeter Aufbau, den nachstehendes Schema noch mehr verdeutlichen möge.

A (Str. 1—7) **Eingang**: Der Dichter wird von Germania selbst ermutigt, seine Huldigung darzubringen.

B (Str. 8—17) **Hauptteil**: Der Preisgesang.

I. **Einleitung**: Ein Rückblick des Dichters auf seine bisherige poetische Thätigkeit (Str. 8—10).

II. **Kernstück**: Der Preis des Vaterlands als der Heimat eines Volks (a) von Denkern und (b) von Helden, das aber (c) ebenso Bescheidenheit und Gerechtigkeit ziert (Str. 11—16).

III. **Schluß**: Zusammenfassung aller dieser Vorzüge (Str. 17).

---

1) Ich citiere nach Hamels Ausgabe von Klopstocks Oden (Deutsche National-Litteratur herausgegeben von Joseph Kürschner, 47. Bd.).

2) Eine Disposition der Ode findet sich auch bei Viktor Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen, I. Teil. Berlin 1895.

C (Str. 18) Ausgang: Das Gelöbnis, dem Vaterlande immer die Verehrung zu bewahren, der auch dieser Lobgesang Ausdruck geben sollte.

Die Ode „Mein Vaterland" ist auch in Velhagen & Klasings Schulausgabe ausgewählter Dichtungen von Klopstock enthalten, und zwar im „Auszug", indem Str. 11—15 fehlen, d. h. die Strophen, welche die deutsche Geistes- und Heldenkraft feiern, so daß die Verherrlichung des Vaterlandes nunmehr merkwürdigerweise mit den doch nur halb lobenden Worten beginnt: „Nie war gegen das Ausland Ein anderes Land gerecht wie du! Sei nicht allzugerecht!" Wie bedenklich es ist, den Dichter in solcher Weise zu kürzen, wird, meine ich, an obigem Schema ganz besonders klar werden.

Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?

Von **Alex. Wernicke** in Braunschweig.

Herr Feist hat jüngst in dieser Zeitschrift (1897, Nr. 10) die „Geschichte der deutschen Litteratur u. s. w. von Vogt und Koch" besprochen. Dabei wird eine Frage von grundlegender Bedeutung angeschnitten, bei deren Beantwortung sich Herr Feist und die Leitung der Zeitschrift nicht in Übereinstimmung befinden.[1])

Herr Prof. Koch hat bei der Behandlung der neueren Zeit von Anfang an das Verständnis für eine so gewaltige Erscheinung, wie sie die „Bayreuther Festspiele" sind, sorgfältig vorzubereiten gesucht.

Dagegen wendet sich Herr Feist. So heißt es zunächst (S. 671): „Die Vorliebe des Verfassers für die Entwickelung der Oper, der an mehreren Stellen gedacht wird, ist ja an und für sich anerkennenswert, doch fragt es sich, ob dieser Gegenstand in einer deutschen Litteraturgeschichte soviel Platz beanspruchen darf."

So lesen wir ferner (S. 671): „Weniger will uns einleuchten, weshalb Mozart und Haydn in den Kreis der Betrachtung gezogen werden; worin besteht denn ihre Bedeutung für die deutsche Litteratur?"

---

1) Wir wollen hier nochmals ausdrücklich erklären, daß nach unserer Anschauung die ausgezeichnete Litteraturgeschichte von Vogt und Koch, die gegenwärtig zweifellos unter den vorhandenen deutschen Litteraturgeschichten den ersten Rang einnimmt, sich durch das prinzipielle Hereinziehen der Oper, insbesondere des Wagner'schen Musikdramas ein hohes Verdienst erworben hat. Wagners Werke sind geradezu ein Bollwerk unserer deutschen Litteratur, mit dem auch unsere Jugend innig vertraut gemacht werden muß. D. L. d. Bl.

Ebenso (S. 673): „Wenn hier neben Dichtern wie Rückert und Platen auch der Musiker Weber und Beethoven gedacht wird, so kann man diesen Umstand mit des Verfassers schon erwähnter Vorliebe für Musik rechtfertigen; aber wenn der 4. Abschnitt dieses Kapitels „vom Tode Immermanns bis zu den Bayreuther Festspielen" abgegrenzt wird, so fragt sich doch jedermann, was die letzteren für die deutsche Litteratur besagen wollen? Sollen etwa Wagners Textdichtungen als litterarisch epochemachend hingestellt werden? Wenn nicht, warum diese gesuchte Einteilung?"

Endlich (S. 673): „Richard Wagner werden vier Seiten gewidmet, während Wildenbruch unmittelbar nachher mit — einer halben Seite abgethan wird, notabene in einer deutschen Litteraturgeschichte."

Die Leitung der Zeitschrift bemerkt dazu (S. 673): „Wir sehen jedoch gerade in dem Hereinziehen der Oper einen Vorzug des Werkes."

Handelt es sich bei dem Vorgange von Herrn Prof. Koch wirklich nur um dessen „Vorliebe für Musik"?

Nein, es handelt sich um die Frage, ob das deutsche Drama in eine deutsche Litteraturgeschichte gehört.

Gehört das Drama hinein, so gehört auch Wagners Musikdrama hinein und infolgedessen auch die Entwickelung der deutschen Musik, soweit deren Kenntnis für das Verständnis von Wagners Leistungen erforderlich ist. Daß aber überhaupt das Musikdrama zur Klasse der Dramen gehört, läßt sich glücklicherweise feststellen, ohne die Stimmen der Zeitgenossen heranzuziehen.

Schon Lessing[1]) hat gesagt: „Die Natur scheint die Poesie und Musik nicht sowohl zur Verbindung als vielmehr zu einer und derselben Kunst bestimmt zu haben. Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur eine Kunst ausmachten."

Herder sah einem Kunstwerke entgegen, „in welchem Poesie, Musik, Aktion und Dekoration Eins sind".

Schiller schrieb an Goethe[2]): „Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollt."

Goethe[3]) bekannte in Bezug auf „Poesie, Malerei, Gesang, Musik und Schauspielkunst": „Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abende und zwar auf bedeutender Stufe

1) Fragm. zum Laokoon.
2) 29. XII. 1797.
3) Bei Eckermann, 22. III. 1825.

zusammenwirken, so giebt es ein Fest, das mit keinem anderen zu vergleichen."

Anderseits riefen die großen Musiker (z. B. Gluck und Mozart) nach einem Dichter, der mit ihnen die deutsche Oper schaffen sollte.

Aus solchen Wünschen heraus ist Richard Wagners gewaltiges Werk geboren, durch sie ist sein gesamtes Wirken geschichtlich legitimiert.

Dieses Wirken kommt aber auch in Wagners Prosaschriften zur Geltung, welche durchweg von dem einen Gedanken beherrscht werden, die Kunst im Sinne Goethes und Schillers als große Erzieherin hinzustellen.

Das Prophetenwort, mit dem Schiller in der „Huldigung der Künste" sein hehres Wirken beschloß, ist in Bayreuth zur That geworden,

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Bayreuth ist vorläufig das letzte Glied in der Kette, die sich von Leipzig (Gottsched) über Hamburg (Lessing) nach Weimar (Goethe und Schiller) schlingt.

In diesem Sinne liest z. B. im laufenden Winter Herr Elster an der Technischen Hochschule zu Braunschweig über „Goethe, Schiller, Wagner: ihr Kunstwerk und ihre Kulturgedanken".

In diesem Sinne wird auf den höheren Schulen Braunschweigs schon seit geraumer Zeit auch Richard Wagners Wirken gewürdigt.

Daß die deutsche Litteratur nur auf dem Grunde der Kultur, aus dem sie sich erhebt, verstanden werden kann, sollte man nicht mehr bezweifeln — die Zeit der ästhetisierenden Litteraten ist doch wahrlich vorbei.

Was kann da Wildenbruch trotz dieses oder jenes glücklichen Wurfes neben Richard Wagner bedeuten, der zielbewußt mit eisernem Willen in einem Zeitalter, das man so gern als „materialistisch" bezeichnet, den Tempel von Bayreuth errichtete, zu dem nun auch das junge Frankreich pilgert?

Was uns Richard Wagner bedeutet, das hat Stuart Chamberlain in seinem großen Werke fast abschließend dargethan.

Aber auch bei ganz nüchternen Erwägungen sollte man doch dem Manne den Platz in der deutschen Litteratur nicht streitig machen, der so hervorragend für den nationalen Gedanken gewirkt hat!

Wer hat so tief aus dem Borne unserer Sage geschöpft wie er? Wer hat uns die Zeit des deutschen Heerkönigtums so meisterhaft geschildert wie er? Wer hat uns den Glanz der deutschen Fürstenhöfe so hell erstrahlen lassen wie er? Wer hat uns das deutsche Bürgertum so innig belebt wie er? Wer hat uns das uralte Problem des Lebens

in seiner Doppellösung (Tristan und Isolde; Parsifal) so klar vor die Augen gestellt wie er?[1])

Sprechzimmer.

1.

„Drei Lilien, drei Lilien."

In einem Aufsatz von Dr. Fr. Losch „Einiges über die Beziehungen unserer Vorfahren zu den Pflanzen" (Litterarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1893 Nr. 10) ist ein besonderer Abschnitt auch den „Blumen auf dem Grabe" gewidmet und dabei auch das „vielgesungene und wenigverstandene" Volkslied von den drei Lilien verwertet. Losch meint, die beiden ersten Verse erzählen wohl ein Traumgesicht des oder der Geliebten, der stolze Reiter werde der Tod selbst sein, der dritte Vers gebe die Auslegung, er enthalte entweder eine Todesahnung oder einen Todesentschluß; denn ums Morgenrot wurden die Selbstmörder begraben. Möglicherweise enthalte das Lied auch eine mythologische Erinnerung an Balders Todesahnung, denn die drei Lilien (oder drei Rosen) wurden auch in Zaubersprüchen häufig genannt, die mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Mythus von Balder zurückgeführt werden dürften. Als ersten solcher Sprüche führt Losch an:

Es stehen drei Lilien auf unsres Herrn Gottes Grab;
Die erste ist Gottes Mut,
Die andre ist Gottes Blut,
Die dritte ist Gottes Wille,
Darunter ihr Diebe müßt stehen und halten stille.

Den andern, ganz ähnlichen, können wir hier übergehen. Daran knüpfte ein sich nur mit C. F. A. zeichnender Verfasser, der unter dem Pseudonym C. F. Aumer 1883 das „Ulmer Liederbuch" herausgegeben hatte, an (Bes. Beilage des Staatsanzeigers 1894 Nr. 14/15 S. 240) und erklärte, die Sache sehe ganz anders aus und die Auslegung sei leicht, wenn man das Ganze, eine wahre Perle von Volkslied, kenne, von dem jene drei Strophen nur ein Bruchstück seien. Aus dem genannten Liederbuch (Ulm, Wagner 1883, S. 174), das großenteils dem Volksmund abgelauscht sei, teilt er sodann das Ganze mit, und es sei auch hier wiedergegeben, um daran die Frage zu knüpfen, ob wirklich die

1) Vergl. dazu in meinem Buche „Kultur und Schule" (Osterwieck a. Harz, 1896) Nr. II, § 2 „Das Erbe der Renaissance" und meinen Artikel „Kultur und Schule" in Reins pädagogischem Handbuche.

drei jetzt allein bekannten Strophen der Rest jenes Liedes sind und ob dasselbe auch anderswo noch so bekannt ist.

Es blies ein junger Jäger
Wohl in sein Jägerhorn,
Und alles, was er geblasen,
Das war verlorn.
Juvivallera, juvivallera,
Und alles, was er geblasen,
Das war verlorn.

Soll denn nun all mein Blasen
Verlo— verloren sein,
So wollte ich viel lieber
Kein Jäger sein.
Juvivallera ꝛc.

Und als er nun sein Netze
Zog über jenen Strauch,
Ein schön schwarzbraunes Mädelein,
Das sprang heraus.
Juvivallera ꝛc.

Ach schön schwarzbraunes Mädelein,
Entspringe mir doch nicht,
Ich hab ja große Hunde,
Die holen Dich.
Juvivallera ꝛc.

Deine große, große Hunde,
Die thun mir ja doch nichts,
Meine hohe weite Sprünge,
Die wissen sie noch nicht.
Juvivallera ꝛc.

Deine hohe weite Sprünge,
Die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß Du heute
Noch sterben sollt.
Juvivallera ꝛc.

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
So begraben mich die Leute
Unter Rosen rot.
Juvivallera ꝛc.

Wohl unter die Rosen,
Wohl unter den Klee,
Darunter verderb. ich
Wohl nimmermeh.
Juvivallera ꝛc.

Drei Lilien, drei Lilien,
Die wuchsen auf ihrem Grab,
Da kam ein stolzer Reiter,
Wollt's brechen ab.
Juvivallera ꝛc.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn!
Die soll ein junger, frischer Jäger
Noch einmal sehen.
Juvivallera ꝛc.

Ulm. **Ed. Neffle.**

2.

Frage.

In Holbergs Lustspiel Jeppe paa Bierget wird Akt I, Scene 6 der Anfang eines offenbar aus deutscher Quelle stammenden Schelmliedes vorgetragen:

In Leipsig war en Mand,
In Leipsig war en Mand,
In Leipsig war en Laederen Mand,
In Leipsig war en Laederen Mand,
In Leipsig war en Mand.
Die Mand han nam en Fru u. s. w.

Wie heißt das Lied vollständig und in welcher Beziehung steht es zu dem bekannten Studentenliede: Was kommt dort von der Höh? Ist es Vorlage oder Parodie?

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

3.

Hat Goethes Oreſt die Ermordung des Vaters auf beſonderen göttlichen Befehl an der Mutter gerächt?

(Jahrg. 11, Heft 9, S. 598 dieſer Zeitſchrift.)

Zu Oreſts Worten in Goethes Iphigenie II, 1:

> Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
> Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
> Und, eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
> Durch ihren Wink zu Grund gerichtet.

hat Fr. Fraedrich eine neue Erklärung geliefert, nach welcher der hier erwähnte Wink der Götter auf den an Oreſt ergangenen Befehl zur Fahrt nach Tauris zu beziehen wäre, und damit die Annahme, daß Oreſt den Muttermord auf göttliches Geheiß begangen habe, in ſich zerfiele. Dieſe neue Erklärung als irrig zu erweiſen und die ſchweren Bedenken, welche gegen jene andere Auffaſſung erhoben werden, zu entkräften, iſt der Zweck der folgenden Zeilen.

Wenn Oreſt keinen Befehl von den Göttern erhalten hatte oder erhalten zu haben glaubte, was ſoll ihn dann dazu getrieben haben, ſeine Mutter zu töten? Es bleibt dann kein anderes Motiv denkbar als die Pflicht der Blutrache, wie auch Fraedrich den Oreſt „aus eigenem Antriebe infolge der ſittlichen Anſchauung ſeiner Zeit zur Blutrache ſchreiten" läßt. Gebot denn aber wirklich das Geſetz der Blutrache dem Oreſt den Muttermord? Die griechiſchen Tragiker haben es nicht angenommen, denn ſie laſſen den delphiſchen Apollo in dieſem beſonderen Falle den Muttermord ausdrücklich fordern. Homer preiſt den Oreſt als Rächer ſeines Vaters, ſpricht aber nur von der Tötung des Ägiſth. Und Goethe ſollte ein das natürliche Empfinden ſo tief verletzendes Sittengeſetz ohne Bedenken den Griechen zugeſchrieben haben? Fragen wir Goethe ſelbſt. Die Goethiſche Iphigenie iſt, als ihr die Ermordung Agamemnons berichtet worden iſt, um das Leben des jungen Oreſt beſorgt, weil er „beſtimmt war, des Vaters Rächer dereinſt zu ſein". Als ſie erfährt, daß Oreſt noch lebt, da kann ihr, die ſoeben von der Rachepflicht ſprach, unmöglich der Gedanke fernliegen, daß der inzwiſchen zum Manne gereifte Bruder wahrſcheinlich bereits die Rache, zu der er verpflichtet war, ausgeübt habe. Sie fühlt aber nichts als Freude, daß er noch lebt. Der Gedanke, daß der Sohn die Mutter ermordet haben könnte, ſteigt auch dann nicht in ihr auf, als ſie hört, daß Klytämneſtra tot ſei; vielmehr vermutet ſie, ſie habe ſich ſelbſt entleibt. Als aber Oreſt den Muttermord dunkel andeutet, da befällt ſie plötzliche Angſt, und als ſie dann den Greuel erfährt, zerreißt es ihr das Herz. Daraus geht klar hervor, daß nach Iphigeniens Auffaſſung das Geſetz der Blutrache die Verpflichtung zum

Muttermorde nicht in sich schließt. Und dies muß auch die in Goethes Dichtung angenommene allgemein griechische Auffassung sein, wenn wir nicht, wozu uns nichts berechtigt, annehmen sollen, Iphigenie sei von den Sittengesetzen ihres Volkes unvollkommen unterrichtet.

Gegen die Annahme eines göttlichen Befehls soll nun der Umstand sprechen, daß Pylades in der Scene II, 1 von einem solchen Befehle schweigt. Würde doch Pylades, „der in dieser Scene auf jede Weise versucht, den Orest in seinem Schuldbewußtsein zu trösten", falls ein göttlicher Befehl zur Rache an der Mutter vorläge, sich den besten Grund zum Troste entgehen lassen, wenn er nicht auch auf diesen hinwiese. Dieser „indirekte Beweis" erscheint mir verfehlt. Es ist ja gar nicht wahr, daß Pylades den Orest in seinem Schuldbewußtsein zu trösten sucht. Vielmehr bemüht er sich, ihn dadurch aus seiner trüben Stimmung zu befreien, daß er einerseits seine Gedanken von den traurigen Erlebnissen ablenkt und ihn auf das Erfreuliche hinweist, was sich daneben in seinem Leben findet, andererseits die eigene Hoffnungsfreudigkeit in seine Seele zu spielen sucht. Einmal allerdings, als Orests Trübsinn schon etwas zu weichen scheint, wagt er es, von der Rachethat zu sprechen: „Danke du den Göttern, daß sie so früh durch dich so viel gethan". Da er aber sieht, daß er den Unglücklichen dadurch nur aufregt, so vermeidet er es geflissentlich, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Sehen wir uns nun die neue Erklärung der Rede Orests an. Orest soll etwa sagen wollen: Mich haben die Götter zum Mörder meiner Mutter auserkoren (nämlich, indem sie es so fügten, daß mir die Pflicht zufiel, die Ermordung des Vaters an der Mutter zu rächen), und damit haben sie mir eine Schandthat auferlegt. Nun haben sie diese meine Schandthat in schändlicher Weise gerächt. Sie haben mich unter dem Versprechen meiner Rettung nach Tauris geschickt und haben mich, indem sie mir hier den Tod bereiteten, zu Grunde gerichtet. — Um von dem sonstigen Gezwungenen dieser Erklärung zu schweigen, wollen wir nur eins hervorheben. Pylades hat versucht, die That Orests als eine Ruhmesthat erscheinen zu lassen. Da Orests Rede den Zweck hat, diesen Versuch zurückzuweisen, so muß sie sich notwendigerweise ebenfalls auf seine That beziehen. Nach Fraedrichs Erklärung aber würde Orest von diesem Gegenstande auf einen anderen überspringen, von dem Pylades hier nicht gesprochen hat.

Daß Orests Rede sich nur auf die Rachethat und ihre unmittelbaren Folgen für den Thäter bezieht, dafür haben wir einen unwiderleglichen Beweis in der ersten Bearbeitung der Iphigenie, wo die Rede folgenden Wortlaut hat: Mich haben sie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter

Schandthat. O nein! sie haben's schon auf Tantals Haus gerichtet, und ich, der letzte, sollt nicht schuldlos noch ehrenvoll vergehn.

Der Sinn unserer Stelle kann hiernach nur sein: Die Götter haben mich zum Schlächter, zum Muttermörder auserkoren; sie haben die Schandthat der Mutter durch eine Schandthat des Sohnes gerächt; sie haben dadurch, daß sie mir durch ihren Wink (oder Befehl) die Schandthat auferlegten, mich (moralisch) zu Grunde gerichtet. — Die Worte, die Orest noch hinzufügt, sollen zur Erläuterung und Bekräftigung seiner Aussage dienen. In ihnen liegt der Ton nicht auf „vergehn", sondern auf „nicht schuldlos, nicht ehrenvoll", und ihr Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist dieser: Sie haben mich in Schuld und Schande gestürzt, weil sie aus unversöhnlichem Haß gegen das Haus des Tantalus nicht wollten, daß ich schuldlos und ehrenvoll unterginge.

Es sei noch hinzugefügt, daß die späteren Worte Orests: „So ist's ihr Wille denn, der uns verderbt", die sich selbstverständlich auf den seiner Meinung nach beiden Freunden bevorstehenden Tod beziehen, mit jener Rede Orests in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, da ja die dazwischen stehenden Sentenzen des Pylades „Die Götter rächen der Väter Missethat nicht an dem Sohn u. s. w." den Anlaß gegeben haben zur Überleitung des Gesprächs von der Betrachtung der Vergangenheit zu der der Gegenwart und der Zukunft.

Bedeutungsvoller als alle anderen Argumente Fraedrichs ist der Einwand, zwischen dem göttlichen Gebote und dem Leiden Orests bestehe ein Widerspruch, der vor einer geläuterten Vorstellung vom Wesen der Gottheit nicht bestehen könne. Das ist zweifellos richtig. Ja, nicht nur der Widerspruch zwischen dem Gebot und dem Leiden, sondern das Gebot des Muttermordes selbst ist mit einer geläuterten religiösen Anschauung unvereinbar. Und doch trifft dieser Einwand wohl des Äschylus, nicht aber Goethes Dichtung.

Manches, was Goethe der antiken Poesie entlehnt hat, ist, wie die ganze Iphigenie, unter seinen Händen zu etwas ganz anderm geworden. Sind seine Furien dasselbe wie die Erinyen des Äschylus? Gewiß nicht. Bei dem Griechen sind die Erinyen für sich existierende Wesen; bei Goethe sind sie nicht etwa ein Nichts, vielmehr besitzen sie ebenso volle Existenz wie dort, denn sie sind in der Seele des Schuldbewußten wirksame Kräfte, aber, sofern sie als außerhalb des Menschen existierende Wesen gedacht werden, sind sie nur Ausgeburten der aufgeregten Phantasie Orests. Nicht ebenso, jedoch ähnlich verhält es sich mit den olympischen Göttern. Sie selbst sind unserm Dichter objektiv existierende Wesen; was aber von ihren Eigenschaften, ihrem Wollen und Handeln ausgesagt wird, das ist subjektiv; nur daß das, was die geistig und

ſittlich am höchſten ſtehenden Menſchen von den Göttern denken, ſich durch den Verlauf der Handlung auch als objektiv wahr erweiſt. Alles Unedle, was den Göttern beigelegt wird, exiſtiert nur in dem Wahne der Menſchen, geht nur hervor aus ſittlicher und geiſtiger Unreife oder aus einem durch Leidenſchaft aufgeregten oder durch Unmut gedrückten Gemüte. So das Verlangen der tauriſchen Göttin nach Menſchenopfern; ſo der Haß und die Rachſucht, die Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit der Götter, von denen im Hauſe der Tantaliden ſchon den Kindern die Amme ſang; ſo die Doppelzüngigkeit, die der Gedrückte im Unmut den Göttern zuſchreibt. In dieſes Gebiet gehört ſicherlich auch der Befehl des Muttermordes. Wie wäre es auch denkbar, daß die Götter, an die Iphigenie glaubt, wirklich von einem Sohne die Ermordung ſeiner Mutter verlangen ſollten? Daß aber Oreſt glaubte von den Göttern einen ſolchen Befehl zu erhalten, iſt wohl denkbar. Läßt doch der Dichter Iphigenien es ausſprechen, daß die Menſchen oft den Willen der Götter mißverſtehen, und, ſo können wir hinzufügen, ihn mißverſtehen müſſen, wenn ſie in einer falſchen Vorſtellung vom Weſen der Götter befangen ſind. Nun war aber Oreſt in den alten Wahnvorſtellungen der Tantaliden aufgewachſen und wurde durch widrige Schickſale darin feſtgehalten. Wie hätte er da nicht den Willen der Götter mißverſtehen ſollen?

Wenn wir in dieſem Sinne dabei beharren, unter dem „Wink" der Götter einen Befehl zum Muttermorde zu verſtehen, ſo trifft uns nicht der Vorwurf, daß wir unſerm Dichter „eine Ungeheuerlichkeit zuſchreiben".

Berlin-Zehlendorf. **Auguſt Althaus.**

4.

Zu Goethes Iphigenie II, 1 (Z. f. d. U. XI. 9. S. 598 flg.)

Die Frage: „Hat Goethes Oreſt die Ermordung des Vaters auf beſondern göttlichen Befehl an der Mutter gerächt?" beantwortet Fr. Fraedrich verneinend und ſicherlich mit Recht. Indeſſen ſcheint mir ſein Verſuch, die einzige Stelle, auf die ſich eine bejahende Antwort auf dieſe Frage ſtützen könnte, gegenüber der gewöhnlichen Auslegung umzudeuten, weder richtig, noch notwendig.

In den Verſen 149 flg.

„Und eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet"

verbindet Fraedrich nämlich das Partizip rächend mit dem Subjekt die Götter und deutet dann die Schandthat auf die Rachethat des Oreſtes, die die Götter ſchändlich gerächt hätten durch ihren Wink an Oreſtes, die Heilung in Tauris zu ſuchen, wo er nun ſeinen Untergang finden

ſolle. Schon daß Oreſtes dann ſeine That als Schandthat und die Strafe der Götter als ſchändliche Rache bezeichnet, möchte bedenklich erſcheinen; daß wir die Verſe anders verſtehen müſſen, lehrt mit voller Deutlichkeit ein Vergleich mit der älteren Faſſung; dieſe lautet: „Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat.“ Bei dem Verhältnis der letzten zu den vorhergehenden Bearbeitungen kann es nicht zweifelhaft ſein, daß die Wendung „eine Schandthat ſchändlich rächend“ den hier geſperrt gedruckten Worten der älteren Faſſung entſprechen ſollen, daß alſo die Schandthat die Ermordung des Agamemnon durch Klytämneſtra und der, der ſie ſchändlich rächte, Oreſtes iſt. Die grammatiſche Konſtruktion des Satzes macht dann anſcheinend einige Schwierigkeit; formell richtig wäre der Anſchluß des Partizips an das Subjekt „die Götter“; der Sinn verlangt den Anſchluß an das Objekt „mich“. Unmöglich und ohne Vorgang ſind ſolche Verbindungen bei Goethe und Schiller ja durchaus nicht; aber ich glaube, man braucht die Frage gar nicht ſo beſtimmt zu entſcheiden, ebenſo wenig wie nach meiner Meinung ſie Goethe ſich beſtimmt vorgelegt hat. Mag man der Partizipialkonſtruktion die Auflöſung geben: „indem ich eine Schandthat ſchändlich rächte“ oder: „indem ſie (durch mich) eine Schandthat ſchändlich rächten“ oder: „indem ſie mich eine Schandthat ſchändlich rächen ließen“ — das bleibt ſich inhaltlich faſt gleich; die letzte Wendung kommt wohl dem, was dem Dichter als das Auszudrückende vorſchwebte, am nächſten, und ſie entſpricht auch durchaus dem vorhergehenden Gedankengang: Die Götter machten mich zum Schlächter, zum Mörder meiner Mutter, ſie ließen mich eine Schandthat ſchändlich rächen und richteten mich dadurch zu Grunde.

Wir haben hier dieſelbe Anſchauung, wie ſie in den Worten des Pylades ausgeſprochen iſt: „Allein, o Jüngling, danke du den Göttern, daß ſie ſo früh durch dich ſo viel gethan“, und wie ſie auch in der Wendung oder Entgegnung des Oreſtes hervortritt: „wem die Götter frohe That beſcheren“ oder: „die Götter haben mich erkoren“.

Dann entfällt aber auch die Notwendigkeit, den „Wink“ im Sinne eines Orakelſpruches, der Oreſtes zum Muttermorde auffordert, zu faſſen, oder, wenn man das vermeiden will, die von Fraedrich vorgeſchlagene Umdeutung anzunehmen und den Wink als den Orakelſpruch zu deuten, der den Oreſtes nach Tauris gewieſen hat. Mit dem „Wink“ iſt gemeint die höhere Leitung der menſchlichen Schickſale, die durch Verkettung der Umſtände den Menſchen ihre Thaten auferlegt. Wäre etwas anderes, ein ausdrücklicher Befehl damit gemeint, ſo würde der Mangel einer Hindeutung darauf in der Erzählung des Oreſtes (III, 1) kaum zu er-

tragen oder zu erklären sein. Daß Orest dort die That nicht unter dem Gesichtspunkte darstellt, wie im Gespräche mit Pylades, erklärt sich wohl dadurch, daß seine Äußerungen in diesem nur durch den Widerspruch gegen die tröstende Auffassung des Pylades hervorgerufen sind; der Iphigenie gegenüber würde eine solche Darstellung den Anschein einer Entschuldigung oder Beschönigung gewinnen, was mit seiner Stimmung durchaus im Widerspruch stehn würde. (Einen ausdrücklichen Befehl der Götter würde er kaum verschweigen können oder mögen.) Das, was er von der Anstachelung durch Elektra sagt, soll nicht zur Entschuldigung dienen; es ist nur Bericht und hat in der Ökonomie des Stückes seine gute Bedeutung. Indem Elektrens einseitige Parteistellung und ihre Verflechtung in die Greuelthaten des Atridenhauses hervortritt, hebt sich im Gegensatze dazu die Lichtgestalt der Iphigenie ab, die diesen Greueln entrückt alle Glieder der Familie mit gleicher Liebe umfaßt. Sie hat weder ein Wort der Beistimmung für den Rächer des Vaters noch ein Wort des Tadels für den Mörder der Mutter; sie öffnet dem Bruder, der nur gethan, wozu die Lage der Dinge, die Verhältnisse, der dadurch gegebene Wink der Götter ihn getrieben, die liebenden Arme, und indem sie ihn an ihr Schwesterherz nimmt, giebt sie ihm Frieden und Versöhnung.

Dresden. **M. Rachel.**

5.

Imperfektum statt Präsens (Zeitschr. XI, 205 flg.).

Die von Sprenger angeführten Beispiele scheinen mir nicht alle gleicher Art zu sein. Wenn der Schulmeister früh um halb neun Uhr zum Pfarrer sagt: „Es war gottlob heut' ein schöner Tag" denkt er sich vielleicht nichts anderes dabei als wir, wenn wir sagen: „Es ist heut ein schöner Tag." Daß das Sprachbewußtsein für die besondere Bedeutung des Imperfektums in solchen Sätzen verschwunden ist, beweist eben der Tadel Hebels. Ursprünglich aber bedeutete es jedenfalls: „Bis zu dieser Stunde war heute ein schöner Tag." Da das Wetter nach halb neun Uhr noch recht wohl umschlagen kann, ist das Imperfektum in diesem Zusammenhange logisch richtiger als das Präsens. Aber der hochdeutsche Sprachgebrauch fordert eben einmal wie auch sonst nicht selten die ungenauere Ausdrucksweise.

Ebenso wird der Vater, der von seiner Tochter sagt: „Sie war ein wohlgesittetes Mägdlein," damit meinen: „Sie war bisher ein wohlgesittetes Mägdlein." Ob sie das auch in Zukunft bleiben wird, läßt sich aus ihrem Wohlverhalten in der Vergangenheit nicht mit absoluter Sicherheit erschließen.

Ein anderes Beispiel mag noch deutlicher zeigen, welchen Vorzug in solchen Fällen das Imperfektum vor dem Präsens hat. Sagt ein Vater von seinem Sohne: „Er ist ein kräftiger, gesunder Bursche," so ist nicht ausgeschlossen, daß jemand frage: War er nicht früher einmal kränklich? Hat dagegen der Vater gesagt: „Er war ein kräftiger, gesunder Bursche," so ist damit ausgedrückt, daß er es sowohl früher war als heute noch ist.

Ob heutzutage das Sprachgefühl für diese volkstümliche und gewiß auch altertümliche Ausdrucksweise so völlig verschwunden ist, daß man in der rheinischen Umgangssprache das Imperfektum auch da für das Präsens gebraucht, wo eine solche Erklärung nicht mehr möglich ist, weiß ich nicht. Jedenfalls würde das gegen die Richtigkeit obiger Erklärung nicht den Ausschlag geben.

Das Beispiel aus Lessings Minna von Barnhelm ist, wie mich dünkt, anderer Art. Denken wir uns einmal, Lessing hätte geschrieben: „Müssen wir denn schön sein? Aber daß wir uns schön glauben, wäre vielleicht notwendig" — nämlich: um uns ungeputzt sehen zu lassen, oder genauer: ehe wir uns ungeputzt sehen lassen. Niemand würde hieran Anstoß nehmen, am wenigsten bei Lessing. So wird unsere Stelle zu erklären sein: Es war vielleicht erst notwendig, daß wir uns schön glaubten, ehe wir uns ungeputzt sehen lassen; oder: erst müssen wir uns schön geglaubt haben, ehe wir uns ungeputzt sehen lassen. Das eine geht dem andern psychologisch und zeitlich voran. Unsere heutige Grammatik würde vielleicht mindestens für den coni. praes. glauben den coni. imperf. glaubten fordern. Übrigens erscheint mir fraglich, ob diese Ausdrucksweise je volkstümlich war oder ob sie aus dem gelehrten Stile sich bei Lessing eingeschlichen hat.

An der Stelle Hor. sat. II, 1, 1 (so ist zu lesen!) wird si non optimum erat schwerlich ein Gräcismus für est, sondern vielmehr nach L. Döderlein ein wirkliches Präteritum sein: wenn es nicht das beste war, oder (nach dem deutschen Idiotismus) gewesen wäre. Der Sinn ist demnach: ich hätte von jeher nicht dichten sollen, und nicht: ich sollte von nun an nicht mehr dichten.

Zu sat. II, 6, 34 flg. kann ich nur bemerken, daß orabat von Heindorf mit dem im Briefstil für das Präsens gewöhnlichen Imperfektum in Zusammenhang gebracht wird. Das stimmte auch mit Sprengers Erklärung. Allein der lateinische Briefstil an sich fordert doch wohl nur das Perfektum; das allerdings auch häufig begegnende Imperfektum aber muß eigens erklärt werden. Vielleicht werden die neusten Untersuchungen über das griechische Imperfekt auch auf solche Stellen ein neues Licht werfen.

Dürrenmungenau (Bayern). **J. Steinbauer.**

Grillparzer und Lope de Vega. Von Arturo Farinelli. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Felber, 1894. 8°. XI, 333 S.

Der Verfasser, Privatdozent an der Universität Innsbruck, will über die Beziehungen im weitesten Sinne, die den deutschen Dramatiker mit dem fruchtbarsten der spanischen Dichter verknüpfen, unterrichten und sucht darum nicht nur nach den Beeinflussungen, wie sie gewöhnlich ohne Mühe nachgewiesen werden, sondern es ist ihm darum zu thun, überhaupt festzustellen, inwiefern die Geistesrichtung des Spaniers den besten der Nachfolger im deutschen klassischen Drama anzog. In einer trefflich zusammenfassenden Einleitung wird eine Art Bühnengeschichte Lopes in Deutschland gegeben, die freilich den Beweis liefert, daß die Verehrung für Calderons Dramen die Wertschätzung der Schauspiele Lopes bis zu Grillparzer gehindert hat.[1]) Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte: I. Die Dramen Grillparzers in ihrem Verhältnis zu den Comedias Lopes. II. Grillparzers Studien über Lope de Vega. III. Übereinstimmung und Verschiedenheit in Grillparzers und Lopes dichterischer Individualität.

Farinelli vermutet, der Onkel Grillparzers, Joseph Ferdinand Sonnleithner, habe den Jüngling, vielleicht schon den Knaben, zuerst auf die spanischen Dramatiker hingewiesen. Anfänglich mit den Romantikern die Bewunderung für Calderon teilend, hat Grillparzer sich später mehr und mehr Lope zugewandt, um dann bis ans Lebensende einen Geistesbund mit ihm zu schließen. Etwa 1822 wurde er auf ihn geführt. Wenn er ihn studierte, so geschah es nicht, um ihn nachzuahmen, sondern um sich poetische Stimmung zu gewinnen. Schon im „König Ottokar" läßt sich Benutzung des Vorbildes nachfühlen („Imperial de Oton"); allerdings bietet nur die Darstellung des Verhältnisses der Königin zu Ottokar Berührungspunkte.[2]) In „Ein treuer Diener seines Herrn" ist die Beeinflussung durch „El gran Duque de Moscovia" viel deutlicher erkennbar. Weiter werden Anklänge an Lope in „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Hero und Leander", „Traum ein Leben", „Weh' dem, der lügt", „Libussa", „Jüdin von Toledo" und „Esther" nachgewiesen, und dabei hebt Farinelli überall die bemerkenswerte Umgestaltung hervor, die die Stoffe im germanischen Dichtergeiste erfuhren. Auf Schritt und Tritt begegnen feinsinnige

1) Zu S. 6, Z. 14, 15 ist dabei noch der neunte der „Gesammelten Aufsätze" des Freiherrn von Vincke nachzutragen (= Litzmanns Theatergeschichtl. Forschungen VI), der S. 159 f. Farinelli berichtigt.

2) Beiläufig sei erwähnt, daß Teile der Geschichte des großen Böhmenkönigs in den trefflichen Roman „Die Söhne des Herrn Budiwoj" von August Sperl (München 1896) verwoben sind.

Beobachtungen, gelegentlich (z. B. S. 47, 93, 173) wertvolle Bemerkungen über die Stoffgeschichte.

Im zweiten Teile handelt Farinelli zunächst von der hohen Schätzung, deren sich Lope zu seinen Lebzeiten und noch einige Jahre nachher in Spanien und Italien erfreute, bis ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu gunsten Calderons eintrat, und von der spanischen Litteratur über den Dichter bis in unser Jahrhundert. Des weiteren folgt eine Ergänzung zum Eingangskapitel, in der Lopes Beurteilung in Deutschland und Österreich seit 1824 betrachtet wird. 1839 erschien die erste von einem Deutschen verfaßte kritische Abhandlung über Lope: „Studien über Lope" von Michael Enk von der Burg. Gegen Ende der zwanziger Jahre mag Grillparzer den Plan gefaßt haben, ein Werk über Lope zu schreiben. Seine weitumfassende Lektüre der Dramen des Spaniers wollte er sich erst wirklich nutzbar machen durch kritische Aufzeichnungen. Zu einem abgeschlossenen Buche hat er diese Bemerkungen aber nicht vereinigt, und das ist durch seinen Widerwillen gegen Litteraturgeschichten erklärlich. Auch so, wie sie erhalten sind, besitzen sie den höchsten Wert, denn sie haben sich unter der Hand des großen Dramatikers zu Erörterungen über das Drama der Spanier und das Drama an sich gestaltet. Farinelli würdigt sie sehr eingehend und parteilos.

Wenn einer der drei Abschnitte des gleichmäßig sorgfältig gearbeiteten Werkes als besonders gelungen bezeichnet werden soll, so möchte man den letzten als diesen herausheben. Das Zusammenstimmende und das — viel deutlicher zu Tage tretende — Verschiedene in der Weltanschauung beider Dichter wie in ihrem gesamten Geistesleben wird meisterhaft geschildert und dabei eine wirkliche Charakterstudie über Grillparzer geliefert.

Gegenüber der aufrichtigen Bewunderung für die hervorragende Leistung fällt es nicht ins Gewicht, wenn sich an einigen seltenen Stellen kleine Mängel zeigen. Es sei nur erwähnt, daß der Name Mahrenholtz S. 65 flg. falsch gedruckt ist und daß in ganz vereinzelten Fällen die Ausdrucksweise den Ausländer verrät. Farinelli, von Geburt Italiener, entschuldigt sich deshalb schon in der Vorrede. Bescheiden meint er, ein Deutscher hätte eine Arbeit über den Einfluß Lopes auf Grillparzer besser schreiben können. Es ist jedenfalls für den Verfasser ehrend, wenn ein Rezensent an der Richtigkeit dieses Urteils zweifelt: schwerlich hätte jemand das Werk vorurteilsfreier, gründlicher und mit wärmerem Anteil zu leisten vermocht.

Wenn es S. 319 heißt, nur von Grillparzer sei Lope ein deutsches Gedicht gewidmet worden, so möge hinzugefügt sein, daß sich in der

Sammlung „Kelch und Schwert" des Deutschböhmen Moritz Hartmann (Leipzig 1845) eine Dichtung in Terzinen findet, die „Lope de Vega" betitelt ist, aber nicht eben als Huldigung an den spanischen Dichter aufgefaßt werden kann.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Jacob Grimm und das deutsche Recht von Dr. Rudolf Hübner, Privatdozenten der Rechte an der Universität Berlin. Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1895. 8°. 187 S. 3 Mark.

Das mit großer Sachkenntnis und Wärme geschriebene Buch (als Einleitung zu der Neuherausausgabe der „Rechtsaltertümer" gedacht) behandelt J. Grimms Verhältnis zur Rechtswissenschaft in sechs Abschnitten: 1) Rechtsstudium und Staatsdienst; 2) die ersten deutschrechtlichen Arbeiten; 3) die deutschen Rechtsaltertümer; 4) die übrigen Beiträge zum deutschen Recht; 5) die Weistümer, 6) allgemeine Ansichten über das deutsche Recht.

Nachdem die Bedeutung Savignys für Grimms Geistesrichtung gewürdigt worden ist, bespricht Hübner die Abhandlungen „von der Poesie im Recht", „über eine eigene altgermanische Weise der Mordsühne", „über den Überfall der Früchte und das Verhauen überragender Äste" nebst dem sich daran schließenden Meinungsaustausch mit Gaupp und „die Litteratur der altnordischen Gesetze". Im dritten Teile wird ausführlich Entstehungsursache und -Geschichte sowie die Aufnahme der Rechtsaltertümer dargestellt (S. 33—69), im vierten zuerst von den Vorlesungen über deutsche Rechtsaltertümer gehandelt, weiter von der Arbeit „über die Notnunft an Frauen", über die scharfen „Bemerkungen zu Schaumanns Aufsatz über das Wergeld der Freien nach der Lex Saxonum", die Rezensententhätigkeit, die Vorreden zu fremden Werken und die gelegentlichen Beiträge zur Rechtskunde, die sich in den sprachlichen Schriften und in der Mythologie finden. Der fünfte Abschnitt ist mehr berichtend gehalten als der dritte. Der Schlußteil bringt ein zusammenfassendes Urteil über Grimms rechtswissenschaftliche Arbeiten und erweitert sich zu einer Charakterisierung der ganzen wissenschaftlichen Persönlichkeit. „Alles, was der sittlichen Welt eines Volkes angehört, war ihm eine Einheit" (S. 98). Lehrreich ist die Mitteilung der Ansichten Grimms über die Aufnahme und Andeutschung des römischen Rechts. Gegen den Schluß hin nimmt der Verfasser Anlaß, über den Wert der Rechtsgeschichte als des für die allgemeine Bildung wichtigsten Zweiges der Jurisprudenz zu sprechen. Er macht dabei Bemerkungen, die sich zunächst auf die Ausbildung der Juristen beziehen, aber, auf

das Universitätsstudium überhaupt angewendet, nicht häufig genug geäußert werden können: daß unsere Hochschulen nicht bloße Vorbereitungsanstalten auf praktische Berufe sind und man der deutschen Wissenschaft die Axt an die Wurzel setzt, wenn man die Universitäten dazu „degradieren will".

Schon im Texte waren gelegentlich bisher ungedruckte Briefe an Grimm verwendet worden. Ein Anhang (S. 117—187) enthält deren noch 56. Oft bieten sie nicht nur ein juristisches Interesse, obgleich sie nach diesem Gesichtspunkte ausgewählt sind. Unter den Verfassern befindet sich der alte Freiherr von Laßberg, dessen bekannte Biederheit das köstliche, von einer erhebenden Jugenderinnerung ausgehende Schreiben Nr. 35 aufs neue bezeugt. Auch vier Briefe des Freiherrn von Stein verdienten es, ans Tageslicht gezogen zu werden.

Die Kenntnis der alten Rechtszustände bildet einen Teil der deutschen Philologie. So dürfte eine Anzeige des schönen Buches von Hübner auch in dieser Zeitschrift nicht am unrechten Platze sein.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Hermann Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Eine litterarhistorische Untersuchung (Germanist. Abhandlungen, begründet von Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt, Heft XIII). Breslau, Köbner, 1896. 8°. 98 S. 3 Mark.

Wenn es unternommen wird, die Geschichte einer Dichtungsform darzustellen, so kann die Beschränkung auf einen bestimmten Zeitraum nur dann gutgeheißen werden, wenn sich die Dichtungsform in ihm als etwas Eigenartiges, von ihrem Auftreten in anderen Perioden Verschiedenes erweisen läßt. Sonst bleibt einer derartigen Abgrenzung immer der Charakter des Willkürlichen. Bedurfte nun die Geschichte des deutschen Streitgedichtes einer Behandlung, die sich nur auf das Mittelalter erstreckte? Hat das Streitgedicht in dem 16. Jahrhundert aufgehört oder eine neue, von der ursprünglichen abweichende Entwickelung genommen? Das möchte für die Gesamtart nicht leicht zu erweisen sein. Anderseits hängt auch das deutsche Streitgedicht mit dem lateinischen so eng zusammen, daß eine gesonderte Behandlung beider Schwierigkeiten macht. Der Verfasser der „Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter" greift zurück und vorwärts, und das ist erklärlich. Die Einleitung (S. 1—4) stellt mancherlei über die Dichtungsform bei Griechen und Römern zusammen, ein erstes Kapitel führt die mittelalterlichen lateinischen Streitgedichte vor (bis S. 22), ein zweites

giebt einen auf drei Seiten zusammengedrängten Überblick über die französischen und provenzalischen Dichtungen der Art, ein drittes (S. 26—33) beschäftigt sich mit den nordischen Streitliedern und Rätselspielen sowie mit Einschlägigem aus der angelsächsischen und englischen Litteratur. Endlich kommt Jantzen zu seinem Thema, das im vierten Kapitel (S. 34 bis Schluß) behandelt wird. Die Denkmäler zerlegt er in drei Arten: A) Kämpfe um den Vorzug; B) Sängerstreite; C) Rätselspiele, Weisheitsproben, gelehrte Gespräche, führt aber die Scheidung nur bei den mittellateinischen und deutschen Gedichten durch.

Eine geschichtliche Entwickelung, wie sie der Titel verheißt, ist fast nie dargestellt worden. Die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Dichtungen und das Verhältnis zu den Quellen werden nur selten genügend beachtet. Angesichts der bedauerlichen Thatsache, daß auf Benutzung ungedruckten Materials grundsätzlich (vergl. S. 68) verzichtet und selbst Gedrucktes nicht immer verwertet wurde, muß der zuerst bezeichnete Mangel noch als ein Glück erscheinen, weil eine auf so lückenhafter Kenntnis beruhende „Geschichte" einen falschen Begriff von der Bedeutung des Streitgedichtes für die mittelalterliche Litteratur gegeben hätte. Immerhin hat Jantzen reichen Stoff für den künftigen Geschichtsschreiber zusammengetragen und diesem die Vorbereitung wesentlich erleichtert. Über einzelne der behandelten Themen besitzen wir gute Sammlungen, und eine von ihnen, die den Streit zwischen Kirche und Synagoge zunächst vom Standpunkte des Kunsthistorikers aus darstellt, doch auch vieles für die Litteraturgeschichte Hochwertvolle enthält, Paul Webers „Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst", hätte Jantzen überzeugen müssen, daß seine eigene Zusammenstellung vielfach des geistigen Bandes entbehre. Die Litteraturangaben sind nicht immer sorgfältig. — Ein paar Bemerkungen, die sich leicht vermehren ließen, mögen Platz finden. Zu S. 7, Anm. 1 vergl. noch Kirchner, der Archipoeta und seine Lieder, Pädagogisches Archiv 38 (3). Die Abhandlung ist wohl für Jantzen zu spät erschienen. Unter den Bearbeitungen der Visio Philiberti (S. 56) wird die in Heinrichs von Neustadt „Von gotes zuokunft" nicht aufgeführt (vergl. dazu F. Khull, Programm des 2. Gymnasiums in Graz, 1886). Beim Streite der Töchter Gottes (S. 57) fehlt ein vollständiges Verzeichnis der Litteratur; der Verweis auf Müllenhoff-Scherers Denkmäler [3]II, 258 und Weinholds Weihnachtsspiele 295 flg. genügt nicht, mindestens hätte das Leobener Programm von C. Raab, 1885, Über vier allegorische Motive, erwähnt werden sollen. Daß dieser Streit auch in der lateinischen Litteratur des Mittelalters behandelt wurde, sagt Jantzen im 1. Kapitel nicht, auch ist ihm die altenglische Bearbeitung (in den Visions of William concerning Piers the Ploughman)

entgangen. Der Kampf zwischen Barmherzigkeit, Friede u. s. w. in den geistlichen Spielen hätte mehr Beachtung verdient. Zum Anegenge mußte E. Schröders Arbeit zitiert werden. Könnten nicht Walthers Worte ‚her Meie, ir müezet merze sîn...' auf ein Streitgedicht zwischen März und Mai hinweisen?

Dresden. **Karl Reuschel.**

Clarendon Press Series. German Classics edited with english notes etc. by C. A. Buchheim. Volume V. Iphigenie auf Tauris, a drama by Goethe, fourth edition, revised. Oxford, at the Clarendon Press.

Unter den Veröffentlichungen der Clarendon Press Series haben die German classics in Deutschland von jeher das meiste Interesse erregt, meist sind sie von C. A. Buchheim herausgegeben worden, dessen Name auch bei uns einen recht guten Klang hat; so hat er mit Einleitungen und sehr vollständigen Kommentaren versehen u. a. Halms Griseldis, Heines Harzreise, Chamissos Schlemihl, Lessings Nathan, Schillers Wilhelm Tell, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Goethes Dichtung und Wahrheit, Egmont und Iphigenie auf Tauris. Wilhelm Tell, dem ein Leben Schillers vorausgeschickt ist, hat schon die 6. Auflage erlebt, Goethes Iphigenie sehen wir nunmehr in 4. vor uns.

Was die äußere Einrichtung anbelangt, so giebt der Verfasser nach der preface eine general introduction, 26 Seiten umfassend, dann den deutschen Text des Goetheschen Schauspiels nach der Sophien-Ausgabe, hinter dem Text v. S. 105—168 Anmerkungen. In der Vorrede heißt es: Guided ... by my own experience as a teacher in this country I have explained and elucidated in my Notes every passage — nay, every single expression — which seemed to me to require elucidation and interpretation; auch jede mythologische Anspielung will er erklären und zur Erläuterung nicht nur des Euripides taurische Iphigenie, sondern auch die Dramen des Aeschylus und Sophokles heranziehen; diese Parallelstellen giebt er dann, wie billig, griechisch und englisch; er benutzt ferner zum Verständnis Goethes sehr häufig die frühere, prosaische Fassung, die er in der Bächtoldschen Bearbeitung kennt, „er will den Poeten durch den Poeten" erklären. In dem Zusatz zu der Vorrede bei der 4. Auflage meint der Verfasser, die Popularität des Goethischen Stückes sei in Deutschland stetig gewachsen, leider kann man das nicht behaupten; wer die neueren und neuesten Bestrebungen auf litterarischem, besonders auf dramatischem Gebiete kennt und verfolgt, wird leicht begreifen, wie unendlich weit die künstlerische Stimmung, aus der heraus Goethes Werk entstand, von derjenigen entfernt ist, die die dramatischen

Erzeugnisse von heute hervorruft und, wie es ganz natürlich zugeht, wenn man, wie der Berichterstatter selbst gelesen, Goethes Iphigenie und Tasso „in die ästhetische Rumpelkammer" wirft. Wie wenig haben solche „Deutsche" Verständnis für die echt-deutschen Züge dieses edelsten aller unsrer Schauspiele, in ihrer Verblendung sehen sie nichts von der echt-deutschen Freundschaft, von der echt-deutschen Naturschwärmerei, dem erhabenen Thatendrang dieser kühnen Jünglinge, merken nichts von der Ritterlichkeit des Orestes, der großartigen, echt-deutschen Wahrheitsliebe, Treue, Dankbarkeit, Gewissenhaftigkeit der tauriſchen Priesterin, jener tief-innerlichen Sittlichkeit, welche den Menschen zum Menschen erzieht und erziehen will. Und warum will man dies nicht sehen? Weil man das letztere im vorigen Jahrhundert „Humanität" genannt, weil man einige solcher Ideale der Freundschaft, der schwesterlichen, reinen Liebe, der Humanität im gewissen Sinne bei bevorzugten Geistern des Altertums wiederfindet, und last not least Sprache und Gewand der handelnden Personen hier und da natürlich griechisch sein mußten! — Ferner kann man nicht seinem Urteil über litterarhistorische Forschungen beipflichten, wenn man liest: Special attention has also been paid in Germany to the precursors of Goethe in the dramatisation of the Iphigenie-fable, which topic has undoubtely a great litterarhistorisches Interesse; but to treat this subject ... exhaustively, would again have been out of place in this volume, as it would only have impeded the enjoyment of the beautiful poem. Mich dünkt, solche litterarhistorischen Studien erhöhen den ästhetischen Genuß eines Dichtwerkes, besonders eines Goethischen schon deshalb, weil sie des letzteren Superiorität über alle seine Vorläufer in hohem Grade erweisen. Der Verfasser will übrigens in einem besonderen kritischen Werk ausführlich über diese Vorgänger handeln, einer Arbeit, der wir bei der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Verfassers mit Spannung entgegensehen.

Auf diese Vorrede folgt, wie angedeutet, die general introduction, welche eine sehr genaue Darstellung der mythologischen Begebenheiten von Tantalus an, nebst einem Stammbaum am Schluß enthält. Die dann sich anreihende Critical introduction enthält drei Teile. Geschichte der Entstehung und Abfassung des Stückes, eine kritische Würdigung desselben nach seiner Tendenz und nach seinen Hauptcharakteren; und endlich drittens eine Vergleichung des Goethischen und Euripideischen Dramas. Die Geschichte der Abfassung ist vollständig und eingehend; man vermißt keins der einschlägigen Daten, weder der 14. Februar 1779 noch der 28. März oder der 6. April u. a. fehlen; dem Hinweise darauf, daß die Iphigenie wie der Elpenor ursprünglich als Festspiel gedacht, wird sich der Verfasser künftighin kaum entziehen können. — Recht be-

herzigenswert erscheinen mir auch die Ausführungen im zweiten Abschnitt. Zwar die am Anfang von Nr. II gestellten Fragen: What object had Goethe in view in selecting a classical subject for dramatisation? What 'moral' did he intend to convey? It is a modern specimen of Greek tragedy, or it is a purely modern drama? — scheinen etwas schief, mindestens sehr schulmäßig gestellt zu sein, die Beantwortung derselben indessen ist durchaus zutreffend. Daß die Neigung zu dem Gigantentum in dem Drama schon aus Goethes Jugendzeit stammt, wird mit Hilfe der allerdings viel später niedergeschriebenen Stelle in Dichtung und Wahrheit erwiesen, mehr Beweiskraft hätte freilich die von Schröer in seiner Ausgabe angeführte Briefstelle, in welcher der Dichter von den Eumeniden spricht, welche ihn aus seiner Vaterstadt „peitschen". Mit diesem Gigantentum hängt dann der Fluch zusammen; auf dem Giganten Tantalus und seinem Geschlecht bis auf Iphigenie herab lastet der Fluch, und die Entsühnung von diesem Fluche ist ein Grundthema des Schauspiels. Auch hier wird die Darstellung, wenn auch der Name der Frau von Stein, wie billig, in einer eigentlich für Schüler bestimmten Ausgabe ganz und gar fehlt, dem Zusammenhange gerecht; wenn der Verfasser neben dem seelischen Einfluß der Schwester, neben dem letzten Austoben des Wahnsinns und der Vision des Bruders auch das Gebet Iphigeniens erwähnt als nicht unwirksam für die gänzliche Heilung des Fluchbeladenen, so entspricht das durchaus dem Stande der heutigen Forschung, welche erst in neuerer Zeit bekanntlich, F. Kerns Vortrag vom Jahre 1886 einschränkend und befolgend, dieses schließlich etwas wunderbare und geheimnisvolle Moment neben den beiden andern herausgefunden hat. Natürlich betont der Verfasser dann auch, daß Iphigenie durch die Reinheit ihrer Seele das ganze Tantalidenhaus vom Fluch erlöst, so überhaupt den Fluch überwindet, und in diesem Sinne stimmen wir ihm bei, wenn er, S. XXII wieder nach der Moral des Schauspiels fragend, sagt: The 'moral of the drama' is, therefore, nothing else but the apotheosis of truth bodily represented, in its highest perfection, by an innocent woman und die zweite Frage: can we suppose him to have aimed at constructing a Greek drama corresponding to the tragedies of the ancient Greek poets? kurz beantwortet: Certainly not. — In der nun folgenden Charakterisierung der einzelnen Personen, der wir sonst durchaus zustimmen, möchten wir doch raten, künftighin die Festigkeit, das unerschütterliche, in sich selbst ruhende sittliche Gleichgewicht der Iphigenie nicht allein hervorzuheben, sondern auch ihr Schwanken, ihren heftigen Seelenkampf, auf dem der ganze vierte Akt beruht, mehr zu würdigen und dabei auszuführen, daß, mag auch der Zuschauer an dem endlichen

Siege nicht zweifeln, auch sie sich erst durchzuringen hat, ehe sie, selbst eine Titanin, den alten aufkeimenden Götterhaß in ihrer eigenen Brust überwunden hat. Der dritte Abschnitt endlich der critical introduction enthält eine genaue Vergleichung zwischen Euripides und Goethe; wir gehen auf diese nicht ein, unterlassen es aber auch hier nicht, des Verfassers Belesenheit und philologische Genauigkeit hervorzuheben, citiert er doch bekannte Stellen aus G. Hermanns praefatio zu Euripidis Iphigenia Taurica. Wie maßvoll, fein abgemessen sein Urteil ist, mögen folgende Worte bezeugen S. XXXIII: and that from an ethical point of view the German Iphigenie is just as superior to the Greek Iphigenie as the modern code of morality is superior to the ancient. —

Denselben gehaltvollen Charakter zeigen die Anmerkungen. Wenn dieselben auch sehr zahlreich sind, ist doch fast keine für uns überflüssig, selbst nicht diejenigen, welche nur für Engländer bestimmt sein sollen. Die sachlichen Erklärungen ziehen reichhaltige Parallelstellen für die Furien aus allen drei Tragikern heran, z. B. zu V. 581 flg. oder 1054 flg., aber auch auf biblische Anklänge ist mit Recht geachtet, so V. 1817: und seine Boten bringen flammendes Verderben auf des Armen Haupt herab. — Fast immer muß man auch hier in diesen Anmerkungen dem Verfasser recht geben, selten muß man von ihm abweichen; zu diesen letzteren Fällen gehört die Anmerkung zu I 1: Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn, die schönen Schätze, wohl erhalten hast, wo man liest: Die schönen Schätze refers to the preceding line, also „die schönen Schätze" als Apposition zu „Gattin, Elektren, Sohn" genommen werden sollen. Indessen A. B. C. geben hier: „ihm zu Hause den schönen Schaz (Schatz) bewahret", und danach hat der Dichter auch in D wohl an das in den „Schatzkammern von Mykena" aufgespeicherte Geld gedacht, wie Soph. El. V. 9 gleich im Anfang *Μυκήνας πολυχρύσους* nennt. Auch II 1 V. 670: „an Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich" scheint „Brust" (is sometimes used like Herz) falsch erklärt; es bezieht hier nach meinem Gefühl auf die körperliche, physische Ähnlichkeit mit den ancestors. — V. 1168 das so oft mißverstandene: „es ruft, es ruft" hat der Verfasser, trotzdem er die richtige Deutung und Beziehung auf die „Stimme des vergoß'nen Mutterblutes" kannte, wieder mit Unrecht allgemein gefaßt, der deutschen Sprache Gewalt anthuend. — Schwierig bleibt immer noch IV 4: „zur Felseninsel, die der Gott bewohnt"; es wird nichts helfen, wir müssen wohl mit Wätzoldt in seiner Ausgabe hier schon annehmen, daß der Dichter „Delos" und „Delphi" verwechselt hat; das lag um so näher, als Goethe selbst „Delphos" schrieb cf. Iphig. II 1, V. 723 und Anmerkung in der Sophien-Ausgabe Bd. I 10 und Brief aus Bologna 18. Oktober 1786 Schr. d. G. G. II

S. 186; aber nicht bloß er schrieb so, worauf Wätzoldt aufmerksam gemacht, sondern „Delphos" war überhaupt Schreibweise des vorigen Jahrhunderts, nicht nur in Gotters „Elektra" findet sich diese Form, sondern auch in den antikisierenden Tragödien des Grafen Friedrich Leopold Stolberg.[1]) Die Dichter des vorigen Jahrhunderts, besonders die Genies, nahmen es in solchen Sachen nicht allzu genau, es fehlte ihnen, wie der Mehrzahl der Gebildeten damals, an der nötigen klassischen Schulbildung. Der Wert einer Dichtung oder einer Dichterstelle ist ja auch durch solche Quisquilien nicht bedingt.

Es sollte mir sehr leid thun, wenn der Herausgeber meine Bemerkungen als Mäkeleien oder Nörgeleien im bösen Sinne auffassen sollte, mögen sie ihm vielmehr davon Zeugnis ablegen, welches lebhafte Interesse seine Ausgabe erweckt hat. Und so sei dieselbe noch einmal zum Schluß allen denen aufs wärmste empfohlen, denen an einer gründlichen, aber auch geschmack- und maßvollen Interpretation des Goethischen Stückes gelegen ist.

Berlin. **Hans Morsch.**

Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von E. Duncker. Fünfte Auflage. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann, 1897, S. 337.

Mit des Verfassers erstem Werke: „Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Röddebo" steht die vorliegende Erzählung: „Meine Frau und ich" in einem gewissen Zusammenhange, da in ihr der einst flatterhafte Studiosus in Amors und Hymens Fesseln gerät, deren Last er willig trägt, und die ihn nach etwa sechsmonatlichem Ehestande zur Abfassung dieses Buches veranlaßten. Aus dem ehemaligen Kandidaten der

1) Vergl. Gotter, Orest und Elektra. Einzeldruck Gotha 1774, III 4: „Und schnell entzweyn sie sich. In Delphos sahn wir ihn"; ebenso in der erweiterten, umgeänderten Fassung in Gotters Gedichten (Werken) Gotha 1787/88 S. 102: „entzweyn am Abend sich. Bei Delphos schloß Orest sich an uns". Vergl. ferner: Theseus, Schauspiel mit Chören von Friedr. Leopold Graf zu Stolberg (1787), wo es gleich in der langen Eingangsrede des Ägeus heißt: „Da sandten wir gen Delphos und der Gott Sprach strengen Spruch ..." Ist die Sprachform also nicht eine bei Goethe vereinzelte, so ist auch eine Verwechselung oder Setzung von Delphos statt Delphi kein zu großer Fehler, denn Delphos, als Sprachform im Griechischen vorhanden, ist der einheimische König des Landes, der Delphi erbaut hat und nach dem der Ort seinen Namen hat, vergl. Aeschyl. Eumen. 14/15: *μολόντα δ' αὐτὸν πάρτα τιμαλφεῖ λεὼς Δελφός τε χώρας τῆσδε πρυμνήτης ἄναξ*, wie es in der Übersetzung des Grafen Stolberg (Hamburg 1802) hier richtig heißt: ... und Delphos, der des Landes König war. — Vergl. das Scholion zu dieser Stelle der Eumeniden.

Theologie ist ein eifriger Jünger der Kunst geworden, der in Thorwaldsens Museum oder der Moltkeschen und Christiansborger Gemäldegalerie zu Kopenhagen sich zu einem kunstverständigen Kritiker der Schönheitswelt heranbildete. Dort war es auch, wo er in einem gleichgesinnten Maler seinen zukünftigen Schwiegervater kennen lernte, dessen liebreizende Tochter Estrid nun Nicolays Lebensgefährtin wird. Es sind nicht außergewöhnliche Verhältnisse, in die uns die Erzählung führt, aber selbst die alltäglichen Vorkommnisse im Brautstande, bei der Hochzeit und endlich im traulichen Heim des glücklichen Ehepaares werden durch eine weltentrückende Harmonie und Philosophie in wundersamer Weise vergeistigt und verklärt. Wie prächtig klingen die Worte des erfahrenen Schwiegervaters zu seinen Kindern: „Reiche Leute kommen mir immer vor wie arme Gefangene in einem gefangenen Bauer mit vergoldeten Fesseln. Sie sitzen in ihren vergoldeten Lehnstühlen, hinter schweren Seidengardinen, die Luft ist so drückend für sie, und nie haben sie für ihr vieles Geld etwas anderes als Sorge und Kummer. Dagegen solche Leute wie ich und Du, Nicolay, die nichts haben und nichts kriegen, wir sind freie lustige Vögel unter Gottes blauem Himmel, die weder säen noch ernten noch sammeln in die Scheunen, und doch ernährt uns unser himmlischer Vater. Für uns grünt der Wald, für uns scheint die Sonne goldig und hell, deshalb fühlen wir uns leicht ums Herz und singen und jubeln den lieben langen Tag." (S. 71/72.) Neben solchen wahrhaft herzerfrischenden Sentenzen kommt eine ganze Reihe hochinteressanter Fragen über Handwerk und Kunst, über Religion und Wissenschaft zur Erörterung und zwar in einer Form, die uns innerlich erbaut und befriedigt. Und wie beseligend und überzeugend klingt Estrids Wort: „Diese Predigt hält die Natur uns jedes Jahr mit derselben Kraft: daß der Atem, der mächtig genug ist, den verdorrten Zweigen neues Leben einzuhauchen, auch die Macht haben wird, uns neues Leben einzuhauchen und uns zu einer seligen Auferstehung zu erwecken." Alles in allem, liegt hier ein Buch vor, das jedem gebildeten Leser eine unversiegbare Quelle edelster Unterhaltung und Belehrung zu bieten im stande ist.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Oskar Hubatsch, Iphigenia auf Tauris von Euripides. In neuer Übersetzung zum Schulgebrauch herausgegeben. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1897, VIII. S. 70.

Oskar Hubatsch, Direktor des Realgymnasiums zu Charlottenburg, hat schon durch seine geniale Übersetzung des Homer (Odyssee und Ilias

1892/94) und der Tragödien des Sophokles (1896) sein meisterhaftes Geschick als Übersetzer bewiesen und bietet nun in einem besonderen Bändchen des Euripides Iphigenia auf Tauris nach denselben Grundsätzen, wie sie bei der Antigone und dem König Ödipus zur Geltung gekommen sind. Da bereits in der Einleitung zur Antigone ein kurzer Überblick über die Einrichtung und die Geschichte des griechischen Theaters gegeben ist, so beschränkt sich die Einleitung zu diesem Stücke auf folgende Punkte: 1. Die Vorgeschichte. 2. Der Sagenstoff. 3. Zeit der Aufführung. Verteilung der Rollen. 4. Euripides und Goethe. Dieser letzte Abschnitt ist besonders beachtenswert, da ja die vorliegende Übersetzung hauptsächlich bei der Erklärung der Goetheschen Iphigenie als Hilfsmittel dienen soll. Hubatsch setzt durch seine historisch-kritische Untersuchung den Leser in den Stand, einen ästhetisch richtigen Maßstab zur Beurteilung für den sittlichen und dichterischen Wert der Charaktere und Handlungen in beiden Dichtungen zu gewinnen: Sein Urteil wirkt entschieden überzeugend. In den Anmerkungen sind alle zum Verständnis des Dramas erforderlichen Erklärungen enthalten. Als Probe der Übersetzung geben wir hier den Schlußgesang des Chors:

So zieht denn hinaus zu glücklicher Fahrt,
Freut euch des geretteten Lebens!
O Pallas Athene, im Götterrat
Wie unter den Menschen auf Erden verehrt,
Wir thun, was uns dein Wille gebeut;
Erfreulich ja ist und unverhofft
Dein Ruf in das Ohr uns gedrungen.

Der Schule und allen Gebildeten sei daher diese in jeder Beziehung vollkommene Übersetzung zum gründlichen Studium angelegentlichst empfohlen.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Kleine Mitteilungen.

Die „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik" (Leipzig, B. G. Teubner) bringen an der Spitze ihres zweiten Heftes einen höchst fesselnden und wertvollen Aufsatz des Geh. Schulrats Dr. Theodor Vogel in Dresden: „Goethe und das klassische Altertum." Der hochgeschätzte Verfasser schließt seine Ausführungen an eine kurze Besprechung des Thalmayrschen Buches „Goethe und das klassische Altertum" an und spricht dabei die folgenden, für die Gegenwart in mehr als einer Beziehung wahrhaft erlösenden Worte: „Der Einfluß der Antike auf Goethes Dichtungen kann wohl nicht ohne Einschränkung als ein günstiger bezeichnet werden. Soweit Goethe unter Wahrung seiner vollen Eigenart sich von antiken Vorbildern hat anregen lassen, hat er Unvergängliches geschaffen. Hermann und Dorothea und Iphigenie, von anderen Dichtungen ganz zu schweigen, sind ein

Höchstes in ihrer Art, das nicht überboten werden kann. Wenn Goethe aber weiterhin den iambischen Trimeter wieder heranzieht, auch allerlei abgelegene antike Metra, wenn er kunstvolle Chöre dichtet, Bühnenstücken exponierende Prologe vorausschickt, seine Gestalten, die nach der menschlich-natürlichen Seite bereits in Iphigenie und Tasso nur mit leichten Pinselstrichen charakterisiert waren, immer unpersönlicher werden läßt in der Stufenfolge von Typen, Allegorien, bloßen Schemen (Homunculus, Euphorion), so werden nur wenige in diesem Antikisieren über die Iphigenie hinaus einen Fortschritt sehen. Das Motiv, der Konflikt, die vorgeführt werden sollen, kommen ja ohne Zweifel am reinsten zur Darstellung, je mehr Unwesentliches, Zufälliges ferngehalten wird. In dem Maße als dieses hinwegdestilliert wird, gerät eine Dichtung aber in die Gefahr, nur als „akademische Studie" und auch als solche nur auf einen kleinen Kreis Hochgebildeter zu wirken. „Denken Sie sich den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, keinen Schatten, keine Schranke u. s. w. mehr zu sehen", hatte Schiller s. Z. an W. von Humboldt in Bezug auf das ihm vorschwebende Gedicht „das Ideal und das Leben" geschrieben. Wie weit war Goethe damals von solcher Auffassung entfernt, und wie bedenklich hat er sich später ihr angenähert zur großen Beeinträchtigung der Wirkung seiner Bühnenstücke, während der Schreiber der angezogenen Zeilen, Schiller, von 1799—1805 als Theaterdichter einen Treffer nach dem andern erzielte!... Ob eine liebevolle, vertiefte Beschäftigung mit den Meisterwerken der griechisch-römischen Litteratur und Kunst ein „echter Ring" ist mit wunderbarer Wirkungskraft auch für unser Zeitalter, darüber wird der begeisterte Philolog wohl anders denken als mancher in anderem Bereiche eingewurzelte Zeitgenosse. Jedenfalls kann der Ring seine Kraft nur zeigen, wenn der Träger an diese glaubt. In diesem Glauben ihn zu bestärken, ist die angezeigte Schrift ohne Zweifel geeignet."

Daß bei allen Bildungswerten und Bildungskräften der Glaube an diese das eigentlich Entscheidende ist, wird hier zum ersten Male mit voller Klarheit ausgesprochen. Nach unserer Meinung wird damit das Rechte getroffen, ein solcher Ausspruch ist ein Schuß ins Schwarze. So wird auch der, der an das deutsche Altertum und das deutsche Volkstum und die darin liegenden Kräfte unerschütterlich glaubt, diese Kräfte zur höchsten Wirkung und Entfaltung zu bringen vermögen. Damit löst sich aber der Streit über die Bildungswerte dieser verschiedenen Stoffe in einen schönen Frieden auf, der alle Kräfte zu gemeinsamem Wirken ruft.

Geh. Schulrat Vogel hält sich dabei nur an das von Thalmayr Zusammengestellte, lehnt es aber ab, auf die Grundlagen und Quellen der Thalmayrschen Arbeit einzugehen, sondern bemerkt nur, daß diese „stofflich Neues" nicht bringe. In der That beruht Thalmayrs Arbeit auf Lücke, Goethe und Homer (1884), H. Morsch, Goethe und die griechischen Bühnendichter, Berlin 1888 u. a., so daß H. Morsch und Lücke das Beste und Wertvollste zu dem Buche Thalmayrs beigesteuert haben (vergl. H. Morsch in der Berliner Philologischen Wochenschrift, herausgeg. von Belger und Seyffert, 1898, Nr. 3, der Thalmayr als Kompilator und Plagiator bezeichnet).

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1897, Nr. 8. August: Max Herrmann, Lateinische Litteraturdenkmäler des 15.

und 16. Jahrhunderts, besprochen von P. Bahlmann. — Fritz Grimme, Geschichte der Minnesinger, besprochen von Aloys Schulte. — Baldes, Die Birkenfelder Mundart; Georg Heeger, Der Dialekt der Südostpfalz; Otto Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes, besprochen von Wilhelm Horn. — B. Kahle, Altisländisches Elementarbuch, besprochen von O. Brenner. — Rudolf Fischer, Zur Kunstentwickelung der englischen Tragödie von ihren ersten Anfängen bis zu Shakespeare, besprochen von J. Schick. — Nr. 9 und 10. September und Oktober: Walther Reichel, Sprachpsychologische Studien, besprochen von H. Reis. — Leithäuser, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten; Lenz, Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes, besprochen von Wilhelm Horn. — Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren; John Meyer, Hallische Studentensprache; Fr. Kluge, Deutsche Studentensprache, besprochen von Adolf Socin. — R. Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts. III. Teil: Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts, besprochen von H. Lambel. — Noreen, Abriß der altnordischen (altisländischen) Grammatik, besprochen von O. Brenner. — Ferd. Holthausen, Altisländisches Lesebuch, besprochen von O. Brenner. — Nr. 11. November: Fr. Kauffmann, Deutsche Metrik nach ihrer geschichtlichen Entwickelung, besprochen von O. Brenner. — Paul Runge, Die Sangesweisen der Colmarer Handschrift und die Liederhandschrift zu Donaueschingen, besprochen von Bruno Schnabel. — Anton Wallner, Die Entstehungszeit des mhd. memento mori, Die Warnunge, besprochen von Karl Helm. — Fischer, Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preußischen Samlande, besprochen von J. Stuhrmann. — Nr. 12. Dezember: Paul Piper, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur, besprochen von O. Behaghel. — Karl Ott, Über Murners Verhältnis zu Geiler, besprochen von Ludwig Pariser. — Friedrich Weibling, Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus, besprochen von Adolf Socin.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. XI, 4: Johannes Bolte, Der Teufel in der Kirche. — Veit Valentin, Zur Formenlehre der französischen Dichtung. — Hermann Jantzen, Das Streitgedicht bei Hans Sachs. — Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka). IV. Das Buch vom Varana-Baum. — Emil Sulger-Gebing, Die französischen Vorgänger zu Heinses „Kirchen". — Marcus Landau, Altes mit neuem Namen. — Wilhelm Rüdiger, Studien zur humanistischen Litteratur Italiens, besprochen von Karl von Reinhardstoettner. — Hermann Frischbier und aus dessen Nachlaß herausgegeben von J. Sembrzycki, Hundert Ostpreußische Volkslieder in hochdeutscher Sprache, besprochen von Johannes Bolte. — Anton Schönbach, Über Hartmann von Aue, besprochen von Wolfgang Golther. — Paul Zimmermann, Friedrich Wilhelm Zachariä von Braunschweig, besprochen von Hans Zimmer. — Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus, besprochen von Woldemar Freiherr von Biedermann.

Alemannia. 25. Jahrg. 1897, 1 (ausgegeben am 1. August 1897): A. Goetz, Volkskunde von Siegelau. — J. Schneider, Beiträge zur Geschichte Neckarsteinachs und der Landschaden von Steinach. — K. Th. Weiß, Bäcker-Alphabet aus Tübingen. — K. Th. Weiß, Zunftgebrauch in Ettenheim. — Holder, Bäuerlicher Sängerkrieg in Schwaben. — O. Heilig, Doktor

Frastus (Nachtrag). — J. Bolte, Zwei Bilderbogen aus der Reformationszeit. — Bolte, Varium nationum proprietates. — J. Beck, Ein origineller Leichendichter. — J. Studer, Schweizer Ortsnamen, besprochen von F. Pfaff.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. IV, 6: Ernst Pfeiffer in Jena, Zwei vermeintliche Templerdenkmale. — W. Barges in Ruhrort, Ein sozialer Aufstand am Schluß des Mittelalters. — L. Sieber, mitgeteilt von J. Mähly in Basel, Inventarium über die Hinterlassenschaft des Erasmus vom 22. Juli 1536. — Gustav Sommerfeldt in Berlin, Juliane Sophie v. Wiersbitzki, geb. v. Graevenitz. — Armin Tille: Miscellen: 1. Die Feldkrankheit, 2. Kerbholz. G. Liebe. Einlagerkosten. — V, 1 u. 2: F. v. Krones in Graz, Aus der Jugendzeit Herrn Wilhelms von Slawata 1572—1597. — R. M. Meyer in Berlin, Zur Geschichte des Schenkens. — Alfred Köberlin in Bamberg, Reiserechnung und Gesandtschaftsbericht Leonhards von Egloffstein 1499. — Richard Rosenbaum in Berlin, Die Tirolerin in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. — F. Khull in Graz, Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee 1595. I. — F. W. E. Roth in Wiesbaden, Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. I. — Mitteilungen und Notizen: Die Kulturgeschichte im Schulunterricht. — Jakob Burkhardt †.

Bismarck-Jahrbuch. IV, 4: 1. Langer, Biesemark und Bischofsmark. 2. Block, Zur Frage der Emser Depesche. 3. Zwei Gedichte: Scherenberg, Ein Nachklang, Jacobsen, Dank freier Männer. — Chronik vom 17. September bis 31. Dezember 1896. — V, 1. u. 2: 4. Dreiunddreißig Briefe Bismarcks an Legationsrat Wentzel. 5. Einhundertundsechzehn Briefe des Legationsrats Wentzel an Bismarck. 6. Ein Brief Edwins v. Manteuffel an Bismarck. 7. Sechs Briefe des Staatsrats H. Fischer an Bismarck. 8. Zwei Briefe des Generals L. v. Gerlach an Bismarck. 9. Fünf Briefe des Unterstaatssekretärs Gruner an Bismarck. 10. Ein Brief Bismarcks an König Wilhelm I. 11. Ein Brief Bismarcks an Graf F. zu Eulenburg. 12. Ein Stimmungsbericht aus Holstein. 13. Ein Brief Bismarcks an A. von Roon. 14. Ein Brief des Geh. Legationsrats Abeken an Bismarck.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 1. Jahrg. 1898, I. u. II. 2: Theodor Vogel, Goethe und das klassische Altertum. — Robert Pöhlmann, Die soziale Dichtung der Griechen. — Friedrich Marx, Virgils vierte Ekloge. — Adolf Holm, Aus dem klassischen Süden. — Georg Liebe, Die Wallfahrten des Mittelalters und ihr Einfluß auf die Kultur. — Aus der pädagogischen Sektion der vierundvierzigsten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner: 1. Johannes Volkelt, Psychologie und Pädagogik. 2. Konrad Seeliger, Die Aufgaben des griechischen Unterrichts in der Gegenwart. 3. Richard Richter, Die Geldfrage in der Gymnasialpädagogik. — Paul Dörwald, Zur Behandlung von Schillers kulturhistorischer Lyrik im Unterricht. — Karl Lamprecht und Otto Kaemmel, Ein Briefwechsel über moderne Forderungen an den Geschichtsunterricht.

The Modern Language Quarterly. Walter W. Skeat, Chaucer and Blind Harry. — Arthur S. Napier, Old and Middle English Notes. — T. Gregory Foster, The Revised Text of Sir Gawayne and the Green Knight. — T. le Marchant Douse, A Contested Reading in the Codex Argenteus. — Paget Toynbee, Dante's Reference to the spear of Peleus. — E. Armstrong, Ser Manfredi Da Vico. — A. T.

Baker, The fifteen signs of Doomsday. — Paul Barbier, Moderns versus ancients. — Edward Hailstone, Ausias March. — Victor Spiers and de V. Payen Payne, Suggestions for a scheme for the teaching of French in secondary schools. — Georg Fiedler, Some Goethe Portraits. — Charles Merk, German reading Books. — Karl Breul, The Reference Library of a School Teacher of German.

Modern Language Notes. VII: John P. Fruit, Keat's Ode to a Nightingale. — Alcée Fortier, A Study in the Classic French Drama: Corneille. — George Hempl, The Etymology of Overwhelm. — S. P. Molenaer, A Manuscript of the Gouvernement des Rois. — VIII: Hugo K. Schilling, The Forty-Fourth Convention of German Philologists and Educators, Dresden, Sep. 29 to Oct. 2, 1897. — Jr. James Geddes, American-French Dialect Comparison. No. II, A. — E. I. Antrim, The Genitive in Hartmann's Iwein. — Wm. Guild Howard, Declension of Nouns in The Faustbuch.

Neu erschienene Bücher.

Die Bedeutung der Deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften zu München am 15. November 1897 von Hermann Paul. München 1897.

Bericht über das Großherzogliche Lehrerseminar in Weimar: Zur Behandlung der Sprachgeschichte im deutschen Unterricht unseres Seminars. Vom Seminarlehrer Dr. Hißbach. I. Teil. Weimar 1897.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. I. Die Speisekarte. Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. 1897. Dritte verbesserte Auflage. Preis 50 Pf.

Ein Wort in eigener Sache.

Auf Grund meines im vergangenen Jahre als Sonderabdruck aus dieser Zeitschrift erschienenen Buches „Unsere Pflanzen" ist mir im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Besprechungen zugegangen, die sich fast ausnahmslos anerkennend darüber äußerten. Allen Verfassern dieser zum Teil sehr eingehenden Besprechungen meinen aufrichtigsten Dank, besonders dem ungenannten Kieler Herrn für seine liebenswürdigen brieflichen Mitteilungen, die an Ort und Stelle bereits berücksichtigt sind. Anerkennung erfreut ja immer, thut aber ganz besonders wohl, wenn sie einem Buche zuteil wird, das die Arbeit vieler Jahre in sich schließt. Um so schmerzlicher berührt es natürlich auch, wenn man ein solches Buch — mag es das eigene oder ein fremdes sein — so herben Tones abgefertigt sieht, wie es Herr Dr. Stange mit dem meinigen in der „Sächsischen Schulzeitung" gethan hat. Seine Ausstellungen beziehen sich allerdings im wesentlichen nur auf die Sprache des Buches, der er arge Verstöße gegen das Sprachbewußtsein nachzuweisen sich bemüht, während er im übrigen von dem Buche sagt, daß es „alle seine Vorgänger durch kritische Sichtung des botanischen und philologischen Materials und die erschöpfende Betrachtung eines Pflanzennamens überrage." Da ich nicht gern in eigener Sache urteile, gestatte ich mir, dieselbe hiermit der Öffentlichkeit zur Beurteilung zu übergeben, deren Richterspruche ich mich somit willig unterwerfe. Der Herr Kritiker der „Sächsischen Schulzeitung" wird es natürlich finden, daß damit zugleich auch seine Ausführungen diesem Urteile unterstellt werden.

„Um in den deutschen Volksgeist einzuführen", schreibt er, „bedarf es einer schlichten und reinen Sprache. Der Herr Verfasser läßt sich aber arge Verstöße gegen das Sprachbewußtsein zu schulden kommen. Man höre: An diesem ihren Feste **tragen** die Weiber in dem allmählich wieder kräftiger, erwärmender werdenden Sonnenschein, **der die** den Frühling herbeiführende Göttin erzeugt" u. s. w. Seite 28) . . .

Und was habe ich geschrieben?

An diesem ihrem Feste **tanzen** die Weiber in dem allmählich wieder kräftiger, erwärmender werdenden Sonnenschein, **den die** den Frühling herbeiführende Göttin erzeugt, —

Was ist daran unrein? Was gegen das Sprachbewußtsein? Was ist darin von dem Unsinn zu finden, den des Herrn Kritikers Satz enthält?

„Oder", fährt der Herr Kritiker fort, „die Italienerin schuf so der stark narkotischen, auf Gehirn (im Buche steht Gehirn=) und Sinnesorgane stark einwirkenden, Schwindel, Betäubung, Doppelsehen (im Buche steht Doppeltsehen) herbeiführenden Pflanze ihren wohlklingenden Namen" (Seite 70).

Was ist daran unrein? Was gegen das Sprachbewußtsein? Was geschraubt? Die drei harmlosen Partizipien? Was würde selbst aus unseren Klassikern werden, wenn der Herr Kritiker sie auf derlei Dinge hin einer kritischen Behandlung unterwerfen wollte?

Ferner: „Der die Jungfrau infolge des Fluches des Vaters verwandelt werden läßt" (Seite 52). Zu ergänzen: Der Ostpreuße.

Was ist daran unrein? Was gegen das Sprachbewußtsein? Was geschraubt? Und auf Grund dieser drei zum Teil unrichtig wiedergegebenen Sätze glaubt der Herr Kritiker fortfahren zu dürfen:

„Die Häufung der Genitive (infolge des Fluches des Vaters, das ist die Häufung!), die Neigung zur Partizipienbildung und die geschraubten Wendungen gereichen einem deutschen Buche nicht zur Zierde.

Ich komme zu Ende, das Urteil, wie gesagt, der Öffentlichkeit überlassend. Die Pflanzennamen, welche der Herr Kritiker als „übersehen" anführt, — der Ausdruck ist deshalb nicht richtig, weil ich einzelne der angeführten bisher gar nicht kannte — werden bestens benutzt werden. Aber auch hier wieder ein arges „Versehen" seitens des Herrn Kritikers. Die Brombeere ist doch S. 50 wohl behandelt!

„So bleibt dem Verfasser", fährt der Herr Kritiker fort, „noch manches zu ergänzen." Darin hat er recht, und niemand kann sich herzlicher freuen als ich, wenn mir derartige Ergänzungen in möglichst großer Zahl geboten werden. Um so inhaltreicher wird das Buch werden. Er mag nur tüchtig mit daran helfen, an meinem Danke soll es nicht fehlen. Will er mich aber gleich im voraus zu besonderem Danke verpflichten, so darf er nur die verehrliche Redaktion der „Sächsischen Schulzeitung" ersuchen, jenen fürchterlichen Satz von oben ihren Lesern gegenüber zu berichtigen, der mir beim Lesen allerdings ein seelisches Unbehagen bereitet hat. Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, hat er sogar eine gewisse Verpflichtung dazu.

Gandersheim. **Dr. Söhns.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden=A., Ludwig Richterstr. 2.

Studien zur Deutschen Weidmannssprache.

Von **Paul Lemke** in Rostock.

I. Kurzer Überblick über die Entwicklung weidmännischer Sprache und Litteratur.

Man hat das Leben unserer Umgangssprache vielfach dem Laufe eines mächtigen Stromes verglichen. Das Bild ist nicht ungeschickt gewählt; denn frei, ungebunden gleich ihm, bald in gerader Richtung, bald in den wunderlichsten Windungen dahinflutend, bricht sie sich selber Bahn, unbekümmert um das übereifrige Bestreben einzelner Sprachreiniger, ihre Fluten einzudämmen und sie in einen langweilig geraden, dafür aber den Regeln der Logik entsprechenden Kanal abzuleiten. Überall auf ihrem Wege nimmt sie kleine Bächlein und Rinnsale in sich auf, die aus den verschiedensten Gebieten kommend Verlornes ersetzen, Neues hinzufügen und nicht selten eine lebhaftere Strömung in ihren oft recht trägen Fluten hervorrufen. Die im Volke wurzelnden Dialekte, die Kastensprachen der einzelnen Berufe und Stände sind es, die solche Bächlein entsenden. Auch die Sprache der Jäger trägt nach ihrem Teil dazu bei.

Bei der Bedeutung, die die Jagd schon im Leben der Germanen einnahm, darf vermutet werden, daß schon in urgermanischer Sprachperiode sich Jagdausdrücke gefunden haben, und in der That leitet Kluge im Etymologischen Wörterbuch das Zeitwort „spüren" auf jene Zeit zurück. Doch konnte eine festgefügte Standessprache erst erwachsen, nachdem der Jägerstand festere Formen angenommen hatte. Das geschah im 11. und 12. Jahrhundert, als bei dem mächtigen Aufblühen höfisch-ritterlichen Geistes auch die Jagd mehr und mehr als eine Kraft und Mut stählende ritterliche Übung und Unterhaltung angesehen und von Fürsten und Edlen gerne ausgeübt wurde. Aber neben der Lust und dem Vergnügen am Besiegen und Erlegen des Wildes bot sie auch einen großen materiellen Nutzen, versorgte sie doch die Tafel des Ritters mit einer Menge des schmackhaftesten Wildbrets, das namentlich zur Winterszeit, wo man für gewöhnlich an dem eingesalzenen Fleisch geschlachteter Haustiere sich genügen lassen mußte, eine hochwillkommene Abwechslung bot. So ist es leicht begreiflich, daß Fürsten und Ritter mit großem Eifer dem Weidwerk oblagen und sich nach und nach zur Erleichterung der Jagd mit einem Troß von Leuten umgaben, die das

Wild aufzuspüren, herbeizutreiben und die Hunde zu führen und abzurichten hatten, kurz, alle jene Dienste verrichten mußten, die mit der Würde eines Ritters nicht im Einklang standen. Schon frühzeitig finden wir diesen Troß unter der Leitung eines „Jäger- oder Forstmeisters", der, selber meistens aus edlem Geschlecht, insbesondere an Fürstenhöfen die Anordnung der Jagd zu versehen hatte.

In dieser Zeit also haben wir die ersten Ansätze der Weidmannssprache zu suchen. Der Boden, in dem sie wurzelt, ist der damalige Bestand der verschiedenen hochdeutschen Dialekte; aus ihnen werden die einzelnen Worte bald in verengerter, bald in erweiterter, bald in bildlicher Bedeutung herübergenommen und mit großer Zähigkeit in der ursprünglichen Bedeutung, ja teilweise auch noch in der ursprünglichen Form festgehalten, sodaß uns noch heute eine Menge von Worten entgegentritt, die allerdings erst in neuhochdeutscher Zeit belegt, aber doch in diese Periode zurückzuweisen sind.

Die mannigfachen Einwirkungen, die unser Volk damals von der hochstrebenden französischen Kultur erfahren hat, machen sich mit Beginn des 13. Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Jagd geltend, in der Weise, daß mit der französischen Hetz- oder Parforcejagd gewisse Jägerbräuche verbunden mit mancherlei französischen Kunstausdrücken im deutschen Weidwerk Eingang fanden. Solche Worte erhielten alsbald deutsches Gepräge und gelten größtenteils noch heute, wie z. B. Ziemer (aus frz. cimier) bei den Jägern als gute Münze. Mit der Parforcejagd stand in innigem Zusammenhang eine sorgliche Ausbildung des zum Aufspüren von Wild verwendeten Leithundes und eine rasche Entwicklung der Fährtenkunde, die beide eine Fülle neuer Ausdrücke schufen. Im 15. und 16. Jahrhundert griff der überall herrschende Zunftgeist auch auf die Jägerei hinüber, namentlich nachdem das Feuergewehr auf der Jagd Verwendung gefunden hatte, und damit das sogenannte deutsche oder eingestellte Jagen, d. h. die Umstellung des Wildes mit hohen Tüchern, in Aufnahme gekommen war. Kann diese Jagdart, wenn man bedenkt, daß die geängsteten Tiere in dichten Scharen den todbringenden Rohren zugetrieben wurden, auch nur eine mit großem Schaugepränge vollführte Schlächterei genannt werden, so war sie doch für den festen Zusammenschluß des Jägerstandes von hoher Bedeutung, erforderte doch ihre ganze Einrichtung eine große Anzahl sachkundiger Leute, die vor allem die ziemlich schwierige Aufstellung der Tücher zu besorgen hatten. So wurde von da ab für den jungen Berufsjäger eine Lehrzeit von drei Jahren, die sogenannte Behängenszeit, festgesetzt, die noch bis in unser Jahrhundert hinein Regel blieb. Während dieser Ausbildungszeit wurde dem jungen Jäger die Erlernung und richtige Anwendung der Weid-

mannssprache zur strengen Pflicht gemacht. Ja, die Jagdherrn selber, Fürsten und hohe Adlige, suchten ihren besonderen Stolz darin, unter Jägern „weidgerecht" zu reden, und wehe dem vorlauten Junker oder der unerfahrenen Dame, die einmal bei der Jagd ein nicht weidgerechtes Wort fallen ließen, ihnen wurden ohne Gnade „Pfunde zuerteilt" oder, wie es auch heißt, es wurde ihnen „das Weidmesser gegeben". Dabei ging es folgendermaßen zu: Der Missethäter mußte sich über das beste Stück der Strecke legen, während die Jäger sich mit gezückten Hirschfängern um ihn herum stellten und den Strafakt mit einer kurzen Fanfare einleiteten. Dann trat der Jagdherr oder an dessen Statt der Jägermeister herzu und gab ihm drei Schläge mit dem Weidmesser auf das „Gesäß" (wie Fleming im „Teutschen Jäger" sagt), jeden Schlag mit den Worten begleitend:

1. Ho ho, das ist für den gnädigsten Fürsten und Herrn!
2. Ho ho, das ist für Ritter, Reiter und Knecht!
3. Ho ho, das ist das edle Jägerrecht!

Darauf hatte der Bestrafte sich zu bedanken, und die Jägerei schloß die Handlung mit einer Fanfare ab. Kein Wunder, daß in diese Zeit die Blüte der deutschen Weidmannssprache fällt, daß in ihr sich auch die meisten Übergänge auf die Umgangssprache finden.

Als aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das deutsche Jagen sich überlebt hatte und mehr und mehr zurückging, und als gleichzeitig auch die forstwissenschaftliche Seite bei den Berufsjägern immer mehr in den Vordergrund trat, wurde auch die Weidmannssprache etwas vernachlässigt. Hinzu kommt noch, daß heutzutage die Jagd vielfach verpachtet und von solchen Leuten ausgeübt wird, die, nur auf Gewinn bedacht, für die Poesie des Weidwerks im allgemeinen und der Weidmannssprache im besonderen keinen Sinn haben. Andere wiederum haben wohl das nöthige Verständnis dafür, geben sich aber nicht hinlänglich Mühe, die Kunstausdrücke sich anzueignen. Damit müssen auch die Jäger rechnen, wenn sie verstanden sein wollen, und ganz unwillkürlich stellen sich selbst bei ihnen, wennschon die Kastensprache nach wie vor in ihren Kreisen gepflegt wird, einzelne Nachlässigkeiten ein, die alsbald festen Fuß fassen, da sie nicht mit derselben Strenge wie früher geahndet werden.

Die Quellen, aus denen wir das Material der Jägersprache schöpfen, fließen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts nur äußerst spärlich. Zwar wird in den höfischen Epen und auch an anderer Stelle gar oft der Jagd Erwähnung gethan, wie z. B. im Parzival, im Nibelungenlied, Erec und in der Eneide. Das war ja bei der Bedeutung, die die Jagd im Leben des Ritters einnahm, nicht zu vermeiden. Doch

nirgends wird sie eingehender geschildert, nirgends wird Gelegenheit genommen, Jagdausdrücke in größerer Menge einzuflechten. Nur Gottfried von Straßburg macht eine Ausnahme. Selber wohl ein eifriger Jäger, nimmt er jede Gelegenheit wahr, auf die Jagd näher einzugehen und seine Kenntnis im Weidwerk zu bethätigen, so bei den Birschfahrten Tristans und Isoldens von der Minnegrotte aus und bei der Hetzjagd Markes in der Nähe der Minnegrotte. Und an der Stelle, wo der junge Tristan den Jägern Markes die weidgerechte Zerlegung des Hirsches zeigt, erscheint Gottfried geradezu als Vorkämpfer französischer, höfisch-ritterlicher Sitte auf dem Gebiete der Jagd, worauf schon Hertz in seiner Tristanübersetzung hingewiesen hat.

Das 14. und 15. Jahrhundert steht unter dem Bann allegorischer Dichtung. Auch die Jagd mußte ihr Gewand leihen, das Minnewerben des Ritters darin einzukleiden, und es ist eigenartig, daß gerade das beste und gedankenreichste Werk der allegorischen Richtung an die Thätigkeit und Anschauungsweise des Weidmanns anknüpft. Das ist „Die Jagd" des bayerischen Dichters Hadamar v. Laber, der ungefähr um 1338 dichtete.[1]) Der Minnejäger sucht die Fährte des geliebten Wildes mit Hilfe seines Hundes Herze auf und verfolgt sie, begleitet von den Hunden Lust, Gelücke, Fröude, Wille, Wunne, Harre und anderen als Hunde gedachten Gemütskräften. Ihm begegnen nacheinander vier Weidgesellen, mit denen er sich über die Jagd bespricht und von denen er guten Rat und allerhand treffliche Lebensregeln und Sprüche erhält. Die Jagd endigt nicht mit Erreichung des Wildes, wohl aber mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft. Andere weniger bedeutende Jagdallegorien dieser Zeit sind: Ein kurzes Gedicht von Hugo von Montfort[2]), Peter Suchenwirts „Gejaid"[3]), Der Minne Falkner[4]), Der Minne Jagd[5]) und Die Königsberger Jagdallegorie.[6]) Alle diese Dichter, besonders aber Hadamar, schöpften in reichem Maße aus der Jägersprache, sodaß sie für die Feststellung ihres damaligen Bestandes von großer Wichtigkeit sind.

Ein Werk von gleicher Bedeutung in sprachlicher Hinsicht, das aber um so bemerkenswerter ist, als uns damit zuerst eine Arbeit von der

---

1) Ausgaben: Schmeller 1850; Stejskal, Wien 1880.

2) Vergl. Weinhold, Über die Dichtungen Graf Hugos VIII. von Montfort, Graz 1857.

3) Vergl. Vetter, Lehrhafte Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts. (Kürschners Nat.-Litt. XII.)

4) Vergl. Schmeller, Ausgabe von Hadamar v. Laber.

5) Vergl. Laßbergs Liedersammlung II 126.

6) Abgedruckt von Stejskal, Z. f. d. A. 24 (18) 254.

Hand eines Berufsjägers entgegentritt, ist die „Abhandlung von den Zeichen des Rothirsches“ aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Sie findet sich abgedruckt in Karajans Ausgabe von „Kaiser Maximilians I. geheimen Jagdbuch“ (Wien 1858) und ist seltsamerweise den beiden großen mittelhochdeutschen Wörterbüchern gänzlich entgangen. Das Büchlein beschreibt ziemlich ausführlich die einzelnen Zeichen der Hirschfährte, nach denen der Jäger Alter, Stärke und Geschlecht des betreffenden Wildes mit Sicherheit voraussagen kann. Alle diese Zeichen, deren die Jäger mit der Zeit 72 aufstellten, hatten ihre besonderen Namen, die sich zum Teil bis auf unsere Tage erhalten haben. Unsere Abhandlung scheint ziemlich verbreitet und wiederholt abgeschrieben worden zu sein. Denn Dombrowski erwähnt in seiner Forst- und Jagdencyklopädie zwei ziemlich gleichlautende Abhandlungen desselben Titels von 1442 und 1462. Ferner ist eine ebenfalls von ihm citierte Abhandlung von den Zeichen des Hirsches von Kuno von Winnenburg und Beilstein (Hs. des Königl. Hofstaatsarchivs zu Stuttgart c. 19 aus dem 16. Jahrhundert) auch nur eine allerdings sehr verderbte Abschrift unserer Abhandlung.

Überhaupt beginnt von nun an die eigentliche Fachlitteratur im Jagdwesen sich zu regen. Dickleibige Folianten, die sogenannte Hausväterlitteratur, bringen neben weitläufigen Abhandlungen über Viehzucht, Garten- und Ackerbau auch kurze Abschnitte über Jagd.[1]) Selbständige Werke, das ganze Jagdwesen umfassend, besitzen wir in den zahlreichen Übersetzungen von Du Fouilloux' „Vénérie“, einem für damalige Zeit hochbedeutenden Buche. Auch Versuche, das Material der Weidmannssprache aufzuzeichnen, werden hie und da gemacht, und zwar zunächst in Noë Meurers Jag- und Forstrecht von 1560, wo in einem besonderen Anhang, betitelt: Wie weydmenniſch von allem Weydwerck zu reden, verschiedene Jagdausdrücke, nach den einzelnen Wildarten geordnet, zusammengestellt werden. Eine weitere Auflage dieses Werkes aus dem Jahre 1576 enthält außerdem noch eine Sammlung von „Weydschreien, Sprüchen und jägerischen Dialogis durch weyland Keiser Friedrichs des dritten Forstmeister beschrieben“. Beide Zugaben gingen durch sämtliche Auflagen des Meurerschen Werkes hindurch, drangen in einzelne Über-

1) Werke derart sind: Die Übersetzung von Petri de Crescentiis, Ruralium commodorum libri XII (u. 1300), zuerst herausgekommen 1518. Das zehnte Buch dieses Werkes führt den Titel: Vom vogelfang weydwerk vnd jagen der wilden thyer. — Ferner die Übersetzungen von L'agriculture et Maison rustique de Charles Estienne. Paris 1564. Vergl. hierzu sowie zu den weiter genannten Werken: Souhart, Bibliographie des ouvrages sur la chasse. Paris 1886.

setzungen von Fouilloux' Vénérie (so in die von 1661, 1669, 1699) ein und wurden auch besonders abgedruckt, wie z. B. in dem Buch „Jägerkunst und Weidgeschrei", Nürnberg 1616. So ist auch das von Grimm in seiner Sammlung von Weidsprüchen[1]) benützte Büchlein von Becher, betitelt „Jägerkabinet", nur ein wörtlicher Abdruck von einem der vorgenannten Werke. Man kann und muß demnach die bei Grimm unter Nr. 82—161 stehenden Sprüche schon für das 16. Jahrhundert in Anspruch nehmen.

Solche Weidsprüche und Jägerschreie wurden, wie wir aus Döbels Jägerpractica erfahren, angewandt, wenn die Jäger mit dem Leithunde redeten, oder wenn sie sich einander bei der Vorsuche und bei der Jagd begegneten, und dann vor allem, wenn sie einem fremden oder sonst auch einem jungen Jäger auf den Zahn fühlen wollten. Wurden sie nun auch erst vom 16. Jahrhundert ab aufgezeichnet, so reichen sie doch entschieden viel weiter zurück; denn schon bei Hadamar Str. 51 geschieht ihrer Erwähnung, und Stejskal führt in der betreffenden Anmerkung eine Reihe von Stellen an, die jedenfalls aus den Weidsprüchen geflossen sind. Als dichterische Erzeugnisse eines in freier Natur sich bewegenden Standes bieten sie oft recht poetische Naturschilderungen, und für unsere Untersuchungen sind sie von nicht geringer Bedeutung, da sie mitten aus dem Leben des Weidmanns und des Wildes herausgegriffen eine Fülle von Kunstausdrücken aufspeichern.

Weniger wichtig für unsere Zwecke sind die Volkslieder, die der Jägerstand ja noch außerdem in reicher Fülle besitzt.[2]) Freilich strömt uns auch aus ihnen — und noch mehr eigentlich als aus den Weidsprüchen — ein frischer Waldesduft entgegen, doch behandeln sie zumeist weniger die Jagd als Liebesabenteuer zwischen einem Jäger und einem Beeren oder Holz sammelnden Mägdlein, oder sie stellen allegorisch das Einfangen eines Liebchens dar. Eine Ausnahmestellung nehmen nur die Jägerlieder des steirer, tiroler und kärntner Hochgebirges ein.[3]) Dort, wo fast jeder junge Bursch seinen Stutzen führte und offen oder im geheimen dem Weidwerk oblag, hat uns der poetische Sinn des Volkes einen prächtigen Blütenkranz von Jäger- und Wildschützliedern geflochten,

---

1) Vergl. Grimm, Altdeutsche Wälder III 97 flg. Andere Sammlungen finden sich von R. Köhler in Weim. Jahrb. f. d. Sprache III 329 flg. und von J. Wagner, Arch. f. d. Spr. u. Dichtg. I 133 flg., und Gräsſe, Jägerbrevier I.

2) Zur Bibliogr. des Volksl. siehe: John Meier in Pauls Grundriß d. germ. Phil. II. 752 flg.

3) Vergl. hierzu: Schlossar, Volksl. aus Steiermark; Pogatschnigg u. Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten; J. Kapferer, Tiroler Volksl.

die alle den frischen, belebenden Duft des fröhlichen Jägerlebens atmen, wie z. B. das folgende:[1])

I bin a jungs Bürscherl,
Bin heiter und frei,
Schieß Gamserl und Hirscherl
Und zöga nöt scheu
Früh morgens, eh d'Sunn
Übers Bergl auffi strahlt,
Wird gjodelt und gsunga,
Daß ringsuma hallt.

Jetzt hab i das Gamserl
Auf der Felswand erblickt,
Da knallt glei mein Stutzerl,
Daß Pulver wegspritzt,
Drum glaubts, liebe Leutln,
A schöneres Lebn,
Als das von an Jager
Kanns nit mehr gebn.

Bei Tag thu i schlafen,
Bei der Nacht geh i um,
Schieß Gamserln und Hirscheln
Glei oft gar a schön's Trum.[2])
Drum will i stolz bleiben
A Jager so frei,
Und trifft mi a Kugel,
So is Schießen vorbei.

Und wie sehr dem Tiroler und Steirer die Jagd ans Herz gewachsen ist, zeigt folgendes Liedlein[3]):

Tiroler und Steirer sein als frische Leut,
Und weils nix studirt haben, seins a nit zu gscheidt,
Sie habn ja sunst gar nix als einzig die Jagd,
Und wenn sie nix schiaßen, so werdens ausglacht.

In Tirol und in Steier is Schiaßen a Pracht,
Da giebts hohe Berg und a herrliche Jagd.
Da geht man af d' Alma mit an Hunderl zan Jagn,
Und a Büchserl zan Schiaßen muaß a frischer Bua habn.

Auf der Alm bei der Schwoagrin gehts kreuzlusti zua,
Sie is immer lusti wann af d' Nacht kummt der Bua.
Grüaß Gott, liaba Jaga, du herzliebster Bua,
Hiazt trink ma a Schnapserl und jodeln dazua.

An Jägerwörtern sind aber diese Lieder arm.

Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt sich der erste schwache Versuch, die Kunstausdrücke der Jäger in einem Wörterbuch zusammenzufassen. Johann Täntzer, der, wie er selber sagt, lange Jahre sich dem Jägerberufe gewidmet hatte, läßt 1682 in Kopenhagen „Der Dianen hohe und niedere Jagtgeheimbniß" erscheinen, ein auf eigne Erfahrung aufgebautes Werk, dem er ein kurzes und überaus dürftiges Wörterbuch voransendet. Dieselbe Sammlung kehrt um ein weniges vermehrt und etwas besser geordnet 1719 in Flemings „Teutschem Jäger" wieder, wie denn überhaupt Fleming in vielen Stücken auf

1) Vergl. Schlossar, Volksl. aus Steiermark, Nr. 191.
2) Trum = Haufe.
3) Schlossar, Nr. 205.

Tänzer, allerdings ohne ihn zu nennen, zurückgreift. Von da ab bis auf unsere Zeit begegnet eine fast unabsehbare Reihe von Weidwerkslexicis und Abhandlungen über die Jagd im allgemeinen sowie über ihre einzelnen Zweige. Dazu sind seit Ende vorigen Jahrhunderts nicht wenige treffliche Dichter aus den Kreisen der Jäger hervorgegangen, wie Wildungen, Bornemann, Franz von Kobell, die in begeisterten Tönen Dianens Lob singen. Sie und alle ihre Schriften aufzuzählen, würde es an Zeit und Raum gebrechen. Ich darf das um so mehr unterlassen, als die oben erwähnte treffliche Jagdbibliographie von Souhart (Paris 1886) alle vom 15. Jahrhundert bis zu diesem Jahr erschienenen Jagdschriften nahezu vollständig bucht. Aus der späteren Zeit muß noch ein bedeutendes Werk genannt werden, das mir bei der Abfassung der Arbeit vortreffliche Dienste geleistet hat, d. i. „Die allgemeine Encyklopädie der gesamten Forst- und Jagdwissenschaften. Von R. Ritter von Dombrowski unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen." Leipzig und Wien 1886–1892 (in 8 Bänden, der letzte steht noch aus). Auch auf die verschiedenen Jagdzeitungen, die gleichfalls bei Souhart gut zusammengestellt sind, sei noch kurz hingewiesen, da sie neben größern Abhandlungen viele kleine Jagdanekdoten und Berichte aus dem Kreise der Jäger selber bieten, die in ungezwungener Weise die Jagdausdrücke zur Anwendung bringen.

Was nun der Weidmannssprache ihr eigenartiges Gepräge verleiht, ist, wie wir in den vorstehenden Zeilen schon des öftern zu bemerken Gelegenheit hatten, ein überaus zähes Festhalten am Altüberkom[illegible] und eine scharfe Beobachtung der Natur. Man ist versucht, ihre[illegible] bestand einem einsamen, stillen Waldsee zu vergleichen, der ja[illegible] lang in seiner äußern Form wenig Veränderung erlitten [illegible] Fluten werden nur selten von rauhen Stürmen aufgewüh[illegible] zeigen sie dem empfänglichen Beobachter eine wunderbare krystall[illegible] in der sich der blaue Himmel, die umstehenden knorrigen Eic[illegible] u. zur Tränke eilende stolze Vierzehnender mit seltener Deutlichkeit wied[illegible] spiegeln.

II. Anschaulichkeit in der Weidmannssprache.

1. Der Jäger und sein Hund.

Der treueste und unentbehrlichste Begleiter des Weidmanns war von jeher der Hund. Wo die Sinnesorgane des Menschen versagen, muß er aushelfen, und schon frühzeitig haben die Menschen seinen scharfen Geruchssinn, mit dem er selbst auf hartem, steinigem Boden der Fährte des Wildes zu folgen vermag, erkannt und zu schätzen gewußt. Bei Hetz- und Parforcejagden muß er das Wild verfolgen und schließlich

zum Stehen bringen, wobei er oft genug seinen Eifer und seine Kühnheit mit dem Leben büßt. Gehorsam dem leisen Wink seines Herrn schlüpft er beim Fuchs- und Dachsgraben zu seinen Feinden in den Bau und beißt sich weidlich mit ihnen herum, bis der Jäger nachgegraben und den grimmen Feind mit der Zange herausgeholt hat; oder er weiß geschickt die Feldhühner aufzuspüren, durch lautloses Vorstehen und durch Wedeln mit dem Schweif ihre Anwesenheit kundzuthun und sie auf den gehörigen Zuruf aufzutreiben, daß sie dem Jäger richtig zu Schuß kommen. Kurz, sehr mannigfaltig und wertvoll sind die Dienste, die das kluge Tier dem Weidmann leistet. Daher ist es nicht zu verwundern, daß er ihm von jeher die sorgfältigste Pflege und Ausbildung angedeihen ließ, und daß er in ihm nicht das unvernünftige Tier, sondern den nützlichen Gefährten und treuen Freund auf seinen mühevollen Streifereien sah. Dafür sprechen schon bei Hadamar die ziemlich häufigen Anreden an den Leithund, der in damaliger Zeit als eigentlicher Spürhund von besonderer Bedeutung war. Mag ihn nun der Jäger ermuntern und zu größerm Eifer anspornen oder ihn beschwichtigen wollen, stets redet er ihn mit „Geselle, lieber Geselle, traut guter Geselle" an. So bei Hadamar Str. 8: geselle, hie her wider umbe rîze, und Str. 60: schônâ, geselle lieber, bîte. In der 'Jagd der Minne' heißt er „Geselle" und „Herzenstraut". Auch die Weidsprüche kennen „Gesell" und dazu „Gesellmann, Gsellmann, Sellmann, Söllmann" mit den ständigen Beiworten „traut, gut und lieb". In ihnen tritt auch das innige Verhältnis zwischen Jäger und Hund recht zu Tage, besonders wenn er ihm seinen Dank für gute Arbeit ausspricht, wie z. B. im folgenden Spruch:

Söllmann, trauter Söllmann, mein trauter Hund,
Du bist dran schuld, daß der edle Hirsch verwundt,
Du zeigst ihn an mit deiner feinen Nasen,
Da er zog gen Holz und über Straßen;
Der hat den Herrn und uns erquicket,
Da wir ihn in seiner Pracht erblicket;
So können wir Weidleute fröhlich seyn,
Dabei trinken Rhein- und Neckarwein;
Des habe Dank, mein trauter Söllmann, recht, recht
Habe Dank und Recht. (Grimm Nr. 190.)

Gesellmann, Sellmann und später kurzweg „Mann" mögen Veranlassung gegeben haben zu den in unsrer Zeit sehr gebräuchlichen Hundenamen wie „Waldmann, Hirschmann, Weidmann" für Jagd-, Feldmann" für Hühnerhunde und „Bergmann" für Teckel. Schon Fleming führt im „Teutschen Jäger" (1719) S. 185 solche Namen auf und giebt uns dazu noch eine reichhaltige Liste anderer, die in ähnlicher Weise wie die vorstehenden die Bestimmung und die charakteristischen Eigen-

schaften der einzelnen Hundearten kennzeichnen. So heißen die Windhunde und leichten Saurüden bei ihm: „Schnell, Greif, Spritz, Flüchtig, Zange". Die Saufinder und die zum Aufsuchen verwundeten Wildes benutzten Schweißhunde nennt er: „Packan, Rachgier, Zornig, Furie;" die schweren Bullen- und Bärenbeißer: „Hercules, Saturnus, Nimrod, Sultan, Mars;" die Hühnerhunde: „Wachtel, Schnepff, Tyras" (nach einem gleichnamigen Fangnetz für Hühner, frz.: tirasse von tirer). Die Parforcejagdhunde hatten natürlich französische Namen wie: „Marquis, Piqueur, Staffette, Courier, Comtesse, Favorite". Für die Wasser- und Stöberhunde hat er: „Budel (zu „budeln oder pudeln", im Wasser plätschern, vergl. Kluge, Et. Wb. s. v. Pudel) Taucher, Schütze, Spion"; für die Otter- und Dachshunde „Otter, Schlieffer, Dächsel, Mohlwurff", und für die deutschen Jagdhunde endlich: „Kückebusch, Stackebusch" (beide nd. Ursprungs, sie bedeuten „Guck in den Busch" und „Stochere im Busch"), ferner „Klöckner, Küster, Kantor, Sängerin, Lauthe."[1])

Die letzten fünf Namen deuten auf die bei den Jägern jetzt allein übliche Bezeichnung „laut sein oder Laut geben, auch Laut ausgeben" für „Bellen" der Hunde hin. Dazu bildete man seit Heppe (Wohlred. Jäger 1763) das Hauptwort „Gelaut", das bald zu dem naheliegenden „Geläut, Geläute" umgedeutet wurde, wie z. B. Dombroswki, Edelwild S. 358 vom „hellen Geläut der Meute" spricht. Und daß dem Jäger wirklich das vielstimmige Gebell der jagenden Hunde wie liebliches Geläute, ja geradezu wie Musik erscheint, ersehen wir aus der folgenden hübschen Stelle bei Fleming (S. 178): „Nun komme ich mit meinen Jagdhunden, welche als Jagd-Sänger mit dem wegen ihres zurückbleibens anstimmenden klaren und groben laute gleich einem Glocken-Spiehl den Jäger hertzlich erfreuen und die Wälder lieblich erschallen machen, einher gezogen, darmit zu zeigen, wie durch dasselbige das arglistige Wild auff seiner Spuhr oder Gefährd aus denen

1) Viele dieser Namen sind heute noch üblich. So führt G. L. Hartig, Lehrbuch für Jäger (7. Aufl. 1852) Bd. II, 82 flg. in den Fußnoten eine stattliche Reihe solcher Hundenamen an. Bemerkenswert ist, daß für den Leithund noch bis tief in unser Jahrhundert hinein der Name Sellmann üblich war, daß er aber in seiner Zusammensetzung zuweilen nicht mehr verstanden und über Söllmann zu „Solimann" umgedeutet wurde. Der weibliche Leithund, bei Fleming „Hehle" und später auch wohl Haila benannt, führt bei Hartig neben „Häle, Heile" auch den Namen „Sellma". — Von anderen Namen mögen noch angeführt werden: „Pürschmann" für den Schweißhund; „Finder, Störbusch, Necker, Hardi, Courage, Arret, Fundus" für Saufinder; für Jagdhunde „Bergau, Haltan, Hellauf"; für Dachshunde „Erdmann, Beißaus, Zanker, Schlupfer"; ferner die für Hündinnen so beliebten Namen auf -ine wie „Waldine, Heldine, Bergine, Belline". Manche Namen sind einer launigen Eingebung des Augenblicks entsprossen, wie „Schnipp, Schnapp, Schnor, Ripp, Rapps, Schnell und Donnerwetter, Parapluie".

dicken Behältnissen mit Klang und Gesang herauszubringen seyn könne." Außer dem „laut sein oder laut werden" kennt der Jäger für bellen noch „anschlagen", das ja auch in der Umgangssprache begegnet, ferner sagt er: „Der Hund giebt Hals, jagt mit lautem Hals, ohne Hals", wenn er schweigt, giebt Standlaut, wenn er das Wild gestellt oder tot aufgefunden hat. Nur für das letztere, das erst in unserm Jahrhundert auftaucht, ist auch „verbellen" noch sehr gebräuchlich, namentlich in der Verbindung „tot verbellen", während sonst „bellen" verpönt ist und nur noch vom Fuchs gebraucht wird. Übrigens ist diese Verwendung des Wortes „Laut" ziemlich alt, wenn sie ursprünglich auch wohl nicht alleinherrschend war. Schon Hadamar schreibt Strophe 553: „Harre hât zwô lûte, ein grob und ouch ein süeze", und als Eigenschaftswort steht es 203: „Trieg ist ein hunt genennet wol lûte an dem anvange." Noë Meurer Jag- und Forstrecht 1560 fol. 86 sagt: „Die Hunde jagen wol, seind wol lauten", und „hochlautend, wohllautend" sind ständige Beiworte der Jagdhunde in den Weidsprüchen. So in Nr. 27 bei Grimm:

„Mein lieber Weidmann, sag mir an
Hast du nicht mein edle Jaghund hören jagen schone?

Ich weiß ein Holz, das heißt der Wald,
Drin liegt ein Strauch, der heißt der Grund,
Da hört ich ein, zwei oder drei wohllautender Jagdhund."

Das hieraus zu erschließende Zeitwort „lauten" = bellen findet sich nur mhd. und zwar einmal[1]) bei Hadamar (Strophe 558) „den hoere ich grobe lûten under stunden". Doch kann man an dieser Stelle auch eine prädikative Verwendung des Eigenschaftswortes „lûte" annehmen.

Die Ausbildungszeit beim Leit- und auch beim Schweißhund wurde Behängenszeit oder „Behang" genannt, weil die Hunde am sogenannten Hängeseil ausgeführt und abgerichtet wurden. Da die Ausbildung drei Jahre in Anspruch nahm, so unterschied man zwischen Hunden vom I, II und III Behang, bis sie nach Ablauf dieser Frist „bändig" oder „führig" d. h. wohl abgerichtet worden waren. Die „Behängenszeit", die schon Täntzer 1682 erwähnt, fand solche Verbreitung, daß man auch die Lehrjahre des Jägers noch bis in unser Jahrhundert hinein die „drei Behängen" nannte. In moderner Zeit ist mit dem Leithund natürlich auch der Behang ausgestorben. Jetzt ist die Dressur des Hühner- oder Vorstehhundes in den Vordergrund getreten, und da dieser hauptsächlich im freien Felde zu arbeiten hat, so sagt man, der Hund steht im ersten, zweiten oder dritten Felde. Ist der Hund gut

1) Ein zweites von Lexer angeführtes Citat (Had. 306) ist nicht aufzufinden.

abgerichtet, so „fällt er die Fährte richtig an, nimmt sie an oder nimmt sie auf." Der „rechte Anfall" wird schon in den Weidsprüchen erwähnt, so Nr. 43 bei Grimm:

> ... sie jagen auch über Berg und Thal,
> sie laufen den rechten Anfall,
> ich höre sie dort her klingen.
>
> (a. d. J. 1589).

Für gute Spürkraft setzt zuerst Täntzer fol. 12 eine „gute Nase", und in jüngerer Zeit hat man weiter gebildet: Der Hund hat „keine Nase", wenn er nicht gut wittern kann, er läuft mit „hoher Nase", wenn er Wind fängt, mit „tiefer Nase", wenn er die Fährte einhält, er „bekommt etwas in die Nase", wenn er etwas wittert, und bei Diezel, Niederjagd 130, hat sogar eine Hündin „Hühner in der Nase".

Da die Ohren der vornehmsten Jagdhunde, der Leit-, Schweiß- und Parforcehunde, wenn anders sie von guter Art sein sollten, lang herabhängen mußten, so nannte man sie ungefähr seit Döbel (Jägerpractica, 1746 I, 84) kurzweg den „Behang". Der Schwanz heißt von gleicher Zeit an „Rute", und wenn er lang behaart ist, „Fahne."

2. Weidmanns Pirschbüchse.

Eine zweite unentbehrliche Begleiterin des Jägers ist die Büchse. Auch sie wird ihm durch die Gewohnheit lieb und wert, und gerne legt er ihr menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten bei. So ist „die Büchse sprechen lassen" ein ganz gebräuchlicher Ausdruck für schießen, und in poetischer Sprache redet er sie wohl als seine 'Geliebte' an (so: Warburg, Waldhorn S. 207). Zahlreiche Umschreibungen für schießen kamen auf, als mit dem Zurückgehen des eingestellten Jagens der Pirschgang des einzelnen und damit auch die Pirschbüchse zu größerer Bedeutung gelangte. Schon Täntzer führt (III 116a) 'nach dem Pelz brennen' an, für das der Jäger von heute 'eins auf den Pelz brennen' sagt. Die Wendung 'Funken reißen', die mir als alter, wenig mehr gebräuchlicher Jägerausdruck mitgeteilt wurde, weist deutlich auf die Zeit hin, in der das Steinschloßgewehr noch üblich war. Dazu stellen sich im Laufe der Zeit 'krachen lassen', das zuerst Heppe (Wohlred. Jäger 1763. S. 242) erwähnt, ferner „Feuer reißen, Dampf machen, losbrennen, Brand machen, fahren lassen, Rauch machen." Alle diese Ausdrücke sind noch vollauf im Gebrauch. Auf niederdeutschem Gebiet sind noch einige Redensarten im Schwange, die mir durch die Liebenswürdigkeit von Herrn Oberlehrer Wossidlo mitgeteilt wurden und die den hochdeutschen an Anschaulichkeit nicht nachstehen. Sie mögen hier Platz finden: De Jäger bautzt rup up den hirsch, he hett enen daalballert, he neiht em

enen hen, he böst't em enen in de Jack, he langt em enen nah. „Den Pelz oder Balg waſchen" wendet der Jäger mit Vorliebe auf Haſen und Raubtiere an; ſo erzählt Bornemann, Humor. Jagdgedichte (Berlin 1855), S. 164 von einer Haſenjagd:

„. . . mancher Mucker (Haſe), ſo ſcharf es auch krachte,
Aus zwanzig Schüſſen gar nichts ſich machte,
Sintemal es den Muckern iſt eigen,
Sich gegen Pelzwaſchen dickhäutig zu zeigen."

Bei einem Streifſchuß ſagt man nicht ohne Ironie: „Der Haſe ꝛc. iſt nur gekämmt." Eigenartig wegen der Kürze der Ausdrucksweiſe iſt folgende Stelle aus „Weidwerk in Wort und Bild" (Beiblatt der „Deutſchen Jägerzeitung") III 228, wo ein Förſter einen Strauß mit Wilddieben erzählt: „Langes Beſinnen gabs nicht. Wer zuerſt hoch hatte und krumm machte, behauptete das Feld." Iſt es ſchon zu dunkel geworden, um genau viſieren und Korn nehmen zu können, ſo „iſt das Büchſenlicht ausgegangen," wie Hartig in ſeinem Lexikon (von 1852) anführt. Ähnlich erzählt Dombrowski (Edelwild 141): „Der Vierzehnender hatte diesmal ſein Leben dem mangelnden Büchſenlicht zu danken."

Auch die Büchſe erhält mancherlei ſonderliche Namen. Der gebräuchlichſte iſt „Rohr" oder „Pürſchrohr", das ſchon Fleming kennt. In jüngſter Zeit taucht „Knarre" und „Schrotſpritze" meiſt in verächtlichem, ſelten in ſcherzhaftem Sinne auf. So macht ein über den jetzigen Stand der Jagd unzufriedener Grünrock ſich in folgenden Worten Luft: „Heute wird in Jungmais nach Karnickeln geſtöbert, aber die Schrotſpritze der modernen Jagdhintern (= Hinterlader) fegt nur allzu oft hinterweg" (Weidwerk in Wort und Bild III 237). Gleiche Färbung haben die in Mecklenburg üblichen Namen „Schetding" und „Schetprügel". Die jetzt ſehr gebräuchliche Doppelflinte heißt „Zwilling", und „Drilling" ein neuerdings aufkommendes dreiläufiges Gewehr.

Pulver und Blei bezeichnete man im Anfang unſeres Jahrhunderts ſehr häufig mit „Kraut und Loth." Bei Einführung des Hinterladers und der Patronen mußte der Ausdruck natürlich fallen, und nur vereinzelt taucht er noch auf. So bei Bornemann S. 223:

Zu ſchonen theures Kraut und Loth
Thuts mit dem Ladeſtock nur noth,
Auf Stumme (Schnepfen) hinzuſchlagen,
Die mauerfeſt heut lagen.

Und in Waldhorn S. 12:

„Nichts kann mir, hab' ich Kraut und Loth,
Der Stein der Weiſen dienen."

Wir haben es nun hier nicht mit einer Eigenbildung der Jäger zu thun, sondern mit einer Entlehnung aus der Kastensprache der Soldaten, denen der Ausdruck in Zedlers Universallexikon von 1737 ausdrücklich zugewiesen wird. Dort wird auch angegeben, daß er dem Holländischen entstammt, wo Lood allerdings „Blei" bedeutet. In dem Weidwerkslexikon von Großkopff (1759), ebenso bei Heppe ist er noch nicht verzeichnet, sodaß man vermuten kann, er sei Ende des 18. Jahrhunderts Eigentum der Jäger geworden.

In Anlehnung daran kommt auch Loth = Blei allein vor, denn Hartig erwähnt im Lexikon unter Loth: „Die Büchse schießt ein 'starkes Loth', heißt: sie schießt eine große Kugel." Ähnlich ist in moderner Zeit noch „Kraut" in der Zusammensetzung „Zünd-Kraut" für Zündhütchen üblich, es begegnet beispielsweise im Waldhorn 208:

„Schon wird die Flinte gespannt und nach dem Zündkraut gesehen."

3. Weidmann und Wild.

Die sorgsame Beschäftigung mit den Lebensgewohnheiten des Wildes ruft bei dem Weidmann ein ähnliches Verhältnis hervor, wie er es dem Hunde gegenüber offenbart, nur daß es sich dem Wesen der einzelnen Wildarten entsprechend auf Mitleid, Hochachtung oder Haß gründet. Mit Stolz blickt er auf das stattliche Geweih seines Kapitalhirsches, und volle Anerkennung zollt er dem Mute und der Unerschrockenheit des Keilers, der furchtlos selbst den Jäger angreift und sich in ritterlichem Kampfe mit ihm und seinen Hunden herumschlägt. In die Freude über den gewonnenen Sieg mischt sich nicht selten eine gewisse Wehmut über den Tod des Tieres, wie es sich z. B. in folgenden Worten (Deutsche Jägerzeitung XV, 15) ausspricht: „Da liegt er (der Keiler) nun, der ritterliche Kämpe, roter Schweiß entquillt seinem starken Herzen, die Schneedecke färbend." Und in den Weidsprüchen kehren oftmals die Worte wieder: „Was dem Jäger zu lieb, geschehe dem Hirsche zu leide."

Ein ständiges Beiwort des Hirsches in den Weidsprüchen ist „edel". Und wahrhaftig! Die stattliche Erscheinung des Hirsches, der ebenmäßige, schlanke und doch kraftvolle Gliederbau, der hoheitsvolle Ausdruck des Kopfes, das prächtige Geweih lassen diese Bezeichnung berechtigt erscheinen. Schon frühzeitig muß man diesen Eindruck empfunden haben, denn Hadamar sagt Str. 77 von seinem geliebten Wild, das natürlich als Hirsch oder Hindin gedacht ist: ez trat gar edelichen. Das Beiwort wurde den Jägern so geläufig, daß sich mit der Zeit der feste Name „Edelhirsch" zum Unterschiede von Damhirsch herausbildete. Einen besonders starken Hirsch nennt zuerst Döbel (I, 18a) einen „kapital guten" und 19b einen „Capitalhirsch". Neuerdings gesellt sich dazu

„alter Recke" und auch „alter Herr", während im Gegensatz dazu ein junger, geringer Hirsch den schönen Titel „Schneider" erhält. So wird in der Jägerzeitung (XV, 397 v. 1890) von der Fütterung der Hirsche folgendermaßen berichtet: „Freilich fährt ab und zu einer der alten Herrn mit dem stolzen Haupte gewandt herum, um so ein unverfrorenes Schneiderlein gebührend zu züchtigen, welches dem wohlgemeinten Schlage aber nicht minder behend auszuweichen weiß." Hat er beim Liebeswerben auf dem Brunftplan alle Nebenbuhler glücklich abgeschlagen, so behauptet er als „Platzhirsch", wie Heppe im Wohlred. Jäger zuerst angiebt, das Feld, und „Kronenhirsch" wird er genannt, wenn er auf der Spitze der Geweihstangen drei oder mehr Enden, die schon in den Weidsprüchen von 1589 vielfach erwähnte „Krone", trägt. Überhaupt wird der Hirsch gern nach dem Geweih angesprochen, wie der jagdgerechte Ausdruck für beurteilen heißt. So sind Spießhirsch oder Spießer und Gabelhirsch oder Gabler die landläufigen Namen für Hirsche, die einfache Stangen oder vier Enden tragen. Beide können auf ein ziemliches Alter zurückblicken, denn „Spießhirsch" steht schon in Geßners Tierbuch von 1563, und „Gabelhirsch" bucht zuerst Täntzer. Bei weiterer Entwicklung des Geweihs redet man von einem Sechs-, Acht-, Zehn-, Zwölf-, Vierzehnender ꝛc., oder man sagt kurzweg Sechser, Achter, Zehner u. s. f. Diese Art der Benennung scheint aber nicht über das 18. Jahrhundert zurückzugehen, doch findet sich der Grund dazu schon in den Weidsprüchen gelegt, denn Köhler führt in seiner Sammlung aus dem 17. Jahrhundert unter Nr. 17 folgenden bemerkenswerten Spruch an:

„Sag an, lieber Weidmann:
Wie sprichst Du den edlen Hirschen an?"

„Es ist ein Hirsch von vielen Enden;
Ich hoff, er muß sich noch heint gar kuerz umbwenden!"

Etwas deutlicher lautet schon der Spruch 182 bei Grimm:

„Jo ho ho mein lieber Weidmann,
Was ist Dir auf der Vorsuch gangen an?"

„Jo ho ho mein lieber Weidmann,
Ein edler Hirsch von zwanzig Enden
Thut sich vor meinen Hunden zu Holze wenden,
Er steckt über Thal dort an den Wänden."

In der Zeit, wo dem Hirsch das neue Geweih wächst, heißt er ungefähr seit Heppe (Aufrichtiger Lehrprinz 1750, S. 101) „Kolbenhirsch", und zwar nach den „Kolben", wie wohl zuerst in Geßners Tierbuch 1563 (f. 79b) die noch unentwickelten und in diesem Zustand ziemlich unförmigen Geweihstangen benannt werden. Diese Kolben sind von einer behaarten Haut zum Schutze für ihre weiche Masse umgeben.

Ist nun das Geweih ausgewachsen und verhärtet, so schlägt der Hirsch die Haut an weichen Bäumen ab. Dies nennt der Jäger kurzweg: der Hirsch schlägt oder fegt, und zwar sind diese Ausdrücke schon im 16. Jahrhundert bekannt. „Schlagen" in diesem Sinne ist nun allerdings in unserer Zeit ziemlich selten geworden, wiewohl es noch verstanden wird; „fegen" ist aber immer noch an der Tagesordnung, ja man hat sogar seit Fleming (T. J. f. 92b) jene Haut danach „Gefege" benannt. Von ähnlicher Kürze und Prägnanz wie „fegen" sind „abwerfen" und „aufsetzen" oder besser „wieder aufsetzen". Das erstere gilt vom Verlieren des alten Geweihs und zeigt sich schon im Tristan, allerdings mit Objektsaccusativ. Dort heißt es gelegentlich der Jagd Markes bei der Minnegrotte Vers 17 296 flg.:

... so geschieden die hunde
einen fremeden hirz hindan,
der was reht'alse ein ors geman,
starc und michel unde blanc:
daz gehürne klein und unlanc,
vil kûme wider entworfen,
als er ez hin geworfen
haet' in unlanger zîte.

Das zweite, „aufsetzen", gilt vom Wiedererwachsen des Geweihes oder Gehörns, es begegnet im 16. Jahrhundert, und zwar in der Wendung: Der Hirsch setzt uff („New Feldt vnd Ackerbaw 1583", 13. Buch).[1]) Neuerdings verwendet man: „Der Hirsch hat wieder aufgesetzt" oder „er hat so und so viel Enden aufgesetzt." Recht treffend sagt schon Fleming (Anhang 108, 109) für beide Worte: „Hoch" und „niedrig gehen". Sie mögen vielleicht dem folgenden Weidspruch (Grimm Nr. 198) ihre Entstehung verdanken:

„Jo ho ho mein lieber Weidmann frisch und fein,
Wann mag der edle Hirsch am niedrigsten und am höchsten seyn?"

„Jo ho ho mein lieber Weidmann,
Das sag ich Dir an;
Am niedrigsten ist er im März,
So er abgeworfen und kein Gehörne trägt,
Am höchsten im Juni so er aufgesetzt,
Völlig vereckt, und eh' er schlägt;
So dünket mich eben,
Daß das Gehörn seine Höh und Niedrigkeit thut geben."

Dazu stellt sich der Anschauung nach der bei Heppe (Wohlr. Jäger 1763) auftauchende Name „Kahlwild" für Hindinnen oder weidgerecht „Tiere" und Wildkälber. Zusammenfassend nennt der Jäger Hirsche,

1) Übersetzung von Petrus de Crescentiis, vergl. Souhart.

Tiere und Kälber „das Rotwild", und zwar ist diese Bezeichnung geläufiger als das vornehmere „Edelwild". Doch ist die Beschränkung auf das Edelwild erst im vorigen Jahrhundert eingetreten, früher verstand man auch Rehe und Damwild darunter, wie es sich schon in Gottfrieds Tristan offenbart, wo Tristan und Isolde ganz allgemein „nâch dem rôten wilde jagen" (V, 17254).

Die Wildschweine erhielten im Gegensatz dazu wegen der dunklen Färbung ihrer Borsten den Namen „Schwarzwild". So erklärt Täntzer (1682) fol. 15: „Schwartz-Wildpreth / unter dieses werden die Sauen verstanden." In neuerer Zeit hat man mit einem Anflug von Humor oder wohl besser mit einem Seitenhieb auf die Pfaffen „Schwarzrock" dazu gebildet. Eine ähnliche Umschreibung bringt die „Jägerzeitung" (XV, 114) zur Anwendung. Dort heißt es: „Noch nicht weit sind wir gegangen, da sehen wir schon von weitem an dem durchfurchten Schnee auf dem Wege, daß höchstwahrscheinlich Sauen eingewechselt sind. Näher kommend, finden wir unsere Vermutung bestätigt, und zu unserer Freude ersehen wir aus den Fährten, daß einige recht starke Schwarzkittel darunter sein müssen." Und weiter S. 115 erzählt derselbe Jäger: „Auch die beiden andern Treiben bringen noch einige Schwarzröcke zur Strecke."

„Wie der Hirsch ein edeles, also wird das wilde Schwein ein ritterliches Thier genannt, maaßen es ihm niemahls an Muth und Hertze fehlet", sagt Fleming (fol. 98a), und noch jetzt erkennt der Jäger seine Unerschrockenheit an und nennt es gern einen „ritterlichen Kämpen", wie wir ja schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten. In noch älterer Zeit scheint „hauend" das ständige Beiwort des Wildschweins gewesen zu sein, denn in den Weidsprüchen tritt „ein jagdbarer Hirsch und ein hauend Schwein" fast als formelhafte Wendung auf. Und weil darunter für gewöhnlich ein jagdbarer Keiler verstanden wird (denn nur der hat „Hauer"), so entwickelte sich bald daraus „Hauend Schwein" als fester Name für ältere „Sauen", bei Täntzer zunächst für vierjährige und ältere Keiler, später dann für solche von fünf Jahren und darüber. Jetzt verwendet man dafür mehr den Ausdruck „Hauptschwein", und weil sich solche alte Herren gern von dem Rudel absondern, heißen sie auch Eingänger, wie z. B. im „Waldhorn" S. 185:

> Als ich der Jagd zulenkend meine Rede
> Des Hauptschweins, des Eingängers just gedenke,
> Da tritt ein alter Jägersmann u. s. f.

Drei- und vierjährige, sogenannte „angehende Keiler", die besonders wild sind und heftig schlagen, tragen den bezeichnenden Beinamen „Hosenflicker". Schon Täntzer scheint ihn gekannt zu haben, denn I, 93 spricht

er davon, daß die Sauen den Hunden das „Leder flicken". Deutlicher spricht sich Fleming S. 172 aus: „Was mäßige Sauen als Bachen und Frischlinge sind, deren können sie (die Hunde) zwar wohl mächtig werden. Die Käuler aber flicken ihnen öffters dergestalt die Hosen, daß manche auff dem Platze bleiben."

Auch das bekannte Keiler wollen wir hierherstellen, da wir es von keilen = schlagen herleiten, ähnlich wie sich bei Noë Meurer „Schlacher" und bei Spätern „Schlachter" für besonders starke Bären findet. Daß es von keilen herzuleiten sei, folgern wir daraus, daß Täntzer schon die Form Keyler hat, die bei seiner Schreibweise (vergl. Eyßbeine, Geweyhe) als Keiler zu lesen ist. Auch Kehrein führt aus Weigand für 1608 die Form „Keyler" an. Nun ist aber (nach Grimm V. 650) schon um 1600 keilen = schlagen bei Schriftstellern gebräuchlich, um wieviel mehr in der Volkssprache, aus der die Jägersprache doch hauptsächlich schöpfte. Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts auftauchenden Formen Käuler, Keuler beruhen wohl darauf, daß man in manchen Gegenden die Ableitung nicht mehr verstand und das Wort teilweise volksetymologisch an Keule anlehnte. Damit wäre dann auch eine Beziehung zu litauisch „kuilys = männliches Zuchtschwein" abzuweisen. Zu bemerken ist auch noch, daß das Wort wohl nicht vor 1600 aufgekommen ist, denn wäre es vorhanden gewesen, so würde es in Geßners Tierbuch und vor allem in dem Meurerschen Jag- und Forstrecht verzeichnet worden sein, aber selbst die Ausgabe von 1602 des Jag- und Forstrechts kennt es noch nicht, während doch sonst alle Ausgaben „Bache, Frischling" und selbst „Backer" für ein zweijähriges männliches Schwein anführen.

Zollt nun der Jäger dem Hirsch und dem Keiler eine gewisse Hochachtung, so sieht er anderseits in den Raubtieren nur die hinterlistigen Feinde seines Wildbestandes und belegt sie mit den entsprechenden Titeln, während er für den ängstlichen, vielgehetzten Lampe nur das Gefühl mitleidigen Spottes hat.

Als Sammelname für die bei uns vertretenen Raubtiere, wie Fuchs, Marder, Iltis u. dergl., ist „Raubzeug" mit ziemlich verächtlicher Färbung in Gebrauch. Den Hauptvertreter dieser Gilde, den Fuchs, brandmarkt Diezel in der „Niederjagd" S. 308 als „roten Freibeuter" und weiterhin als „roten Räuber". In der Jägerzeitung XV 115 heißt es in ähnlicher Weise: „Ein roter Räuber steckt eben sein Spitzbubengesicht aus der Dickung, aber heute hat er einen guten Tag getroffen, mit Rücksicht auf die Sauen lassen wir ihn ruhig traben; auf dem Federbett soll er deshalb doch nicht sterben." Die Schlauheit des Fuchses ist sprichwörtlich, daher legte ihm schon die Tierfabel den

Namen Reinhard bei (ahd. Raginohard = der Ratstarke), und im mnd. bildete man das bekannte Deminativum „Reineke", das jetzt auch bei den Jägern mit Vorliebe verwandt wird. Solche Füchse, die an Hals, Bauch und Schwanzspitze statt der weißen eine schwärzliche Färbung aufweisen, nennt Geßners Tierbuch (1563) „Brandfüchse" und Fleming unterscheidet genau zwischen „Brand-" und „Rot- oder Birkfüchsen". Dazu gesellen sich in unserem Jahrhundert „Goldfüchse" für die letzteren und „Kohlfüchse" für die ersteren. Der Schwanz des Fuchses wird seit Bechstein (Handbuch der Jagdwissenschaft I 180, 1801) „Lunte" benannt, wahrscheinlich nach der leuchtenden Spitze, die im Verein mit dem dunklen Schweif das Bild einer brennenden Lunte nahelegte. Nicht viel später treten hinzu „Standarte, Fahne, Stange, auch Rute", und „Schwanz" ist jetzt verpönt. Die weiß oder schwarz gefärbte Spitze der Lunte bezeichnet schon Täntzer als „Blume". Die Wohnung des Fuchses heißt wie die des Otters und Bibers wegen ihrer künstlichen, unterirdischen Anlage ein „Bau", und zwar seit dem 16. Jahrhundert, denn Noë Meurer berichtet f. 88: „Der Fuchss wird mit den Schlieffern auss einem Bauw gefangen." Die langgezogenen engen Zugänge zu dem Bau werden bei Täntzer zuerst als „Röhren" aufgeführt.

Der Hase trägt in Norddeutschland vielfach den Namen „der Krumme" augenscheinlich wegen seiner hockenden Haltung beim Sitzen, namentlich beim Sitzen im Lager. Die Bezeichnung ist allerdings erst jüngeren Datums und erst bei Bornemann (Humor. Jagdged.) recht eigentlich zur Anwendung gebracht, so z. B. S. 180:

„Haben ja dem Krummen heuer
Wen'gen Abbruch angethan,
Stellen drum ein Abschiedsfeuer
Noch vor Satzzeit auf ihn an."

Etwas eigenartig ist „Dreiläufer", das im vorigen Jahrhundert (vergl. Heppe, Wohlr. Jäger) für einen zu drei Vierteilen erwachsenen Hasen auftaucht, gleich als ob dieses Bürschchen erst auf drei Läufen (Füßen) einhergesprungen käme. Die Häsin wird seit Großkopff (1759) recht treffend durch „Setzhase" oder, wie die ältere Form lautet „Satzhase" gekennzeichnet. Wohl in Anlehnung an „Blume" für die Spitze des Fuchsschwanzes wird im Anfang unseres Jahrhunderts der kurze wollige Schwanz des Hasen „Blume" genannt. Für seine Ohren verzeichnet schon Täntzer das bekannte „Löffel".

Bei allen diesen Wildarten werden die Füße „Läufe" genannt. Ursprünglich galt das wohl nur beim Hirsch und Hasen, wenigstens sagt Noë Meurer f. 86: „Der Hirsch hat Lauffklauwen und nit Füss" und in der zweiten Auflage von 1576 (f. 65): „Der Hass hat Läuff und

nicht Füss.“ Auch Geßners Tierbuch verzeichnet f. 80: „Die Teutschen so in den höfen der Fürsten wonend | nennend das Hirtzenbluot schweiss . . . die bein | löuff | die fuss | klawen.“ Bei Täntzer wird „Lauf“ dann schon für sämtliche vierfüßige Jagdtiere verwandt. Daraus läßt sich vermuten, daß die Umschreibung ursprünglich nur für solche Tiere erfunden wurde, die am schnellsten laufen und am meisten von diesem Vorzug Gebrauch machen, nämlich Hirsche und Hasen. „Blatt“ für Schulterblatt und „Wand“ für Seite des Wildes sind schon im 16. Jahrhundert üblich, denn in „New Feldt und Ackerbauw“ (1583) f. 495 wird von den „Blättern“ des Hirsches gesprochen und Geßners Tierbuch hat f. 80: „Die seyten oder ripp | (des Hirsches) krieben oder wend.“ Die Augen werden seit Heppe (Wohlr. Jäger) mit „Lichter“ umschrieben, doch nannte man bald darauf zum Unterschied die Augen der Raubtiere auch „Seher“.

Ähnliche Bilder sind: „Schüssel“ für Ohren des Rotwildes, das Bechstein im Handbuch der Jagdwissenschaft (1801) verzeichnet, und das mehr verbreitete „Lauscher“ in gleichem Sinne, zu dem Heppe im Wohlr. Jäger die dialekt. Nebenformen „Luser, Lösel“ anführt. Für Zunge des Rotwildes giebt Bechstein a. a. O. „Lecker“, das wahrscheinlich aus bayer. „Lecker“, einer verächtlichen Bezeichnung für Zunge (S. Schmeller I, 433) geflossen ist. Daneben hat er auch noch „Weidmesser“ und „Weidlöffel“, und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist „Graser“ üblich geworden. Als Sammelname für alle vierfüßigen Jagdtiere gilt allerdings erst von unserem Jahrhundert an der Ausdruck „Haarwild“.

Die befiederten Bewohner von Wald und Flur werden dagegen unter „Federwild“ zusammengefaßt (so bei Fleming 339a). Auch bei ihnen werden die Füße treffend umschrieben; allerdings sind solche Umschreibungen erst in unserer Zeit recht eigentlich üblich geworden. Die Feldhühner haben „Tritte“, wohl weil sie meistens auf dem Erdboden umher„treten“. Die langbeinigen Vögel wie Kraniche, Reiher, Auerhähne u. s. f. führen „Ständer“ und die Wasservögel „Ruder“ oder „Latschen“. Bei den Raubvögeln redet der Jäger seit Döbel von „Fängen“ und „Griffen“.

Die Jungen einer Brut der Hühnerarten zusammen mit den Alten nennt Heppe zuerst „Volk, Compagnie, Kette“. Das letztere war allerdings nicht von vornherein bildlich, wie wir später ersehen werden.

Sprechend für den Scharfsinn, mit dem der Weidmann die Lebensgewohnheiten des Wildes beobachtet, sind ferner auch die mannigfaltigen, oft packend anschaulichen Benennungen, die er für die verschiedenen Bewegungsarten der einzelnen Tiergattungen geprägt hat. Ansätzen hierzu begegnen wir schon bei Hadamar, der beispielsweise gern fliehen für

laufen vom Hirsch gebraucht. So sagt er Str. 163: „swâ guot wilt gerne fliehet“ und Str. 34: „Das wilt ûf disem walde kan wol fliehen, ez hoeret wol die hunde.“ Ebenso die Gothaer Weidsprüche, die allerdings auch „laufen“ noch verwenden. Nr. 4 bei Grimm heißt es:

Warum fleucht der edle Hirsch vom Feld gen Holz?
„Das macht der Jäger mit seinem Leithund stolz,
Daß der edle Hirsch muß fliehen oder gehen vom Feld gen Holz.“

Aber Döbel (f. 18b) verlangt schon: „Der Hirsch fliehet oder ist flüchtig, nicht aber: Er rennt.“ Neben diesem „flüchtig sein“ gebraucht man jetzt auch „flüchtig werden“ und „fl. gehen“, und zwar allgemein, während „fliehen“ eigentlich nur noch in der Zusammensetzung „übersliehen“ = hinüberspringen (über die Tücher, den Graben) vorkommt. „Fluchten machen“, ebenfalls in unserer Zeit sehr gebräuchlich, und zwar mit Vorliebe vom Rot- und Rehwild, hat wohl dem Sprunghaften der Bewegung bei diesen Tieren seine Entstehung zu verdanken. So heißt es Weidwerk in Wort und Bild III 105: „Die Ricke warf auf und machte einige Fluchten.“ Bemerkenswert an der eben angeführten Stelle ist auch das prägnante „Aufwerfen“ = den Kopf hochwerfen. Es wird viel vom hohen Haarwild gebraucht und begegnet in früherer Zeit sonst nirgends als einmal bei Hadamar an der Stelle, wo der Hund Herze die rechte Fährte gefunden hat. Es ist dort freilich wohl mehr vom Aufwerfen des ganzen Körpers als des Kopfes allein die Rede. Die Stelle (Str. 57) lautet:

Ûf werfen, schrîen, denen
mîn Herz aldâ begunde,
hin ziehen und an menen
solh toben nie gesehen wart von hunde.
ich sprach: waz witert dich nu an geselle?

Ähnlich, wenn auch nicht entsprechend, ist „hoch werden“, dessen Bedeutung aus folgender Stelle ersichtlich wird (Jägerzeitung 15, 115): „Mit dem Gebrech (Rüssel) in den Schnee fahrend, quittiert es (ein Stück Schwarzwild) den richtigen Empfang des tödlichen Bleis, wird aber sofort wieder hoch und verschwindet in der jenseitigen Dickung.“ Für die langsame Bewegung des Hirsches verwendet schon Noë Meurer „ziehen“, denn er sagt fol. 71: „Der Hirsch nimt die Weyd an, oder zeucht ins Graß.“ Späterhin heißt es: Er „zieht“, um sich zu äsen, am Abend „zu Felde“ und am Morgen wieder „zu Holz“. Das letztere geschieht mit einer solchen Behäbigkeit, wie es ja in Anbetracht der eingenommenen Mahlzeit nicht anders sein kann, daß die Jäger es schon zu Flemings Zeiten seinen „Kirchgang“ nannten.

Bei den Wildschweinen oder „Sauen" heißt das Futtersuchen kurzweg „brechen", da sie mit dem Rüssel die Erde nach Wurzeln oder Kartoffeln aufzuwühlen pflegen. Der Ausdruck ist schon im 16. Jahrhundert bekannt, und später bildete man danach „Gebrech" als Umschreibung für Rüssel der Sauen und für die aufgebrochene Stelle. Auf gleicher Anschauung beruht „sich einbrechen" statt „sich ein Lager wühlen." Daneben ist in moderner Zeit „sich einschieben" recht gebräuchlich geworden.

Meister Lampe „hoppelt" oder „hüppelt", wie Täntzer I, 124 sagt, oder „rückt" zu Feld oder zu Holz, da er bei langsamer Bewegung seiner längern Hinterläufe wegen nur ruckweise und hüpfend vorwärts kommt. Ein ähnliches Bild hat Bornemann S. 162 allerdings von einem laufenden Hasen:

„. . . und schnellte verhöhnend, den Jägern zum Tort,
Im Durchgehn die Blume fort und fort.

Recht bezeichnend ist für die übergroße Hast und Angst Freund Lampes, wenn der Jäger sagt: Der Hase wird von den Hunden aufgestoßen und „fährt heraus." Überhaupt wird jegliche schnelle Bewegung bei ihm gern „fahren" genannt und zwar schon zu Meurers Zeit; denn der giebt fol. 86 an: „So dem Hasen, wenn er gen Holtz will fahren[1]) fürgericht wird," d. i. die Tücher aufgestellt werden. Als besonderes Kennzeichen des Hasen kennt es ein Weidspruch von 1589:

„Sag mir das hübsch und fein,
Welches mag das stölzste, das höchste und das edelste Thier seyn?
Das will ich Dir sagen,
Der edle Hirsch ist das stölzste, der Eichhorn das höchste,
Und der Häs wird das edelste genannt,
Wird an seinem fahren erkannt."

Wird der Hase tödlich verwundet, so überschlägt er sich in den meisten Fällen, bevor er verendet. Dafür hat der Jäger, allerdings erst in unserer Zeit, eine Reihe von Bildern geschaffen. Da wird der Hase „umgelegt" oder „auf den Kopf gestellt," bald „schlägt er ein Rad" oder „geht Rad", bald „rädert er" oder „wird gerädert."

Derlei Bilder kommen auch auf den Fuchs zur Anwendung, ebenso wie man von ihm auch „hinein- oder herausfahren" sagt, falls er hastig in den Bau schlüpft oder daraus aufgestoßen wird. Die letzten zwei

1) Kehrein will in „fahren" noch die allgemeine Bedeutung „sich oder etwas fortbewegen" sehen. Das ist wohl selbst für die ältere Zeit kaum noch zutreffend, denn warum heißt es sonst in dem Weidspruch: Wird an seinem fahren erkannt? In jetziger Zeit sucht der Jäger zweifellos das Hastige, Furchtsame der Bewegung damit zu kennzeichnen.

Bezeichnungen sind wohl vom Hasen übertragen, da sie erst in unserm Jahrhundert für den Fuchs in Aufnahme kommen. Vom Otter gilt neben fahren (und mehr als das) „fallen", und zwar hauptsächlich „ins Wasser fallen". Kommt er langsam wieder an Land, so sagt der Jäger: „Er steigt aus".

Gleichbedeutend mit dem oben erwähnten „übersliehen" ist „überfallen," die beide schon im 16. Jahrhundert vom Überspringen des Hirsches über das Zeug gebräuchlich waren. Bald aber wurde auch das Überspringen von Bächen, Gräben, Hecken und andern Hindernissen darunter verstanden, und heute gilt es dafür nur noch allein, und zwar nicht bloß beim Rot-, sondern auch beim Schwarzwild.

Recht treffend weiß der Jäger die langsame Gangart des Fuchses, und wo er noch vorkommt, auch des Wolfes zu kennzeichnen. Er sagt nämlich: „der Fuchs (oder Wolf) schnürt", aus dem Grunde, weil er bei dieser Gangart die Spuren schnurgerade hintereinander setzt. Weniger bemerkenswert wegen seiner Anschaulichkeit als wegen seiner Geschichte ist das Wort „wechseln". Ursprünglich wurde es nur[1]) vom Hirsche gebraucht und bezeichnete anscheinend nichts mehr als das Wechseln des Standortes, wie aus folgendem Weidspruch ersichtlich ist (Grimm 180):

Mein lieber Weidmann, sage mir an,
was hastu mit deinem Hund wechselnd vernommen,
wo die Hirsch von meinem Zug sind hinkommen?
Jo ho, mein lieber Weidmann,
es gingen meinen Hund zehn Hirsche wechselnd an,
drei sind heraus und sieben drüben,
diese sind in unserm Jagen blieben.

Täntzer wendet es dann schon auf alle jagdbaren Tiere an, allerdings noch mit der Beschränkung „von einem Orth oder Holtz zum andern gehen." Heutzutage ist in den allein noch üblichen Zusammensetzungen „aus-, ein-, hinüberwechseln" der eigentliche Sinn von „wechseln" fast gänzlich verblaßt, sodaß wir nur jägerische Synonyma für „aus-, ein-, hinübergehen" darunter zu verstehen haben.

Ähnlich wie beim Haarwild treffen wir es beim Federwild. Auch hier ist das farblose „fliegen" in Mißkredit gekommen, und sinnverwandte Worte wie „stieben, streichen, sich schwingen" nehmen seine Stelle ein.

---

1) Eine allgemeinere Bedeutung scheint sich an einer Stelle im Frauenlob zu offenbaren, wo allerdings von „Wechsel nehmen" die Rede ist. Dort heißt es (Ettm. 327, 4—6):

un sende uns vrouwe ein kristenlich gemüete,
durch den dem zuo gebote stêt
swaz krinchet, wehsel nimt.

So sagt der Jäger, wenn größeres Federwild wie Auer- und Birkhähne sich auf einen Baum, Felsen oder dergleichen niederlassen: „Sie schwingen sich ein, stehen ein, fußen an, bäumen oder holzen auf, streichen ein," alles Ausdrücke, die in unserem Jahrhundert erst aufgetreten sind. Von den kleineren Vögeln, namentlich aber von den Hühnern, die sich gern auf den Boden niederlassen, heißt es „sie fallen ein", und zwar schon im 17. Jahrhundert. Im allgemeinen unterscheidet der Jäger so, daß er für hastiges Davonfliegen Zusammensetzungen mit „stieben" und „fallen" wie „abstieben, abfallen, aufstieben" verwendet, während er die langsame Flugbewegung mit „abstreichen, abstehen, abreiten, abbäumen" kennzeichnet.

Damit möge unsere Sammlung für diesen Punkt abgeschlossen sein, obgleich nicht zu verkennen ist, daß der reiche Schatz bildlicher Worte und Wendungen bei weitem nicht völlig herausgehoben wurde. Doch hoffen wir, an dieser Stelle ein einigermaßen deutliches Bild davon entworfen zu haben, wie der Jäger Leben und Treiben des Wildes beobachtet.

4. Der Weidmann daheim und unter seinesgleichen.

In gleicher Weise wie der Jäger menschliche Eigenschaften und für Menschen gültige Bezeichnungen den Tieren beilegt — ich erinnere nur an „Geselle, alter Herr, roter Räuber, Schwarzrock" — überträgt er auch nicht selten die ihm geläufigen Ausdrücke aus der Tierwelt auf sich und seine Umgebung. Seine Wohnung nennt er mit Vorliebe „seinen Bau", in den er „hineinfährt". So erzählt im Weidwerk in Wort und Bild III 114 ein Alpenförster seinem Jagdfreunde, den er abholt, daß seine Wohnung eingeschneit wäre, und daß die „rückwärtige Einfahrtsröhre" hätte ausgeschaufelt werden müssen. In der „Jägerzeitung" XV 752 berichtet ein anderer: Als ich auf einem Holzfuhrwege nach meinem „Bau zuschnürte u. s. f." Ferner heißt es a. a. O. 554: „Um mein Gewissen zu beruhigen, erklärte ich . . . , ich wünsche meine Zeche zu bezahlen, nur unter der Voraussetzung sei ich hier „eingefallen". Für „sterben" gebraucht der Jäger nicht selten „verenden', häufiger aber noch „ins Jenseits hinüberwechseln". Seine Augen sind „Lichter", seine Füße „Läufe" oder „Ständer", so „Jägerzeitung" XV 115: „Da kommt er schon angestiefelt der alte Sauphilipp mit freudestrahlendem Gesicht und mächtigen Schritten, als hätte er des seligen Münchhausen Meilenstiefel an den Ständern." Bei einem fürstlichen Jagen soll, wie mir mitgeteilt wurde, ein Jäger zu seinem Landesherrn gesagt haben, als er dessen Ohr bluten sah: „Durchlaucht halten zu Gnaden, Hochdero Löffel schweißt." Das Mahl nach einer Treibjagd nennt man in

launiger Weise „das Schüsseltreiben" in Anlehnung an „Kesseltreiben", wie eine Art Treibjagd auf Hasen heißt. Überhaupt wird diese Übertragung gern zu humoristischen Zwecken ausgebeutet, und daß man damit nicht geringe Aussichten auf Erfolg hat, beweist ein in dieser Art abgefaßter Liebesbrief eines Försters, den Frh. von Maltitz in den „Humorist. Raupen" (Berlin 1822), S 57 flg. mitteilt. Seiner Eigenart wegen möge er hier Platz finden:

Theure Sylphyde!

Mit der Furcht des aufgescheuchten Rehes oder des haakenschlagenden Häschens oder des dahinbrausenden Sechzehnenders, ergreift meine nur des Fängers gewohnte Hand, der Gänse leichtfertigen Kiel; und Verzeihung drum, wenn, wie nach dem Sturm der Wald, auch mein Schreiben kalligraphische und orthographische Windbrüche genug aufzuweisen hat. Theure Sylphyde! — Seit jenem unvergeßlichen Abend —, als die große Sau geschossen wurde, und ich Sie äugte, war meine Ruhe auf immer dahingewechselt. Meine Gedanken schienen gleichsam par force gehetzt zu werden, und der Waldhammer meines Herzens zeichnete an diesem Tage, mit merklichen Schlägen, unter dem damals anwesenden, großen Mädchenbestande trotz so manchem kräftig Extrastarken, nur das schlanke Bohlstämmchen Ihrer Figur aus.

Ja, ich liebe Sie! — Vergebens habe ich lange genug gezielt und Korn genommen! — Von neuem erschienen Sie gestern vor meinem Rohr — da ließ ich fahren, und Gott wolle geben, Sie schweißten in Liebe! — O! wie gern wollte ich dann die Fährte, die zu dem Lager meiner Wünsche führt, aufnehmen und anhaltend darauf fortarbeiten. — Ja, meine Theure! ich mag nicht länger mehr den Stand meines Innern verblenden. Zu sehr haben Ihre blitzenden Lichterchens, der Wuchs Ihrer schlanken Birkentaille auf meine Herzensbatterie Feuer gegeben. O, dürfte ich den Forstfrevel wagen — dürfte ich Nektar aus diesem Stämmchen schlürfen? — — Doch ich fühle es nur zu gut, ich gehe dem Bäumchen meiner Liebe zu gerade an die Wurzel. Kein Stamm fällt auf den ersten Hieb. Aber genug sei Ihnen, schöne Sylphyde, das Bekenntnis: daß ich Sie liebe — mehr liebe als der Hirsch die Äsung, die Raupe das Blättchen, das Eichhörnchen die Nuß, das Staubfädchen die Narbe.

Ja, holdes Mädchen! gütige Taxatorin meiner innern guten und schlechten Bestände — ewig leuchtendes Visierkörnchen meiner Lichter — süßes Halaly meiner Lauscher — duftende Lindenblüthe meiner Nase — Schnepfenbrätchen meines Leckers — Sie haben mich mit den Fangnetzen Ihrer himmlischen Reize umstellt. Zitternd erscheint der arme Kümmerer

vor Ihnen auf den Lauf,[1]) donnern Sie den schon halb vor Sehnsucht verendeten nicht ganz nieder; fangen Sie lieber den liebekranken Flüchtling ein! — O Theure! Sie geben ihm neue Kraft, neues Leben! Gönnen Sie ihm die süßen Rechte des Platzhirsches. — Stolz der hohen Gunst wird er auch einst als glücklicher Ehemann Sie zu behaupten, sein Geweih zu tragen wissen — — und nur selten zurücksetzen. — —

Aber wozu gebe ich meine Gefühle laut aus? — Ihr Inneres — Ihre kleine Remise der Liebe — Ihr Herz wird denjenigen nicht falsch ansprechen, welcher in Liebe zu Ihnen bis in den Tod verendet.

Ihr

vor Sehnsucht verkrüppeltes Reidel[2])

Elias Borkenkäfer.

Eine Zielscheibe des Spottes waren von jeher bei den Jägern die schlechten Schützen und solche Jagdfreunde, die mit mehr Eifer als Geschick dem edlen Weidwerk oblagen. Für sie hat man mancherlei boshafte Namen. Schon Döbel (Jägerpractica III 103) schreibt: „Es kommen aber auch so viele Stümpler und Beinhasen unter der Jägerey daher, daß viele die Jägerey und das Weidwerck gar nicht lernen." Beinhase verderbt aus Bönhase war ursprünglich nd. Bezeichnung für nicht zunftmäßige Schneider, die auf dem Boden (nd. Bön) arbeiten mußten, um vor den Nachstellungen der eifersüchtigen Zunftschneider verborgen zu bleiben.[3]) „Schlumpschütz" heißt der Jäger, der zufällig einen guten Schuß thut, jedenfalls nach nd. Schlump(s) = Glückszufall. In moderner Zeit ist als Spottname ja „Sonntagsjäger"[4]) sehr gebräuchlich geworden; daneben zeigt sich, allerdings mehr mit ironischer Färbung, „Jagdfex" und „Jagdgigerl". Weit schlimmer kommen diejenigen weg, die nur des schnöden Mammons wegen dem edlen Weidwerk obliegen. Wildungen (Neujahrsgeschenk 1799, S. 50) bezeichnet sie als „Küchenjäger". „Afterjäger" und noch um einige Grade verächtlicher „Aasjäger" nannte man schon im vorigen Jahrhundert solche Leute, die in ihrem Gelddurst selbst tragendes Mutterwild nicht verschonten und viel Wild zu Holz schossen, d. h. so verwundeten, daß es langsam und qualvoll verendete. In ähnlichem Sinne wird Jägerzeitung XV 288 „Schießer" verwandt. Dort heißt es: „... daß du als Jäger ein echter und gerechter Weidmann, d. h. kein vernichtungs-

1) Lauf = der freie Platz beim eingestellten Jagen, auf dem das Wild abgeschossen wurde.

2) Reidel = Reis.

3) Vergl. Kluge, Etym. Wörterb.

4) Zuerst belegbar in Warburgs „Waldhorn" (Berlin 1844) S. 53.

froher, blutdürstiger Mordgeselle à la Schießer und Aasjäger geworden, sondern ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes geblieben bist."

Sich selbst nennen die Jäger gerne „die Grünen" oder „die grüne Gilde", seltener „Jünger der Diana", und ein einzelner heißt „Grünrock". Bei der Treibjagd erhält der beste Schütz den ehrenvollen Titel „Jagdkönig".

III. Fremde Einflüsse.

Hat auch der Jäger nicht so wie etwa der Bursch im Mittelpunkt des geistigen Lebens gestanden, sondern mehr abseits der großen Heerstraße sich den Freuden seines kraftstählenden Berufes hingegeben, so ist doch auch seine Kastensprache von fremden Einflüssen nicht ganz freigeblieben. Zweimal wurde, wie in die Gemeinsprache überhaupt, so auch in die Weidmannssprache französisches Eigentum in breitem Strom hineingeleitet. Das eine Mal im 12., 13. Jahrhundert bei Einführung der in Frankreich zu hoher Blüte gebrachten Parforcejagd, das andere Mal im 17., 18. Jahrhundert, wo vornehmlich die Übersetzungen französischer Fachwerke viele fremde Ausdrücke mit sich brachten.

Aus der ersten Periode sind nur noch einige kümmerliche Reste erhalten, zumeist solche Ausdrücke, die schon Gottfried in der bekannten Jagdscene anführt. Da heißt es beim Zerwirken des Hirsches (V. 2907): Tristan nahm den „panzen" heraus. Das Wort entstammt dem Französischen, wo noch heute 'panse' = Wanst, Magen ist. Jetzt wird es von den Jägern in den Formen „Panzen" und „Pansen" für Magen der wiederkäuenden Wildarten noch recht häufig verwandt. V. 2942 sagt Gottfried: die zimberen er abe genam von dem lide, an dem sie was. Wilhelm Hertz[1]) will zimbere von mlt. 'cymbala' = testiculi herleiten. Dem widerspricht aber erstens der Singular „die zimberen" („zimberen" ist Singular, wie aus dem darauf folgenden „sie was" hervorgeht), während man nach 'cymbala' Plural erwarten müßte; zweitens führt, wie auch Hertz erwähnt, Heppe (Wohlr. Jäger) Zämmer oder Zemmel für das männliche Glied an, während er die „testiculi" mit „Kurzwildbret" benennt. Zimbere dürfte nun wohl mit frz. cimier = Helmbusch zusammenzustellen sein. Es wurde jedenfalls schon von französischen Jägern als bildlicher Ausdruck verwandt für den am Gliede sitzenden langen Haarbüschel.[2]) In diesem Sinne finden wir es bei Gottfried. Später wurde es für das ganze Glied verwandt mit Ausnahme der Testikel; so steht es bei Heppe. Dazu würde auch die ursprüngliche

1) „Tristan und Isolde" 1877, S. 558. Er beruft sich auf Germ. 17, 398.
2) Auch Schmeller II 1121 läßt die Möglichkeit eines Tropus zu, wie ich nachträglich sah.

Bedeutung von Ochsenziemer = das getrocknete und zur Peitsche benutzte Glied stimmen, und ferner spricht dafür, daß die späteren Jäger für das unverständliche Zämmer ein ähnliches Bild, nämlich Pinsel, erfunden haben.

Gleichen Ursprungs ist das ebenfalls bei Gottfried erwähnte „zimere", das jetzige Zimmer oder Ziemer = Rückenstück. Man versteht darunter das ganze Rückenstück beim Hirsch, Reh oder Wildschwein und teilt es ein in Vorder-, Mittel- und Hinterzimmer. Früher trug nur das letzte Ende des Rückgrats diesen Namen. Gottfried sagt ausdrücklich (2901/2): „über lanken (Hüfte) gein dem ende (Schwanz) wol anderhalber hende." Fleming berichtet noch außerdem (S. 263), daß beim Aufbrechen des Hirsches die „Blume" (Schwanz) am „Zemmel" und die Haut am Kopfe bis an die Ohren belassen wurde. Jedenfalls wird die büschelartige „Blume" Anlaß gegeben haben zu dem Vergleich mit „cimier".

Die Sitte des Curéemachens (bei Gottfried curîe genannt) war noch bis in unser Jahrhundert hinein üblich, wenigstens wird es in Hartigs Lehrbuch für Jäger (1852) noch erwähnt. Die wertlosen Stücke vom Hirsch werden den Hunden auf der frisch abgezogenen Haut zu fressen gegeben, daher der Name „curîe, curée", den Gottfried selbst schon von „cuir" ableitet. Die entsprechenden afrz. Formen lauteten „cuirie, cuiree". Die Sitte des Fourquie-machens (Tristan 2925 furkîe), d. h. das Aufstecken einiger Stücke vom Eingeweide des Hirsches auf eine Gabel, scheint bei den deutschen Jägern nicht recht Eingang gefunden zu haben. Sie taucht später mit den Übersetzungen von Du Fouilloux von neuem auf, verschwindet aber bald wieder. Weit lebensfähiger zeigt sich das gleichfalls aus dieser Zeit stammende Lehnwort „birschen". Mhd. birsen oder pirsen, dem das afrz. bercer, berser 'mit Pfeil und Bogen schießen' zu Grunde liegt, bezeichnet im Gegensatz zur Hetzjagd das Erlegen des Wildes mit jeglicher Art Schußwaffen. Weil man sich nun dabei an das Wild heranschleichen mußte, erlangte es bald die Nebenbedeutung „sich anschleichen", in der es heute allein noch gangbar ist.

Im 17. und 18. Jahrhundert herrschte die französische Sprache namentlich bei der Parforcejagd vor. Die beim Leit- und Schweißhund üblichen Aufmunterungen und Anreden werden ins Französische übertragen. Das deutsche „Vorhin" oder „Hinach" wird bei den Parforcehunden „Volez, volez, mes chiens" oder „après, après, mes chiens", das deutsche „Schon dich" und „Zurück" wird „Derrière" und „arrêtez vous". Die Koppel verfolgender Hunde nennt wohl zuerst Döbel „Meute". Das Wort war im Französischen ursprünglich für den ganzen Jagdzug

(nach lt. motus) giltig und erſt ſpäter auf die Hunde beſchränkt worden. Ob auch der bekannte Jagdruf „Hallali“ franzöſiſchen Urſprungs iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Vielleicht iſt er nur eine Weiterbildung oder wohl noch beſſer Zuſammenziehung der bei den Jägern ſo beliebten Ausrufe „Hallo, Halli“. Auffällig iſt dabei nur, daß er zunächſt bei den Franzoſen auftaucht, und zwar, wie Hertz angiebt, nach dem 16. Jahrhundert, während die Deutſchen ihn erſt ſeit dem 18. Jahrhundert kennen. Angewandt wurde der Ruf, wenn der Hirſch ermüdet ſich den Hunden ſtellte, und daher ſagt der Jäger von heute auch kurzweg: „Der Hirſch iſt hallali.“

Ein weiterer Einfluß franzöſiſierenden Geiſtes iſt die Anhängung der franzöſiſch-deutſchen Infinitivendung -ieren an gut deutſche Worte. So bildet der Jäger der damaligen Zeit „brackieren“ = mit Bracken jagen, „frettieren“ = mit dem Frettchen (eine Wieſelart) jagen, „buſchieren“ = im Buſch (mit dem Vorſtehhund) jagen. Auch die Dreſſur des Hühnerhundes war, wie ſchon der Name ſagt, franzöſiſchen Urſprungs und brachte natürlich mancherlei franzöſiſche Worte mit ſich. Einige davon ſind bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt worden. So heißt es in den „Jagdgeſchichten“ von Reuters „Läuſchen un Rimels“ (Bd. II) von einem Förſter, der das Fell ſeines Hühnerhundes Caro als Weſte trägt und darin, wie er erzählt, gezwungen iſt, vor Hühnern zu ſtehen:

Ja, seggt oll Rohd', ja dat kann sin,
Denn stünnst nich du, de West de stünn.

Karo'n sin Fell, seggt Rahfaut, so!?
Denn makst nich du, denn makt de West tiboh.

Dieſes „tiboh“ iſt weiter nichts als das franzöſiſche tout beau, das dem Hühnerhund zugerufen wird, wenn er ſich ſtill niederlegen ſoll. Weitere Verſtümmelungen dieſes Wortes ſind „Du beau“ bei Hartig, Lehrbuch für Jäger (S. 25) und „Tupoo“ in Moſers Forſtarchiv 1790 (Bd. 8), „Du bois“, Döbel I, 112. Noch ſchlimmer iſt der Jäger mit „ture haut“ umgeſprungen, das man ſich beim Auffliegen von Federwild zurief. Die einfache Zuſammenziehung in „Tiro“ iſt noch das Mindeſte, ſchon Döbel hat „Kirro“[1]), dazu tritt ſpäter „Giro“ und Großkopf (Weidewerkslexicon 1759) zerſchneidet das Wort wieder in „Kirr O!“. Jetzt allgemein verbreitet iſt das urſprünglich nur bei den Jägern übliche „couche“, das ſchon Fleming (S. 177) erwähnt. Unter einem „fermen“ Hund verſteht man ſeit Ende vorigen Jahrhunderts zunächſt einen gut dreſſierten Hühnerhund, ſpäter auch jeden anderen gut dreſſierten Jagdhund.

1) Wahrſcheinlich volksetymologiſch nach kirren = zirpen, gurren.

Neuerdings kommt die englische Dressur der Hühnerhunde bei unseren Jägern auf und damit auch eine Reihe von englischen Ausdrücken, wie z. B. „down" für „tout beau". Doch haben solche Bezeichnungen noch nicht so recht festen Fuß gefaßt.[1])

Auch sonst hat die Weidmannssprache Anleihen gemacht. Wir erinnern nur an „Beinhase", das der Zunftsprache der Schneider entstammt, und ferner an „Kraut und Loth", das der Soldat an den Jäger abtrat. Hinzu kommt noch der von den Büchsenmachern entlehnte Ausdruck „Seele" für die Höhlung des Gewehrlaufs, der in unserem Jahrhundert in Aufnahme kam, und ferner aus der Schifferſprache „bugsieren", d. h. einen Hasen oder Fuchs zu Pferde auf freiem Felde so lange verfolgen, bis er nicht mehr fort kann.

IV. Grammatische Eigenart.

Wer sich die Mühe macht, das Material der Weidmannssprache einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, dem wird eine Fülle solcher Worte entgegentreten, die in der jetzigen Gemeinsprache entweder ausgestorben oder in eine andere Bedeutung übergegangen sind. Solche altertümlichen Formen und Bedeutungen konnten sich um so eher erhalten, als die Erlernung und richtige Anwendung der Kunstausdrücke, wie wir ja schon gesehen haben, den Jägern bis in unser Jahrhundert hinein zur strengen Pflicht gemacht wurde, und auch jetzt noch werden bei den Prüfungen einige Fragen hierauf bezüglich gestellt. Im folgenden haben wir einige bemerkenswerte Fälle aus dem reichhaltigen Vorrat herausgegriffen.

„Antvogel" nennt noch Hartig in seinem weidmännischen Konversationslexikon die männliche Wildente und bucht damit einen Rest des mhd. antvogel = Ente, das sich sonst auch noch mundartlich erhielt. In der oben erwähnten speziellen Bedeutung scheint es bei Jägern erst in unserem Jahrhundert aufzutauchen, während es in dem allgemeinen Sinne beispielsweise in Kaiser Maximilians I. Jagdbuch von 1508 (abgedruckt von Karajan, Wien 1858) recht häufig erscheint. Überhaupt hat es im ähnd. weitere Kreise beherrscht.

„Ausbüßen" auch ausbüsen, ausbiesen im Sinne von ausbessern (die Jagdnetze) ist seit Heppe (Wohlredender Jäger 1763) bei den Jägern gebräuchlich. Es stellt sich, wie auch Kehrein[2]) bemerkt, zu mhd. büezzen „ausbessern", das ja auch im Schriftdeutschen in Lücken-

1) Zusammengestellt sind diese Ausdrücke in Dombrowkis „Encyklopädie" unter dem Titel: „Anglicismen in der deutschen Weidmannssprache".

2) Jos. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache, Wiesbaden 1871.

büßer noch durchschimmert. Übrigens hatten auch die Jäger das Simplex, so sagt Aitinger, Vollständiges Jagd- und Weydbüchlein von 1681: „... und diß heißt gebüsſet oder ausgebeſſert."

Bache als Bezeichnung für weibliches Wildschwein hängt sicher mit mhd. swm. bache = Schinken, Speckseite zusammen, das nach Schmeller (I 193) noch jetzt in Bayern von der geräucherten oder zum Räuchern bestimmten Speckseite üblich ist. Auch bei den Jägern scheint das Wort ursprünglich Maskulinum gewesen zu sein, wenigstens schreibt das „Jag und Weywerkbuch" (Frankfurt 1582 I 60): „Der Bach tregt järlich nur einmal." Doch weist Täntzer (1682) schon die Bache auf.

Mit „Balg" bezeichnet der Jäger noch heute die Haut der Hasen und aller vierfüßigen Raubtiere. Vom Fuchs gebraucht es schon im mhd. Hadamar von Laber (Strophen 432/33), und Noë Meurer (1560) fol. 88 berichtet: „Der Fuchs hat ein Balg und kein Haut." In derselben Bedeutung haben wir es auch noch erhalten im Sprichwort: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Der Ausdruck ist wohl übertragen aus dem mhd. balc = Schlauch, da die Schläuche aus abgezogenen Tierhäuten gefertigt wurden.

Ball = Bellen, wie es bei österreichischen Jägern in „Ballhatz" und „auf den Ball hetzen" noch vorkommt, ist ein Rest des mhd. bal, das im Ablautsverhältnis zu bellen steht. Als Jägerausdruck wird es zuerst gebucht in Döbels Jägerpractica I 106b (1746), und, wie es scheint, wurde es nur mit Bezug auf Saujagden verwandt, denn Heppe (1763) bemerkt: Wenn nun ein Saufinder eine Sau verbeilet, werden die umstellten Niedenhunde angelaſſen, die dann dem Ball des Finders zueilen und die Sau fangen.

Mit Baſt bezeichnen die Jäger heute die mit kurzen Haaren besetzte Haut, die das Geweih umgiebt, so lange es noch nicht ausgewachsen ist. In dieser Bedeutung zeigt es sich schon bei Täntzer. Ursprünglich galt Baſt von Tier- und Pflanzenhaut, wie denn Gottfried von Straßburg es auch noch allgemeiner faßt, wenn er es von der ganzen Haut des Hirsches gebraucht. Übrigens kommt noch im vorigen Jahrhundert Baſt in ähnlichem Sinne vor, denn Paul (Wörterbuch) verzeichnet für Bürger: „sie wand sich das Baſt von den Händen." Bei den Jägern ist nur die männliche Form geblieben, während im Mittelhochdeutschen beide zulässig waren. Das bekannte „Kette" in der Verbindung „eine Kette Rebhühner u. s. w." hat mit Kette = catena nichts zu thun, vielmehr ist es eine volksetymologische Umdeutung aus Kütte und Kitte. Diese Formen, denen das ahd. chutti, mhd. kütte = Schar zu Grunde liegt, waren im vorigen Jahrhundert noch sehr gebräuchlich. Döbel (I 50) hat Kitte, C. v. Heppe (Aufrichtig. Lehrprinz 1751) Kütte und Kette.

Alſo erſt Mitte vorigen Jahrhunderts iſt Kette aufgekommen, während „Kitte“ noch 1844 in Warburgs Waldhorn (S. 95) begegnet. Die im Mittelhochdeutſchen übliche tranſitive Verwendung von arbeiten = ſich abmühen laſſen, gebrauchen, zeigt ſich beim Jäger noch, wenn er ſagt: „Der Hund iſt gut gearbeitet“ (= abgerichtet) oder „einen Hund arbeiten“. Als Jägerwort erſcheint es ſchon im „New Jägerbuch“ von 1590. In neuerer Zeit vermiſcht ſich aber ſchon der jetzige Sprachgebrauch mit dem früheren, denn man hört ebenſo häufig: „Der Hund arbeitet gut.“ Die Droſſel iſt bei den Hirſcharten ſoviel wie Luftröhre. Jedenfalls bildet mhd. drozze „Kehle, Schlund“ die Grundlage dazu (engliſch jetzt noch „throat“). In der Litteratурſprache ſchimmert das Wort noch durch in „erdroſſeln“ = an der Kehle würgen. Nur noch mundartlich findet man das mhd. galt = unfruchtbar, und zwar in den Formen gelt und galt von Kühen, die keine Milch geben. Bei den Jägern iſt gelt in dieſer Form allein üblich, und zwar alleinſtehend und auch in Zuſammenſetzungen wie „Geltricke, Gelttier (unfruchtbare Hindin)“. Es erſcheint zuerſt bei Fleming. — Kein Bild iſt anzunehmen, wenn der Jäger für Hauer der Wildſchweine „Gewehre“ verwendet; vielmehr haben wir hier das mhd. gewer = „Wehr, Waffe im allgemeinen“ erhalten, wie es ja auch noch aus „Seitengewehr“ und aus dem im Kavalleriekommando üblichen „Gewehr“ = Säbel erſichtlich iſt. Vielleicht hat auch das ahd. gewer = Stachel zu dieſer Bezeichnung für die langen, ſpitzigen Fangzähne beigetragen.

Brunſt kommt ſchon mhd. in der heute üblichen Bedeutung „Begattungszeit des Rotwildes“ vor, daneben hatte es auch den urſprünglichen und jetzt ausgeſtorbenen Sinn von „Geſchrei“. Seiner Bildung nach gehört es zu ahd. breman = brummen, wie Kunſt zu queman = kommen (Nullſtufe von breman = brum + t-Suffix mit Übergangslaut ſ). Die heutige Bedeutung erklärt ſich daraus, daß gerade die Hirſche während der Begattungszeit ſtark ſchreien. Brunſt lautet es ſchon vom 16. Jahrhundert an bei den Jägern, und nur bei Nichtjägern wie Maaler, Stieler, Heniſch[1]) taucht die auf falſcher Etymologie beruhende Form Brunſt auf.

Dickung ſowohl wie das ins Schriftdeutſche aufgenommene Dickicht, bewahren den urſprünglichen Sinn von dick = dicht, da ſie beide einen dichten Holzbeſtand bezeichnen. Zum letzteren vergl. S. 45, das erſtere iſt erſt nhd., iſt aber wohl aus dem mhd. bei Jägern viel verwandten stswf. dicke derſelben Bedeutung gefloſſen (vergl. z. B. Hadamars Jagd Strophe 546: Bî wilden in einer dicken). Erſt Noë Meurer (1560) bringt Dickung, hat aber noch Dicke daneben.

1) Vergl. Kehrein S. 75.

Recht bemerkenswert ist die Benennung der vorletzten Enden an den Stangen des Hirschgeweihs. Die gebräuchlichste moderne Form ist „Eissprossen", daneben zeigen sich aber noch „Eissprössel" und „Eissprieß" (so Hartig Weidm. Convers.-Lex. 1861). Die beiden letzteren sind eine Verstümmelung und Entstellung von dem bei Heppe (1763) noch verzeichneten „Eissprüssel", das seinerseits in seinem zweiten Bestandteil einen Rest des ahd. spruzzil, mhd. sprüssel = Leitersprosse, Stufe, oder doch wenigstens eine Anlehnung daran darstellt. Der erste Teil des Wortes liegt in Bezug auf seinen Ursprung noch ziemlich im Dunkeln. Das Wahrscheinlichste ist, daß wir es hier mit einer ähnlichen Entwicklung zu thun haben, wie in „ereignen". Als Grundform wäre etwa anzunehmen „ougsprüssel", aus dem ougsprüssel, eigsprüssel und schließlich eissprüssel hervorging.[1]) Leider bieten die uns überlieferten Formen, da sie erst aus nhd. Zeit stammen, keinen Anhalt für unsere Aufstellung, doch scheint die Bedeutung dafür zu sprechen. Denn ursprünglich galt Eissprüssel nur vom untersten Ende, das jetzt „Augspross" heißt. So sagt der Übersetzer von Fouilloux' Vénérie (1590): „Das erste end wird andouiller genennt . . . und wird von Teutschen Jägern der Eissprüssel genennt." Noch im 18. Jahrhundert findet sich vereinzelt diese Bedeutung von Eissprüssel, denn Pärson berichtet im „Hirsch gerechten Jäger" (1734) S. 79: „Der Eissprüssel ist das erste End am Kopf." Aber auch das zweite Ende heißt schon frühzeitig „Eissprüssel" und zwar zum Unterschied von dem eigentlichen „ander Eisspr." (So in Alberti Magni Thierbuch übersetzt von R. Ryff 1544.) Am Ende des 17. Jahrhunderts wird man statt des unverständlich gewordenen „Eissprüssel" in seiner ersten Bedeutung das durch die Stellung dieser Enden gegebene „Augensprossen" gebildet haben, das zuerst bei Täntzer auftritt. Für das zweite Ende blieb, weil man keine bessere Bezeichnung hatte, Eissprüssel, zu dem sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Nebenform „Eissproß" gesellte.

Auf mhd. vohe oder besser auf die beim Stricker belegte Nebenform „vahe" ist wohl das weidmännische Fähe = Füchsin zurückzuführen,[2]) doch galt das mhd. sowohl vom männlichen als auch vom weiblichen Fuchs. Vielleicht war es auch bei den Jägern ursprünglich so. Es wird allerdings erst 1751 in Heppes „Aufrichtigem Lehrprinzen" gebucht, und auch schon in dem heutigen Sinne. Ungefähr gleichzeitig wird es

1) Auch das Deutsche Wörterbuch III 381 deutet auf Verderbnis aus Augsprosse hin.

2) Anders Kehrein: Er führt aus dem Jahre 1419 eine Form „vöhin" an und hält Fähe für ein Entründung, ähnlich wie in dial. schned statt schnöd. Doch müßte sich dann eine jägerische Nebenform „Fähin" finden.

auch auf die Weibchen anderer vierfüßiger Raubtiere übertragen und zwar in Süddeutſchland, wo es auch heute noch die allgemeinere Bedeutung zuweilen zeigt. In Norddeutſchland dagegen wird ſtreng an der Bedeutung „Füchſin“ feſtgehalten.

Döbel (I, 24) berichtet: „Wenn ein Rudel (Sauen) bey einander und ſelbige ſtärker ſeyn als Friſchlinge, ſo heißet es ein Rudel lauter ſtarke oder grobe Sauen.“ Dies „grob“ bewahrt die mhd. Bedeutung von „grob (p)“ = an Maſſe groß, dick und ſtark. Es iſt übrigens bei den Jägern von heute noch recht an der Tagesordnung. Auch das in der angezogenen Stelle erwähnte „Friſchling“ wurde in mhd. Zeit in umfaſſender Weiſe für „junges Schaf“ und „junges Schwein“ verwandt, während es jetzt auf „junges Wildſchwein“ beſchränkt iſt. Die mhd. Formen lauteten „vrischinc und vrischling“; ſie ſind nach Kluge von „friſch“ = jung gebildet. Dafür könnte auch das ſeit Döbel belegte „friſchen“ = Junge bringen vom Schwarzwild ſprechen, wenn man nicht lieber annehmen will, daß es nach Friſchling erſt gebildet wurde. Jägeriſches „röhren“ auch rehren = ſchreien (vom Hirſch) iſt jedenfalls ein Reſt des mhd. rœren = „blöken, brüllen“. Es begegnet ſchon in den Weidſprüchen, ſo Nr. 10 bei Grimm: „Sag an, Weidmann, wo der edle Hirſch thut riren und hoffiren?“ Außerhalb der Weidmannsſprache iſt es im Oberdeutſchen (nach Schmeller) noch vorhanden in der Bedeutung „ſchreien wie ein Rind“, auch engl. „roar“ und nd. rœren „laut weinen“ ſind ſtammverwandt. Mit nhd. Ründung, vielleicht auch mit Anlehnung an Wolf kehrt das mhd. „welf“ = „Junges vom Hund und von wilden Tieren“ wieder in „wölfen“ = Junge bringen (von Hunden und vierfüßigen Raubtieren), und zwar zuerſt bei Täntzer (1682, III 125a). Auch welf begegnet zuweilen noch heute in der Form „Welp“.

Ungefähr ſeit Luther iſt das nd. Fett ſtatt des älteren Feiſt (mhd. ſtn. veizt) zur Herrſchaft gekommen. Einen Reſt des letzteren bieten die Jäger noch, wenn ſie das Fett des Rot-, Reh- und Schwarzwildes ausſchließlich mit Feiſt bezeichnen. Urſprünglich war der Begriff aber weiter gefaßt, denn Täntzer ſagt: „Feiſt heißt man das Fett an den wilden Tieren.“

„Sag mir an, mein lieber Waidmann, biſt du ein Jäger und biſt hirſchgerecht?“ fragt ein Weidſpruch (bei Grimm Nr. 63) und meint damit einen Jäger, der zur Hirſchjagd richtig ausgebildet, mit einem Worte tauglich iſt. Spätere bildeten weiter „holzgerecht, weidgerecht“, brauchten auch wohl „gerecht“ für ſich allein, wie z. B. Döbel (1746) Jägerpractica, I 84, ſagt: „Es iſt dem Hunde gerecht, ſo er die Fährte luſtig und begierig anfällt.“ Ja auch Hadamar von Laber ſpricht

Str. 51 schon von „gerehtem kobern (Spüren) der hunde", und in moderner Zeit redet man viel von gerechtem und nicht gerechtem Ausdruck. In allen diesen Fällen erscheint „gerecht" in den ältern Bedeutungen „richtig, geschickt, passend, tauglich", die im Schriftdeutschen nur noch schwach in „kunstgerecht" und in der Wendung „in allen Sätteln gerecht" nachklingen.

Obgleich erst für unser Jahrhundert belegbar (zuerst in Hartigs Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache 1809) muß doch das jägerische „Gestüber" = „Kot des zur Niederjagd gehörigen eßbaren Federwildes" weit älteren Datums sein. Jedenfalls ist es zu mhd. gestübere = Verfolgung zu stellen, da es dessen unabgezogene Bedeutung „Versprengung, Verspritzung" noch durchschimmern läßt. (Vergl. mhd. stüben = stieben, dessen Nullstufe in „gestübere" erscheint.) Bezeichnend ist, daß die Jäger jetzt auch „Verspritztes" in gleichem Sinne verwenden.

Eine ältere, jetzt im Schriftdeutschen ausgestorbene Form bietet uns das Hauptwort „Rauchwerk" = Pelzwerk vierfüßiger Raubtiere, das den spirantischen Auslaut des mhd. rûch = rauh, Pelz noch gewahrt hat. Da man den Ursprung vielfach nicht mehr verstand oder gar mißverstand, ist neuerdings Rauhwerk daneben aufgekommen. Den ältesten Beleg für Rauchwerk bietet Fleming S. 119, Rauhwerk erscheint zuerst bei Hartig in seiner Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache (1809). — In „prellen" auch „anprellen" = gegen etwas stürzen, prallen bewahren die Jäger die eigentlich richtige, umgelautete Form, die im Mittelhochdeutschen allein üblich, während das Schriftdeutsche die nach dem Präteritum „pralte" gebildete analoge Form prallen aufgenommen hat. Täntzer II 40 führt ein „zurückprellen" an und Bornemann (Humor. Jagdgedichte 1855, S. 57) läßt den Hühnerhund „nachprellen" d. h. den Hühnern nachspringen. Auch im Schriftdeutschen taucht vereinzelt „prellen" auf, so bei Uhland: „von dem der Pfeil auf den Schützen prellt." Vergl. Paul. — „Bill", das Hartig im Konversationslexikon als Zuruf an den Hühnerhund verzeichnet, wenn er etwas aufjagen soll, ist wohl alte Imperativform von bellen. In „bändig" = gut am Seil führbar und „gängig" = willig am Hängeseil gehend, erhielten uns die Jäger die ursprüngliche, unabgezogene Bedeutung der Adjektiva, wie sie in den Zusammensetzungen „durchgängig" und „unbändig" kaum noch erkannt wird. Beide Ausdrücke sind im Mittelhochdeutschen vorhanden, und zwar war das erste wohl schon damals Jägerausdruck. „Führig" dagegen taucht in gleicher Bedeutung erst bei Döbel auf und ist wohl als Eigenbildung der Jäger nach der Art der vorhergehenden anzusehen. Jägerische Eigenbildung ist auch benossen machen und werden, das ebenfalls Döbel verzeichnet. Es bedeutet, dem Hunde den „Genuß" (des frischen Blutes) geben und ist

wohl nach genoſſen m. gebildet, wenigſtens läßt ſich kein mhd. beniezen, dem es entfloſſen wäre, nachweiſen. Eine eigenartige Verwendung zeigt das an in „anjagen" = zu jagen beginnen, „Anjagd" = Beginn der Jagd, auch Ort, wo man beginnt, „antreiben" = zu treiben anfangen, „Anſuche" = Stelle, wo ſich Schweiß von dem angeſchoſſenen Tiere findet, und der Hund auf die Fährte gebracht wird, er alſo anfängt zu ſuchen (Kehrein), und ſchließlich „anſchreien" = zu Anfang des eingeſtellten Jagens ſchreien (das Jagdgeſchrei erheben). In allen dieſen Worten hat an den Sinn von beginnen, anfangen, wie es im Mittelhochdeutſchen gebräuchlicher war, z. B. in „aneganc = Beginn" und „ansagen = anfangen zu ſagen." Nhd. ſchimmert es ſonſt noch in „angehend" und in dem beim Kartenſpiel üblichen „angeben = zu geben anfangen" durch.

Zum Schluſſe ſei noch das allbekannte „Schweiß" erwähnt. Es iſt bemerkenswert, weil ſich die zweite Bedeutung des mhd. sweiz = Blut darin erhalten hat. Gebucht findet es ſich zuerſt als Jägerwort bei Geßner. Ein Eigenſchaftswort „ſchweißig" = blutig kennen die Weidſprüche ſchon. Bei Grimm Nr. 153 heißt es: „Da lauft der edel Hirſch mit ſeiner ſchweißigen Haut."

Neben dieſem Feſthalten am Altüberkommenen finden ſich auch hie und da Anſätze, das aus der Gemeinſprache bekannte Material ſelbſtändig zu geſtalten. Wie andere Berufs- und Standesſprachen beſitzt auch die Weidmannsſprache eine ſtaunenswerte Leichtigkeit Zeitworte von Hauptworten zu bilden. Wir ſtellen hier einige zuſammen: baumen, auf-, abbäumen; äugen, an-, eräugen; an-, abbacken = das Gewehr an-, abſetzen; holzen (= auf den Bau klettern von Mardern), aufholzen; wurmen = Würmer ſuchen (von der Schnepfe); blatten = den Rehbock durch Pfeifen auf einem Buchenblatte locken; an- abhalſen (den Hund) = ihm das Halsband anlegen, abnehmen; enthahnen (die Rebhühner) = die Hähne abſchießen; genicken, abgenicken; ausbeeren, aufbeeren (die Dohnen), anleinen (den Hund) = ihn an die Leine binden; ankörnen = mit Körnern anlocken; anludern = durch ein Luder (Aas) anlocken; reiſern (vom Leithund) = am Laube und an den Zweigen (ſtatt auf dem Boden) umherſchnüffeln; einſchleifen (eine Leine) = eine Schleife binden; wurzeln (vom Dachs) = nach Wurzeln ſuchen; winden (vom Wild) = argwöhniſch umherſpähen; verreiſern (ein Fangeiſen) = es mit Reiſern verdecken; durchfangen = mit dem Fänger durchſtechen; keſſeln = ſich ein Lager wühlen (von Wildſchweinen); böckſern (vom Brunftgeruch beim Rot- und Damwild); ab-, aufdocken = eine Leine ab-, aufwickeln; flämmen, ausflämmen = einem Gewehrlauf durch einen blinden Schuß die Glätte nehmen; bären = brunften (bei Bären).

Bemerkenswert sind ferner die vielen schallnachahmenden Zeitwörter, die der Jäger zur Unterscheidung der Tierstimmen gebildet hat. Den tiefen Ton der Waldschnepfe nennt er „murxen, quoxen, quarren", „püitzen" den hohen Ton. „Spissen, spießen, pisten, bisten" hat er für den pfeifenden Lockruf der Haselhühner. Von der wilden Taube sagt man „ruckſen", „fiepen" von der Ricke, die ihre Jungen lockt, „keckern" vom bellenden Fuchs. Mit „schleifen" bezeichnet der Jäger die langgezogenen, dem Schleifen der Sense ähnlichen Töne in der „Balzarie" des Auerhahns, während die kurzen, schlagenden durch „knappen" ausgedrückt werden.

Wie wir schon oben sahen, zeigt der Jäger eine unüberwindliche Abneigung gegen abgeblaßte Allgemeinbegriffe. Ohr, Schwanz, Fuß, gehen, laufen, fliegen sind ziemlich verpönt, und der Jäger setzt treffendere, meist nach der Wildgattung verschiedene Ausdrücke, wie Lauscher, Löffel, Rute, Blume, Lunte, Lauf, Ständer, ziehen, schnüren, flüchtig werden, abstieben u. a. dafür ein. Die gleiche stilistische Eigenart offenbart sich bei den Eigenschaftsworten. Niemals heißt es: Ein großer Hirsch, sondern ein „starker, kapitaler, guter oder kapitalguter Hirsch", und bei Keilern „stark oder grob." Worte wie klein, mager und schön kennen die Weidwerkslexika nicht, dafür verzeichnen sie „gering, schmal, schlecht bei Leibe" und „stark, prächtig." So sagt der Jäger stets: „Das Geweih ist stark oder prächtig", aber niemals „schön."

Lautlich steht die Weidmannssprache auf dem Boden der Schriftsprache. Doch zeigt sich hie und da eine Vorliebe für oberdeutschen Anlaut, so in Pürzel „Sauschwanz" neben seltnerem Bürzel, pürschen oder pirschen neben birschen, neben Brunst das seltnere Prunst. Auf niederdeutschem Einfluß beruht vielleicht das Zeitwort frangen, mit dem der Jäger das Spielen der Wildkälber untereinander bezeichnet. Da die possierlichen Tierchen sich hierbei auf die Hinterläufe stellen und mit den Vorderläufen aufeinander losschlagen, liegt ein Vergleich mit nd. wrangen = sich balgen (namentlich von Kindern) sehr nahe.

Nur bleibt mir unerklärlich, wie sich wr zu fr entwickeln konnte. Kehrein sucht es auf mhd. phrengen, pfrengen, oberd. pfrengen = „in die Enge treiben, drängen" zurückzuführen. Aber abgesehen davon, daß die jägerische Bedeutung schlecht dazu paßt, bleibt auch wieder der Übergang von e zu a unerklärlich. Ist der Vorgang etwa so, daß das nd. wrangen entlehnt wurde, daß es aber auf oberdeutschem Gebiet in Anlehnung an pfrengen seinen hier ungebräuchlichen Anlaut wr zu fr wandelte?

Weniger zweifelhaft ist, daß nd. oder md. Einfluß zuzuschreiben sei das jägerische „einhessen od. einheesen, einhäsen = bei dem erlegten

Wild einen Schnitt zwischen Knochen und Flechse des einen Hinterlaufs thun und den andern hindurchstecken." Hesse steht in ähnlichem Verhältnis zu hd. Hächse, wie nd. Foß zu hd. Fuchs. Schon die ersten Weidwerkslexika, die es verzeichnen, Großkopff und Heppe (Wohlred. Jäger), bringen die Formen einhessen und einheesen, während die obd. Form einhächsen erst in neuester Zeit erscheint.

V. Einfluß der Weidmannssprache auf die Gemeinsprache.

Sobald die Weidmannssprache zusammen mit dem ganzen Jägerstand in sich fest gefügt war, konnten bei der Bedeutung, die die Jagd immer gehabt hat, Einwirkungen auf die Gemeinsprache nicht ausbleiben. Das war namentlich der Fall im 17., 18. Jahrhundert, wo selbst Fürsten und hohe Adlige das Weidwerk und damit auch die Jägerausdrücke erlernten, die dann durch ihre Vermittlung in weitere Kreise gelangten. Aber auch in mhd. Zeit schon finden wir Entlehnungen. So zeigt „hetzen" sich in übertragenem Sinne beispielsweise im Titurel 5061: „mich jâmer hetzet." „Luoder" galt ursprünglich nur in der Sprache der Falkner und bezeichnete eine Lockmittel in Gestalt eines Vogels, dann aber auch kleine Fleischstücke, die ebenfalls als Köder für den Falken dienten. Die Bedeutung „Lockmittel" wurde schon im Mittelhochdeutschen von der Umgangssprache aufgenommen und zu „Lockung, Verlockung, sündliches Wohlleben" umgeprägt, wie es im nhd. lüderlich noch durchschimmert. Bei den Jägern hat es sich im Sinne von Lockspeise noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und da man als Luder für Raubtiere sehr gern das Aas gefallener zahmer Tiere nahm und noch jetzt nimmt, so konnte das heute übliche kräftige Schimpfwort „Luder" daraus erwachsen. Auch unser „nachhängen", wie es in der Wendung „seinen Gedanken nachhängen" zu Tage tritt, war ursprünglich Weidmannswort.[1]) Einem Wilde nachhängen heißt beim Jäger: ihm auf der Fährte folgen. Früher galt es hauptsächlich von der Suche mit dem Leithunde und hatte seinen Ursprung darin, daß man dem Hunde das Seil nachhangen ließ, bewahrt somit auch noch den ursprünglich transitiven Sinn von hängen.

Schlägt ein Hund an, bevor er das Wild aufgesprengt oder auch nur gesehen hat, so nennt ihn der Jäger „vorlaut", da er nach weidmännischer Ausdrucksweise zu früh laut wird. Daß dieser Ausdruck bei passender Gelegenheit auch auf den Menschen angewandt wurde,

1) Anders Paul, der es aus der Bedeutung „dem Pferd die Zügel schießen lassen, nachsprengen, nacheilen" erklärt. Doch liegt wohl mehr ein ruhiges Nachspüren mit festem Ziel in dem Wort.

liegt auf der Hand. Aufgezeichnet wurde er als Jägerwort zuerst in Großkopffs Weidewerkslexikon von 1759, wenn mir nichts entgangen ist, während er in der Litteratursprache in Schillers „Räubern" zuerst auftritt. „Rudel" und „Dickicht" haben beide noch eine starke weidmännische Färbung. Das erstere wird noch in Zedlers Universallexikon der Jägersprache allein zugewiesen, u. zw. taucht es zuerst bei Täntzer auf, der S. 39 von einem „Rudel Sauen" spricht. Wahrscheinlich haben wir in Rudel eine Diminutivform von rode zu suchen, das neben rotte = Schar im Mittelhochdeutschen begegnet. Dickicht als Hauptwort verzeichnet bei den Jägern schon Täntzer (1682), während es in die Schriftsprache erst von Hagedorn (1764) eingeführt wird.[1])

Für mancherlei menschliche Eigenschaften und Wesensarten hat die Jägersprache Namen leihen müssen. So geht „bärbeißig" nicht auf „bissig wie ein Bär" sondern auf „Bärenbeißer" zurück. Damit bezeichnet schon Täntzer eine Art schwerer Hunde, die besonders gern zur Hetze auf Bären benutzt wurden, da sie sehr stark und bissig waren. Bärbeißig erscheint nach Grimm zuerst 1783 in der Schriftsprache. Jetzt gebrauchen wir auch wohl „Bärenbeißer" für solch einen hitzigen Menschen, häufiger aber noch „Bullenbeißer", wie jene Hunde auch genannt wurden. Gleichfalls aus dem Leben und Treiben der Jagdhunde stammen die Worte „unbändig" und „naseweis". Ein Hund wurde bei den Jägern früherer Zeit (z. B. bei Fleming S. 180) „bändig" genannt, wenn er sich gut am Bande oder Seil führen ließ (das liegt sicher auch schon im mhd. bendec), und noch jetzt kennt der Jäger „strickbändig" und „kuppelbändig" für solche Jagdhunde, die sich in der Meute gut führen lassen. Dazu stimmt auch die Bedeutung von bändigen = zähmen. „Naseweis" oder wie es mit volksetymologischer Umdeutung auch geschrieben wird, „naseweiß" ist nichts anderes als das mhd. nasewîse = spürkräftig, mit feinem Geruch begabt (von Hunden und auch von Menschen). Von Jagdhunden gebraucht erscheint es noch in Geßners Tierbuch (1563) fol. 86 b: Ist je einer (Hund) naseweiser dann der ander .... In dem heutigen Sinne begegnet es zuerst in Lessings „Minna".

Aus dem Bereiche der Falknerei stammt Wildfang. Noë Meurer (1560) teilt die Falken dem „Fahen nach" d. h. wie sie sich zum Fangen eignen, ein in „Nistling, Erstling und Wildfäng." Fleming (S. 350) bestimmt ihn genauer als einen jungen wilden Falken, der schon auf Raub ausgeht. Da sich nun Wildfang „ausgelassener Mensch" schon um 1600 findet, so ist es wohl aus dem Kunstausdruck der Falkner

1) Vergl. dazu Heyne, Deutsches Wörterbuch unter „Dickicht".

herzuleiten und nicht aus dem im 18. Jahrhundert erst bezeugten Wildfang = Pferd von einem wilden Gestüt, in dem die Pferde ohne Wartung umherlaufen. Viel eher ist das letztere wieder aus dem schriftdeutschen Wildfang geflossen. Das Schimpfwort Hundejunge oder Hundsbube war ursprünglich weidmännische Bezeichnung für einen Jägerlehrling im ersten Lehrjahre, dem während dieser Zeit die Pflege und Wartung der Hunde oblag. Da das der niedrigste Posten in der Jägerei war, konnte sich aus der Benennung leicht ein Schimpfwort entwickeln.

Einen starken Anklang an die Jägersprache empfindet man noch heute bei „wittern" und „stöbern". Wittern war ursprünglich unpersönlich, denn bei Hadamar heißt es Strophe 57: „Was witert dich nu an, geselle." Dieselbe Wendung haben die Weidsprüche ziemlich häufig, und auch Noë Meurer (1576) kennt sie. Diese Form des Wortes hat Goethe aufgenommen, wenn er sagt: „Hier witterts nach der Hexenküche", während die jetzige Bedeutung zuerst Bürger in die Litteratursprache bringt („Ich wittere Morgenluft"). Dem Vorhergehenden nach muß man wittern für die frühere, namentlich die mittelhochdeutsche Zeit den Sinn von „wehen, dunsten" zuschreiben, wie es auch Kluge will, da er es zu Wind stellt. Damit ist auch die von Lexer gegebene Erklärung „als Geruch in die Nase bekommen", die nach dem neuhochdeutschen Sprachgebrauch geformt ist, hinfällig, und man müßte wenigstens dahin verändern, daß man sagt: „als Geruch in die Nase kommen". Dazu stimmt dann das Hauptwort „Witterung": das Fleming als „Effluvia oder Dünste" erklärt, „so das Wiltpräth von sich lässet", und ferner das jetzt übliche verwittern (tr.) „dem Fangeisen durch Bestreichen mit einer Flüssigkeit den Eisengeruch nehmen". Stöbern ist herzuleiten von „Stöber" oder „Stöberhund", dem Namen eines Jagdhundes, der in der Nähe des Jägers zu suchen und namentlich Hasen und Federwild aufzustoßen hatte. Das Zeitwort begegnet schon bei Täntzer (III, 122). Auf mhd. stöuber kann Stöber nicht zurückgehen, da wir dann Steuber oder Stäuber erwarten müßten im Neuhochdeutschen (bei Täntzer kommt a. a. O. die Form Steuber einmal vor). Wir haben daher mitteldeutschen oder niederdeutschen Einfluß anzunehmen. Vielleicht hat nd. stöben = Staub aufwirbeln eingewirkt.

Nicht immer ist das Material der Weidmannssprache direkt in die Gemeinsprache hinübergeleitet worden. Zuweilen haben auch andere Standessprachen den Vermittler gespielt. So hat insbesondere der Student manche Jägerworte entlehnt, sie mit seinem eigenartigen Gepräge versehen und sie dann als eigene Münze an die Schrift- oder Umgangssprache abgetreten. Derartige Berührungen zwischen beiden

Kastensprachen konnten auf Universitäten stattfinden, die in waldreichen Gegenden lagen, wie etwa die thüringischen, und zu einer Zeit, wo mit dem Aufblühen der Forstwissenschaft das Studium der Botanik, Zoologie und Chemie für den Jäger zur Notwendigkeit wurde.

Kluge weist in der „Deutschen Studentensprache" schon auf einige Wendungen hin, die aus dem Gebiet der Jägerei stammen, wie z. B. „durch die Lappen gehen" und „auf den Strich gehen". Die erstere belegt er für 1757 aus dem Munde eines Jenenser Studenten, also aus Thüringen. Ihren Ursprung hat man darin zu suchen, daß die Jäger schon im 16. Jahrhundert durch Einhegen mit Stricken, von denen Tuchlappen herabhingen, das Wild auf einen bestimmten Distrikt zurückzuscheuchen suchten. Dabei kam es aber nicht selten vor, daß das Wild, in die Enge getrieben, seine Scheu überwand und „durch die Lappen ging". Die zweite Wendung „auf den Strich gehen" ist aus dem Thun und Treiben der Waldschnepfe entnommen. Diese Vögel pflegen in der Paarzeit ihren „Abendstrich" zu halten, bei dem sich Männchen und Weibchen oft stundenlang herumjagen. Bei den Jägern wird „Strich" schon von Heppe (Wohlr. Jäger 1763) gebucht, während es für die Studenten sich zuerst bei Lankhard gegen Ende des 18. Jahrhunderts belegt findet. Auch der zunächst studentische und dann allgemeine Ausdruck Schnepfe „meretrix" (modern in der niederdeutschen Form Schneppe gebräuchlich) verdankt wohl der vorstehenden Wendung aus der Jägersprache seine Entstehung. Ferner ist an dieser Stelle noch das Zeitwort „prellen" = betrügen zu erwähnen. Es war seit dem 17. Jahrhundert beim eingestellten Jagen ein beliebter Brauch und, wie Fleming sagt, eine „königliche Lust der hohen Herrschaften", lebendig eingefangene Füchse tot zu prellen. Wie es dabei zuging, schildert uns Großkopf (1759) folgendermaßen: „Große Herren lassen eine Parthey lebendiger Füchse, auch Dächse, Frischlinge und dgl. einfangen. Alsdann lassen sie auf dem Schloßhofe oder sonst bequemen Orte einen länglichten viereckigten Platz mit hohen Tüchern einstellen und dicke mit Sand bestreuen. Auf diesen Platz stellen sich die Cavaliere Paar und Paar nach einander an und halten die Prellen parat, nachdem werden etliche Füchse aus den Kasten auf den Platz hineingelassen, wenn sie nun im Vorbeilauffen auf die Prellen kommen, so ziehen die Herren und rücken mit Gewalt, daß der Fuchs wohl etliche Ellen hoch in die Luft flieget, diese Ehre widerfähret ihme nun so lange, bis er durch alle Prellen durch und endlich gar des Todes ist, das heißt ein Fuchsprellen." Da nun der Fuchs bei dieser Jagdbelustigung sich in seiner Hoffnung, die Freiheit wiederzuerlangen, getäuscht sah, so lag es nahe, dem „Prellen" die Bedeutung „täuschen, betrügen" unterzuschieben. Das findet sich denn

zunächſt auch bei den Studenten, und zwar zuerſt in Zachariae „Renommiſt“ von 1741.

Zahlreiche Berührungen mit der Jägerſprache finden wir im Mecklenburger Dialekt. Das iſt ja kein Wunder bei dem Waldreichtum des Landes und bei dem gemütlichen Verkehr, den namentlich der Jäger früherer Zeit mit der Landbevölkerung pflegte. Wir führen hier einige Entlehnungen auf. Der Schmaus nach der Jagd heißt im Volksmunde „de Najagd“, von einer alten Jungfer ſagt man: „Ut de jagdboren Johren is ſe rut“, von vornehmen Leuten: „Hier is väl Hoochwild.“ „Will Ji to Klapperjagd?“ fragt man, wenn Leute zum Tanz eilen. Beim Kartenſpiel hat der Beſitzer vieler kleiner Trümpfe „de lütt Jagd“. Nickt jemand ſchlaftrunken mit dem Kopf, ſo heißt es: „He will Haſen ſcheten.“

Damit ſind wir ſchon auf das Gebiet der ſprichwörtlichen Redensarten gekommen, die unſere Schrift- und mehr noch unſere Umgangsſprache in überaus reicher Fülle aus dem Bereiche des Jagdweſens herübergenommen hat. Wir müſſen uns darauf beſchränken, die bekannteſten herauszugreifen, und verweiſen im übrigen auf Schrader, Bilderſchmuck der deutſchen Sprache (Weimar 96) und auf Wanders Sprichwörterlexikon unter den Stichworten „Fuchs, Haſe, Hirſch, Jäger, Jagd, Korn, Büchſe u. a.“

Schon Luther kennt ſolche bildlichen Wendungen, beiſpielsweiſe überſetzt er Pſalm 140,6: Die Hoffärtigen legen mir Stricke, breiten mir Seile aus zum Netz und ſtellen mir Fallen an den Weg. Dem gleichen Anſchauungskreiſe entſtammen: Einem ein Netz ſtellen, ihn ins Netz, ins Garn ziehen, jagen, treiben, hetzen; mit Netzen umſtellen, umſpinnen, umſtricken; einem das Netz über den Kopf, über die Ohren werfen, ziehen; in das Netz fallen; ins Garn, in die Falle gehen; einen im Netz, im Garn haben, ihn umgarnen; ſeinen Fuß, ſeinen Kopf aus dem Netz, aus der Schlinge ziehen. — „Den Pfiff verſtehen“ iſt wahrſcheinlich hergenommen vom Blatten des Rehbocks, wobei der Jäger den pfeifenden Lockton der Ricke nachahmt; „auf den Leim gehen“ iſt von den Leimruten der Vogelſteller entnommen. „Mit der goldenen oder ſilbernen Büchſe ſchießen“ = beſtechen und „in den Schuß oder in den Wurf (Speerwurf) kommen“ können beide auch ebenſo gut Soldatenausdrücke ſein. „Jemanden aufs Korn nehmen, auf dem Rohre haben“ ſind vom Zielen entlehnt (Wander III 1710).

„Die Flinte ins Korn werfen.“ Flinte iſt, wie Schrader richtig bemerkt, kein Soldatenwort, ſondern Eigentum der Jägerſprache (denn dieſe leichte Schußwaffe wurde zur größeren Bequemlichkeit der Jäger erfunden). So iſt wohl die ganze Wendung der Jägerei zuzuweiſen.

Begegnet es doch nicht selten, daß leidenschaftliche Jäger und treffsichere Schützen, wenn sie nur einmal einen Fehlschuß gethan, die Flinte zornig und entmutigt zugleich beiseite werfen und von weiteren Versuchen abstehen. „Auf den Busch klopfen" = vorsichtig nach etwas forschen ist von der Klopfjagd entlehnt, bei der die Treiber ohne lautes Schreien auf die Büsche klopfen. „In die Wicken, auch Fichten, Quisten gehen" = verloren gehen. Die Wicken und ebenso die Fichten erschweren das Suchen und Nacheilen, da sie fast undurchdringlich sind. „Auf dem Sprunge sein" schreibt sich vom Luchs her (ebenso wie das zunächst studentische „abluchsen, beluchsen"). „Einen Gegner zur Strecke bringen, ins Gehege kommen, auf falscher Fährte sein, auf der Spur sein, Wind bekommen von etwas, mit allen Hunden gehetzt sein." „Durch dick und dünn" kommt wohl von der Hetzjagd, und zwar ist dann für dick die alte Bedeutung „dicht" anzunehmen.

„Sprünge machen" und „jemandem auf die Sprünge kommen" entstammt der Gewohnheit des Hasen, bei der Verfolgung Seitensprünge zu machen, wie man denn auch von Seiten- oder Hasensprüngen redet. Andere Redensarten vom Hasen sind: Das Hasenpanier ergreifen; man weiß nicht, wie der Hase läuft; Schulden sind keine Hasenjagd. In Norddeutschland sagt man von einem Menschen: „er trägt Hasenpfoten in der Tasche", wenn er allerhand Neckereien im Sinne hat, eine Wendung, die wohl dem „Männchen machen" ihren Ursprung verdankt.

Zahlreich sind die verschiedenen Vergleiche, die zwischen dem Fuchs und einem listigen Menschen gezogen werden. So sagt man: Er ist ein schlauer Fuchs, er trägt den Fuchsbalg; alte Füchse gehen nicht in die Falle; einen alten Fuchs auf dem Eisen fangen, namentlich gebraucht, wenn man einen geübten Mogler beim Kartenspiel erwischt hat; alter Fuchs, alter Keiler und alter Jude sind schwer zu belauern; der Fuchs wechselt das Haar und bleibt, wie er war; endlich muß der Fuchs doch aus dem Bau (Loch); das ist ein dummer Fuchs, der nur ein Loch weiß. „Er beißt den Fuchs" oder „er will den Fuchs nicht beißen" = „er ist mutig, schlagfertig oder nicht" kommt natürlich von den verfolgenden Hunden her.

Ferner von Jagd, jagen, Jäger mögen zum Schluß noch folgende Redensarten erwähnt werden: Wer jagen will in Wald und Hecken, muß nicht vor jeder Staud' erschrecken; wer auf die Jagd geht, darf die Flinte nicht daheim lassen; der beste Jäger kommt oft leer nach Haus; ein blinder Jäger fängt keine Füchse.

Verzeichnis der Quellen.

1 (1560). Noë Meurer, Jag- und Forstrecht. Pforzheim 1560. Von fol. 84b—97a steht: „Wie weydmennisch von allem Weydwerck zu reden".

2 (1563). Thierbuch. Das ist ein kurtze beschreybung aller vierfüßigen Thieren / so auff der erde vnd in wassern wonend / sampt jrer waren conterfactur: aller zu nutz vn gutem allen liebhabern der künsten / Artzeten / Malern / Bildschnitzern / Weydleüten vnd Köchen gestelt. Erstlich durch den hochgeleerten herren D. Cunrat Gessner in Latin beschrieben / jetzunder aber durch D. Cunrat Forer zu mererem nutz aller mengklichem in das Teütsch gebracht / vnd in eine kurtze komliche ordnung gezogen. Mit Keyserlicher Maiestät freyheit / in acht jaren nit nachzutrucken bey peen vnd straaff acht Marck lötigs Golds nach laut des Originals. Getruckt zu Zürych bey Christoffel Froschower / im Jar als man zalt MDLXIII. (Verzeichnet bei Beschreibung der Jagdtiere eine Anzahl Weidmannsausdrücke.)

3 (1576). Noë Meurer, Jag- und Forstrecht II. Aufl. (Vergl. dazu Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache S. VI., dem merkwürdigerweise der fol. 61b—71a stehende, aus der ersten Aufl. wieder abgedruckte Abschnitt „Wie weydmennisch etc." entgangen zu scheint. Wenigstens findet er sich nirgends citiert, und beim Quellenverzeichnis erwähnt der Verfasser auch nur die fol. 71b—75a stehenden „Weydschray, Sprüche und Jägerische Dialogi".)

4 (1582). New Jag- und Waydwerk-Buch. Frankfurt a. M. bey Siegmund Feyerabend. Fol. 1582.

5 (1590). New Jägerbuch. Straßburg fol. 1590 (Übersetzung der „Vénérie" des französischen Jagdschriftstellers Du Fouilloux).

6 (1682). Der Dianen Hohe und Niedere Jagtgeheimnüß / Darinnen Die gantze Jagt-Wissenschafft Ausführlich zu befinden etc. — Mit großer Arbeit inventiret und beschrieben von Johann Täntzern. Und auff seine selbst eigene Unkosten herausgegeben / Am Tage Bartholmae Anno 1682. Koppenhagen / Gedruckt bey Conrad Hartwig Neuhoff. (In 3 Teilen, jeder mit besonderem Titelblatt; Teil II trägt die Jahreszahl 1686, Teil III 1689. Vor dem ersten Teil steht S. 10—16 eine „Eigentliche Erklährung / wie ungemeine Wörtter und andere Sachen / nach rechter Jagt-Mannier ausgesprochen und genennet werden".)

7 (1719). Der Vollkommene Teütsche Jäger von Hanns Friedrich von Fleming Leipzig 1719. (Vergl. Kehrein.)

8 (1746). Heinrich Wilhelm Döbels eröffnete Jäger-Practica. Leipzig 1746. (Vergl. Kehrein.)

9 (1759). Joh. Aug. Großkopff, Neues und wohleingerichtetes Forst-, Jagd- und Weidwerks-Lexicon. Langensalza 1759.

10 (1763). Christian Wilhelm von Heppe, Einheimisch und ausländisch wohlredender Jäger. Regensburg 1763. (Kehrein benutzte die II. Aufl. von 1779, irrigerweise schreibt K. demselben Verfasser auch zu: „Aufrichtiger Lehrprinz, oder praktische Abhandlung von dem Leithund. Augsburg 1750" und „Die Jagdlust". Nürnberg 1783, 3 Bde. Das erste stammt von einem „Carl von Heppe", das zweite von einem „Joh. Chr. Heppe".)

11 (1801). Handbuch der Jagdwissenschaft ausgearbeitet ... von einer Gesellschaft und herausgegeben von Johann Matthäus Bechstein. Des ersten Theils erster Band Nürnberg 1801 (Enthält Jagdzoologie und am Schlusse eines jeden

Kapitels unter dem Titel „Jäger oder Weidmannssprache“ die hauptsächlichsten Jagdausdrücke).

12 (1809). Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache von Georg Ludwig Hartig. Tübingen 1809.

13 (1852). Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen von demselben. Stuttgart und Tübingen, VII. Aufl. 1852. (Bd. I S. 10—73 steht die „Jagdkunstsprache“.)

14 (1852). Lexikon für Jäger und Jagdfreunde oder waidmännisches Konversationslexikon. Von Dr. G. L. Hartig 2. Ausgabe, Berlin 1852.

15 (1861). Dasselbe. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartig. Berlin 1861.

16 (1871). Wörterbuch der Weidmannssprache für Jagd- und Sprachfreunde aus den Quellen bearbeitet von Jos Kehrein und Franz Kehrein. Wiesbaden 1871.

17 (1886—92). Allg. Encyklopädie der gesamten Forst- und Jagdwissenschaften. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Raoul Ritter von Dombrowski. Leipzig und Wien 1886—92 in 8 Bänden von denen der letzte noch aussteht. (Das Werk geht bis T incl. Das Sprachliche ist von Ernst Ritter von Dombrowski.)

Neben den vorstehenden Sammlungen von Weidmannsworten wurden noch, abgesehen von dem eigentlichen Inhalt der Werke Täntzers, Flemings und Döbels, folgende Werke benutzt:

Freiherr von Maltitz, Humoristische Raupen. Berlin 1822. (Eine Sammlung von Spottgedichten und -geschichten auf die modernen Zustände der Jagd.)

Warburg, Das Waldhorn. Berlin 1844. (Eine umfangreiche Sammlung von Jägerliedern, die größtenteils aus den Kreisen der Jäger hervorgegangen sind.)

Bornemann, Humoristische Jagdgedichte. Berlin 1855.

„Deutsche Jägerzeitung“, Jahrgang XV. Neudamm 1890.

„Weidwerk in Wort und Bild“, Beilage zur Deutschen Jägerzeitung. Bd. III, 1895.

Ferner die Sammlungen von Weidsprüchen:

1. Von Grimm, Altdeutsche Wälder. III 97 flg.
2. Von Reinh. Köhler, Weimarer Jahrbuch für deutsche Sprache III 329 flg.

Für die mhd. Zeit, soweit sie herbeigezogen worden ist, wurden benutzt:

Gottfrieds Tristan nach der 3. Ausgabe von Bechstein 1889 und 91.

Hadamars von Laber „Jagd“, herausgegeben von K. Stejskal. Wien 1880.

Abhandlung von den Zeichen des Rothhirsches, zusammen mit „Kaiser Maximilians I. geheimem Jagdbuch“, herausgegeben von Th. G. von Karajan. Wien 1858.

Außerdem wurden benutzt die deutschen Wörterbücher von Grimm, Sanders, Heyne und Paul, das Etymologische Wörterbuch von Kluge und das Mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Lexer.

Der Bau von Goethes „Iphigenie auf Tauris“.

Von **U. Zernial** in Berlin.

„Die Einheit der Handlung“, sagt Leſſing in ſeiner Dramaturgie (St. 46) „iſt das erſte Geſetz der Alten.“ Eine ſolche Handlung kann nun in ſich mehrere Ausgangspunkte haben, und dieſe haben alle ein beſtimmtes Ziel, — das, was die Handelnden wollen — ſo daß, wenn mehrere Ziele da ſind, wir ſicher auf mehrere Ausgangspunkte der Handlungen ſchließen können. Shakeſpeares „Macbeth“ hat für den Helden das eine Ziel der Handlung, Duncans Krone zu gewinnen und zu behaupten. Shakeſpeares „König Lear“ hat das eine Ziel zu zeigen, wie der hochbetagte König aus Jähzorn und Herrſcherlaune Würde und Leben ſich ſelber vernichtet, aber zu der Leartragödie tritt noch die des Hauſes Gloſter, und die innere Verwandtſchaft der beiden zeigt ſich in zwei ungleichen Vätern, von denen jeder aus menſchlicher Schwäche und Thorheit ſein beſtes Kind verſtoßen hat. Schillers „Tell“ hat das eine Ziel der Geſamthandlung, die Schweiz zu befreien, aber in dieſer Einheit ſtecken drei Ausgangspunkte und drei Ziele: die Handlung Tells oder ſeine Befreiung der Schweiz von dem Tyrannen Geßler, die Handlung des Schweizer Volkes oder der Schwur auf dem Rütli zur Befreiung des Landes und endlich die Handlung des Schweizer Adels, der mit dem Landvolke ſich verbindet, um das Vaterland zu befreien. Dieſe zwei und dieſe drei Ausgangspunkte der Handlung hängen innerlich zuſammen, denn das Geſchick des Hauſes Gloſter iſt eng verbunden mit dem des Königshauſes Lear, und nur die kühne That des Tell als des Befreiers der Schweiz ſteht obenan. So iſt die Einheit der Handlung vorhanden, denn die ſich eng berührenden Ausgangspunkte und Ziele der Handlungen gehen in eine auf, und alle laufen einheitlich zuſammen. Eine Beſonderheit ähnlicher Art hat auch Goethes „Iphigenie auf Tauris“. In dieſem, dem zweitkürzeſten der deutſchen klaſſiſchen Dramen, das wohl fünf Akte, aber nur 2174 Verszeilen hat, iſt zwar die Handlung einheitlich, aber der Verlauf derſelben iſt nicht ſo einfach wie gewöhnlich. Daß hingegen etwas Ungewöhnliches vorliegt, beweiſen ſchon die verſchiedenen Auffaſſungen, welche über den Bau des Stückes noch heute im Umlaufe ſind. Es ſind 111 Jahre vergangen, ſeitdem dies goldene Drama, dies Drama des Hochſinns, erſchienen iſt, und doch gehen die Anſichten über die Anlage desſelben noch weit auseinander. Unbeſcheid (Beitrag der dramatiſchen Lektüre. Dresden, 1886, S. 158) meint, „nicht in der Entſühnung Oreſts beſtehe die Handlung des Stückes, vielmehr ſei das Ziel die

Heimkehr der Iphigenie mit dem entsühnten Bruder zum Zwecke der Entsühnung des fluchbeladenen Hauses." M. Evers (Erläuterung der Iphigenie. Leipzig, 1888, S. 43 flg.) unterscheidet nicht weniger als fünf Handlungen, nämlich 1. eine Gesamthandlung (unter Berücksichtigung der erst später geplanten Iphigenie in Delphi); 2. eine äußere Haupthandlung (die Heimführung Iphigeniens); 3. Oresthandlung; 4. Pyladeshandlung; 5. Innenhandlung (Iphigeniens Seelenkampf). R. Franz (Der Aufbau der dramatischen Handlung. Bielefeld und Leipzig, 1892, S. 353, Anm. 2) ist der Ansicht, daß die Heimführung Iphigeniens die einzige Handlung des Stückes ist. Endlich ist F. Kern (Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima, S. 165) der Meinung, daß die Handlung der Iphigenie im zweiten Akte einen neuen Ausgangspunkt enthält, daß aber schon im dritten die Handlung eine streng geschlossene Einheit ist. Meiner Ansicht nach ist über den Bau des Stückes anders zu urteilen. Ich sehe zwei Ziele mit zwei Ausgangspunkten: Iphigenie, von Heimweh erfüllt, erreicht die Heimkehr, und Orest, von Krankheit geplagt, erreicht die Heilung durch Iphigenie; ich sehe zwei Dramen, welche nicht wie vorher Shakespeares „Lear" und Schillers „Tell" innerhalb jedes Aktes zwei Handlungen besprechen, sondern welche sozusagen die Titel führen „Iphigeniens Heimkehr" und „Orests Heilung", und deren erster den 1., 4. und 5. Akt, deren zweiter den 2. und 3. Akt umfaßt. Der Name aber, welchen Goethe den beiden Dramen in ihrer Vereinigung beilegt, ist einfach „Iphigenie auf Tauris", denn Iphigenie ist es, welche beide Handlungen vollzieht: sie heilt den kranken Orestes und sie bewirkt die Heimkehr nach Griechenland.

Wir finden Iphigenie, Agamemnons Tochter, vor dem Tempel der Göttin Diana in Tauris als Priesterin, in dem dichtbelaubten Haine, den sie noch jetzt „mit schauderndem Gefühle betritt". Das Meer trennt sie von dem Geliebten; „an dem Ufer steht sie lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend". Von Heimweh nach Mykenä ist ihr Herz erfüllt, und so schließt die erste Szene, der erste Monolog, mit dem Gebete an die Göttin: „So gieb auch mich den Meinen endlich wieder, und rette mich, die du vom Tod errettet, auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!" — Mit der zweiten Szene beginnt die Exposition. Arkas, der Feldherr des Thoas, teilt uns mit, daß ein tief geheimnisvolles Schicksal vor vielen Jahren Iphigenie diesem Tempel gebracht hat; er meldet ferner von dem Siege des Königs, seinem Kommen und seiner beabsichtigten Werbung um die Hand der Iphigenie. So ahnen wir einen Konflikt, denn Werbung kann die Heimkehr nach Griechenland nur hindern. — Der König erscheint: befriedigt kehrt er heim, der Feinde Reich ist zerstört, „der Sohn gerochen, der letzte, beste,

den das Schwert von seiner Seite riß." Je öder er aber nach dessen Tode sich fühlt, um so mehr hofft er zum Segen seines Volkes und sich zum Segen Iphigenie als Braut in seine Wohnung einzuführen. Was Arkas verheißen, wird hier ausgesprochen: Thoas' Worte bilden den wirklichen Konflikt, sind also das erregende Moment, welches die Haupthandlung in Bewegung setzt und zwar für das Ziel der Heimkehr Iphigeniens.

Diese Heimkehr erscheint zweifelhaft in jedem Falle: willigt Iphigenie in Thoas' Bitte ein, so ist selbstverständlich von Heimkehr keine Rede mehr; willigt sie nicht ein, so ist es fraglich, ob der König die von der Göttin Diana ihm übergebene Priesterin je entlassen wird. Sie thut das letztere; da gebietet er ihr Priesterin zu sein, zu der sie von der Göttin erkoren ist, und den Gebrauch der früheren Menschenopfer mit der Opferung zweier Fremden, die man in des Ufers Höhlen versteckt gefunden, wieder aufzunehmen. Dieser Befehl enthält die erste Steigerung des ersten Dramas, denn schroffer noch erscheint der Konflikt und die Heimkehr selber in unendliche Ferne gerückt; es ist ein Donnerwort, welches die vom Heimweh geplagte Priesterin ganz verstummen macht und sofort nach dem Fortgange des Königs in die Worte ausbrechen läßt: „O, enthalte vom Blut meine Hände!" So klingt der erste Akt lyrisch aus; wie in einem griechischen Chorliede betet die Priesterin zur Göttin. Das Ziel aber der ersten dramatischen Handlung scheint ins Stocken geraten zu sein: von Iphigeniens Heimkehr hören wir zunächst nichts mehr.

Beim Beginne des zweiten Aktes sind auf der Bühne Orest und sein Freund Pylades, wie wir aus ihren Worten hören und aus ihrer Erscheinung sehen, gefangen, mit Ketten gefesselt, ohne Zweifel die Fremden, welche man nach Thoas' Aussage am Ufer gefunden. So knüpft der zweite Akt an den ersten an, die folgenden beiden Szenen aber teilen uns die Leiden des Orestes von Delphi bis Tauris und die Erlebnisse in Mykenä mit. Orestes hat den Mord des Vaters Agamemnon an der Mutter Klytämnestra gerächt, aber sein Leben ist infolge der Schuld vergiftet. Trübsinn und Schwermut beherrschen ihn; auch Wahnsinn befällt ihn. Das sind die Erinyen oder Furien, die ihrem Äußeren und ihrer Wirkung nach zwar nach der Anschauung der Griechen geschildert werden, aber im Grunde als Gewissensbisse aufzufassen sind. Von den Erinyen geplagt und verfolgt leidet Orestes sehr schwer und hofft nun hier in Tauris von seinen körperlichen wie geistigen Schmerzen befreit zu werden: seine Heilung und seine Entsühnung ist das Ziel dieser zweiten dramatischen Handlung, welcher der zweite und der dritte Akt gewidmet sind.

Apollo schien Hilfe und Rettung im Tempel seiner vielgeliebten Schwester, die über Tauris herrscht, mit hoffnungsreichen, gewissen Götterworten zu versprechen, aber Pylades erklärt sich den Orakelspruch so: „Bringst du die Schwester — ihr im Tempel befindliches Bild ist gemeint — zu Apollon hin, und wohnen beide dann vereint zu Delphi, so wird das hohe Paar dir gnädig sein, sie werden aus der Hand der Unterirdschen dich erretten." Auch hat er schon einen Schritt gethan und ermittelt, daß ein fremdes, göttergleiches Weib das blutige Gesetz der Opferung gefesselt hält. Diese Worte enthalten das erregende Moment zur zweiten Handlung. Als dann nach Orestes Fortgange Pylades mit Iphigenie selber, die ihn für einen Griechen hält, in ein Gespräch gerät, erzählt er ihr auf ihre Frage: Fiel Troja?, daß Agamemnon nach seiner Heimkehr durch die Mutter ermordet ist, weil diese ihm wegen der Opferung der ältesten Tochter, Iphigenie, gegrollt hat. Sie scheidet darauf mit dem spannenden Worte: „Es ist genug! Du wirst mich wiedersehn." Pylades aber sieht in ihrer Teilnahme an dem Erzählten einen Stern der Hoffnung, der ihnen blinkt. So findet die erste Steigerung der zweiten Handlung statt.

Zwischen dem zweiten und dritten Akte ist eine Unterredung der beiden Freunde zu denken, wie es schon am Ende der ersten Szene des zweiten Aktes angedeutet war. Der dritte Akt aber ist ganz dem Orestes gewidmet. Pylades hat über die Freunde und ihre Erlebnisse mit Absicht falsche Angaben gemacht, Orestes jedoch, wie er „der großen Seele" gegenüber steht, will nicht, daß sie mit einem falschen Worte betrogen werde; sein Wort ist: „Zwischen uns sei Wahrheit! Ich bin Orest." So steigert sich die Handlung zum zweiten Male. Iphigenie dankt in einem Gebete den Göttern für das Glück den Bruder gefunden zu haben, als aber dieser infolge äußerer und innerer Krankheit von großer Erregung befallen wird, zögert auch sie nicht zu sagen, wer sie ist: „Orest, ich bin's! Sieh Iphigenie! Ich lebe!" Nun aber wird die Aufregung des Bruders so stark, daß er, trotz aller Versuche der Iphigenie ihn zu beruhigen, vom Wahnsinne ergriffen wird. Iphigenie geht den Pylades zu suchen, und als sie mit ihm wiederkehrt, betet sie zu den Geschwistern am Himmel, dem Apollo wie der Diana, auch ihnen, den beiden Geschwistern, zu helfen: Orest erwacht aus seiner Ermattung und erkennt die Schwester als die seine an; er ist geheilt, und auf diese Weise bilden Wiedererkennung und Heilung die Höhe des zweiten Dramas oder, wie Goethe in seiner italienischen Reise (Neapel, 13. März 1787) sagt, die Achse des Stückes. — Das eine Ziel ist erreicht, das eine Drama ist zu Ende; sein Höhepunkt gleicht der Katastrophe eines Dramas: Orest, von

Krankheit geplagt, ist durch Iphigenie geheilt. Er ist durch die Hoheit der Schwester, durch die schönste und reinste Weiblichkeit, infolge deren Ruhe, Milde und Frieden über ihr ganzes Wesen ausgegossen ist, körperlich und geistig wieder hergestellt, und man fühlt, wie der umgetriebene Sohn der Erde in den Armen der hehren Schwester genesen ist, „wie reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen sühnet." Das eingeschlossene Drama „die Heilung des Orest" umfaßt den zweiten und dritten Akt, Orest wird geheilt und entsühnt, aber je mehr er von körperlichen und geistigen Leiden frei ist, desto mehr „ladet ihn die Erde auf ihren Flächen ein, nach Lebensfreud und großer That zu jagen"; desto mehr sehnt er sich heimzukehren nach „dem schönen Griechenland", er selbst mit seinem Freunde Pylades und — mit der wiedergefundenen Schwester, die, wie wir sie kennen, an tiefem Heimweh leidet. In diesem Sehnen nach der Heimat klingen demnach die Wünsche von allen dreien zusammen, und es ist nur begreiflich, wenn Goethe diesen Punkt der Höhe, welchen Iphigenie durch ihre segnende Hand herbeigeführt hat, auch die Achse nennt, um die alles fernere Begehren sich dreht, und an die alles weitere Handeln sich knüpft. Es ist die Peripetie, die zu dem folgenden Drama im vierten und fünften Akte hinüberleitet. Leise klingt sie voraus in Iphigeniens Gebetesworten: „Rettet mich", und „Daß nicht die teure Zeit der Rettung schwinde", ebenfalls in Pylades' Worten „Und unsere Rückkehr hängt an zarten Fäden", voll und ganz ertönt sie aber erst in eben desselben Worten: „Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist! Der Wind, der unsere Segel schwellt, er bringt erst unsere volle Freude zum Olymp. Kommt! Es bedarf hier schnellen Rat und Schluß."

Und Pylades weiß Mittel und Wege. Mit ihm hat Iphigenie zwischen dem dritten und vierten Akte überlegt, was geschehen soll, um ihre Heimkehr ins Werk zu setzen, denn das Bild aus dem Tempel soll nicht allein heimgebracht werden.

So sind wir zurückgekehrt zu dem Drama des ersten Aktes, zu Iphigeniens Heimkehr, und das Ziel, das uns jetzt wieder vor Augen schwebt, ist Iphigeniens Streben die Rückkehr nach Griechenland durchzusetzen. Dies Ziel war früher in weite Ferne gerückt, denn die Handlung hatte sich gesteigert in der Werbung des Thoas um Iphigeniens Hand und dem Befehle des Königs die gefangenen Fremden zu opfern. Wie soll das Vorhaben jetzt erreicht werden? „Jetzt gehen sie, sagt Iphigenie, ihren Anschlag auszuführen, der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten, in einer Bucht versteckt, aufs Zeichen lauert." Pylades, der vielgewandte, ist der Ratgeber; so wollen sie mit List das Bild der Göttin aus dem Tempel fortschaffen und mit der Iphigenie

fliehen, aber — die „reine Seele" sträubt sich dagegen. Der König hat früher zu ihr gesagt, daß er sie von aller Forderung lossspreche, wenn sie nach Hause Rückkehr hoffen könne; soll sie ihn jetzt bitten? Aber wenn er es abschlägt? So gerät sie in einen schweren Seelenkampf. Soll sie mit den Fremden und dem entwendeten Bilde fliehen? Aber — „o weh der Lügel, sie befreiet nicht wie jedes andere, wahrgesprochene Wort die Brust." — Arkas mahnt, daß sie das Opfer vollziehen müsse, dies aber umgehen könne, wenn sie dem Könige die Hand reiche. „Von diesen Mahnungen fühlt sie sich zur ungelegenen Zeit das Herz im Busen umgewendet" aus Mut in Zweifel und Zaghaftigkeit; denn „es hat die Stimme des treuen Mannes sie wieder aufgeweckt, daß sie auch Menschen hier verlasse, sie erinnert." Auch nennt sie gegen Pylades die Sorge „edel, die sie warnt, den König, der ihr zweiter Vater ward, nicht tückisch zu betrügen, zu berauben." Sie untersucht nicht, sie fühlt nur, daß sie undankbar ist. So will sie auch das Priesterrecht nicht „als eine Hülle gebrauchen", um die Waschung des Bildes der Göttin am Meere durchzusetzen. Doch schwankt sie immer von neuem. Pylades will binnen kurzem wiederkehren, das Bild aus dem Tempel abzuholen, und sie glaubt ihm folgen zu müssen, aber ihr eigen Schicksal macht ihr bang und bänger. Aus Furcht auch von dem Fluche, der auf ihrem Hause lastet, getroffen zu werden, gerät sie in die verzweifelnde Stimmung mit den Göttern zu hadern, das Parzenlied erinnert sie an alles, was ihr Geschlecht erlebt hat, und der Vorhang fällt, ohne daß wir wissen, wofür sie sich entschieden.

So enthält der vierte Akt einen beständigen inneren Kampf. Die Handlung steigert sich zwar zum zweiten Male da, wo Iphigenie erklärt, daß sie auch in Tauris Menschen, besonders einen Menschen verläßt, der ihr viel Gutes erwiesen, und dessen Wohlthaten sie nie und nimmer vergessen darf, eine Entscheidung aber erfahren wir mit dem Ende dieses Aktes nicht. Goethe wartet eine wirksamere Gelegenheit ab, bei der er uns erfahren lassen will, was für eine Wahl seine Heldin getroffen. So aber ahnt man, hofft man nur, daß auch hier „die reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen sühnet." Mit dem fünften Akte erscheint Thoas wieder auf der Bühne, die er fast am Ausgange des ersten Aktes verlassen. Er bleibt bis zum Ende des Stückes, denn das Ziel der ersten dramatischen Handlung, den Wunsch und das Vorhaben heimzukehren, hat Iphigenie allein ihm gegenüber geltend zu machen und von ihm allein zu erreichen.

Arkas teilt seinen Argwohn in Bezug auf die Priesterin und die Fremden dem Thoas mit, und dieser befiehlt die Durchforschung der Küste und vereitelt so den Plan des Pylades. Iphigenie, der er grollt,

weil sie, die so heilig gehaltene, mit gütiger Vorsicht behandelte Jungfrau es wagt ihn zu hintergehen, hat er durch Arkas rufen lassen, und sie erscheint. Sie wirft ihm vor, daß Thoas nur aus Leidenschaft das Opfer erneuert habe, nicht aus Gehorsam gegen das alte Gesetz, und hebt hervor, daß kein Gebot älter sei als das Gastrecht und die Heiligkeit der Fremden. Als sie dann aber im weiteren Verlaufe der Unterhaltung zu ihrer Verteidigung gegen den König, den Gewaltigen, geltend macht, daß die Natur den Schwachen nicht ohne Hilfe gelassen, daß sie ihm die List gegeben, da weckt diese ihre eigene Rede in ihr den Gedanken, daß eine reine Seele keine List braucht. Und ohne davon zu wissen, daß Pylades' Plan durch Arkas' Vorsicht mißlingt, ohne noch an dem Truge festzuhalten, den sie zuvor mit den Freunden geschmiedet hat, öffnet sie ihr Herz und folgt ganz der Stimme ihres Innern. Nun ist der Seelenkampf beendigt, und den Sieg, den höchsten Sieg über sich selbst hat sie gewonnen. Mit den Worten: „Uns beide hab' ich nun, die Überbliebnen von Tantals Haus, in diese Hand gelegt", bekennt sie dem Könige den ganzen Anschlag und „legt sie ihr und ihrer Freunde ganz Geschick in seine Hand." Mit solcher Reife und Hoheit der Gesinnung, wie sie in ihrem Thun sich offenbart, erreicht die Handlung des ersten Dramas ihren Höhepunkt: die offene Erzählung von dem Betruge, welche Iphigenie selber giebt, führt die Entscheidung herbei, ob die Heimkehr ihr vom Könige gewährt wird oder nicht. Thoas meint, die Betrüger hätten der ihre Wünsche leicht und willig Glaubenden ein solch Gespinst ums Haupt geworfen, daß sie Griechen seien, da aber erscheint — hier beginnt die fallende Handlung — Orestes mit dem Schwerte in der Hand. Iphigenie teilt ihm mit, was sie gethan und heißt ihn das Schwert einstecken; auch Arkas und Pylades erscheinen mit bloßen Schwertern, erhalten aber von Thoas und Orest den Befehl, dem Kampfe Stillstand zu gebieten und ziehen sich darauf zurück. Wie nun aber Thoas, Iphigenie und Orestes allein sind, da beginnt die (zweite) Peripetie. Orest beweist die Echtheit seiner Abkunft in fünffacher Weise, dann aber zerstreut er des Königs Bedenken wegen der Entführung des Götterbildes: „Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien! Jetzt kennen wir den Irrtum, den ein Gott wie einen Schleier um das Haupt uns legte. Er sprach: Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer im Heiligtume wider Willen bleibt, nach Griechenland, so löset sich der Fluch. Wir legtens von Apollens Schwester aus, und er gedachte dich!" Diese Schwester hat nun durch ihre Reinheit den Bruder geheilt, sie ist aber auch dazu bestimmt, nach Mykenä Heil und Segen zu bringen: „O König, hindre nicht, daß sie die Weihe des väterlichen Hauses nun vollbringe, mich der entsühnten Halle wiedergebe!" Und

als nun Iphigenie selber ihm zuredet mit den Worten: „Du hast nicht oft zu solcher edeln That Gelegenheit. Versagen kannst du's nicht; gewähr' es bald", da vermag der König der Macht der Wahrheit und den Bitten der Geschwister nicht zu widerstehen, und er spricht den Abschied in zwei Worten aus: „So geht!" Iphigenie aber, die nicht der gleichnamigen Heldin des Euripides gleicht, sondern von menschlich-christlichem Bewußtsein erfüllt ist, — wir vernehmen aus ihrem Munde die Stimme der Menschlichkeit, die „jeder hört, geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt." Die Humanität ist das eine Ideal, welches als das Ziel der menschlichen Ausbildung im 18. Jahrhundert angesehen wurde, der Mensch galt als zur Humanität und Glückseligkeit geschaffen: in diesem Sinne hat die reine Priesterin der Diana unter den Skythen gewirkt und sie auf eine höhere Stufe der Gesittung und Bildung geführt, und in diesem humanen Streben wirkt sie im Drama bis zum Schlusse. Aber mit diesem Ideale verbindet sich auch das der Freundschaft: die geistig gebildeten und verfeinerten Menschen sollen nicht nur menschlich mit einander verkehren, sondern auch menschlich freundschaftlich. Iphigenie bittet den König um ein freundliches Lebewohl und verspricht dem edeln Herrscher und seinem Volke ein dankbares Gedenken zu bewahren: „ein freundlich Gastrecht walte von dir zu uns, so sind wir nicht auf ewig getrennt und abgeschieden." Nun giebt der König ein holdes Wort des Abschieds ihr zurück; indem er ihr zum Pfand der alten Freundschaft seine Rechte reicht, ertönt aus seinem Munde ein wohlwollendes „Lebet wohl!" — die volle Versöhnung in der (zweiten) Katastrophe.

Nächst H. v. Kleists „Prinz von Homburg" ist Goethes „Iphigenie auf Tauris" das kürzeste der klassischen deutschen Dramen, und dennoch glaube ich gezeigt zu haben, daß dies eine Drama trotz seiner Kürze aus zweien besteht, daß eins in das andere gelegt ist, und daß das eine mit dem 1., 4. und 5. Akte das andere mit dem 2. und 3. Akte umfaßt. Der Bau des Stückes aber ist innerhalb der Akte in vieler Beziehung kürzer als sonst, insofern als auf den ersten Höhepunkt des 3. Aktes unmittelbar die Peripetie folgt, die zum folgenden hinüberleitet, so daß eben jener Höhepunkt an Bedeutung der Katastrophe des eingeschlossenen Dramas gleicht, und insofern als der Höhepunkt des zweiten Dramas im 5. Akte durch eine kurze fallende Handlung mit der Peripetie und der Katastrophe verbunden ist. Iphigenie aber ist es, in deren Hand beide Einzelhandlungen ruhen, und daß diese zwei Handlungen als Dramen ihren eigenen Namen tragen, versteht sich von selbst. Was aber sonst den Wert dieses auch noch in so kunstvoller Weise gebauten Dramas betrifft, so mag man sich gar zu gern der

erhebenden Worte erinnern, welche der große Kenner der antiken Tragödien, G. Hermann, vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen hat: „In der deutschen Iphigenie glauben wir einen Griechen zu vernehmen, der auf der Höhe unserer jetzigen Civilisation stehend nicht nur ein reineres und höheres Ideal der Tugend als Euripides in sich hegt, sondern auch den Effekt seiner Darstellung mehr in der Kraft und Fülle der Gedanken als in dem Schmucke der Worte und der Mannigfaltigkeit der Versbildung sucht. Goethe hat in der Iphigenie die reinste Blüte der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Altertums in harmonische Verbindung zu bringen gewußt."

Sprechzimmer.

1.

Das Urteil des Professors Blessig von der theologischen Fakultät der Straßburger Universität über Schillers „Kabale und Liebe" aus dem Jahre 1784.

Professor Blessig zu Straßburg hat in den von ihm herausgegebenen „Straßburger Gelehrten Anzeigen" im Jahre 1784 eine Kritik über Schillers „Kabale und Liebe" veröffentlicht, die wert ist allgemein bekannt zu werden, da sie aufs deutlichste zeigt, wie falsch Schillers Fähigkeiten als Dramatiker, namentlich während seiner Sturm- und Drangperiode, anfangs fast allgemein und insbesondere von den sogenannten berufenen Kritikern seiner Zeit beurteilt wurden. Wenn auch unbedingt zugegeben werden muß, daß das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe" mancherlei Übertreibungen und ein unnatürliches Pathos gleich allen Produkten der Sturm- und Drangperiode enthält, so kann anderseits nicht geleugnet werden, daß es noch jetzt eine unwiderstehlich fortreißende Gewalt auf den Hörer ausübt, mithin das Urteil des Straßburger Kritikers entschieden hart und ungerecht ist. Es lautet in der Hauptsache wie folgt: „Abermals ein Produkt von einem unserer brausenden und unverbesserlichen Kraftgenies, die es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheinen, alle, auch die gesündesten Kritiken zu verlachen, und dem Menschenverstande und guten Geschmack zu Trotz die teutsche Theaterwelt mit den abenteuerlichsten Schauspielen heimzusuchen. Wann wird doch unser Publikum einmal einen so richtigen Geschmack für das wahre Schöne und in der That Große bekommen, daß es unseren Dichterlingen durch sein Mißfallen an den Auswüchsen ihrer verstiegenen Einbildungskraft zu verstehen geben wird, daß man deswegen eben noch kein guter

Dichter ist, weil man eine Sprache führt, die von der gewöhnlichen Sprache des Menschen ganz verschieden ist, und daß zu einem guten Trauerspiele mehr erfordert wird, als daß man Räuber, Mörder, Giftmischer, Kuppler und Ungeheuer in Menschengestalt unter einander auftreten und sich gegenseitig pöpelhaft aushudeln, plündern, morden und vergiften läßt, daß Einem (um auch in der Kraftsprache zu reden) die Haare zu Berge stehen, wie die Cedern auf dem Berge Libanon? Wann werden doch unsere Parterre einmal eine so richtige Beurtheilungskraft haben, daß sie bey der ersten Vorstellung sogleich ein Theaterstück auspfeiffen, worinnen die Sprache theils unsinnig, theils pöpelhaft und obscen ist und die Charaktere und Empfindungen der handelnden Personen überspannt, geschraubt, verzerrt, mit einem Worte karikaturen- und frazzenmäßig sind. Aber freylich, was helfen da alle Kritiken, so lange dergleichen Stücke nicht nur aufgeführt, sondern auch beklatscht und bewundert werden! Man kann zwar Herrn Schiller nicht absprechen, daß er einige Anlage zu einem tragischen Dichter hat, welche er aber durch Menschenkenntniß und durch unabläßiges Studiren der besten Muster in diesem Fache hätte ausbilden sollen. Daher kommt's nun, daß diese Herren alsdann allerdings Niemand, auch nicht einmal die Natur, nachahmen, sondern die ganz rohen Geburten ihres eigenen schwindelnden Gehirns gleichsam als ungeleckte Bären in die Welt hinauswerfen, um desto mehr Freude an diesen lieben Kindern zu haben, je ungestalteter und abenteuerlicher sie aussehen."

Pinne (Posen). **Löschhorn.**

2.

Dem Vater sein Haus.

Es ist sehr erfreulich, daß unseren Mundarten von Jahr zu Jahr größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Aber über der Erforschung lautlicher Vorgänge und der Aufspürung von Eigentümlichkeiten in der Wortbiegung hat man bisher die Satzlehre ziemlich stark vernachlässigt. Denn wir besitzen zwar mehrere ausgezeichnete Abhandlungen über die Syntax südwestdeutscher Mundarten, haben auch vorzügliche Auseinandersetzungen über die syntaktischen Besonderheiten des westfälischen Gebietes erhalten, dagegen sind die östlicheren Landschaften mit Ausnahme der Egerer Gegend bisher so gut wie ganz unbeachtet geblieben, zu einer zusammenfassenden Behandlung des mundartlichen Satzgefüges aber kann es nicht eher kommen, als bis die Einzelforschung überall die Wege hinlänglich geebnet hat. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch in dieser Zeitschrift ab und zu einmal eine Anregung nach genannter Richtung gegeben wird, wie sich denn erst kürzlich (vergl. XI, 660 flg.)

Karl Müller in trefflicher Weise über volkstümliche Wendungen wie „Dem Vater sein Haus" ausgesprochen hat. Denn dadurch wird nicht nur das Interesse für derartige Untersuchungen in weitere Kreise getragen, sondern vor allem die Möglichkeit geboten, durch mehrseitige Aussprache festzustellen, in welchen Gegenden diese oder jene Wortverbindung üblich ist.

Jedenfalls gehört die von Karl Müller herausgegriffene Erscheinung zu den verbreitetsten; denn ihr Vorkommen ist im größten Teile Deutschlands nachzuweisen. In Bayern heißt es, wie schon XI, 661 hervorgehoben wird, ihm sein Vater, Ihnen ihr Rat, in Mainz und Basel sagt man: Das ist dem Bruder sein Buch, der Mutter ihr Band (H. Reis, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart. Gießener Dissert. 1891, S. 42 und G. Binz, Zur Syntax der Baselstädtischen Mundart. Stuttgart 1888, S. 51); dasselbe gilt von Heidelberg (L. Sütterlin, Der Genitiv im Heidelberger Volksmunde, Heidelberger Programm 1894. S. 56 A.), aber auch von Westfalen (Jellinghaus in Zachers Zeitschrift für deutsche Philol. XVI, 89: vüör dem sîn hûs) und Mecklenburg (z. B. in Reuters Stromtid, Vorwort: Den sin Vater = dessen Vater), sowie von Pommern (Regenhardt, Niederdeutsche Mundarten, Berlin 1895, S. 424: för dissen edlen Bom, unner den sinen Schatten wi alle giern sitten). Desgleichen begegnen wir diesem Sprachgebrauche in Mitteldeutschland, z. B. in Böhmen (H. Lambel, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen XXXV, 12), in Obersachsen (Albrecht, Leipziger Mundart § 193), im Altenburgischen (meine Altenburger Mundart S. 42), in Greiz (L. Hertel, Mitteilungen der geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena V, 150), in Rudolstadt (F. Regel, Thüringen II, 2, 646), in Erfurt (Regenhardt a. a. O. S. 323), in Wasungen (Reichardt, Die Wasunger Mundart, Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde, 17. Heft), in Salzungen (L. Hertel, Die Salzunger Mundart, Neue Beiträge zur Geschichte des Altertums, herausgegeben vom Henneberger altertumsforschenden Verein in Meiningen 1888, S. 128), in Koburg (Felsberg in den Mitteilungen der geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena VI, 150) und in Schlesien (Weinhold, Deutsche Dialektf., S. 140).

In allen genannten Gegenden ist jetzt der Dativ neben den possessiven Fürwörtern vorherrschend; doch sind wohl überall Reste von dem älteren Genitiv erhalten. Daneben finden die Präpositionen von, in, an, auf u. a. zum Ausdruck der Zugehörigkeit reichlich Verwendung. Sie treten namentlich ein, wenn leblosen Gegenständen etwas zugesprochen wird; man sagt also wohl dem Vogel seine Federn, aber nicht dem Walde seine Bäume, sondern die Bäume im Walde (daneben schrift-

ſprachlich: die Bäume des Waldes), wohl der Katze ihr Fell, aber nicht der Scheune ihr Dach, ſondern das Dach auf der Scheune (= das Dach der Scheune). Ähnlich liegt die Sache, wenn ſich an das den lebenden Beſitzer ausdrückende Subſtantiv ein Relativſatz anſchließt; es heißt alſo gewöhnlich nicht dem Manne ſein Haus, der neulich da war, ſondern das Haus von dem Manne, der neulich da war. Dagegen iſt der Genitiv wohl als regelmäßige Fügung anzuſehen bei Eigennamen, wenn nicht eine einzelne Perſon, ſondern eine ganze Familie in Frage kommt. Denn wie man ſpricht: Ich gehe zu Meiers (d. h. zu Meiers Familie), ſo verwendet man auch dieſen elliptiſchen Genitiv in der Verbindung: Meiers ihr Haus iſt ſchön, in Meiers ihrem Hauſe gefällt mir's gut. Doch kommt auch ſonſt noch der Genitiv bei Perſonen neben dem Dativ vor. So berichtet M. Heyne in Grimms Wörterbuch IV, 2, 2053, daß in Thüringen neben „den andern ihre Kleider" noch „der andern ihre Kleider" gehört werde; und dies wird beſtätigt durch die Schreibweiſe O. Ludwigs, eines geborenen Meiningers, von dem Müller S. 661 drei Belege für den Dativ und zwei für den Genitiv anführt. Daß aber einſtmals dieſes Schwanken zwiſchen beiden Kaſus über ein weit größeres Gebiet verbreitet war, ergiebt ſich aus zahlreichen Belegen, die ſich mit Leichtigkeit zuſammenſtellen laſſen. So ſchreibt der Altenburger Moralprediger Cober (1682—1717) im Cabinetprediger II, 330: Dein einfältiger Glaube iſt Gott angenehmer als der Gelehrteſten ihrer, aber bereits aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts (1613) liegt eine Altenburger Inſchrift vor, welche lautet: ein gros Waſſer turg Hans Bauch ſeinen Hof kam (Kahla-Rodaiſche Nachrichten IV, 542). Bei dem Kamenzer Leſſing finden wir: Ich will ſeine Niederträchtigkeit ebenſo wenig wiederholen als des Lemnius ſeine; mit dieſes letzteren (des Tullius) Schriften machen ſich Geiſtliche mehr bekannt als mit des Demoſthenes ſeinen; da nimm meinen Ring und gieb mir des Majors ſeinen; das ſchien der alten Artiſten ihr Geſchmack nicht zu ſein, aber auch: Dem ſein Schiff iſt untergegangen (vergl. auch Erich Schmidt, Leſſing II, 705); bei Goethe leſen wir: Er geſteht, daß beider ihre Talente auf kalte Etikette hinauslaufen; des Euripides ſeine Medea habe ich ganz ausgehört; bringt ja des Teufels ſein Gepäck; daneben: Es thut mir in den Augen weh, wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh; da iſt dem Kerl ſein Platz zum Beten. (Vergl. auch Karl Auguſts Worte: Laſſen Sie doch Wedeln ſeinen drei Pferden das Futter geben, Goethes Werke IV, 4, 61, 18 und H. Wunderlich, deutſcher Satzbau S. 154). In den Schriften der Gebrüder Grimm ſteht u. a.: Jeder hatte ſein Pferd mitgebracht, aber des einen ſeines war blind, des andern ſeines lahm und: Wie war es ſo dunkel in dem Wolf ſeinem

Leibe. Der Oberfranke Jean Paul schreibt: Es giebt kein langweiligeres Ding als eine Braut, besonders eines Freundes seine; Lenettens ihre Liebe stand als eine überständige Rose da; die Entzückung sieht auf einem sanften Gesichte wie Viktors seinem wie die Tugend aus; ihre Gewalt wie des Zeitgeistes seine; der Mittelfranke O. v. Redwitz dagegen: Meinem Danielchen sein Wämschen wird ja wieder geflickt; wo ist dem Herrn Commissair sein Büreau?; mit dem Volkmann seiner Kunst ist es nicht weit her. Ebenso sind auf schwäbischem Boden beide Ausdrucksweisen neben einander vertreten; denn E. Mörike sagt: Des Schäfers sein lustiger Franz, saht ihr König Belsazers seinen Schmaus?, des Königs sein Töchterlein; Berthold Auerbach aber in seinen Dorfgeschichten: Ich muß meinem Matthes seine Kinder sehen, für meinem Feldwebel seine Frau.

Im übrigen lesen wir bei den Schriftstellern, die sich dieser volkstümlichen Redeform bedient haben, meist den Genitiv; namentlich in älterer Zeit ist er bei weitem überwiegend und läßt sich außer bei den von Müller aufgezählten Dichtern und Denkern Hans Sachs, Paul Flemming, Klopstock, Wieland, Gottsched, Thomasius unter andern noch nachweisen bei Gellert (Erzürnter Schönen ihrer Rache kann kein Geschöpf so leicht entfliehn; er billigte darauf des andern seinen Vorschlag; meines Herrn sein Vieh), Schiller (Und sähen des Teufels sein Angesicht weit lieber als unsere gelben Kolletter; ich mach mir an des Illo seinem Stuhl zu thun; (der Kelch), der auf des Friedrichs seine Königskrönung von Meister Wilhelm ist verfertigt worden; unser König soll nicht schlechter begleitet sein als der Pariser ihrer), Rückert (Doch ich verlier' nie ihren Ruhm, noch meiner Preußen ihren), Immermann (Hier hab ich einstmals des Hofschulzen seinen Sohn totgeschlagen), Hebel (Der König von Westfalen ist des Kaiser Napoleons sein Bruder), Claudius (Des gnädigen Herrn seine Jäger fingen an zu blasen). Andere Belege[1]) aus Logau, Haller, Brockes und besonders Winkelmann finden sich bei Heyne in Grimms Wörterbuch a. a. O., doch läßt sich hier wegen der Femininalform des Hauptworts (z. B. der Welt ihr Brauch) mehrfach der Kasus nicht klar erkennen. Beispiele aus neueren Romanen bietet H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache. Weimar 1894 S. 175.

1) Die 31 Stellen, die Kehrein, Grammat. d. deutsch. Spr. d. 15.—17. Jahrh., III², Leipzig 1863, S. 72, aus Schriftstellern des 17. Jahrhunderts (Opitz, Flemming, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Spener u. a.) beibringt, bieten sämtlich Genitive; ebenso kommt der Genitiv öfter in einer vorlutherischen Bibelübersetzung aus der Zeit von 1470—73 vor, z. B. Hiob 14, 6: Des Löners sin Tag. Auch Schottel erwähnt nur Beispiele mit diesem Kasus S. 736.

Es fragt sich nun, wie der Dativ an die Stelle des besitzanzeigenden Genitivs treten konnte. Das wird, wie schon Müller S. 662 ausführt, verständlich, wenn man bedenkt, daß Wendungen hier von Einfluß gewesen sind, in denen das Substantiv unmittelbar vom Verbum abhing wie: Ich habe dem Vater sein Haus abgekauft, der Mutter ist ihr Armband gestohlen worden, Wendungen, die schon im Ahd. und Mhd. nicht selten begegnen, z. B. im Merseburger Zauberspruche (vergl. oben S. 661) und bei Berthold v. Regensburg (sô der mensche tôtsünde getuot, sô ist dem almehtigen gote sîn tempel zebrochen). Demnach hat sich die Verbindung „dem Vater sein Haus ist abgebrannt" entwickelt aus der früheren: „Dem Vater ist sein Haus abgebrannt", wo der Dativ den Anteil des Vaters an der Handlung ausdrückt. (Vergl. H. Wunderlich, Deutscher Satzbau, S. 155, O. Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 206.) Doch würde es vielleicht niemals zur Verdrängung des alten possessiven Genitivs durch den Dativ gekommen sein, wenn überhaupt der Genitiv in den Mundarten lebenskräftig geblieben wäre. Denn abgesehen von einigen formelhaften Gebrauchsweisen, in denen er fast erstarrte (z. B. Haschens spielen, zu Meiers gehn, abends), ist dieser Kasus in den meisten deutschen Mundarten ausgestorben. So konstruierte man die ursprünglich mit dem zweiten Falle verbundenen Verhältniswörter, soweit sie sich überhaupt im Volksmunde erhalten haben, mit dem dritten, z. B. wegen; so verschob man auch „des Vaters sein Haus" zu „dem Vater sein Haus". Und zwar fallen die Anfänge dieser Bewegung nicht erst in die nhd. Zeit, sondern bereits in die mhd. Denn schon in Dietrichs Flucht zu den Hunnen kommt die Stelle vor: Dô sach man trüebe unde naz dem Bernaer sîniu ougen und in Ecken Ausfahrt: des vröute sich sêre hern Dieterîch sîn muot.[1]) Möglicherweise ist auch in manchen mhd. Beispielen mit ir ein Dativ enthalten, läßt sich aber wegen der Doppeldeutigkeit dieser Pronominalform nicht klar erkennen, so im Rolandsliede: Thâ wuohs ther helle ir gewin, im König Rother: Sô sal men einir kuninginne ir botin minnen und im Parzival: Er was ir vuore ein strenger hagel, noch scherpfer dan der bîn ir zagel.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

3.

Ein historischer Schimpfname.

Der Name des französischen Generals Grafen von Mélac, welcher im Jahre 1689 auf Befehl Ludwigs XIV. die Pfalz und Heidelberg

1) Dies Beispiel ist nicht ganz sicher, weil bei Dieterich vor dem folgenden s in sin ein auslautendes s unterdrückt worden sein kann.

verwüstete, lebt, was wenig bekannt sein dürfte, im Volke noch heute und wird als Schimpfname gebraucht. Er findet sich meines Wissens südlich vom Thüringerwald in der Gegend von Coburg bis Hildburghausen. Dort hört man Kinder und Erwachsene im Streit sich oftmals zurufen: „Du bist ein rechter Mélac!" Auch die Form Mölak und Möhlak kommt vor. Das Volk bezeichnet mit diesem Wort einen schlechten Kerl, einen Taugenichts, ohne natürlich heute noch zu wissen oder sich daran zu erinnern, daß der Schimpfname „Mélac" in seinem Ursprung auf den Verwüster der Pfalz zurückzuführen ist. Es wäre interessant zu erfahren, ob auch in anderen Gegenden Deutschlands dieser Name als Schimpfwort gebräuchlich ist.

Crefeld. **Hermann Crämer.**

Karge, Hermann, Reden und Deklamationen zu den patriotischen Schulfeiern. Spremberg. C. F. Saebisch. M. 1,50.

Daß eine würdige Gestaltung der in Preußen durch Allerhöchsten Erlaß angeordneten Schulfeiern an den Geburts- und Todestagen der beiden ersten Kaiser des neubegründeten Reichs von Jahr zu Jahr auf größere Schwierigkeiten stößt, ist eine Thatsache, die in den beteiligten Kreisen von niemand bestritten wird. Denn da wohl in den meisten Anstalten das Programm für diese Feiern derartig festgelegt ist, daß entweder Gedichte vorgetragen und Ansprachen biographischen Inhalts gehalten oder Festspiele aufgeführt werden — die Jahresberichte der höheren Schulen begnügen sich leider über diesen Teil ihrer Thätigkeit mit derartig knappen Angaben, daß es unmöglich ist, sich ein auch nur einigermaßen genügendes Bild von dem Verlauf der Feier an den einzelnen Anstalten zu machen — so ist es bei der regelmäßig erfolgenden Wiederkehr der zu feiernden Gedenktage und der Gewöhnung, bei der Auswahl des Deklamations- und Vortragsstoffes über ein eng begrenztes Gebiet nicht hinauszugehen, fast unvermeidlich, daß ermüdende Wiederholungen stattfinden, die das Interesse des Schülers abstumpfen und somit die beabsichtigte Wirkung der Feier in Frage stellen. Aber auch mit den Festspielen hat es seine eigne Bewandtnis. Zwar ist über Mangel an Stücken patriotischer Tendenz nicht zu klagen; da sich aber bei näherer Prüfung ergiebt, daß viele der bisher erschienenen dramatischen Dichtungen dieser Art einerseits wegen ihres geringen litterarischen Wertes, anderseits wegen der technischen Schwierigkeiten, die sie bieten, zur Aufführung in der Schule nicht geeignet sind, so reduziert sich die Zahl der brauchbaren Stücke thatsächlich auf ein so geringes Maß, daß anregende Abwechslung auch hier ausgeschlossen erscheint. Wird es somit immer schwerer, die vorgeschriebenen Gedächtnisfeiern derartig zu gestalten, daß

in jedem einzelnen Falle auf das ungeteilte Interesse der jugendlichen Zuhörer gerechnet werden darf, so ist es um so erfreulicher, auf ein Hilfsmittel hinweisen zu können, das in hohem Grade geeignet erscheint, den oben angedeuteten Übelständen zu begegnen und die Erreichung des als wünschenswert bezeichneten Zieles in sichere Aussicht zu stellen.

In seinem im Verlage von C. F. Saebisch in Spremberg erschienenen Werkchen: „Reden und Deklamationen zu den patriotischen Schulfeiern" giebt Oberlehrer Karge, nachdem er sich seit geraumer Zeit mit der praktischen Lösung der hier in Betracht kommenden Frage in eingehender Weise beschäftigt hat, das Resultat seiner an verschiedenen Lehranstalten gemachten Versuche. Davon ausgehend, daß die regelmäßig wiederkehrenden patriotischen Schulfeiern nur dann der fortgesetzten Teilnahme der Schüler sicher sind, wenn sie ein Programm bieten, das den Vorzug frischer Lebendigkeit und reizvoller Abwechslung besitzt, schlägt der Verfasser des genannten Werkchens den, wenigstens für die meisten höheren Schulen, bis jetzt wohl noch wenig bekannten und eigenartigen Weg ein, daß er Lehrer und Schüler nicht, wie seither allgemein üblich, nach einander, sondern neben einander zu Worte kommen läßt. Dies geschieht in der Weise, daß die Rede des Lehrers, die den Kern der Feier zu bilden hat, an geeigneten Ruhepunkten durch den Vortrag von Dichterstellen sowie durch eingelegte Gesänge unterbrochen wird, und zwar so, daß sowohl die Deklamationen als auch die gesanglichen Darbietungen der Schüler, deren Inhalt in engster Beziehung zum Thema der Rede steht, den dort angeschlagenen Ton aufzunehmen und weiterzuführen bestimmt sind. Muß man zugeben, daß durch diesen Modus Abwechslung in die Feier gebracht und die Aufmerksamkeit der Schüler in reger Spannung gehalten wird, so trägt anderseits die Wahl des Stoffes, an den Karge seine Reden und die sie ergänzenden Deklamationen anlehnt, nicht minder dazu bei, das Interesse der jugendlichen Zuhörer in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Und auch hier schlägt er einen neuen, bis jetzt wenig betretenen Weg ein. Unter Verzicht auf alle landläufigen und darum wenig anziehenden Ausführungen, die nur geeignet sind, lähmend auf die Anteilnahme des Schülers zu wirken, entnimmt Karge das Motiv zu seinen Ansprachen sowie den Deklamationsstoff einer Anzahl moderner Dichtungen, die wie Wildenbruchs „Sedan" und „Vionville", Hoffmeisters „Wilhelm der Einzige", Jordans „Nibelungen" und andere eine Fülle passenden und leicht zu verwendenden Materials enthalten. Natürlich ist eine auch nur einigermaßen eingehende Behandlung der ganzen Dichtung ausgeschlossen. Dagegen versteht es der Verfasser des genannten Schriftchens vortrefflich, seiner poetischen Grundlage einzelne interessante Episoden oder charakteristische

Situationen mit sicherem Griffe zu entnehmen und mit der Aufgabe, die die verschiedenen Gedenktage dem Redner stellen, ungezwungen in Beziehung zu setzen. Der eigenartig reizvolle, der jugendlichen Empfindung so sympathische Inhalt der auf dieser Grundlage beruhenden Ansprachen wird, da er vielfach neue und bisher noch wenig beachtete Perspektiven eröffnet, nicht verfehlen, auf die gesamte Schulgemeinde den nachhaltigsten Eindruck zu machen, und so kann man nur seiner Befriedigung Ausdruck geben, daß endlich ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel zur Neubelebung der patriotischen Schulfeiern gefunden worden ist, auch abgesehen davon, daß der Verfasser für sein Bestreben, den Schülern und auch weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit hervorragenden, aber vielfach noch wenig gewürdigten dichterischen Erzeugnissen zu vermitteln, schon an und für sich Dank beanspruchen darf. Ermüdende Wiederholungen, wie sie bei Ansprachen biographischen Inhalts nur allzuhäufig sich einzustellen pflegen, sind, wenn nach Karges Anweisung verfahren wird, so gut wie ausgeschlossen. Ist doch außer den genannten Dichtungen noch eine große Anzahl anderer vorhanden, die in ähnlicher Weise für die patriotischen Schulfeiern verarbeitet werden können, und wird es daher dem geschickten Lehrer nicht schwer fallen, der poetischen Grundlage, der er zu folgen gedenkt, auch dann noch neue und anregende Gesichtspunkte zu entnehmen, wenn seine Vorlage bei anderer Gelegenheit bereits Verwendung gefunden haben sollte.

Das Schriftchen Karges, das zu vorstehenden Ausführungen Veranlassung gegeben hat, enthält außer einer Ode zum Todestage Kaiser Friedrichs III. und einem Sedanfestspiel 7 Reden, die in der oben angedeuteten Weise auf dichterischer Grundlage aufgebaut und mit zahlreichen zur Deklamation durch Schüler geeigneten Citaten durchflochten sind. Sowohl mit dem Inhalt des Gebotenen als auch mit der Form, in die der Verfasser seine fesselnden Gedanken kleidet, kann man sich rückhaltlos einverstanden erklären. Die Lektüre und Benutzung des Werkchens ist daher allen Fachgenossen, denen mit dem Verfasser an einer würdigen und erhebenden Gestaltung der vorgeschriebenen Gedächtnisfeiern und damit an der patriotischen Erziehung der Jugend gelegen ist, aufs wärmste zu empfehlen: zeigt es doch den Weg, auf dem dies Ziel sich ohne Schwierigkeit erreichen läßt.

Kottbus. **Rademann.**

Friedrich Zarncke, Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte. Kleine Schriften von Friedrich Zarncke, Zweiter Band, herausgegeben von Eduard Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius 1898, IX, 402 S. Preis M. 9.

Mit dankbarer Freude wird es die wissenschaftliche und litterarisch gebildete Welt begrüßen, daß dem ersten Bande der Kleinen Schriften

Zarnckes der Herausgeber in nicht zu langer Zeit den zweiten hat folgen lassen. Auch der zweite Band enthält eine wahre Fülle herrlicher Gaben für Geist und Herz. Von ganz hervorragendem wissenschaftlichem Werte sind darin besonders die Beiträge zur Universitätsgeschichte. Der Aufsatz Zarnckes „Über die Quaestiones quodlibeticae" dürfte für unsere Zeit erhöhte Bedeutung erlangen durch die bahnbrechenden Forschungen Uhls über die Priamel, der dieses mittelalterliche Mischmaschgedicht zu den Quaestiones quodlibeticae in Beziehung gesetzt hat. Bald wird im deutschen Unterrichte bei Behandlung der Priamel in allen deutschen Schulen auf die Quaestiones quodlibeticae hingewiesen und deren Eigenart auseinandergesetzt werden müssen, dem Lehrer wird dann der vorliegende Aufsatz Zarnckes sehr willkommen sein. Große Förderung erfährt ferner die Geschichte der Universitäten durch Zarnckes Forschungen über die Universität Leipzig. Die Aufsätze: „Über die neuaufgefundenen ältesten Statutenbücher der juristischen Fakultät der Universität Leipzig"; „Caspar Borner und die Reformation der Universität Leipzig"; „Die drei Freunde von der Rasenbank und das Denunziationsprotokoll"; „Theodor Körners Relegation aus Leipzig" sind von wegweisender Bedeutung für die Universitätsgeschichte überhaupt, zugleich aber auch von hohem Werte für die Zeit- und Kulturgeschichte. Dasselbe gilt von den Reden: „Über Geschichte und Einheit der philosophischen Fakultät"; „Einst und Jetzt. Aus dem Verfassungsleben der Universität Leipzig"; „Rede am Sarge des Staatsministers a. D. Johann Paul Freiherr von Falkenstein"; „Bericht über die Rektoratsjahre 1869—71". Auch die hier aufgenommenen Rezensionen enthalten wertvolle Winke und Urteile zur Universitätsgeschichte. Das Gebiet der Germanistik vor allem ist reich bedacht in dem zweiten Abschnitte des vorliegenden Bandes: „Zur Gelehrtengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts". Hier findet sich die großartige „Rede zum Gedächtnis Jakob Grimms" sowie die Festrede über „Die Brüder Grimm". In beiden hat er den Begründern der germanischen Philologie ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Noch heute sind diese beiden Reden Zarnckes von grundlegendem Werte für die Geschichte der germanischen Philologie. Die „Reden am Sarge von Georg Curtius" und „Georg Voigt" führen uns auf andere Gebiete und geben Zeugnis nicht nur von dem universell gebildeten Geiste Zarnckes, sondern auch von seinem warm fühlenden Herzen.

Mit dem lebhaftesten Anteil werden die weitesten Kreise den folgenden Abschnitt begrüßen: „Kulturgeschichtliches aus Norddeutschland vor hundert Jahren". Es sind unter dieser Überschrift nämlich einige Kapitel aus der Familienschrift Fr. Zarnckes vom Herausgeber vereinigt. Diese Familienschrift, die den Titel trägt: „Aus dem Leben des Groß-

vaters und dem Jugendleben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich" ist nur in 52 Abzügen hergestellt worden. Wir sind dem Herausgeber daher zu großem Danke verpflichtet, daß er hier wenigstens die allgemeineren Abschnitte des Buches von kulturgeschichtlicher Bedeutung mitteilt. Friedrich Zarncke zeigt sich hier nicht nur als ein kluger und scharfer Beobachter, sondern auch als ein feinsinniger Erzähler. Die Klarheit und Durchsichtigkeit, vor allem aber die Vornehmheit seines Stiles tritt auf jeder Seite deutlich als das eigentlich Charakteristische seiner schriftstellerischen Art hervor. Die Abschnitte lesen sich wie eine anziehende Novelle und klingen in wohlthuender Weise an Goethes Dichtung und Wahrheit an. Das harmonisch abgeklärte Wesen Friedrich Zarnckes kommt gerade hier in fesselnder Weise zur Geltung.

Der letzte Teil des Buches zeigt uns den großen Gelehrten vor allem als Redner. Hier treten uns gleich zuerst die beiden gewaltigen Reden entgegen, die Zarncke 1871 in der ersten sächsischen evangelisch-lutherischen Landessynode gehalten hat: Die Rede über die Schulaufsicht durch die Kirche und die Rede über den Religionseid. Sie zeigen uns ihn als Kämpfer für die Freiheit der Wissenschaft und die Freiheit des Gewissens. Unverzagter Mut und männlicher Stolz, die Zarncke an Jakob Grimm rühmt, sind auch unlösbare Teile seines Wesens, und sie treten besonders in diesen Reden leuchtend hervor, verbunden mit sachlicher Ruhe, klarer Festigkeit und liebenswürdiger Vornehmheit in der Polemik. In den übrigen hier mitgeteilten Reden und Anschlägen am schwarzen Brett der Universität: Rede bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts; Anschlag am schwarzen Brett aus Anlaß studentischer Demonstrationen beim Ausbruch des Krieges; Rede beim Rektorbankett zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen am 4. August 1871; An die aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen; Reden auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. am 18. Januar 1872 und 1874 offenbart sich vor allem die ernste, tiefgegründete Liebe Zarnckes zu Kaiser und Reich und seine Begeisterung für das große deutsche Vaterland.

Ein Verzeichnis der übrigen Schriften Zarnckes zur Kultur- und Zeitgeschichte, namentlich vieler Rezensionen, die nicht mit in den Band aufgenommen werden konnten, sowie ein Anhang, der die Reden und Ansprachen am Sarge Friedrich Zarnckes und den warmen, wissenschaftlich bedeutsamen Nachruf enthält, den Eduard Zarncke seinem Vater gewidmet hat, schließen den Band ab. So erfährt das Bild der Persönlichkeit Zarnckes, das uns aus dem ganzen Bande so warm und lebendig entgegenstrahlt, gerade durch diesen Anhang eine Abrundung, die das Herz ergreift und den ästhetischen Sinn mit lebendiger Freude erfüllt. Diese große, männlich stolze, innerlich klare und vornehme, harmonisch

in sich ruhende Gelehrtengestalt ist geweiht durch die Sehnsucht, die unser ganzes Volk von 1813 bis 1870 erfüllte, und dieser Zauber der Romantik, der die Germanistik vor 1870 so wunderbar verklärte, umweht auch Friedrich Zarnckes allem Überschwänglichen und romantisch Verschwommenen abgeneigte Persönlichkeit.

Dresden. **Otto Lyon.**

John Meier, Volkslied und Kunstlied in Deutschland. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 53 und 54 vom 7. und 8. März 1898. München 1898.

Wir halten es für unsere Pflicht, auf den hier in erweiterter Gestalt gedruckten Vortrag John Meiers nachdrücklich hinzuweisen, da durch ihn ein entschlossener Anfang gemacht wird, die nebelhaften Begriffe Volkslied und Kunstlied wissenschaftlich genau abzugrenzen und zu bestimmen. Gerade der deutsche Unterricht leidet sehr unter der Unklarheit, die auf diesem Gebiete bis heute durchaus noch herrscht. Die Art und Weise, wie John Meier den Gegenstand in Angriff nimmt, erscheint uns glücklich und methodisch richtig: „Wir haben mit einer Untersuchung über die Veränderungen der Kunstlieder im Volksmund einzusetzen, wenn wir den Versuch machen wollen, die Frage ihrer Lösung näher zu bringen." Möchte der Verfasser bei der großen Aufgabe, die er sich gestellt hat, die Unterstützung aller wissenschaftlichen und gebildeten Kreise finden.

Dresden. **Otto Lyon.**

Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1897. XIV, 484.

Unter allen Antibarbari der deutschen Sprache, die uns die letzten zwanzig Jahre gebracht haben, nimmt der vorliegende zweifellos den ersten Rang ein. Ihm haftet nichts Dilettantisches an, das gerade auf diesem Gebiete so grausam wuchert, vielmehr offenbart er gründliche Sachkenntnis und gute wissenschaftliche Methode. Dazu geht Matthias in liebevoller und feinsinniger Weise den Spracherscheinungen nach und vermeidet ein aufdringliches Meistern der Sprache. Wenn ich auch in vielen Punkten zu andern Entscheidungen als Matthias kommen dürfte, so ist doch die ganze Art und Weise der Behandlung, die Besonnenheit und Umsicht, die Matthias walten läßt, so hervorragend, daß das Buch aufs wärmste zu empfehlen ist. Es gehört nicht nur in die Hand des Lehrers, sondern auch in die des Schülers. Ich habe kein Bedenken

getragen, trotzdem Matthias mehrfach darin gegen mich polemisiert, Abschnitte aus dem schönen Buche mit meinen Schülern gemeinsam zu lesen und zu besprechen. Möchte das Werk die weiteste Verbreitung finden. Es wird reichen Segen stiften.

Dresden. **Otto Lyon.**

Franz Ewald Thiele, Kleines Kommersbuch für den deutschen Studenten. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VIII, 168 S. Preis 1 Mark.

Bei den Forschungen über Kunst- und Volkslied, wie sie John Meier in Halle gegenwärtig neu angeregt hat, werden auch die Kommersbücher gute Dienste leisten. Das vorliegende verdient besondere Empfehlung wegen der Genauigkeit, mit der die Texte wiedergegeben sind. Dazu kommt, daß die Auswahl vorzüglich ist, und für den praktischen Gebrauch ist mit ausschlaggebend, daß es handlich und bequem in der Tasche zu tragen ist. Sangeslustige können es so ohne Beschwerde mit auf ihre Ausflüge nehmen und werden darin kaum ein wesentliches Lied vermissen. Auch der musikalische Teil des Büchleins ist recht praktisch und umsichtig behandelt. Da der Abdruck derjenigen Melodien, die Eigentum von Verlagshandlungen sind, leider nicht gestattet ist, so hat der Herausgeber für die, denen die altbekannten Melodien nicht geläufig sein sollten, als Ersatz wenigstens immer eine eigene Weise gegeben oder eine solche aus Mozart, Bach, Händel u. s. w. untergelegt. Auch hier hat der Herausgeber große Feinfühligkeit bewiesen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1898. 1. Januar: Ludwig Wilser, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, besprochen von Rudolf Much. — Anton Schönbach, Über Hartmann von Aue, besprochen von H. Lambel. — Ludwig Bellermann, Schillers Werke, besprochen von Roman Woerner. — August Gebhardt, Beiträge zur Bedeutungslehre der altwestnordischen Präpositionen, besprochen von F. Holthausen. — Kuno Fischer, Shakespeares Hamlet, besprochen von Ludwig Proescholdt. — Wilhelm Röttiger, Der heutige Stand der Tristanforschung, besprochen von W. Golther. — Februar: Ferd. Vetter, Der heilige Georg des Reinbot von Durne, besprochen von O. Behaghel. — Franz Jostes, Meister Eckhart und seine Jünger, besprochen von Hermann Haupt. — Ferd. Schmitz, Der Neusser Krieg 1474 bis 1475, nach archivalischen Quellen bearbeitet, besprochen von A. Schulte. — Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke; Richard M. Meyer, Goethe; Albert Bielschowsky, Goethe, Sein Leben und

seine Werke; besprochen von Siebeck. — März: W. Wilmans, Deutsche Grammatik, besprochen von K. v. Bahder. — Julius Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen, besprochen von G. Ehrismann. — Beiträge zum deutschen Unterricht von Rudolf Hildebrand; aus Otto Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, zugleich Ergänzungsheft zu deren zehntem Jahrgange, besprochen von G. Ehrismann.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. Erster Jahrgang 1898. I und II, 3: 1. Abteilung: Römische Götterbilder. Von Prof. Dr. Georg Wissowa. Cicero und Terentia. Von Prof. Dr. O. E. Schmidt. Die soziale Dichtung der Griechen. (Schluß.) Von Prof. Dr. Robert Pöhlmann. Das Hohenzollernjahrbuch. Von Prof. Dr. Erich Marcks. — Anzeigen und Mitteilungen: Geschichte von Florenz; Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz (Dr. Hans F. Helmolt). Von R. Davidsohn. Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol (Prof. Dr. Gotthold Boetticher). Von J. E. Wackernell. Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von C. Bulle. Goethe und das klassische Altertum. (Nachtrag.) Eine Frage an die Goetheforscher. — 2. Abteilung: Prüfungen. Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. Das Verhältnis des Realgymnasiums zum Gymnasium in den Mittelklassen (Tertia) nach Frankfurter Lehrplan. Von Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. Aus Briefen des hannoverschen Oberschulrats Dr. Friedrich Kohlrausch. Von Prof. Dr. Wilhelm Vollbrecht. Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Prof. Dr. Franz Fauth. Lehrkunst und Lehrhandwerk. Von Rektor Dr. Richard Richter.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. V, 3: Pro monachis oder die kulturgeschichtliche Bedeutung der Klosteraufhebung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Vom Geh. Hofrat Prof. Dr. Heinrich Gelzer. Aus den Briefschaften eines Jenenser Studenten (1630/31). Von Pfarrer Dr. theol. Georg Buchwald. Weibliche Vornamen im Mittelalter. Von Dr. Armin Tille. Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. I. (Fortsetzung.) Vom Archivar F. W. E. Roth. Die Anfänge der Geldwirtschaft. II. Vom Bibliothekar Dr. Georg Grupp. — Miscellen: Cagliostro und der Magnetismus in Straßburg. Von Prof. Dr. Heinrich Funck. — Mitteilungen und Notizen: Wilhelm Heinrich Riehl †. Politik und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge XI, 5 und 6. Abhandlungen: Die Pflanzenfabel in der mittelalterlichen deutschen Litteratur. Von August Wünsche. Christian von Troyes Yvain und die Brandanuslegende. Von Eugen Kölbing. Die ewige Liebe. Ein Lustspielmotiv auf der Wanderung. Von Emil Horner. — Neue Mitteilungen: Zur Lenorensage. Von Heinrich von Wlislocki. Müllner und Saphir als Privatankläger im albertinischen Sachsen. Von Theodor Distel. — Vermischtes: Des Knaben Wunderhorn und der lai du corn. Von Otto Warnatsch. Dr. Andreas Saissert und sein „deutscher Laufbericht". Von Robert F. Arnold. XII, 1 und 2. Abhandlungen: Zur Geschichte der isländischen Dramatik. Von Karl Küchler. Demogorgon. Ein Beitrag zur Ariosterklärung. Von Georg Knaack. — Neue Mitteilungen: Kurzgefaßter Unterricht von der deutschen Poesie. Von Carl Heine. Amtliche Schreiben G. E. Lessings aus der Zeit seines Breslauer Aufenthalts 1761

bis 1764. Von Hermann Markgraf. Faustiana aus Böhmen. Von Ernst W. Kraus. — Vermischtes: Zu Schillers Gedichten. Von Fritz Jonas. Forteguerri, ein Novellist des Cinquecento. Von Heinrich Meyer. — Besprechungen: Nürnberger Faustgeschichten von Wilhelm Meyer: Ref. Gustav Milchsack.

Alemannia 25, II: Volkstümliches aus Vögisheim. Von A. Haaß. — Die Pflanzen in den schwäbischen Sprichwörtern und Redensarten. Von W. Unfeld. — Allerlei Aberglaube von W. Unfeld. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. Von W. Unfeld. — Zur Geschichte des Christbaums. Von F. Kluge. — Zur Frage nach der Heimat Hartmanns von Aue. Von A. Socin. — Der Stat von Rufach Recht und Gewonheit. Von Th. Walter. — Urkundliche Mitteilungen aus dem Elsaß. Von C. Freiherrn von Althaus. I. Radersdorfer Dingrodel. II. Rechte des Hofes zu Oltingen. III. Dinckhoffe Spruch der Meygerye zu Brunßheim. — Stifftungs Brieff auf 100 Fl. zweier Knaben bey den Jesuitern zu erhalten. Von P. Manns. — Ein Flugblatt auf den Prager Frieden 1635. Von P. Beck. — Ein Soldaten-Lied aus dem Türken-Krieg 1789. Von P. Beck. — Ain Form oder ain Gestalt der novizen und von der hochzit so ein noviz wil gehorsam tun. Von K. Rieder.

Der Urquell II, 1 und 2: Proben von chinesischer Folklore. Von Gustav Schlegel. — Guslarenlieder. VI. Die Milchbrüder. Mitteilungen von Krauß. — Judendeutsche Volkslieder aus Rußland. Mitteilungen von L. Perez. — Stolpern und Hinfallen. Von A. Treichel. — Lebendige Richtschwerter. Von R. Sprenger. — Volksmedizin (bei galizischen Juden). Von Dr. Emil Friedländer. — Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von Josef Buchhorn. — Volksrätsel aus Pommern. Gesammelt von Asmus. Litterarische Anmerkungen von Dr. A. Brunk. — Das Kind in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beiträge von Isaak Robinsohn, Josefine Kopecky und Colmar Schumann. — Tierstimmen im Volksmunde. Eine Umfrage von Dr. A. Brunk. Beiträge von Jozef Cornelissen. — Folkloristische Findlinge. 1. Cechischer Alltagsglaube. Von Moritz Frankenstein. 2. Wiederkehrende Geister in Galizien. Von Dr. Emil Friedländer. 3. Die Froschhexe. Von K .... — 3 und 4: Socialpsychologische und geographische Perspektive. Von Thomas Achelis. Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus. Von A. Wiedemann. — La festa di Sa Lucia in Siracusa. Appunti di G. Pitré. — Die „Wilde Frau". Aus dem Volksglauben der Südrussen. Von Juljan Jaworskij. — Volkstümliches aus rutenischen Apokryphen. Von Dr. Iwan Franko. — Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen. Eine Umfrage von B. Laufer. — Woher kommen die Kinder? Eine Umfrage von O. Schell. Beitrag von Josefine Kopecky. — Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von H. F. Feilberg. — Die Nadel ohne Faden. Von A. Treichel. — Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre. Gesammelt von Fr. Krönig, erläutert von O. Schell. — Folkloristische Findlinge. 1. Hexengesang. Von Dr. med. F. Ahrendts. 2. Rumänischer und galizischer Volksglaube. Von J. Jaworskij.

Bismarck-Jahrbuch V, 3 und 4: I. 12. Zweiunddreißig Briefe des Grafen Robert v. d. Goltz an Bismarck. 13. Zwei Briefe König Wilhelms I. an

Bismarck. 14. Ein Schreiben Bismarcks an König Wilhelm. 15. Ein Brief des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg an Bismarck. — II. Chronik vom 1. Januar bis 31. Dezember 1897. — III. Abhandlungen: 1. v. Mülverstedt, Über die Herkunft des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg. 2. Kohl, Beiträge zu den politischen Reden Bismarcks. — IV. Übersicht der Bismarck-Litteratur 1894/97.

Pädagogische Blätter 1898, 3. L. S., Über den Bildungsgang und die Stellung der Seminarlehrer. — Mitteilungen: Aus dem preußischen Etat. — Gründung des Landesvereins der preußischen Lehrerbildner. — Ein Wort zu dem Kapitel „Einigkeit macht stark". — Seminarlehrerverband der Provinz Sachsen. — Treitschkes Urteil über Volks- und Lehrerbildung — Aus der Fachpresse. — Kleine Mitteilungen. — Beurteilungen: Übersicht der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Anschauungs- und Leseunterrichts, sowie verwandter Stoffe. — Zeitschriften. — Nachrufe. — 4: Bürgel, Hilfsmittel für Studium und Unterricht in der Geschichte der Pädagogik. — Stölting, Die vorzeitige Verwendung von Seminarzöglingen im öffentlichen Schuldienste. — Mitteilungen: In welcher Ausdehnung haben Volksschul-Liederbücher die Tonarten zur Anwendung zu bringen? — Schlußwort zur Tonartenfrage in unsern Volksschulen. — Vom Verein der preußischen Lehrerbildner. — Der pädagogische Kursus für Theologen an der Universität Göttingen. — Aus der Fachpresse. — Kleine Mitteilungen. — Beurteilungen: Übersicht der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Anschauungs- und Leseunterrichts, sowie verwandter Stoffe (Schluß). — Zeitschriften. — Bitte.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1. Januar 1898. XIII, Nr. 1: Theodor Matthias, Martin Opitz. — Friedrich Kluge, Gute alte deutsche Sprüche für Schule und Haus. — H. Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls. — 1. März, Nr. 3: O. Brenner, Deutsche Monatsnamen. — H. Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls. —

Das humanistische Gymnasium 1897, S. 177 ff.: Otto Schroeder, Zum deutschen Unterricht.

Archiv für Religionswissenschaft 1898, S. 104 ff.: Franz Branky, Die Rauten.

Blätter für pommersche Volkskunde VI, Nr. 1—7.

Hamburgische Schulzeitung V, Nr. 42—51. Hamburgische Straßennamen. — H. Nibbe, Die dramatische Dichtung in der Volksschule.

Die Mädchenschule X, 69 u. 12: Johannes Heydtmann, Zu den neuen deutschen Lesebüchern.

Der Stern der Jugend V, 1—6.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. IV, 3. Heft: Seite 537 flg. Georg Minde-Pouet, zu Heinrich von Kleist.

Americana Germanica. I, 3: Julius Goebel, Faust, Charles Sealsfield.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. XII, 6—12. Heft: O. Weise, Die sogenannte Ellipse. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Hermann Wunderlich, Daniel Sanders. — P. Pietsch, Zur Sammlung deutscher Volkswörter. — J. Franck, Die Heimat des Schiffsnamens „Jacht." — Th. Gartner, Zur Verständigung über die Aussprache des Deutschen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Karl Scheffler, Hülfe oder Hilfe? — Th. Heyse, Karl Wilhelm Ludwig Heyse. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus. —

Th. Gartner, Bühnendeutsch und Gebildetendeutsch. — H. Dunger, Der Aufdruck der neuen Briefkarten.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Jahrg. 1897.

W. Reins Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Seite 1—36: Heinrich Menges, Mundart in der Volksschule.

Pädagogisches Archiv. 39. Jahrg., 1897: Karl Landmann, Goethe und die Festvorträge der Goethe-Gesellschaft.

Wochenschrift für Klassische Philologie. 14. Jahrg., Nr. 51: Hermann v. Schilling, Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen; besprochen von H. Morsch.

Jugendschriften-Warte, Beilage zur Hamburgischen Schulzeitung. V, 11: Helene Minetti, Die Privatlektüre unserer Schüler.

Leipziger Lehrerzeitung. IV, 45: Th. Enghardt, Meine Beobachtungen in Bezug auf einen Fehler im ersten Leseunterrichte.

Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. 1897, Nr. 22: Fritz Sommerlad, Der deutsche und der fremdsprachliche Unterricht in der höheren Mädchenschule.

Württembergisches Bibelblatt. 1897, Nr. 23: E. Nestle, Einiges von der alten Lutherbibel.

Hamburgische Schulzeitung. 5. Jahrg., Nr. 36—42: Rud. Schnitger, Hamburgische Straßennamen. — H. Nibbe, Die moralische Erzählung und das Volksmärchen auf der Unterstufe.

Neu erschienene Bücher.

Friedrich Kirchner, Lebensweisheit aus Dichtermund. Stuttgart, Verlag von Levy u. Müller.

O. Lehmann u. K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Hannover, Meyer.

R. Lehmann, Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache und Litteratur. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 1898.

Alex. Wernicke, Meister Jacob Böhme, Ein Beitrag zur Frage des nationalen Humanismus. Ostern 1898.

F. Arnold, Tadeuß Kosciuszko in der neuen Litteratur. Berlin, Meyer und Müller. 1898.

Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda. Paderborn. 1898.

Jahresbericht des Gräflich Gleichenschen Gymnasiums zu Ohrdruff 1897/98. Die Ohrdruffer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung. Von Burckas.

Heinrich Schrohe, Über die Verbindung des deutschen und lateinischen grammatischen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. Ostern 1898. Programm des Bensheimer Gymnasiums.

W. Stengel, Die Homerlektüre. Osterprogramm des Realprogymnasiums zu Schmalkalden. 1898.

G. Blumschein, Streifzüge durch unsre Muttersprache. Köln, Neubner 1898.

Keller, Jahresbericht über das Aargauische Lehrerseminar Wettingen, 1897/98. Baden, Wanner. 1898.

Fr. Ohnesorge, Schwedensang, Esaias Tegnér. Epische und lyrische Dichtungen. Leipzig, Th. Knaur. 1897.

Fr. Ohneſorge, Eſaias Tegnérs Frithjofs-Sage. Leipzig, Th. Knaur. 1892

Jahresbericht der ſtädtiſchen höheren Töchterſchule Dresden. Louiſe Rückert, die am meiſten beſungene deutſche Frau. Von G. Hausmann. Dresden, Schönfeld 1898.

Mitteilung zum Jahresbericht über die Erſcheinungen auf dem Gebiete der germaniſchen Philologie. Von Henrici.

Karl Kehrbach, Texte und Forſchungen zur Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutſcher Zunge. Im Auftrage der Geſellſchaft für deutſche Erziehung- und Schulgeſchichte: A. Bömer, Die lateiniſchen Schülergeſpräche der Humaniſten 1. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897.

Jahresbericht über die Erſcheinungen auf dem Gebiete der germaniſchen Philologie. Berlin. 1896. Dresden u. Leipzig, Reißner. 1897.

Karl Credner, Neithartſtudien 1. Strophenbeſtand und Strophenfolge. Inaugural-Diſſertation. Leipzig, Auguſt Hoffmann. 1897.

O. Boehm, Deutſche Aufſätze für die unteren und mittleren Klaſſen höherer Schulen. Zweiter Teil: Entwürfe und Aufſätze nach der deutſchen Lektüre. Zweite Auflage. Berlin, Borntraeger. 1898. Pr. M. 3,50.

Ferdinand Avenarius, „Wandern und Werden". Erſte Gedichte. Zweite, neugeſtaltete Auflage. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz u. Leipzig. 1898.

Julius Hart. . . . . Stimmen in der Nacht . . . . . Viſionen. Das Hunnengrab. . . . Media in vita. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 1898.

Julius Hart. . . . Triumph des Lebens. Gedicht. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 1898.

Weſtfäliſche Gedichte von Hermann Wette. Zweite Auflage. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn.

Hermann Wette, Widukind. Drama in 5 Aufzügen. Köln, Rimbach & Licht. 1894.

Der Baerenhaeuter. Teufelsmärchen von Hermann Wette. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn. 1897.

Heinrich von Kleiſt: Der zerbrochene Krug. Kritiſche Ausgabe nach der Handſchrift mit Erläuterungen von Profeſſor Dr. Eugen Wolff in Kiel. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Ludwig Tieck als Dramaturg von Heinrich Biſchoff. Bruxelles. 1897.

Th. Thoroddſen, Geſchichte der Isländiſchen Geographie. Autoriſierte Überſetzung von Auguſt Gebhardt. Erſter Band: Die Isländiſche Geographie bis zum Schluſſe des 16. Jahrhunderts. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1897.

Sammlung Göſchen:

Gotiſche Sprachdenkmäler. Von Dr. Hermann Jantzen.

Deutſches Leben im Spiegel deutſcher Namen. Zwei Vorträge von Dr. Bernhard Maydorn. Thorn, Verlag von Ernſt Lambeck. 1898.

Nagl und Zeidler, Deutſch-Oeſterreichiſche Litteraturgeſchichte. 7. bis 9. Lfg. Wien, Fromme.

Die Zwillinge. Eine Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. Zweite Auflage. Zwickau i. S., Druck und Verlag von Johannes Herrmann.

G. Bauers Prüfungsdiktate. Neubearbeitet von Adolf Staiger. Zwölfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Der Regierungsbezirk Wiesbaden in ſeinen geographiſchen und geſchichtlichen Elementen. Bearbeitet von Dieſenbach. Achtzehnte Auflage. Frankfurt a. M., Jaegerſche Verlagshandlung. 1897.

Der Regierungsbezirk Cassel in seinen geographischen und geschichtlichen Elementen. Bearbeitet von Karl Diefenbach. Neunte Auflage. Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagshandlung.

Das Maingebiet im Anschluß an die Heimatskunde. Bearbeitet von Karl Diefenbach. Vierte Auflage. Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagshandlung.

Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr. Von Emil Maurmann. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Lfgn. 11 u. 12. Steglitz bei Berlin. 1897. Selbstverlag des Herausgebers.

Volkstümliches aus Mecklenburg. Von R. Wossidlo. XXIII. Vom Trinken. Sonderabdruck aus Nr. 478 und 479 der „Rostocker Zeitung" vom 29. und 30. Januar 1898.

Volkstümliches aus Mecklenburg. Von R. Wossidlo. XXII. Wohr di, dat spillt. Sonderabdruck aus Nr. 484 der „Rostocker Zeitung" vom 17. Oktober 1897.

Fragebogen über das Tierleben im Munde des Mecklenburger Volkes. Von Richard Wossidlo. Verlag von C. Quandt, Waren i. M.

Jahresbericht des Königl. Kath. Gymnasiums zu Sagan. Dr. Michalsky: Die deutsche höhere Schule in den Strömungen und Strebungen der Gegenwart. Sagan, Druck von Carl Koeppel, Herzogl. Hofbuchdruckerei.

Königl. Gymnasium zu Essen. Jahresbericht 1897/98. Dr. Reinhold Biese: Unser Lehrplan für den deutschen Unterricht in Prima unter Zugrundelegung meines deutschen Lesebuches. Essen, Druck von G. D. Baedeker. 1898.

Karo und der Blinde. Von Julius Zähler. H. Beringer, Berlin, Königgrätzer Straße 108.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1898.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Dr. F. Polle. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht. Übertragen von Moritz Heyne. Zweite Auflage. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1898.

Deutscher Sprachschatz für Lehrer und Freunde der Muttersprache. Von A. Braun. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 1898.

Deutsche Heldensagen. Von Otto Luitpold Jiriczek. Erster Band. Straßburg, Verlag von J. Trübner. 1898.

Nochmalige Bitte.

Die am Eingange des 1. Heftes dieses Jahrganges der Zeitschrift an ehemalige Hörer von Rudolf Hildebrands Vorlesungen gerichtete Bitte, die geplante Herausgabe der Manuskripte des verehrten Lehrers durch Darleihung ihrer Nachschriften — gleichviel welcher Form oder welchen Umfanges — zu unterstützen, wiederholt der Unterzeichnete noch einmal dringend und weist darauf hin, daß die Herausgeber auf die kleinste Beisteuer, wie geringfügig sie auch erscheinen mag, Wert legen und für jede Förderung ihres Vorhabens (auch durch Nachweise von Besitzern Hildebrandscher Kollegienhefte) im Interesse der Sache dankbar sein werden.

Gefällige Zusendungen erbittet unter der Adresse: Leipzig, Hospitalstraße 10

Leipzig, im Februar 1898. Professor **Georg Berlit.**

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Leſſing und Herder.

Von **A. Denecke** in Dresden.

Es iſt ſchon mehrfach darauf hingewieſen worden, daß keiner unſerer großen Geiſter mehr ſichtbaren Anteil an Leſſings künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Forſchungen genommen hat als Herder. Von den Litteraturbriefen an bis zu den theologiſchen Abhandlungen iſt kaum eine unter den bedeutenderen Schriften Leſſings, der Herder nicht eine eingehende Betrachtung und Beurteilung gewidmet hätte, eine Beurteilung, die ſtets von ebenſoviel Scharfſinn und feinem künſtleriſchen Gefühl als von aufrichtigſter Verehrung und Hochachtung für Leſſing zeugt.

Bei der großen Wichtigkeit, die der ſorgfältigen Durcharbeitung der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Werke Leſſings in den höheren Schulen jetzt mit Recht beigelegt wird, erſcheint es nun wohl auch für den Unterricht als nützlich und ratſam, die entſprechenden Abhandlungen Herders ſtets mit ins Auge zu faſſen und vorzuführen. Man könnte dagegen geltend machen, daß ja dabei die Gefahr vorliege, die Hochachtung, die der Schüler dem Geiſte Leſſings entgegenbringen ſoll, zu zerſtören oder wenigſtens zu beeinträchtigen. Dieſes Bedenken ſcheint jedoch bei dem Verhältnis Herders zu Leſſing weniger begründet. Einmal ſpricht Herder, auch wo er andrer Meinung iſt als Leſſing, dies ſtets, wie erwähnt, mit ſoviel Anerkennung des Leſſingſchen Standpunktes aus, daß das Gefühl einer Herabſetzung Leſſings nicht aufkommen kann, anderſeits werden gerade Leſſings dichteriſche Meiſterwerke, außer Emilia Galotti, von Herders Beurteilung faſt gar nicht betroffen. Bei den wiſſenſchaftlichen Abhandlungen Leſſings aber thut man ja wohl von vornherein am beſten, und entſpricht damit auch bekanntlich Leſſings eignem Geiſt, wenn man ſie nicht als für alle Zeiten abſchließende Entſcheidungen hinſtellt, ſondern als in jeder Beziehung ausgezeichnete Entdeckungen, die, ſowie ſie alle bisherigen Leiſtungen in den Schatten ſtellten, ſo auch ſelbſt noch einer Vervollkommnung fähig waren. Führt man Herders Entgegnungen in dieſer Geſtalt, mehr als Ergänzungen, was ſie auch meiſt ſein wollen, nicht als Verbeſſerungen ein, ſo iſt kaum anzunehmen, daß die Ehrfurcht vor dem großen Geiſteshelden Leſſing beſonders leiden ſollte. Notwendig iſt ja jedenfalls der Hinweis, daß ſo manche Lehren Leſſings nicht mehr anerkannt werden — wie beim Laokoon allgemein zugeben wird — und es iſt beſſer, dem Schüler dann

schon beim Unterricht die Überzeugung beizubringen, daß es in wissenschaftlichen Fragen keinen Stillstand und keine unabänderliche Wahrheit giebt, als daß man sie später zufällig die Unzulänglichkeit von Äußerungen auffinden läßt, die sie bisher als über allen Zweifel erhaben ansahen. Und nicht nur um der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Sorgfalt willen, an die ja Schüler höherer Lehranstalten bereits gewöhnt werden müssen, auch zur geistigen Übung und Schulung erscheint ein solches Vergleichen Lessingscher und Herderscher Gedanken über dieselben Gegenstände äußerst förderlich. Zu sehen, wie Lessings Betrachtung, die in ihrer scharfsinnigen Entwickelung zunächst unanfechtbar erscheint, und deren Schlüsse den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit machen, plötzlich doch durch die feinfühlige Untersuchung Herders erschüttert und in Frage gestellt wird, wie dieselben Gegenstände ein ganz verschiedenes Ansehen gewinnen, je nachdem sie mit Lessings oder Herders Augen betrachtet werden, und zwischen diesen beiden Anschauungen und ihren Ergebnissen dann selbst entscheiden zu müssen, alles dies muß ja wohl als eine der besten geistigen Übungen bezeichnet werden. Nur ein Übelstand wird sich dabei wahrscheinlich meist herausstellen: Lessings klare und durchsichtige Darstellungsweise pflegt den Schüler meist so sehr gefangen zu nehmen, und die mit Gefühl durchtränkte, sinnlichere Sprache Herders ihm dagegen so hinderlich für das Verständnis zu sein, daß er geneigt ist, die scharfen Schlußfolgerungen Lessings von vornherein als die richtigeren anzusehen. Hier ist es dann Sache des Lehrers, ihm zu zeigen, daß Herders Ergebnisse durch nicht minder genaue und gelehrte Untersuchungen gewonnen sind, daß hinter seiner Darstellungsweise ein ebenso scharfes und sorgfältiges Denken verborgen ist wie bei Lessing, wie ja überhaupt Herder den Vorwurf durchaus nicht verdient, den z. B. Kluges Litteraturgeschichte gegen ihn erhebt: er vermöge „mit seiner phantasiereichen Kritik nicht mit der tiefen Klarheit der Lessingschen Auffassung zu wetteifern."

Außer den Hauptdramen Lessings werden in den höheren Schulen von seinen Abhandlungen über Wissenschaft und Kunst folgende behandelt: Laokoon, Hamburgische Dramaturgie, Abhandlungen über die Fabel, Anmerkungen über das Epigramm, Wie die Alten den Tod gebildet, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Es sollen im folgenden die Hauptgedanken dieser Schriften mit denen der entsprechenden Betrachtungen Herders zusammengestellt werden. Vorher sei nochmals darauf hingewiesen, daß man einen Einblick in das Verhältnis Herders zu Lessing im allgemeinen, über die gemütvolle, aufrichtige Verehrung, die er für diesen bahnbrechenden Geist empfand, am leichtesten erhält durch seinen Aufsatz über Lessings Leben und schriftstellerische Thätigkeit (1781) und

die schöne Zusammenstellung der für die Zeichnung seines Charakters bezeichnendsten Stellen aus Lessings Werken und Briefen in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" 111 und 112. (1796.)

Lessing beginnt seinen Laokoon bekanntlich mit der Bekämpfung des Winckelmannschen Satzes, daß die Seelengröße der Griechen allein den maßvollen Ausdruck des Schmerzes in Laokoons Gesicht bedingt habe. Durch Philoktet und Homers Helden werde vielmehr bewiesen, daß sich Schmerzäußerung sehr wohl nach griechischen Begriffen mit Heldenhaftigkeit, mit Seelengröße vertrage. Der Grund für die maßvolle Darstellung der Leidenschaft sei vielmehr das für die bildende griechische Kunst unverbrüchliche Gesetz, nur das Schöne darzustellen. Und dies sei auch nur zum eigensten Vorteil der Kunst: Da der Künstler nur einen Augenblick einer Handlung darstellen könne, so müsse er natürlich einmal nur den fruchtbarsten wählen, von dem aus man als vorhergehend und folgend das Meiste hinzudenken könne, dies sei aber bei höchster Leidenschaft nicht möglich, anderseits werde er den Ausdruck einer verhältnismäßig dauernden, nicht einer schnell vorübergehenden Haltung und Gebärde wählen, um nicht unnatürlich zu wirken. Der Dichter, selbst auch der dramatische, sei an dieses Gesetz äußerlicher Schönheit nicht gebunden, wie Sophokles' Philoktet und Herakles (in den Trachinierinnen) beweisen, bei denen gerade durch Vorführung des äußersten körperlichen und seelischen Schmerzes die Teilnahme für den Helden und die Handlung gesteigert und somit die eigentliche Schönheit der dramatischen Dichtung, eindrucksvolle Handlung, erreicht werde.

Über diesen Abschnitt des Laokoon (1—4) äußert sich Herder (Erstes kritisches Wäldchen) in der Hauptsache zustimmend: Die Behauptung, daß der griechische Künstler nur das Schöne dargestellt habe, sei trotz verschiedener Einwendungen und Einschränkungen im allgemeinen gewiß richtig, denn: einmal war die Kunst, wie die Religion, Sache des Staates, das ganze Volk nahm Anteil daran, ferner mußte keine der griechischen Göttergestalten unbedingt zu jeder Zeit häßlich gedacht werden, daher wählte der Künstler natürlich für dauerndes Anschauen die ansprechendste Vorstellung. Häßliche Nebendarstellungen waren zwar gewiß oft notwendig, störten aber den schönen Haupteindruck sicher nicht, sondern hoben ihn sogar. Ebenso wahren die Helden als Hauptgestalten ihre höhere Natur. — Mit einzelnen untergeordneten Gedanken Lessings ist dagegen Herder nicht ganz einverstanden. So meint er, daß Lessing zu wenig zwischen körperlichen und seelischen Schmerzen unterscheide: Genau betrachtet leidet Sophokles' Philoktet ebenso erhaben wie der Laokoon in der Gruppe. Sophokles will nur den Eindruck des bemitleidenswerten Leidenden, des teilnahmevollen Menschen und des in der

Bekämpfung seiner Schmerzen und in dem Trotz und Stolz gegen den Feind bewundernswerten Helden hervorrufen. Nur um den Hauptgegner des Heldenhaften, das Leiden, deutlich zu machen, läßt er einen kurzen Anfall eintreten. Auch Homer läßt nur die Verwundeten schreien, bei denen dies zur Charakterschilderung nötig ist. Überhaupt haben alle regelrecht entwickelten Völker zwischen der Zeit der Barbarei und der einer überfeinerten Sitte eine Entwickelungsstufe, in der sie den Wert des Vaterlandes, der Familie, der Freundschaft, der Schönheit, der Liebe u. s. w. rein und voll empfanden und daher auch den seelischen Schmerz darum deutlich aussprachen. Daher drücken auch die Helden Homers derartigen Schmerz stark aus. Die Starrheit der Nordländer ist nicht ursprünglich, sondern erst anerzogen. Und wenn wir Menschen der Neuzeit diesen Schmerz nicht äußerlich kundgeben, so liegt dies nicht an unserer Zurückhaltung, sondern daran, daß unsere Empfindungen für die genannten Güter nicht mehr so rein und tief sind (1768!). Körperlichen Schmerz aber laut zu äußern hat zu allen Zeiten als schimpflich gegolten. — Auch die Ansicht Lessings, daß die bildende Kunst im Unterschied von der Dichtkunst nur das auch in der Natur Dauernde, also nie höchste Leidenschaft, darstellen dürfe, findet insofern nicht den Beifall Herders, als sie ihm unrichtig begründet scheint. Nicht damit darf man sie begründen, daß ein Transitorisches dauernd dargestellt unnatürlich wirken müßte, denn genau genommen ist in der Natur alles transitorisch und das in sinnlicher Auffassung Intransitorische würde dargestellt nur den Eindruck des Toten, Seelenlosen machen. Auch könnte es ja nur zu großes Zartgefühl sein, höchste Leidenschaft nicht sehen zu wollen. Vielmehr sind die Künste nach den Begriffen des Aristoteles „Werk" und „Energie" zu unterscheiden und dadurch obiger Satz Lessings zu begründen. Die bildende Kunst schafft ein fertiges Werk zu Einem, ewigen Anschauen und muß daher das möglichst Höchste abgeschlossen, also möglichst viel Schönes für das Auge und Fruchtbares für die Einbildungskraft (letzteres durch die Ruhe des griechischen Ausdrucks) hineinbilden, also eine Schönheit, in der Seele hindurchblickt, die Dichtkunst, Musik und Tanz dagegen, die durch fortdauernde Abwechselung der Augenblicke wirken, deren Wesen also „Energie" im Aristotelischen Sinne ist, dürfen gar keinen einzelnen Augenblick zum höchsten machen, ohne ihren Gesamteindruck zu zerstören. Diese Unterscheidung in Künste, die Werke liefern, und solche, die durch Energie wirken, hätte Lessing zu Grunde legen sollen. Herder hat in diesen Worten den wichtigsten Satz seiner Beurteilung des Laokoon ausgesprochen, auf den er schon in der, hier übergangenen, Einleitung hinweist und den er später besonders gegen den wichtigen 16. Abschnitt des Laokoon verwendet.

Lessing bemüht sich in den folgenden Abschnitten (5—7) nachzuweisen, daß Vergils Darstellung der Laokoonsage die frühere sei und die Künstler der Laokoongruppe diese mit durchaus selbständigem Urteil nachgeahmt hätten. Dasselbe sucht er dann auch noch gegen Winckelmann am Ende seines Werkes (26—27) mit philologischen Gründen wahrscheinlich zu machen. (Trotzdem sind die meisten Gelehrten jetzt bekanntlich der entgegengesetzten Ansicht.) Im Anschluß hieran spricht er von erlaubter Nachahmung, im Stoff, und unerlaubter, in Stoff und Form. — Herder läßt den erstgenannten Streit unentschieden. Er meint zwar u. a., daß Vergils Darstellung sicher eine Nachahmung von Homers Il. II, 308 flg. sei, erklärt aber schließlich, daß, mögen nun Dichter wie Künstler ihren Stoff nehmen, woher sie wollen, sie ihn doch, jeder nach seiner Art, so verändern, daß von wirklicher Nachahmung nicht die Rede sein könne.

In den nächsten drei Abschnitten (8—10) geht Lessing von dem Buche Polymetis des Engländers Spence aus, der darin bestrebt ist, die Dichterwerke der Griechen zu einer Sammlung von Erinnerungen aus ihrer bildenden Kunst zu machen. Natürlich erklärt sich Lessing dagegen und schließt hieran Bemerkungen über eine weitere von Spence angeregte Frage: warum Dichter und Künstler sich in der Zuteilung von Attributen und Eigenschaften der Götter so bedeutend unterscheiden. Nach Lessing ist, abgesehen davon, daß vielleicht einer von beiden nicht frei, d. h. z. B. beschränkt durch religiöse Zwecke, gearbeitet hat, der Hauptgrund dieses Unterschiedes der, daß der Dichter diese Gottheiten und abstrahierten Gestalten ihrem Wesen nach handeln läßt und daher kein äußeres Mittel der Bezeichnung braucht, außer den Sinnbildern, die, wie die Leier der Musen, die Lanze des Mars, nicht Allegorie, sondern Werkzeuge sind, während der Künstler seine stummen Bilder irgendwie durch Zuthaten deutlich machen muß. — Herder beschränkt diese letzte Regel Lessings auf die Fälle, wo eine solche künstlerische Gestalt für sich allein steht, wo sie dagegen in Handlung, in Verkehr mit andern, also als Persönlichkeit, dargestellt ist, kann der Künstler diese Beigaben so gut wie der Dichter weglassen, ja er muß es sogar, wo der abstrakte Charakter nicht zu der persönlichen Handlung paßt, z. B. wenn Venus, die Göttin der Liebe, um Adonis trauert. Überhaupt ist zu bedenken, daß die Mythologie doch zweifellos von Dichtern geschaffen ist und daß daher die Auffassung der Götter als Persönlichkeiten mit charakteristischer Handlung die frühere, die als Träger abstrakter Eigenschaften die spätere ist. Im übrigen stimmt Herder besonders der Regel Lessings, daß der Dichter seine Gestalten auch dichterisch ausstatte, sie handeln lasse, sie nicht mit malerischen, sondern mit dichterischen Beigaben versehe, unbedingt zu.

Ja, auch Abstraktionen, fügt er hinzu, müssen als fühlende Persönlichkeiten gezeichnet werden, um Eindruck zu machen und in ihrem Handeln nicht selbstverständlich zu werden. So verfährt Homer mit Göttern und Abstraktionen.

Der nächste Teil des Laokoon (11—15) knüpft an den Vorschlag des Grafen Caylus an, Bilder nach Homers Dichtung zu malen. Lessing bemerkt dazu: Obgleich dies die oben getadelte Nachahmung in Stoff und Form wäre, würde sie doch dem Maler gestattet sein, da für ihn die Ausführung die Hauptschwierigkeit, also die Hauptsache ist. Doch sprechen innere Gründe gegen diesen Rat: Derartige Gemälde würden die Größenverhältnisse der Götter zu den Menschen sowie das Verschwinden oder Unsichtbarsein von Menschen oder Göttern nicht genügend ausdrücken können, denn Nebel oder Wolken, die Caylus vorschlägt, sind bei Homer nicht wörtlich zu nehmen, sondern nur ein dichterischer Ausdruck für verschwinden. Besonders aber würden Gemälde nach Homer ganz andere Gegenstände betreffen als die gerade vom Dichter selbst ausführlich behandelten, eine Menge dichterischer Gemälde würde der Maler gar nicht nachahmen können, wo uns doch der Dichter seinen Gegenstand so „sinnlich macht", daß wir uns desselben deutlicher bewußt werden als seiner eignen Worte. Der Grund davon ist — und damit kommt Lessing zum wichtigsten Teile seines Werkes — daß die dichterische Darstellung aus Handlung besteht und die bildende Kunst auf Verbindung im Raume beschränkt ist. — Herder bemerkt über diesen Abschnitt nur wenig. Er billigt Lessings Ansicht, daß der Maler nicht Wolken anwenden dürfe, um eine Gestalt teilweise zu verhüllen, aber nur aus dem Grunde, weil die Wolke doch nicht wirklich unsichtbar machen, sondern dies nur andeuten darf, nicht aber deshalb, weil, wie Lessing meint, sie für Homer nur dichterische Redensart wäre. Homers schöne Sinnlichkeit kenne derartige Redensarten nicht. Aus demselben Grunde, meint Herder, sei auch Lessings Behauptung falsch, daß Homers Götter von Natur unsichtbar und nur durch besondere Veranstaltungen sichtbar seien. Homers Götter seien sichtbar und greifbar und nur durch besondere Mittel unsichtbar.[1]) Erst spätere Philosophie der Griechen habe diese Sinnlichkeit des Göttlichen, damit aber auch das eigentlich Dichterische beseitigt. Auch an die ungeheure Größe der Homerischen Götter glaubt Herder nicht, da übermenschliche Gestalt den notwendigen Eindruck der schönen Erscheinung vernichten würde. Die Stelle Il. 5, 744 lasse sich anders übersetzen, und auch den Ares, bei dem die riesenhafte Größe

1) Einfacher ist wohl die Erklärung, daß Homer seine Götter nimmt, wie er sie eben braucht, bald sichtbar, bald unsichtbar.

durch die rohe Wildheit bedingt erscheine, lasse Homer (Il. 21, 407) bekanntlich nur liegend so groß erscheinen, „aufrecht wagte er's nicht, uns den ungeheuern Anblick abzuzwingen".

Der wichtigste Abschnitt des Laokoon (16—19) behandelt bekanntlich den Hauptunterschied der Malerei und Dichtung in ihren Gegenständen. Die Malerei braucht Figuren und Farben im Raume, kann also, da die Zeichen „ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen", ihnen gleichartig sein müssen, auch nur nebeneinander im Raume vorhandene Gegenstände, d. h. Körper samt ihren Eigenschaften darstellen und Handlung, Veränderung dieser Körper nur soweit, als sie sich durch Körper darstellen lassen. Die Dichtkunst braucht artikulierte Töne in der Zeit, kann also nur auf einander in der Zeit folgende Gegenstände, d. h. Handlungen darstellen, Körper nur, soweit sie sich durch Handlung darstellen lassen. Die Malerei kann nur einen einzigen Augenblick der Handlung darstellen, wird also den bedeutendsten wählen, die Dichtkunst kann nur eine einzige Eigenschaft der Körper benutzen, wird also auch die für ihren Zweck bezeichnendste benutzen. Daher die wenigen malerischen Beiwörter bei Homer: das schwarze, oder das hohle, oder das schnelle Schiff. Um körperliche Gegenstände darzustellen, setzt sie Homer vor unseren Augen zusammen oder läßt sie entstehen, z. B. Heras Wagen, Agamemnons Kleidung, die Szepter, den Bogen des Pandarus. Mag auch die Rede an sich wohl beschreiben können, die dichterische Redeweise würde, da sie doch auf das Einprägen ganzer, vollständiger Bilder ausgehen muß, ein solches aber nie durch das auf einander folgende Bekanntwerden der einzelnen Teile in einer Beschreibung zu erzielen ist, mit derartigem Aufzählen und Zergliedern ihren Zweck verfehlen, „weil das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision kommt." Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch Homers Darstellung vom Schilde des Achill zu betrachten, die man bisher bei Nachbildung wörtlich genommen hat. Homer hat aber immer nur einen Vorgang episch erzählt, in einzelne Handlungen zerlegt, aus denen dann der bildende Künstler nur einen Augenblick zum Bilde zu machen hätte. — Gegen diesen Hauptsatz Lessings erhebt Herder nun auch seinerseits die gewichtigsten Einwände. Er sagt: Lessings Schluß von den Mitteln der beiden Künste auf den Bereich ihrer Gegenstände ist deshalb übereilt, weil diese Mittel, Farben und Worte, in ganz verschiedenem Verhältnis zu der dargestellten Sache stehen: die Farben, die Zeichen, entsprechen den Gegenständen wirklich, die aufeinander folgenden Worte aber sind nur ein angenommenes Hilfsmittel, um die Wirkung der Dichtkunst hervorzurufen, die innere Vorstellung des Ausgesprochenen. In dieser

Beziehung, Wirkung im Raume, ſteht nur die Tonkunſt der bildenden Kunſt gegenüber, weil ſie reine Wirkung durch die Zeitfolge hat. Wie bildende Kunſt im und durch den Raum, Tonkunſt in und durch die Zeitfolge, ſo wirkt die Dichtkunſt durch die Kraft, dies iſt ihr wahres Weſen. Demnach wirkt ſie ſowohl im Raume, indem ſie durch den Sinn ihrer Worte für die Phantaſie Bilder der Gegenſtände entſtehen läßt, als in der Zeit, indem ſie ihre Vorſtellungen einander folgen und zu einem Ganzen werden läßt. Aus dem Succeſſiven, dem Aufeinanderfolgen der Worte und Töne in der Dichtung kann weder erklärt werden, wie durch die Dichtung anſchauende Erkenntnis, noch zuſammenhängende Vorſtellungen, noch eine aus Teilen ſich zuſammenſetzende Geſamtanſchauung hervorgebracht werden kann, denn die Rede iſt nur hörbar, die Töne hängen nicht zuſammen, und eine Folge von Tönen macht kein Ganzes, ſondern lediglich aus dem Sinn der Worte, alſo aus der inneren Kraft des Geſagten geht dieſe Wirkung hervor. Wenn Homer Gegenſtände, auf die es ankommt, den Wagen der Juno, den Bogen des Pandarus, den Schild des Achill, in ihrem Werden ſchildert, ſo hat er gar nicht die Abſicht, wie Leſſing meint, die einzelnen Züge dadurch zu einem Geſamtbilde zu vereinigen, dazu wären die Abſchweifungen, z. B. über die Herkunft des Bogens des Pandarus, wenig geeignet, die Darſtellung des Schildes viel zu umfangreich, ſondern er will nur eben echt epiſch die Bedeutung dieſer Gegenſtände klar machen, indem er von ihnen erzählt, ſie ſollen dadurch als bekannt oder bewundernswert vor uns ſtehen. Solche Nacheinander ſind alſo bei Homer keine Kunſtgriffe, die Bilder erſetzen ſollen, ſondern ſie „ſind Weſen ſeines Gedichts, ſie ſind Körper der epiſchen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen". „Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, ſo ſchildert er's, wenn es auch ein Therſites ſein ſollte." „Fortſchreitung iſt die Seele ſeines Epos." Stets muß die Dichtung energiſch wirken, „nie in der Abſicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl ſucceſſive) zu liefern, ſondern daß ſchon während der Energie die ganze Kraft empfunden und werden müſſe." Die Dichtung ſoll weder aufs Ohr noch aufs Gedächtnis, ſondern auf die Vorſtellung wirken, ihr Mittelpunkt iſt „Wirkung auf unſere Seele, Energie." Malerei nimmt ſowohl ihre Gegenſtände, die Körper, „aus" dem Raume, als ſie auch durch die Darſtellung räumlicher Eigenſchaften, Sichtbarkeit und Geſtalt, alſo „im" Raume wirkt. Die Dichtung kann das letztere nicht, wohl aber kann ſie das erſtere, d. h. Körper aus dem Raume ſchildern, und da die von ihr erweckte geiſtige Vorſtellung ein Anſchauen genannt werden kann, ſo kann die Dichtkunſt als Malerin der Phantaſie bezeichnet werden,

nur daß das Gemälde erst nach der Vollendung fertig ist, die Dichtkunst aber schon während ihres Verlaufes alles empfinden läßt durch Energie.

Man wird gewiß besonders diesem Abschnitt gegenüber anerkennen müssen, daß Herder, wenn er auch nicht, wie Lessing, den Künsten neue Bahnen anweist, doch in der Betrachtung der schon vorliegenden Kunstwerke sich feinfühliger als sein Vorgänger zeigt. Und auch in der thatsächlichen Berichtigung über Homer wird man ihm recht geben, denn in der That giebt Homer Beschreibungen, wenn es ihm geeignet erscheint, z. B. vom Garten des Alkinoos, von der Grotte der Kalypso u. a., freilich auch diese stets kurz und übersichtlich.

In den folgenden Abschnitten (20—25) spricht Lessing im Anschluß an die vorhergehende Betrachtung über die Darstellung des Schönen und Häßlichen in Malerei und Dichtung. Da körperliche Schönheit auf dem Zusammenstimmen nebeneinander liegender, auf einmal zu übersehender Teile beruht, so ist ihre Darstellung nur Sache der Malerei und bildenden Kunst. Beschreibende Schilderungen der Schönheit durch die Dichtung sind verfehlt. Trotzdem hat die Dichtung Mittel, die Schönheit darzustellen: sie muß entweder ihre Wirkung auf andere zeigen, wie Homer durch Helenas Eindruck auf die trojanischen Greise, oder sie muß die Schönheit in Reiz, d. h. in schöne Bewegung verwandeln, die Augen, den Mund, den Busen sich bewegen lassen. Auch die Häßlichkeit ist, weil aus dem Widerstreit verschiedener Teile bestehend, an sich eigentlich nicht Gegenstand der Dichtkunst. Gleichwohl schildert Homer das Häßliche an Thersites in seinen einzelnen Teilen. Er beeinträchtigt durch dieses Nacheinander die Wirkung des Häßlichen an sich, aber mit Absicht. Das Schöne sollte für sich allein wirken, das Häßliche aber braucht der Dichter hier nur als Unterstützung, um den Eindruck des Lächerlichen herbeizuführen, denn dieses entsteht durch die Mischung des Häßlichen mit der hohen, entgegengesetzten Anschauung von sich und mit dem Unschädlichen, während die Mischung des Häßlichen mit dem Verderblichen den Eindruck des Schrecklichen hervorruft, wie bei Shakespeares Richard III. Die Malerei kann das Häßliche darstellen, aber als schöne Kunst wird sie es nicht thun, denn im Gegensatz zur Nachbildung des Traurigen oder Furchtbaren ist beim Häßlichen und Ekelhaften der Gedanke, daß es bloß Vorstellung, nicht Wirklichkeit sei, nicht möglich, sondern der Eindruck an sich ist maßgebend. Auch die Befriedigung der Wißbegierde oder die etwaige Freude an der Übereinstimmung des Bildes mit seinem Gegenstand wird hier durch das Gefühl des Mißvergnügens erstickt. Deshalb ist es auch als Mittel, das Lächerliche oder Schreckliche zu erreichen, bedenklich. Beim Ekelhaften nun vollends, das nur die einer Empfindung fähigen Sinne des

Geſchmacks, Geruchs oder Gefühls angeht, iſt eine Erhebung darüber zu einer Art von Vergnügen gar nicht mehr möglich, alſo darf es von der bildenden Kunſt gar nicht, von der Dichtkunſt, weil durch wörtliche Darſtellung gemildert, nur mit großer Vorſicht verwendet werden (Philoktet, Qualen des Hungers). Entſprechend ſeiner oben dargelegten Anſchauung kann Herder natürlich auch mit dieſen Folgerungen über das Schöne und Häßliche nicht ganz einverſtanden ſein. Es kann, meint er, ſelbſt das Schildern körperlicher Schönheit, wie bei Arioſt, gerechtfertigt werden, wenn der Dichter z. B. eben die einzelnen ſchönen Züge anzugeben für nötig hielt und gar nicht beabſichtigte, ein Geſamtbild zu liefern. Auch Homer giebt einzelne ſchöne Körperteile an ohne Handlung und Bewegung. Wie ſollten übrigens manche ſchöne Körperteile, wie Naſe, Hals, Zähne, in Wirkung dargeſtellt werden? Der Haupteinwurf gegen Leſſing aber iſt: wenn Homer abſichtlich die Schönheit nicht geſchildert hätte, dann hätte er auch die Häßlichkeit in Therſites nicht geſchildert. Leſſings Entſchuldigung: weil er die Häßlichkeit dadurch abſchwächte, trifft ſeine Hauptſache nicht, daß doch immerhin hier ein Succeſives benutzt ſei, um ein Koexiſtierendes darzuſtellen. Und die andere Erklärung Leſſings, Homer benutze die Häßlichkeit nur als Mittel zum Zweck, ſpricht gar gegen ihn, denn offenbar kann der Dichter dann ſchöne Formen noch viel häufiger zu ſeinen Zwecken verwenden.[1]) Auch der Zweck, den Leſſing dem Homer bei Therſites unterlegt, iſt nicht genau bezeichnet: Therſites iſt perſönlich gar nicht lächerlich, ſondern ſchlecht, nur daß ſeine Sache ſchlecht ausläuft. Er iſt für den Dichter vielmehr notwendig als Stimme des griechiſchen Pöbels. Ferner bemerkt er gegen dieſe Anſicht Leſſings von der Hervorbringung des Lächerlichen und Schrecklichen mit Hilfe des Häßlichen, daß einerſeits beides nicht jedenfalls häßlich ſein muß, und daß anderſeits das Häßliche zwar das Lächerliche, nicht aber das Schreckliche verſtärken kann, denn dieſem beigefügt verwandelt es den Schauder (über das Schreckliche) in Unwillen, Abſcheu (über das Häßliche). Schließlich fügt Herder noch feinere Unterſcheidungen über das Ekelhafte hinzu: der Ekel, den Leſſing bei der Empfindung des Häßlichen überhaupt annimmt, kommt wohl nur dem Geſchmack- und durch ihn dem Geruchſinn zu, beim Gefühl kann man wohl nur von Widrigkeit, beim Gehör von Überdruß ſprechen. Auch der Geſichtsſinn ruft wohl eher nur Schauder und Widrigkeit hervor; wenn ſich dabei Ekel einſtellt, ſo geſchieht dies nicht durch den

1) Der einfachſte Grund für den Unterſchied der Behandlung iſt wohl der, daß Schönheit auf höchſter Regelmäßigkeit beruht, Häßlichkeit auf Widerſpruch gegen die Regel. Das Regelmäßige aber läßt ſich viel ſchwerer und oft gar nicht anziehend darſtellen, das Gegenteil leicht.

ſinnlichen Eindruck, ſondern durch eine Gedankenverbindung, die zum Geſchmackſinn führt. Ebenſo bei den übrigen Sinnen. Hieraus folgt: Der Ekel kommt nicht allen dunkeln Sinnen zu, Widerwille gegen Häßliches iſt nicht = Ekel, alſo iſt auch das Verhältnis der Dichtkunſt zu dem Häßlichen und Ekelhaften nicht gleich. Das Häßliche zur Erregung des Lächerlichen zu brauchen, iſt dem Dichter erlaubt, dem Maler, der nur das Äußere darſtellen kann, kaum. Das Schreckliche kann der Dichter nicht dadurch verſtärken, nur Abſcheu kann er damit erregen. Daher kann der Maler es kaum brauchen. Das Ekelhafte als Hauptwirkung iſt auf alle Fälle zu unterlaſſen.

Die Schlußabſchnitte (26—29) des Laokoon, wie die des Erſten kritiſchen Wäldchens kommen für unſere Zwecke nicht in Betracht.

Blicken wir auf den bisher wiedergegebenen Inhalt beider Schriften zurück, ſo werden wir wohl kaum umhin können, Herders Lehren in den meiſten Punkten als weſentliche Ergänzungen und Verbeſſerungen der Leſſingſchen Sätze zu betrachten. Vor allem in dem wichtigſten Satze über den Unterſchied der Malerei und Dichtkunſt werden wir Herder recht geben müſſen. Bedeutet doch ſeine dem Ariſtoteles nachgebildete Anſchauung eine entſchieden tiefere Auffaſſung der Dichtkunſt, und ſpricht doch auch der äußere Erfolg für ſie, denn die Dichtkunſt hat trotz Leſſing durchaus nicht auf Beſchreibungen verzichtet, wie beim Unterricht ja ſogleich an „Hermann und Dorothea" nachzuweiſen iſt. Es iſt hier nicht der Ort, weitere Unterſuchungen über Leſſings Werk mitzuteilen oder ſelbſt anzuſtellen, nur mit einem Worte ſei darauf hingewieſen, daß auch Goethe in ſeinem Aufſatze „Über Laokoon", der ſich eingehend nur mit der künſtleriſchen Bildung und Anordnung der Gruppe beſchäftigt, mehr auf die Seite Herders ſtellt, wenn er am Schluß eine Vergleichung dieſes Bildwerks mit der Erzählung Vergils als höchſt „ungerecht" abweiſt, da dieſe nur als Überredungsmittel diene und daher abſichtlich übertrieben ſei, jenes aber in ſich ſelbſt geſchloſſen und vollendet ſei. — Sollte endlich im Unterricht doch auch im Anſchluß an die letzten Abſchnitte des Laokoon ſich die Frage aufdrängen, in welchem Verhältnis die bildende Kunſt der Neuzeit zu dieſen Vorſchriften Leſſings und den darin mit ihm übereinſtimmenden Anſchauungen unſerer klaſſiſchen Dichter ſtehe, ſo iſt es wohl ebenſowenig ratſam, ſich dieſer neuen Richtung gegenüber einfach ablehnend zu verhalten, als ſie, beſonders auf höheren Schulen, die doch die Ehrfurcht vor den Schöpfungen des Altertums nicht verlieren ſollen, als die allein ſelig machende zu preiſen. Es wird gewiß auch hier möglich ſein, einen Mittelweg zu finden, zu zeigen, daß die neue Kunſt, berauſcht vor allem von den Wirkungen des Lichtes, dieſe Wirkungen gerade mit Vorliebe dort zu offenbaren ſich

bemüht, wo die bisherige allein den Gegenstand betrachtende Anschauungsweise nur Häßliches zu erblicken glaubte, und daß es denn doch auch ein anerkennenswertes Streben sei, in der Welt mit ihrem Elend und Jammer noch die Herrlichkeit Gottes zu sehen, den Himmel auch noch in der Pfütze sich spiegeln zu lassen. Ähnlich ist es mit der Bildhauerkunst: auch hier ist das Streben, sich liebevoll in die Natur zu versenken, sie selbst da noch als Herrin und Meisterin ehrfurchtsvoll nachzubilden, selbst da noch das Große und Schöne ihr zu entdecken, wo das nicht gebildete Auge sich zunächst abgestoßen fühlt, doch wohl im höchsten Grade anzuerkennen. So wird es ja wohl gelingen, davon zu überzeugen, daß auch diese Kunst in ihrer Art „den hohen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt", daß auch sie Anspruch darauf hat, ihre Werke als „schön" bezeichnet zu sehen: die von ihr geschaute Wahrheit ist schön dargestellt. Wenn sie freilich glaubt in der Wahl ihrer Gegenstände wahrer und gerechter zu sein als die alte Kunst, müßte man ihr widersprechen. Denn auch sie kann ja nur Aus- und Durchschnitte aus Natur und Menschenleben bieten, ob aber bei diesen das Schöne und Gute oder das Häßliche und Schlechte (nach dem bisherigen Geschmack) überwiegt, entscheidet wohl jeder nur nach seiner Gemütsart. Doch das sind Fragen, die nicht mehr hierher gehören. Ohnehin könnte die Betrachtung des Laokoon als zu ausgedehnt erscheinen, doch darf wohl zur Entschuldigung auf die große Bedeutung hingewiesen werden, die dieser Schrift Lessings im Unterricht beigelegt zu werden pflegt. Einige weitere Schriften Herders, in denen er noch z. B. das von Lessing im Laokoon nicht ausgeführte Verhältnis der Malerei zur Bildhauerkunst, sowie die Frage des „Schönen" u. a. behandelt, können hoffentlich bei einer andern Gelegenheit in dieser Zeitschrift besprochen werden.

Verhältnismäßig kürzer können wir uns über die Hamburgische Dramaturgie fassen. Folgende Abschnitte daraus werden für den Unterricht besonders in Betracht kommen: 1) 19., 23., 24., 29., 32., 34., 89. Stück. Den Stoff eines Dramas genau der Geschichte zu entnehmen, ist durchaus nicht notwendig, da schon nach Aristoteles der tragische Dichter sich nur soweit um die geschichtliche Wahrheit zu kümmern hat, „als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann," denn, sagt derselbe, die dramatische Dichtkunst sei insofern philosophischer als die Geschichte, als sie nicht das einzelne Ereignis, sondern die allgemeine Möglichkeit oder Notwendigkeit davon darstelle. Somit „ist die Geschichte für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind". Und nur diese Charaktere nimmt der Dichter aus der

Geschichte und muß sie heilig halten, alles Übrige kann er verändern. Nur dann kann einem dramatischen Dichter nachgesehen werden, daß er die Charaktere geschichtlicher Personen verändert, wenn er sie wieder durchaus in sich übereinstimmend darstellt, wieder Menschen erschafft, an denen wir sittlich lernen können. Den darzustellenden geschichtlichen Thatsachen gegenüber wird das dramatische Genie alles Ungefähr ausschließen und die Unwahrscheinlichkeit der überlieferten Thatsache durch seine Erdichtung zu heben suchen, der bloß witzige Kopf dagegen wird gerade das Unwahrscheinliche, Wunderbare, Ungeheuerliche häufen, und dies für das beste Mittel ansehen, Schrecken und Mitleid zu erregen. 2) 44.—46. Stück: Die Franzosen rühmen sich der strengsten Beobachtung der Aristotelischen Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung, aber Voltaire (und z. T. auch Corneille) macht sich die Regeln möglichst bequem und unbestimmt, um sie zu beobachten. Bei den Alten war Einheit der Handlung Hauptsache, die des Ortes und der Zeit nur die durch den Chor nötig gewordene Folge davon. Daher mußten sie jede Handlung möglichst einfach gestalten. 3) 69.—70. Stück: Die Vermengung des Possenhaften und Tragischen in den spanischen Dramen mag oft den Thatsachen entsprechen. Von diesem Gesichtspunkte aus verteidigt auch Wieland Shakespeares Art, das Komische in seine Trauerspiele einzumischen, sowie das lächerliche Ungeschick in den Haupt- und Staatsaktionen, ja den Hanswurst als durchaus berechtigte Nachahmungen der Wirklichkeit. Mit solcher Empfehlung des „Mischspiels" ließe sich freilich jedes Ungeheuer von Drama rechtfertigen. Nun mag zwar eine solche Vermischung der Natur der Erscheinungen entsprechen, aber sie widerspricht jedenfalls der unserer Seelenkräfte. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur ist als Schauspiel auch nur geeignet für einen unendlichen, alles umfassenden Geist. Unser menschlicher Geist aber sondert ab, faßt nur ein bestimmtes Gebiet ins Auge. Da nun die Kunst uns im Reiche des Schönen diese Absonderung, diese Richtung unserer Aufmerksamkeit erleichtern soll, so muß sie von dem Hauptgegenstande, hier dem Tragischen, trennen, was diesen Eindruck stört. 4) 74.—78. Stück: Aristoteles verlangt als Helden einen Menschen, der weder ganz tugendhaft noch ganz Bösewicht ist, da nur ein solcher, der unseresgleichen ist, unser Mitleid und unsere Furcht erregen kann. Denn „alles das ist uns fürchterlich," sagt Aristoteles, „was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde, und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde". Deshalb muß der leidende Held unsersgleichen sein. Beide Gefühle, Mitleid und Furcht, ergänzen sich also, müssen daher auch beide stets zusammen die Wirkung der Tragödie sein.

Obgleich somit die Furcht mit dem Mitleid unzertrennlich verbunden ist, erwähnt Aristoteles dennoch beide, weil er ja nicht bloß zeigen will, welche Leidenschaften erregt, sondern auch, welche durch die Tragödie gereinigt werden, eben Mitleid und Furcht. Durch sie ist auch die Form der Tragödie bedingt: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern (bei unmittelbarer Vorführung der Handlung) vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt," denn nur durch Gegenwärtigkeit des Leidens sind diese beiden Gefühle zu erregen. Diese Reinigung erstreckt sich also nicht auf die dargestellten, sondern auf die in uns erregten Leidenschaften, Mitleid und Furcht, sowie die ihnen verwandten: Teilnahme, Unlust u. s. w. „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln." Aber was jede am vollkommensten bessern kann, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung. Diese Reinigung der Furcht und des Mitleids besteht nach Aristoteles in ihrer Zurückführung und Verwandlung in die tugendhafte rechte Mitte zwischen zu viel und zu wenig Mitleid und Furcht.

Herder hat von allen hier zu berücksichtigenden Schriften Lessings dieser am wenigsten Eigenes gegenübergestellt. Er äußert sich über das Drama entsprechend seiner ganzen Natur nur wenig. Nur in einer Beziehung hat er Lessings Bemerkungen wesentlich vervollständigt und müßte wohl darin stets in der Schule zur Ergänzung der Hamburgischen Dramaturgie herangezogen werden: über Shakespeares Bedeutung. Diese hauptsächlich zuerst erkannt und in Deutschland auf sie aufmerksam gemacht zu haben wird ja immer das Verdienst Lessings bleiben, aber er ist doch in der Dramaturgie nicht über einzelne Andeutungen hinausgekommen: daß Shakespeare allein verstehe Gespenster darzustellen, wahre Leidenschaft vorzuführen, den Lehren des Aristoteles trotz scheinbarer Widersprüche besser Genüge leiste als die Franzosen. Herder erst giebt 1773 in der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst" einen zusammenfassenden Überblick über die Bedeutung Shakespeares. Die Hauptgedanken dieses auf die Dramaturgie Bezug nehmenden Aufsatzes „Shakespeare" sind folgende: Die griechische Tragödie entstand gleichsam aus Einem Auftritt des Chors, aus Zwischenreden des Dithyrambus. So erklärt sich als selbstverständlich, als durch den Ursprung gegeben, die Einfachheit der Fabel, das Erhabene des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Ortes und der Zeit. Die Handlung war so einfach, daß der Dichter eher Mühe hatte, Teile eines Dramas daraus zu bilden, das Drama bleibt bis Sophokles immer nur mehr ein Bild mitten im

Chor. Die Eine, einfache Handlung spielte natürlich an Einem Orte, vor Einem immer anwesenden Chor als Zuhörerschaft und ebenso in Einer zusammenhängenden Zeit. Also diese sogenannten Regeln liegen in der Natur der Sache, und die griechischen Dichter vereinfachen nicht den Stoff, sondern vervielfältigen notgedrungen. So thut auch Sophokles, dazu ziert er die Auftritte aus, erhält aber stets im Anblick des Ganzen, kurz er giebt der Handlung Größe, Umfang. Deshalb gerade knüpfte Aristoteles an Sophokles an, setzte in seine Neuerung, eine Handlung groß erscheinen zu lassen, das Wesen des Dramas, bemerkte aber, daß diese Größe, wie überhaupt die ganze Fabel sich nur nach der Einbildungskraft des Zuschauers zu richten habe, sonstige Einschränkungen über Länge, Zeit, Raum nicht möglich seien. — Die Franzosen haben trotz andrer Verfassung, Sitten, überhaupt andern Wesens doch das griechische Theater nachzubilden gesucht. Selbst wenn sie wirklich Aristoteles' Regeln richtig aufgefaßt hätten: wirklich griechisch ist ihr Drama doch nicht. Nur in einigen Äußerlichkeiten ist es ähnlich, in der Hauptsache ist es weder griechisch noch überhaupt tragisch: kein wirklicher Held, Rede von der Empfindung statt unmittelbarem Ausdruck dieser selbst, schöne Verse, aber nur zum Deklamieren, Zweck nur Vorstellung steifer, wohlanständiger Gesellschaft statt Erschütterung, Erregung. in gewissem Maß und von gewissen Seiten (wie Aristoteles will), also Illusion. Das französische Drama ist eine künstliche Nachäffung, ist nicht aus der Volksnatur erwachsen, daher ist es auch mit dem griechischen nicht zu vergleichen, das durchaus Nationalnatur war. — Dagegen ist das Drama des englischen Volkes, also Shakespeares, wirklich aus dem Volke, seiner Geschichte, seinen Umständen herausgewachsen. Alles Äußerliche ist daher verschieden, aber der Hauptzweck, Furcht und Mitleid, wird doch erreicht. Statt des Chores, der Einfachheit des Volkscharakters, der Sitten, der Überlieferung, der Sage fand Shakespeare Staatsaktionen und Marionettenspiele, verschiedene Stände und Sitten, vielfältige Geschichte, aber sein Schöpfergeist setzte dies entsprechend zu einem Ganzen zusammen, das wir, wenn nicht antike Handlung, so doch Aktion in späterer, oder Begebenheit, Ereignis in jetziger Ausdrucksweise nennen können. Sophokles zielt auf Einheit der Handlung, Shakespeare arbeitet auf das Ganze eines Ereignisses. Bei Sophokles Ein Ton der Charaktere, bei Shakespeare ein Zusammenklang aller Charaktere, Stände, Lebensarten: bei Sophokles Griechen, bei Shakespeare Menschen. Und doch beide Vertraute Einer Gottheit. Denn auch Shakespeare fügt die verschiedenartigsten Maschinen als blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines Bildes: man steht vor seinen Dramen wie vor einem Meer von Begebenheit. So z. B. im

Lear, im Othello. Natürlich stimmt auch Zeit und Ort zu der Illusion, die ja stets dazu nötig sind. Shakespeare ist auch hier der Meister, der stets zur Handlung die richtige Zeit, die angemessenste Örtlichkeit findet; so im Makbeth, im Hamlet u. a. Das Eigenartige jedes Stückes prägt sich auch in Ort und Zeit aus, nichts läßt sich aus einem Stücke wegnehmen oder tauschen. Durch diese Individualisierung erst wird der volle Eindruck der Wahrheit, Wirklichkeit erreicht. Man sieht, Shakespeares Riesengeist durchdringt die ganze, mannigfaltige Welt und bleibt dadurch der Natur treu, während Sophokles ihr dadurch treu blieb, daß er die Handlung Eines Ortes und Einer Zeit bearbeitete. So sind beide gerade da einander gleich, wo sie am meisten verschieden scheinen. Überhaupt ist das Geschwätz von Raum und Zeit nur einem französischen Pedanten möglich. Wie man so oft im Leben durch lebhafte Erregung des Gemütes das genaue Gefühl für Ort und Zeit verliert, so müssen uns auch einem wahren, ergreifenden Kunstwerk gegenüber diese Begriffe vollständig schwinden: nur der Ort und die Zeit noch gelten, die der Dichter angenommen haben will. So ist Shakespeare auch im Fortschreiten der Zeit Meister nach der Natur: langsam beginnen seine Begebenheiten, je weiter sie aber vorrücken, um so schneller wird der Gang, bis endlich, wenn der Leser ganz befangen ist in der Vorstellung, er kühn gleichsam das Maß der Zeit ganz aufgiebt, die Welt zusammenstürzen läßt.

Erst im Jahre 1802 spricht sich Herder in einem Aufsatze seiner „Adrastea" nochmals über Shakespeare und das Drama im allgemeinen aus, auch hier geistreich, aber bekanntlich war er in der letzten Zeit seines Lebens mit der Entwickelung der Philosophie wie der Dichtkunst gleich unzufrieden, die Folge davon ist, daß auch in diesem Aufsatz sich gelegentlich bittere Anspielungen, besonders auf Schiller, finden und daß er überhaupt einen zu engbegrenzten Standpunkt darin einnimmt. Da er jedoch in dem Aufsatz deutlich auf Lessing zurückgreift, so muß auch sein Inhalt hier kurz angegeben werden: Das griechische „Heldenspiel" war ganz Melodrama, denn der Chor blieb seine Stütze. Ein Grieche würde unser Drama kalt finden und vor allem den geistigen Grundton vermissen: den Kampf der Leidenschaften unter dem Willen des Schicksals, ein Auseinanderklingen, das mit einem beruhigenden Zusammenklang schloß, durch den man sich zum Hören des Fortklangs eingeladen fühlte. Die Melodie der Handlung, Richtmaß, Zweck ist jetzt aus dem Drama verschwunden. Die Forderung des Aristoteles von der Reinigung der Leidenschaften ist in allen Stücken des Äschylus und Sophokles wirklich vollendet, und zwar ist es eine heilige Vollendung, die Gemüter sind gereinigt durch den Hinweis auf das Schicksal, auf den Zu-

ſammenhang der Begebenheiten des menſchlichen Lebens, den das Verhängnis webt. Der Grieche fragt nicht: Warum trifft den oder jenen Menſchen das Schickſal? ſondern: Wenn und weil es ihn trifft, wie iſt es zu ertragen? Und die Antwort giebt eben das Drama. Das neuere Drama dagegen erregt nur nutzlos die Leidenſchaften, ohne ſie durch den Hinweis auf das Schickſal zu berichtigen. Und doch hat der Dichter die ſittliche Pflicht, die Leidenſchaften zu reinigen, den Weg des Rechtes zu zeigen. Freilich darf er dabei das Schickſal nicht falſch als ſchadenfrohe Macht, als plumpen Zufall, und die Menſchen nicht als unempfindlich hinſtellen: Ariſtoteles ſchon verlangt, daß alles natürlich zugehe, die Meinungen und Sitten der Menſchen auch die Quelle ihrer Handlungen, ihres Glücks und Unglücks werden. Doch müſſen dieſe Charaktere unter der Macht des Schickſals wirken. So muß Göttliches im Menſchlichen offenbar werden. — Shakeſpeare kann, wenn man die Griechen Dichter ihres Heldencyklus nennt, der Dichter des Weltencyklus heißen. Was hält er vom Schickſal? Im Hamlet wird der Held nicht durch Feigheit, ſondern durch metaphyſiſche und Gewiſſensſkrupel am Handeln verhindert. Das Schickſal hindert ſeine vorzeitige Vernichtung durch den Böſewicht und läßt ihn endlich mit reiner Hand den Vater rächen. So iſt in dieſem Drama menſchliches Fühlen und Fügung des Schickſals aufs ſchönſte verbunden. Auch im Makbeth führt das Schickſal, aber auch wieder durch den Charakter des Helden. Und wie meiſterhaft kehrt der Dichter dabei das Innere nach außen! Zu jedem innern Ereignis ſtimmt die ganze Natur. So zeigt ſich das weltumfaſſende Verhängnis auf die einzelnen Punkte zuſammengezogen. Und dabei iſt jedes Stück ſo eigen, als wäre es eine Welt für ſich; nichts kann man anderswohin verſetzen: Hamlet und Makbeth, beide der Geiſterwelt zugekehrt und doch grundverſchieden. „In allen Stücken Shakeſpeares erſcheint dieſelbe hohe Verknüpfung der Begebenheiten, die über Menſchenwahn hinausreicht, zu der Menſchen aber nach ihren Geſinnungen und Meinungen, nach ihren Neigungen und Leidenſchaften mitwirken". Sobald der Held den erſten Schritt thut, iſt die Sache entſchieden. — Dieſe Fügung des Schickſals uns deutlich vorzuführen iſt die Aufgabe des dramatiſchen Dichters. Sie iſt erfüllt von Leſſing in ſeinem Nathan dem Weiſen, in dem uns zuletzt die höchſte Lehre des reinſten Schickſals geboten wird: Ihr Menſchen, vertragt euch, denn ihr ſeid Menſchen! Ebenſo wirkt das Schickſal in Emilia Galotti zu einer wichtigen Erkenntnis. Nur ſo iſt Ariſtoteles' Wort zn verſtehen, daß die Dichtung philoſophiſcher ſei als die Geſchichte, weil ſie im Beſondern das Allgemeine anſchaulich mache. Die franzöſiſche Tragödiendichtung hat aber den Standpunkt vollſtändig gewechſelt. Sie wägt nicht mehr,

wie die griechiſche und engliſche, die Thaten der Helden mit der Wage des Schickſals, der Wahrheit, ſondern ſie erhebt und empfiehlt die dargeſtellten Leidenſchaften, ſowohl die noble passion des Ehrgeizes, als die belle passion der Liebe. Damit ſchwächt ſie ſich und dem Zuſchauer das wahre ſittliche Gefühl und macht die Bühne zum Schauplatz einer Sittlichkeit und eines Geſchmackes nach Übereinkunft, alſo der Unnatur. Natürlich darf der Hinweis auf das Schickſal und die wahre Sittlichkeit nicht zu einem göttlichen Strafgericht im Drama geſtaltet werden, ſondern das Verhängnis zeige ſich nur, wie wir Menſchen es kennen. So ſind, ſchon nach Ariſtoteles, weder ganz gute noch ganz ſchlechte Menſchen im Drama zu verwenden. So zeige der Dichter, daß äußeres Glück nicht immer auch inneres iſt und umgekehrt; jedenfalls aber bringe er die Handlung zu einem Ruhepunkte. Dies letztere iſt die Urſache der griechiſchen Trilogien: das Gemüt verlangte einen Abſchluß. Ebenſo iſt's bei Shakeſpeare mit den einzelnen Stücken. Auch nehme der Dichter nicht gerade den allerwiderwärtigſten Stoff: Schlimmes erfahren wir im Leben genug. „Das Gute richtet auf, nicht das Schlechte". Dann beſchränke ſich der Dichter auf das Diesſeits, doch kann in dem Charakter der Perſonen genug Hoffnung auf das Jenſeits gegeben werden; nur in ſich trägt jeder die Anwartſchaft darauf. Rührung iſt kein Endzweck der Bühne, wir ſollen vielmehr lernen, wo wir mit Recht weinen, zürnen, handeln, uns beruhigen ſollen. So hat das Drama das höchſte Ziel: menſchliche Leidenſchaften ordnet es nach Schickſalsfügung, um uns durch Furcht für uns und Mitleid für andre zu läutern und zu beſſern. Denn Furcht und Teilnahme ſind doch die größten Beweggründe des Herzens, und das Trauerſpiel iſt daher die menſchlichſte aller Dichtungsarten, da es dieſe Triebfedern am ſtärkſten gebraucht. Und mit der Furcht zugleich werden alle die Leidenſchaften gereinigt, die zu unſerer Erhaltung nötig ſind: Ehrgeiz, Neugierde, Übermut u. ſ. w. Beim Mitleid lernen wir, mit wem, worüber und wie ſehr wir Teilnahme haben ſollen. Den unterſten Grad, menſchenfreundliche Geſinnung (Philanthropie), ſind wir allen ſchuldig, auf ſie wirkt alle Ausbildung. Das Trauerſpiel allein bewirkt den höchſten Grad, das Mitleid. Dies gebührt natürlich nur dem Würdigen, und die neueren Dichter, die uns mit Hilfe dieſes wirkſamſten, edelſten Mittels verführen, es Unwürdigen, die ihr ſchlimmes Geſchick lediglich ſelbſt verſchuldet haben, zu ſchenken, ſind tragiſche Kuppler. Das Drama ſoll alles Unlautere unſeres Weſens beſeitigen, Zufriedenheit mit ſich und dem Schickſal, beſcheidene Achtung ſeiner ſelbſt, hilfreiche Teilnahme für andre lehren, nicht aber böſe Eigenſchaften mit falſchem Schimmer umkleiden. Je geordneter und geſitteter die Menſchen werden, um ſo weniger ſind furchtbare Thaten

zu erwarten, um so weniger wahrscheinlich finden wir das Grausame, Harte auf der Bühne. Dennoch ist diese Frakturschrift der dramatischen Dichtung als die wirksamste beizubehalten. Aber daneben ist das bürgerliche Trauerspiel sehr wohl berechtigt, denn einmal braucht die äußere Form eines tragischen Geschickes nicht notwendig erhaben zu sein, anderseits stehen uns diese Gestalten mittlerer Kreise menschlich näher. Auch die „weinerliche Komödie" ist berechtigt.

Fassen wir diese beiden Schriften Herders zusammen, so finden wir ihn in den meisten Fragen auf den Bahnen Lessings wandelnd. Neu ist hauptsächlich seine Ableitung der Unterschiede des Sophokleischen und Shakespeareschen Dramas aus der Natur ihres Volkes und ihrer Stoffe. Neu ist u. a. auch die Begründung der Regel von Raum und Zeit, daß beide sich nach dem Kunstwerk zu richten haben, aber nicht nach der äußerlichen Beschaffenheit des Zuschauers, wie es die bisherige Kunstwissenschaft wollte. Dagegen entspricht wieder Lessings Anschauung die Betonung der Sittlichkeit, der sittlichen Belehrung und Besserung durch das Drama. Teilt man diese Ansicht, so muß man ihm auch wohl, abgesehen von der Schroffheit des Tones, recht geben in der Beurteilung Schillers. Denn es ist unleugbar, daß Schiller stets für seine Helden Partei ergreift, daß er dem vernichtenden Schicksal unrecht giebt und insofern das Urteil über das Verhältnis des Menschen zu den höheren Mächten verwirren kann. Aber es ist ja bekannt, daß auch schon Lessings Lehre von der notwendigen sittlichen Wirkung des Dramas sich nicht unbedingt auf Aristoteles stützen kann. Ist es doch jetzt wohl größtenteils anerkannt, daß dieser mit seiner Katharsis in erster Linie eine ästhetische Reinigung gemeint hat, indem durch die Furcht und Mitleid erweckende Handlung ein Gefühl der Erleichterung von dem vorher darauf lastenden Drucke, verbunden mit dem der Beruhigung, eintrete. Ob damit auch eine sittliche Reinigung der beiden Leidenschaften verbunden sein muß, unterliegt bekanntlich auch jetzt noch dem Streite unter den Dichtern so gut wie unter den Beurteilern. Da hier nur das Verhältnis Herders und Lessings betrachtet werden soll, so kann auf diese wichtigste aller inneren dramatischen Fragen nicht weiter eingegangen werden, ebensowenig wie die übrigen neueren Untersuchungen über die Stelle des Aristoteles mitgeteilt und betrachtet werden können.

Dagegen ist hier wohl der geeignetste Platz, darauf hinzuweisen, daß Herder auch ein Drama Lessings etwas ausführlicher, allerdings auch nur in einzelnen Bemerkungen, beurteilt hat: In den „Briefen zur Beförderung der Humanität" bespricht er 1794 Lessings Emilia Galotti. Er findet nur den am Ende des Dramas entstehenden Ausblick in die Zukunft schrecklich, im übrigen spricht er sich über die

Charakterzeichnung durchaus lobend aus. Im Prinzen sei, entsprechend der Vorschrift Diderots, der Stand und zugleich der Dramaturgie entsprechend, ein Einzelcharakter gezeichnet. Erst dadurch, daß ein Mensch so in beiden Beziehungen von allen Seiten vorgeführt werde, könne das Drama das Statthafte und Unstatthafte eines Wesens deutlich machen und Leidenschaften und Grundsätze berichtigen. Auch die weiblichen Charaktere seien richtig gezeichnet. Emilias Furcht vor der Bezauberung des Prinzen, die Einmischung der Religion, „um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen," sei durchaus angemessen. Ihre Handlungsweise sei ebenso wie die des Vaters aus der Verwirrung solcher Charaktere durch solche Umgebung zu erklären. Den Schluß der Betrachtung bildet dann wieder der Wunsch, daß die Bühne zu sittlicher Erhebung der Menschheit beitragen möchte.

Auch über das Lustspiel hat sich Herder in der „Adrastea" 1802 in Form eines Gesprächs geäußert, natürlich von denselben Grundsätzen ausgehend wie beim Drama. Der Gedankengang dieses Gesprächs ist: Auch beim Lustspiel muß sich das Schicksal zeigen, daher muß es ebenfalls vor allem eine Fabel haben, bloße Charakterkomödien sind ebenso verfehlt, wie Charaktertrauerspiele. Der Charakter muß der Fabel dienen, d. h. der Charakter muß ein Beweggrund der Fabel und diese ein Abglanz des Charakters werden; Handlung ist aber immer das erste Erfordernis. Augenblicke der Handlung prägen sich leicht dem Gedächtnis ein und haben lange als Lustspieleinfälle Bestand, die Lustspielcharaktere dagegen veralten sehr schnell. Das Schicksal im Lustspiel ist genau so ernst wie das der Tragödie, die Vernunft muß das Wesen und den Verlauf der Fabel ersinnen. Also muß sie alles Ungehörige wegwerfen, zuvörderst alle Laster, denn dieses ist strafbar, nicht lächerlich. Schon Aristoteles sagt, daß nur Fehler, die nicht schädlich sind, Gegenstand des Lustspiels sein können, so auch nur das unschädliche Häßliche. Denn das Lustspiel soll uns lachen lehren, soll zeigen, was des Lachens wert ist, daher darf es nichts als lächerlich vorstellen, was nicht verdient belacht zu werden. Natürlich ist hier das rein menschliche, unbefangene Lachen gemeint. Also dieses am richtigen Orte anzuwenden lehrt das gute Lustspiel. Das Lüsterne, grob Sinnliche gehört daher ebenfalls nicht hinein. Gegenüber der dieses bevorzugenden Lüsternheit gebrauche es vielmehr selbst Hohn und Spott. Die französischen Parodien sind daher die beste Kritik derartiger Stücke. Das Schicksal des Lustspiels hat nun darin zu bestehen, daß Thorheit als Thorheit gezeigt wird und ihren Lohn als Thorheit findet nach dem Muster der Natur, denn auch diese fügt sie zurecht, bringt sie in Ordnung durch Folgen. Wird die Thorheit durch ihre Folgen nur im

Spiegel der Vernunft gezeigt, so entsteht die einfache Fabel, wird sie den Thorheiten anderer entgegengesetzt, sodaß eine Intrigue entsteht, so ist dies eine zusammengesetzte Fabel. Wie die Thorheit in der richtigen Weise gestraft wird, zeigt das Lustspiel ebenfalls. Dieses Bemerken der Fehler anderer, wozu das Lustspiel anleitet, soll natürlich vor allem zu unserer eigenen Besserung dienen. Auch die richtigen Abstufungen des Scherzes zeigt das Lustspiel. Ganz verfehlt ist es, allgemeine Gestalten des Lustspiels in einzelne bestimmte Personen umdeuten zu wollen. Dagegen ist es dem Dichter wohl erlaubt, Thorheiten eines bestimmten Standes, einer Nation, einer Religion als solche darzustellen, weil sie nicht persönlich sind. Am Stoff sowohl der Charaktere wie der Begebenheiten wird es sonach dem Dichter nie fehlen.

Können wir diese Bemerkungen Herders über das Drama nicht gerade als grundlegende betrachten, so sind dagegen seine kleinen Aufsätze, mit denen er die in der Einleitung genannten Lessingschen berichtigt, meistens von einschlagender Bedeutung. Es sei auch hier gestattet, der Vergleichung wegen, zuerst kurz den Inhalt der Abhandlungen Lessings, dann etwas ausführlicher den der entsprechenden Schriften Herders anzugeben.

In seinen „Abhandlungen über die Fabel" erklärt Lessing zunächst, daß er nur von der sogenannten Äsopischen Fabel sprechen wolle: Diese ist entweder einfach, wenn die Lehre der Erzählung als allgemeine Lehre hingestellt wird, oder zusammengesetzt, wenn die sich ergebende Lehre gleich wieder auf einen besondern Fall, der erzählt wird, angewendet wird. Die bisherigen Begriffsbestimmungen der Fabel durch De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind zu verwerfen. Die Fabel ist vielmehr ein allgemeiner moralischer Satz, auf einen einzelnen als Wirklichkeit dargestellten Fall so zurückgeführt, daß er ganz darin zu erkennen ist. Der einzelne Fall muß zugleich als wirklich geschehen dargestellt werden, denn wenn als bloß möglich, entsteht das Beispiel, die Parabel. Auch überzeugt nur das Wirkliche lebhafter, erreicht nur die anschauende Erkenntnis den höchsten Grad der Lebhaftigkeit, wirkt also auch am stärksten auf den Willen. — Entgegen Breitinger, der die Anwendung der Tiere in der Fabel aus dem Bestreben herleiten will, dadurch den Gegenstand wunderbarer, also wirksamer zu machen, ist vielmehr zu bemerken, daß die Tiere verwendet werden, weil ihr Charakter stets feststeht und allgemein bekannt ist, sie also für das schnelle Verstehen der Fabel unerläßlich sind, während geschichtliche Menschen nur wenigen ganz bekannt, andere Wesen meist allen unbekannt sind. Nebenbei machen Tiere den Vergleich in der zusammengesetzten Fabel zwischen dem wahren (menschlichen) und dem erdichteten (tierischen)

Falle anziehender. Endlich verhindern ſie die dem lehrhaften Zwecke der Fabel ſchädliche Erregung der Leidenſchaften, die ſich bei der Anwendung von Menſchen leicht einſtellt. — Weder die Einteilung des Aphthonius in vernünftige, wo der Menſch, ſittliche, wo unvernünftige Weſen, vermiſchte, wo beiderlei Weſen handeln, noch die des ihm folgenden Batteux, der die Anwendung höherer Weſen damit beſeitigen will, noch die Wolfs, der die erſte Einteilung mit alleiniger Beziehung darauf, ob die Prädikate den Subjekten zukommen oder nicht, anwendet, noch endlich die Breitingers, die wieder vom Wunderbaren ausgeht, iſt ausreichend. Leſſing teilt ein: 1. vernünftige Fabeln, deren Fall ſchlechterdings möglich iſt (der Blinde und der Lahme), 2. ſittliche, wenn er nur unter gewiſſen Vorausſetzungen möglich iſt, und zwar: a) mythiſch-ſittliche, wenn die Subjekte vorausgeſetzt werden müſſen (Fabeln mit Göttern, allegoriſchen Weſen, Geiſtern u. dgl.), b) hyperphyſiſch-ſittliche, wenn die Eigenſchaften, Thätigkeiten der Subjekte in höherem Grade angenommen werden (Wolf und Lamm), 3. vermiſchte, wenn z. T. ſchlechterdings, z. T. nur unter Vorausſetzungen möglich: a) vernünftig-mythiſch: der Greis und der Tod, b) vernünftig-hyperphyſiſch: der Jäger und der Löwe, c) hyperphyſiſch-mythiſch: Jupiter und das Kamel. — In der Nachbildung der menſchlichen Natur bei den Tieren darf der Fabeldichter gehen, ſoweit es für ſeinen Lehrſatz nötig iſt, braucht ſich nicht auf niedrigere, einfache Äußerungen der Vernunft zu beſchränken. Nur muß der betreffende Tiercharakter beſtehen bleiben. — Wenn die Äſopiſche Fabel kurz iſt, ſo geſchieht dies nicht um der angeſtrebten Einfachheit der Tierwelt willen, wie die ebenſo kurzen Menſchenfabeln beweiſen, ſondern weil bei größerer Länge die Einheit des moraliſchen Lehrſatzes verloren gehen würde. (Deshalb verlangen wir auch vom epiſchen und dramatiſchen Dichter nicht eine einzelne Hauptlehre.) Wollte man eine lange Äſopiſche Fabel dichten, ſo müßte jeder Teil eine Lehre für ſich und alle zuſammen eine Hauptlehre geben. Danach iſt „die Geſchichte des alten Wolfs“ gedichtet. — Wenn anders Äſop ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben hat, ſo that er dies ſicher in der äußerſten Kürze und Schärfe des Ausdrucks. Seit Lafontaine iſt die witzig, zierlich und weitſchweifig erzählende Fabel üblich geworden. Dadurch iſt die Fabel aus einem Teile der Philoſophie und Redekunſt zu einem Teile der Dichtkunſt geworden. Batteux hat ſogar die empfehlenswerten Zieraten und Ausſchmückungen genau geordnet. Alle ſind vom Übel, denn da die Fabel eine moraliſche Wahrheit beweiſen ſoll, ſo muß ſie auf einmal zu überſehen, alſo ſo kurz als möglich ſein. Deshalb wählte Leſſing auch Proſa für ſeine Fabeln, da Verſe ihn zu einer gewiſſen Breite verleitet haben würden. — Die beſte Erziehung zum

Genie wäre es, die Knaben Fabeln erfinden zu lassen durch das „Prinzipium der Reduktion", d. h. der Beziehung des einzelnen Falles auf allgemeine Wahrheiten. Dies setzt aber umfassende Kenntnisse voraus. Daher ist eine empfehlenswerte Vorstufe zu diesem Erfinden das Finden von Fabeln aus den schon vorhandenen, indem man letztere eher abbricht oder einzelne Umstände abändert. So hat Lessing selbst einen großen Teil der Fabeln seines 2. Buches gebildet.

Herder hat seine Ansicht über die Fabel dreimal ausgesprochen: a) In den Zerstreuten Blättern, 4. Über Bild, Dichtung und Fabel, III, Von der Äsopischen Fabel, b) in der Adrastea, 2, 5, c) in der Zweiten Sammlung der Fragmente, 6. (diese letzte Abhandlung fand sich nur im Nachlaß). Am ausführlichsten und gründlichsten ist die zuerst genannte Abhandlung, die im folgenden zu Grunde gelegt werden soll. Ihr Gedankengang ist: Da der Mensch durch seine dichterische Begabung alles um sich nach seinem Maße sieht, ihm menschliche Gefühle und Fähigkeiten beilegt, so war die Fabel Äsops gegeben, sowie er aus diesen Anschauungen Erfahrungssätze, Lebensregeln ableitete. 1. Warum handeln Tiere darin? Weil die Tiere dem Menschen sowohl in ihrer lebendigen Bildung am ähnlichsten, als auch im Umgang am nächsten sind, besonders bei noch geringerer gesellschaftlicher Entwickelung. Also weder Breitingers Wunderbares, noch Lessings Beständigkeit der Charaktere sind daran schuld, sondern die Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit der Analogie. Abh. b (s. o.) bemerkt noch: Daß, wie Lessing sagt, die Tiere für die Fabel auch bevorzugt werden, um die Erregung der Leidenschaft zu vermeiden, stimmt nicht: wir hassen in den bösen Tieren mit der Empfindung der Kindheit alle bösen Geschöpfe und lieben und bemitleiden in den guten Tieren alle guten. Also die Leidenschaft wird auch so erregt. 2. Wie müssen die Tiere handeln, als Tiere oder Menschen? Die Tiere müssen als Tiere aber menschähnlich sprechen, bei zu großer Annäherung an den Menschen würde, weil die bezeichneten Tiere ihren Charakter nicht beibehielten, die sinnliche Anschauung, die Natürlichkeit zerstört, man könnte sich wundern, warum zu dieser untierischen, feinen Weisheit die Maske der Tiere gebraucht würde. Die obengenannte zweite Abhandlung fügt über diesen Punkt hinzu, daß auch Lessings Fabeln oft an zu menschlichem Scharfsinn der Tiere litten. 3. Wie weit erstreckt sich das Gebiet der Fabel außerhalb der Tierwelt? Soweit als der Fabeldichter es vermag, den dargestellten Wesen Lebhaftigkeit und Klarheit genug zu geben, um die beabsichtigte Lehre anschaulich zu machen. Auf das Geschick des Dichters kommt es also an, seine Wesen so handeln zu lassen, daß sie die Lehre als eine notwendig aus ihrer Natur folgende darstellen. Demnach sind eigentlich die Ein-

teilungen in mythische, hyperphysische u. s. w. überflüssig, für die Hauptaufgabe der Fabel sind alle die Wesen gleich. Selbst Gedankenwesen können auftreten, wenn der Dichter versteht, ihnen Anschaulichkeit zu geben. 4. Was wird uns in der Fabel anschaulich gemacht, ein Erfahrungssatz oder eine Sittenlehre? Entschieden höchst selten das letztere, fast stets das erstere, wie es auch schon die Natur der dargestellten Tiere mit sich bringt, die übrigens keine Muster menschlicher Sittlichkeit sind. Äsop dichtete für bestimmte Fälle, gab also für diese Erfahrungslehren. Hieraus folgt zugleich, daß Lessings Unterscheidung von einfachen und zusammengesetzten Fabeln eigentlich verfehlt ist: bei jeder Fabel muß, wie eine Anzahl der ältesten Fabeln beweist, ursprünglich die thatsächliche Lage, auf die sie gemünzt war, ausgesprochen oder wenigstens bekannt gewesen sein, einfache Fabeln giebt es also eigentlich nicht. So sollte auch eigentlich jede Fabel jetzt noch sein, erst dadurch wird ihre Lehre für uns lebendig. Und so wäre es erzieherisch eine noch bessere Art, die Klugheit zu bilden, wenn man die Knaben, statt sie mit Lessing neue Fabeln erfinden zu lassen, lieber anhielte, zu den Fabeln genau entsprechende Fälle des Lebens zu erdichten. Übung der Analogie ist die nützlichste Bildung menschlicher Seelenkräfte. Erst so würde der eigentliche Zweck der Äsopischen Fabel, für das Leben zu bilden, erreicht. In der Abhandlung b (siehe oben) teilt Herder im Hinblick auf die Natur, die sie lehren sollen, die Fabeln ein in: 1. theoretische, intellektuelle, die eine Thatsache des gewöhnlichen Weltlaufs lehren und dadurch den Verstand, die Weltklugheit bilden. (Wolf und Lamm.) 2. sittliche, die das Grundgesetz der Natur von dem Streben des einzelnen nach Erhaltung seiner Gattung, von der dem Ganzen sich aufopfernden Liebe, den Pflichten gegen einander und dergleichen lehren (Zikade, Ameise und Grille). 3. Schicksalsfabeln, welche höhere, über den regelmäßigen Gang der Natur hinausragende Fügungen einer höheren Macht zeigen (Zeus und das Pferd). 5. Muß die Handlung der Fabel nur eine Folge von Veränderungen oder wirkliche Handlung, d. h. Veränderung der Seele mit Wahl und Absicht sein? Wenn Äsop seine Fabeln für wirkliche Lagen des Lebens erfand, so mußte auch in diesen entsprechende Handlung, also Bestimmung der Seele mit Wahl und Entschluß vorhanden sein, Diese sind im Altertum die zahlreichsten und mögen „praktische" oder nach Aphthonius „sittliche" Fabeln heißen. Wo aber die Fabeln nur einen Erfahrungssatz anschaulich machen will, wie auch schon mehrmals im Altertum, also in „theoretischen" oder nach Aphthonius „vernünftigen, logischen" Fabeln, da besteht die Handlung nur in einer Begebenheit, einem Ereignis. Bei den neueren Fabeln vollends, die oft nur ästhetische, geistreiche Urteile darstellen sollen,

„philoſophiſchen" oder „Konverſationsfabeln", iſt nur eine Reihe von veranlaſſenden Umſtänden, oft nur eine Gedankenfolge zuſammengeſtellt, welche die feine Bemerkung kaum wirklich anſchaubar macht. Sie ſollten nicht Fabeln, ſondern „ſinnreiche Dichtungen" heißen. — Da jede Fabel, wie ſoeben gezeigt, eine „zuſammengeſetzte" Fabel iſt (erdichtete und wirkliche Lage), in deren beiden Fällen der Erfahrungsſatz anſchaulich wird, ſo kann man wohl ſagen, daß die eine Handlung für die andere als „Allegorie" gedichtet wird. Ebenſo iſt der Ausdruck „Einkleidung", ja ſelbſt „Verkleidung" für die Darſtellung einer Wahrheit in Form der Erzählung, durch die ſie anmutiger gemacht, bisweilen auch eine Zeit lang verſteckt wird, durchaus am Platze. Abhandlung c [ſiehe oben] bemerkt ebenfalls, daß Leſſing in ſeinem Abſcheu gegen die „Allegorie" des De la Motte zu weit gehe. 6. Unterſchied von geſchichtlichem Beiſpiel, Parabel und Fabel. Worauf beruht die beſondere Kraft der Fabel? Das geſchichtliche Beiſpiel kann höchſtens nur die Möglichkeit einer Sache beweiſen, nicht aber, daß unſer Fall auch dem geſchichtlichen gleiche, denn im Drange der Not iſt alles möglich. Die Parabel iſt ein erdichteter Fall aus der menſchlichen Geſchichte; ſie kann die Sache wahrſcheinlich machen, aber auch ihr fehlt, wie der Geſchichte, die innere Notwendigkeit der Sache ſelbſt. Dieſe beſitzt nur die Fabel durch den Charakter der handelnden Weſen, die nach den ihnen innewohnenden Geſetzen der Schöpfung ſelbſt handeln. Und dieſe Geſetze ſind zudem bei dieſen Weſen ſtark, unvermiſcht, deutlich ausgeprägt und allgemein bekannt. Hierauf beruht die unübertreffliche Kraft der Fabel. Zugleich ſtehen die Tiere den menſchlichen Verhältniſſen am nächſten, daher werden ſie als die lehrreichſten Beiſpiele für die praktiſche Lebensweisheit bevorzugt. Die Götter erſcheinen bei Äſop meiſt nur als Entſcheider des Schickſals, die Menſchen immer nur als bloße Naturweſen. Denn Naturgeſetze ſind das eigentliche Gebiet der Fabel, alles Willkürliche, der feineren Kultur Angehörige ſollte ſie der Konverſationserzählung überlaſſen. — Somit iſt die Äſopiſche Fabel „eine Dichtung, die für einen gegebenen Fall des menſchlichen Lebens in einem anderen kongruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungsſatz oder eine praktiſche Lehre nach innerer Notwendigkeit derſelben ſo anſchaulich macht, daß die Seele nicht etwa nur überredet, ſondern kraft der vorgeſtellten Wahrheit ſelbſt ſinnlich überzeugt wird." — Anhang: Vorſtehende Theorie ſtimmt zu Ariſtoteles' Anſicht. Dieſe muß man freilich aus ſeiner Poetik zu erkennen ſuchen, denn in der Rhetorik beſpricht er die Fabel nur als Mittel des Redners, erklärt ſie gar nicht ihrem Weſen nach. Die Fabel iſt unter dem allgemeinen Geſichtspunkte der Dichtung bei Ariſtoteles zu betrachten; von dieſer ſagt er, daß ſie darſtelle, was ge-

ſchehen könne, während die Geſchichte erzähle, was geſchehen ſei, daß alſo die Dichtkunſt, weil ſie das darſtelle, was nach Wahrſcheinlichkeit oder Notwendigkeit geſchehen könne, philoſophiſcher ſei als die Geſchichte. Alles dies trifft für die Fabel zu. Das Vergnügen an den Werken der Dichtkunſt führt Ariſtoteles vor allem zurück auf die Luſt des Menſchen an der Nachahmung. Auch dieſe iſt bei der Fabel beſonders befriedigt. Hieraus ergiebt ſich, daß nicht leere Abſtraktionen, nicht leere Reduktionen vom Allgemeinen aufs Beſondere, ſondern Analogie, das Herbeiziehen ähnlicher Fälle die Quelle der Fabeln iſt.[1]) Und wie der Menſch durch die Nachahmung ein Neues an das Alte anſchließt und damit ſein Wiſſen bereichert, ſo iſt auch bei der Fabel dieſes Hinzufügen, Hinzulernen und dadurch unvermerkt das Verallgemeinern die Folge. Auch die übrigen Vorſchriften des Ariſtoteles über die dramatiſche Dichtung ſtimmen zur Fabel: Verknüpfen der Begebenheiten, Feſthalten der Charaktere, ihrer Natur gemäß gebildete, in der Handlung gegründete Meinungen, ein dem Zweck angemeſſener Ausdruck, die Größe, Ganzheit, feſte Zeichnung und Schönheit der Handlung. Abhandlung c bemerkt hierüber noch: Leſſing iſt, als er die Fabel der Dichtkunſt ab- und der Philoſophie zuſprach, durch die Lafontaineſche Ausmalung beirrt geweſen, dieſe bildet aber doch nicht das Weſen der Dichtkunſt. Auch Leſſing iſt in ſeinen Fabeln Dichter. Schließlich iſt Ariſtoteles auch darin beizuſtimmen, daß das Versmaß noch nicht das Gedicht ausmacht (alſo Fabeln, obwohl in Proſa, dennoch Dichtungen ſein können). Doch empfiehlt er für die Dichtung auch ein Versmaß. So haben wir auch frühzeitig Fabeln in Verſen, vor allem die (bisher nur wenigen) des Babrius. Abhandlung b fügt hinzu: Ob das Silbenmaß poetiſch oder proſaiſch ſein ſoll, richtet ſich nach Zweck und Inhalt. Die älteſten Fabeln waren in Proſa. Da die Fabel ein Kunſtwerk iſt, gebührt ihr wohl auch eine Kunſtform. So bei den Griechen, beſonders bei Babrius. Im deutſchen Mittelalter brauchte man gleichmäßige, in neuerer Zeit leider nach dem Muſter der Franzoſen unregelmäßige Verſe. Kleiſt zuerſt wendet wieder reine kunſtmäßige Versformen an.

Bei der Beurteilung des Verhältniſſes der Herderſchen und Leſſingſchen Anſicht von der Fabel wird man vor allen Dingen anerkennen müſſen, daß Herder zweifellos über die Entſtehung der Fabel richtiger gedacht hat als Leſſing, deſſen Verſehen freilich dadurch entſchuldigt wird, daß die Fabeln des Babrius zur Zeit ſeiner Unterſuchungen über die Fabel noch nicht aufgefunden waren. Der Urſprung der Fabel ſind ſicher ge-

1) Denſelben Gedanken wendet Herder im 48. Humanitätsbriefe auf die Fabel der Neuzeit an.

mütlich ausmalende Tiererzählungen, wohl ohne lehrhaften Zweck, gewesen, denen Babrius mit seiner Darstellung nahe steht, und die Gestaltung Äsops ist vielmehr die letzte scharf zugespitzte, die Fabel selbst lediglich als Mittel zum Zweck benutzende Bearbeitung. Welche Art der Fabel aber in unserer Zeit höher zu stellen ist, das hängt wohl von der Beschaffenheit der dafür angenommenen Zuhörer ab, und man darf wohl auch hierin am besten Herder folgen, wenn er trotz seiner Verteidigung der Fabel als eines Gebietes der Dichtung doch am Schlusse der obengenannten Abhandlung c meint, daß Lessing sich auch in seinen Fabeln als ein feiner Kopf bewähre, der geistreiche Gedanken durch seine Fabeln empfehle, der die dargestellten Tiere zu sich erhebe, der nicht den Verstand des Volkes bilden, aber durch sein Erfinden von Fabeln den Witz schärfen wolle.

Lessings Anmerkungen über das Epigramm sprechen in dem ersten Teile des Dichters Ansicht über diese Dichtungsgattung, in den folgenden die über einzelne Epigrammendichter und Epigramme des Altertums aus. Der Inhalt des ersten Teils ist folgender: 1. Seinem Namen nach ist das Epigramm aus der Aufschrift eines Denkmals entstanden, gleichwohl ist ein Epigramm Martials, des besten Dichters dieser Gattung, sehr von einer einfachen Aufschrift verschieden. Warum blieb für diese Verse doch derselbe Name? Der Stoff kann nicht daran schuld sein, denn er ist verschieden, also ist es die Form. Jede Aufschrift ist nur begreiflich mit dem Gegenstand, auf dem sie steht, der unsere Neugierde reizt, die wieder durch jene befriedigt wird. Ebenso beim neuen Epigramm. Danach ergiebt sich die Begriffsbestimmung: „Das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift (die ursprünglich durch das Denkmal selbst ergänzt wurde) unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen." 2. Beide Teile müssen also beim guten Epigramm vorhanden sein, sowohl die „Erwartung", was (ursprünglich das Denkmal, jetzt) der Gegenstand bedeute, als der „Aufschluß", die Erklärung. Hiernach giebt es zwei falsche Gattungen: a) die Aufschluß giebt, ohne Erwartung erregt zu haben: hierhin gehören die meisten kleinen Gedichte mit geistreichen sittlichen Lehren ohne vorausgeschickte Veranlassung; b) die Erwartung erregt, ohne Aufschluß zu geben. Ein, sogar sinniges, Geschichtchen in Verse gebracht, ist noch kein Epigramm, wenn der erklärende Aufschluß fehlt. Ebensowenig ist dies eine Geschichte, deren Lehre selbstverständlich ist und deshalb weggelassen wird: dies ist eine Fabel, denn eine solche erregt keine Erwartung, da der Aufschluß durch die Erzählung selbst zugleich klar ist, er besteht in einer allgemeinen Wahrheit. Das Sinn-

gedicht nimmt entweder nicht ſolche allgemeine Fälle oder läßt die allgemeine Wahrheit beiſeite, um eine weniger ſelbſtverſtändliche herauszuziehen. Doch können trotzdem auch wahre Geſchichten durch geſchickte Wendung zum Epigramm werden. 3. a) Die „Erwartung" muß möglichſt gehaltreich und einheitlich und dem „Aufſchluß" entſprechend ſein. Nicht zu loben iſt es, wenn die „Erwartung" eigentlich nur im Titel liegt und das Gedicht nur den „Aufſchluß" bringt. b) Der „Aufſchluß" muß, wie die Aufſchrift eines Denkmals, kurz ſein. c) „Erwartung" und „Aufſchluß" dürfen ſich in der Stimmung nicht widerſprechen. Der Sprung vom Großen zum Kleinen iſt dadurch natürlich nicht ausgeſchloſſen. 4. Jedes Sinngedicht muß ein acumen, eine pointe, einen ausgezeichneten Gedanken im Aufſchluß haben, um deſſentwillen die Erwartung da iſt. Deswegen macht aber nicht jede geiſtreiche Wendung, jeder witzige Einfall am Schluß ſchon ein Epigramm. Letztere immerhin erträgliche Abart entſteht: a) wenn der Dichter den Leſer am Ende überraſcht, ſtatt ihm eine geiſtreiche Erklärung zu geben, b) wenn ein Doppelſinn vorhergehender Worte unmittelbar ausgedeutet wird. — Die folgenden Teile behandeln meiſt philologiſch Katulls Gedichte, Martials Epigramme, die Leſſing wiederholt für die beſten erklärt, Priapeiſche Gedichte und die (Leſſing nur teilweiſe bekannte) Griechiſche Anthologie.

Herder hat dieſe Abhandlung Leſſings in ſeiner Beſprechung von Leſſings vermiſchten Schriften und dann in demſelben Sinne ausführlicher in einer beſonderen Unterſuchung beurteilt: „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beſonders über das griechiſche Epigramm." I. Im erſten Teile dieſer Schrift erklärt Herder zunächſt kurz die Entſtehung der genannten Gedichtſammlung und geht dann ſogleich zur Begriffsbeſtimmung des urſprünglichen griechiſchen Epigramms über, deſſen „Theorie auch von Leſſing noch nicht eigentlich entwickelt ſein dürfte". Der Menſch hat den Trieb, angenehme oder ſchmerzliche Wahrnehmungen, Empfindungen in der Sprache mitzuteilen, einerſeits um ſich dieſe Empfindung gegenſtändlich zu machen und dadurch zu verfeinern oder zu erleichtern, anderſeits um den andern zur Teilnahme anzuregen zu ſeinem oder unſerm Vorteil. Hieraus geht auch das Epigramm hervor. Danach iſt alſo das Epigramm: „Die Darſtellung eines Bildes oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenſtand, der den Anſchauenden anzog und durch dieſe Darſtellung in Worten auch einem andern, gleichgeſtimmten oder gleichgeſinnten Weſen von Bedeutung werden ſolle". Kein Volk war für ſolche Dichtung geeigneter als die Griechen, denn ſie hatten: 1. Gegenſtände und Anläſſe genug in ihren Kunſtwerken, ihrer vielgeſtaltigen Mythologie, ihrer Heldengeſchichte, ſowie durch ihr anregendes Klima, ihre Lebensluſt. 2. Eine

leichte, gefällige Geschwätzigkeit, Mitteilsamkeit für alle Gefühle. 3. Eine für Wohlklang und rhythmische Gestaltung besonders geeignete Sprache. 4. Eine sanfte, leicht erregbare menschliche Mitempfindung für alles, was den Menschen betrifft. Die kleinen Lieder, welche die Griechen εἶδος nennen, sind keine Epigramme trotz Beschränkung auf einzelnen Gegenstand und witzigen Schluß, sondern kleine lyrische Gemälde. Ebensowenig die εἰδύλλια, die Fabeln und die Sittensprüche in der Anthologie. Welcher Unterschied ist also da vorhanden? II. Lessing geht vom Denkmal und seiner Aufschrift aus, daher nennt er die beiden notwendigen Teile des Epigramms „Erwartung" und „Aufschluß". Statt „nach Art der eigentlichen Aufschrift" müßte es genauer heißen: „nach Art des Denkmals und seiner Aufschrift". Auch „nach Art" ist nicht gut, da manche Epigramme wirkliche Aufschriften waren. Statt „Erwartung", die bei einem Denkmal wohl nur „Neugierde" sein könnte, sollte es heißen „Darstellung" und statt „Aufschluß" lieber: „Befriedigung", denn Erwartung und Aufschluß sind bei jedem geistigen Werke vorhanden. Da gerade ein Denkmal, ein Kunstwerk, nicht notwendig einer Inschrift bedarf, sondern diese nur äußerlich hinzukommen kann, ferner auch jeder andre Gegenstand eine Aufschrift erhalten kann, so bestimmt man demnach besser das Epigramm als „die dichterische Darstellung eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung". Die ältesten Inschriften waren nur äußerliche, geschichtliche Angaben, die der Gegenstand an sich nicht machen konnte. Aus ihnen gehen die ältesten dichterischen Inschriften oder Epigramme hervor, die also auch nur ihren Gegenstand kennzeichnen, noch kein Urteil über ihn fällen, also nur aus Exposition, Darstellung bestehen. Dies ist die Urform des griechischen Epigramms. So z. B. Simonides' Grabschrift der 300 Spartaner. Diese erste Art, 1. die „einfache" oder „darstellende", ist von unübertrefflicher Würde und ergreifender Wirkung. Bei vielen Gegenständen muß aber Erklärung hinzukommen, der Sinn in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, so entsteht 2. als zweite Art das „paradigmatische oder Exempel-Epigramm", wo auf die Mitteilung des Gegenstandes eine Anwendung, Nutzanwendung, Lehre folgt. Diese Gattung wird oft, um sie anziehender zu machen, in Form eines selbst sprechenden Gegenstandes, eines Gesprächs vorgetragen, nur bei seteneren Fällen angewendet, mit Empfindung durchtränkt. Jedenfalls muß der Fall als gegenwärtig, vor uns stehend dargestellt werden. 3. Das „schildernde Epigramm", das die Endabsicht eines Kunstwerks zusammenfaßt, den vom Künstler beabsichtigten Haupteindruck ausspricht, entweder schildernd oder darstellend d. h. erzählend. 4. Auch Gegenstände der Natur werden derart mit den

Augen der Liebe, des Entzückens so geschildert, daß das Gefühl an ihnen in einer Richtung zusammengefaßt wird, „ein Gegenstand der Empfindung bis zu einem höchsten Punkte des anschauenden Genusses oder der gegenwärtigen Situation erhöht" wird. Dies ist das „leidenschaftliche Epigramm". 5. Das „künstlich gewandte Epigramm", das entweder zwei verschiedene Gegenstände oder zwei verschiedene Eigenschaften eines Gegenstandes verbindet und so durch anmutige Schlußwendung überrascht. 6. Das „täuschende Epigramm", wenn der Schluß die anfangs erregte Vorstellung aufhebt, uns „entzaubert". 7. Das „rasche oder flüchtige Epigramm": zwei entgegengesetzte Gedanken treffen unvermutet zusammen und lösen einander auf: hier ist der Ausgang eine Spitze. Diese Epigramme sind die kürzesten, denn der darin enthaltene Witz verlangt stets Kürze. Diese 7 Gattungen sind wohl nicht die einzigen, aber die wichtigsten, wonach auch Mischungen mehrerer derselben leicht bestimmt werden können. Oft werden Sinn- und Denksprüche zu den Epigrammen gerechnet, da bei den Griechen diese mit den Epigrammen einerlei Versmaß haben, sie auch oft als Anwendung der ihnen zu einem vollen Epigramm fehlenden Exposition gelten können. Unter Logaus Sinnsprüchen sind vielleicht die Hälfte keine Epigramme. Die Einteilung der Alten in einfache und zusammengesetzte Epigramme läßt sich mit den obigen 7 Gattungen so vereinigen, daß 1—4 zu den einfachen, 5—7 meist zu den zusammengesetzten zu rechnen sind, denn 1—4 gehen einfach fort, 5—7 entfalten sich durch ein Zwiefaches und sondern. Hauptforderung für alle ist aber, daß das Epigramm „ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen festbestimmten Punkte der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle oder wende oder deute". Der Name Sinngedicht ist also passend: dem Objekt ist Sinn angedichtet und dieser uns zum Sinne gemacht, d. h. in unsere Seele geschrieben. Die gewöhnlichen Forderungen, daß das Epigramm Kürze, Anmut, Scharfsinn zeige, sind nicht in der früheren Weise, sondern aus diesem Wesen des Epigramms selbst zu begründen: Kürze, weil der Gegenstand „zu einem einzigen Punkt der Wirkung vorgezeigt werden soll"; daher ist statt Kürze lieber Einheit zu sagen. Anmut kommt jedem Gedichte zu, dafür sollte es hier bestimmter heißen: lebendige Gegenwart und fortschreitende Darstellung derselben, Nachdruck auf den letzten Punkt der Wirkung. Scharfsinn, Pointe ist für das Epigramm der lichte Gesichtspunkt, aus dem der Gegenstand gesehen werden soll, oder bei Epigrammen der Empfindung der letzte scharfe Punkt seiner Wirkung. Die Schärfe ist natürlich je nach der Gattung verschieden. Wie der Bildhauer für das Anschauen seines Werkes von allen Seiten arbeitet und nur leise andeutet, von wo er es am liebsten

betrachtet wissen will, so braucht auch das bloß erzählende Epigramm nur eine hervorragende Stelle, keine scharfe Spitze. Nach diesen Erklärungen ist leicht zu sehen, wie sich das Epigramm von andern kleinen Gedichten unterscheidet: letzteren fehlt die Richtung auf Einen Gesichtspunkt. Selbst wenn man das Epigramm als eine Kleinigkeit ansieht, ist obige Begriffsbestimmung als Feststellung eines Begriffs, einer Erkenntnis, von Wert. Geht sie doch im Gegensatz zu den bisherigen Betrachtungen von dem griechischen Epigramm aus, statt von Martial: da die Römer alle Dichtungsgattungen erst von den Griechen erhielten, warum sollen letztere gerade im Epigramm nicht beachtet werden? Außerdem ist das Epigramm stets von den besten Geistern geschätzt und nachgeahmt worden. Ebenso ist es auch jetzt noch zu jugendlichen Übungen zu empfehlen, da es Scharfsinn, Klarheit, Gedrungenheit erfordert. Spottende Epigramme haben die Griechen auch gehabt, aber mehr wären Epigramme auf ernste und würdige Gegenstände zu diesen Übungen zu empfehlen: durch derartige Dichtung macht man sich den Gegenstand selbst zu eigen. Trotzalledem ist aber zuzugeben: das Epigramm ist ein treffender Gedanke, seine Einkleidung ein Kunstwerk, aber nicht die höchste Kunst.

Der Fortschritt Herders gegen Lessing liegt auch bei dieser Erklärung des Epigramms, wie bei der oben behandelten der Fabel, in der mehr geschichtlichen Auffassung. Während Lessing ohne weiteres die ihm am meisten zusagende Gestalt des Epigramms, die Martial bietet, als maßgebend zu Grunde legte, geht Herder, wie bei der Fabel, auf die Urgestalt des Epigramms zurück und ist dadurch befähigt, eine, wenn auch nicht so einfache, aber dafür um so gründlichere Begriffsbestimmung zu geben. Die Lessingsche Erklärung deckt sich eigentlich nur mit den drei letzten Gattungen Herders.

In der bekanntlich gegen den Professor Klotz gerichteten Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" schickt Lessing zunächst die Bemerkung voraus, daß zwar Streit die Ursache der folgenden Untersuchung sei, daß man aber erst durch den Streit zur Wahrheit gelange; natürlich müsse man aber nur die Sache und nicht die Personen beurteilen. Die Veranlassung des Streites sei: Er, Lessing, habe im Laokoon behauptet: Die Künstler des Altertums hätten den Tod nicht als Gerippe dargestellt. Klotz habe entgegnet: Es gebe aber zahlreiche Darstellungen eines Skeletts im Altertum; damit glaube er ihn, Lessing, widerlegt zu haben! Die darauf beginnende Untersuchung hat folgenden Inhalt: I. Die Alten haben den Tod, die Gottheit des Todes, nicht als Gerippe, sondern als etwas anderes dargestellt. Sie dachten ihn sich und stellten ihn dar als Bruder des Schlafes, d. h. als Genius,

der, wie dieser (eine umgekehrte Fackel hält und) fast stets mit übereinander geschlagenen Beinen steht, da diese Gebärde als das Zeichen tiefer Ruhe gegolten zu haben scheint. Dies kann durch verschiedene Grabdenkmäler bewiesen werden. II. Die alten Künstler meinten, wenn sie ein Gerippe bildeten, damit nicht den Tod als die Gottheit des Todes, sondern etwas anderes: 1. Gerippe sind noch viel öfter dargestellt, als Klotz meint, aber keins kann den Tod an sich bedeuten. Denn so oft auch die Dichter vom Tode sprechen, nennen sie ihn stets schrecklich, aber nie unter dem Bilde eines Gerippes. Sie können ihn, entgegen der bildlichen Darstellung, als sanften Genius, furchtbar und schrecklich schildern, weil der Dichter, trotz verschiedener Ausmalung, durch das Wort Tod stets den Gegenstand genau kennzeichnet, der bildende Künstler aber an den stehenden Begriff, die allgemein angenommene Vorstellung, gebunden ist. Der allgemeine Begriff vom Tode, d. h. dem Totsein, muß aber der einer völligen Ruhe sein, nur die (dichterisch behandelten) verschiedenen Arten des Sterbens können schrecklich und furchtbar sein. Der Einwand, daß doch vielleicht auch die bildende Kunst einen solchen sanften und schrecklichen Tod unterschieden hätte, ist richtig, aber nicht das Gerippe nahmen sie zu seiner Darstellung, denn dieses ist ja erst die spätere Folge des Todes, sondern eine gräuliche Weibergestalt mit Klauen und Zähnen wie ein wildes Tier (auf der Kiste des Kypselos, also in der alten griechischen Kunst!). Endlich spricht auch der Euphemismus des Altertums, das Streben, schlimme Dinge mild zu umschreiben, dafür, daß auch die bildende Kunst sich für den Tod in der Regel milder Abbilder bedient habe. 2. Aber was bezeichnen die Gerippe auf alten Denkmälern? Sie stellen Larvae dar, die Seelen der abgeschiedenen bösen Menschen (die der guten wurden zu Lares, Hausgöttern.) Dies beweisen die Übersetzung von *Σκελετοί* durch Manes, die Erklärung des Seneca: Larvarum habitus nudis ossibus cohaerentium. So hieß jedes Gerippe, auch wenn es nur ein Werk der Kunst war, Larva, z. B. auch das, welches bei feierlichen Gastmählern auf die Tafel gebracht wurde. Auf dem von Winckelmann mitgeteilten Bilde des Altars im Hofe des Palastes Albani sind die beiden Genien durch echte antike Überschrift ausdrücklich als Schlaf und Tod bezeichnet, also ist Lessings Annahme gerechtfertigt. Spences Ansicht, daß die Abbildungen vom Tode im Altertum traurig sein müßten, weil die Alten den Tod für schlimmer hielten als wir, ist unlogisch, denn dann müßte die christliche Kirche doch nur schöne Bilder des Todes bieten, und gerade sie hat den Knochenmann eingeführt. Freilich könnte sie lieber einen Engel (nach der Heiligen Schrift) dafür setzen. „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen . . .“

Herder behandelt denselben Gegenstand unter derselben Überschrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ in einer Reihe von Briefen, durch die er, wie er sagt, einiges von Lessing beiseite Gelassenes bringen will, als ein Totenopfer für den edlen Schatten. Die Briefe enthalten folgendes: Der Gedanke, der Tod sei dem Griechen ein Jüngling mit gesenkter Fackel gewesen, hat etwas Beruhigendes und scheint auch der Wahrheit zu entsprechen, denn mag auch das Vorausgehende, das Leiden, oder das Folgende, die Verwesung, schlimm und schrecklich sein, das eigentliche Sterben ist es in den meisten Fällen nicht, dies ist voll Ruhe, das Gesicht erhält den Ausdruck des Friedens, wird selbst verschönt. Und doch hat sicher dieser schöne Jüngling den Alten nicht die Gottheit des Todes bedeutet. Eine Gestalt mit übereinander geschlagenen Beinen und sinkender Fackel ist einmal nach Philostratus auf einer Darstellung der ermüdete Gott der Gastereien, Komus, auf einer andern Amor. Ebenso bedeuten zwei solche Gestalten bald Morgen und Abend, bald Amor und Hymenäus. Anderseits sieht man auf Kunstwerken und auch Grabdenkmälern Genien mit und ohne übergeschlagene Füße und mit allen möglichen Attributen, bald auch andere Gestalten oder nur Fackeln, kurz, stets erhalten die Gestalten erst aus ihrer Zusammenstellung ihre nähere Bedeutung. Lessings Satz, keine allegorische Gestalt dürfe sich selbst widersprechen, und da nun der Genius des Menschen sich vor dem Tode von ihm entferne und da Götter und Genien überhaupt bei einem Leichnam nicht weilen dürfen, so könne der Genius auf den Grabsteinen nur der Tod sein — dieser Satz ist nicht stichhaltig. Erstens kann, wenn in eine allegorische Darstellung Handlung kommt, sehr wohl der Gegensatz des ursprünglichen Begriffs ausgedrückt werden (Zerbrechen der Pfeile Amors u. dergl.), zweitens würden durch den zweiten Satz alle Götter und Genien von Grabdenkmälern ausgeschlossen. Überhaupt muß man für die künstlerische Darstellung zwischen wirklichen mythologischen Göttern und bloßen allegorischen Wesen unterscheiden: die ersteren sind fest bestimmt und bleiben in ihrem Bestande, auch wenn ihre Handlungen und Zustände verschieden sind (z. B. Zorn, Liebe), die allegorischen Wesen aber können viel wesentlicher sich wandeln, z. B. Amor, so daß Widersprüche, z. B. in der Abkunft zu entstehen scheinen, die aber nur auf obige Freiheit zurückgehen. So haben auch die beiden Genien, von denen hier zu reden ist, keine festere Gestalt. Die Ähnlichkeit des Schlafenden und Toten, die Thätigkeit der Seele ohne Körper während der Nacht im Traume, das Erblicken Verstorbener im Traume haben wohl den Schlaf zum Bilde des Todes in Sprache, Bild und Dichtkunst gemacht, aber nur allegorisch! Daher läßt Homer beide nur da als Brüder zusammen

erſcheinen, wo der Ausdruck der gleichen Ruhe am Platze iſt. Überhaupt behandelt Homer ſeine Allegorien muſterhaft: ſie erſcheinen ſelten, kurz und nebelhaft, während ſeine Götter feſt und beſtimmt ſind. Tod kann bedeuten: Schickſal zu ſterben, Veranlaſſung des Todes, Entweichen in eine andre Welt, Zuſtand des Todes. Nur im letztgenannten Sinne iſt der Schlaf der Bruder des Todes. 1. Das Schickſal, μοῖρα, der würdigſte Begriff über die Notwendigkeit des Sterbens, wird von den Griechen auch dargeſtellt. 2. Verhängnis, Todesloos, κήρ, iſt auf der Kiſte des Kypſelos noch ſchrecklich aufgefaßt, die ſpätere Kunſt milderte die Vorſtellung. Doch ſtellen die alten Grabdenkmäler ſehr wohl auch harte und wilde Todesarten und den Schmerz darüber in den verſchiedenſten Bildern vor: ein Vogel hackt die Bruſt, Vögel zerreißen eine Schlange u. dergl. mehr. Auch das Haupt der Gorgo deutet wohl darauf. Die Alten ſcheuten ſich alſo nicht, unter Umſtänden das Schlimme auch als ſolches darzuſtellen. 3. Der Tod als Abſchied, als Hinwegführung, wird ebenfalls deutlich dargeſtellt, beſonders als Raub der Proſerpina oder in anderen mythologiſchen Bildern. War doch den Alten die Unterwelt der trübſeligſte Ort. 4. Der Tod als Zuſtand, θάνατος, war den Griechen nach dem Zeugnis der Dichter eine furchtbare Erſcheinung, ſo gehaßt, daß ſie den Namen gern vermieden und φθόνος dafür ſetzten, ja ſogar den erſten Buchſtaben θ für ein unglückliches Zeichen hielten. Wie aus der Sprache, ſo iſt θάνατος auch aus der Kunſt verbannt, und ſomit iſt auch der Genius an ſeine Stelle geſetzt, nicht um ihn vorzuſtellen, ſondern vielmehr um zu verhüten, daß man an ihn dächte. Die beiden Genien ſind alſo ein Euphemismus der Kunſt: bei beiden iſt der Schlaf der Hauptbegriff, vom Tode darf auch der zweite kein Attribut haben, da er ja ſeine Vorſtellung verdrängen ſoll; er muß ſich alſo in den Begriff des erſten verlieren. So drückt der Schlaf alſo auf den Denkmälern eigentlich die ganze Idee aus. Sein Bruder ſteht mehr der Gleichmäßigkeit wegen da. Oft iſt er daher durch andres erſetzt, dann haben wir den einen Genius für den Schlaf zu halten. Dieſem kommen auch die ſchwachen Füße von alters her zu, auf die ſchon die Geſtaltung am Kypſeloskaſten deutet, ſowie daß, wo die Füße nicht verſchränkt ſtehen, die Geſtalt ſich ſtets auf etwas ſtützt; auch ſind dieſe Glieder ſtets in letzterem Falle als ſchwach kenntlich. Die Verſchränkung iſt dabei das Zeichen der Ruhe. Als Todesſchlaf iſt die Geſtalt dann nur etwa durch Kranz, Schmetterling und den Leichnam vor ſich gekennzeichnet. Beide Genien zuſammen dargeſtellt ſind alſo nur Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne oder des Totenhauſes. Daher ſind ſie auch ohne Fackel oder mit Köcher, Kranz u. a. dargeſtellt. Dasſelbe

bedeuten auch andere Gestalten, ja auch nur die Fackeln. Alle sollen die Ruhestätte bewahren. Als solche nur allegorische, nicht mythologische, Zeichen der Ruhe im Grabe werden diese schönen Genien daher brauchbare Bilder für alle Menschen, auch die Christen. — Auch das Fortleben der Seele nach dem Tode stellt die Kunst dar: 1. durch den Schmetterling (ψυχή = Seele und Schmetterling), 2. durch Psyche mit Schmetterlingsflügeln, die der Schlaf umarmt. Damit war der Übergang zu vielen neuen Vorstellungen gegeben: Bruder und Schwester, Geliebter und Geliebte, die kurz nacheinander gestorben, umarmen sich; besonders aber tritt an die Stelle des Schlafes ein anderer Genius, Amor. So entsteht die schöne Erzählung von Amor und Psyche, leider nur von Apulejus erhalten. Die ganze Erzählung ist sicher auf die Vorstellung von den Schicksalen der Seele nach dem Tode begründet, wie an den Hauptpunkten der Erzählung leicht zu erweisen ist. Bei Einzelheiten sind verschiedene Deutungen möglich, doch die Idee des Ganzen ist die schönste, die für ein Grabdenkmal junger Leute zu ersinnen ist. Auch sonst suchte man freundliche Vorstellungen durch das künstlerische Bild zu erwecken: 1. Statt der Fahrt Charons schuf man eine fröhliche Fahrt mit Tieren oder Genien. 2. Als Tröster und Führer im Totenreiche erhielt die Seele Merkur oder die Dioskuren; oder man stellte Heroen als Sieger über das Unterirdische, Vergötterungen, oder auch nur überhaupt fröhliche mythologische Ereignisse dar. 3. Man gab die Unterwelt auf und schilderte die Reise nach Elysium, das Leben mit den Göttern, 4. auch die dargestellten Kränze und Blumen, Vögel, Göttermahlzeiten dienten demselben Zwecke. Das Äußerste war dann die Vergötterung der Kaiser und Kaiserinnen. — Lessings Behauptung, larva heiße Gerippe als Erscheinung eines abgeschiedenen Bösen ist falsch. Die Alten denken sich ihre Toten stets als Schatten, als abgeblaßte Erscheinungen der Verstorbenen, nicht als Gerippe. Die Römer haben nur aus Not zur Übersetzung des griechischen σκελετός ihr larva gebraucht. Die Toten aber stellen sie auch in der Kunst nur als larvae in der ursprünglichen Bedeutung, Maske, vor. Das Skelett wird nur zur Darstellung des daliegenden Leichnams verwendet. — Die christliche Kunst erhielt von der hebräischen nur den Engel des Todes. Hieraus machte sie zunächst nur einen Engel des Schlafes. Teils aber die Übertreibung des Auferstehungsglaubens, daß nicht ein besserer Mensch, sondern der Verstorbene samt seinem Fleisch und Gebein auferstehe, teils der Stand des Kreuzes Jesu auf der Schädelstätte, sein damit symbolisch angedeuteter Sieg über den Tod, ließen nun Leichen und Knochen an sich, besonders von Märtyrern, als verehrungswürdig erscheinen. So entstand in der Kunst das Knochengerippe als Darstellung des Todes. In der gewöhnlichen Darstellung

desſelben mit Stundenglas und Senſe ſind zwei Vorſtellungen fälſchlich verbunden, die das Altertum getrennt kannte: 1. die Zeit, die als gefeſſelter, gekrümmter Greis mit Stundenglas und Senſe verſehen dargeſtellt wurde, 2. das Gerippe, das im Altertum nur zur Darſtellung des Leichnams verwendet wurde. — Die erſten Chriſten hatten meiſt noch ins Chriſtliche umgedeutete griechiſche Bilder, erſt im Norden entſtand die jetzige greuliche Geſtalt, die zuletzt ſogar im Tanze vorgeführt wurde. — Tröſten wir uns damit, daß das Chriſtentum uns ſtatt der ſchönen Bilder eine noch ſchönere Wahrheit gegeben, die Hoffnung auf ein anderes Leben zur allgemeinen Überzeugung gemacht „und dadurch an ſie die edelſten Wahrheiten der Vernunft und Menſchenwürde geknüpft“ hat.

Soweit Herders Abhandlung über die Darſtellung des Todes im Altertum. Sie bewegt ſich, wie die Leſſings, auf einem Gebiete, auf dem jede neue Entdeckung frühere Anſichten umwerfen kann. So wie Leſſing mehr Denkmäler als Klotz und Herder wieder mehr als Leſſing kannte, ſo ſind ſeit Herder ſelbſtverſtändlich wieder neue Auffindungen gemacht worden, die auch Herders Ergebniſſe teilweiſe aufheben. Aber mag man auch feſtgeſtellt haben, daß beſonders in Großgriechenland, wo man die Toten begrub, Skelette, oder beſſer Gerippe, die noch mit Haut überzogen ſind, vielfach als Geſpenſter vorkommen, mag ſich ein Unterſchied zwiſchen dem Genius des Schlafes und dem der ewigen Ruhe finden, auf jeden Fall wird man doch zugeben müſſen, daß Herder auch in dieſer Frage die Unterſuchung Leſſings glücklich ergänzt hat. —

Endlich ſei hier noch der wohl allein von allen theologiſchen Schriften Leſſings für den Unterricht in Betracht kommenden Abhandlung „Die Erziehung des Menſchengeſchlechts“ gedacht, über deren letzten Teil ſich Herder ebenfalls ausſpricht.

Leſſing ſucht bekanntlich in dieſer Schrift nach dem Vorbilde einiger früherer Kirchenlehrer die Offenbarung der Religion als eine Erziehung der Menſchen durch Gott zu immer reineren religiöſen Anſchauungen zu erweiſen. Am Schluß erklärt er, daß demnach wohl auch noch in Zukunft eine dritte Stufe der Entwickelung auf dieſem Gebiete von der Menſchheit zu erwarten ſei, auf der es nicht mehr nötig ſein würde, ſie zum Thun des Guten durch den Hinweis auf eine Belohnung im Jenſeits anzuſpornen. Unnütze Schwärmerei aber wäre es, dieſes „neue, ewige Evangelium“ ſo bald verlangen zu wollen, denn die Vorſehung gehe ihren ruhigen Schritt. Und auch die Menſchheit habe Zeit. Sei doch vielleicht die uralte Lehre von der Wiedergeburt, der Seelenwanderung kein falſcher Wahn, ſodaß jeder Menſch in immer anderer Geſtalt ſich zur Vollkommenheit entwickeln könne.

Gegen diese letztgenannte Ansicht Lessings von der Wiedergeburt wendet sich Herder in seinem Aufsatz „Palingenesie". Er erklärt sich natürlich gegen diese Lehre. Er sagt: Die Seelenwanderung war als philosophische Lehre gewiß alt, noch älter aber als Volksglaube. Völker, die in enger gesellschaftlicher Verbindung standen, dachten sich im Jenseits ihre Vorfahren lebend, in einem Schattenreich oder Paradies verschiedener Art. Nicht so eng Verbundene aber mußten auf die Seelenwanderung als das Nächstliegende verfallen, denn sie sahen um sich lebende Wesen, die ihnen lieb waren wie Menschen, mit bestimmtem Charakter, derselben körperlichen Entwickelungsart, die sie vielleicht oft für glücklicher hielten, mit denen sie Mitgefühl hatten, die daher Hauptgegenstand der Fabel wurden. Der Glaube an das Heraustreten der Seele auch im lebenden Zustande mußte dann diese Seelenwanderung vollständig zur Gewißheit machen. Erst aus dem Volksglauben erwuchs also die philosophische Lehre. Der ruhigen indischen Beschaulichkeit und Sanftheit, deren Philosophie und Moral darauf hinausgeht, den Wahn des Totseins zu verbannen, einen Zustand, in dem Tod und Leben gleich sind, herbeizuführen, mußte die Seelenwanderung als ein angenehmer Traum erscheinen, der die ruhige Passivität eines sanften Volkes sehr begünstigt. Aber uns kann diese Anschauung nicht beruhigen: wir sehen darin noch kein Gesetz des geistigen Lebens. Sittlich genommen wäre die Buße eines sündigen Menschen in einem Tierleibe ohne Bewußtsein, also zwecklos und hart, von dieser Seite abgesehen aber wieder leicht, weil sie ja gerade die Begierden, die gestraft werden sollen, ohne sittliche Bedenken befriedigen läßt. Als Bußvoraussetzung ist also diese Lehre unbrauchbar und außerdem verderblich, da sie im Aberglauben und fortwährenden Kreisgange weniger Gedanken erhält. Pythagoras nahm sie nur auf, um die Menschen aus den alten Verbindungen mit ihren Vorfahren loszureißen, sie zu einem Menschheitsbunde zu vereinigen. Dennoch bleibt die Seelenwanderung nur eine Annahme, zur Wissenschaft fehlt ihr alle Grundlage. Ist sie aber vielleicht sittlich heilsam? Nein! Sie läßt Strafen annehmen, wo wir keine Schuld mehr sehen, sie läßt diese Strafen zwecklos erscheinen, weil keine Möglichkeit der Besserung vorhanden ist, sie läßt also eine Gottheit annehmen, die straft, ohne zu bessern. Sie löst also die Rätsel des Lebens nicht, sondern verleitet, gegen die Vorsehung zu murren. Statt von einer Wiedergeburt die Sühne für das vergangene Leben zu erwarten, soll der Mensch vielmehr in diesem Leben schon sich und andere bessern, dies ist die schönste Seelenwanderung, Metempsychose. Sie geschieht zugleich im Dienste der Gottheit, so wie alle Fortschritte der Menschheit durch gottbegnadete Menschen geschahen, welche die Pläne Gottes ausführen halfen, während

die Trägheit der Menschen den Gang der Vorsehung lähmte(!), denn die Fehler der Menschen sind nicht die der Vorsehung. Schon bei einmaligem Leben weiß jeder zur Genüge, was die Lebenspflicht des Menschen ist, seine Glückseligkeit ausmacht. Wer dies einmal zu lernen versäumt, wird es gewiß auch mehrmals versäumen. Zu jeder Zeit hat es Menschen gegeben, die aus Furcht und Hoffnung, andere, die aus Berechnung, aber auch solche, die das Gute um des Guten willen thaten. Ganz allein wird das letztgenannte allerdings wohl nie herrschen, solange wir Sinne, Phantasie, Gefühle u. s. w. zugleich haben. Charakter ist die Hauptsache. An Kenntnissen mögen wir gewachsen sein, ob aber im allgemeinen an Charakter? Dieser, die Gesinnung muß vor allem sich heben. So schön also auch Lessings Ausblick in die Zukunft ist, er ist doch nur im abstrakten Sinne wahr: „Güte und Wahrheit ist nur eine; diese bleibt und kommt immer wieder", d. h. in einzelnen Menschen.

Auch in dieser Schrift Herders sehen wir sein strenges Forschen nach Wahrheit vereinigt mit der wohlthuenden Verehrung für Lessing. Er gesteht zu, daß es ein schöner Traum sei, eine solche allmähliche geistige Auslese der Menschheit sich hier auf Erden vorzustellen, zu denken, daß allmählich nur lauter sittlich immer höher stehende Menschen geboren würden, aber, wie bei den früheren Abhandlungen, verbietet ihm sein geschichtlicher Sinn, dies ohne weiteres anzunehmen: solange Menschen Menschen sind, werden ihnen die Ideale der Sittlichkeit zwar immer als Ideale vorschweben, einige werden ihnen auch nahe kommen, aber zur Wirklichkeit für alle werden sie nicht werden. Natürlich will damit Herder nicht den Hauptinhalt der Lessingschen Schrift bekämpfen, dies würde ja vollständig seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte", ja seinem ganzen Wesen widersprechen: auch er glaubt fest an eine Erziehung der Menschheit durch Gott, aber er billigt nur nicht, daß dies durch einen solchen außerordentlichen Vorgang, wie die Seelenwanderung, geschehen soll; seine Überzeugung ist, daß Gott die Menschheit durch die Menschen selbst erzieht, daß, wie oben gesagt, gottbegnadete Menschen damit selbst die Absichten Gottes ausführen. Auch in dieser Frage wird man zugestehen müssen, daß die Anschauung Herders als die natürlichere, ungezwungenere erscheint. Auch die drei Gespräche Herders „Über die Seelenwanderung" schließen mit der in der „Palingenesie" über diese Frage gegebenen Antwort: „Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele . . . das, dünkt mich, ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht."

Die hiermit gegebene Zusammenstellung der für den Unterricht in Betracht kommenden wissenschaftlichen Schriften Lessings mit den ent-

sprechenden Herders hat lediglich den Zweck, das Verhältnis der Gedanken dieser beiden großen Geister über dieselben Gegenstände übersichtlich darzustellen, nicht aber den, über diese Gedanken zu Gericht zu sitzen, da eine gründliche Beurteilung die Grenzen einer Abhandlung überschreiten würde. Nur darauf sei hingewiesen, daß selbst von den bedeutendsten Kennern Lessings, Danzel-Guhrauer und Erich Schmidt, die Beobachtungen Herders in vielen Fällen als wertvolle und feinfühlige Ergänzungen, ja auch Berichtigungen der Lessingschen Lehren angesehen werden. Und selbst auch bei den Laokoonschriften, wo diese Gelehrten sich durchaus für Lessing erklären, wird man zugeben müssen, daß Herder in einzelnen Punkten richtiger beobachtet hat. Und so darf man wohl überhaupt den Standpunkt der beiden Männer in der Weise feststellen, daß Lessing mehr mit dem scharfen Verstande untersucht hat, welches die richtigste und beste Gestalt eines wissenschaftlichen Gegenstandes sei, während Herder mit liebevoller Aufmerksamkeit ihn in seiner geschichtlichen Entwickelung verfolgt und danach feststellt, wie er in Wahrheit beschaffen ist. Demnach darf man wohl zugeben, daß die Ergebnisse beider sich in vielen Fällen nicht aufheben, sondern sehr wohl neben einander bestehen können.

Das Hohenzollern-Lied.

Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Volksdichtung.

Von **Paul Weizsäcker** in Calw.

Mit ungeteiltem Interesse ist wohl von allen Lesern der Aufsatz von H. Unbescheid über die Kriegspoesie von 1870/71 und insbesondere über das Kutschkelied in der Aprilnummer des 9. Jahrgangs 1895 dieser Zeitschrift aufgenommen worden. Einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Entstehung und Entstellung von Volksliedern vermag ich nun im folgenden an dem Beispiele eines höchst stimmungsvollen Volksliedes aus Soldatenkreisen zu geben, das in Norddeutschland wohl manchem Leser, der in einer rheinischen Garnison gedient hat, bekannt ist, und das in Württemberg von den Soldaten viel gesungen wird. Es ist in weiteren Kreisen Schwabens erst seit fünf Jahren durch die Blätter des Schwäbischen Albvereins bekannt geworden, und zwar zunächst (1892, S. 172) in einer von der ursprünglichen nicht unwesentlich abweichenden, offenbar durch die mündliche Fortpflanzung entstellten und um eine Strophe ärmer gewordenen Fassung, in der es dem Verständnis manche Schwierigkeit entgegenstellt. In dieser Fassung lautet es:

Nicht weit von Württemberg und Baden
Und auch der wunderschönen Schweiz,
Da liegt ein Berg so hoch erhaben,
Den man den Hohenzollern heißt;
Er schaut herab so stolz und schön
Auf alle, die vorübergeh'n —
Auf Hohenzollerns steilem Felsen,
Wo unverzagt die Eintracht ruht.

Von diesem Berg da geht die Sage,
Die sich ins ferne Land erstreckt,
Und mancher Vater hat die Klage,
Die sich auf seinen Sohn erstreckt;
Man nimmt ihn fort ins ferne Land,
Sein Vater glaubt, er sei verbannt —
Auf Hohenzollerns u. s. w.

Jetzt kommt die längst gewünschte Stunde,
Die uns zur Heimat wieder ruft,
Da wandern wir mit frohem Mute
Dem schönen Hohenzollern zu,
Und rufen's laut: Du heil'ges Land,
Wie ist mein Herz an dich gebannt!
Auf Hohenzollerns u. s. w.

Diese erste Bekanntmachung hatte eine Reihe von Zuschriften an den Schriftleiter der genannten Blätter zur Folge (1892, S. 214. 238; 1893, S. 228), die sich in mannigfachen Vermutungen ergingen und teilweise dem wahren Sachverhalt schon ziemlich nahe kamen. Der eine erklärte: Das Lied ist auf der Pritsche entstanden, andere erinnerten sich, es als Studenten in Tübingen von dem Volksdichter und Metzger Späth, der auf mancher Studentenkneipe ein gern gesehener Mann war, haben singen hören, und waren geneigt, diesen selbst für den Dichter zu halten; einer bemerkt auch, daß das Lied in Späths Vortrag 4 Strophen hatte. Dann wurde die Vermutung aufgestellt, es sei darin die Stimmung eines preußischen Soldaten ausgedrückt, der in Garnison auf Hohenzollern kam, während es sich doch aus der letzten, wenn nicht schon der zweiten Strophe klar ergiebt, daß es sich nur um einen Abschied von und eine Rückkehr nach Hohenzollern handelt, daß also das Heimweh eines hohenzollerschen Landeskindes sich darin ausspricht.

Bald wurde bekannt, daß in Strophe 2 neben der Fassung „der Vater glaubt, er sei verbannt", die andere: „sein Liebchen meint", die verbreitetere, und daß das Lied der alten Melodie des preußischen Reservelliedes angepaßt sei. Am nächsten kam der Wahrheit schon (1892, S. 238) Dr. Fritz Maser in Eßlingen, der das Lied „für den treffenden Ausdruck eines Zoller-Schwaben erklärt, der im Jahre 1849 an Preußen

gekommen ist und infolge davon fortgenommen wird ins ferne Land nach Preußen." Das habe er von einem alten Mann vor einigen Jahren gehört, der auch zu berichten gewußt habe, daß das Lied in seiner ursprünglichen Fassung als Oppositionslied im preußischen Heer sogar verboten gewesen sei.

Daß die oben mitgeteilte Fassung nicht die ursprüngliche sei, war leicht zu erkennen, und bald wurden verschiedene abweichende Lesarten bekannt: eine, die gewiß das Richtige trifft, ist schon oben angeführt („sein Liebchen meint", statt „sein Vater glaubt"), eine zweite war in Str. 1 „stolz und kühn", das dem „stolz und schön" entschieden vorzuziehen schien, ferner in Str. 2 „die Klage, die sich aufs ganze Land erstreckt", statt „die sich auf seinen Sohn erstreckt", wobei jedoch die Härte des zweimal „erstreckt" bestehen blieb. Am härtesten wurde allgemein der Wortlaut des Kehrreims empfunden, der offenbar lauten mußte:

Auf Hohenzollerns steilem Felsen
Wohnt unverzagte Eintracht nur.

Das Wo und ruht erklärt sich leicht aus einem Hörfehler. Der Sinn des Kehrreims blieb dabei immer noch dunkel genug. Da brachte (1893, 228) Landgerichtspräsident Cramer aus Wiesbaden eine in Bezug auf den Sinn des Liedes und die Heimat des Dichters gleich treffende Erklärung, in der er auch den Kehrreim aufs glücklichste deutete:

„Der Zollerberg" und das „ferne Land" sind die Gegensätze, um die sich das vielgesungene und vielbesprochene „wunderbare" Lied schlingt.

Aus der Umgebung des Berges „nahm man" die jungen Gesellen in die Ferne weg, den Vätern zum Schmerz, als seien sie „verbannt", (hier liegt noch die Lesart „der Vater glaubt" zu Grunde, der Sinn ist aber doch, wie sich hernach zeigen wird, richtig erfaßt). Nun naht die ersehnte Rückkehr, und mit frohem Mute werden sie nach Hohenzollern, in die Heimat, zurückkehren. Das ist der dem Lied zu Grunde liegende Hergang, der abgesehen von dem Wegnehmen und der Verbannung ohne weiteres verständlich ist. Der Sang ist ein landschaftlich bestimmtes Heimatlied, er schildert Abschied und Rückkehr. Näher ist er ein soldatisches Heimatlied, dessen geschichtlichen Hintergrund die neuen Beziehungen Hohenzollerns zu Preußen bilden (1849), die allgemeine Wehrpflicht, die in fernen Garnisonen erfüllt wird. Daraus erklärt sich der zweite und dritte Vers: es sind die Rekruten, welche dereinst die Väter mit zagem Herzen ins ferne Land ziehen ließen, — sie selber haben nicht gezagt — (das kommt, des Erklärers Auffassung bestätigend, in der nachher mitzuteilenden, in obiger Fassung verloren gegangenen wirklichen zweiten Strophe schön zum Ausdruck). Jetzt, wo ihre Zeit

um, die „längſt gewünſchte Stunde" gekommen iſt, werden ſie als fröhliche Reſerveleute den Berg der Heimat wiederſehen. Da ſchwillt ihnen das Herz und ſie ſingen das ungefüge Lied vom Hohenzollern, bald dunkel wie Runen, bald gar anzuhören wie Narretei (das trifft gegenüber dem nun vollſtändig bekannten Lied kaum mehr zu). Denn auf der Pritſche (oder überhaupt unter dem Volk) findet ſich für Empfindung und Gedanken nicht immer der reine Ausdruck, der tönende Vers, der kunſtgerechte Reim ... An den ſteilen Felſen der Heimat iſt der Sänger „Herz gebannt"; es iſt „heiliges Land", was ſie umgiebt, denn es iſt ihre Heimat; ſie fühlen ſich eins mit ihr, in Harmonie, in „Eintracht", die auch in der Fremde nicht verzagen läßt. Was ſie empfinden, ſehen die Sänger vor ſich, die „Eintracht" ſelbſt in hehrer Geſtalt auf dem Hohenzollern thronend, ſie erfüllt mit „frohem Mute" (ſo nach der dem Erklärer allein bekannten Faſſung), denn ſie iſt ſelbſt „unverzagt". Sie iſt das belebende Heimatgefühl, das auch in der Fremde kräftigt ... So ſind dieſe Verſe durch greifbare und dunkle Bezüge, getragen von der flotten Melodie des Reſervelieds, der Sang der Hohenzollern-Soldaten geworden. Durch ſie iſt er in weite Kreiſe des Volkes gedrungen, ein Volkslied geworden. — Schließlich hat aber die Geſchichte ſelbſt dem Liede den idealen Zug gegeben. Sonſt Preußen, jetzt Deutſchland; „Hohenzollerns ſteiler Felſen", „das heil'ge Land" iſt heute der Urſprung des Kaiſergeſchlechts, der nationale Berg, das Wahrzeichen deutſcher Einheit.

So weit Hr. Cramer. Nun hat es neuerdings ein glücklicher Zufall gefügt, daß nicht nur die urſprüngliche Faſſung des Liedes, ſondern auch der Dichter desſelben bekannt geworden iſt (Bl. des Schwäb. Albvereins 1895, 126). Es iſt der in Hechingen als Sohn eines fürſtlichen Hofbeamten geborene, in Fraulautern wohnende Konſtantin Killmaier, der von 1858—61 im Hohenzollerſchen Füſilierregiment Nr. 40 in Saarlouis diente und dem Stadtſchultheißen Mayer in Hechingen, der in amtlichen Geſchäften mit ihm zu verhandeln und durch Bäckermeiſter Mayer daſelbſt erfahren hatte, daß Killmaier ſich ihm ſchon in den ſechziger Jahren als Verfaſſer bekannt habe, auf Befragen die Eröffnung machte, daß er das Lied nach der Melodie „Normandie" im Jahre 1861 verfaßt, ſeinen Landsleuten als hohenzollerſches Reſervelied gewidmet und mit ſeinen Kameraden aus Hohenzollern zum erſten Male in der Soldatenwirtſchaft „zum roten Herz" in Saarlouis geſungen habe. Als Beweis legte er ein vergilbtes Notizbüchlein bei, welches, wie er ſelbſt bemerkte, „den Stempel der Zeit trägt" und worin das Lied, in ſeiner urſprünglichen Faſſung geſchrieben, enthalten iſt. In dieſer hat es 4 Strophen, deren zweite im Laufe der Zeit von den Sängern weggelaſſen wurde, und lautet alſo:

Nicht weit von Württemberg und Baden,
Von Bayern und der schönen Schweiz,
Da liegt ein Berg, der unter allen
Der schöne Hohenzoller heißt.
:|: Er schaut herab,
So stolz und kühn
Auf alle, die vorüberzieh'n.
Auf Hohenzollerns steilen Felsen
Wohnt unverzagte Eintracht nur. :|:

Geschmückt mit deutschen Fürstenkronen
Ragt hoch der stolze Fels empor,
Schützt alle seine Unterthanen,
Verschließt sie fest in seinem Thor.
:|: Und kommt die Zeit,
Wir stehen fest
Und halten aus bis auf die letzt.
Auf Hohenzollerns u. s. w. :|:

Vom hohen Fels da geht die Klage,
Die sich ins ganze Land erstreckt,
Daß manches Vaters harte Plage
Sich nur auf seinen Sohn beschränkt.
:|: Man nimmt ihn fort
Ins ferne Land,
Das Liebchen glaubt, er wär' verbannt.
Auf Hohenzollerns u. s. w. :|:

Und kommt die langersehnte Stunde,
Wo uns die Heimat wieder ruft,
Dann kehr'n wir in fröhlichem Bunde
Vergnügt dem Hohenzoller zu.
:|: Wir rufen aus:
O heiligs Land,
Wie ist mein Herz an dich gebannt!
Auf Hohenzollerns u. s. w. :|:

Es ist in der That ein seltenes Glück, das uns hier vergönnt wird, die Schicksale eines Volkslieds bis auf seine Entstehung zurück verfolgen zu können. Ein Volkslied ist es ja seinem ganzen Ton, seinen Ausdrucksmitteln, seiner Verwendung der Kunstformen nach, ein Volkslied auch seiner Verbreitung nach, denn es giebt, in unseren Gegenden wenigstens, keinen, der des Königs Rock getragen hat, der dieses Lied nicht in der zuerst mitgeteilten entstellten Form kennen würde. Eine Vergleichung beider Fassungen lehrt, wie die Masse derer, die das Lied nachsingen, den ursprünglichen tieferen Sinn nur halb, oder gar nicht versteht, und wie in Ermangelung einer gedruckten oder geschriebenen Vorlage sich allmählich mehr oder weniger sinnentstellende Änderungen einschleichen (wie namentlich das ganz sinnlose: „wo unverzagt die Eintracht ruht"), wie sogar ursprünglich vorhandene Strophen wegfallen, während man sonst eher geneigt ist, Zudichtungen anzunehmen. Es wurde mir allerdings von Reservisten auch gesagt, daß das Lied endlos viele „Verse" habe, allein bei näherer Nachfrage stellte sich heraus, daß die Strophen mit denen des „Reserveliedes" vielfach durcheinander gesungen werden, und so könnte es auch im Laufe der Zeit dahin kommen, daß einmal im Hohenzollernliede bei schriftlicher Fixierung irgendwo eine Strophe aus dem Reservelied Aufnahme fände, die dann natürlich den Zusammenhang stören müßte. So wie das Lied nun in seinem ursprünglichen Wortlaut festgestellt ist, scheint es mir durch seinen Gehalt und seine Form der Ehre wert zu sein, auch festgehalten zu werden, denn es ist bei mancher Unbeholfenheit des Ausdrucks ein Lied voll tiefen Gefühls und echter Volkspoesie, und es zeigt, daß die Volkslieder eben doch nicht quasi von

selbst entstehen, sondern daß jedes in seiner ursprünglichen Form einen Verfasser hat, dessen Fassung dann allerdings durch die mündliche Überlieferung manchen Entstellungen, Zusätzen, aber auch Auslassungen ausgesetzt ist. Wie der Sinn von Volksliedern namentlich durch solche verdunkelt werden kann, sieht man an dem bekannten Volkslied: „Drei Lilien, drei Lilien die pflanzt' ich auf mein Grab", von dem gewöhnlich nur drei Strophen gesungen werden, die aber in der That nur, und zwar in anderer Ordnung, den Schluß eines zehnstrophigen Volksliedes bilden, dessen ganzer Wortlaut sich in dem „Ulmer Liederbuch" (Ulm, Wagnersche Buchhandlung 1883) und in L. Uhlands alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern Nr. 103 findet.

Was endlich noch die Angabe des Dichters des Hohenzollernliedes betrifft, daß er es der Melodie „Normandie" angepaßt habe, so ist zu bemerken, daß diese Melodie in Süddeutschland seit vielen Jahrzehnten in den Schulen auf den Text gesungen wird: „Kennt ihr das Land in deutschen Gauen, das schönste dort am Neckarstrand." Wie sich diese Melodie zu der des Reserveliedes verhält, vermag ich nicht zu sagen, doch könnte diese eine soldatische Entstellung der ursprünglichen „Normandie"-Melodie sein.

Alles in allem genommen scheint mir das Hohenzollernlied sowohl in seiner ursprünglichen Fassung wert zu sein, der Vergessenheit entrissen zu werden, als auch durch die Vergleichung mit seiner mündlichen Überlieferung ein lehrreiches Beispiel für die Geschichte des Volkslieds überhaupt zu bieten. Wer etwa daran Anstoß nehmen sollte, daß das Lied, in der That ein Ausfluß der seit 1849 bestehenden Verhältnisse, doch erst 1861 entstanden sein soll, kann darauf hingewiesen werden, daß das Lied im Zollerschen nachweislich erst seit 1866 allgemein von den Soldaten gesungen wurde (Bl. d. Schwäb. Albvereins 1892, 215).

Lessings „Laokoon" und Heinrich von Kleist.

Von **H. Bischoff** in Lüttich.

Man hat viel geschrieben, um den Einfluß des „Laokoon" auf die klassischen und selbst auf moderne Dichter nachzuweisen. Die meisten dieser Untersuchungen gehören aber zu der Gattung der mit Recht übel berüchtigten Einflußspürereien. Der Einflußspürer ist zu einer stehenden, komischen Figur der modernen deutschen litterarhistorischen Wissenschaft geworden und hat den Ruf der deutschen Gründlichkeit arg diskreditiert. — Man kann bei Einfluß-Untersuchungen nicht behutsam genug vorgehen,

besonders wenn es sich darum handelt, die Einwirkung eines theoretischen Werkes über Poesie auf die poetische Praxis eines Dichters festzustellen. Da läuft man sehr Gefahr, der bewußten Theorie dasjenige zuzuschreiben, was nur auf Rechnung des richtigen poetischen Instinktes zu setzen ist. Eine genaue Unterscheidung zwischen der Einwirkung beider ist rein unmöglich. Bei den auffallenden Übereinstimmungen, die sich zwischen Lessings Theorie und Kleists Praxis ergeben, und die ich in folgendem kurz andeuten will, soll denn auch nicht immer ein direkter Einfluß des Lessingschen Poesiekodex behauptet werden. Dennoch glaube ich den Leser zu der Überzeugung zu bringen, daß Kleists poetischer Instinkt sich an Lessings Theorie gebildet und sich von derselben hat leiten lassen. Von keinem deutschen Dichter kann man das mit mehr Wahrscheinlichkeit behaupten, als von H. von Kleist.

Schon in seinem ersten dichterischen Produkte „Die Familie Schroffenstein" fällt eine Stelle auf, bei welcher man unwillkürlich an den „Laokoon" erinnert wird. Der Dichter legt nämlich Sylvester folgende Worte in den Mund:

„Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken,
— Auch seufzen. Denn der Gleichmut ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau.

Desgleichen sagt Lessing von den Homerischen Helden: „So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerung dieses Gefühls durch Schreien oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen ... Der Grieche fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer und schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten." — In demselben Sinne schreibt Lessing, mit Rücksicht auf das Drama: „Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere, wärmere Leidenschaft, sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt."

Das hat sich der Dramatiker Kleist zu Herzen genommen. Nie sucht er den „kalten Affekt der Bewunderung" hervorzubringen. Seine Helden sind wie die Homerischen: „Sie schämen sich keiner der menschlichen Schwachheiten." Das treffendste Beispiel ist der Prinz von Hom-

burg. Als er wegen Mangel an Subordination, nach einem glänzend errungenen Siege, vom Kriegsgerichte zu Tode verurteilt wird, bittet und fleht er verzweiflungsvoll um ſein Leben, ja giebt, von den Schauern des Todes umfangen, Ruhm und Thaten, ſelbſt ſeine Liebe preis. Der Charakteriſtiker Kleiſt ſchafft keinen kraftſtrotzenden Phraſenhelden, ſondern einen individuell, tief und wahr gezeichneten Menſchen, der ſich vor dem Tode — nicht dem auf dem Schlachtfelde, ſondern dem auf dem Schafott — ſcheut.

Das Grundprinzip des „Laokoon", daß nämlich der Dichter nicht durch langweilige Aufzählung aller Teile einer Perſon oder eines Gegenſtandes beſchreiben ſoll, ſondern durch fortſchreitende Handlung, finden wir in allen Kleiſtſchen Schilderungen in auffallender Weiſe beſtätigt. Man prüfe zu dieſem Zwecke nur die Schilderungen der Penthesilea:

„Wir finden ſie, die Heldin Scythiens —
Achill und ich — in kriegeriſcher Feier
An ihrer Jungfraun Spitze aufgepflanzt,
Geſchürzt, der Helmbuſch wallt ihr von der Scheitel,
Und ſeine Gold- und Purpurtroddeln regend,
Zerſtampft ihr Zelter unter ihr den Grund."

„Seht! Wie ſie mit den Schenkeln
Des Tigers Leib inbrünſtiglich umarmt!
Wie ſie, bis auf die Mähn' herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die ſie hemmt!
Sie fliegt wie von der Senne abgeſchoſſen."

„Zum Kampf ſteht ſie gerüſtet,
Ich ſag's euch, dem Peliden gegenüber,
Die Königin, friſch wie das Perſerroß,
Das in die Luft hochaufgebäumt ſie trägt,
Den Wimpern heiß're Blick', als je, entſendend,
Mit Atemzügen freien, jauchzenden,
Als ob ihr junger kriegeriſcher Buſen
Jetzt in die erſte Luft der Schlachten käme."

„An aller Jungfraun Spitze!
Seht, wie ſie in dem goldnen Kriegsſchmuck funkelnd
Voll Kampfluſt ihm entgegentanzt! iſt's nicht,
Als ob ſie, heiß von Eiferſucht geſpornt,
Die Sonn' im Fluge übereilen wollte,
Die ihre jungen Scheitel küßt!"

Alles in dieſen prächtigen Schilderungen iſt Bewegung und Handlung. Man beachte auch, um nur noch ein Beiſpiel anzuführen, die Beſchreibung des zerbrochenen Kruges im Luſtſpiel gleichen Namens.

Die Geschichte des Kruges, die Kleist der Martha in den Mund legt, ist ganz im Sinne der von Lessing an Homer gerühmten Geschichten des Scepters von Agamemnon und des Bogens von Pandarus. Auch die eigentliche Beschreibung des Kruges ist ganz den Kunstprinzipien gemäß, die Lessing aus Homer abstrahiert. Die Teile des zu beschreibenden Gegenstandes, die wir in der Natur nebeneinander sehen, folgen in Kleists Schilderung aufeinander und halten Schritt mit dem Flusse der Rede. Der Dichter verwandelt wie Homer das Koexistente in ein Successives, und anstatt der langweiligen Beschreibung eines Körpers giebt er uns das lebendige Gemälde einer Handlung.

Sehr bemerkenswert ist, wie der Erzähler Kleist in seinen Novellen geflissentlich jede Beschreibung vermeidet. Er führt uns nur die reine Handlung vor, ohne jede Schilderung der Personen oder der Schauplätze. Und doch sind alle seine Gestalten voll Leben und Wahrheit, und doch fühlen wir überall festen Boden unter den Füßen. Dies erreicht Kleist dadurch, daß er uns gelegentlich, an der rechten Stelle im Laufe der Erzählung mit der äußeren Erscheinung der Personen und den Örtlichkeiten bekannt macht. Man sehe sich z. B. die Beschreibung des unheimlichen Negerhauses in der „Verlobung auf St. Domingo" genau an; durch einzelne, gut gewählte und gut angebrachte, immer in die Handlung eingeflochtene Züge verschafft uns der Dichter eine klare Vorstellung vom Schauplatze der Handlung.

Es lohnt sich auch sehr genauer zu prüfen, wie Kleist Toni, die Heldin der „Verlobung auf St. Domingo", schildert. Man wird sich wundern, mit welcher Treue er hier Lessings Vorschriften für die Schilderung der körperlichen Schönheit befolgt. Nur sehr Weniges teilt er uns über die äußere Erscheinung der Toni mit. Dies Wenige genügt aber, um in uns eine hohe Idee von ihrer Schönheit und Anmut zu erwecken, um ihre Erscheinung klar vor uns hinzuzaubern.

Als der Fremde, Gustav von der Ried, in den Hofraum von Hoangos Haus eintritt, ist er sofort geblendet von der „jungen lieblichen Gestalt" Tonis, die Sorge getragen hatte, das Licht ihrer Laterne so zu stellen, daß der volle Strahl davon auf ihr Gesicht fiel. — Als Gustav sie fragt, ob sie einen Bräutigam habe, lispelt sie „nein", „indem sie ihre großen, schwarzen Augen in lieblicher Verschämtheit zur Erde schlug." — Während sie ihm ein Fußbad bereitet, betrachtet er ihre „einnehmende Gestalt." „Ihr Haar, in dunkeln Locken schwellend, war ihr, als sie niederkniete, auf ihre jungen Brüste herabgerollt; ein Zug von ausnehmender Anmut spielte um ihre Lippen und über ihren langen, über die gesenkten Augen hervorragenden Augen-

wimpern; er hätte, bis auf die Farbe, die ihm anstößig war, schwören mögen, daß er nie etwas Schöneres gesehen.“

Vergebens werden wir in Kleists Werken nach der Beschreibung eines schönen Körpers suchen; er läßt die Schönheit einer Person, wie schon aus dem eben angeführten Beispiele hervorgeht, vielmehr in ihrer Wirkung erkennen; immer bedient er sich dieses von Lessing empfohlenen „Kunstgriffes“. — Die blendende Schönheit der Penthesilea schildert er durch den Eindruck, den dieselbe auf die Griechen und besonders auf Achill macht. Penthesilea steigt dem Achill herab wie eine „Glanzerscheinung, als hätte sich das Ätherreich eröffnet.“ Sie, die Göttliche, braucht sich nur, sagt Achill, in ihrer Schöne zu zeigen, um das ganze Geschlecht der Männer vor ihr im Staube zu sehen. Sie ist „einem Altar gleich geschmückt, in Liebe davor hinzuknien.“ — Das hiermit in uns erweckte Bild vervollständigt der Dichter nur durch einzelne, kleine, hie und da hingeworfene Züge: Der griechische Hauptmann spricht von ihrer „mit einer Lockenflut umwallten Stirn“ und ihren „kleinen Händen“, und Odysseus von ihren „rosenblütenen Wangen.“ Prothoe, ihrer Freundin, erscheint ihr junger Leib „geschmückt mit Reizen, wie ein Kind mit Blumen.“

Mit dem anmutigsten Liebreiz hat Kleist sein Käthchen von Heilbronn umgeben, und wiederum indem er vorzugsweise die Wirkung schildert, die ihre Schönheit auf andere ausübt. — „Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzsamtene Leibchen, das ihre Brust umschloß, mit feinen Silberkettlein behängt, so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: das ist das Käthchen von Heilbronn; das Käthchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt, und von seinem Kuß geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte ... Wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, der schloß sie acht folgende Tage lang, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein.“ — Dem Grafen von Strahl lag sie, als er erwachte, „gleich einer Rose entschlummert zu Füßen.“ Sie kommt ihm vor „makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter als die Mutter seines Geschlechts.“ Er möchte einen Kuß auf ihre „himmelsüßen Lippen“ drücken und sehnt sich in „alle ihre Reize“ begieriger als der von Mittagsglut gequälte Hirsch nach dem Waldesstrom. — Eleonore, die Käthchen aus dem Bade steigen sieht, ruft aus:

„Schaut, wie das Mädchen funkelt, wie es glänzet!
Dem Schwane gleich, der in die Brust geworfen
Aus des Krystallsees blauen Fluten steigt!“

Sprechzimmer.

1.

Zum Gleckwurm.

Des Gewürms giebt es die Hülle und Fülle. Ein Teil davon gehört der realen Welt an, der andere dem mächtigen Reiche der phantasiegeschaffenen Wesen und Gestalten. J. G. Seidl schreibt in der sechsten Strophe der Dichtung „Der Älpler und der Fischer" (II. Bd. der gesammelten Schriften, Wien 1877, Wilh. Braumüller, S. 36):

„Und steh ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurms Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht; —
Dann schaut dein Thal, ein Rasenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Älplerstand."

Was hat man sich unter diesem Gleckwurm vorzustellen? Gehört dieses Wesen der realen oder idealen Welt der Würmer an? Ist es vielleicht ein Bei- oder Vulgärname eines sehr bekannten Tieres? — So scheint es, denn der Gleckwurm hat schon verschiedene Deutung erfahren.

Dr. Karl Stejskal erläutert in dem deutschen Lesebuche für österr. Realschulen, das er mit Dr. Ferdinand Kummer herausgegeben hat (Wien, Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung III. Bd., S. 296), die schwierigen Stellen der verschiedenen Lesestücke in kurzer und bündiger Weise. Welches Tier unter dem Gleckwurm zu verstehen sei, giebt Stejskal nicht an, setzt aber nach Weigand (siehe das Stichwort Klecke 2) erklärend hinzu: Die Glecke, die mittels Sichel oder Sense niedergemähte, noch ungebundene Garbe auf dem Acker. Diese Erklärung läßt auf den Kornwurm oder auf ein anderes im Getreide lebendes Kerbtier schließen. Auch Sanders, der in seinem Wtb. I. 595 Sp. [2] mit denselben Worten, wie Weigand „die Klecke" erklärt, sagt nicht, welches Tier unter dem Gleckwurm zu denken ist.

Ich glaube die Liebe, Treue und Dankbarkeit, die wir Schulmänner unserem unvergeßlichen Dr. Weigand schulden, keineswegs zu verletzen, wenn ich an dieser Stelle eine bescheidene Bitte vorbringe. Es ist folgende: Bei einer neuen Auflage des trefflichen Wörterbuches möge der Bearbeiter dieses nationalen Denkmals bei der Erklärung des Wortes Garbe (Stichwort Klecke) eine kleine Verbesserung anbringen. Garben mäht man nicht nieder, sondern die Halme des Getreides. Eine Getreidegarbe stellt man sich immer wie den Bund Stroh, den Schaub

Stroh (bayr.-österr. Schab Stroh) als etwas Gebundenes und niemals als etwas Ungebundnes vor. Weil die Weigandschen Definitionen, Erklärungen, Erläuterungen, Erörterungen bis in die letzte Dorfschule eindringen und eingedrungen sind, wäre es meines Dafürhaltens zweckmäßig, die „ungebundene und unaufgebundene Garbe" zu beseitigen. Doch das nur nebenbei.

Eine bestimmte Erklärung, welches Tier der Gleckwurm ist, verdankt man dem Landesschulinspektor Leopold Lampel. Dieser bezeichnet in seinem deutschen Lesebuche (Wien, Hölder, 1891, IV. Bd., S. 294) den Gleckwurm als das Murmeltier. Diese Erklärung hat gewiß vieles für sich: Das Murmeltier lebt in der Hochgebirgswelt; es pfeift, über seinen Pfiff fabelt das Volk allerlei, insbesondere, daß die Murmeltiere in der hl. Nacht um 12 Uhr aufspringen oder sich umdrehen und pfeifen. (Siehe J. N. Ritter v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 383 flg.) Auch eine ansehnliche Reihe von Vulgärnamen liegt von diesem Wesen vor. Im allg. Polyglottenlexikon der Naturgeschichte von Nemnich I. 426 findet man für Murmeltier noch die Namen: Alpenmurmeltier, Murmelmaus, Salzburg Murmamentl, Schweiz Murmentle, Mistbellerle; — die Marmotte; die Bärmaus (eine wörtliche Übersetzung von arctomys); die Alpenratze, die Alpmaus, die Bergmaus, die Bergratze, der Bergdachs, das Murzerchen. Teuton. Murmenti. Notker."

Dr. Th. Heinsius setzt in seinem Wörterbuche, Hannover 1820, III. Teil 488a diesen aus Nemnich entlehnten Wörtern noch den Namen Alpenmaus bei. — A. E. Brehm (Illustr. Tierleben II. S. 91) bemerkt: die Italiener nennen dieses Tier Mure montana, die Savoyarden Marmotta, die Engadiner Marmotella; in Glarus heißt es Munk, in Bern Murmeli, in Wallis Murmentli und Mistbelleri, in Graubünden Murbetle oder Murbentle.

Diese vielen Beinamen des Murmeltieres, die Sagen über seinen Pfiff in der heiligen Nacht, sein Aufenthalt in hoher Gebirgswelt, das alles spricht für die Erklärung Lampels. Ein Umstand läßt freilich leisen Zweifel aufkommen, ob Gleckwurm und Murmeltier ein und dasselbe Wesen sind. In einer Schrattelsage aus dem Ennsthale erscheint der Gleckwurm in einer Fluchformel: „Daß Dir der Gleckwurm die Zunge abbeiße!" (Mythen und Sagen a. d. steir. Hochlande von J. Krainz, Bruck a. d. Mur 1880, S. 320.) Der Herausgeber dieser Sagen setzt erklärend hinzu, der Gleckwurm sei eine Schlangenart. Diese Erklärung sagt freilich auch nicht viel. Daß aber ein so harmloses Tier wie das Murmeltier in eine solche Fluchformel kommen sollte, ist auch schwer einzusehen.

Schmeller führt den Gleckwurm nicht an. Das deutsche Wörterbuch reicht bei dem Buchstaben G noch nicht über die Lautverbindung gl

hinaus und bei den verschiedenen Bedeutungen des Zeitwortes klecken ist des „Gleckwurms" nicht gedacht.

Als ich im Schuljahr 1874/75 den Älpler und den Fischer an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt besprach und mein Unvermögen hinsichtlich der näheren Erklärung des Gleckwurmes bekannte, da erbot sich der damalige Lehramtszögling Olga Mende, der mit Seidl befreundet war, bei dem Dichter anzufragen, welches Tier er sich unter dem Gleckwurm vorstelle. Doch Seidl ließ melden, daß er außer stande sei, Näheres über den fraglichen Wurm beizubringen.

J. G. Seidl wirkte lange Zeit in Südsteiermark, in Cilli, wo sich das Germanische mit dem Slovenischen berührt. Ich wandte mich deshalb an unseren geschätzten Mitarbeiter Herrn Julius Schmidt in Laibach mit der Bitte, er möge mitteilen, was er vom Gleckwurm halte. In seinem Schreiben von 12. November 1894 erklärt er, daß er Gleck für ein slavisches Wort halte. „Und das vermute ich um so mehr," fährt er des weitern fort, „als es hier viele Kleckberge giebt. Auf diesen Bergen tanzen in der Walpurgisnacht die Zopernicen, die Zauberinnen, und zwar tanzen sie hockend, daher der Name Kleck. Der Gleckwurm ist wahrscheinlich eine Schlange wie der Gralwurm, die weiße Schlange mit Krönlein."

Der Gral-, oder wie das Volk in Rauris (Salzburg) spricht, der Kralwurm trägt nach der Volkssage ein Krönlein am Kopfe. Wer ein solches bekommt, von dem heißt es, der habe Glück, denn dieses Krönlein ist von solcher Wunderkraft, daß dem Besitzer eines solchen jeder Wunsch in Erfüllung geht. Alte Leute wollen solches Gewürm gesehen haben. Man erzählt auch, daß mancher im Besitze einer solchen wunderkräftigen Krone gewesen sei. Von dieser Krone gilt der Glaube: Legt man sie zum Gelde, so geht dieses nicht aus. Die gleiche Segenskraft dieses Zaubermittels kann man auch bei der Milch, dem Mehl, dem Korn u. dgl. bemerken.

Einen Gleckwurm kennt man in Rauris nicht; aber für alles schlangenähnliche Getier ist da der Name „Höckwurm" in Gebrauch, und viel fabelt das Volk da vom giftigen und gefährlichen Tatzelwurm, der auch anderwärts sehr bekannt ist. — Diese Mitteilungen aus Rauris danke ich der Güte und Bereitwilligkeit des k. k. Bezirksschulinspektors Prof. Karl Vogt in Zell a. See.

Fast möchte man den Gleckwurm mit unseren Hausottern (Hausschlangen, Hausnattern, Hausadern) auf eine Stufe stellen. Von diesen Tieren läuft nämlich die Sage: sie leben im Gemäuer des Hauses, werfen, wenn man ihnen Milch als Nahrung aufstellt, das Krönlein ab, und das bringt dem Menschen Glück. Diese Hausottern geben auch

ein so leises Geräusch von sich, daß es nur bei außergewöhnlicher Stille und Ruhe wahrgenommen werden kann.

Man sieht, die Meinungen hinsichtlich des Gleckwurms gehen auseinander. Ich glaube, es bedarf nur dieser wenigen Zeilen, und die vielen sach- und sprachkundigen Leser dieser Zeitschrift werden über den Gleckwurm solches Material beisteuern, welches überzeugt, ob dieses rätselhafte Tier das Murmentel ist, oder ob es in das reiche Gebiet der phantasiegeschaffenen Wesen verwiesen werden muß.

Wien. **Franz Branky.**

2.

Während der letzten Osterferien, welche ich in der Heimat, zu Wissel im Kreise Kleve, verbrachte, hörte ich eines Tages wieder einmal wohlbekannte Reime ertönen, die frohe Erinnerungen aus den Kinderjahren weckten. Eine muntere Knabenschar trabte hinter einem vom nahen Neste auffliegenden Storche über die Wiesen daher und sang im Chore fort und fort:

„Oiver, oiver, pillepot,
Breng ons en klän kinje grot."

An der rechten Rheinseite, in der Nähe von Emmerich und Anholt, hörte man zu unserem Oiverlied nachstehende Varianten:

1. Oiver, oiver, pillepot,
Moder leg en kind in de schot.

2. Oiver, oiver, pillepot,
Waeröm sin ow die been so rot?
Dat hett de kalde wenter gedaen,
Du eck so diep dör de schnej moss gaen.[1])

Das von der Jugend fest und gern geglaubte Märchen, nach welchem der liebe Storch die kleinen Kinder bringt und durch den Schornstein der Mutter heimlich in den Schoß fallen läßt, ist allerwärts bekannt. Was bedeutet aber das Wort oiver und warum heißt unser Vogel pillepot?

Das oiver des klevischen Dialektes ist der im angrenzenden Holland üblichen Benennung des Storches, der dort ooievaar heißt, abgesehen von der Dehnung der Vokale, ganz und gar ähnlich. Wir gehen nun gewiß nicht fehl, wenn wir diesen Namen auf das mittelniederdeutsche Wort odevare, welches im Mittelhochdeutschen odebar, althochdeutsch

1) In waeröm, gedaen und gaen ist ae zu sprechen wie das englische ä z. B. in wall, Mauer.

odobëro, niederdeutsch adebar lautet, zurückführen. Das Wort wird bekanntlich von od = Gut, Besitz[1]), sowie von beran = bringen abgeleitet und demgemäß übersetzt „Heilbringer". Als höchstes Familiengut gilt aber das Kind, der künftige Erbe.

Der Ausdruck pot bedeutet allerdings zunächst Fuß (πούς, ποδ-ός), dann aber auch Unterbein und Bein überhaupt, wie u. a. das niederländische Küchenrezept zeigt: In de ärtesupp gehöre värkespötges. Die langgestreckten, schlanken Läufe des Vogels nun, die echten „Storchbeine" werden entweder mit Pfeilern (pilae) oder wohl richtiger mit den armlangen und dünnen Riedpfeilen, pillen (lat. pila) verglichen, wie sie unsere Knaben von der selbstgefertigten Armbrust, die im Kleverland „pillenbôg" heißt, zu versenden lieben.

Mit anscheinend denselben Lauten, wie der Vogel Storch, der oiver, wird am Niederrhein auch ein zum Überfahren über den Fluß verwendeter, leichter, schmaler Fischernachen mit langem Schnabel bezeichnet. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß das Bild des fliegenden Storches, den man ja nicht selten mit ruhigen Schwingen langsam und sicher durch die Lüfte von Wiese zu Wiese segeln sieht, Anlaß zu dieser Bezeichnung gegeben habe; doch liegt es wohl näher, dabei an das heute noch mehrfach, z. B. in Hamburg geläufige ewer zu denken, womit man ebenfalls einen kleinen einmastigen Kahn benennt. Hiernach wäre denn der niederrheinische Name des Nachens nicht mit oi, sondern vielmehr mit eu, mithin euver zu schreiben.[2]) Noch sei bemerkt, daß, während der Storch wegen der Pietät und zärtlichen Pflege, welche er sowohl seinen Jungen als auch den altersschwachen Eltern gegenüber beweist, im Semitischen chasidah = fromm oder gütig, wegen seiner Farben im Griechischen πελαργος — schwarzweiß, im Lateinischen nach seiner Stimme ciconia (von cano mit Reduplikation) — Klapperer genannt wird, wir Deutsche in ihm den starken, großen Vogel erblicken. Das hochdeutsche Storch (neben Stork) gehört nämlich, wie uns scheinen will, zur germanischen Wurzel stark, auf welche nach Friedrich Kluge auch mit gleicher Ablautsform das altnordische storkna = gerinnen und das althochdeutsche storchanên = starr, hart werden zurückzuführen sind. Zu dieser Ableitung paßt vortrefflich, was eine alte nordische Volkssage folgendermaßen erzählt: Drei Vögel umflogen das Kreuz Christi: der Kibitz, die Schwalbe und der Storch. Der erste schrie: „Beiße, peinige ihn!", die zweite zwitscherte: „Swale (kühle) ihn!" und der Storch klapperte: „Stärke ihn!" Darum ist auch, so schließt die schöne Sage, der Kibitz verflucht und

1) Man vergleiche Allod und Kleinod.

2) Oder ist das „ewer" auch auf „oiver" zurückzuführen?

scheu, wie vom bösen Gewissen gejagt, wohingegen Schwalbe und Storch geheiligt und dem Volke lieb und traut geworden sind.

Kempen (Rh.). **Terwelp.**

Durch Chrestomathieen wird der Unterricht heiter und mannigfaltig.
Goethe, Wahrheit und Dichtung.

Über das Bedürfnis eines Prosalesebuches für die Obersekunda und auch darüber, daß die vorhandenen den Anforderungen der neuen Lehrpläne nicht mehr oder noch nicht entsprechen, herrscht wohl kein Zweifel mehr.

Bei der ausschlaggebenden Stellung, die dem Deutschen im ganzen Unterrichtsplane angewiesen ist, muß der Schüler eine Sammlung von Musterstücken in der Hand haben, an denen er, unter der Leitung des Lehrers, seinen Geschmack und seine Fähigkeit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck bilden kann.

Eine solche Sammlung von Prosa-Musterstücken bietet auch ein gewisses Gegengewicht zu dem etwas reichlichen Maße von poetischer Lektüre, das die neueren Lehrpläne gerade der Obersekunda zuweisen.

Doppelt förderlich ist eine solche Sammlung, wenn ein tiefer, wohldurchdachter, klarer Inhalt in eine vollendete künstlerische Form gegossen ist.

Dies findet man in dem bei G. D. Bädeker in Essen erschienenen deutschen Lesebuche für die Obersekunda der höheren Lehranstalten von Reinhold Biese verwirklicht.

Nach einer gewissenhaften und sorgfältigen Lektüre kann ich aus voller Überzeugung sagen, daß die Stücke mit feinem Geschmack und großem Sachverständnis zusammengestellt sind.

Die Stücke des ersten Abschnittes: „Zur Kulturgeschichte" stehen sogar in einem gewissen chronologischen und sachlichen Zusammenhange. Das eine leitet wie von selbst zu dem andern über.

Die meisten Lesestücke bieten in einer faßlichen Form so viel neue und anregende Gesichtspunkte über das in den Geschichts-, Sprach-, Geographie- und Naturgeschichtsstunden Vorgetragene, daß das Buch auch zum Privatstudium vortrefflich geeignet ist.

Nr. 9 z. B. „Die Landwirtschaft der Römer im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt" und ebenso Nr. 19 fördern ein besseres Verständnis der heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Das Stück Nr. 10 „Die Blüte der Beredsamkeit im alten Rom" (in dem einige — erfreulicher-

weise die einzigen im ganzen Buche — entbehrliche Fremdwörter wie Import, Effect, Originalität u. s. w. aus Versehen stehen geblieben sind) bildet selbst ein Muster der Rhetorik. Die Sprache desselben glitzert und funkelt in allen Farben.

Als einen weiteren Vorzug des Buches sehe ich es an, daß es eine mannigfaltige Reihe bedeutender Schriftsteller (ich nenne nur die Namen: Ranke, Mommsen, Humboldt, Treitschke, Moltke) und damit eine ebenso mannigfaltige Reihe von musterhaften Stilarten und Stilformen bietet, wodurch jede individuelle Geistes- und Geschmacksrichtung Anregung, Nahrung und Befriedigung findet. Auch der Aufsatz: „Rom in der Renaissancezeit" verdient aus diesem Grunde nicht sowohl wegen des erhabenen Gegenstandes, sondern auch wegen der schönen, erhabenen Sprache, in der er behandelt ist, besondere Erwähnung.

Zu der mittelalterlichen Epik und Lyrik, insbesondere zu dem Nibelungenliede und Walther von der Vogelweide, die ja in der Obersekunda durchzunehmen sind, bietet die Übersicht über die alt- und mittelhochdeutsche Litteratur eine willkommene, zeitersparende Einleitung. Die Inhaltsangabe des Nibelungenliedes aus dem beredten Munde Scherers erleichtert dem Schüler ganz wesentlich die Betrachtung und das Verständnis dieses Epos.

Zu den Aufsätzen über Walther von der Vogelweide von Schönlach und zu der farbenreichen Schilderung der Minnepoesie von Vilmar brauchen nur einige Proben gegeben zu werden, und alles ist hier gethan, wozu die Fülle des Unterrichtsstoffes in Obersekunda noch Zeit übrig läßt.

Der Aufsatz über Goethes Werther von Bielschowski ist gleichfalls sehr am Platze und außerordentlich lehrreich. Zunächst giebt er dem Schüler eine gedrängte Zusammenfassung des Inhalts und dann eine wahrhaft begeisterte und also auch begeisternde Würdigung dieses einzig dastehenden Werkes. Dieses, als ein Selbstbekenntnis im Goetheschen Sinne aufgefaßt, hilft das Verständnis unseres größten Geisteshelden vermitteln: hatte nämlich im Götz von Berlichingen, der ja auch der Obersekunda zugewiesen ist, das Stürmische, Trotzige, das in dem jungen Goethe und in der ganzen ihn umgebenden jungen Welt lebte, „einen poetischen Niederschlag gefunden," so im Werther das Schwärmerische, Weiche, Weltschmerzliche. Zwischen diesen Extremen bewegt sich der Genius des jungen Goethe. So fällt von diesem Lesestück zugleich auch ein Licht auf die Natur des Dichters.

Auch der Aufsatz über Schillers Jugend und erste Dichterperiode bis 1787 von Franz Biese gewährt eine ganz erwünschte Einführung in das Leben des Dichters von Wallensteins Lager, dessen Besprechung ja gleichfalls zu dem Pensum der Obersekunda gehört.

Die Naturbilder, insbesondere die von Moltke herrührenden, die naturwissenschaftlichen Aufsätze vermitteln in einer schönen, klaren, leicht verständlichen Sprache des Belehrenden, Anregenden, Betrachtenden eine solche Fülle, daß die Lektüre einen wirklich erhebenden Genuß bietet.

Das Buch gewährt nicht nur dem Lehrer des Deutschen ein außerordentlich förderndes, ja unentbehrliches Hilfsmittel für seinen Unterricht, es wird auch dem Lehrer der klassischen Sprachen, der Geschichte, der Geographie und der Naturwissenschaften einen willkommenen erquickenden Genuß verschaffen, dem Schüler aber auch noch über die Pforten der höheren Lehranstalt hinaus ein belehrender, anregender, poetischer Freund bleiben.

Die äußere Ausstattung, das Papier und der Druck sind ganz tadellos.

Essen. **H. Wieck.**

E. Martin und H. Lienhart: Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 1. Lieferung, 160 S. Straßburg, Trübner. 1897. Geheftet 4 Mark.

Nach langjährigen Vorbereitungen konnte die erste Lieferung dieses Wörterbuchs der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens am 1. Mai vorigen Jahres überreicht werden als der Anfang eines Werks, „welches", wie Professor Dr. Martin bei der Darbietung sagte, „aus der innigen Verbindung deutscher Wissenschaft und elsässischer Heimatliebe erwachsen ist". Jeder Freund elsässischen und überhaupt deutschen Wesens muß sich über diesen Erfolg freuen. Wohl ist schon viel in der Erforschung des elsässischen Sprachlebens geschehen, namentlich was einzelne Mundarten und besondere Sachgebiete anlangt; aber es fehlte bisher an einer Gesamtdarstellung des elsässischen Sprachschatzes, wie wir sie z. B. für Bayern und die Schweiz besitzen. Der verstorbene August Stöber, der Altmeister in der Erforschung des elsässischen Volkstums, hat zwar an einer solchen allgemeinen Darstellung gearbeitet, sie aber aus gewissen Gründen nicht beendet. Und doch ist eine litterarische Festlegung des elsässischen Wortschatzes heute mehr als je notwendig geworden. Während vor 1870 die deutschen Mundarten trotz der französisierenden Bestrebungen der Regierung ihre Eigentümlichkeiten im Gegensatz zur herrschenden französischen Schriftsprache ziemlich zähe festhielten, sind sie jetzt durch die innigere, ununterbrochene Berührung mit der verwandten deutschen Schriftsprache in Verwaltung, Schule, Heer und Tagespresse der Veränderung und Zersetzung viel eher und stärker ausgesetzt. Daher ist die Bearbeitung des Wörterbuchs eine That, für die man den Herausgebern nicht genug danken kann.

Beide waren auch in hervorragender Weise zu dieser Arbeit geeignet, der erste, ein Lehrer der Straßburger Hochschule, als der vorzüglichste Kenner der altelsässischen Litteratur, der zweite, sein Schüler, als ein Sohn des elsässischen Landes und gründlicher Kenner der lebendigen Volkssprache. Ihren Bemühungen ist es mit der Unterstützung der Landesverwaltung gelungen, über 100 Mitarbeiter aus allen Teilen des Landes und aus verschiedenen Ständen, besonders viele Lehrer, zu gewinnen. Und nur durch diesen lebendigen Zusammenhang der deutschen Sprachwissenschaft mit dem elsässischen Volksleben konnten so hohe Leistungen erzielt werden. Die Grundlage des Werkes ruht in den breiten Volksschichten, ähnlich wie beim Schweizerischen Idiotikon, nur nicht so ausgedehnt.

Das Wörterbuch berücksichtigt die heutigen politischen Grenzen des Elsasses (nicht Lothringens).[1]) Es enthält also nicht nur die mehr oder weniger gemischten alemannisch-fränkischen Mundarten, die man vom Hagenauer Forst bis in den Sundgau an der Schweizer Grenze hört, sondern auch das eigenartige Südrheinfränkische im Streifen nördlich vom Selzbach und das Rheinfränkische im Westrich oder „krummen Elsaß", den nach Lothringen hineinreichenden Kantonen Lützelstein, Drulingen und Saarunion des Kreises Zabern (ausgeschlossen sind die Gegenden mit französischem Patois). Innerhalb dieses Gebiets sind etwa 150 gleichmäßig verbreitete Orte besonders vertreten. Die Ortsangaben hinter den einzelnen Wortformen lassen das Verbreitungsgebiet dieser Formen deutlich erkennen.

Die Artikel sind nicht nach der gewöhnlichen Buchstabenfolge, sondern im Anschluß an Schmellers Bayerisches Wörterbuch und an das Schweizerische Idiotikon nach dem Konsonantengerippe der Stammsilben geordnet. Die einzelnen Stichwörter sind nach einer angenommenen oder geschichtlichen Grundform idealisiert. Die thatsächlich gesprochenen Formen, von denen z. B. das Wort Vogel nicht weniger als 32 aufweist, auch der eine oder andere Satz, werden durch Kräuters Lautschrift ziemlich genau dargestellt. Die meisten Beispielsätze aber sind in einer Schreibung gegeben, die sich an die schriftdeutsche anschließt, doch so, daß die in der Mundart nicht hörbaren Laute durch kleine Buchstaben über der Linie angedeutet werden. Durch diese Schreibung, die dem Laien allerdings entgegen kommen will, ist für den Fremden der Lautstand weniger gut bezeichnet. Die überaus zahlreichen Belege aus dem älteren und neueren elsässischen Schrifttume bleiben bei der Schreibung ihrer Verfasser.

Ein großer Vorzug, den dieses Wörterbuch sogar vor dem bayerischen und schweizerischen besitzt, liegt in der Art und dem Reichtum

1) Für Lothringen ist ein ähnliches Werk geplant.

der Beispiele. Jedes Wort wird gerade in den Wendungen gebracht, die das Volk tagtäglich gebraucht. Alles ist aus dem vollen Leben gegriffen, und man fühlt hier recht deutlich die Wahrheit des Goetheschen Worts, daß die Mundart doch eigentlich das Element ist, in dem die Volksseele ihren Atem schöpft. Da sieht man ganz hinein in das Herz des elsässischen Volks und schaut seine Freude und sein Leid, seine Liebe und seinen Haß, seinen Ernst und seinen Scherz, seine Frömmigkeit und seinen Aberglauben, seine Bräuche und seine Unsitten, seine nüchterne Arbeit und sein leichtes Phantasiespiel, sein Leben zu Hause und seinen Verkehr mit Fremden. Da finden wir in Hülle und Fülle Sprachformeln, Redensarten und Sprichwörter, Bauern-, Spiel- und Wetterregeln, Wiegenlieder und Volksrätsel, Grußformeln und Verwünschungen, Ortsnamen und Ortsneckereien, Zungenübungen und Spottverse auf Stände und Namen, eigenartige Tier- und Pflanzennamen, Kochrecepte und Bezeichnungen von Volksgerichten, Ausrufwörter für die verschiedensten Gefühle und Lock- und Treibrufe an Tiere: kurz, das ganze Denken und Fühlen, Sinnen und Trachten des Volks liegt vor uns ausgebreitet da in seiner Sprache. Und ist diese, wie der ganze Volksstamm, bisweilen auch derb und naturwüchsig, so ist sie doch gesund und frisch, kräftig und sinnlich. Und überall, auch durch den Firnis der welschen Lehnwörter, lacht uns deutsche Art und deutsches Leben an.

Nur wenige Beispiele mögen als Belege dienen und den Zusammenhang der Sprache mit dem ganzen Volkstume zeigen. Wie anschaulich ist die Redensart, die von hervorstehenden Augen spricht: Er hat Augen, man könnte auf eins knien und das andere absägen (S. 21), oder die einen breiten Mund bezeichnet: Wenn er als lacht, könnte er sich alle zwei Ohrläppchen abbeißen (S. 28). Dem Beruf des Landmanns ist das folgende Bild entnommen: Wenn im mittleren Zornthal ein Freier um die jüngere Tochter anfragt und die ältere noch nicht verheiratet ist, so wird er manchmal abgewiesen mit dem Bescheid: Das Ohmet (Grummet) wird nicht vor dem Heu gemacht (S. 36). Mit köstlichem Witz nennt der Straßburger einen Geizhals Erbsenzähler (S. 65) und der Mühlhauser die Ziffer 11 Geißeneuterchen (Gaiseiterle, S. 83). Wie viel Aberglaube steckt noch im Volke! Im Sundgau sollen die Hexen sagen: Obe üse un niene a (oben hinaus und nirgendwo hin), wenn sie auf ihrem Besen sitzend zum Schornstein hinaus fahren (S. 7); der Klopfkäfer heißt Totenuhr, weil sein Picken im Holz nach weitverbreitetem Glauben den baldigen Tod eines Familiengliedes anzeigt (S. 64); in Niederbetschdorf meint man, man bekomme Aise (Geschwüre), wenn man am Karfreitag Bohnen esse (S. 75). In die Küche führt auch das Dürrenenzener Sprichwort: Wenn man Rüben kocht, soll der Fuchs den

Wadel drüber schleifen, d. h. die Rüben sollen nicht mehr weiß sein, sondern durch ganz leichtes Anbrennen rötlichgelb werden (S. 91).

Auch die rein sprachliche Seite des Buchs ist ungemein anziehend und lehrreich und für den Sprachforscher eine reiche Fundgrube. Da finden wir eine Menge altdeutscher Sprachreste, so z. B. auf S. 80 den Flurnamen Esch in Rixheim (vergl. Uhlands Kaiserwahl) und auf S. 88 noch sämtliche ahd. und mhd. Formen des Wortes Feile. In der Sulzmatter Form glüichfalls (S. 105) beweist der Vokal der ersten Silbe die Einführung des Worts aus der Schriftsprache; denn sonst müßte es, wie anderswo, glichfalls lauten. Von den vielen eigentümlichen Wortbildungen führe ich hier nur zwei an: aus Tieffenbach das zusammengesetzte Hauptwort Fixfeuer = Streichhölzchen (S. 133) und aus dem Münsterthal das Zeitwort eewle allmählich Abend werden (S. 6). In den Beispielsätzen finden sich hie und da auch Hinweise auf den Satzbau, z. B. S. 6 die Bemerkung, daß Nebensätze hinter eb (bevor) auch durch dass oder weder dass eingeführt werden: eb dass er komme-n-isch (bevor er kam). Interessant, aber nicht erfreulich, doch auch nicht verwunderlich, ist die Einbürgerung zahlreicher fremder Ausdrücke. Wenn das Wörterbuch auch nur die wirklich in den Volksgebrauch übergegangenen Lehnwörter berücksichtigt, so ist ihre Zahl doch noch erschreckend groß, namentlich der französischen. Viele davon hat sich das Volk nach seiner Weise zurecht gelegt, entweder durch eine deutsche Betonung (der Idee, frz. idée, S. 15) oder durch Angleichung an deutsche Wörter (in Straßburg anmare ein Schiff anbinden, aus frz. amarrer mit Anlehnung der ersten Silbe an das deutsche anbinden, S. 55) oder durch förmliche Entstellung (in Rufach Egalibr Gleichgewicht, aus frz. équilibre, S. 27).

Was die Worterklärung betrifft, so verweisen die Herausgeber der Kürze wegen meistens auf Schmellers Bayerisches, auf Schmids Schwäbisches, auf Grimms Deutsches, auf Kluges Etymologisches Wörterbuch, auf Vilmars Idiotikon von Kurhessen, auf Seilers Basler Mundart und auf das Schweizerische Idiotikon. Es bleibt aber doch noch mancher eigene Erklärungsversuch übrig. Und der eine oder andere davon ist überaus anziehend, so wenn das oberelsässische enaiw(m)e(s, t, ts) irgendwo, irgend wohin aus der mhd. Verneinungsformel ich enweizwâ hergeleitet wird (S. 42), oder wenn zu dem in Dürrenenzen gebräuchlichen Umstandswort eewelandig voll (ebenländig voll, d. h. bis zum Rande gefüllt) bemerkt wird: „gleich dem Lande, nach dem Bilde eines angeschwollenen Flusses" (S. 6). Da der letzte Ausdruck aus einem Ort in der Nähe des Rheins stammt, wäre das vorsichtige Fragezeichen dabei wohl überflüssig. Von Wörtern, die trotz mancher Versuche noch nicht befriedigend

erklärt sind, interessiert besonders die Meinung der Herausgeber über Agerde (Ajerde, Ajert, Ajer, Ajersecht, Ajerle) unbebautes Land, das sie in Verbindung bringen mit lat. egere, egenus, egestas (S. 23). Bei einigen bis jetzt unerklärbaren Wörtern haben sie mit Recht auf jeden Versuch verzichtet, so bei der Dehlinger Redensart Ungkät biete ernstlich warnen (S. 55), oder beim zweiten Teile der Colmarer Zusammensetzung Mahlokele, Mahlobbele schlechte Zuckererbsen von der geringsten Sorte, die der Pate bei der Taufe nach dem Kirchgange der Gassenjugend auswirft (S. 27). Nur äußerst selten kommt man in die Lage, mit den Herausgebern nicht einverstanden zu sein. Zwei solcher Fälle erlaube ich mir hier zu erwähnen. Das Wort Unger (Lagerplatz für Schweine und Weidevieh) soll zu „unter" gehören (S. 54). Ich kenne das Wort aus meiner Heimat im Norden des Landes in der Zusammensetzung Saunger. Gerade dort wird aber nd oder nt sehr selten, in „unter" nie in ng verwandelt. Ich neige deshalb dazu, Unger in ein Ablautverhältnis zum schriftdeutschen Anger zu setzen. Der Hinweis auf das Schweizerische Idiotikon I 498 und die Schreibung Erzgrundsbode beweisen, daß das Wörterbuch in der Formel „auf (vor) dem Erdsgrundsboden" (z. B. in der Redensart: sich schämen vor dem E.) die erste Silbe als das steigernde schriftdeutsche Erz auffaßt wie in Erzengel, Erzherzog, erzdumm u. s. w. Gegen diese Auffassung spricht folgendes: 1. In meiner Heimat und hier in Rufach und in vielen andern elsässischen Orten hat die erste Silbe des Wortes ein langes a (Ardsgrundsbode) wie Erde (Ard), während die wenigen mit der Vorsilbe Erz zusammengesetzten Hauptwörter ein kurzes ä aufweisen (Erzbischof, Erzlump): 2. In den elsässischen mit Erz gebildeten Wörtern ruht der Ton fest auf der ersten Silbe, während in dem in Rede stehenden Ausdruck die drei Bestandteile ganz gleichmäßig stark betont werden. Daher halte ich die erste Silbe für das Wort Erde und erkläre das s als eine Formübertragung nach der Endung der zweiten Silbe grunds. Darnach hätten wir in dem Worte eine von den seltenen Tautologien, in denen der nämliche Begriff dreimal ausgedrückt ist (Erde, Grund, Boden).

Die erste Lieferung enthält die mit einem Vokal anfangenden Wörter und den Buchstaben F (V) bis zum Wort Fetzen. Nach jedem Leitwort folgen die Ableitungen und Zusammensetzungen (mit dem Leitwort als Grundwort). Das ganze Werk soll in ungefähr sechs Lieferungen erscheinen. Hoffentlich lassen die Fortsetzungen nicht zu lange auf sich warten und sind sie ebenso geeignet wie die erste Lieferung, der deutschen Sprachwissenschaft und dem deutschen Unterrichte vielfache und wertvolle Handreichung zu thun.

Rufach i. Els. **Heinrich Menges.**

Die Handlung des 2. Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung von Georg Witkowski, Leipzig, Seele, 1898. 8°. 46 S.

Ohne jede Bezugnahme auf die Faustlitteratur, ohne sonstige gelehrte Zuthaten entwickelt die Antrittsvorlesung von W., dessen Name trotz der Jugend seines Trägers im Kreise der Goetheforscher bereits einen guten Klang hat, die Handlung des 2. Teiles der Faustdichtung lediglich aus dem Werke selbst und den größtenteils erst durch die Eröffnung des Weimarer Archivs bekannt gewordenen Entwürfen des Dichters.

Im Faustplane vom 23. Juni 1797 wird die Summa beider Teile bekanntlich in den kurzen Worten gezogen.

I. Teil. Lebensgenuß der Person von außen gesehen in der Dumpfheit der Leidenschaft.

II. Teil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein. Schönheit. Schöpfungsgenuß von innen. Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.

Darnach ist W. ohne Zweifel berechtigt, den Genuß als den Angelpunkt der ganzen Dichtung zu bezeichnen (S. 10) und als Seele der Handlung: die Läuterung des Genusses von der Dumpfheit der Leidenschaft in egoistischem Sich-selbst-Ausleben zur Befriedigung im zielbewußten Schaffen neuer „Werte" für Mitlebende und spätere Geschlechter.

Das lakonische Stichwort „Schönheit" faßt W. nicht so auf, als solle damit eine besondere Art oder Stufe des Genusses bezeichnet werden, vielmehr so, daß es im Sinne Goethes und Schillers andeuten solle, wodurch vornehmlich die Läuterung der Persönlichkeit und damit ihres Lebensgenusses herbeigeführt wird. Er betont, daß beiden Dichtern die ästhetische Bildung als ein unentbehrlicher Faktor in der Erziehung des einzelnen wie des Menschengeschlechts galt. „Nur der, der die Schönheit erkannt und in sich aufgenommen hat, erlangt die Fähigkeit, erhaben zu denken und zu handeln" (S. 11). Zum Umsetzen der erhabenen Gedanken in gemeinnützige schöpferische Thaten ist daneben aber noch erforderlich: Weltkenntnis und Erfahrung. Darum läßt die Dichtung ihren Helden herumgetrieben werden in der Nähe und Ferne, in der Enge und Weite, Höhe und Tiefe. Dabei lernt er als ein zu keiner Zeit von seinem Urquell völlig Abgezogener, des rechten Wegs in seinem dunklen Drange immer sich bewußt Gebliebener die Freuden dieses Daseins als teils nichtige, teils dauernd nicht befriedigende kennen. Nirgends bietet sich ihm ein Faulbett, auf das er beruhigt sich legen möchte, und so reift in ihm allmählich die Überzeugung, daß

für den groß angelegten, thatkräftigen Menschen nie ein Zeitpunkt eintreten kann, in dem er ruhig genießend aufhören möchte und dürfte, „immer strebend sich zu bemühen", er daher mit der Lösung sich resignierend befreunden muß: „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick". Des weiteren wird ihm klar, daß Titanen seines Schlages wenigstens das Vorgefühl höchsten Glückes am ehesten auf dem Wege großartiger gemeinnütziger Thätigkeit genießen können.[1])

Jeder Zweifel daran, daß die Stichworte „Lebens- und Thatengenuß" im Schema 1797 als bedeutungsvolle, schwerwiegende Programmworte aufzufassen sind, wird beseitigt, wenn man beachtet, wie häufig vom Vorspiel bis zur Sterbescene die Ausdrücke: entbehren, verschmachten, Pein, Verzweiflung und anderseits: Befriedigung, Erquickung, Genuß (genießen), Glück u.s.w. wiederkehren, mit besonderer Regelmäßigkeit an allen Stellen, die Wendepunkte bezeichnen. Die Wette des Vorspiels dreht sich um die Frage, ob es dem Mephistopheles gelingen werde, Fausts tiefbewegte Brust zu befriedigen. Linderung seiner Schmerzen hofft dieser einzutauschen gegen Götterwonne, indem er zur Phiole greift. Auf die Worte „kannst Du mich mit Genuß betrügen" geht er seine Wette mit Mephistopheles ein. Alles Menschliche will er in seinem inneren Selbst genießen. So geht es weiter bis zum letzten Wort des Sterbenden: „genieß ich jetzt den höchsten Augenblick". Man wird danach wohl berechtigt sein, die Faustdichtung als eine poetische Beantwortung der Frage aufzufassen: inwieweit und wodurch kann ein groß angelegter Mensch von unermüdlicher Strebekraft zur inneren Befriedigung, zum Vollgenusse seines Daseins hienieden gelangen? Gewicht ist darauf zu legen, daß diese Frage nur für einen Übermenschen von der Artung Fausts gestellt und beantwortet wird. Die „Menschheit" kann nur in Betracht kommen, soweit sie mit jenem Heros innerlich etwas gemein hat. Dieses Selbstverständliche sei nun wieder einmal ausgesprochen, weil die Faustdichtung nicht selten wie eine Art von Laienevangelium für jedermann angesehen und ausgenutzt wird.

Nüchtern-besonnen verfolgt nun W., wie das im Vergleiche zum Urfaust unter Schillers Einfluß wesentlich vertiefte Schema von 1797 in dem ausgeführteren Plane vom Dezember 1816 weiter ausgestaltet worden ist, und stellt fest, inwieweit der Hochbetagte bei der Wiederaufnahme des „Hauptwerkes" im Jahre 1825 diese Pläne ausgeführt

1) 'Mein Losungswort ist Gemeinsinn' (an Bertuch, den 7. Juni 1803); 'Wo wir Nützliches betreiben, ist der werteste Bereich' (Wanderj. XII z. E.), 'Müssen auch im Silberhaar unsre Pflüge ziehen' (an J. D. Wagner, den 7. September 1827).

oder teilweise abgeändert hat. Seine Ausführungen, auf die hiermit verwiesen wird, haben auf den Referenten gerade durch ihre Schlichtheit im hohen Grade überzeugend gewirkt.

Von der banalen Auffassung, Faust habe der Reihe nach alles „durchprobieren" müssen, Kurzweil und nichtiges Wesen an Fürstenhöfen, große Politik, Versenkung in naturwissenschaftliche, kulturgeschichtliche, künstlerische Gedankenkreise ꝛc., um schließlich die Thätigkeit eines Kolonisators noch als die annehmlichste anzusehen, findet sich bei W. natürlich keine Spur. Akt 1—3 hat für ihn wesentlich nur den Zweck, den Helden des Stückes durch den Einblick in verschiedenste Lebensverhältnisse, Erprobung seiner Kraft an kleinen und großen Aufgaben und — durch ästhetisch-sittliche Läuterung seines Selbst auf die Stufe zu heben, auf der er im Alter steht.

Langsam vor sich gehende Bildungs- und Läuterungsprozesse lassen sich aber auf der Bühne (und mit Recht betont W., daß Goethe bei Ausarbeitung des 2. Teils diese stets im Auge gehabt hat) mit einiger Wirkung nur darstellen, wenn der Zuschauer sie allmählich sich vollziehen sieht im Anschlusse an Lebensbilder und Vorgänge, die unabhängig von diesem Zwecke vor unseren Augen sich abrollen. Für die dramatische Ausgestaltung der Bühnenhandlung[1]) hat der Dichter sich bekanntlich stark an die Faustbücher und Puppenspiele gehalten, im einzelnen aber auch nach Vorgang der Romantiker vieles eingewoben, was ihn gerade innerlich beschäftigte oder geeignet erschien, das Interesse der Zeitgenossen zu erregen.

Die Komposition des 2. Teiles ist nach W. (S. 18) „von bewundernswerter Größe und Schönheit. Ihr Ebenmaß, das architektonische Verhältnis der einzelnen Glieder zeugt von der höchsten künstlerischen Weisheit. Aber freilich enthüllt sich ihre Vollendung nicht auf den ersten Blick dem Auge des Beschauers. Denn die Säulen sind umrankt und umsponnen von Nebenwerk, das an vielen Stellen allzu üppig wuchern durfte. G. hat von dem Rechte, das die lustige Person des Vorspiels den alten Herren einräumt, nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen, den weitesten Gebrauch gemacht." Aus den letzten Sätzen ersieht man, daß W. dem 2. Teil nicht bloß bewundernd gegenübersteht — die Gestalt des Euphorion bezeichnet er ungescheut als eine

1) Die Handlung von II 1. 2 verschläft Faust; im ganzen ersten Akte, im Reste des zweiten, im vierten spielt sich das meiste ab, ohne daß er eingreift oder seine Anteilnahme lebhaft bezeugt. Voll bei der Sache ist er nur bei allem, was Helena betrifft. Kein Wunder. Das meiste von dem, was anderen Hochgenuß ist, ist für ihn nur Tand oder Ballast. Alle seine Energien wachen aber auf, sowie er auf etwas stößt, was ihn innerlich erquickt und fördert.

verfehlte —, wenn er ihn auch höher stellt als mancher andere Beurteiler.

Die rückhaltlose Anerkennung der jedem Unbefangenen sich aufdrängenden Thatsache, daß Goethe in dieser größtenteils nach dem 77. Lebensjahre ausgeführten Dichtung sich gern „auf Seitenpfade hat locken lassen, die ihn in die Lieblingsgebiete seines Geistes führten", hat W. auch vor der Neigung bewahrt, alle Einzelheiten als sinnvoll dem Gesamtplane der Dichtung gegenüber ausdeuten zu wollen. In dem Maskenzuge sieht er weiter nichts als das Wiederaufleben der italienischen Renaissancefeste am Weimarischen Hofe. Der 2. und 3. Akt aber hat nach ihm im wesentlichen die Bestimmung, zu zeigen (S. 29), „wie ein moderner nordischer Mensch die antike Schönheit sucht und findet, also einen rein innerlichen Vorgang, zu dessen äußerer Darstellung G. sehr verwickelte symbolische Behelfe anwandte".

Die rätselhaften Worte im Schema von 1797 „Epilog im Chaos auf dem Wege zur Hölle" deutet W. wohl mit Recht S. 43 auf eine beabsichtigte wesentlich andere Gestaltung der schließlichen Begnadigung Fausts. Den sittlichen Kern der ganzen Dichtung findet er in der dem Hochbetagten aufgehenden Erkenntnis seines hohen Menschenberufes: zu wirken, so lange es Tag ist, vergl. Divan VI, 7. Zerquält von einer maßlosen selbstsüchtigen Begehrlichkeit nach allen Seiten tritt Faust uns anfangs entgegen; ohne dauernde innere Erquickung wird der Unersättliche von seinem Versucher durch das wilde Leben geschleppt, um zuletzt der Weisheit letzten Schluß — in tagtäglicher rastloser Arbeit für andere zu finden gemäß dem frommen Losungsworte: aliis inserviendo consumor.

Dresden. **Th. Vogel.**

Für die Leitung verantwortlich: **Prof. Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Über ſprachliche Übungen im deutſchen Unterricht auf der Unterſtufe höherer Schulen.

Von **Ludwig Tachau** in Wolfenbüttel.

Für den Unterricht in der deutſchen Grammatik auf der unteren Stufe der höheren Schulen iſt die planmäßige Benutzung einer Aufgaben- und Übungsſammlung wünſchenswert. Allerdings kann das deutſche Leſebuch derart ausgebeutet werden, daß die Leſeſtücke nicht nur zur Erläuterung beſonders bemerkenswerter grammatiſcher Einzelheiten, die ſich in ihnen finden, verwandt, ſondern auch zur Veranſchaulichung neu durchzunehmender grammatiſcher Erſcheinungen herangezogen werden und den Übungsſtoff zur Befeſtigung des neu Durchgenommenen abgeben. Ja, es iſt geradezu unerläßlich, daß, wenn dem Schüler die Glieder des Satzes, die verſchiedenen Arten der Sätze u. a. an beſonders zu dieſem Zwecke gewählten Muſterſätzen veranſchaulicht worden ſind, weiterhin nicht mehr an eigens zurechtgeſtutzten Übungsſätzen, ſondern an dem, was gerade im Leſebuche geleſen und erläutert worden iſt, die Probe gemacht werde, ob der Schüler die richtige Einſicht in den Bau des Satzes habe. Die Umwandlung direkter Rede in indirekte und umgekehrt, die Verwandlung von Nebenſätzen in die entſprechenden Glieder ihrer Hauptſätze und umgekehrt muß an der bunten Mannigfaltigkeit eines Leſeſtücks, das aber nicht für grammatiſche Zwecke bearbeitet ſein darf, ausgiebig geübt werden, um recht erfolgreich zu ſein. Und doch iſt eine Übungs- und Aufgabenſammlung für viele Abſchnitte der deutſchen Grammatik ganz unentbehrlich. Ich denke dabei in erſter Linie an die Einübung und Befeſtigung der Eigentümlichkeiten in der Deklination des attributiven Adjektivs, an die Formenlehre des Pronomens (beſonders die Genitive der perſönlichen Pronomina, die gleichlautenden Formen der perſönlichen und beſitzanzeigenden Pronomina, den Gebrauch von „derſelbe"), an die Präpoſitionen, die Moduslehre u. a. m. Aber ſelbſt für die Abſchnitte der Grammatik, für die der Lehrer aus dem Lektüre- und Erfahrungskreiſe des Schülers reichlich und mühelos Übungsſtoff finden kann, iſt eine Aufgabenſammlung gut zu verwenden. Ihre Benutzung wird mindeſtens Zeit erſparen, die erforderliche Einheitlichkeit in das Unterrichtsverfahren bringen und erwünſchte Gelegenheit zu kurzen Wiederholungen geben. Wer einmal die Übungsſammlungen von Lyon, Mathias u. a. genauer angeſehen haben wird, wird das ohne weiteres zugeben, um ſo mehr, wenn er bedenkt, wie

mancher Lehrer — sehr zum Schaden der Sache — ohne Anregung des Übungsbuchs auf so manche nützliche Übung gar nicht kommen würde.

Ich halte es daher für angebracht, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf solche Übungen zu lenken, und wünsche im Interesse der Sache sehr, daß derartige Übungssammlungen, deren es für höhere Schulen verhältnismäßig wenige giebt[1]), vermehrt werden.

Im folgenden werde ich auf einige besonders empfehlenswerte Übungen hinweisen, die mir noch nicht genug gewürdigt zu werden scheinen.

I. Für den Aufsatz, der in Klasse V zuerst geübt wird, ist es wichtig, daß der Schüler frühzeitig eine gewisse Herrschaft über den Ausdruck erlange. Dies wird erreicht durch geeignete Übungen im Anschluß an das Lesen und durch das „mündliche Nacherzählen". Aber auch der grammatische Unterricht auf der unteren Stufe kann dazu beitragen: a) durch Übung im Umgestalten von Sätzen oder Satzteilen nach bestimmten Gesichtspunkten (Übung in Satzbau und Ausdruck); b) durch Übung in der Wortbildung (Vermehrung des Wortvorrats und Erschließung des Wortschatzes).

a) Umgestaltung von Sätzen oder Satzteilen: Gute Übungen leichtester Art und daher für die unterste Stufe vorzüglich zu verwenden, sind: einen gegebenen Satz nach Person, Zahlform oder Zeit umzuwandeln. Man kann auch ganze Lesestücke so behandeln. Wenn der fremdsprachliche Unterricht ebenfalls solche Übungen verlangt, ist ihre Art vorher wenigstens an einigen Beispielen in der Muttersprache zu üben.

Beispiele: 1. Das Lesestück „Kaiser Karl der Große bei den Schülern" von Klopp (Hopf und Paulsiek für VI, Nr. 47c) so umzuformen,

---

1) Mir sind folgende bekannt: Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. (Leipzig, Teubner.) 2 Teile. — Adolf Mathias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. (Düsseldorf, Schmitz und Olbertz.) — Bandow, Übungsaufgaben zu Wilmanns deutscher Schulgrammatik. 2 Hefte. — Böttticher, Übungen zur deutschen Grammatik. (Leipzig, Freytag.) — Marschall und Gutman, Deutsches Sprachbuch. (München, Oldenbourg.) 2 Abteilungen. — Bayberger und Förderreuther, Übungen und Aufgaben zur deutschen Sprachlehre. (Passau, Abt.) 2 Teile. — Bardey, Praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache. (Leipzig, Teubner.) 2 Teile. — Stier, Stoffe für den deutschen Sprachunterricht. (Braunschweig, Appelhans und Pfenningstorf.) 2 Abteilungen. — Lehmann und Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 4 Hefte. — Auch Gottfried Gurckes Übungsbuch zur deutschen Grammatik. Neubearbeitet von Wätzoldt und Schönhof (Hamburg, Meißner) und Dittmer und Messer, Übungsaufgaben für den deutschen Sprachunterricht (ebendaselbst), wollen für höhere Schulen geschrieben sein. — Übungsaufgaben zu einzelnen Abschnitten finden sich auch in den bekannten Grammatiken von Wilmanns, Michaelis, Schulz u. a.

daß einer der Schüler des Lehrers Clemens die Geschichte erzählt. — 2. Die ersten drei Sätze des Lesestücks „Das Hirtenbüblein" von Grimm (H. u. P. Nr. 1) so umzuformen, daß von 2 Hirtenbüblein die Rede ist. (Eine gute Übung für die Pronom. personal. und possess.) Ebenso lehrreich ist die Umwandlung der Fabel „Der Wolf und der Mensch" (H. u. P. Nr. 37) in „der Wolf und die Menschen", so daß überall, wo Mensch, Jäger, Knabe, Soldat mit ihren Bestimmungswörtern (unbestimmte Pronomina!) vorkommt, der Plural anzuwenden ist. — 3. Eine schwerere Übung ist: den ersten Absatz des Lesestückes „Die drei Brüder" von Grimm (H. u. P. Nr. 2) ins Präsens und in die erste Person umzusetzen (der Vater erzählt!). Also — das gesperrt Gedruckte sind Änderungen —: „Ich habe drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin ich wohne. Nun möchte jeder gerne nach meinem Tode das Haus haben, mir ist aber einer so lieb wie der andere. Da weiß ich gar nicht, wie ich's anfangen soll, daß ich keinem zu nahe thue. Verkaufen will ich das Haus auch nicht, weil es von meinen Voreltern ist, sonst würde ich das Geld unter sie teilen. Da fällt mir ein Rat ein; ich werde zu meinen Söhnen sprechen: „Geht . . .". — Umgekehrt mag in den ersten Sätzen des Lesestücks „Das fremde Kind" von Hebel (H. u. P. Nr. 38) statt des Präsens das Imperfektum gesetzt werden.

Derartige Übungen sind ferner: Umsetzen einer aktivischen Konstruktion ins Passiv, und umgekehrt. Auch Erweiterungen oder Vereinfachungen von Ausdrücken und Wendungen.

Beispiele: a) Verwandlung eines transitiven Verbs mit seinem Objekte in ein intransitives; z. B. als er sein Gebet verrichtet hatte (H. u. P. Nr. 3) = gebetet hatte. Die Blumen verbreiten Duft = duften u. s. w. Umgekehrt: er weinte = vergoß Thränen; ich fliehe = ergreife die Flucht, — nebenbei auch eine für die Unterscheidung transitiver und intransitiver Verben höchst lehrreiche Übung. Sie hatten die schmählichste Mißhandlung zu erdulden = wurden auf das schmählichste mißhandelt (Unterscheidung zwischen Adjektiv und Adverb! Vgl. gute Übungsbeispiele bei Marschall u. Gutman I, 32). — b) Vertauschung eines präpositionalen Ausdrucks mit einem von dem Verbum des Satzes abhängigen Kasus. Vgl. Lyon, Handbuch I, S. 120: ich denke gern an die vergangenen Stunden = der verg. St.; auch umgekehrt: ich liebe mein Vaterland = ich habe Liebe zu meinem Vaterland. So unscheinbar und überflüssig solche Übungen auch aussehen, sie sind doch wichtig bei der Neigung, die Präpositionen falsch anzuwenden (z. B. ich vertraue zu, die Liebe für, zu Hause gehen u. s. w.). — c) Vertauschung eines präpositionalen Ausdruckes mit einem Adverb;

z. B. es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden (H. u. P. Nr. 3) = unverschuldet. — d) Vereinfachung des verbalen Ausdruckes; z. B. ein Mann hatte weiter nichts im Vermögen (H. u. P. Nr. 2) = besaß. Auch mit Angabe der veränderten Rektion; z. B. dem Vater war einer so lieb wie der andere = der Vater liebte den einen so wie den anderen. — Schwieriger: Er machte so viele feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren (H. u. P. Nr. 1) = kaum sichtbar und fast ganz unzählbar — eine sehr empfehlenswerte Umwandlung zur Veranschaulichung des Satzteiles, der durch den Infinitiv ausgedrückt ist. Vgl. auch Mathias, Hilfsbuch Nr. 35, der Sätze giebt, in denen das Relativpronomen wer mit wenn einer, jeder, der, derjenige, welcher vertauscht werden soll.

Für die Quinta und Quarta sind altbekannte Übungen: die Umwandlung einer Satzverbindung: a) in eine andere (durch Veränderung der Konjunktion), b) in ein Satzgefüge; c) die Umwandlung eines Satzgefüges in eine Satzverbindung; ferner d) die Zusammenziehung eines Nebensatzes in eine Infinitiv- oder Partizipial-Konstruktion und e) die Erweiterung einer Infinitiv- oder Partizipial-Konstruktion zu einem Nebensatze.

Beispiele: Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner (H. u. P. für V, Nr. 46), umzuwandeln nach a), b) und c) = a) Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner, darum (deswegen, deshalb) baten sie ...; b) Die Ziegen baten den Z., auch ihnen Hörner zu geben, weil sie anfangs ...; c) Die Ziegen baten den Z., er möchte auch ihnen H. geben (oder: daß er ... gebe). — Vgl. Mathias, Hilfsbuch Nr. 277 b. — In mehreren blutigen Schlachten zeigten sich zwar die Russen tapfer, aber sie mußten das Schlachtfeld räumen (H. u. P. für V, Nr. 73). = Trotzdem (obgleich, obwohl, obschon) die Russen ... — Beispiele für d) und e) finden sich in allen Grammatiken. (Vgl. Lyon, Handbuch I, Seite 267 flg.; Mathias, Hilfsbuch Nr. 276.) Vgl. noch die gute Ausführung bei Hentschel, Lehrplan für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines sächsischen Realgymnasiums, (Leipzig, Teubner 1892), Seite 26 flg.

Ferner: Erweiterung eines Satzteils zu einem Nebensatze (Beispiele bei Lyon, Handbuch I, S. 212, Aufg. 11; S. 216, Aufg. 25; bei Mathias, Hilfsbuch Nr. 204 a, 206) und umgekehrt: die Verwandlung eines Nebensatzes in einen Satzteil des Hauptsatzes (Beispiele bei Mathias Nr. 204 b, 205). Aber diese Übungen sind noch weiter auszudehnen, und wenn einmal dem Schüler diese Art von Umwandlung anschaulich vorgeführt worden ist, viel schwieriger und umfangreicher zu gestalten. Für die Bildung des Stils und des Ausdrucks wird sich das als sehr

segensreich erweisen. Ich habe z. B. im zweiten Halbjahre der Quarta folgende Übungen angestellt, für die ich, da mir kein anderes Material zur Verfügung stand, mir den Stoff aus dem Lesebuche zusammengesucht habe. Gelesen und erklärt war das Lesestück „Der eiserne Karl" von Grimm (früher abgedruckt im deutschen Lesebuch von Kohts, Meyer und Schuster für Quarta; vergl. H. u. P. für Sexta Nr. 19). Aufgabe: Verwandelt in den ersten Sätzen dieses Stücks die Nebensätze in Glieder des Hauptsatzes, bezw. (auf besondere Weisung) Satzglieder in Nebensätze. Das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit, an der sich die Schüler mit ungewöhnlichem Eifer beteiligten, und die besonders deshalb sehr interessant, aber auch schwierig war, weil es darauf ankam, aus einer Reihe von Umformungen, die vorgebracht wurden, die sprachlich und stilistisch beste zu wählen, war folgendes. Ich bemerke noch, daß diese Übungen mündlich betrieben wurden und nur in besonders lehrreichen Fällen die endgiltig festgestellte beste Form an der Wandtafel aufgezeichnet wurde.

Satz des Lesestücks:	Umwandlung:
Als König Karl den Langobardenkönig Desiderius befeindete, lebte an dessen Hofe Ogger, ein edler Franke, der vor Karls Ungnade das Land hatte räumen müssen.	Zur Zeit der Fehde König Karls mit dem Langobardenkönig Desiderius lebte an dessen Hofe Ogger, ein edler, vor Karls Ungnade geflohener (verbannter) Franke. (Oder: ein edler Franke, der das Land hatte räumen müssen, weil er bei Karl in Ungnade gefallen war.)
Wie nun die Nachricht erscholl, Karl rücke mit Heeresmacht heran, standen Desiderius und Ogger auf einem hohen Turm, von dessen Gipfel man weit und breit in das Reich schauen konnte.	Bei dem Gerüchte vom Anrücken Karls, standen D. . . . . (Der Rest des Satzes bleibt unverändert. Die Zusammenziehung des Relativsatzes: „von dessen Gipfel man weit und breit in das Reich schauen konnte" in: „auf einem hohen, eine weite Fernsicht in das Reich gewährenden Turm" wird als stilistisch nicht empfehlenswert verworfen; allenfalls die Wendung zugelassen: „auf einem hohen Turme mit weiter Fernsicht in das Reich".)

Der Anfang des Satzes: „wie die Nachricht erscholl" kann auch wiedergegeben werden: „bei der Nachricht von dem Anrücken Karls", doch wird die Wendung: „bei dem Gerüchte" vorgezogen, weil in „Gerücht" der Ausdruck „erscholl" enthalten ist (Etymologie!). — Ein sehr lehrreiches Beispiel bietet auch der Satz aus demselben Stücke: „Wie er kommen wird, sollst du gewahr werden; was mit uns geschehen soll, weiß ich nicht." Umgewandelt: „Seine Ankunft sollst du gewahr werden; unser Geschick kenne ich nicht."

Für die Verwandlung eines Satzteils in einen Satz noch folgende Beispiele:

Satz des Lesestücks:	Umwandlung:
(Aus H. u. P. f. V, Nr. 17.) Sie hielten den König Önomaus für einen altersschwachen Greis, der im Bewußtsein, mit Jünglingen doch nicht in die Wette rennen zu können, ihnen absichtlich einen so großen Vorsprung bewilligte, um seine wahrscheinliche Niederlage aus dieser Großmut erklären zu können.	Sie glaubten, der König Önomaus sei ein altersschwacher Greis, der wohl fühle (sich wohl bewußt sei), mit Jünglingen doch nicht in die Wette rennen zu können, und deshalb ihnen absichtlich einen so großen Vorsprung bewillige, um nach seiner wahrscheinlichen Niederlage sagen zu können, er sei nur unterlegen, weil er so großmütig gewesen sei.
(Kohts, Meyer und Schuster. Untertertia S. 34.) Ein Gewitter verkündet nach Germanenglauben den Zorn der Himmlischen.	Die Germanen glaubten, ein Gewitter sei das Zeichen (verkündige), daß die Himmlischen zürnten; oder: Ein Gewitter verkündet, wie die Germanen glaubten . . .
(Ebenda S. 37.) In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt, ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen.	In seinem Sommerlager an der Weser erhielt Varus die Kunde von der Erhebung eines deutschen Stammes an der Ems und von der Vernichtung aller in seinen Marken wohnenden Römer.

Bei diesen Übungen sind allmählich solche Beispiele zu wählen, deren Umwandlung nicht so sehr auf der Hand liegt. Mit ganz besonderer Strenge ist von Anfang an darauf zu sehen, daß nichts Fehlerhaftes, auch nichts stilistisch Mangelhaftes herauskommt: hier ist ja die beste Gelegenheit geboten, zu zeigen, wie man sich in solchen Fällen, die dem Schüler beim Abfassen der Aufsätze oft genug begegnen können,

hilft, selbst wenn der auszudrückende Gedanke an eine gewisse Form gebunden ist. Z. B. unzulässig ist es, den Satz: „Während der Herrscher der Götter in Helheim weilte" (K. M. S. Untertertia, 17) umzuwandeln in: „Während des Aufenthaltes des Herrschers der Götter in Helheim"; in derartiger Wendung ist nur annehmbar: „Während des Aufenthaltes des Götterherrschers in Helheim". Oder wenn die Aufgabe gestellt wird, das Satzgefüge: „Valens hatte befohlen, daß alle Westgoten vor der Überfahrt über die Donau die Waffen abliefern sollten" (ebendas. S. 39) in einen Satz umzuwandeln, so ist die Form: „Valens hatte die Ablieferung aller Waffen der Westgoten vor der Überfahrt über die Donau befohlen", aus mehrfachen Gründen unzulässig. Es mag gewählt werden: „Valens hatte von allen Westgoten vor ihrem Übergange über die Donau die Ablieferung der Waffen gefordert."

Mit diesen Beispielen glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben, wie außerordentlich förderlich derartige Übungen sind. Dadurch lernt der Schüler einen Gedanken auf mannigfache Weise ausdrücken; sein Sprachgefühl wird gebildet, er wird angeleitet, schwerfälligen Satzbau und Unbeholfenheit des Ausdrucks zu vermeiden, er wird aus einer derartigen Anleitung auch Nutzen ziehen für mustergiltiges Übersetzen aus einer Fremdsprache ins Deutsche. Stoff für dergleichen Übungen findet sich zwar immer im Lesebuche; aber es ist zu wünschen, daß ihnen in den „Übungssammlungen" ein breiter Platz eingeräumt werde, einmal um ihre Vornahme nicht zu sehr vom Zufall, nämlich der Laune des Lesebuchs oder des Lehrers abhängig zu machen, dann auch um eine Steigerung von leichten zu schwierigeren Aufgaben dieser Art zu sichern. Dagegen sind alle diejenigen Übungen zu verbannen, die entweder stilistisch mangelhafte Sätze oder Wendungen aufweisen, oder den Schüler durch die in ihnen gestellten Aufgaben zur Bildung fehlerhafter Sätze oder Wendungen veranlassen. So z. B. Lyon I, S. 210, Aufg. 8, Satz 9: „Gebt euer Gold dem Hab und Gut verloren habenden Zöllner", in welchem das durch den Druck hervorgehobene Satzglied in einen Nebensatz verwandelt werden soll. — Ebenso Lyon I, S. 217, Aufg. 25, S. 13: „Den dies Land verheert habenden Drachen schlugst du mit tapfrer Hand". Der Schüler müßte vielmehr aus dem Satze: „Den Drachen, der dies Land verheert, schlugst du mit tapfrer Hand", bilden: „Den Drachen, den Verheerer (oder besser: die Geißel, die Plage) dieses Landes". — Gegen eine Aufgabe, wie sie Lyon I, S. 158, Aufg. 61 stellt: „Verwandle folgende Ausdrücke der Volkssprache in gutes Schriftdeutsch: „Dem Nachbar sein Haus ist niedergebrannt, während dem Vater sein Haus verschont geblieben ist", läßt sich nichts einwenden; die Berücksichtigung der Volkssprache und des Mundartlichen im Unterrichte ist

sehr empfehlenswert. Dagegen ist der Satz bei Mathias, S. 15: „Habt ihr ihr ihr Eigentum zurückgegeben?", der auf den ersten Blick als Übungssatz (die Form der Pronomina soll bestimmt werden) bestechen mag, als stilistisch mangelhaft zu verwerfen. Das Gleiche gilt für das Beispiel, das Mathias, S. 81 für den Genitivus partitivus giebt: ein Stück Brotes; man sagt doch wohl nur: ein Stück Brot, aber ein Stück Wegs. Geradezu belustigend wirkt ein Übungssatz, wie ihn Gurcke (Aufg. 321, 44. Aufl.) bringt, der so „abgeschrieben werden soll, daß das Subjekt an den Anfang des Satzes zu stehen kommt"; er lautet: die Zeit tötet das Spiel!

b) Um den Wortvorrat zu vermehren, ist mehr als bisher schon in den unteren Klassen die Wortbildung heranzuziehen. Ich sage absichtlich nicht Wortbildungslehre, weil diesem Ausdruck der Verdacht anhaften könnte, als sei es von vornherein auf gelehrte Sachen, wenn nicht gar auf ein Erlernen von Regeln und Gesetzen abgesehen. Eine derartige Behandlung der Wortbildungslehre hat wohl Mathias im Auge, wenn er meint, sie „den drei unteren Klassen fernhalten und sie der Mittelstufe zuweisen zu sollen, auf der mit ganz anderen Voraussetzungen gerechnet werden könne" (Vorwort zum Hilfsbuch S. 3 unten). Und nicht anders scheint mir die Forderung der „Lehrpläne und Lehraufgaben" zu verstehen zu sein, die der Quarta „das Wichtigste aus der Wortbildungslehre" zuweisen. In dieser Klasse, oder richtiger von dieser Klasse an, soll der Schüler also das System kennen lernen. Übersichtlich werde ihm am besten an einer Wortfamilie vorgeführt, wie die Sprache Wörter geschaffen hat, wie die Bildung neuer Wörter aus dem Wurzelwort durch Ablaut, Ableitung und Zusammensetzung vor sich geht; er soll sich die hauptsächlichsten Ableitungssilben und ihre Bedeutung, auch einige Vorsilben einprägen und die bei der Bildung neuer Wörter an der Wurzel bezw. am Stamme vorgehenden Veränderungen an zahlreichen Beispielen betrachten und erkennen lernen (Umlaut, Brechung, Schwächung, Vokalausfall; Konsonantenwechsel, Einschiebung, Umstellung, Ausfall oder Assimilation von Konsonanten u. s. w.). Eine solche Übersicht bildet die Lehraufgabe der Quarta. Aber mit demselben Rechte, wie verlangt werden muß, daß vieles aus der Wortbildungslehre erst auf einer späteren Stufe, entsprechend der zunehmenden geistigen Reife der Schüler, nachgetragen werde (z. B. das Wichtigste über die Lautverschiebung, den Bedeutungswandel, Etymologisches), mit demselben Rechte ist zu verlangen, daß schon in VI und V auf die Wortbildung mindestens da Rücksicht genommen werde, wo der übrige Unterrichtsstoff nur irgendwie auf sie hinführt. Der Zweck ist nur ein verschiedener. Ich kann Wortbildungslehre treiben a) aus sprachgeschichtlichem Interesse — dies gehört

nach IV und III; b) um den Sprachreichtum aufzuweisen — dies gehört schon nach VI und V. Hier soll dem Schüler die Fülle der Wörter desselben Stammes vorgeführt werden, und er soll lernen, ihre Bedeutung, ihren Sinn zu verstehen. Auf dieser Stufe ist also die Wortbildung nicht als etwas für sich Bestehendes zu behandeln, sondern sie kann, außer gelegentlicher Behandlung in Anschluß an den Lesestoff, in Verbindung mit dem Unterrichte in der Grammatik und Orthographie geübt werden. Wie das auf dieser Stufe sich gestaltet, werde ich an einigen Beispielen zeigen.

Den Ablaut lernt der Sextaner bei der Konjugation kennen. Es ist geradezu undenkbar, daß der Lehrer bei diesem Anlaß die wortbildende Kraft des Ablauts ganz unerwähnt lassen könnte. Man bedenke nur, daß der Schüler viele Verbalformen sicherer und richtiger bilden wird, wenn ihm gleichzeitig Substantive oder Adjektive desselben Stammes vorgeführt werden, die durch eben diesen Ablaut gebildet worden sind; z. B. schwören — der Schwur — (ich schwur); hauen — der Hieb (ich hieb); backen — Gebäck (du bäckst, er bäckt) u. s. w. — Mit dem Ausdruck „Brechung" wird man den Sextaner nicht plagen; aber er muß doch lernen, die Verben der Ablautsreihen e — a — o, e — o — o und e — a — e in der 2. und 3. Pers. Sing. des Präsens und im Imperativ richtig zu bilden (du fichtst, es gilt, stich u. a.). Diese Formen müssen recht sorgfältig geübt werden. Auch hier hilft die Heranziehung der Wortbildung: z. B. treten — der Tritt (tritt Imperativ); stechen — der Stich, Stichel, sticken (du stichst); helfen — die Hilfe, der Gehilfe, behilflich, hilfreich, hilflos (hilf). — Den Umlaut lernt der Sextaner zur Genüge bei der Konjugation, Deklination und Komparation kennen. Soll man ihm nicht auch seine wortbildende Kraft zeigen an Beispielen wie: fallen — fällen, saugen — säugen, trinken — tränken und ähnliches? Der grammatische Unterricht bietet doppelten Anlaß, sie ganz zwanglos zur Übung heranzuziehen: a) für die Unterscheidung transitiver und intransitiver Verben und b) der starken und schwachen Konjugation (fallen, saugen, trinken intransitiv und stark, die Umlautbildungen transitiv und schwach). Warum sollen so nahe liegende „typische Beispiele", die den Wortvorrat des Schülers zu vermehren so trefflich geeignet sind, bis Quarta aufgehoben werden? [1])

Ein anderes Beispiel: Wie soll anders als mit Hilfe der Wortbildung die Orthographie der Adjektive auf -ig und -lich erklärt und

---

1) Der Behandlung in Quarta mögen verbleiben: schmelzen in seiner doppelten Bedeutung (der Schnee schmolz; die Sonne schmelzte den Schnee); auch erschrecken und verderben (stark und schwach), hangen — hängen.

eingeprägt werden? Wenn aber der Sextaner nur einer Auffriſchung deſſen, was er in der Volksſchule gelernt hat, bedarf, um ſich über die Schreibweiſe von Wörtern wie heilig, wollig, eckig u. a. klar zu ſein, warum ſoll man ihm da nicht etwas mehr zumuten und ſchwierigere Wörter auf =ig und =lich ableiten laſſen? Es iſt eine bekannte Thatſache, daß ſich der Sextaner noch recht ſchwerfällig anſtellt, wenn er aus einem Leſeſtücke die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der darin vorkommenden Perſonen nennen ſoll. Offenbar verfügt er über einen geringen Vorrat an Adjektiven. In der Regel greift er zur verbalen Ausdrucksweiſe: der und der gönnt dem andern nichts u. a. Es wird alſo erſprießlich ſein, ſeinen Wortvorrat zu vermehren, indem man ihn zur Bildung von Adjektiven anleitet. Z. B.: wie nennt man einen Menſchen, der einem andern nichts gönnt? der leicht nachgiebt? der ſich mit andern gut verträgt? der leicht etwas vergißt? der Hilfe bedarf? u. a. Es wird auch nicht ſchwer fallen, ihm neben der Orthographie auch die Bedeutung dieſer und anderer Ableitungsſilben, z. B. =iſch, =haft, =los, =bar, =ſam u. a. einzuprägen. Beiſpiel: Erſetze die geſperrt gedruckten Wörter durch Adjektive auf =ig, =iſch, =lich: Das Meſſer iſt voll Roſt. Er ſprach Worte voll Haß. Er liebt ihn wie einen Abgott. Er fürchtet ihn wie ein Sklave, wie ein Weib. Dieſe Handlung bringt ihm Schande. — Auch umgekehrt können Adjektive durch ſubſtantiviſche oder verbale Wendungen erſetzt werden. Ferner laſſe man Adjektive zuſammenſtellen, die von demſelben Stamm aber mit verſchiedenen Ableitungsſilben gebildet ſind, und durch entſprechende Übungen die Bedeutung der einzelnen Bildungen angeben. Beiſpiele: gläubig, glaublich, glaubhaft, glaubwürdig, ungläubig, leichtgläubig — aber: abergläubiſch; — geiſtig, geiſtlich, geiſtreich, geiſterhaft; — kindlich, kindiſch; — künſtlich, künſtleriſch. — Er muß richtig bilden: körperlich aber: ſeeliſch; — golden, irden, eichen, buchen, aber: eiſern, gläſern, thönern; — wolkig, neblig, aber: ſtürmiſch, regneriſch u. ſ. w., u. ſ. w. Bei all dieſen leichten Übungen handelt es ſich nur um Bereicherung des Wortvorrats. Der Abwechſelung halber kann man auch einmal gleichbedeutende Wörter aufſuchen laſſen (hartherzig — grauſam; mißgünſtig — neidiſch). Hat man ſo für Erweiterung des Vokabelſchatzes geſorgt, dann „gebe man Subſtantive und laſſe ſie mit paſſenden Ausdrücken ſchmücken“ (Klee, Lehrplan, S. 20); in V iſt eine ſchwierigere Aufgabe „zu gegebenen Subſtantiven möglichſt viele Attribute zu ſuchen“ (Klee, S. 41). Alle dieſe Übungen laſſen ſich zwanglos mit dem grammatiſchen Lehrſtoffe über das Adjektiv in Sexta (Einteilung in attributive und prädikative, Deklination, Komparation) verknüpfen; Sache des Übungsbuchs iſt es, eine geordnete Folge von Übungen vorzuſehen.

Ferner: der Sextaner soll Abstrakta herzählen. Die Analogie wird ihn, auch ohne besonderen Hinweis durch den Lehrer, darauf bringen, daß er sie am leichtesten aus Adjektiven bilden kann. Als Ableitungssilben prägen sich leicht ein: =heit, =keit, =tum, =schaft, aber auch =e. Man übe nun, daß er richtig bilde: Trockenheit aber Nässe (nicht Naßheit); Bosheit — Güte; Kühnheit — Stärke u. dergl. — Substantive auf =nis und =sal ableiten zu lassen, empfiehlt sich sehr wegen des Geschlechts dieser Substantive.

Endlich ein letztes Beispiel: Der Sextaner mag sich mechanisch merken, daß die Aufschrift seines Heftes für das Rechnen „Rechenheft" heißen muß. Wenn er aber nach V versetzt worden ist, so wird es doch wohl nötig sein, ihm zu erklären, warum ganz analog auf dem Stundenplane zwar Zeichnen steht, auf dem Papier aber, das er zum Zeichnen braucht, „Zeichenblock" zu lesen ist und der Lehrer immer Zeichenstunde sagt. Diese Erklärung ist aber nur möglich mit Hilfe der Wortbildung.

Ich beschränke mich auf diese Beispiele für die untersten Klassen, die ich mit Leichtigkeit vermehren könnte. Es kam mir hier nur darauf an, zu zeigen, daß in VI und V der übrige Unterrichtsstoff Gelegenheit genug bietet, die Wortbildungslehre heranzuziehen. Sollen solche Übungen ersprießlich sein, so ist unumgänglich nötig, daß sie nicht nur am gehörigen Platze, sondern auch in geordneter Stufenfolge angestellt werden. Ein Übungsbuch zur deutschen Grammatik hat ihnen daher besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In dem Lyonschen Buche finden sich schon von Klasse VI an Übungen zur Wortbildungslehre; sie mögen wegen der scheinbaren Leichtigkeit der Aufgaben auf den ersten Blick überflüssig erscheinen. Ich hoffe, durch die obigen Beispiele das Gegenteil oder doch die Möglichkeit, sie entsprechend schwerer zu gestalten, und den daraus sich ergebenden Nutzen dargethan zu haben und zu dem Wunsche berechtigt zu sein, sie in den Übungsbüchern vermehrt zu sehen.

II. Man wende nicht ein, für derartige Übungen sei keine Zeit übrig. Daß sie die Sprachfertigkeit und das Sprachverständnis wesentlich fördern, ist nicht zu leugnen, und insofern sind sie auch im Sinne der „Lehrpläne", die als Zweck des grammatischen Unterrichts ausdrücklich den praktischen angeben, „dem Schüler eine objektive Norm für die Beurteilung eigenen und fremden Ausdrucks zu bieten und ihn auch später noch in Fällen des Zweifels zu leiten" (S. 16). Aber wie dies Ziel zu erreichen sei, darüber findet sich in ihnen nichts weiter als die Bestimmung: „Diese Unterweisung hat sich auf das Notwendigste zu beschränken". Damit sagen sie höchstens dem etwas Neues, der grammatische Unterweisung überhaupt ganz aus der Schule verbannt wissen wollte. Wer

je deutsche Grammatik in den unteren Klassen zu unterrichten hatte, für den ergab sich schon in Hinblick auf die übrigen dem deutschen Unterrichte gestellten Aufgaben weise Einteilung der Zeit und größtmögliche Beschränkung des grammatischen Lehrstoffs als zwingende Notwendigkeit. Denn von den 4 bezw. 5 deutschen Stunden der VI ist doch der größte Teil auf die Übungen im Lesen und Nacherzählen zu verwenden: eine Beschränkung dieser Übungen zu Gunsten anderer Aufgaben des deutschen Unterrichts ist gerade auf dieser Stufe ganz unzulässig und, wo es doch geschieht, sträfliche Sünde. Die auf die Orthographie zu verwendende Zeit ist gegeben durch die Forderung der Lehrpläne, daß wöchentlich ein Diktat geschrieben werden soll, das doch auch vorzubereiten und zurückzugeben ist. Bleibt also nur übrig, um mit der Zeit auszukommen, eine Beschränkung eintreten zu lassen im grammatischen Unterricht. Das Wie? ist und bleibt aber die schwere Frage. Nach dem, was in den letzten Jahrzehnten mit einer wahren Begeisterung in Schrift und Wort über die reichen Schätze unserer Muttersprache gesagt und betreffs ihrer Ausbeutung im Unterrichte so nachdrücklich gefordert worden ist, ist weder zu befürchten, daß die notwendige „Beschränkung" durch eine gelegentliche Anlehnung des grammatischen Unterrichts an das Lesebuch erreicht, noch darin erblickt werden soll, daß man sich mit bloßen Definitionen, Regeln, Paradigmaten u.s.w. begnügt. Folgerichtig ist zu verlangen, daß der Sextaner unter entsprechender Steigerung der Schwierigkeiten das weiter treibe, was er als Volksschüler im deutschen Unterrichte betrieben hat, und geradezu widersinnig wäre es, den Schüler, der in die Sexta einer höheren Schule übertritt, urplötzlich in einer ganzen Reihe sprachlicher Übungen, die er bis dahin betrieben hat, und die sein auf der Volksschule in der nächsthöheren Klasse sitzender Freund eifrig weiter betreibt, Halt machen zu lassen, in der eitlen Hoffnung, er werde das auch ohne unterrichtliche Anleitung oder durch den Betrieb einer fremden Sprache lernen. Ein Blick auf die Übungen, die ich oben unter I gefordert habe, genügt, um das Verkehrte einer solchen Annahme zu erweisen. Solche Übungen müssen also vorgenommen werden, und die knapp bemessene Stundenzahl des deutschen Unterrichts an höheren Schulen ändert an dieser Forderung gar nichts; sie zwingt uns nur zu einer recht sorgfältigen Ausgestaltung der Methodik dieses Unterrichtsgegenstands, um jeder Zeitvergeudung vorzubeugen. Dafür ist schon mancherlei geschehen. Hundert und mehr Male ist z. B. schon gesagt worden, daß es Zeitverschwendung sei, sämtliche Arten des Attributs einzuprägen, oder lernen zu lassen, welche Wortarten das Subjekt und welche das Prädikat bilden können (Schulz § 127). Auf Franz Kerns Bemühungen um die Vereinfachung der grammatischen Lehren brauche

ich hier wohl nur zu verweisen. Aber die gängigen Leitfäden und Übungsbücher zeigen doch durch den Stoff, den sie bieten, daß nach dieser Richtung hin noch viel geschehen kann. Durch ein Zusammenfassen gleichartiger Erscheinungen und durch Hervorhebung des Wesentlichsten und Bezeichnendsten muß ein Anhäufen von Regelwerk vermieden, und bei Anordnung des Stoffs und Fassung der Regeln dem praktischen Bedürfnisse weitestgehende Rechnung getragen werden. Einige Beispiele mögen das zeigen.

a) Zur Satzlehre.

Es ist wichtig, daß der Sextaner von vornherein zum Analysieren von Sätzen angehalten wird, und es ist anzustreben, daß er baldmöglichst auch Sätze, wie sie sich im Lesebuche gerade finden, analysieren kann. Daher ist die Satzlehre so einfach und übersichtlich wie nur möglich zu geben. Von den Satzgebilden wird in Sexta der Lehrer den Teil, der analysiert werden soll, den Schülern angeben. Empfehlenswert erscheint es mir aber, schon den Sextaner allmählich so zu gewöhnen, daß er erkennt, ob das, was er liest, aus einem Satz oder aus zwei oder mehreren Sätzen besteht. Bei diesem ganz einfachen Verfahren bleibe man auch noch in Quinta, und präge an vielen Beispielen fest ein, daß ein Satz mit noch so vielen Bestimmungen zum Prädikat und Subjekt doch immer nur **ein** Satz bleibt und kein Komma erhalten darf. Nur verwirrend kann es auf den Schüler wirken, wenn man ihn anhält, zu unterscheiden, ob der Satz ein einfacher (nur aus Subjekt und Prädikat bestehend) oder ein erweiterter (mit Bestimmungen zum Subjekt und Prädikat) sei.

Die Übung, die Lyon an diese Unterscheidung schließt (Seite 182, Aufg. 94): „Verwandle folgende erweiterte Sätze in einfache Sätze" verlangt etwas ganz Unmögliches. Denn verwandeln würde ja eine Umformung unter Beibehaltung des ursprünglichen Sinnes des Satzes bedeuten; thatsächlich soll ja aber der „erweiterte Satz" unter Ausscheidung aller sonstigen Satzglieder auf den „einfachen", nämlich Prädikat und Subjekt zurückgeführt werden. Die Aufgabe könnte demnach nur lauten: „Bilde aus folgenden erweiterten Sätzen die einfachen Sätze". Das würde aber von dem Quintaner gar nichts mehr verlangen, als was er schon als Sextaner in den allerersten Wochen nach seinem Eintritt in Sexta geübt hat; ferner ist es eine Geist und Gemüt recht wenig ansprechende Übung, durch die das Verständnis des Satzes nicht im mindesten gefördert wird. Irgend welchen praktischen Zwecken dienen diese Bezeichnungen auch nicht, also freuen wir uns doch, daß wir den Schülern die Belastung mit so ganz wesenlosen Namen ersparen können.

Dagegen ist mit um so stärkerem Nachdruck zu fordern, daß der Quintaner a) einen Satz, er mag so viele Bestimmungen zum Prädikat und Subjekt haben, wie er will, sicher konstruieren könne, und b) daß er sicher erkenne, ob ein Satz oder zwei oder mehrere Sätze, zu einem Satzgebilde vereinigt, vorliegen. Erst wenn dies fest eingeprägt ist, kann man dazu übergehen, Satzgebilde, die aus zwei oder mehreren Sätzen bestehen, genauer betrachten zu lassen. Ob man sie „zusammengesetzter Satz" nennen wird? Es würde kein Schaden für die Sache sein, wenn man diese Bezeichnung wegließe (vergl. Kern, Grundriß und Erdmann in dieser Zeitschrift I, 161) und einfach angeben ließe: „Das sind zwei (bez. mehrere) Sätze". Dabei ist zu unterscheiden: a) ob diese Sätze selbständige (unabhängige) sind = Satzverbindung, Satzreihe, oder b) ob sich unter ihnen auch unselbständige, abhängige befinden = Satzgefüge. Im Satzgefüge ist regelmäßig an erster Stelle der selbständige Satz zu nennen (Hauptsatz), dann die abhängigen (Nebensatz). Die Bezeichnung Hauptsatz darf aber nur angewandt werden, wenn ein Nebensatz da ist, sonst wirkt auch sie verwirrend. So wenig man einen einzigen, für sich allein stehenden Satz als Hauptsatz bezeichnen wird, sondern als selbständigen Satz, so wenig darf man auch in der Satzverbindung von Hauptsätzen sprechen, sondern sie ist eine Verbindung selbständiger Sätze. Die Benennung Hauptsatz ist nur zulässig für das Satzgefüge. Es ergiebt sich also folgendes Schema für die Satzlehre:

I. Ein Satz.
II. Zwei (bez. mehrere) Sätze. Diese können bilden:
  1. Eine Satzverbindung (deren 3 Arten aufzuzählen sind).
  2. Ein Satzgefüge. Darin ist zu unterscheiden:
    a) Hauptsatz.
    b) Nebensätze (deren einzelne Arten aufzuzählen sind).

b) Zur Lehre von der Deklination.

In vielen Grammatiken wird die Deklination der Masculina, dann die der Feminina und endlich die der Neutra nach einander getrennt behandelt, für jedes Geschlecht wieder getrennt die starke und schwache, bez. gemischte Deklination. Jeder Gruppe werden Regeln und Bemerkungen über die Endungen der einzelnen Fälle, bez. die in ihnen vorkommenden lautlichen Veränderungen (Umlaut) beigegeben. So findet man das z. B. in den Leitfäden von Lattmann (Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht), Breysig (Posen, Merzbach), Gurcke, Lyon. An dieser Anordnung und der dadurch bedingten Regelfülle springt die Unübersichtlichkeit in die Augen. Schlimmer aber ist, daß darüber das, worauf

es für die praktiſche Anwendung am meiſten ankommt, weil erfahrungsgemäß am meiſten Fehler darin gemacht werden, nämlich die Bildung des Plurals in der ſtarken Deklination, nicht genügend berückſichtigt wird. Folgerichtig hätten doch nach Maßgabe der Pluralbildung Unterarten der ſtarken Deklination aufgeſtellt werden müſſen. Das hätte das Ganze am Ende zwar durchſichtiger, aber ſchwerlich überſichtlicher gemacht. Praktiſchen Wert haben jene vielen Regeln kaum oder gar nicht, auch dann nicht, wenn man ſie auf die Deklination der Fremdwörter beſchränkt, wie das z. B. Müllener thut (praktiſche Übungsſchule in Sprachform und Satzbau. Bern, Huber u. Co., S. 54). Man wird ſie ebenſowenig lernen laſſen, wie man Geſchlechtsregeln oder Regeln über die Synkope des —e in der Deklination oder Konjugation einüben wird. Dem Syſtem zu liebe aber ſollte in eine Schulgrammatik nichts aufgenommen werden, was nicht praktiſch gut verwertbar iſt. — Im Einzelfalle mag es ſich wohl einmal empfehlen, Subſtantiva nach den verſchiedenen Geſchlechtern getrennt zu betrachten, z. B. die auf —el und —er. Lyon giebt darüber folgende Regel (S. 13): „Die meiſten Masculina auf —el, —er und —en gehen nach der ſtarken Deklination, ſie nehmen im Genitiv Singular —s, im Dativ Plural —n an, in den übrigen Fällen bleiben ſie ohne Endung; bei denen auf —en fällt auch im Dativ Plural die Endung weg". Nach meiner Anſicht iſt bei dieſen Subſtantiven nur darauf zu ſehen, daß die Schüler den Nominativ Plural richtig bilden, in den übrigen Caſus werden deutſche Schüler nicht ſo leicht Fehler machen. Man kommt alſo mit folgender, für die Praxis beſtimmten Regel aus: „Die männlichen und ſächlichen Subſtantive der ſtarken Deklination auf —el und —er bleiben im Plural unverändert; die weiblichen nehmen im Plural ein —n an". (Die paar Ausnahmen: Vettern, Gevattern, Stacheln; Mütter, Töchter und ähnliche prägen ſich leicht ein.) In dieſem Falle halte ich es aus praktiſchen Gründen für ratſam, dem Schüler durch Gegenüberſtellung der verſchiedenen Geſchlechter einen feſten Anhaltepunkt zu geben. Im allgemeinen aber wird man, wie überall, ſo auch bei der Deklination darauf ausgehen müſſen, das vielen Formen und Erſcheinungen Gemeinſame herausfinden zu laſſen. Der Umſtand alſo, daß die ſtarke Deklination der Neutra mit der der Masculina übereinſtimmt, ſowie daß der ſtarke Plural der Feminina nichts Abweichendes von dem der Masculina hat, wird uns dazu bringen, vielmehr auf das der ſtarken und ſchwachen Deklination überhaupt ohne Beziehung auf das Geſchlecht Eigenartige aufmerkſam zu machen. Jenes Auseinanderzerren von Gleichartigem mit dem Haufen von Bemerkungen, den es naturgemäß zur Folge hat, kann nur verwirren. Es kann dem Schüler auch ganz gleichgültig ſein, wie

ſich die verſchiedenen Geſchlechter der Subſtantiva zu den verſchiedenen Deklinationsformen ſtellen. Schulz § 13 hat dies eines langen und breiten ausgeführt; es zu wiſſen, bringt dem Schüler gar keinen Nutzen. — Nun iſt allerdings der Nutzen eines Erlernens der äußerlichen Merkmale der ſtarken und ſchwachen Deklination überhaupt beſtritten worden. Vergl. Frick im Lehrplan des Gymnaſiums von Burg 1867, Linnig (Jahrbücher für Pädagogik 1872, S. 426) und andere. Mit Unrecht. Denn abgeſehen davon, daß es immerhin etwas wert iſt, die Schüler zu gewöhnen, auf die Verſchiedenheit der Flexionsformen zu achten, ſo kann man auch einen praktiſchen Nutzen daraus ziehen. Allerdings bringt es dem Schüler nichts ein, wenn er mir z. B. ſagt, daß Titel ſtark dekliniert, denn über das Wichtigſte, den Plural, iſt damit noch nichts Beſtimmtes angegeben; daher wird man denn auch bei allen Subſtantiven der ſtarken Deklination nicht umhin können, ſich allemal den Nominativ des Plurals beſonders angeben zu laſſen. Aber gewiß giebt es kein bündigeres Verfahren, den Schüler, der auf ein der Deklination nach ihm unbekanntes Subſtantiv ſtößt, mit einem Schlage über die Fallbildung aufzuklären, als durch die einfache Angabe, daß es nach der ſchwachen oder gemiſchten (d. h. Singular ſtark, Plural ſchwach) Deklination geht. Die Angabe: „Satrap, Ephor, Tyrann deklinieren ſchwach" beſagt bei aller Kürze alles, auch daß der Akkuſativ Singular, bei dem die meiſten Fehler gemacht werden, auf —en endigt. Das iſt zwar kein ſo gar bedeutender Nutzen, aber andererſeits iſt ja auch das Erlernen der Merkmale der ſchwachen und ſtarken Deklination nichts weniger als ſchwer, wenn man ſich auf folgendes beſchränkt:

I. Die Pluralbildung. Der Plural wird gebildet:
   1. Ohne jede Veränderung des Subſtantivs[1]) (Schüler, Fenſter).
   2. Durch den Umlaut (Vater).
   3. Durch Endungen: =e (Tiſch), =n (Blume), =en (Herz), =er (Bild), =s (Sofa).
   4. Durch den Umlaut und Endungen (Haus).

II. Deklination. Man unterſcheidet die ſchwache, ſtarke und gemiſchte Deklination.
   1. Nach der ſchwachen Deklination gehen diejenigen Subſtantive, die in allen Fällen außer dem Nom. Sing. die Endung =en (=n) haben.

Anm. Für die weiblichen Subſtantive kommt nur der Plural in Betracht, im Singular bleiben ſie unverändert.

1) Ich halte es, wenn auch ſtreng genommen mit dem Plural mit Endungen begonnen werden müßte, doch für methodiſcher, auf der unteren Stufe in dieſer Reihenfolge aufzählen zu laſſen.

2. Nach der *starken* Deklination gehen alle Substantive, die im Genit. Singul. =es (=s) haben und die im Nomin. Plural nicht auf =en endigen.
3. Nach der *gemischten* Deklination gehen diejenigen Substantive, die im Singular der starken, im Plural der schwachen Deklination folgen.

Hält man nur darauf, daß beim Analysieren von jedem Substantiv die Deklination, der es folgt, angegeben wird — bei starken unter Hinzufügung des Plurals — und kommt man auf Substantive, in deren Deklination häufig Verstöße gemacht worden sind, recht oft zurück (besonders Acc. Sing. schwacher Substantiva, z. B. den Fürsten), so wird das besser sein, als alles Regelwerk. — Sehr wichtig ist die Deklination der Eigennamen. Auch beim Erzählen ist der Schüler immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß im Genitiv männlicher Eigennamen *nur* beim Fehlen des Artikels die Endung =s antritt (die Regierung Ottos II.; die richtige *Lesung* und Schreibung einzuüben!), und anderseits, daß die Genitive männlicher Flußnamen immer mit =s gebildet werden (des Rheins).

c) Übungen in Sätzen.

Für Zeitvergeudung und für eine unfruchtbare Quälerei halte ich es, von dem Schüler zu verlangen, daß er aus eigener Geisteskraft Sätze bilde, die eine bestimmte grammatische Erscheinung aufweisen. Dies wird meist nur triviales Zeug zu Tage fördern, langwierig sein und verbietet sich auch, weil die erforderliche Verbesserung durch den Lehrer viel Zeit beanspruchen wird. Nicht viel besser steht es oft damit, wenn dem Schüler Stichwörter als Anhaltepunkte zur Bildung der verlangten Sätze gegeben werden. Schulz § 4, Aufg. 1 verlangt z. B. folgendes: „Verbinde folgende nebeneinander stehende konkrete und abstrakte Substantive zu Sätzen: Kind — Schlaf, Kleid — Weite, Himmel — Schönheit u. s. w." Diese Aufgabe bietet, wenn Sätze verlangt werden, die nach Inhalt und Form genügen sollen, für einen *Erwachsenen* Schwierigkeiten! — Gänzlich zu verwerfen sind auch die Aufgaben, die, ohne Hilfsmittel zu geben, verlangen, ein Substantiv in Sätzen zu deklinieren. Ich kann auch in dem Verfahren vieler Übungsbücher keinen Nutzen für den Schüler erblicken, die das Deklinieren von Sätzen einfach darin bestehen lassen, daß sie dem Schüler alles zu dem Satze Erforderliche außer dem Substantiv in dem gerade verlangten Kasus geben, so daß er nur dies einzufügen braucht. Z. B. bei Schulz § 15, Aufg. 5. Dann sind diese Sätze nicht viel mehr wert als bloße Paradigmata; denn was thut der Schüler anders, als daß er den ihm seiner Form nach

wohlbekannten Kasus ohne weiteres Nachdenken über seine Stellung und Bedeutung im Satzganzen — und gerade das soll doch durch eine derartige Übung erzielt werden — mechanisch einfügt? Will man durchaus Deklinationsübungen in Sätzen anstellen, so erscheinen sie mir etwa in folgender Weise als eine ersprießliche Geistesthätigkeit für den Schüler: Man gebe außer dem zu deklinierenden Substantiv ein zweites, ferner ein transitives Verbum zur Verwendung für den Nominativ und Akkusativ, und endlich je ein Verb oder eine verbale Wendung zur Bildung der Sätze mit dem Genitiv und Dativ. Feststehende Norm sei, daß der Nominativ eine passivische Konstruktion enthalte, die im Akkusativ in die aktivische zu verwandeln ist. Ein Beispiel, das zeigt, wie derartige Aufgaben auch schwieriger gestaltet werden können, ist folgendes:

Aufgabe (im Anschluß an die Fabel Der Löwe und der Hase) (H. und P. für VI, Nr. 32): Dekliniere das Substantiv „der Hase" in Sätzen unter Zuhilfenahme des Subst. „der Löwe" und folgender Wendungen: zum Genossen erwählen (Nominativ und Akkusativ), sich annehmen (Genitiv), Vertrauen schenken (Dativ).

Ausführung:

Nominativ: Der Hase wurde von dem Löwen zum Genossen erwählt.

Genitiv: Der Löwe nahm sich des Hasen an.

Dativ: Der Löwe schenkte dem Hasen sein Vertrauen.

Akkusativ: Der Löwe wählte den Hasen zum Genossen.

Ebenso im Plural.

Im Grunde genommen halte ich Deklinationsübungen in Sätzen aber für ganz überflüssig. Eher angebracht sind Konjugationsübungen in Sätzen, besonders die Konjugation reflexiver Verben („sich" als Dativ und als Akkusativ!). Im allgemeinen ist aber als Grundsatz festzuhalten, daß man dem Schüler wohlgebildete, inhaltsvolle Sätze gebe, in denen er eine grammatische Erscheinung zu beobachten hat, nicht aber ihn selbst Sätze bilden lasse, die ohne starke Nachhilfe und unverhältnismäßige Opfer an Zeit doch nicht den gewünschten Zweck erreichen werden.

d) Zum Unterricht in der Rechtschreibung.

Zu der von mir oben erhobenen Forderung, in den unteren Klassen die Wortbildung im Anschluß an den Unterricht in der Grammatik oder Orthographie zu lehren, füge ich noch den Vorschlag, die Orthographie soweit wie möglich im Anschluß an die grammatische Unterweisung zu behandeln. Das soll nicht etwa heißen, daß bei Gelegenheit hier und da im grammatischen Unterricht etwas Orthographie erwähnt werde, wie man früher im Leseunterrichte bei Gelegenheit „etwas Grammatisches"

abmachte. Im Gegenteil, eine ganz gründliche Unterweisung in der Orthographie ist für den Sextaner um so unerläßlicher, je weniger Zeit in den folgenden Klassen auf Orthographie verwandt werden kann. Aber der grammatische Lehrstoff nötigt den Lehrer so oft, auf die Orthographie Rücksicht zu nehmen, daß der Gedanke nahe liegt, den Unterricht in der Orthographie überhaupt planmäßig an den in der Grammatik anzuschließen. Diejenigen grammatischen Leitfäden, die zugleich eine Übungssammlung enthalten, sollten daher den orthographischen Übungsstoff nicht in einem besonderen Anhang getrennt bieten, sondern ihn an passenden Stellen in Verbindung mit den grammatischen Übungen verwerten.

Ich stelle im folgenden — ohne erschöpfend sein zu wollen — den orthographischen Übungsstoff zusammen, der im Anschluß an die Lehre von der Konjugation in Sexta erledigt werden kann.

1. Die Infinitive auf =ieren (Regeln und Wörterverzeichn. § 17).
2. Die Vorsilben ent= (entdecken!), ant=, miß=, ver=, zer=, vor=, diese besonders bei Verben, deren Stamm mit =r anlautet (zerreißen, verreisen, vorrechnen).
3. Die Schreibung der Partizipia Präsentis und Perfekti besonders in adjektivischer Verwendung (Superlativ!), z. B. die hervorragendsten, geachtetsten Männer; der glänzendste, gefeiertste Sieg; dagegen: der verrufenste Ort.

NB. Bei der Lehre vom Adjektiv zu wiederholen!

Im Anschluß daran Adverbia aus Regeln und Wörterverzeichn. § 6, 1: zusehends, eilends, durchgehends, aber unversehens.

4. Orthographie des Präsens, Imperfekts und Partiz. Perfekt von Verben, deren Stammsilbe auf =h ausgeht, z. B. du ruhst, er drohte, bejaht; er drehte, ich nähte, genäht. Zahlreiche solche Verben in Regeln § 19. Im Anschluß daran die Substantive Draht (Drehung), Mahl, Naht (Nähmaschine) u. s. w.— Dazu Verben mit Dehnungs=h (Regeln § 18): empfehlen, befehlen (Imperative!).
5. Orthographie des Imperfekts und Partiz. Perf. von Verben mit =d im Stammauslaut, die das =e der Endung synkopieren, sandte; gewandt (Regeln § 6, 1). Ebenso die Präsentia: dir lädst, er lädt; du hältst; giltst, schiltst, flichtst (eingehend bei der Ablautsreihe e, a, (o), o zu üben!). — Dazu Adjektive und Substantive derselben Schreibweise. Wortfamilien! z. B. senden, aussenden, entsenden, versenden u. s. w.; Sendung, Sendbote, Sendschreiben; Versand, Versandgeschäft, Gesandten, Gesandtschaft u. a. Ebenso von wenden.

6. =z und =tz. Z. B.: Bilde die 3. Person Sing. Präs., die 2. Person Plur. Präs. und die 1. Person Sing. Imperf. von folgenden Verben: a) reizen, beizen; salzen, stürzen. b) setzen, putzen, kratzen, erhitzen. Dazugehörige Substantive, besonders Zusammenstellung und Begründung der verschiedenen Schreibweise in: heizen, Hitze, erhitzen, hitzig u. s. w.
7. Konsonantenverdoppelung. Bei Gelegenheit der ablautenden Verba: z. B. du trittst, er tritt, er nimmt, du littest, er ritt, schnitt (dagegen: erschrecken — ich erschrak). Dazu: Schnitt, Schnitter; Tritt, Trittleiter; rittlings u. s. w.
8. Die Schreibung der verschiedenen s-Laute. Dies ist unstreitig das schwierigste Kapitel der Orthographie für den Sextaner. Man fange also recht früh damit an und gehe in Verbindung mit der Lehre vom Verbum schrittweise etwa folgendermaßen weiter:

Aufgabe 1: Ordne folgende Wörter in zwei Gruppen: a) die mit =ss, b) die mit =ß geschrieben werden: grüßen, küssen, hassen, wissen, fließen, heißen u. a. — Gieb von diesen Verben an: a) ob der stimmlose s-Laut im An-, In- oder Auslaut steht; b) ob der diesem s-Laut vorangehende Vokal kurz oder lang ist; c) die Schreibung des s-Lauts nach langem bezw. nach kurzem Vokal.

Regel 1: Der stimmlose s-Laut wird im Inlaut bezeichnet: a) nach kurzem Vokal durch =ss, b) nach langem Vokal oder Diphthong durch =ß.

Aufgabe 2. a) Suche zu den in Aufgabe 1 genannten Verben Substantive desselben Stammes, die auf einen stimmlosen s-Laut ausgehen. (Gruß, Kuß u. s. w.) — b) Wie wird in allen der s-Laut bezeichnet? — c) Kommt es auch hierbei auf die Länge und Kürze des vorangehenden Vokals an? — d) Setze die oben gefundenen Hauptwörter in den Plural. — e) Gieb an, ob der s-Laut im An-, In- oder Auslaut steht? — f) Ordne sie in zwei Gruppen (ß und ss). Begründe die Schreibweise jedes Wortes nach Regel 1.

Regel 2. Im Auslaut kann nie ein =ss stehen. (Wörter, die im Inlaut =ss haben, verwandeln es im Auslaut in =ß.)

Anmerkung. Missethat — Mißverständnis.

Aufgabe 3. Konjugiere das Präsens und Imperfektum der in Aufgabe 1 genannten Verben. Stelle alle Formen mit

den Endungen t, te, teſt, ten, tet zuſammen. Was iſt in ihnen aus dem =ſſ des Infinitivs geworden? Kommt auch hier Länge oder Kürze des vorhergehenden Vokals in Betracht? Begründe die Schreibweiſen der übrigen Formen des Präſens und Imperfekts (nach Regel 1).

Regel 3. Vor einem =t der Endung darf nie =ſſ ſtehen. (Diejenigen Verben, die im Infinitiv ein =ſſ als Stammauslaut haben, verwandeln dies vor einem =t der Endung in =ß.)

NB. Zu konjugieren: meſſen und ähnliche Verben. (Doppelformen: du miſſeſt — mißt; ihr meſſet — meßt u. ä.)

Aufgabe 4. Bilde die beiden Infinitive und Partizipien, das ganze Präſens und Imperfektum ſowie den Imperativ von: reiſen, nieſen, preiſen, leſen u. ä. — Achte auf die Verſchiedenheit des s=Lautes (ſtimmhaft im Infinitiv, Präſens, Imperativ; ſtimmlos im Imperfektum und Partiz. Perf.). — Wie iſt der s=Laut überall bezeichnet?

Regel 4. Verben, die im Infinitiv ein =ſ als Stammauslaut haben, behalten dies in allen Formen und können nie mit =ſſ oder =ß geſchrieben werden.

NB. Doppelformen: du reiſeſt — reiſt u. ä. Konjugiere reiſen und reißen im Präſens nebeneinander.

Aufgabe 5. a) Suche aus folgenden Sätzen die Verba und gieb von jedem den Infinitiv an: der Menſch genießt Speiſe und Trank. Er hat genieſt. — Er friſtet ein elendes Daſein. Das Pferd frißt Hafer. — Dieſe Verbrecher faſten einmal wöchentlich. Wir faßten ihn bei der Hand u. ä. — b) Ordne die Verbalformen obiger Sätze in zwei Gruppen: 1. ſolche, in denen das =t zum Stamm, 2. in denen es zur Endung gehört. Wie iſt vor dem =t der Endung der s=Laut bezeichnet? (Vgl. Regel 3.) — c) Suche zu jedem Verbum ein Subſtantiv bezw. Adjektiv desſelben Stammes: Genuß (Nießbrauch) — Nieswurz; Friſt — Fraß, gefräßig; Faſtenſpeiſe — faßlich.

Den paſſendſten Abſchluß giebt man durch Zuſammenſtellung einer Wortfamilie, z. B. von ſchließen, deren Wörter und Wortformen mit ihrer verſchiedenen Schreibweiſe den Prüfſtein abgeben mögen, ob der Schüler die Schreibung der s=Laute ſicher beherrſcht.

Von ſelbſt ergiebt ſich eine Wiederholung dieſer Regeln bei der Deklination der Subſtantive (Schloß, Gruß) und der Komparation der Adjektive (ſüß, naß).

Durch eine derartige Verbindung des orthographischen Lehrstoffs mit den grammatischen Lehraufgaben wird also erreicht, daß die Orthographie, besonders die schwierigeren orthographischen Erscheinungen, sicherer eingeprägt werden, weil sie wiederholt bei der Durchnahme verschiedener Abschnitte der Grammatik geübt werden können. Ich meine, daß man durch eine solche Verknüpfung auch Zeit sparen wird, besonders wenn ein dementsprechend eingerichtetes Übungsbuch vorliegt.

Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?[1])

Von **S. Feist** in Mainz.

Im 3. Heft dieses Jahrgangs, S. 204 flg. unterzieht Herr Alex. Wernicke meine Stellungnahme zu obiger Frage in meiner Besprechung der deutschen Litteraturgeschichte von Vogt und Koch (11. Jahrg. d. Ztschr., 10. Heft) einer eingehenden Kritik. Zunächst möchte ich berichtigend bemerken, daß ich weder Richard Wagner, noch der Oper (oder meinethalben dem „Musikdrama") überhaupt den Platz in einer deutschen Litteraturgeschichte abspreche, wie gleich das erste Citat aus meiner Besprechung beweist; ich nehme in der Hauptsache nur dagegen Stellung, daß durch die allzu reichliche Berücksichtigung der Entwickelung der Oper Dinge, die entschieden eher in ein solches Buch gehören, wie Wildenbruchs Dramen, dadurch zu kurz kämen. Zu einem Werke wie diese neue deutsche Litteraturgeschichte, in dem bei der gewaltigen Stoffmenge und der genau zugemessenen Bogenzahl der Raum sehr kostbar war, durfte eine solche Erwägung gewiß ausgesprochen werden, ohne daß man berechtigt ist, daraus gleich die Folgerung zu ziehen: „es handle sich um die Frage, ob das deutsche Drama in eine deutsche Litteraturgeschichte gehört". Das zu bestreiten wird doch keinem Menschen einfallen, mag er sich noch so sehr gegen die allzuhäufige Heranziehung der Oper verwahren. Wenn es dem Verfasser der deutschen Litteraturgeschichte möglich gewesen wäre, seiner Neigung oder seiner Überzeugung entsprechend beliebig in die Breite zu gehen, so wäre eine Kritik wie die meinige auch sicher nicht am Platze gewesen. Denn wer darf Richard Wagners unendliche Bedeutung für unser geistiges Leben, ja für das der ganzen gebildeten Welt überhaupt, in Abrede stellen? Wer wird es irgendwie nur bemäkeln, daß der Wirksamkeit dieses gewaltigen Schöpfers auf Hochschulen oder in höheren Schulen gedacht wird?

---

1) Wir schließen hiermit die Erörterungen über diesen Gegenstand. D. L. d. Bl.

Thatsächlich also dreht es sich bei der vorliegenden Meinungsverschiedenheit nur um die alte Frage, wie weit die Litteraturgeschichte eines Volkes auch zugleich dessen Kulturgeschichte zu berücksichtigen habe. Hierbei kann man nun, was die mehr oder minder ausgedehnte Heranziehung irgend einer Erscheinung betrifft, verschiedene Ansichten haben, ohne daß die Bedeutung der Erscheinung selbst dadurch irgendwie höher oder geringer eingeschätzt wird. Daß Wildenbruch weit hinter Richard Wagner zurücktreten muß, wenn wir den Einfluß der beiden Männer auf das geistige Leben der Gegenwart abwägen, ist unbestreitbar; ist es deshalb aber gerecht, daß in einer deutschen Litteraturgeschichte diesem der achtfache Raum wie jenem gewidmet wird? Was würde wohl jemand sagen, wenn in einer Musikgeschichte dem Dichter Heine achtmal so viel Platz zugestanden würde als einem bedeutenden Musiker, weil seine Lieder unendlich oft, ja öfter als die Lieder Goethes in Musik gesetzt worden sind, während der Musiker es nur zu bedingter Anerkennung gebracht hat? Ist es ferner richtig, daß die Bayreuther Festspiele als ein Markstein der deutschen Litteratur hingestellt werden, obwohl Richard Wagners Textdichtungen keineswegs den Entwickelungsgang der modernen deutschen Litteratur nennenswert beeinflußt oder gar in andere Wege geleitet haben? Denn etwas derartiges läßt die gewählte Abgrenzung den Belehrung Suchenden — und für solche ist das Buch doch bestimmt — unbedingt vermuten. Aber wie Richard Wagner in der Musik auf einsamer Höhe steht und keinen ebenbürtigen Nachfolger bis jetzt gefunden hat, so steht er auch allein da in seiner Dichtung, und noch niemand hat es bisher versucht, ihm auf seinem Wege nachzufolgen.

Also Richard Wagners Platz in der Musikgeschichte und in der Kulturgeschichte ist heute wohl fest bezeichnet; welche Stellung ihm aber in der deutschen Litteraturgeschichte einzuräumen sei, darüber kann man doch wohl noch einen anderen Standpunkt einnehmen als den der unbedingten Bewunderung seiner litterarischen Leistungen. Von dem großen Musiker Wagner spricht jedermann, von dem großen Dichter Wagner hat man bis jetzt nur sehr vereinzelt sprechen gehört. Drum gebührt Wagner zunächst ein hervorragender Platz in einer Geschichte der Musik, dann auch in einer Geschichte der deutschen Kultur, aber nur beiläufig kann er in einer deutschen Litteraturgeschichte erwähnt werden, zumal in einer knapp gefaßten, wo manche hervorragende Erscheinung auf litterarischem Gebiete sich mit einem bescheidenen Raume begnügen muß.

Hat Goethes Oreſt die Ermordung des Vaters auf beſondern göttlichen Befehl an der Mutter gerächt?

Von **Fr. Fraedrich** in Berlin.

(Vergl. Zeitſchr. f. d. d. U. XI 598—601, XII 209—212 u. 212—214.)

Aug. Althaus behauptet (XII, S. 209), die griechiſchen Tragiker hätten nicht angenommen, daß das Geſetz der Blutrache dem Oreſt den Muttermord geboten habe, und ließen darum den delphiſchen Apollo in dieſem beſondern Falle den Muttermord ausdrücklich fordern.

Sophokles ſetzt in dieſer Beziehung einen ältern Kulturzuſtand voraus als die beiden andern Tragiker. Sein Oreſt hat ſchon als Knabe, bevor er Mycenä verließ, ſeiner Mutter mit der Rache gedroht. Denn V. 778 flg. ſagt Klytämneſtra:

ἐγκαλῶν δέ μοι
φόνους πατρῴους δεινὰ ἐπῃπείλει τελεῖν·
ὥστ' οὔτε νυκτὸς ὕπνον οὔτ' ἐξ ἡμέρας
ἐμὲ στεγάζειν ἡδύν· ἀλλ' ὁ προστατῶν
χρόνος διῆγέ μ' αἰὲν ὡς θανουμένην.

Sie hat deshalb befürchtet, durch ihn dereinſt ihre Mitwirkung bei der Ermordung Agamemnons mit dem Tode büßen zu müſſen. Oreſt iſt dazu beſtimmt, wenn er erwachſen ſei, des Vaters Rächer zu werden. Zu dieſem Zwecke hat ihn Elektra durch ſeinen Erzieher aus Mycenä retten laſſen. Daß nicht nur Ägiſth, ſondern die Mörder den Tod verdienen, wird von Elektra mehrmals geſagt, z. B. V. 246 u. 980. Daß ſie ſelbſt bereit iſt zu ſterben, wenn ſie zuvor das Mörderpaar beſeitigt habe, zeigt V. 1080. Am wichtigſten für dieſe Frage iſt eine Stelle in den Worten, welche Elektra ihrem Bruder widmet, bevor ſie weiß, daß er nun endlich zum Rachewerk in die Heimat zurückgekehrt iſt, als ſie ihn vielmehr tot wähnt und die Urne mit ſeiner Aſche in ihren Händen zu halten glaubt. V. 1153 flg.

μαίνεται ὑφ' ἡδονῆς
μήτηρ ἀμήτωρ, ἧς ἐμοὶ σὺ πολλάκις
φήμας λάθρᾳ προὔπεμπες ὡς φανούμενος
τιμωρὸς αὐτός.

Alſo auf die Rache an der Mutter hat Oreſt es ganz beſonders abgeſehen; und Sophokles hat es vielleicht deswegen — im Gegenſatz zu Äſchylus — ſo eingerichtet, daß Oreſt ſie zuerſt ohne Erbarmen tötet.

Außerdem sind Orests Worte V. 32 flg. wichtig:

ἐγὼ γὰρ ἡνίχ' ἱκόμην τὸ Πυθικὸν
μαντεῖον, ὡς μάθοιμ' ὅτῳ τρόπῳ πατρὶ
δίκας ἀροίμην τῶν φονευσάντων πάρα,
χρῇ μοι τοιαῦθ' ὁ Φοῖβος·
ἄσκευον αὐτὸν ἀσπίδων τε καὶ στρατοῦ
δόλοισι κλέψαι χειρὸς ἐνδίκους σφαγάς.

Sie zeigen deutlich, daß er die Rache an den Mördern, an Klytämnestra sowohl wie an Ägisth, als selbstverständliche Pflicht angesehen und sich nur wegen der Art der Ausführung an das Orakel gewendet hat. Er hat also — genau genommen — nicht auf den Befehl des delphischen Apollo die Rache an der Mutter vollzogen. Dem widersprechen nicht seine Worte

V. 69 flg.: ... ὦ πατρῷον δῶμα· σοῦ γὰρ ἔρχομαι
δίκῃ καθαρτὴς πρὸς θεῶν ὡρμημένος

und V. 1265: τότ' εἶδες, ὅτε θεοί μ' ἐπώτρυναν μολεῖν.

Vielmehr, meine ich, bekunden auch sie, daß er sich durch die Götter allgemein, d. h. durch das Sittengesetz zur Rachethat berufen fühlt, nicht durch einen Befehl Apollos besonders dazu getrieben wird.

Schließlich ist für unsere Frage auch das von Bedeutung, daß bei Sophokles V. 836 flg. von Elektra auf die Rache für Amphiaraus' Tod hingewiesen wird. Denn als sie die Trugnachricht vom Tode ihres Bruders erhalten hat, beklagt sie es, daß dieser zum Rächer des Vaters bestimmte einzige Sohn nun nicht mehr wie der des Amphiaraus die Rache an der Mutter vollziehen könne.

In Sophokles' Drama „Elektra" gilt es also als unbedingte Pflicht des Sohnes, die Ermordung des Vaters auch an der schuldigen Mutter zu rächen.

Bei Äschylus gilt die Blutrache nicht mehr als allgemein verbindliche Pflicht und der Muttermord aus diesem Grunde, wenn auch für gerecht, so doch für schändlich. Aber in den „Choephoren" lassen doch noch einige Personen das Gesetz der Blutrache als solches gelten. So sagt der Chorführer V. 388 flg.

ἀλλὰ νόμος μὲν φονίας σταγόνας
χυμένας ἐς πέδον ἄλλο προσαιτεῖν αἷμα.

Und Elektra spricht V. 136 flg. in einem Gebete den Wunsch aus

φανῆναί σου, πάτερ, τιμάορον
καὶ τοὺς κτανόντας ἀντικατθανεῖν δίκην.

Bei Euripides, der einen noch ſpätern Kulturzuſtand vorausſetzt, findet ſich kein Hinweis mehr auf die alte Pflicht der Blutrache.

Bei Goethe deutet Iphigenie ſelbſt auf Oreſts Rachepflicht hin. Sie nennt ihn III, 1 „beſtimmt, des Vaters Rächer dereinſt zu ſein". Dazu beſtimmt ſein kann er nur durch die Götter oder, wie wir ſagen, durch das Sittengeſetz ſeiner Zeit. Daß dieſe Pflicht ſich auch auf die Rache an der Mutter erſtrecken ſoll, iſt deutlicher in den entſprechenden Worten der erſten Bearbeitung ausgedrückt. Da heißt Oreſt „den Mordgeſinnten ein aufkeimender, gefährlicher Rächer", er iſt dies alſo der Klytämneſtra ſowohl wie dem Ägiſth. Freilich will Iphigenie mit dieſen Worten nicht die Berechtigung der Blutrache anerkennen, wie Althaus S. 10 Anm. 2 ſeiner Programm-Abhandlung hervorhebt; aber ſie giebt damit doch zu erkennen, daß die Griechen ihrer Zeit im allgemeinen die Blutrache als Pflicht gelten laſſen. Was Althaus (Zeitſchr. XII, S. 209 u. 210, o.) in dieſer Beziehung über Goethes Iphigenie ſagt, kann ich nicht für zutreffend halten, will mich aber dabei nicht aufhalten.

Gehen wir nun zur Betrachtung derjenigen Stelle Goethes über, aus der man einen beſonderen göttlichen Auftrag Oreſts zur Ermordung der Mutter erſehen hat, der Worte:

Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter
Und eine Schandthat ſchändlich rächend mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet.

Der klare Wortlaut der erſten Bearbeitung: „zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat" macht es allerdings wahrſcheinlich, daß in der metriſchen Bearbeitung „eine Schandthat" Klytämneſtras That iſt und „ſchändlich rächend" auf Oreſts Rache geht. Das Partizip „rächend" iſt dann natürlich auf den unmittelbar folgenden Akkuſativ „mich" zu beziehen. Vielleicht hat Goethe nur deshalb das Objekt „mich" in demſelben Satze gleich nach dem Partizip wiederholt, um dieſe Beziehung klar zu machen. In dieſem Punkte habe ich mich alſo aus allzu ſtrengen grammatiſchen Rückſichten geirrt.

Aber auch bei dieſer Erklärung kann meine Auffaſſung des Sinnes der folgenden Worte: „mich durch ihren Wink zu Grund gerichtet" noch beſtehen. Ich berufe mich zu dieſem Zweck zunächſt auf eine Stelle bei Euripides, die Goethe bei dieſem Zuſatz in der metriſchen Bearbeitung vor Augen gehabt haben kann. Iphig. Taur. V. 711 flg. ſagt Oreſt:

ἡμᾶς ὁ Φοῖβος μάντις ὢν ἐψεύσατο,
τέχνην δὲ θέμενος ὡς προσώταθ' Ἑλλάδος
ἀπήλασ' αἰδοῖ τῶν πάρος μαντευμάτων·
ᾧ πάντ' ἐγὼ δοὺς τἀμὰ καὶ πεισθεὶς λόγοις
μητέρα κατακτὰς αὐτὸς ἀνταπόλλυμαι.

Hier geht ἀνταπόλλυμαι als Vergeltung für den Muttermord auch auf den scheinbar bevorstehenden Tod in weiter Ferne von Griechenland (auf Tauris), wohin Apollos Orakel den Orest getrieben hat. Und so kann bei Goethe auch „zu Grund gerichtet" gemeint sein. Daß bei Euripides das Part. Aor. steht, Goethe aber das Part. Präs. „rächend" gebraucht, macht nichts aus. Donner übersetzt die Euripides-Stelle auch mit dem Part. Präs.: „Die Mutter mordend fall' ich selbst des Todes Raub". Besonders unsere Dichter wenden häufig, auch wenn es sich um Vorzeitigkeit handelt, das Part. Präs. an, weil wir kein Part. Perf. Act. haben.

Daß der Zusammenhang diese Erklärung nicht zuläßt, daß Orest, wie Althaus meint, mit diesem Gedanken von der Thatsache, von der Pylades sprach, abspringt, kann ich nicht zugeben. Denn die Stimmung, in der Orest die Scene II, 1 eröffnet mit den Worten: „Es ist der Weg des Todes, den wir treten", beherrscht ihn während der ganzen Scene. Außerdem ist eine traurige Folge des Muttermordes nicht nur das Schuldbewußtsein, das sich bis zum Wahne der Verfolgung durch die Furien gesteigert hat, sondern schließlich auch der auf Tauris drohende Tod. Und diese letzte Folge liegt ihm augenblicklich, wo er im Haine der Göttin vor den Furien Ruhe hat, am nächsten. Von der Verfolgung durch die Furien glaubte er noch befreit werden zu können. Darum wandte er sich an das delphische Orakel mit der Frage nach dem Wie und erhielt mit „hoffnungsreichen, gewissen Götterworten" Aussicht auf Rettung. Jetzt aber hat er nicht einmal mehr Hoffnung, sein Leben zu erhalten.

Den Ausdruck „ihren (der Götter) Wink" so zu verstehen, daß damit nur „die höhere Leitung der menschlichen Schicksale, die durch Verkettung der Umstände den Menschen ihre Thaten auferlegt", gemeint wäre, wie Rachel (Z. f. d. d. U. S. 213) annimmt und auch Frick S. 385 es verstanden zu haben scheint, das widerstrebt meinem Sprachgefühl. Scheinbar zeugt für diese Auslegung zwar der Plural „Götter", während nach meiner Erklärung hier nur ein einzelner Gott persönlich eingegriffen hat. Aber der eine Gott handelt ja für alle, sie sind unter sich einig. Und in diesem ganzen Zusammenhange, der eröffnet ist mit Pylades' Worten: „Danke du den Göttern u. s. w.", wird in der Folge immer dieser Plural beibehalten, auch wo „der hohen Götter Wille" nur durch einen, den Apollo kundgethan ist. Auch im Anfange dieser Scene sagt Orest zwar, er habe Apollen gebeten, nennt dessen Antwort aber doch Götterworte.

Der Ausdruck „Wink" scheint mir einen persönlichen Urheber vorauszusetzen und dem, dem er zu teil wird, Nutzen zu versprechen. Ganz passend erscheint er mir daher, wenn er auf Apollos Orakelspruch geht, der Orestes Hoffnung machte, von seinem Leiden befreit zu werden.

Die ſtrittigen Worte: „mich durch ihren Wink zu Grund gerichtet“ ſind ein ganz neuer Zuſatz in der metriſchen Bearbeitung, ſie ſind darin die einzige Stelle, auf die ſich die Annahme gründet, daß auch Goethes Oreſt auf Geheiß des Apollo ſeine Mutter getötet habe. Die erſte Bearbeitung bietet dieſen Zuſatz nicht und enthält auch ſonſt keinerlei Andeutung von ſolchem Befehl. Wenn Goethe dieſen in die metriſche Bearbeitung hätte neu hineinbringen wollen, ſo würde er ſich wohl deutlicher ausgeſprochen haben. Ich ſehe daher auch Goethes erſte Bearbeitung der „Iphigenie“ als einen Beweis dafür an, daß er dieſen beſondern göttlichen Befehl aus dem griechiſchen Drama nicht übernommen hat.

Daß dieſer Befehl Apollos, wie ſonſt die Orakelſprüche, zweideutig geweſen ſei, davon deuten die griechiſchen Tragiker nichts an. „Sie laſſen den delphiſchen Apollo in dieſem beſonderen Falle den Muttermord ausdrücklich fordern“, das verſichert auch Althaus ſelbſt. Trotzdem erſcheint es ihm (für Goethes Drama) „wohl denkbar, daß Oreſt (nur) glaubte, einen ſolchen Befehl zu erhalten“. Alſo in Wirklichkeit ſoll er dieſen nicht erhalten, ſondern vielleicht den Orakelſpruch nur mißverſtanden haben? Ich muß geſtehen: mir iſt ſolcher Sachverhalt geradezu undenkbar!

In den auf die umſtrittene Stelle unmittelbar folgenden Worten:

„Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn“

liegt, ſagt Althaus, der Ton nicht auf „vergehn“, ſondern auf „nicht ſchuldlos, nicht ehrenvoll“. Freilich! Aber vom Vergehn d. h. vom Lebensende iſt trotzdem darin die Rede. Und dieſer Begriff bedarf keines Nachdrucks mehr, wenn er nicht mehr neu iſt, wenn vorher ſchon der Ausdruck „zu Grund gerichtet“ auf den phyſiſchen (nicht auf den „moraliſchen“) Tod ging, wie dadurch auch erſt der allgemeine Ausdruck: „Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet“ in ſeinem beſondern Sinne ſofort verſtändlich wird. „Nicht ſchuldlos“ nennt ſich Oreſt, weil er der Mutter Schandthat ſchändlich rächte; und „nicht ehrenvoll“ nennt er ſeinen (ſcheinbar bevorſtehenden) Tod, weil er nicht im manneswürdigen Kampfe, ſondern „vor dem Altar als Opfertier im Jammertode bluten ſoll“.

Schließlich mache ich noch auf den indirekten Beweis Fricks aufmerkſam, der S. 385 erklärt: „Oreſt als nur ausführendes Werkzeug des Götterwillens (genauer: des ihm ausdrücklich erteilten Befehls eines Gottes) wäre eine bemitleidenswerte, aber keine tragiſche Geſtalt im höchſten Sinne“.

Über rhythmiſche Proſa in der deutſchen Dichtung des vorigen Jahrhunderts.

Von **Hermann Henkel** in Wernigerode.

Goethe bemerkt in Dichtung und Wahrheit (B. 7, Weim. A. 21, S. 89 flg., B. 18, W. A., S. 81 flg.), daß man in Deutſchland (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts), nachdem man den Reim auf einmal weggenommen, bei der Kindheit der Rhythmik nach einer poetiſchen Proſa gegriffen habe, die alsbald überhand nahm und in alle Dichtungsgattungen eindrang, in das Drama mit Klopſtocks Der Tod Adams (1757) und Hermanns Schlacht (1767), in die Epopoee mit Geßners Der Tod Abels (1758), in die angrenzende Idyllendichtung mit derſelben Daphnis (1754), Idyllen (1756) u. ſ. w., in die Lyrik mit Gerſtenbergs Proſaiſchen Gedichten (1759) u. a.

Unter dieſen poetiſchen Erzeugniſſen in ungebundener Rede nun treten verſchiedene hervor, die ganz oder teilweiſe eine loſere metriſche Bindung zeigen und entweder ein beſtimmtes, oder ein wechſelndes Silbenmaß, ja vollſtändige Verſe durchklingen laſſen, während umgekehrt in den unſtrophiſchen, ganz frei gemeſſenen Oden Klopſtocks aus den Jahren 1754 bis 1760[1]) (ſowie ſpäter in Goethes Gedichten dithyrambiſcher Stimmung u. a.) die metriſchen Feſſeln ſo gelockert erſcheinen, daß Leſſing ſie (im 51. ſeiner Litteraturbriefe) für eigentlich weiter nichts als eine künſtliche Proſa erklären konnte.

Tonangebend war in der genannten Richtung der Schweizer Salomon Geßner. Durch die poetiſchen Schilderungen und lyriſchen Partien ſeiner Proſa-Dichtungen ziehen ſich mit geringen Unterbrechungen, ja ununterbrochen, wie durch das Widmungsgedicht der Idyllen An Daphnen, bald iambiſche und anapäſtiſche, bald trochäiſche und daktyliſche Reihen, was Ramler ſpäter auf den müßigen Gedanken gebracht hat Auserleſene Idyllen von ihm (1787) und ſein Schäfergedicht Der erſte Schiffer (1789) in reine Verſe, das letztere in Hexameter zu bringen, oder umzuſetzen. Beſonders ſind die Lieder, die unſer Halbpoet[2]) überall einzuſtreuen liebt, voll dieſer „Harmonie gemeſſener

1) S. D. Fr. Strauß, Kleine Schriften, Neue Folge, 1866, S. 226.

2) Über die Halbheit ſeiner Poeſie vergl. Schiller Über naive und ſent. D. Bd. 12 der Ausgabe in 12 Bd. 1838, S. 240.

Worte", wie das in der Idylle „Erfindung des Saitenſpiels und des Geſanges" in Nachahmung des Geſanges der Vögel von einem Mädchen geſungene, das wir, in Verſe abgeteilt, als Beiſpiel folgen laſſen:

„Ihr kleinen frohen Sänger,
Wie lieblich tönt euer Lied
Von hoher Bäume Wipfeln
Und aus dem niedern Strauch!
Könnt' ich dem glänzenden Morgen
So lieblich wechſelnde Tön' entgegenſingen!
O! lehrt mich die wechſelnden Töne,
Dann ſing' ich mein ſanftes Entzücken
Mit euch dem frühen Sonnenſtrahl. —
Wie glänzt der geſangvolle Hain!
Wie glänzt die Gegend umher im Thau!
O du, der dieſes alles ſchuf!
Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben,
Als meine Geſpielen."

Von Goethe iſt es bekannt, daß er ſich, bevor er zur Verwendung des Blankverſes im Drama überging, in den erſten Faſſungen der Iphigenie, im Elpenor und vielfach in den in Weimar und Rom bearbeiteten Partien (des 2., 4. und 5. Aktes) ſeines Egmont einer poetiſchen, meiſt im Jambenſchritt verlaufenden Proſa bedient hat. Weniger aber ſcheint es beachtet zu ſein, daß ſeine Proſa auch in der Frankfurter Zeit in gewiſſen Stellen des Werther (z. B. in den Briefen vom 10. Mai, 18. Aug. 1771, 12. Okt., 3. Nov., 8. Dez. 1772 und in den Oſſianiſchen Geſängen), ſowie in den letzten Akten des Clavigo und der Stella, wo der Strom der Empfindungen lebhafter pulſiert, einen rhythmiſchen Gang nimmt und ſich in bewegteren iambiſchen, anapäſtiſchen, oder häufiger noch trochäiſchen und daktyliſchen Tonwellen ergießt. Hier zum Belege die erforderlichen Proben; dieſe, wie alle folgenden, in einer metriſchen Abgrenzung, die natürlich an manchen Stellen auch wohl eine Änderung zuläßt.

Aus Werthers Brief vom 18. Aug. 1771 (1. Ausg. Der junge Goethe III, S. 290 flg.):

„Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß
Bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute
Und alles um mich her
Keimen und quellen ſah; —
Wenn ich denn die Vögel um mich
Den Wald beleben hörte,
Und die Millionen Mückenſchwärme im letzten
Rothen Strahle der Sonne muthig tanzten,
Und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer
Aus ſeinem Graſe befreite; —

Und das Moos, das meinem harten Felsen
Seine Nahrung abzwingt, —
Mir alles das innere, glühende,
Heilige Leben der Natur eröffnete,
Wie umfaßt' ich das all mit warmen Herzen, verlor mich
In der unendlichen Fülle. —
Ach damals wie oft
Hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs,
Der über mich hinflog,
Zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt,
Aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene
Schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen
Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens
Einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen,
Das alles in sich und durch sich hervorbringt."

Aus der für die Aufnahme in den Werther rhythmischer gefaßten Übersetzung Ossianischer Gesänge[1]):

„Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wispelt im Winde,
Deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars.
Keine Mutter hast du, dich zu beweinen,
Kein Mädchen mit Thränen der Liebe.
Tot ist, die dich gebar. Gefallen die Tochter von Morglan."

Aus dem Monologe Clavigos im letzten Akt:

„Sie ist tot!
Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl:
Sie ist tot!
Da liegt sie die Blume zu deinen Füßen —
Und du — erbarme dich meiner, Gott im Himmel,
Ich habe sie nicht getötet! —
Verbergt euch Sterne, schaut nicht hernieder,
Ihr die ihr so oft den Missethäter saht
In dem Gefühle des innigsten Glücks diese Schwelle verlassen,
Durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang
In goldenen Phantasien hinschweben
Und sein am heimlichen Gegitter lauschendes Mädchen
Mit wonnevollen Erwartungen entzünden!"

Aus Stellas Monolog im 5. Akt:

„Fülle der Nacht,
Umgieb mich! fasse mich! leite mich!
Ich weiß nicht, wohin ich trete! —
Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt!

1) In ihrer ursprünglichen Version lautet die Stelle (W. A. Bd. 37, S. 71): „Ein halb verdorrter Baum, langes Gras, das im Winde flüstert, zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Du hast keine Mutter, die dich beweinte, kein Mädchen mit ihren Thränen der Liebe. Tot ist sie, die dich gebar, gefallen ist die Tochter von Morglan."

Wohin? Ach wohin? —
Verbannt aus deiner Schöpfung!
Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst;
Wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden
Mina umgiebst, soll ich nicht mehr wandeln?
Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens,
Alle seligen Erinnerungen aufbewahrt sind? —
Und du, worüber ich so oft
Mit Andacht und Thränen gewohnt habe,
Stätte meines Grabes! die ich mir weihte;
Wo umher alle Wehmut, alle Wonne meines Lebens dämmert;
Wo ich noch abgeschieden um zu schweben,
Und die Vergangenheit allschmachtend zu genießen hoffte
Von dir auch verbannt sein? — Verbannt sein!
Du bist stumpf!
Gott sei Dank, dein Gehirn ist verwüstet; du kannst ihn nicht fassen
Den Gedanken Verbannt sein! Du würdest wahnsinnig werden."

Eine metrische Prosa findet sich bei Goethe später nur noch in den bei den Exequien Mignons vorgetragenen Gesängen (W. Meisters Lehrj. VIII, 8, aus dem Jahre 1796) mit ihren lagaödischen Reihen, vorherrschend Glykoneen in den verschiedenen Formen dieser (schon in den Oden, wie An Schwager Kronos V. 7, 21, 22, 25, 36 und sonst verwendeten) Versart, z. B.:

„Seht das lichte, reine Gewand! —
Schaut mit den Augen des Geistes hinan! —
Gebe der Tag uns Arbeit und Lust. —
In der Schönheit reinem Gewande begegn'
Euch die Liebe mit himmlischem Blick
Und dem Kranz der Unsterblichkeit."

Bald darauf, gegen die Wende des Jahrhunderts, begegnet eine in Reihefolgen gemessener Silben sich gliedernde Prosa noch einmal in drei bedeutenderen Erscheinungen unserer Litteratur, in Hölderlins Hyperion (1797—99), in Novalis' Hymnen an die Nacht (1800) und in Schleiermachers Monologen (1800). Der lyrische Charakter des Selbstgesprächs; und dieser Gattung der Darstellung gehören im Grunde auch die beiden ersteren Dichtungen an; scheint ganz besonders, wie auch die Monologe (Werthers, Clavigos, Fernandos und Stellas, Egmonts, Klärchens, Brakenburgs und Albas) bei Goethe zeigen, zu rhythmischer Behandlung der Sprache angeregt zu haben. Am sinnfälligsten tritt eine solche in den naturtrunkenen Gefühlsergüssen Hyperions hervor, die „auf denselben Grundton gestimmt" an die lyrischen Monologe Werthers lebhaft anklingen, wie eine Vergleichung des oben mitgeteilten Fragmentes derselben mit dem Folgenden ergeben wird:

„Ach, wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen,
Auf den Höhen von Tina
Und den Falken und Kranichen nachsah
Und den kühnen, fröhlichen Schiffen,
Wenn sie hinunter schwanden am Horizont!
Dort hinunter, dacht' ich,
Dort wanderst du auch einmal hinunter,
Und mir war wie einem Schmachtenden,
Der ins kühlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser
Über die Stirne sich schüttet." (B. I, Brief 3.)

„So gab ich mehr und mehr
Der seligen Natur mich hin und fast zu endlos.
Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden,
Um ihr näher zu sein;
Hätt' ich so gern doch weniger gewußt
Und wäre geworden wie der reine Lichtstrahl,
Um ihr näher zu sein.
O einen Augenblick in ihrem Frieden
Ihrer Schöne mich zu fühlen,
Wieviel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken,
Als alle Versuche des alles versuchenden Menschen!"
(B. IV, Brief 8.)

In den tiefgefühlten, tiefsinnigen Apostrophen, die Novalis, um den Tod der Geliebten trauernd, an die Nacht richtet, dringt mit dem Vers auch der Reim in die Prosa ein. In der ersten seiner Hymnen heißt es:

„Was hältst du unter deinem Mantel,
Das mir unsichtbar kräftiger an die Seele geht?
Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand,
Aus dem Bündel Mohn.
Die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor.
Dunkel und unaussprechlich
Fühlen wir uns bewegt.
Ein ernstes Antlitz seh ich, froh erschrocken,
Das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt
Und unter unendlich verschlungenen Locken
Der Mutter liebe Jugend zeigt."

Entschieden gekünstelt allerdings erscheint in dem spröderen Stoffe ethischer Betrachtungen die rhythmische Prosa des Philosophen Schleiermacher, der „von dem Formenkultus seiner romantischen Freunde beherrscht" durch den zweiten und vierten Monolog einen Strom von Jamben, durch den fünften von Daktylen und Anapästen, durch den ersten und dritten von zusammengesetzten Silbenmaßen geleitet hat (an Brinkmann 27. Mai 1800). Natürlich fehlt es darum in ihnen nicht an dichterischen Gedanken und geistvollen Bildern, wie die Worte der „Darbietung" zeigen mögen:

„So nimm denn hin die Gabe,
Der du des Geiſtes leiſes Wehen verſtehen magſt!
Es töne dein innerer Geſang
Harmoniſch zum Spiel meiner Gefühle!
Es werde, was jetzt magnetiſch ſanft dich durchzieht,
Jetzt wie ein elektriſcher Schlag
Dich erſchüttert, bei der Berührung meines Gemütes
Deiner Lebenskraft ein erfriſchender Reiz."

Nachdem ich den Nachweis polymetriſcher, den Oden freierer Form ähnlicher Partien und Stücke der Proſadichtung des bezeichneten Zeitraums gegeben habe, gehe ich näher auf die nur flüchtig berührte Erſcheinung einer poetiſchen Proſa ein, die mit einzelnen Versbildungen und ganzen rhythmiſchen Reihen gleicher oder verwandter Gattung durchſetzt iſt.

Was Geßner zunächſt betrifft, ſo führt Er. Schmidt in einem Artikel der Zeitſchrift für deutſches Altertum (Bd. 21, S. 303 flg.) aus dem Schluß des kleinen Schäferromans Daphnis (1754, Geßners Schriften, Zürich 1810, I, S. 351 flg.) auch mehrere reimloſe unſtrophiſche Lieder anakreontiſcher Versart an, das eine in iambiſchen Dipodien mit 5 Silben: „Ich will nicht lieben, So ſag' ich immer" u. ſ. w., ein anderes in iambiſchen Tripodien mit 7 Silben: „Bald hätt' ich dich geliebet, Du ſprödes böſes Mädchen!" u. ſ. w., und zwei in trochäiſchen Dimetern mit einer leichten Variation der beiden Anfangsverſe: „Du Wein! o wie biſt du lieblich" u. ſ. w. und: „Du Roſe! ja du riecheſt lieblich" u. ſ. w., endlich aus der Idylle Damon, Phillis (II, S. 55) einen Geſang in vier- und dreifüßigen Wechſelverſen, eingeleitet von zwei iambiſchen Pentapodien, neben dem noch ein zweiter aus der Idylle Phillis, Chloe (II, S. 34) mit einmaliger Unterbrechung durch Aufeinanderfolge von 2 Tetrapodien: „Froh bin ich, wenn das Abendrot Am Hügel mich beſcheint!" u. ſ. w. erwähnt werden konnte. Alle dieſe Lieder jedoch dürfen kaum als rhythmiſche Proſa angeſprochen werden, da ſie in ihrer Geſchloſſenheit und regelmäßigen metriſchen Faſſung der ungebundenen Rede eigentlich nur durch den Druck angehören.

Vorherrſchend ſteht die poetiſche Proſa Geßners unter dem Einfluß der hexametriſchen Dichtungen Bodmers und Klopſtocks. Überall bricht darin der daktyliſche Rhythmus in ihren lyriſchen, wie in den beſchreibenden und erzählenden Partien bis zu vollen Hexametern hervor. In der Idylle Mirtil, Thyrſis (II, S. 87) heißt es:

„Lange ſäumt er; doch — horch — ich höre ein Plätſchern der Wellen,
Die wider meinen Nachen ſchlagen.
Kommſt du? Ja! — doch nein!
Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätſchernden Wellen?"

In der Idylle Milon (II, S. 22):

„Sieh, wie auf dem Hügel die Haselstaude zu grünen
Grotten sich wölbt,
Und wie die Brombeerstaude mit schwarzer Frucht um mich her kriecht,
Und wie der Hambuttenstrauch die rothen Beeren emporträgt" u. s. w.

Im ersten Schiffer (II, S. 276):

„So | schwamm er glücklich dahin und glücklich kam er ans Ufer,
Das mit hüpfenden Schatten und lieblicher Kühlung
Ihn empfing; itzt sprang er
Freudig aus dem Nachen und zog ihn ans sichere Ufer."

Daktylen und besonders Hexameter mit einer Vorschlagssilbe, wie der erste im letzten der obigen Beispiele finden sich bei Geßner überall und in großer Zahl. Möglich, daß er sie, wie Er. Schmidt a. a. O. meint, von Ew. v. Kleist hat, dem von ihm bewunderten Dichter des Frühlings, obwohl wir sie, was schon hier bemerkt sei, oft genug in rhythmischer Prosa auch sonst, wo von solchem Einfluß nicht die Rede sein kann, sich ungesucht und von selbst einstellen sehen, wie in Goethes Werther (Jung. G. III, S. 358): „Sein | Haupt ist von Alter gebeugt und roth sein thränendes Auge", in Hölderlins Hyperion: „Ich | muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen", in Jean Pauls Herbstblumine (1. Bd. II 3 Die Vögel unter dem Kriege): „Die | Lerche zog in ihr Blau, die Nachtigall schlug in den Blüten", in Schleiermachers Monologen (III): „Zum | irdischen Dienst ist Einer stets dem Andern gewärtig", um aus der verfügbaren Menge nur einzelne herauszuheben.

Wie Geßner auf epischem, bediente sich auf dramatischem Gebiete wieder zuerst, soviel ich sehe, ein Schweizer rhythmischer Prosa, und zwar jener iambisch-rhythmischen, der wir bald darauf in den ersten Fassungen der Iphigenie u. s. w. begegnen, J. C. Lavater in dem religiösen Drama Abraham und Isaac (1776), in das Goethe (an L. Sept. 1775) „einen Würzruch hier und da seines Fäßleins zu dampfen" gedacht hatte (vergl. G.s Werke W. A. 38, S. 412). Übrigens verlangte dieser später auf der Höhe seiner klassizistischen Zeit für alles Dichterische, insbesondere für alle dramatischen Arbeiten streng rhythmische Behandlung und brach über die Zwitterbildung einer poetischen Prosa entschieden den Stab (an Schiller 25. Nov. 1797), ja in seiner Altersperiode sah er selbst durch den fünffüßigen Jambus die Poesie zur Prosa heruntergezogen (Dicht. u. Wahrh. B. 18, W. A. 29, S. 82) und griff im zweiten Teil des Faust, in den Schlußszenen des 4. Aktes, V. 10849—11042, zu dem einst (in Wilhelm Meisters Lehrj. IV 18 und sonst) verfemten Alexandriner zurück.

In den ſiebziger Jahren, der Blütezeit der Empfindſamkeiten, treffen wir auf die Stilerſcheinung, die uns beſchäftigt, auch in dem thränenreichen „Siegwart. Eine Kloſtergeſchichte.“ (1776) des Hainbunddichters J. M. Miller. Seine rhythmiſche Behandlung der Sprache beſchränkt ſich auf den Gebrauch kleinerer und größerer Gruppen von mehr oder weniger rein gehaltenen Trochäen in beſonders rührſeligen Stellen des Romans, wie in den Briefmonologen Marianes und Siegwarts (III, S. 819 flg. der zweiten erweiterten Ausgabe von 1777), in den Herzensergießungen des Kloſterbruders (III, S. 929 flg.: „Herz, ach Herz, wann wirſt du einmal ruhig?“ u. ſ. w., 956 flg.: „Lieblich blüht um mich der Frühling“ u. ſ. w.), in Sophiens Tagebuchblättern, den „Geſprächen ihrer Einſamkeit und (geheimen, unerwiderten) Liebe“, woraus als Probe der Paſſus folgen mag, in dem ſie nach einer Apoſtrophe an den Erwählten (im Stile des Hohen Liedes: „Schön biſt du, mein Bräutigam“ u. ſ. w.) klagt:

„Ich bin blaß geworden wie die Lilie des Gartens,
Und mein Haupt ſenkt ſich zur Erde.
Meine Mutter weint und traurt: Ach, meine Tochter,
Warum biſt du blaß geworden wie die Lilie des Gartens?
Warum ſenket ſich dein Haupt zur Erde?
Ach, meine Mutter, laß mich ſchweigen und mein Leid
nicht kund thun!
Bring die welke Blum' in Schatten, daß ſie wieder aufleb'
In der kühlen Dämmerung des Kloſters!
Warum willſt du trauern, meine Tochter,
In der Einſamkeit des Kloſters?“

und ſo im dumpfen, hohlen Ton einer Schauerballade und in monotonem Fortſchwingen des angeſchlagenen Metrums weiter.

Aus dem letzten Dezennium des Jahrhunderts fällt zunächſt der in ſeinen Anfängen in den Horen von 1796 und 1797, vollſtändig 1798 veröffentlichte Roman Karoline v. Wolzogens, der Schwägerin Schillers, „Agnes von Lilien“ in den Bereich unſerer Beſprechung. Das von Fr. Schlegel mit erſtaunlicher Kritikloſigkeit Goethe zugeſchriebene Werk der geiſtreichen Dilettantin hat eine unbefangene Charakteriſtik und Würdigung in den Briefen Goethes und Schillers vom 3., 6. und 7. Februar 1798 gefunden. Unbeachtet jedoch bleibt darin die Rhythmik der Sprache, die ſich durch alle Partien des Romans dem aufmerkenden Ohr deutlich vernehmbar macht. Seltener ſind es Jamben und Trochäen, wie II, S. 18:

„Ich ſah die reinen großen Formen,
Von hohem, ſtillem Geiſt belebt,
Und jeder Sturm in meinem Buſen ſchwieg,“

und I, S. 256:

„An der Gluth der Leidenschaften
Reift das Edelste in uns,"

häufiger daktylische Hexameter, die sich in die Darstellung mischen, wie II, S. 365:

„Alles entflog mir unter der Hand als ein täuschender Schatten,"

auch wohl mit einer Anakruse, wie II, S. 375:

„Die | Hoffnung schweigt vor dem allgewaltigen Drang des Verlangens."

Am zahlreichsten jedoch und für den Stil am bezeichnendsten erscheinen dieselben als Abschluß der Satzperioden. So II, S. 54: „Der Zauber jugendlicher Träume, der unsern ersten Blick ins Leben begleitet, giebt auch der ersten Mädchenfreundschaft jenen Unaussprechlichen Reiz einer unbegrenzten Empfindung," oder I, S. 365: „Nichts bleibt rein und ungemischt in diesem (unsern Dasein) und jedem Genuß folgt bitteres Entbehren. Besser ist es, Frei | willig den Göttinnen des Schicksals ein Opfer zu bringen."[1])

In einer anderen Zeitschrift Schillers, in der „Neuen Thalia" (1794), war ein Bruchstück des später (1797 und 1799) ausgeführten „Hyperion" Hölderlins erschienen. Die Sprache des formfrohen Dichters, den es immer von neuem drängt, sich auf „des Taktes melodischer Woge" und in der Harmonie gemessener Worte zu wiegen, bewegt sich daselbst nicht bloß in den wechselnden Rhythmen der den Wertherischen verwandten Ergüsse schwärmerischen Naturgefühls,[2]) sondern auch in den rhythmischen Bahnen, die der gegenwärtige Artikel verfolgt, in zwangloseren Systemen wiederkehrender Maße. Ich verweise dafür auf den iambischen Gang der Sprache in den Betrachtungen über die Grenzen der Menschheit, B. I, Br. 7:

---

1) Zugleich ein Beispiel für den Einfluß Schillers auf die Gedankenwelt der Schwägerin, wie wir, um anderes zu übergehen, den Lehrspruch des Epigramms der Votivtafeln „Der Schlüssel" I, S. 27 ausgeführt wiederfinden. Übrigens stoßen wir auch in der „Gedankenlese" ihres „Literarischen Nachlasses", wenn auch selten, auf Sentenzen rhythmischer Fassung, z. B. I, S. 115: „Wer der Erkenntnis lebt, den schützt die Ägide der Pallas" u. s. w.; denn nur selten erklärt sie (I, S. 2) die Muße gefunden zu haben, diesen Gedanken die Kunstform zu geben (von der sich sonst keine Spur als im Rhythmus der Sprache entdecken läßt).

2) Auch sonst übrigens giebt es Stellen in diesem Romane, die an Goethisches erinnern, z. B. der Ausspruch Hyperions I 7: „Wir sprechen von unserer Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft, — von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht" an die Worte Egmonts im zweiten Aufzug des Dramas: „Kind! Kind! Nicht weiter!" u. s. w. Und im Schicksalsliede desselben IV 6 klingt wenigstens das Metrum des Parzenliedes der Iphigenie wieder: „Doch uns ist gegeben (Auf keiner Stätte zu ruhen). Es schwinden, es fallen — Die leidenden Menschen — Wie Wasser von Klippe — Zu Klippe geworfen."

„Wir wollen wachſen da hinauf
Und dort hinaus die Äſte und die Zweige breiten,
Und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht,
Und wenn der Blitz auf deine Krone fällt
Und bis zur Wurzel dich hinunter ſpaltet,
Armer Baum! was geht es dich an?" u. ſ. w.

und I 8:

„Was iſt's denn, daß der Menſch ſo viel will?" u. ſ. w.

oder in der unmutigen Diatribe über die Barbarei der Deutſchen (VI 7). Daktyliſchen Reihen hinwiederum begegnen wir beiſpielsweiſe in der Apologie des Schmerzes IV 6:

„O meine Gottheit! (heilige Natur) daß du trauern könnteſt,
Wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen.
Aber die Wonne,
Die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben.
Sollteſt du ewig ſein wie ein Kind und ſchlummern dem Nichts gleich?
Den | Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen?" u. ſ. w.

Von den Romantikern ſind für den Gegenſtand unſerer Ausführungen noch Fr. Schlegel und A. L. Hülſen zu nennen. Der erſtere giebt in dem ſich entwickelnden Liebesgeſpräch des vorletzten Kapitels ſeines excentriſchen Romans Lucinde (1799) mit der Aufſchrift „Sehnſucht und Ruhe" einen iambiſch-rhythmiſchen Dialog, während er die lyriſchen Monologe der „Dithyrambiſchen Phantaſie", der „Metamorphoſen" unrhythmiſiert läßt. Eine Stichomythie daraus zur Probe: „Es iſt nicht eitle Phantaſie (ſagt Julius, der die Geliebte als Prieſterin der Nacht gerühmt hat),

Unendlich iſt nach dir und ewig unerreicht mein Sehnen.
Luc.: Sei's, was es ſei. Du biſt der Punkt, in dem mein Weſen
Ruhe findet.
Jul.: Die heilige Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen, Freundin.
Luc.: Und ich in dieſer ſchönen Ruhe jene heilige Sehnſucht."

Derſelbe Jahrgang des Schlegelſchen Athenäums (1800), in dem Novalis' Hymnen an die Nacht erſchienen, brachte auch (im erſten Stück, S. 34 flg.) Hülſens „Naturbetrachtungen auf einer Reiſe durch die Schweiz", eine an die Schilderung des Rheinfalls und einer Rheinfahrt anknüpfende monotone Rhapſodie überſchwänglicher Kundgebungen eines pantheiſierenden Naturgefühls in rhythmiſcher Proſa. Vorherrſcht darin der daktyliſche Hexameter, wie in den Worten des erſten Abſchnitts:

„Du ſtehſt auf den
Sonnigen Gipfeln der Alpen und athmeſt Milde des Frühlings,
Und, wohin du blickeſt im weiten Kreiſe des Auges,
Naht die Göttin dir ſichtbar in herrlich ſtrahlender Bildung
Von den Höhen herab.

Über die Thäler und Gewässer siehst du ihr Schweben;
Licht ist ihre Bahn und ewiger Wechsel des Schönen
Ihr himmlischer Wandel."

Nur selten kommen auch wohl einmal iambisch-anapästische Zeilen vor, wie die folgenden des vierten Abschnitts:

„Es wandelt der Strom mit den Reihen der Hügel,
Es schwebet der Kahn mit dem Zauber des Stroms.
Du nur bleibest und athmest Ruhe
Und nahest dem Ziele im freien Gebot."

Noch einer Erscheinung der deutschen Prosadichtung allerdings schon des eben beginnenden 19. Jahrhunderts, die als eine „neue Erfindung" angekündigt wird, glauben wir schließlich gedenken zu sollen der Sinngedichte Jean Pauls (in den Flegeljahren [1801], und später in der Herbstblumine) nach einem freien Metrum, die nur einen einzigen, aber reimfreien, beliebig verlängerten Vers haben, was er den Streckvers oder Polymeter nennt (Flegelj., Nr. 8). Ein einziger reimfreier Vers ist nun freilich, man gestatte es zu sagen, ein ungereimter Ausdruck des erklärenden Schulmeisters im Roman, doch, was der Dichter meint, ist nichts anderes, als eine in reimlosen rhythmischen Reihen freier Messung verlaufende Prosa, wie sie im ersten Artikel an Beispielen nachgewiesen ist und für die als letzte Probe das Epigramm der Flegeljahre „Grabschrift des Zephirs" (Flegelj., Nr. 52) hier seine Stelle finde:

„Auf der Erde flog ich und spielte durch Blumen und Zweige
Und zuweilen um das Wölkchen.
Auch im Schattenland werd' ich flattern um die dunkeln Blumen
Und in den Hainen Elysiums.
Stehe nicht! Wanderer, sondern
Eile und spiele wie ich!"

In solcher Ausdehnung und vielleicht in noch größerer, als ich nachzuweisen vermochte, erscheint die rhythmische Prosa in der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts. Es ist fast, als ob die Poesie gegen die unkünstlerische Form, die man ihr gegeben, durch den Rhythmus unwillkürlich reagierte. Über die ästhetische Berechtigung desselben für die Prosa kann man in Zweifel sein; ohne Bedenken wird man sie ihm zugestehen, wo er sich, namentlich auf lyrischem Gebiete, gleichsam ungerufen einstellt und die Schwingungen des Gefühls, die Accente des Herzens, dem Dichter mehr oder minder unbewußt, wiedergiebt. Immerhin jedoch bleibt die rhythmische Prosa, auch als künstliche Zwitterbildung, eine interessante, bezeichnende Erscheinung in der Geschichte des deutschen Stils.

Zur Quellenforschung Goethes.

Von **Heinrich Düntzer** in Köln a. Rh.

Vor- und Umsicht, die sichersten Führer bei allen Forschungen, müssen heute nur zu häufig dem kecken Entdeckungseifer weichen, der, mit Umgehung aller bezüglichen Vorfragen, durch augenblickliche Einfälle Schwierigkeiten lösen zu können glaubt, die oft selbst umfassender Kenntnis, besonnener Würdigung und innigem Hineinleben in den Dichter und seine Welt Widerstand leisten. Max Morris hat in seinen „Goethe-Studien", für die er „das mühsame Geschäft übernommen, die gesamte Lektüre Goethes während zweier Jahre zu wiederholen", durch eine mißverstandene Stelle in Goethes Tagebüchern sich zum Glauben verleiten lassen, er habe in einer Erzählung der „Tausend und eine Nacht" eine litterarische Quelle für Goethes Wahlverwandtschaften ermittelt. Die Tagebücher bieten freilich für die Entstehung von Goethes Dichtungen eine reiche zuverlässige Quelle, aber ihre Benutzung ist nicht so leicht, wie man sich einbildet. Man muß mit der Weise ihrer nicht immer gleichen Behandlung vertraut sein, die kurzgehaltenen Angaben mit größter Genauigkeit, unter Berücksichtigung der Gelegenheit, bei welcher sie gegeben werden, mit Erwägung aller Verhältnisse auffassen, sonst läuft man Gefahr, aus ihnen herauszulesen, was sie nicht besagen, und zu übersehen, was sich aus ihnen wirklich ergiebt. Dies ist Morris mehrfach begegnet. Aus der Angabe vom 24. September 1799: „Jagemann Tausend und eine Nacht" hat er sehr unglücklich eine Ausgabe Jagemanns von jener arabischen Märchensammlung geschlossen. Statt sich nach dieser auf Mißverständnis beruhenden Ausgabe umzuthun, hätte er die Stelle genauer ansehen sollen. Goethe berichtet damals häufig über den Inhalt seiner Sendungen, die er von Jena aus an seine Christiane in Weimar macht, und giebt dabei außer den Namen der Adressaten der eingeschlossenen Briefe deren Inhalt kurz an. So heißt es hier: „Expedition nach Weimar. G. R. Voigt, Scherer's Schreiben wegen der Interceſſion. Kirms, Communication an die Regierung wegen Leisring's. Vulpius (Bibliothekar), Zettel unterschrieben. Jagemann, Tausend und eine Nacht. Eingeschlossen an Dem. Vulpius." Im Einschluß befand sich demnach auch ein Brief an Jagemann, den Bibliothekar der Herzogin-Mutter, den er um einen Band oder mehrere Bände von „Tausend und eine Nacht" bat. Daß er das Gewünschte erhielt, bezeugt der

Eintrag vom Nachmittag des 26.: „Tausend und eine Nacht". Welche Bände er von Jagemann erbeten hatte, ergiebt sich nicht, ebensowenig aus welcher Absicht er sich damals das Werk, schwerlich alle fünfzehn Bände, kommen ließ, das er, wie wir wissen, schon längst kannte. Wir gedenken nur eines Briefes an Frau von Stein vom 11. September 1780, wo es heißt: „Gleich jenem angenehmen Mirza (in einer Erzählung jener Märchen) reise ich auf die Messe von Kabul u. s. w." Auch damals hatte er das Werk wohl aus der Bibliothek der Herzogin-Mutter geliehen. Im September 1799, wo er mit der Reinigung seiner neuen Gedichte zur Herausgabe und mit der Übersetzung von Voltaires Mahomet beschäftigt war, hatte er vielleicht sich vorgesetzt, noch einmal die auch später ihm sehr beliebten Märchen zur Unterhaltung wiederzulesen, wie er auch die Stücke von Shakespeare und den griechischen Dramatikern zuweilen hintereinander durchlas; daß er damals auf ein besonderes Märchen es abgesehen hatte, ist so wenig wahrscheinlich, wie daß er zufällig auf jenes von Morris bezeichnete Märchen geraten und dadurch zu der Dichtung seines Romans veranlaßt worden sei. Und worauf gründet sich die Annahme, der Plan dazu sei schon am Ende des vorigen Jahrhunderts gefaßt worden, da doch die früheste Spur der Dichtung erst im Frühjahr 1807 sich zeigt. Da steht doch Seufferts in der Vierteljahrsschrift II, 467 flg. eingehend entwickelte Vermutung, Wielands Erzählung Freundschaft und Liebe auf der Probe, die zuerst im Wieland-Goetheschen Taschenbuch auf das Jahr 1804 erschien, habe den Dichter zu den als Gegensatz dazu gedichteten tief tragischen Wahlverwandtschaften veranlaßt, auf ganz anderen Füßen, und es wäre Pflicht des neuen Entdeckers gewesen, deren Unhaltbarkeit nachzuweisen, während er nur die Versicherung giebt, eine litterarische Quelle sei bisher nicht ermittelt. Freilich erwähnt er auch die Möglichkeit, daß die Handlung ohne äußere Anregung sich frei gestaltet habe, schiebt sie aber ganz beiseite, weil Goethe meist schon gestalteten Stoff zur Grundlage seiner Dichtungen gewählt habe. Aber warum erwähnt er nicht, daß Schiller und Goethe sogar gemeinschaftlich Stoffe zur dramatischen Bearbeitung erfunden haben? Hätte er alle von Goethe zur Bearbeitung in Aussicht genommenen Stoffe sich vorgehalten, so würde er auf manche erfundene gestoßen sein; dazu gehört aller Wahrscheinlichkeit nach auch Alexis und Dora, unzweifelhaft die den Wahlverwandtschaften eingeschaltete Novelle Die wunderlichen Nachbarskinder. So bedenklich ist der Boden, auf welchem die neue Entdeckung sich aufbaut. Und wie steht es mit der vorgeblichen auffallenden Ähnlichkeit beider Erzählungen? Die Hauptübereinstimmung liegt darin, daß die Liebenden zuletzt ein gemeinsames Grab umschließt. Das ist aber das Ende mancher Sage von unglück-

licher Liebe, selbst in der bei der Braut von Korinth zu Grunde liegenden. Der Hauptpunkt der Wahlverwandtschaften, daß durch Ottiliens Eintritt in Eduards Haus das auf die Dauer gesichert scheinende Eheglück zerstört wird, die wahlverwandten Paare sich anziehen, die Schuldigen wegen Verletzung der Heiligkeit der Ehe dem Leben entsagen, davon leuchtet auch kein Schimmer in der morgenländischen Erzählung, in welcher sich gar kein Schuldiger findet, die Liebenden sich in schmachtender Sehnsucht verzehren. Freilich halten auch wir Seufferts Vermutung nicht für überzeugend, glauben vielmehr, daß dem in der Erfindung von Plänen so glücklichen Dichter die novellistische Fassung der ihm am Herzen liegenden Idee von selbst gelang. Die Handlung, der sogenannte Stoff, war hier keineswegs der Keim der Dichtung, sondern das Gefühl der Unauflöslichkeit der Ehe, als des Grundsteins der menschlichen Gesellschaft, gab Goethe die Stimmung dazu; er selbst hatte so manches in seinem reichen Liebesleben erfahren und erlitten, sich so viele schwere Entsagungen auflegen müssen, daß es ihn reizte, bei der Darstellung fremder Leiden die eigenen Empfindungen ausklingen zu lassen. Wirklich entlud er sich derselben, aber, wie er selbst sagt, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können. Das Bild der elsässischen Heiligen aus seiner Straßburger Zeit vermischte sich mit dem der Herzlieb, der er gefaßt entsagt hatte; sein eigenes Liebesleben schien abgeschlossen vor ihm zu liegen. Seiner Christiane hatte er Treue gelobt, und wenn auch nach ihrem Tode die Liebe ihn noch zu ergreifen drohte, dem Greise sogar augenblicklich ein unmögliches Glück zu winken schien, an seiner Christiane hing er in dankbaren Gedanken, und als er die auf sie bezüglichen Verse:

Gott hab' ich und die Kleine,
Im Lied erhalten reine.

1827 in seine zahmen Xenien aufnahm, konnte er sich nicht enthalten, sie mit dem neuen Spruche zu begleiten:

So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!

Reichlich fließen Morris' Entdeckungen zu den Weissagungen des Bakis, wo wir zunächst belehrt werden, daß Goethe zu diesen Rätselsprüchen durch eine Anmerkung veranlaßt worden, die er, nach der Angabe des Tagebuches, am 11. Januar 1798 in Wielands Übersetzung der Ritter des Aristophanes gelesen, wobei er voraussetzt, der Dichter habe bis dahin nichts von Bakis gewußt, den doch schon Herodot erwähnt. Und wer von des Knaben eifriger Beschäftigung mit der älteren griechischen Litteratur und Mythologie Kunde hat, wer weiß, wie früh er

Morhofs Polyhistor, Pomeys Pantheon u. a. Darstellungen der klassischen Sagenwelt sich angeeignet hat, wird kaum glauben, daß die Person des böotischen Wahrsagers Bakis erst dem Fünfzigjährigen durch eine Anmerkung Wielands bekannt geworden sei. Immerhin wäre es möglich, daß Goethe durch jene Anmerkung auf den Einfall gekommen, mit solchen dunklen Sprüchen den Scharfsinn der Lesewelt zu reizen, deren Lust, Rätsel zu lösen, er bei seinem Märchen neuerdings so wunderlich beobachtet hatte. Eine Bestätigung davon könnte man darin finden, daß der in einem Briefe an Schiller vom 26. Januar 1798 erwähnte „Einfall für den Almanach", der noch toller als die Xenien sei, auf die Weissagungen des Bakis zu gehen scheint, wie ich längst bemerkt habe. Aber höchst wahrscheinlich hatte sich Bakis, wie Orpheus, Epimenides, Manto und andere Wahrsager schon frühe seiner Seele eingeprägt. Den Eintrag des Tagebuchs vom 23. März 1798: „Weissagungen des Bakis", vergißt Morris auch nicht, übergeht aber die Hauptsache davon, rühmt sich dagegen, daß er die Entstehung der Weissagungen zuerst entdeckt habe, was gegen die bisherigen Deutungen mißtrauisch mache; denn darin fehle das Element des Schelmischen, das für die Bakis-Weissagungen wesentlich sei (?). Das ist alles leeres Gerede! Dagegen hat er die Tragweite des Eintrags vom 23. nicht im geringsten erkannt. Dort heißt es: „Mittag zu Schiller. Über den Meyerschen Aufsatz, über Episches und Dramatisches. Weissagungen des Bakis." Vergleichen wir damit den Eintrag des vorigen Tages: „Abends bei Schiller. Über Meyers Abhandlungen von den Gegenständen (Stoffen). Über verschiedene epische Vorsätze. Wallenstein (dessen ersten Akt er am vorigen Abend für sich gelesen hatte) einzeln vorgenommen", so fällt auf, daß beide Mal das, worüber die Freunde sich unterhalten haben, mit über eingeführt wird; darauf folgt das erste Mal das Geschäft der Zusammenkunft, daß sie den Akt des Wallenstein einzeln vornahmen. So wird denn auch beim zweiten Eintrag im bloßen Accusativ hinzugefügt: „Weissagungen des Bakis" mit Bezug darauf, daß Goethe Schiller diese, soweit sie vollendet waren, vorgelesen, um dessen Meinung zu vernehmen, ob er dieselben in den Almanach aufnehmen wolle, um sich danach zu entscheiden, ob er sie fortsetzen solle. Die Fälle, wo im Tagebuch der Name eines Werkes allein steht zur Bezeichnung, daß dieses gelesen worden, finden sich sehr häufig; so im Anfange unseres Jahres am 11., 22., 26. Januar, am 11., 20., 21. März, auch im vorhergehenden Jahre, wo besonders merkwürdig der Eintrag vom 27. Mai: „Abends bei Schiller. Berechnung mit Cotta, einen Teil des Prologs zum Wallenstein." Goethe pflegte das eben Gedichtete zu Schiller zu bringen, um es ihm entweder vorzulesen oder vorzulegen. Es war natürlich, daß

er schon jetzt Schiller die Weissagungen vorlegte, um zu wissen, ob er damit fortfahren solle. In den nächsten Monaten wird derselben nicht weiter gedacht. Schiller hatte ihn nicht zur Fortsetzung ermuntert, aber die Handschrift behielt er, ohne daß weiter davon die Rede war. Er erwartete zum Almanach Lieder und Balladen von Goethe, die zum Teil schon im vorigen Jahre begonnen waren, manche auch in dem laufenden. Erst bei seinem längeren Aufenthalte in Jena vom 4. Juni an ging Goethe an die Ausarbeitung seiner lyrischen Beiträge. Wenn es im Tagebuch am 27. Juli heißt: „Einleitung zu den Propyläen, Verschiedenes dasselbe Geschäft betreffend. Weissagungen des Bakis", so folgt daraus nicht, daß er an den Weissagungen weiter gearbeitet, wozu es längerer Zeit und einer günstigen Stimmung bedurft hätte. Möglich ist es, daß er damals an eine künftige Fortsetzung dachte. Morris gedenkt dieser späten Erwähnung gar nicht. Die Handschrift der Weissagungen fand Schiller zufällig 1799 bei seinem Umzuge nach Weimar, vielleicht erst bei der Ordnung seiner Papiere in Weimar. Es war dies die noch erhaltene Abschrift der 32 Sprüche von der Hand des Schreibers Geist auf zwei Foliobogen. Goethe bestimmte sie zur Veröffentlichung am Ende seiner neuen Gedichte, verbesserte einiges und sandte sie am 20. März 1800 zur prosodischen Reinigung an Wilhelm Schlegel.

Hiernach steht es urkundlich fest, daß sämtliche Sprüche schon am 23. März 1798 Schiller vorgelegt wurden. Da ist es nun lustig, daß nach der neuen Entzifferung diese Sprüche erst 20 Monate später gedichtet sein sollen. Das macht Morris nicht stutzig: er widerspricht der Überlieferung, läßt Goethe, nachdem er die Handschrift von Schiller zurückerhalten, noch neue Weissagungen um die Jahreswende 1800 hinzudichten, und diese finden sich nicht etwa am Schlusse, sondern schon in der ersten Hälfte. Demnach könnte auch die erhaltene Handschrift nicht die ursprüngliche sein, sondern eine spätere Abschrift. Und welcher Auslegung zu Ehren sollen wir die Überlieferung auf den Kopf stellen? Die Grundentdeckung zur Entzifferung gelang Morris beim 8. Spruche, dessen Beziehung auf die französische Staatsumwälzung ganz unzweifelhaft ist. Morris bezieht sie auf eine Ende 1799 erschienene Schrift Böttigers über eine antike zum Neujahrsglückwunsche bestimmte Lampe. Keck behauptet er, der Sinn des Spruches schließe sich erstaunlich eng an Böttigers Schrift an, nämlich an die Worte: „Diese Lampe sei uns ein schönes Zeichen der zu innerer und äußerer Verschönerung hinstrebenden Thätigkeit". Von dieser Thätigkeit soll die Rede sein. So erhalten wir überall statt des Goldes, das wir in richtiger Auslegung besitzen, von Morris leidige Kohlen. Darauf näher einzugehen, verlohnt sich nicht.

Unter den mancherlei persönlichen Deutungen finden wir auch Verspottungen von Personen, die Goethe, wenn auch gereizt, nie so beleidigend und dazu unverständig, weil völlig unverständlich, aufgezogen haben würde. Dazu gehört Frau von Stein als Königin der Nacht in der Fortsetzung der Zauberflöte und Herders Gattin als Matrone im litterarischen Hexensabbath des Faust. Wenn Goethe sich einen geheimen persönlichen Spott erlaubte, nannte er auch die Namen; aber der eingerissenen Deutungswut ist alles möglich, ja die junge Hexe wird vor Morris' Augen „ein ironisches Selbstporträt des Dichters der römischen Elegien und der Venediger Epigramme im Sinne seiner Gegner". Einen Hauptschlag glaubt er gethan zu haben, wenn er in Lila, dem Triumph der Empfindsamkeit und dem Märchen die Enttäuschung Goethes wegen der herzoglichen Ehe ausgedrückt findet. Die beiden letzteren Dichtungen haben nichts damit zu thun, und wenn Goethe, wie längst erkannt ist, mit Lila auf das herzogliche Paar zu wirken suchte, so ist es doch die gröbste Plumpheit, Sternthal und Lila geradezu für das herzogliche Paar zu halten. Aus den Briefen an Lavater und anderen Quellen wissen wir, daß er schon frühe die Unmöglichkeit erkannt hatte, ein inniges Verhältnis zwischen den so bedeutenden Gatten herzustellen, er daran gar nicht mehr denken konnte, als er das Märchen schrieb. Doch Max Morris glaubt „in der Bemühung, die Vorgänge in des Dichters Seele bei Entstehung der Kunstwerke zu rekonstruieren, gar nicht weit genug gehen zu können", aber dazu bedarf es umfassender und zuverlässiger Kenntnis des thatsächlichen Bestandes, die nur durch ernstes, liebevolles Hineinleben, nicht durch flüchtiges Haschen gewonnen werden kann, und feinen sittlichen und dichterischen Gefühls. Leider glauben neuerdings selbst kenntnisreiche Forscher ihre Unparteilichkeit in der Beurteilung Goethes dadurch beweisen zu können, daß sie ihm arge Dinge, deren er unfähig war, vermutungsweise zuzuschreiben sich nicht scheuen.

Arndts Lied: Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!

Von **P. Gläßer** in Leipzig.

In seinem Liede vom Feldmarschall hat E. M. Arndt nach einer oft wiederholten Angabe L. Erks Strophenform und Melodie[1]) einem

1) Wie so viele andere Melodien ist auch diese im Laufe der Zeit sehr abgeschliffen und zersungen worden, so daß sie jetzt lange nicht mehr so frisch und mutwillig klingt wie das Original, das Dr. Polle im „Pan", S. 14 wohl am treuesten wiedergiebt.

tiroler Kriegslied vom Jahre 1809 entlehnt „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld". Während dies Lied selbst verloren gegangen zu sein scheint, ist uns aus dem Ende des Jahres 1812 eine Parodie davon erhalten, freilich in so mannigfacher, offenbar unreiner Überlieferung[1]), daß es unmöglich scheint, den ursprünglichen Wortlaut wiederherzustellen. Ich möchte die Fassung der ersten Strophe, wie sie v. Ditfurth[2]) giebt, allen anderen vorziehen, weil Parodien gern die ersten Verse möglichst wortgetreu vom Originale herübernehmen: Es ist das sozusagen eine Melodienangabe. Die erste Strophe lautet:

Frisch auf, ihr Kosaken, wir müssen in das Feld,
Für uns giebt der Kaiser das Brot und das Geld.
Wir müssen marschieren zum Franzosen hinaus
Und müssen verteidigen das russische Haus.
Juchheirassasa,
Kosaken, die sind da!
Sie haben lange Bärte;
Wie die Teufel stehn sie da.

Ob Arndt bei seinem Blücherliede diese Umdichtung oder das Tirolerlied selbst vorgeschwebt habe, läßt sich nicht mehr sicher entscheiden; vielleicht kannte er beide; sein Kehrreim schließt sich vermutlich mehr an das tiroler Kriegslied an.

Ich will im folgenden versuchen, die Geschichte des Liedes noch ein wenig weiter zurückzuverfolgen. Zunächst ist es, glaube ich, ein Irrtum, wenn man annimmt, jenes Tirolerlied sei erst im Jahre 1809 entstanden; das behauptet auch meines Wissens L. Erk nirgends; im Liederschatz I, S. 168 wenigstens bemerkt er nur: Volksweise (1809); L. v. Soltau, 100 historische deutsche Volkslieder, S. 586, und Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, Nr. 897, die wie Erk sich recht wohl noch auf mündliche Überlieferung stützen konnten, sagen nur, daß das Lied „Frisch auf, ihr Tiroler" schon 1809 viel gesungen worden sei. Zu volkstümlichen Umdichtungen pflegt ein Lied erst dann verwandt zu werden, wenn es sich im Volke eingebürgert hat; nun finden wir aber bei Soltau a. a. O. S. 577 flg. noch zwei Lieder aus dem Jahre 1809, die offenbar nach derselben Weise gesungen worden sind, das eine, „ein Schämperliedchen, das man in Bayern während des Tirolerkrieges sang", leider nur mit den Anfangsversen:

1) Bei Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder, S. 191 und anderswo sind wohl Strophen eines anderen Liedes aus der gleichen Zeit beigemengt, das L. v. Soltau, 100 historische deutsche Volkslieder, S. 586, als Jubellied der Russen: „Auf, auf ihr Russen u. s. w." erwähnt, leider ohne es vollständig anzuführen.

2) Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege, S. 5.

Tyrol'r und Ba'rn hamd allw'r e'n Strit,
D' Madln woll'n ba'risch sein, 'Bu'bm abe nit,

das andere vollständig:

Jetzt hört, meine Bayern, was ich euch will sing,
Von denen Tyrolern ein wunderschön Ding:
Vier König[1]) sind gewesen, der Mannpart[2]) zugleich,
Ihr sollt euch ja schämen, über Tyrol zu sein.

Die doch sehr eigenartige Strophenform, die sich im vorigen Jahrhundert meines Wissens nur noch bei einem Kriegsliede[3]) nachweisen läßt, macht es sehr wahrscheinlich, daß auch diese Lieder nach der Melodie unseres Blücherliedes gesungen worden sind, obwohl weder bei den beiden nur mit den Anfangsworten erhaltenen Tirolerliedern, noch bei dem vollständigen ein Kehrreim überliefert ist. Derselbe erscheint vielmehr erst mit der Umdichtung aus dem Jahre 1812; aber der Dichter dieser Parodie ist ohne Zweifel so tief unten im Volke zu suchen, daß wir ihm die Erfindung eines so kunstvollen Refrains nicht zutrauen können. Auch würde Hoffmann v. Fallersleben es gewiß angeben, wenn das Lied „Frisch auf, ihr Tiroler" den Kehrreim noch nicht gehabt hätte. Nein, der Kehrreim wurde als eine im wesentlichen musikalische Erweiterung des Liedes beim Druck des bloßen Textes weggelassen; giebt doch sogar Arndt in der von ihm selbst besorgten Ausgabe seiner Gedichte (Berlin, 1860) bei seinem Liede vom Feldmarschall den bekannten Refrain:

Juchheirassasa
Und die Deutschen sind da!
Die Deutschen sind lustig
Und rufen Hurra!

nicht an! Um wieviel leichter konnte der Kehrreim bei den Spottliedern aus dem Jahre 1809 weggelassen werden, besonders wenn er vielleicht fast wörtlich von dem allgemein gesungenen Originalliede entlehnt war.

Indessen, das wären doch immer nur recht schwache Beweise für das höhere Alter des Liedes und der Weise: „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld". Nun finden sich aber in einem jüngst erschienenen Werkchen von J. E. Bauer: „Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 97" fünf Lieder des Chorregenten P. Staudacher zu Schwatz, die allesamt dieselbe Strophenform wie unser Blücherlied haben und

1) Die Könige von Sachsen, Württemberg, Bayern und der Vicekönig von Italien.

2) Bonaparte.

3) Erk und Böhme, Liederhort, III, S 201; v. Ditfurth, Fränkische Volkslieder II, S. 197.

ferner einerseits an das bisher ins Jahr 1809 verlegte Tirolerlied „Frisch auf, ihr Tiroler", anderseits an den Kehrreim des Arndtschen Liedes erinnern. Wenn gleich das erste dieser fünf Lieder beginnt (S. 10):

Auf, frische Tiroler, auf, spannt euer Büchs!
Schießt nieder Franzosen wie Haasen und Füchs,

so ist es wohl nicht zu gewagt, dies für eine Umdichtung aus den Worten „Frisch auf, ihr Tiroler" anzusehen; ähnlich lautet der Anfang des zweiten Liedes (S. 113):

Auf, brave Tyrola, erhebet die Stimm,
Verhienzt die Französln, verlacht ihren Grimm.

In der drittletzten Strophe desselben Liedes heißt es:

Juchhe mier seyn fröhlich, vom Koasa[1]) beglückt,

in Lied Nr. 14 (S. 121):

Juheisa! seyts lustig und seyts ins gegrüeßt!

und an einer anderen Stelle:

Jetzt sánn má halt lustig und hauß'n brav zuá
Und ruefen: Es leb' dá Tyrolischö Buá!

Endlich beginnt Nr. 17 (S. 134):

Heunt hab'n má Porádi, heunt is ja recht doll!
As is da Lehrbach[2]) und das g'fallt ins wohl.
Mier sánn allö lustig, mier sánn allö froh,
Wann mier bey ins sehn án kreuzbráven Mo!

Auch die 8. Strophe schließt mit der Aufforderung zu Lust und Tanz:

Juheisa, Tyrola, kehrts enck jetzt frisch um!

Denselben Ausdruck finden wir noch in Nr. 19 (S. 141):

Juheisa! sá Schützen, seyts alle wohl auf,
Machts auf á klains Dánzl und strampfet frisch drauf!
Laßt Paugge, Trommetten recht heárn au heut,
As is ja á Tágl voll Jubel und Freud!

Fassen wir alle diese kleinen Übereinstimmungen zusammen und bedenken wir außerdem, daß noch L. Erk in seinem Liederschatz bei dem Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!" die ersten vier Verse jedesmal als Solo bezeichnet und nur den Kehrreim:

Juchheirassasa!
Und die Deutschen sind da!
Die Deutschen sind lustig
Und rufen Hurra!

1) Kaiser.

2) Ludwig Konrad, Reichsgraf von Lehrbach, wurde von Kaiser Franz II. als Hofkommissar nach Tirol entsandt.

Digitized by Google

vom Chor gesungen haben will, so wird wohl die Vermutung nicht zu gewagt erscheinen, daß wie bei diesen Liedern aus den Jahren 1796 und 97, so auch bei dem Tirolerliede: „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen in das Feld" der Chor auf die Aufforderung zu Lust und Frohsinn mit einem Kehrreim antwortete, der etwa lautete:

Jucheirassasa
Die Tiroler sind da!
Die Tiroler sind lustig
Und rufen Hurra!

und daß Arndt diesen Refrain fast wörtlich herübergenommen hat. Jedenfalls geht die Melodie und das Vorbild des Arndtschen Liedes vom Feldmarschall bis zum Jahre 1796 zurück.

Hat nun die Melodie von vornherein zu dem Kriegsliede: „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld" gehört? Oder gehörte sie, die überaus mutwillig und neckend klingt, vielleicht ursprünglich zu einem Tanzlied?[1]) Das läßt sich ebensowenig entscheiden, als die andere Frage, ob diese Melodie mit der im Anfange sehr ähnlich klingenden Weise des preußischen Husarenliedes aus dem Jahre 1758 (Erk und Böhme, Liederhort III, S. 201, v. Ditfurth, Fränkische Volkslieder II, S. 197):

Wir preußische Husaren, wann kriegen wir das Geld?

zusammenhängt.[2]) Daß das Originallied viel früher als 1796 entstanden ist, bezweifle ich; es macht nämlich den Eindruck, als ob der Kehrreim und auch Ausdrücke in den Liedern P. Staudachers aus den Jahren 1796 und 97, wie:

Mier sänn allö lustig, mier sänn allö froh,

auf ein Lied von Schikaneder aus der Operette „Der Tiroler Wastl", die 1795 in Wien gedruckt ist, anspielte:

Tiroler sind lustig, Tiroler sind froh,
Bei Wein und beim Tanze, da sieht man sie so.[3])

1) Während bei Bauer a. a. O. keins der fünf Lieder eine Tonangabe hat, giebt v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1763 bis 1812, S. 217 zu einem derselben an: Im Ton: „Auf lustig, ihr Brüder, es ruft u. s. w." Leider ist mir's nicht gelungen, diesen Ton irgendwo nachzuweisen.

2) Diese Weise ist leider erst um die Mitte unseres Jahrhunderts aufgeschrieben worden, nachdem sie schon 1813, wie es scheint, mit dem Kehrreim des Blücherliedes verbunden worden ist, während sie ursprünglich den Kehrreim nicht hatte. Vergl. v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege, Nr. 9, 10, 23.

3) Vergl. F. M. Böhme: „Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert", S. 157.

Wie weit dieſes Liedchen verbreitet war, geht daraus hervor, daß es auch in tiroler Dialekt vorkommt und daß es ſich, zum Kinderlied umgewandelt, bis auf unſere Tage erhalten hat:

Die Tiroler ſind luſtig, die Tiroler ſind froh,
Sie nehmen ihr Gläschen und machen es ſo:
Erſt dreht ſich das Weibchen, dann dreht ſich der Mann;
Er faßt ſie ums Leibchen; ſie tanzen zuſamm.

Freilich könnte auch umgekehrt das tiroler Lied Anlaß zu dem Liede Schikaneders gegeben haben. Wie dem auch ſei, ſo läßt ſich jedenfalls ſoviel mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß, als Arndt 1813 ſein Lied vom Feldmarſchall dichtete, das Tirolerlied, dem er Melodie und Strophenform entlehnte, bereits 1796 und 97, 1809 und 1812 zu mannigfachen politiſchen Umdichtungen benutzt worden war.

Sprechzimmer.

1.

„Der erſte Druck der Münchhauſiſchen Geſchichten."

Bei Gelegenheit der Gedenkfeier des hundertſten Todestages (22. Febr.) des vielgenannten Hieronymus v. Münchhauſen ging durch viele deutſche Zeitungen und Zeitſchriften die Behauptung, daß die Geſchichten Münchhauſens unter dem Titel „Marvellous Travells and Campaigns in Russia" zuerſt in England veröffentlicht worden ſeien und zwar durch R. E. Raspe aus Hannover. Eine genaue Nachforſchung in den Sammelwerken der ſiebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat indeſſen ergeben, daß jene weitverbreitete Anſicht auf einem Irrtum beruht. In England erſchienen die „Travells" zuerſt im Jahre 1785; aber bereits 1781 waren im „Vademecum für luſtige Leute" (Teil 8, S. 92), einem Sammelwerke, das in Altona zuſammengeſtellt und in Berlin im Verlage von Möbius herausgegeben wurde, 16 kleine Geſchichten des Freiherrn Hieronymus v. Münchhauſen gedruckt und 1783 (Teil 9, S. 76) folgten zwei weitere. Von dieſen 18 Geſchichten bilden 17 den Grundſtock der erſten engliſchen Ausgabe von 1785, die nach der ausdrücklichen Mitteilung des Herausgebers der Ausgabe vom Jahre 1792 nur einen ſehr geringen Umfang hatte. Die Geſchichten im Vademecum haben die Überſchrift: „M—h—ſ—ſche Geſchichten" im Jahrgange 1781 und 1783 die kurze Bezeichnung: „Noch 2 M-Lügen". Die erſte Gruppe wird eingeleitet mit folgenden Worten: „Es lebt ein

sehr witziger Kopf, Herr von M—h—s—n, im H.'schen, der eine eigene Art sinnreicher Geschichten aufgebracht hat, die nach seinem Namen benannt wird, obgleich nicht alle von ihm sein mögen. Es sind Erzählungen voll der unglaublichsten Übertreibungen, dabei aber so komisch und launig, daß man, ohne sich um die Möglichkeit zu kümmern, von ganzem Herzen lachen muß: in ihrer Art sind es wahre Hogarthsche Karikaturen. Unsere Leser, denen aber vielleicht manche davon durch die mündliche Überlieferung schon bekannt sind, sollen hier einige der vorzüglichsten finden. Das Komische wird erhöht, wenn der Erzähler alles als von selbst geschehen oder von ihm selbst gethan darstellt. Also: „Ich hatte eine weite und unbequeme Reise im Winter zu machen", oder: „Ich war zu Pferde" u. s. w. — Es folgen dann die Geschichten von der Kirchturmspitze, dem Wolf u. s. w. In die englische wie die deutsche Ausgabe der Geschichten, welche unter sich fast genau übereinstimmen und in selbständigen Büchern erschienen, ist die zweite Erzählung aus dem Jahre 1783 nicht mit aufgenommen. Sie heißt: „Sie kennen die berühmte Sängerin Gabrielle; ich hörte sie in Petersburg und war äußerst entzückt von ihr. Kurz vor meiner Abreise lief ich zu ihr, bat, flehte, warf mich vor ihr auf die Knie und bot ihr 100 Louisdor (mein ganzes damaliges Vermögen), bis sie endlich in das willigte, was ich von ihr wünschte. Sie gab mir einen Triller, der mich immer vorzüglich entzückt hat. Ich machte ihn in Spiritus ein und bewahre ihn auf diese Art noch. Ach, das ist ein Triller!" — Aus diesen Mitteilungen ergiebt sich zweifellos, daß nicht den Engländern das Recht zukommt, die Priorität des Druckes jener humorvollen Münchhausiaden, welche eine ganze Litteratur nach sich gezogen haben, für sich in Anspruch zu nehmen, sondern uns Deutschen. Die Geschichten sind deutschen Ursprungs und zuerst in Deutschland 1781 erschienen. Wer der Verfasser der ersten Veröffentlichung ist, läßt sich kaum feststellen, doch kann man nach der Ähnlichkeit der Art der Erzählung und der Reihenfolge der Geschichten vermuten, daß auch diese von R. E. Raspe herrührt.

Hannover. **H. Mohrmann.**

2.

„Er weißt" für „er weiß".

Die Bildung der 3. Sing. Ind. Präs. von „wissen": „er weißt", welche Kuntze-Karlsruhe im Dezemberheft des vorigen Jahrgangs, S. 805 f. bespricht, findet sich, worauf schon Goedeke in seiner historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften, 1. Teil, S. 406 aufmerksam macht, nicht nur in Schillers Jugendschriften, in denen der Dichter noch unter dem Banne des heimatlichen Dialekts steht, sondern ist bereits

seit dem Ende des 15. Jahrhunderts im Alemannischen üblich. Kehreins deutsche Grammatik des 15.—17. Jahrhunderts, 1. Teil, S. 283 weist sie durch verschiedene Belege nach, darunter sogar einen aus den Gedichten des Obersachsen Paul Fleming. Auch Hahn, Neuhochdeutsche Grammatik, S. 137, Tobler, Appenzeller Sprachschatz, S. 451 und Schmeller, Die Mundarten Bayerns, S. 339 werden von Goedeke citiert. Schmeller führt neben „er weißt" auch „er mußt" als westlich des Lechs gebräuchliche Form an, ein Beweis mehr dafür, daß wir es hier in der That mit einer fehlerhaften, das Wesen der Präteritopräsentia verkennenden Formbildung zu thun haben, die um so mehr zu entschuldigen ist, als selbst Adelung noch keine Präteritopräsentia kennt. Die Sprachwidrigkeit entbehrt aber auch nicht eines gewissen kulturhistorischen Reizes, insofern als sich hierin ein Stück süddeutschen Partikularismus offenbart, der sich noch im vorigen Jahrhundert gegen die Vorherrschaft des Meißner Deutsch sperrt. Bezeichnend für diesen Widerstand der oberdeutschen Grammatiker ist die „Critik über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatic, oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache", welche im Jahre 1755 der Benediktiner Augustinus Dornblüth in Augsburg „aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren" (gemeint ist: zur Verhütung fehlerhafter Übersetzungen ins Deutsche) veröffentlichte. Das Buch ist ein schlagender Beweis dafür, wie gering selbst noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Neigung des katholischen Südens war, das durch Luther begründete Schriftdeutsch anzunehmen. Dornblüth verteidigt mit aller Entschiedenheit den oberdeutschen und insbesondere den schwäbischen Dialekt gegen die Bestrebungen Gottscheds und seines Anhangs, dem Obersächsischen zur Herrschaft im ganzen Reich zu verhelfen. Für das Verständnis dialektischer Eigentümlichkeiten in Schillers Jugendsprache gewährt das Buch, obwohl dem katholischen und in Augsburg bereits vom bayrischen Dialekt beeinflußten Oberschwaben angehörig, doch in mancher Beziehung wichtige Aufschlüsse. So nimmt es, um auf die Form: „er weißt" zurückzukommen, diese ausdrücklich in Schutz, wenn es sagt: „Die Sachsen schreiben für seit: er weisz, anstatt weiszt, machen mithin zwischen der ersten und dritten Person keinen Unterschied, da doch scio und seit ohne Zweiffel zweyerley seind(!). Pag. 104, § 13 setzt er" (Gottsched) „not. p. liest pro liszt legit. Wie reimt sich dieses zu weisz seit?"

Von den Stellen in Schillers Jugendschriften, welche noch die Form „weißt" aufweisen, führt Goedeke an I 167,5; 240,102; 267,15; 354,40 (auf: „spreißt" gereimt); II 146,1; 342,28; 346,15; 363,19; 371,4. Aber selbst III 170 habe ich sie noch einmal gefunden, während ich

anderseits die Form „weiß" (in der Schreibung: „weis") bereits I 255, 120 feststellen konnte.

Brandenburg a. H. **P. Leonhardi.**

3.

Zu Hermann und Dorothea.

Bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier dieser einzigen Dichtung zur Verherrlichung des wiedergewonnenen Friedens hat man in Bezug auf ihre Quelle einige ungehörige Neuerungen sich erlaubt, wenn man auch im allgemeinen die Geschichte der Salzburger Emigranten als Ausgangspunkt nicht zu leugnen wagte. Ein Unbekannter, der sich unter der Namenschiffre E. St. birgt, hat die Behauptung aufgestellt, Goethe sei von der ersten Flugschrift: „Das liebethätige Gera und die Salzburger Emigranten" des Jahres 1732 ausgegangen, ohne den geringsten Grund dafür anzugeben. Hätte er genauere Kenntnis von den Verhältnissen gehabt, so konnte er wenigstens zur scheinbaren Begründung anführen, daß Gera, wo die Emigranten eine so freundliche Aufnahme gefunden, im Jahre 1780 von einem großen Brandunglück betroffen worden, wodurch man in Deutschland zu eifriger Nothilfe aufgerufen wurde. Goethe schrieb damals an Lavater: „Was thust du für Gera? Du Treiber!" Damals lag es auch nahe, an das zu erinnern, was Gera für die vom Salzburger Erzbischof vertriebenen Lutheraner gethan hatte, und dadurch könnte jene Schrift von 1732 wieder aufgetaucht sein. Aber E. St. gesteht selbst, daß außer dem „liebthätigen Gera" noch eine andere Darstellung dem Dichter vorgelegen haben muß, in welcher der Umsturz eines bepackten Wagens vorkommt, der bei der Stelle I, 137 flg. offenbar vorschwebt. Nun findet eine solche sich in Göckings Vollkommener Emigrationsgeschichte der vom Erzbischof von Salzburg vertriebenen Lutheraner und daneben alles, was zur „wunderbaren Heirat" gehört, die den Stoff zu Hermann und Dorothea bildet. Hiernach muß diese oder eine davon abgeleitete Quelle Goethe gedient haben.

Eigentümlich ist E. St. eine andere Bemerkung. Der Herzog von Weimar nahm im Jahre 1795 die vom Rheine immer weiter ostwärts fliehenden französischen Ausgewanderten in Eisenach auf, von wo sie nach Weimar zu kommen drohten, ja er gestattete ihnen, in den Weimarischen Landstädten Aufenthalt zu nehmen, worüber man in seinem Lande recht unzufrieden war, und auch Goethe mißbilligte es. Aber E. St. läßt unseren Dichter an den französischen Flüchtlingen Anteil nehmen, ja er soll dadurch veranlaßt worden sein, der Salzburger Auswanderer zu gedenken, und sei so zu dem Stoff von Hermann und Dorothea gekommen. Aber Goethe empfand Wider-

willen gegen die französischen Auswanderer, die ihm schon mehrfach seit 1792 unbequem geworden, und nicht an ihnen nahm er Anteil, sondern an den deutschen Landsleuten, die durch die republikanischen Einfälle aus ihrer Ruhe aufgestört, vertrieben und in große Not versetzt worden, wovon seine Briefe jener Tage und auch seine Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter vollauf zeugen. Nur wenige ausgewanderte Franzosen traten ihm näher, der Troß war ihm zuwider, und er fürchtete, diese Leute würden dem Lande und dem Herzoge noch sehr viel zu schaffen machen. An einen Vergleich mit den ihres Glaubens wegen aus ihrer Heimat ausgewiesenen Lutheranern war nicht zu denken. Freilich hatte ein Teil der Ausgewanderten auch im Erzbistum Fulda eine Zuflucht gefunden, aber sie wurden nicht vom Bischofe ausgewiesen, der selbst in äußerster Not war, sondern durch die immer weiteren Fortschritte der republikanischen Landsleute, vor denen sie sich fürchteten. Welcher Zufall Goethe auf Göckings Emigrationsgeschichte geführt, wissen wir nicht, ja nicht einmal, wann dies geschehen; auch ist dies in Bezug auf Goethes Epos weniger wichtig, da aus den uns bekannten Vorlagen sich ergiebt, durch welche Veränderungen an dem rohen Stoffe er diese „wunderbare Heirat" zum Träger seines bürgerlichen Epos erhoben hat. Möglich ist es, daß er ihn rein zufällig gefunden, da er häufig, wenn er sich auswärts befand, zu Büchern griff, wie zur Übersetzung der Bibel und zu Heiligengeschichten; zufällig konnte er auch irgendwo die Emigrationsgeschichte gefunden haben.

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

4.

Zu Schillers Tell II, 2, 317. (Vergl. Zeitschr. 10, 511 und 11, 208.)

Als ich im vorigen Jahre Sprengers ansprechende und bestechende Erklärung gelesen hatte, schrieb ich zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift folgende Zeilen nieder, die ich damals — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — abzuschicken versäumte, jetzt aber einzusenden um so weniger Bedenken trage, als Bonstedts Versuch mich in dem Glauben an die Richtigkeit meiner Darlegung nur bestärkt hat.

„Die völlig richtige Erklärung dieser schwierigen Stelle scheint mir Sprenger noch nicht gegeben, wohl aber den Weg zu ihr gewiesen zu haben. Um sie finden zu können, werden wir die beiden Verse in dem Zusammenhang betrachten müssen, in dem sie stehen.

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

So spricht Stauffacher unter den versammelten Eidgenossen. Der kurze Sinn dieser Worte kann kein anderer sein, als daß sie als freie Bürger eines freien Landes nicht die Schmach der Knechtschaft dulden dürfen. Aber müssen sie nicht etwa dem fremden Herren sich fügen?

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Der Bedrängte darf und muß die Willkür des Drängers nicht gutwillig leiden; er beruft sich auf sein angestammtes, unwandelbares Recht und wahrt sich seine Freiheit als ein unveräußerliches, heiliges Gut. Aber wie kann er das, da nun einmal die Freiheit aus der Welt verschwunden ist und Herren und Knechte einander gegenüberstehen?

Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Durch die Not gezwungen muß der Unterdrückte seine angestammte Freiheit auch geltend machen. Er erhebt Widerspruch gegen die willkürliche Macht des Tyrannen und stellt sich auf den Standpunkt einer paradiesischen Vorzeit, wo es noch keine Herren und Knechte, sondern nur freie und gleiche Menschen gab. Aber damit ist jener Urzustand noch nicht wieder hergestellt, die willkürliche Tyrannenherrschaft noch nicht unterdrückt. Denn der jetzige Unterdrücker erkennt jene alten beinahe gänzlich in Vergessenheit geratenen Rechte nicht an. Daß der Unterdrückte, sich auf die natürliche Gleichheit und Freiheit aller Menschen berufend, seine alten Rechte geltend macht, hindert ihn nicht an der fortgesetzten Ausübung seiner Willkür. Was also thun?

Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben:
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt.

Gewalt fordert Gewalt heraus. Sein edelstes Gut, die Freiheit, muß und darf der Mensch nötigenfalls, wenn er sie auf friedlichem Wege nicht zu gewinnen vermag, mit dem Schwerte sich erkämpfen.

Die verehrten Leser werden finden, daß diese Erklärung sich auf Sprengers dankenswerte Darlegung stützt, ohne sich jedoch mit ihr zu decken. Sie dürfte insofern den Vorzug vor jener verdienen, als sie dem Zusammenhange der Stelle besser gerecht wird. Sollte der Dichter meinen, „daß nach Unterdrückung der willkürlichen Tyrannenherrschaft

auch der ursprüngliche paradiesische Zustand zurückkehren werde", so schiene mir das weder mit den vorausgehenden noch mit den nachfolgenden Versen zusammenzustimmen; der Gedankengang wäre unterbrochen. Stauffacher hat hier keinen Anlaß von den Erfolgen der erst geplanten Erhebung zu reden, wohl aber, ihre Notwendigkeit und Berechtigung seinen Volksgenossen darzulegen. Keine Rücksicht kann sie abhalten, sich das Recht, das ihr Bedrücker, der doch auch nichts ist als eben Mensch, ihnen vorenthält, nötigenfalls mit Gewalt zu nehmen."

Nun Bonstedts Erklärung. Daß Stauffacher den Weg der Gewalt als den Weg zum Ziele vorzeichnet, darüber kann freilich kein Zweifel bestehen; auch Sprenger kann das nicht leugnen wollen. Aber ob die 12—14 Verse wirklich nichts sagen als: Wir müssen Gewalt anwenden! oder ob in ihnen der angegebene Gedankenfortschritt bestehe, das ist die Frage. Der Unterdrückte besinnt sich auf sein heiliges Recht — er macht es geltend — er erkämpft es sich nötigenfalls mit Gewalt: so verstehe ich die Stelle. Was Walther Fürst später sagt, widerspricht dem nicht, da er eben nur diejenigen zu pflichtmäßigem Dienen ermahnt, die einen Herrn haben. Daß von einer geforderten Gleichheit aller nicht die Rede sei, wird Bonstedt richtig betont haben. Allein wer mit seinem bisherigen, wenn auch unrechtmäßigen Herrn über seine Rechte sich streitet, sieht in ihm thatsächlich nur den Menschen, der er selber ist. Für ihn gilt jenes Urverhältnis wieder: repetit antiquissimam illam hominum condicionem.

Dürrenmungenau. **J. Steinbauer.**

5.

Das ist die rechte Höhe. (Zeitschrift XI, 740.)

Die Redensart „das ist die rechte Höhe" wird auch in meiner südrheinfränkischen Heimat Niederbetschdorf (Kreis Weißenburg i. E.) häufig gebraucht, und zwar nur ironisch, wie in den meisten Beispielen, die Grimms Deutsches Wörterbuch IV^2 1708 bringt. Sie tritt bloß bejahend auf, nie in der Verneinung oder in der Frageform, wie im niederdeutschen Kattenstedt a. Harz. Man bezeichnet damit gewöhnlich eine Verstellung, wenn z. B. jemand zum Essen eingeladen wird und auch gern teilnehmen möchte, sich aber ziert und weigert, besonders wenn einer in seinem Geschäfte zurückgeht und vor dem Untergange steht, diesen aber durch äußeren Glanz zu verdecken sucht, oder wenn ein Mensch sittlich gesunken ist, sich aber in auffälliger Weise als den Unschuldigen aufspielt. Von einem solchen sagt das Volk: Des isch d' rächt Heh (Eigenschafts- und Hauptwort werden gleichmäßig betont). In den zwei letzten Fällen deckt sich der Sinn der Redensart ungefähr

mit dem Sprichwort: Hochmut kommt vor dem Falle. Ähnlich ist es in Bayern. Dort bedeutet der eigentlich und ironisch gebrauchte Ausdruck der hat a d'Hēih, kriegt a d'Hēih: es ist aus mit ihm (Schmellers Bayerisches Wörterbuch I 1046). Im Elsaß entspringt die Redensart dem folgenden Gedankengange, der im Volksbewußtsein allerdings halb verschleiert ist: Der Heruntergekommene erklettert mit großer Anstrengung noch einmal die Höhe, um von da aus zu glänzen und zu blenden; es ist aber nicht die rechte Höhe, sondern nur Schein und Verstellung; der Sturz in die Tiefe erfolgt um so schneller und sicherer. Hiernach wäre das Wort Höhe vom sinnlichen auf das geistige Gebiet übertragen, wie die Ausdrücke erheben, steigen, sich emporarbeiten, Hochmut, Hochzeit, fallen, herunterkommen, sinken, stürzen, untergehen u. dgl. Ob diese volksmäßige Deutung des Wortes Höhe richtig ist, oder ob es, wie Ed. Damköhler meint, von ahd. hugu, mhd. hüge (Sinn, Geist, Freude) kommt und nur volksetymologisch an Höhe angelehnt wird, vermag ich nicht zu sagen. Die Redensart findet sich auch in anderen Gegenden des nördlichen Elsaß, z. B. in Ingweiler. Aber die mehr alemannischen Mundarten in der südlichen Hälfte des Unterelsaß und im ganzen Oberelsaß besitzen sie meines Wissens nicht.

Rufach i. Els. **Heinrich Menges.**

6.

Imperfekt statt Präsens. (Zeitschrift XI, 205.)

R. Sprenger macht auf zwei Fälle aufmerksam, wo Hebels Schatzkästlein das oberrheinische Volk das Imperfekt war an Stelle des Präsens ist gebrauchen läßt. Er sucht diese Verwechslung auf eine Weise zu erklären, die mir nicht zusagt, obwohl Fredrik Schmidt, Zeitschrift XI, 469, eine analoge Erscheinung in der gewöhnlichen schwedischen Umgangssprache erwähnt und ähnlich erklärt. Mir scheint die Sache bei Hebel viel einfacher zu liegen. Ich schließe dies aus einer Verwendung des war für ist, die beim elsässischen Volke häufig auftritt. In den elsässischen Mundarten, wie überhaupt im Alemannischen und auch im Bayerischen, fehlt bekanntlich das Imperfekt des Indikativs. Nun kommt es aber oft vor, daß solche Elsässer, die im Gebrauch der Schriftsprache unbewandert sind und diese nur ausnahmsweise einmal sprechen, war für ist sagen, weil sie war von anderen schon gehört haben und nun im Bestreben, es auch zu gebrauchen und die Sache recht gut zu machen, über das Ziel hinausschießen und war auch da verwenden, wo ist genügte, eine Spracherscheinung, die bekanntlich auch auf anderen Gebieten auftritt. Daß es gerade mit war geschieht, hat seinen Grund jedenfalls darin, daß war öfter vorkommt als die anderen

Imperfektsformen und daß es sich von der Präsensform ist besser unterscheidet als das fast ebenso häufige hatte von hat. Aus dieser im Elsaß (vielleicht auch in Baden) vorkommenden Verwechslung von war und ist erkläre ich mir auch die beiden Fälle bei Hebel. Und diese Erklärung erscheint mir natürlicher und volksmäßiger.

Rufach i. Els. **Heinrich Menges.**

E. Martin und H. Lienhart: Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 2. Lieferung, S. 161—304. Straßburg, Trübner. 1897. Geheftet 4 Mark.

Die zweite Lieferung dieses Werkes ist der ersten rasch gefolgt. Sie umfaßt den Buchstaben F von Fetzen an, G ganz und H bis Huder(e). Auch sie bietet des Lehrreichen die Fülle, so z. B. daß das Zeitwort angehn neun verschiedene Bedeutungen besitzt (S. 189) oder daß im Elsaß nicht nur die männliche Gans, sondern von Colmar bis Straßburg auch die weibliche besonders bezeichnet wird: Ganslū(ä)re (S. 226). Im Anschluß an Franz Söhns Abhandlung über „unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung" (Zeitschrift XI, 97—187) will ich dem Leser die Pflanzennamen dieser Lieferung vorführen, um zu zeigen, wie reichhaltig das Wörterbuch auch auf diesem Gebiete ist.

Eine Pflanze, deren Name an dasselbe Tier gelehnt wird wie in der Schriftsprache, ist der Katzenbaldrian. Im Sundgau heißt er Katzegail oder bloß Gail (S. 211). Der zweite Teil ist ohne Zweifel, im Hinblick auf das tolle Benehmen der Katze bei dieser Pflanze, unser schriftdeutsches Eigenschaftswort geil, das im Oberelsaß von Kindern und jungen Tieren noch in der früheren Bedeutung von munter oder mutwillig gebraucht wird, ebenso wie das Zeitwort gaile mutwillig springen. Aber der Hahnenfuß wird in Schleithal (Kreis Weißenburg) nach einem andern Tiere benannt als in der Schriftsprache: Hasegackel Hasenei (S. 205), vielleicht weil er zur Ausschmückung der sogenannten Hasengärtchen der Kinder dient, worein der Osterhase seine Eier legt (S. 233). Verschieden von der Schriftsprache ist in Bebelnheim (Kreis Rappoltsweiler) auch das Tier im Namen des hohlwurzeligen Lerchensporns: Gillerle Hähnchen (S. 213). Denselben Vergleich weist zu Weiler i. Th. der Föhrenzapfen auf: Güllerlo (S. 213). Das gemeine Leinkraut heißt, wie in der Schweiz (Schweizerisches Idiotikon I, 1165), Krotteflachs Krötenflachs (S. 164). Den Wiesenbocksbart nennt das Volk in der südlichen Hälfte des Oberelsasses Gügauche oder Gügücke (S. 197), und zwar aus demselben Grunde, aus dem das Buschwindröschen in der Schweiz Guggūche heißt, nämlich weil er „als Frühlingsblume gleichzeitig

mit dem Ruf des Kuckucks" auftritt (Schweizerisches Idiotikon II, 197). Weiter im Norden des Landes trägt dieselbe Blume den Namen Ochsegückel Ochsenauge (S. 207).

So heißt in Straßburg die jährige Sonnenblume und in Geispolsheim (Kreis Erstein) die Aster (S. 207). Mit dem Auge werden noch vier andere Pflanzen verglichen: das Vergißmeinnicht und der Ehrenpreis heißen im Unterelsaß Freschegiggele Fröschenäuglein (S. 207), der Teufelsabbiß Rossgüggle Pferdeaugen und die Tollkirsche Deifelsgüggle Teufelsaugen (S. 207). Das Vergißmeinnicht trägt aber in andern Gegenden auch seinen schönen Namen wie in der Schriftsprache, der mit seinem Vokal in der dritten Silbe (ai, äi oder ä) allerdings die Einführung aus der Schriftsprache zeigt (S. 236).

Das vorhin erwähnte Buschwindröschen heißt bei Rappoltsweiler Märzegleckel Märzenglöckchen (S. 257). In Urbis (Kreis Thann) wird das große Schneeglöckchen so genannt (S. 257), während das gemeine Schneeglöckchen an andern Orten als Hornungsgleckel bezeichnet wird (S. 257). Das Wort Glocke finden wir in zwei Arten der Glockenblume: Milchgleckel = Campanula pyramidalis (S. 257) und Waldgleckel = Campanula persicifolia (S. 258).

Nach Tieren sind auch drei Grasarten benannt: Büseligras Wollgras (Büseli ist im Sundgau die Katze), Hundsgras Schmiele (S. 281), Müsgras (Mausgras) Haargras (S. 281). Das letztere trägt sonstwo auch seinen schriftdeutschen Namen Hoorgras, oder es heißt Grossvatergräsele Großvatergräschen. Das elsässische Volk besitzt noch eine Reihe anderer Gräsernamen, die das Wörterbuch auf S. 281 bringt: Fingergras = Cynodon dactylon; Habergras taube Trespe; Hüpedisenegras = „Species pro vino Hippocrat"; Knepfgras Knäuelgras; Lieberherrgottsgras nickendes Perlgras; Pfifegras (Pfeifengras) Blaugras (so genannt, weil man den festen, knotenlosen Halm zur Reinigung von Tabakspfeifen gebraucht); Seegras und spanisch Gras schilfartiges Glanzgras (das oft zu Matratzen benutzt wird); Schlaifgras Riedgras; Sürgras (Sauergras) Sumpfgras; Zittergras mittleres Zittergras (auch Hasebrot Hasenbrot genannt). Und diese Liste ist nicht einmal vollständig, so kenne ich z. B. aus Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) das nicht angeführte Danngras Tenngras. — Auf S. 281 finden sich einige Pflanzen, die das Volk zu den Gräsern rechnet, die aber nicht dazu gehören: Biselegras Rohrkolben (wegen der Ähnlichkeit der Kolben mit einem Flaschenreiniger heißt die Pflanze auch Budelleputzer); Nä(a)jelegras Hornnelke; Siesgras (Süßgras) Schwarzwurzel; We(a)jgras (Weggras) Vogelknöterich. Dagegen gehören zu den Grasarten, werden vom Volke aber nicht dazu gerechnet, das Schilfrohr (in Rufach Wasser-

gärscht Wassergerste, S. 233) und die Getreidearten, von denen die Gärscht (Gerste) angeführt ist; eine Abart davon, die sechszeilige Wintergerste, die meist zur Bierbrauerei dient, heißt im mittleren Elsaß Rühgärscht rauhe Gerste.

An den erwähnten Namen Lieberherrgottsgras (nickendes Perlgras) erinnern drei andere elsässische Pflanzenbezeichnungen: Gottesvergess weißer Andorn (S. 235), wahrscheinlich weil die Pflanze ein lästiges Unkraut und ihre Beseitigung „gottvergesse" schwer ist; in Rusach Gottes Gnade gemeiner Mauerpfeffer (S. 221), im Münsterthal rüoder Cottes Genad (roter Gottes Gnade) Waldstorchschnabel (S. 221).

Einige elsässische Pflanzennamen stimmen, abgesehen vom Lautstand, mit den schriftdeutschen überein: Düliba oder Güliba Gartentulpe und Klatschmohn (letzterer wegen seiner Ähnlichkeit mit der Tulpe, S. 213); Guldengünsel kriechender Günsel (S. 226); Hauhechel (S. 301); Häderi Hederich, der oft mit dem wilden Ackersenf verwechselt wird (S. 302). Recht deutsch ist auch der Name Gretel hinter der Heck, Gretli im Busch für den Schwarzkümmel (S. 285). Aber vom frz. Wort concombre kommt die im ganzen Lande gebräuchliche Bezeichnung Gu(a, e)gummer Gurke (S. 201).

Unter dem ähnlich klingenden Gummer versteht man den russischen oder polnischen Weizen (S. 219). Ebenso unerklärt wie dieses Wort ist die Bezeichnung Gerle oder Geyerle für die Süßwurzel (S. 231) und der Kerzfelder Name Grider für den gemeinen Wiesenknopf (S. 269). Das ährige Tausendblatt heißt nach der Form seiner Blätter und nach seinem Standorte Federwasserblatt (S. 230); aber die Federnelke, die häufig die Gartenbeete einfaßt, wird im Sundgau Friasle genannt (S. 185). Ein sinniger Vergleich liegt in der Dehlinger Bezeichnung Zottelfränsle (zu Franse) für den Flieder (S. 182).

Rusach i. Els. **Heinrich Menges.**

Pfeifer, Über deutsche Deminutivbildung im 17. Jahrhundert. 1. Teil: Grammatiker und Lexikographen. Programm des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen. Ostern 1896. Meiningen 1896. 24 S. gr. 8°.

Der Verfasser beschränkt seine Untersuchung auf die Deminution der Substantiva, da zwischen den damals gebräuchlichen verbalen Deminutivbildungen und denen der Gegenwart kein wesentlicher Unterschied besteht. Deminution oder Verkleinerung findet statt, „wenn durch eine in dem Worte selbst vorgehende Veränderung dem Begriff an seiner vollen Kraft etwas benommen wird" (J. Grimm). Eine Verminderung des Wortbegriffes verleiht dem Worte zunächst die Bedeutung des Kleinen

an sich, mit dem Begriff des Kleinen verbindet sich häufig derjenige des Zarten oder Lieblichen, daher wird das Deminutivum zur Koseform oder dient zur Bezeichnung der gemütlichen Anteilnahme an etwas. Anderseits entwickelt sich aus dem Begriffe des Kleinen häufig die Nebenbedeutung der Geringschätzung, der Verachtung. Diese Differenzierung wird auch von vielen Grammatikern des 17. Jahrhunderts ausdrücklich hervorgehoben.

Über den Begriff der Deminution äußern sich folgende Grammatiker des 17. Jahrhunderts:

Ritter (Grammatica Germanica Nova 1616, S. 47): „Deminutiva sunt quae deminutionem primitivi sui significant".

Girbert (die deutsche Grammatica 1653. Tab. XXV): „Deminutiva: die eine Verringerung des Primitivi bedeuten."

Schottel (Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache 1663, S. 363): „Quotiescunque nomina determinationem lein assumunt, toties diminutionem suae significationis operantur, et vocantur Diminutiva. Imminuimus autem significatum vel gratia blandiendi, einem etwas abzuschmeicheln, als: Mein Kindlein, Tausendschätzlein, Zukkermündelein: vel gratia festivitatis seu joci, aus Lust und Kurtzweil, als: Mein Hänslein, du Närrlein, vel ob modestiam sich oder das seine gering zu schetzen, als, mein geringe Busherlein, wolle nicht verschmachten mein Hänslein, vel ex contemtu, jemand dadurch zu beschimpfen, als, er ist ein gewaltiges Männlein, ein unvergleichliches Künstlein u. s. w."

Pfeifer führt dann noch Neumarks (Poetische Tafeln 1667) und Stiehlers (Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs 1691) Bemerkungen über die Deminutiva an. Nachdem Pfeifer bis S. 12 die Ansichten der Grammatiker über die Deminutivbildung im 17. Jahrhundert vorgeführt hat, wendet er sich im folgenden zu der Untersuchung, wie sich die bedeutendsten Lexikographen desselben Jahrhunderts dazu verhalten. Er behandelt Georg Henischius (Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae), Schönsleder (Promptuarium germanico-latinum) und Stiehler. Pfeifers Studie ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Deminutivums in den germanischen Sprachen. Das Material zu einer solchen umfassenden Arbeit sammle ich schon seit einigen Jahren.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Nr. 4 u. 5. April—Mai 1898. Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Oskar Schades; Philologische Studien, Festgabe für Ed. Sievers; Festgabe an Karl Weinhold; Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds, am 14. Januar 1896 von O. Brenner, besprochen von O. Behaghel. — K. Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, besprochen von O. Behaghel. — C. Borchling, Der jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach, besprochen von Friedrich Panzer. — Gustav Ehrismann, Untersuchungen über das mhd. Gedicht von der Minneburg, besprochen von Herman Haupt. — Franz Bodenstein, Die Accentuierung der mehrsilbigen Präpositionen bei Otfried, besprochen von O. Brenner. — Goetheschriften von Friedrich Zarncke, besprochen von Georg Witkowski. — Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, besprochen von H. Lambel. — Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde, besprochen von O. L. Jiriczek.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. XII, 7: Goethes Anteil an Lavaters „Abraham" von J. Minor. — Aus dem Lavaterkreise: Bäbe Geßner-Schulteß, von S. M. Prem.

Alemannia. XXV, 3: Lieder und Sprüche aus dem Elsenztal von J. Ph. Glock. — Pfirt von A. Socin. — Zur Lebens- und Familiengeschichte des Gallus Oheim von P. Albert. — Eine Auswahl altdeutscher Segen aus Heidelberger Handschriften von O. Heilig. I. Augensegen. II. Fiebersegen. — Ein Augsburger Flugblatt auf den Frieden in Rastatt von J. Bolte. — Nochmals ein Interompiment von P. Beck.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Jena. V, 4. 5: Festlichkeiten am Darmstädtischen Hofe im Anfang des 17. Jahrhunderts. Vom Geh. Archivrat Dr. Ernst Friedlaender in Berlin. — Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. II. Vom Archivar F. W. E. Roth in Wiesbaden. Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee (1595) II, herausgegeben von Professor Dr. Ferdinand Khull in Graz. Niederrheinische Molken-Zauberformeln. Von Emil Pauls in Düsseldorf. — Joseph II. und die Staatsbeamten seiner Zeit. I. Von Heinrich Pechtl, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek in Prag. — Miscellen: Ein als corpus delicti vorliegender Alraun. Vom Archivrat Dr. Theodor Distel in Dresden.

Der Urquell. II, 5. 6: Das Hirnweh. Von Dr. Höfler (Tölz). — Alte Segen. Mitgeteilt von Dr. Otto Heilig. — Menschenvergötterung. Eine Umfrage von A. Wiedemann. Beitrag von Leopold Mandl. — Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beiträge von Moriz Nadel, A. Brod und Paul Sartori. — Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von G. in Wien. — St. Andreas als Heiratsstifter. Eine Umfrage von A. Treichel. — Zum Vogel Hein. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Robert Eder. — Arabische Sprichwörter aus Egypten. Beitrag von A. Seidel. — Übernamen. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Dr. Hans Schukowitz. — Zaubergeld. Eine Umfrage von Dr. Franz Ahrendts. Beitrag von Isaak Robinsohn. — Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre. Gesammelt

von Fr. Krönig, erläutert von O. Schell (Fortsetzung). — Folkloristische Findlinge. 1. Die Teufelsgeburt. Von Dr. Emil Friedländer. — 2. Das Erntekind. Von R. Sprenger.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. IX, 7. 8: Lehrt leben. Eine alte Neuigkeit zur Schulreform. Von Dr. Armin Seidl in Lindau i. B. — Das Sprachen-Minimum. Von Direktor Franz Kemény in Budapest. — Über neuere pädagogische Werke. Von Prof. Dr. G. Holzmüller in Hagen i. W.

„Euphorion", Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Fünfter Band. Erstes Heft. Leipzig und Wien. Carl Fromme 1898. Der neue Jahrgang dieser Zeitschrift wird eröffnet durch eine Untersuchung von Richard M. Meyer in Berlin über die Formen des Refrains, worin ein bisher gänzlich vernachlässigtes Gebiet der Metrik zum ersten Male eingehend durchforscht wird. — Adolf Hauffen in Prag liefert die Vorgeschichte zu einem der verbreitetsten Werke Fischarts „Aller Praktik Großmutter"; Adolf Schmidt in Darmstadt und Johannes Bolte in Berlin bringen neues Material zur Geschichte des deutschen Theaters bei, der eine zur Geschichte der Straßburger Schulkomödie im 16. und 17. Jahrhundert, der andere zur Geschichte der wandernden Komödianten im 18. Jahrhundert. Moritz Heyne in Göttingen ist es gelungen, einige dem Untergange geweihte Aufzeichnungen des witzigen Abraham Gotthelf Kästner der Nachwelt zu erhalten. Bernhard Seuffert in Graz führt ein Jugendwerk Wielands, „Die Hymne auf die Sonne", auf die abgelegene Quelle zurück. Oskar Ulrich in Hannover liefert einen wichtigen Beitrag zur Kritik des Romanes „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz, in dem er die Genauigkeit und Richtigkeit der biographischen Darstellung durch urkundliche Forschungen erhärtet. Interessante Miscellen, zahlreiche Recensionen und Referate sowie eine ausgedehnte Bibliographie schließen das mehr als 13 Bogen starke Heft ab. (Preis des Heftes M. 4 = fl. 2.40, des Bandes M. 16 = fl. 9.60.)

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius 1898, Heft 5. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Keller, Matteo Falcone. — Hopf, Eine Anregung für den Mathematikunterricht der Seminare. — Bauer, Ein Wort über zweckdienlichere Einrichtung des Volksschulzeichnens. — Mitteilungen: Drei Findlinge vom Felde der Lesebuchlitteratur. — Aus dem preußischen Abgeordnetenhause. — Oberschulrat Aug. Israel.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. XIII, 4: Hermann Dunger, Eine neue Verteidigung der Fremdwörter. — Karl Scheffler, Hurra. — Richard Palleske, Flugblätter.

Blätter für Pommersche Volkskunde. VI, 7—9.

Archiv für Religionswissenschaft. 1898. S. 104: Franz Branky, Die Rauten. Ein kleines Kapitel zur Sittenkunde des deutschen Volkes.

Neu erschienene Bücher.

H. Tümpel, Niederdeutsche Studien, Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 1898.

Oskar Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt. Erstes Heft. Leipzig, B. G. Teubner, 1898.

Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Dritte Auflage, Berlin, Bondi, 1898.

Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl und Jakob Zeidler. 10. Lieferung. Wien, Karl Fromme, 1898.

Bernhard Maydorn, Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Thorn, Ernst Lambeck, 1898. 53 S.

Otto Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Zweiter Teil: Die Neuzeit. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1898.

Kurt Bruchmann, Poetik, Naturlehre der Dichtung. Berlin, Verlag von Wilh. Herz, 1898.

Béla Szentesy. Übersetzt von: Dr. med. Eduard Löbl, Dr. med. Heinrich Ehrenhaft. Die geistige Überanstrengung des Kindes. Manz, k. k. Hof-Verlag, Wien 1898.

Riehm, Inwiefern hat die Einigung Deutschlands der Wohlfahrt des einzelnen gedient? Jahresbericht über das Herzogliche Ernst-Realgymnasium zu Altenburg für das Schuljahr Ostern 1897 bis Ostern 1898. Altenburg in S.-A., Piererſche Hofbuchdruckerei.

Hermann Türck, Der geniale Mensch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin 1898, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Dr. Joseph Riehemann, Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen. 2. Teil. Beilage zum Osterprogramm des Gymnasium Carolinum zu Osnabrück. Osnabrück, Ferdinand Schöningh, 1898.

Oskar Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax. Zweite Abteilung. Die Formation des Nomens von Otto Mensing. Stuttgart 1898, Cottaſcher Verlag.

Heinrich von Kleist, Der zerbrochene Krug, herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel. Minden i. W., Bruns Verlag.

Dr. M. Schmitz, Dichter der Freiheitskriege. Paderborn 1898, Ferdinand Schöningh.

Freytags Schulausgaben, Shakespeare: König Lear, herausgegeben von Dr. Ernst Regel. Leipzig 1898, Freytag.

August Gebhardt, Th. Thoroddsen. Geschichte der Isländischen Geographie. Zweiter Band: Die Isländische Geographie. Leipzig 1898, B. G. Teubner.

Da neuerdings von unberufener Seite litterarische und bildliche Erzeugnisse Fritz Reuters in einer Weise veröffentlicht sind, die, nicht im Sinne des Dichters, auch keineswegs den Intentionen der Erben entspricht, so werden im Interesse einer würdigen, pietätvollen Bearbeitung alle diejenigen, welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreis besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm oder persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, hierdurch von den Reuterschen Erben gebeten, solche Reliquien nur ihrem litterarischen Vertrauensmann Herrn Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin (W., am Karlsbad 5 pt.), für den dritten Band seines biographischen Sammelwerkes „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ leihweise anvertrauen zu wollen.

Eisenach. **Curt Walther,**
Generalbevollmächtigter der Erben Fritz Reuters.

Für die Leitung verantwortlich: **Prof. Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Ungedruckte Briefe Knebels an Gleim.

Mitgeteilt von **Jaro Pawel** in Wien.

Potsdam, den 24ten Juli 1769.

Mein theuerſter verehrungswertheſter Herr Canonikus,

Könnt' ich Ihnen in demſelben Ton der Liebe antworten, worinnen das kleine Briefchen abgefaßt war, welches ich jüngſt von Ihrer Hand erhalten, was würde Ihnen nicht alles mein Brief ſagen müſſen? So warm, ſo voll ein Herz von Empfindungen der Zärtlichkeit ſeyn kann, ſo iſt es gewiß das meinige gegen Sie; aber ſagen kann ich das alles nicht, am wenigſten Ihnen Selbſt.

Ich liebe Sie; dies iſt es, was ich weiß, und eine zu kurze Erſcheinung ſind Sie meinem Glücke und meiner Zufriedenheit geweſen. Ach, theuerſter Mann, wie gern wollt' ich um Sie ſeyn! An Ihrer Seite, wer wollte da nicht ſeyn! — Verzeihen Sie meine vielleicht zu ſtolzen Träume! Weiſer, beſſer ſeh' ich mich durch Sie geworden. Mein Geiſt, mein Herz, welche beyde noch des Schutzes eines weiſen und gütigen Freundes ſo ſehr bedürfen, welche nur liebenswürdige Geſtalt gewannen ſie nicht durch Ihren Umgang! — Aber mein Traum iſt verſchwunden, ſo wie viele meine Träume verſchwunden ſind.

Und ich ſollte Sie nie wiederſehen? Nein theuerſter Freund! — dieſen Nahmen darf ich Ihnen doch geben? — Nein! Ich werde ſie wiederſehen, und bald vielleicht. Wann ich, wie ich hoffe, dieſen Herbſt Urlaub nach Hauſe erhalte, ſo ſoll mir dieſer Gedanke der erſte ſeyn, bey meiner Hin oder Herreyſe über Halberſtadt zu gehen — und dann werd' ich Sie wiederſehen!

Wie ermuntert mich nicht Ihre gütige ſo ſchmeichelhafte Vorausſagung, das zu werden, was Sie mich gerne wünſchten. Möchte ich doch nur die Hälfte davon erfüllt ſehen! Ich würde mir alsdann durch die Eigenſchaften des Charakters dasjenige Lob zu verdienen ſuchen, was ich als Dichter wohl niemals erlangen werde. Das wahre Lob eines Menſchen! darf ich hinzuſetzen — denn ich ſchmeichle nicht! — glücklich, unendlich glücklich und liebenswürdig iſt, der ſie gleich Ihnen, zu vereinen weiß.

Von dem Lieut. Aſchersleben habe ich noch keinen Brief erhalten. Lieut. Byern empfiehlt ſich Ihrem Andenken auf das Zärtlichſte. Sie haben unſer aller Herzen gewonnen. Wir erwarten mit Ungeduld den Pränumerationsplan von Ihren Werken, wozu ſich hier vielleicht mehrere

Liebhaber finden werden, als ich selbsten geglaubt hätte. Und ich — darf ich nicht mit allen meinen treulich vorausbezahlten Lob und Bewunderung, noch außer diesen, ein kleines Liedchen erwarten, süß, wie der Eine gute Tag, oder edelgesinnt und voll Herz und Seele, wie das bey dem Grabmale des seligen Kleist? — Freudig erwart' ich es und bin

Ihr

zärtlichster Freund und Bewunderer v. Knebel.[1])

Potsdam, den 22ten August 1769.

Sie sollen krank sein, mein verehrungswerthester Freund? Nein, bester Mann, das müssen Sie nicht seyn! Aber stark hat uns die Vermuthung betroffen, da ich vor wenigen Tagen bey Ihrer liebenswürdigen Freundin der Frau Geheimräthin Lambrecht in Berlin war, und wir uns erzählten, daß wir ganz und gar keine Nachrichten von Ihnen hätten. Sie sagte, daß Sie an eben demselben Tag wieder an Sie geschrieben hätte, und ich nehme mir vor, solches sogleich den ersten Posttag zu thun. Ist es also möglich, o so lassen Sie sich erbitten, und werden wieder gesund! Sind es aber bloße Geschäfte, welche Sie abhalten an uns zu denken, o dann wollen wir Ihnen gerne verzeyhen, und uns durch die geringen Ansprüche, die unsere Verdienste auf Ihre Zeit machen können, einen bittern Trost verschaffen!

Nur krank seyn Sie nicht!

Dich, den der Gott aus Delos selbst gelehrt,
Dir werde jedes Glück von diesem Gott gewährt!
:|: Denn, weißt Du nicht, daß seiner Kräuter Kraft
Wie seyner Leyer Ton, Unsterblichkeit verschafft? :|:
Auf purpurnem Gewölke steig' er zu Dir nieder,
Und athme stolz den Weyrauch Deiner Lieder,
Und reiche Dir zum Lohn das allerschönste Loos,
Das je für Sterbliche der Parze Hand entfloß.

Mir, der ich heute selbsten etwas krank bin, und dazu die Wache habe, mir würde der Gott keinen geringern Dienst thun, wann Er mir von seinem eben angerühmten Weyrauch etwas zuschicken wollte, als wann Er mir die kräftigsten Pulver reichte.

Doch schon habe ich davon erhalten, und bin auch ganz gesund. Ich las nämlich diesen Nachmittag Ihres lieben und liebenswürdigen Jakobi Winterreise. O, zu wie viel Dingen sind die Lieder gut, da sie uns gesund machen können! Lehren Sie mich doch auch solche Lieder

1) Über Knebels freundschaftliche Beziehungen zu Gleim vergleiche meine Schrift: Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Freund und Dichter der Jugend. Wien, 1895, S. 33 flg.

machen! Oder bitten Sie Ihren Jakobi, daß Er mir Eine von seinen Grazien ablassen möge!

Etwas mögen Sie Ihre Krankheit wohl verdient haben. Sie böser Mann! Warum haben Sie meine, wenigstens elenden Verse, an die Frau Geheimräthin Lamprecht gegeben? Ich erröthete noch hinter die Ohrenläppchen, wie Wieland sagt, als sie mir neulich, sogar in Gesellschaft, davon sprach. In dem Augenblicke verwünschte ich jemals eine Feder berührt zu haben. Denn einer Schönen will man doch immer gefallen, und ich konnte mir unmöglich vorstellen, daß ich Ihr durch meine Verse konnte gefallen haben. Nun muß ich schon Tag und Nacht darauf sinnen, etwas hervorzubringen, das die vorigen Ideen verdrängt und das würdig sey, von einem Gleim und von einer Dame, wie sie gelesen zu werden. Welcher Gott Apollo wird mir wohl dazu behülflich seyn? — Doch vorher soll er Sie gesund machen, sonsten dichte ich nur Trauerlieder.

Ich bin

Ihr aufrichtigster Freund und Verehrer v. Knebel.

Der Lieut. v. Byern empfiehlt sich Ihnen auf das Zärtlichste. Lieut. Aschersleben ist noch nicht vom Urlaub zurück.

Halberstadt, den 25ten August 1769.

Glücklich, mein theuerster Freund, sind Sie! Sie sitzen auf der Wache, die Muse bey Ihnen!

In Finsterniß, in Nacht, in Nebel
Den keiner Sonne Licht durchbricht,
Sitz ich und, o mein armer Knebel
Bey mir die Muse nicht!

In Finsterniß? in Nacht, in Nebel? fragen Sie? Ja, mein Geliebter, da sitz' ich traurig unter Cypressen! Das Leben meines Kleists laß ich,

Und dachte schwarzer Lästerungen
Und dachte, was die Warheit ist:
Der Gottes Lob so hoch gesungen,
Der dachte groß, und war ein Christ.

Indem ich es dachte, ward Ihr süßer Brief mir in die Hand gegeben, ich laß, und

Und Nacht und Nebel war zerstreut
Meinen zwoten Kleist dacht' ich!
Wie die Freude selbst sich freut
Freund, so freut' ich mich!

Krank bin ich nicht, das Vergnügen machte mich gesund, aber eine Last von Geschäften liegt auf den Gedanken an meine Freunde. So

bald ſie abgewälzt iſt, ſchreib' ich Ihnen zuerſt, mein liebſter zwoter Kleiſt! Der die Gedanken an die böſe Welt ſo leicht zerſtreuete. Kleine Züge dieſes ſüßen Briefes verrathen mir ganz die Stimmung mit dem Erſten! Ja, mein theuerſter Freund, ſo müßen Sie einmahl ganz meinen Kleiſt erſetzen.

Nicht meiner Lamprechtin allein gab ich Ihr kleines niedliches Gedicht, ich gab es auch meinem Jakobi. Wer könnte ſtolz eine niedliche gutherzige Grazie verborgen halten? Ihr und ihm gefiel es nur ein wenig weniger als mir, und mir o wie muſt' es mir gefallen? Den ſanfteſten Kuß gab mir zu die gutherzige Grazie!

Noch mehr ſolche Gedichtchen und ſie möge immer erröthen, bis hinter die Ohrläpchen.

Ich bin

Ihr Gleim.

Dem Herrn von Byern bitt' ich mich beſtens zu empfehlen und dem Herrn von Aſchersleben mit dem zärtlichſten Kuße der Freundſchaft und Hochachtung zu bewillkommen.

Potsdam, den 17ten Juli 1769.

Wie glücklich, mein Theuerſter, mein verehrungswertheſter Gleim, hat mich Ihr Briefchen gemacht! Ja, Sie lieben mich! Jede Zeile desſelben ſagt es mir. Und welche Empfindung erweckt nicht der Gedanke in mir, von Ihnen geliebt zu werden. — Ich will hiervon abbrechen — ohne angefangen zu haben.

Ihr Briefchen hat auch ſein kleines Schickſal gehabt! Dieſes will ich Ihnen erzählen. Aber Sie verſprechen mir nicht böſe darüber zu werden? Gewiß nicht! Ich werde keinen Brief von Ihnen aus den Händen geben; aber diesmal war es wohl einer kleinen Ausnahme werth!

Den Mittag als ich ihn bekam, war die Frau Geheimräthin Lamprecht, Ihre Freundin, nebſt Ihrem Herrn Gemahl allhier und bey unſern Paraden zugegen. Ich zeigte Ihr den Brief, ſo wie ich ihn empfieng und ungeleſen. Sie wollt' ihn leſen, die Zeit aber war zu kurz. Ich erlaubte Ihr denſelben, unter der genaueſten Einſchränkung mit ſich zu nehmen. Ich ſprach Sie nicht wieder. Sie reyßten ab; und nur wenige Tage ſind es, daß mir der gütige Gott Merkur, wie ich glaube, ein Briefchen wiederum auf meinem Tiſche hat finden laßen.

Vielleicht mit halb ſoviel Entzücken
Erhält der treuſte Hirt von ſeiner Schäferin
Sein theures Band zurück. — Sie ſah mit ſchlauen Blicken
Ihn ſchlummernd ausgeſtreckt am langen Ufer hin.

Den anzuführen! Und nun mit losen Tritten
Naht sie hinzu, und sieht's und bindt es ihm vom Hut,
Und steckt es in die Brust, und eilt mit Zephyrsschritten
Hinweg vom Ort, wo ihr Geliebter ruht.

Nun wacht er, sieht den Hut, doch ohne Band,
Obgleich er ihn, wie vor, an seiner Seite fand.
Dann irrt' er lange mit verlaßnem Sinne,
Am ausgedehnten Ufer hin,
Blickt' jedes Sträußchen durch, klagt jedes Büschchen an
Und sieht es als den Räuber an;
Bis endlich, unbemerkt um ihn,
Die schlaue Schäferin
Den holden Raub auf seinen Fußweg legt,
Den er erkennt, und freudig mit sich trägt.

Das Gleichniß ist lang, und paßt nicht ganz. Doch paß' es, wie es wolle. Er hat sein Band und ich mein Briefchen, und beyde haben wir Ursache darüber vergnügt zu seyn.

Soll ich doch Ihr zweyter Kleist werden? Werden? O, da ist noch hin! Aber o mein Theuerster, laßen Sie mich meiner Uniform nicht zu viel verdanken, und legen Sie mir keinen Nahmen bei, deßen mich eine leichte Veränderung wieder berauben könnte! Zwar lieb' ich Sie, wie Sie je ein Kleist lieben konnte, oder wie je ein empfindendes Herz einen Mann von Ihrer Art geliebt hat, und darauf kann ich immer etwas stolz thun.

Und meine Briefe können Ihren Verdruß zerstreuen! Das ist immer eines Kleists würdig! O wenn sie das können, so laßen Sie mich nichts als Briefe schreiben. Die Seele eines Gleims zu erheitern, dieses Vermögen habe ich mir in meiner Feder gesucht! Es ist ihr Meisterstück! — Aber ich kenne die Dichter und ihre süßen Worte. Die Hälfte ihres Beyfalls ist — Vorschrift!

Zum Tausch für die vermögende Klage Ihres Unvermögens Ihren Kleist zu besingen, kann ich Ihnen nichts schicken. Nichtgerechnet daß Sie allzeit dabey verliehren müßen, so kann ich dennoch nichts finden, was Ihres Auges einigermaßen würdig wäre, so sehr ich es auch wünschte. Vielleicht daß ich es aber nächstens so weit bringe, daß ich Ihnen den Anfang einer Elegie, welche ongefehr in der Idee des Geburts- und Grabliebs Ihres seligen Freundes ist, zeigen kan.

Die Zeit wird mir kurz. Ich muß schließen, und bitte Sie nur noch um eine baldige Antwort. Leben Sie wohl!

v. Knebel.

Potsdam, den 19ten September 1769.

In meinem lezten Schreiben bin ich unterbrochen worden. Nun fahre ich fort. Nicht als wenn ich Ihnen etwas zu sagen hätte; aber

ich muß an Sie denken, ich muß mit Ihnen sprechen. Wenn ich nicht an Sie denke, bin ich schwermüthig.

Und schwermüthig will ich heute nicht seyn. Ich habe mir besonders diesen Ort der Wache dazu erwählt, um das Angedenken meines Gleims zu feyern.

Hier wo Du oft bey Ihm und Seinem Kleist gesessen
Hier, Muse, fleh' ich Dir:
So hold, so reizend wie Du Beyden immer warest
O Muse, sey auch mir!

Die Muse läßt sich nicht citiren. Vielleicht will sie von Zweyen angerufen seyn! Aber warum konnte sie mir Ihren Dichter nicht selbsten verleyhen? oder einer Ihm ähnlichen?

Mit Himmelsfreude wollt' ich Ihn
An diesen Busen drücken!
Die ganze Seele fühlte ihn,
Und fühlte nur Entzücken. —

Diesen Morgen hab' ich Herrmanns Schlacht gelesen. Was sagen Sie davon? Klopstock zu erheben ist mein alltäglicher Gedanke. Doch ließe sich vielleicht, wegen des Interesse des Stücks noch Errinnerung machen. Auch in die Geheimnisse des Bardischen Gesangs bin ich noch nicht gehörig eingeweiht. Der einfältige Grenadier hat uns verwöhnt große Dinge in geringen Worten zu hören.

Uebermorgen, nehmlich den 21ten dieses, haben wir hier Manoeuvers. Nach diesen gegen Mitte künftigen Monats werd' ich auf einige Zeit nach Ansbach gehen. Ist es leicht möglich, daß ich auf diesem Wege, vielleicht in Leipzig oder Halle, meinen liebenswürdigsten Dichter finde? Oder wenigstens Einen, mit dem ich mich würdig von Ihm unterhalten könne? Vielleicht den Dichter der Winterreise?

Als ich neulich einige Papierchen von mir durchsuchte, fand ich auf einen derselben ein Liedchen, welches ich bey der ersten Durchlesung Ihrer Lieder nach dem Anakreon hingeschrieben hatte. So mittelmäßig es ist, so soll es doch die andere Seite dieses Briefchens anfüllen, um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie schon vor Ihrer persönlichen Bekanntschaft gelobt und geliebt habe.

Ich bin mit jedem Gefühle der zärtlichsten Bewunderung

Ihr

aufrichtigst ergebenster Freund und Diener v. Knebel.

Auf die Lieder nach den Anakraen des Herrn Gleim 1766.

Liebste kleine Liedchen!
Sagt, o sagt es mir!
Welchem holden Gotte,
Floßt von Lippen ihr?

Welchem Gotte floßet
Von den Lippen ihr

Wagt zuerſt am Fittig
Amor eine That?
Und hat Euch geſchrieben
Auf ein Nelckenblatt?

Dann die Roſenleyer
Sanfter abgeſpannt
Und Euch ſo begleitet
Mit der kleinen Hand?

Hat bey [an] frohen Feſten
Bachus Euch erdacht,
Und den [dann] muntren Gäſten
Stammelnd zugelacht?

Sang in Myrthenſträuchen
Einſt [Euch] der Nymphen Chor
Euch den ſtillen Heynen
Und den Wäldern vor? —

Sanft wie Phyllis Lippen
Leicht wie Zephyr's Hauch
Seyd Ihr, ſüßer duftend
Als ein Roſenſtrauch.

Ward durch ſeinen Fittig
Amors erſte That?
Hat er Euch geſchrieben
Auf ein Roſenblat?

Dann die goldne Leyer
Sanfter abgeſpant
Und euch

gemacht,

Vorzüglich die Zweyte Strophe bedarf Hülfe. Wollen Sie ihr die Ihrige nicht verleyhen? Wenn Sie anders das ganze Liedchen derſelben würdig finden.

Halberſtadt den 22 September 1769

Welch ein harmoniſches Liedchen, gütigſter Freund, denn nur von dem Liedchen mit ihnen zu ſprechen hab' ich die Zeit! Aus ihrem Gürtel gäbe Venus ihnen das beſte dafür, den beſten Kuß gäb ihnen die jüngſte der Grazien, Anakreon ſeine Leyer!

Was giebt Ihnen ihr Gleim? Alles, alles möchte er geben, wenn mit allem, was er hat, das Liedchen zu belohnen wäre. Seine Leyer? Ein kleines unanſehnliches Ding aber von dem Holtz einer Tauſendjährigen Eiche fort gepflantzet von denen unter welchen unſer Herrmann ſeine Helden erzog; giebt ihr dieſes einigen Wehrt, ſo ſey ſie die Ihrige, doch daß ſie vorher, ehe ſie verſchencket wird, noch einige Lieder der Freundſchaft ſinge, der Liebe ſang ſie ſchon zu viel! Denn mit Keinem Kuße ward der Leyermann dafür belohnt, mit Keinem einzigen Kuße! Deſto gütiger belohnt die Freundſchaft ihn! Zweye der niedlichſten Lieberchen ließ die Göttin durch ihren Knebel ihn ſingen!

Liederchen, ihr ſinget
Edeles Gefühl
Mir ins Herz Ihr klinget
Wie das Saitenſpiel,

Das die Muſe ſchläget
Mit geſchwinder Hand
Wenn ſie lieb erreget
Für das Vaterland,

Oder wenn sie Jugend
Ihr zu horchen zwingt
Und ihr Keim der Tugend
In die Seele singt!

Liederchen, ihr klinget,
Dem Gesange gleich,
Den die Liebe singet
Euch ihr Musen! (Barden) Euch.

Oder Euch, ihr Schönen
An der freyen Spree
Welche Graun in Thönen
Unterrichtete,

Daß sie Lieder spielten,
Welche (Herz) Stahl und Stein
Zwangen, daß sie fühlten!
Zärtlich edel fein.

(Lieblich) Munter und erhaben
Ich zerfließe schon!
Welche Götter gaben
Euch den sanften Thon?

Sangen unter Myrthen
Euch die Grazien
Götter oder Hirten
In Arcadien?

Den Hirten in Arcadien sang sie mein gütiger Knebel, und die Grazien sagten, Sie wären den Griechen gesungen, der Deutsche, sein Schüler hätte so fein, sie nicht verdient. Was für Liederchen müßen unter ihren Papieren noch liegen? Suchen sie doch nach, und senden mir alles! sie begeistern mich damit, und dann geb' ich Ihnen, wie meinem Kleist, Lied für Lied! Hermanns Schlacht dünkt mich so vortreflich wie Hermanns Sieg. Die Prosa so schön wie Thusnelden, die Barden Gesänge so frey muthig und stark, wie Siegmer oder Horst Eingeweihet, aber zu dem Geheimnißen dieser Gesänge muß man seyn, wenn man wie ein ehrlicher Deutscher hören und urtheilen will! Klopstock selbst wird unser Weihepriester seyn! An seiner Abhandlung vom Silbenmaße, viel beträglicher als die vor dem Dritten Gesange des Meßias wird gedruckt.

Und Sie wolten über Leipzig nach Ansbach. Und nicht über Halberstadt gehn? bey der Freundschaft, der wir einen Gott erschaffen wollen, beschwer' ich meinen Knebel Halberstadt dem prächtigen Leipzig vorzu ziehen oder über Halberstadt nach Leipzig zu gehen, ein Umweg von etlichen Meilen! Meinen Jacobi finden sie dann schon wieder zu Halberstadt. Im Hertzen aber werd' ich Angst empfinden, wenn ich zu meinem Uz sie nicht begleiten kan! mit einem Briefchen hat er mich gestern erfreuet; er weiß es, daß ich einen Knebel vom Himmel zum Geschenk erhalten habe, bald soll ers noch beßer wißen!

Ihr
Gleim

Potsdam den 26ten Septbr. 1769

Ihre Leyer? Ein zu kostbares Geschenk für mich! Was soll ich damit machen? Sie würde mich kleiden, wie einen rauhen Achill die Rüstung eines Amors. Die Schönste der Musen hat Ihnen dieselbe anvertraut, und die Muse wußte wohl wem sie solche gab. Ach, zu

lange wird Ihnen kein Zweyter darauf nachſpielen! Für mich Anfänger thut ja wohl ein geringeres Holz Dienſte. Lehren Sie mich nur etwas von der göttlichen Kunſt daßelbe zu beſeelen!

Hat mein Liedchen einiges Verdienſt — das es doch haben muß, da es Ihnen gefällt! — ſo iſt es ganz das Ihrige. Wem ſollte ſich die Anmuth ſolcher niedlichen Gedichtchen nicht etwas ſeiner Seele mittheilen? Ich kam aus einem Roſenwalde, was Wunder daß ich nach Wunder roch!

Mehr ſolche Liedchen! Vielleicht daß mein Ohr endlich die rauhen Töne verlernt und anderer gewohnt, auch dieſe nachzulallen ſich bemühet. Ihr neuer Tempel ſcheint ganz dazu beſtimmt. Ach! Mit welchem Liedchen ſoll ich mir den Zugang zu demſelben erkaufen? Ein ſo gutes Göttchen! Wer wollte Ihm nicht dienen? Und dazu wenn Sie — auch nur Küſter in dem Tempel ſind!

Ich ſoll Ihnen noch andere von meinen Liedern überſchicken? Wenn ſie ſo bezahlet werden, warum nicht? Aber laßen Sie Sich Ihres Kaufes nur nicht reuen! Für jedes derſelben fordere ich eins von den Ihrigen wieder!

Hier haben Sie Zwey! Sie ſind beyde unohngefehr in demſelben Jahre verfertigt, wie das letzte. Ich weiß nicht, ob ich noch, nach dieſer Zeit, viele Beßere für Sie finden werde. — Das iſt ſchlimm, werden Sie ſagen, man muß ſich ſtets beßern! — Sie haben Recht, theuerſter Freund! und ich bin nur zu ſehr Ihrer Meynung.

Aber woran es liegt, kann ich wirklich nicht ſagen. Vielleicht, daß ich in meinem Stande zu ſehr der Zerſtreuung ausgeſetzt bin, und daß mich dieſes die Kräfte des Geiſtes nicht gehörig Zuſammenfaßen läßt. Sammlung und völlige Freyheit des Geiſtes erfordert jedes bedenckliche Werck der Kunſt, und warum nicht ein Gedicht? Wie weit ich auf eines von dieſen beyden Anſpruch zu machen habe, will ich jetzt nicht zergliedern! Beurtheilen Sie meine Gedichte, aber laßen Sie dabey der Stimme des Freundes nicht den Ausſpruch der Kritik verhehlen! Ihr ſtrengſtes Urtheil wird mir am meiſten ſchmeicheln.

Erlauben Sie wohl, daß ich hier wie von ohngefehr, auf Ihren und Meinen (denn warum ſollte Er nicht auch der Meinige ſeyn können?) auf unſern Kleiſt alſo, kommen darf!

Glauben Sie, daß die gänzliche Barbarey zu der er hier gezwungen war, ſeinem Genie ſo ganz nachtheilig geweſen ſey? Ich glaube es nicht! Da Er niemand halte, mit dem Er ſich, wenn Ihm ſein Freund fehlte, unterhalten konnte, ſo flüſterte Er zu ſeiner Muſe, und die Muſe hat Ihn reichlich dafür belohnt. Weit beßer war ſeine gänzliche Unwißenheit, als der laue Umgang, der einſchläfert, zu nichts erweckt.

Im Grunde nur eine erträglichere Barbarey! Die Musen wollen, gleich der ewigen Gottheit, lieber nicht gekannt als schlecht verehrt seyn.

Und wieder auf unsern Kleist! Ich habe Ihn zu oft bey mir mit dem Virgil verglichen. Sagen Sie mir, Sie, der Sie Ihn ganz gekannt haben, ob nicht dieser Vergleich paßt? In einer ruhigeren Situation, was würde Ihn von dem Ersteren unterschieden haben? Sein Frühling war nur eine Probe seines Genies. Wie leicht würde er nicht zu einer Georgide herangeschwollen seyn, so wie Aestides und Paches zu einer Aeneide. Dieses letztere Gedicht rechtfertigt den Vergleich am meisten; und außerdem noch vieles. Kurz, Kleists Genie war noch größer wie seine Werke.

Daß ich über Halberstadt nach Ansbach werde gehen können, daran zweifle ich. Der Umweg ist mir diesmal zu groß, und beträgt, nach meiner Rechnung beynahe 17 Meilen. Die lange Reyße, die Jahreszeit, zumals da es sich noch 14 Tage verzögern kann — die Gesellschaft, welche ich über Leibzig eher bekommen kann, alles räth mich ab, die Freude meines Herzens andern Vortheilen vorzuziehen. — Denn Freude des Herzens ist es gewiß meinen Gleim zu umarmen, und wie brenne ich nicht dazu! — Vielleicht daß ich mir solches auf der Rückreyße vorbehalte! Vielleicht noch ein andermal; denn im Vertrauen, ich bin Willens wenn ich andere Dienste finden kann, die hiesigen zu verlaßen. Doch dies ist ein Geheimniß! —

Leben Sie wohl! Ich bin tausendmal

der Ihrige

vKnebel

Potsdam d. 12t April 1770.

Die Güte meines Freundes macht mich schamroth. Muß ich aus Ihrem Munde die Entschuldigung hören, die der meinige kaum wagen durfte? Auf welche edle Art wißen Sie Ihren Freund außer aller Verlegenheit zu sezen!

Nein, vergeßen hatt' ich Sie nicht, bester Mann und Freund! Wie sollt' ich Sie vergeßen können. Meine Freundschaft ist geschäftig; sie bauet im Stillen fort und suchet die Grundsteine der Tugend zu befestigen, worauf eine Freundschaft gleich der Ihrigen, bestehen kann.

Freylich war ich Ihnen einige Nachricht von Ihrem Uz schuldig. Zerstreut von einer Reyße, welche verschiedene starke Eindrücke in mir zurückgelaßen und während welcher ich beynahe beständig krank und unbäslich war, konnt ich mich sogleich nach derselben nicht so erholen, um mit freyer Seele davon mit meinem besten Gleim mich zu unterhalten. Sie zu besuchen, war noch weniger möglich. Ich würde Gefahr

gelaufen haben, nach ein paar Tage Ruhe gänzlich liegen zu bleiben, und dies durft' ich, da mein Urlaub bereits verschiedene Tage zu Ende war, nicht wagen. Ich mußte zufrieden seyn, daß ich nur hierher kam. — Können Sie mir also, aber auch im Ernste verzeyhen? O so sind Sie mein bester Mann! Ich liebe Sie unendlich, und ich fühle es, daß unsere Herzen auf Einen Ton gestimmt seyn müßen.

Kein anderer, der Genius der Liebe und der Freundschaft nur alleine konnte Sie zu dem süßen Gedanken begeistern uns Selbsten allhier zu besuchen. Welch' ein vortreflicher Mann sind Sie! Wer hat Sie doch so unterrichtet den Wünschen der Freundschaft zuvorzukommen?

Meine beyden Arme sind Ihnen offen. Fliegen Sie dahinein! Sie sollen meine kleine Wohnung zu einem Tempel der Freundschaft machen. Und Sie säumen noch? — Bis der König nach Ollmütz geht? — O wie lange ist noch dahin! Nein· eher müßen Sie kommen! Jetzt ist zwar nichts als Waffen und Geschrey unser Loos; aber bald nach der Mitte des May, geht der König zur Berliner, von da zur Pommerschen und Magdeburgschen Revue, — dies ist der Zeitpunkt, wo ich meinen Gleim wiedersehen muß, und seine Ankunft soll mir erst den Frühling mitbringen. Eher will ich diesen nicht haben. Aber kommen Sie ja keinen Tag zu späte!

Voll reif'rer Anmuth seh' ich dann
Den jungen Frühling blühen,
Und Grazien und Nymphen dann
Voll süßer Freude glühen.

Die Nymphen dieser Flur, die sonst
Bey ihrem Spiel Dich sahen,
Dich küßten, Dich und Deinen Kleist
Hier pflegten zu umfahen;

Des ew'ger Schatten nun auf Dich
Von seinem Himmel schauet,
Und seufzt — indem die Freundschaft hier
Ein Denkmal ihm erbauet.

Sie kommen uns gewiß allen gleich erwünscht. Hr. von Aschersleben wird Sie in einem besonderen Schreiben darum bitten, in seinem Hause zu wohnen. Gönnen Sie ihm doch diese Freude!

Ihr Knebel würde glauben das erste Recht darauf zu haben, wann er es Ihnen zumuthen dürfte, in einer Stadt auf dem Lande zu wohnen. Aber auf alle Freuden Ihrer Gegenwart macht er den größten Anspruch. Noch mehr, er verlangt Sie auch zuweilen alleine zu haben.

Daß Sie Ihren Jakobi von sich laßen, ist nicht hübsch. Sie sollten wenigstens diesen liebenswürdigen Dichter uns auch kennen lernen. Ohne Zweifel ist Er ein ebenso liebenswürdiger Mann, da Sie ihn lieben.

Für die niedlichen Gedichtchen, die Sie mir von demſelben überſchicket, danke ich, nebſt allen den Freunden unter die ich ſie vertheilet, auf das Zärtlichſte. Für das Liedchen zu Ihrem Geburtstage, habe ich daßelbe Gefühl mit Ihnen. Es iſt einer Grazie würdig. Nur aus Unwißenheit haben wir Ihren Geburtstag hier nicht gefeyert.

Vergeßen Sie doch nicht die Grazien unſeres Wielands unter die Ihrigen zu verſtecken, wenn Sie hierher kommen. Wir wollen beyden opfern. Aber länger als ein paar Tage müßten Sie hier bleiben! Sie wißen nicht, wie viel Sie hier zu ſchaffen haben!

Alles verſpare ich bis dahin. Denn allerdings hab' ich Ihnen auch noch vieles von dem Mann Uz zu erzählen. Jetzt kann ich Ihnen nur ſagen, daß Er mein Freund iſt, daß ich in Ihm noch mehr als den Dichter, den weiſen Manne verehre. Freylich fand ich noch Nebel die dieſe Sonne umgaben. Nebel ſeines Landes. Sie zerſtreuten ſich, je näher ich zu ihr trat; und ihr Bild blieb mir ſtets überzeugend und verehrungswürdig. — Noch hab' ich Ihm nicht geſchrieben.

Leben Sie wohl beſter verehrungswertheſter Mann! Verzeihen Sie meine Eilfertigkeit den Unruhen meiner Wache.

Ich bin mit dem zärtlichſten Gefühle

Ihr

ewig treuer Knebel.

Potsdam d. 15ten Okt. 1772.

Ich weiß vorjezt durch nichts beſſeres mein Andenken bey Ihnen, mein verehrungswertheſter Gleim, zu erneuern, als durch beiliegende Kleinigkeit! Sie iſt in dem guten Vorhaben von mir aufgeſucht, und für das Ohr des Dichters und Muſikers vorher zubereitet worden, um dadurch das Schickſal ihres Verfaßers etwas zu erleichtern. Es iſt mir auch nicht ganz mislungen, obgleich der Dichter dieſer Beyhülfe anjezt nicht mehr ſo nöthig hat, da das im vorjährigen Allmanache befindliche Stück von ihm, ſeiner Schweſter in Danzig vermerckt hat, ihm mit monathlicher Hülfe von 2 Dukaten beyzuſtehen. Er iſt alſo anjezt Freywächter auf die Poeſie, und mit ſeinem Zuſtande recht wohl zufrieden, da er nicht Luſt hat, einem andern Geſchäfte, außer dem Soldatenſtande und der Poeſie, ſich zu unterziehen. Dieſe leztere iſt nun freylich auch, mit ſeinem Stande, ziemlich von ihrer Würde heruntergeſtiegen, und ich finde darunter, außer ein paar Gedichten, die ſich noch für einen künftigen Muſ' All zufeilen laßen, weniges Taugliches. Eins davon, weil es den Nahmen unſeres Kleiſts enthält, werd' ich Ihnen noch abſchreiben.

Sehen Sie, das ist alles, was ich Ihnen von meiner Arbeit vorzeigen kann! und obgleich ich schon seit ein paar Monathen als krank paßire, — da ich meinen Abschied von hier zu nehmen willens bin, — so ist doch die Muse deshalb nicht viel zärtlicher gegen mich gewesen. Vielleicht daß sie sich in dem Vaterlande der Uze, das ich nun bald wie ich hoffe besuchen werde, gütiger finden läßt.

Was macht aber der Halberstädtische Anakreon? was macht sein Petrarch? Darf man von Beyden so wenig, als von Ihrem Jacobi hören? Als Götter verhüllen sie sich vor uns in Wolken, und laßen mehr durch Zeichen ihr Daseyn erkennen. In der That, niemand der nur 10 Zeilen gereimt hat, kann unparteyischer loben, als ich! Zuweilen ein Briefchen von dem Samler des Allmanachs, und dies ist mein ganzer poetyscher und litterarischer Umgang! Dieses musenlose Leben macht aber viele Freude entbehren! —

Unserm Anakreon wünsche ich noch zum neuen Jahre, das selige Alter seines Nahmenstifters! und unserm Petrach, vors erste, die beste Laura!

Leben Sie wohl, und lieben Sie

Ihren

ganz eigenen v Knebel.

Die Texte unserer Volkslieder.

Von **H. Boll** in Brühl.

Überall auf Erden begegnen wir auf Schritt und Tritt zwei einander entgegengesetzten Formen der Erscheinung, dem Entstehen und Vergehen. Von diesem Werden und Verschwinden ist nichts ausgeschlossen, nicht einmal die Krone der Schöpfung, der Mensch. Diese traurige Thatsache läßt sich nicht wegleugnen. An allem, sogar am festesten Felsen, zeigt und übt der alles zerstörende Zahn der Zeit seinen Einfluß, seine Macht. „Alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht." Am einfachsten und klarsten erkennen wir diese Wahrheit in unseren Wohnungen. Wie oft müssen die schadhaften Stellen an den Wänden ausgebessert und die der Wetterseite ausgesetzten Teile mit einer neuen Farbendecke versehen werden? Wo das nicht geschieht, der Ort ist nach des Altmeisters Urteil übel regieret.

Wie mit den materiellen Dingen, so geht es leider auch mit den geistigen Gütern der Nation. Auch sie müssen wir täglich aufs neue zu erwerben suchen, wenn wir im Besitze bleiben wollen. Unser Vaterland hat nun an geistigen Gütern gottlob einen großen Reichtum.

Zahlreiche Vertreter der verschiedenen Künste und Wissenschaften stehen in ausgezeichneter Auswahl auf der Hochwacht, um die ihnen anvertrauten Schätze zu beschützen und vor dem Untergange zu bewahren.

Nun besitzt das deutsche Volk ein Kleinod, um welches andere Nationen dasselbe mit Recht vielfach beneiden, es sind unsere Volkslieder, die man wohl füglich in zwei Gruppen einteilen könnte. Von den meisten, zumal den älteren, sind die Namen der Verfasser nicht auf uns gekommen. Aber wir besitzen auch eine nicht geringe Anzahl von Kunstliedern, in denen die uns bekannten Dichter das Glück hatten, den Volkston zu treffen. Man könnte sie Volkslieder im engeren Sinne nennen. Beide Klassen versinnbilden nicht selten die edelste und zarteste Blüte der Poesie; sie sind so innig, so tief, so wahr, daß nur ein deutsches Gemüt eine solche Empfindung gleichsam aushauchen konnte. Wie nun alles hienieden, was Menschenhand gebildet, der Veränderung, der Verwitterung und so allmählich der Zerstörung anheimgegeben ist, so ergeht es auch unsern herrlichen Volksliedern. Es scheint fast, als ob das Dichterwort für vogelfrei erklärt wäre und ein jeder Herausgeber sich für berechtigt hielte, den ihm nicht gehörenden Text beliebig umgestalten zu dürfen. Viele zeigen so wenig Pietät gegen den Dichter, daß sie den Text nach ihrem Gutdünken umändern. Wir wollen weder über die noch Lebenden den Stab brechen, noch nachträglich den Verstorbenen Vorwürfe machen. Aber — sunt certi denique fines! Es ist hohe Zeit, daß denen, die entweder durch Absicht oder durch Nachlässigkeit den Zerstörungsprozeß unterstützen, ein ernstes Quousque tandem entgegengerufen werde. Es dürfen die berufenen Behörden nicht fürder dulden, daß unsere Kleinode von kundiger oder gewissenloser Hand zerpflückt und zerarbeitet werden. Den Diamant schleift nur ein Diamant, unser Volkslied soll nur von einem Kenner des Volksliedes herausgegeben werden.

Auf etwaige wohlbegründete Veränderungen im Texte der Gedichte wollen wir hier nicht näher eingehen. Sie sind durchaus zu billigen, wenn man sonst das ganze Gedicht fallen lassen müßte. In den Töchterschulen kann ruhig gelernt werden: „Ihr Schurken, komm' ich hinein, so wißt, soll hängen das, was männlich ist" (Bürger).

Aber geradezu albern und lächerlich ist es, in dem „Erkennen" von Nep. Vogl aus dem „Schätzel" eine Schwester, eine Tante oder gar einen Onkel zu drechseln. Ist denn etwa eine Braut, wie der Dichter sie uns vorführt, nicht erst recht durch ihr bescheidenes und anspruchsloses Auftreten eine zur Sittlichkeit, wenn auch mit stummer Sprache auffordernde und anfeuernde Erscheinung? Ihr sollten wir ausweichen, anstatt sie zu bewundern? Also lasse man die Texte insoweit

unangetaſtet, als Ethik und Äſthetik es geſtatten. Gegen die willkürlichen Veränderungen der Texte zieht Curt Hentſchel in ſeinem leſenswerten Aufſatze thatkräftig zu Felde (vergl. Otto Lyon, Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 1894. I. S. 36—40).

Von jeher ſind unſere Volkslieder der Veränderung unterworfen geweſen. „Die Geſtaltung eines Stoffes, und ſei es des kleinſten Liedes, geht immer von einem Einzelnen aus. Der wahre Volksdichter ſingt und ſagt nur das, was die Geſamtheit des Volkes leicht faßt und was ihr gefällt. Wo in einem Liede ein Ausdruck, eine Wendung, ein Bild nicht ganz glücklich gewählt oder nicht allgemein verſtändlich iſt, da ändert das Volk und macht ſich alles mundgerecht. Das Volkslied hat alſo einen langen Bildungsprozeß durchlaufen, und viele haben es ſich zugerichtet. Je nach dem beſonderen Charakter der Landſchaft, je nach der Stimmung und Richtung der Zeit geſtaltete ſich die jeweilige Zurichtung gar ſehr verſchieden, und kaum daß in einem Dorfe, geſchweige innerhalb eines ganzen Stammes ein und dasſelbe Lied in übereinſtimmenden Worten geſungen wurde“ (vergl. Linnig, Vorſchule der Poetik und Litteratur. Paderborn 1888, S. 112). Aus dieſen Worten des kundigen Beurteilers erſehen wir, daß die Volkslieder das Herakleitiſche *Πάντα ῥεῖ* voll an ſich erfahren haben.

Aus dieſer geſchichtlichen Entwicklung der Volkslieder ſcheinen nun einige Herausgeber das Recht für ſich in Anſpruch genommen zu haben, bis auf unſere Tage hinab den Wortlaut der Texte beliebig drucken zu laſſen. Dieſem Zuſtande muß nunmehr ein Ende gemacht werden; der Text muß eine feſte, unabänderliche Form und Geſtalt erhalten. Es darf nicht länger zugegeben werden, wie es jetzt vielfach der Fall iſt, daß der Gymnaſiaſt von einem Volksliede in ſeinem Geſangbuche einen weſentlich anderen Text hat, wie in ſeinem deutſchen Leſebuche. Beinahe iſt es ſchon ſoweit gekommen, daß die Texte der deutſchen Volkslieder im deutſchen Unterrichte ſo behandelt werden müſſen, wie es z. B. bei einer natürlichen und geſunden Behandlung des Horaz ausgeſchloſſen iſt: es muß Textkritik getrieben werden. Sollen wir etwa mit verſchränkten Armen ſo lange abwarten, bis auf unſern Hochſchulen Vorleſungen über Textkritik des Wortlautes unſerer ſchönen Volkslieder angekündigt werden? Dann ade mit dem Genuſſe unſerer herrlichen Schöpfungen, wenn die Texte in der bisherigen Weiſe zerlegt, zergliedert, zerpflückt, zerriſſen und zerzauſt werden. Anders iſt die Sache, wenn der Dichter ſelbſt an ſeinem Werke geändert und gefeilt und den Wortlaut zu verbeſſern geſucht hat. (Vergl. z. B. Textkritiſche Studien zur Minna von Barnhelm. Von Alexander Bieling. Wiſſenſchaftl. Beilage z. Progr. des Leſſing-Gymnaſiums zu Berlin. Oſtern 1888.)

Man sollte glauben, daß die Schule ihren Zöglingen nur Lehrbücher mit übereinstimmenden Texten der Volkslieder in die Hände gäbe. Daß dies nicht der Fall ist, sollen die folgenden Proben zeigen. Es sind absichtlich der Kürze wegen nur drei Gedichte ausgewählt und die abweichenden Lesarten untereinander gestellt.

1. Preußenlied.

Fest sind die Liebesbande — Fest sind der Liebe Bande.
Und wenn der böse Sturm uns einst umsauset —
Und wenn der böse Sturm mich wild umsauset.
Und was nicht bebte, war des Preußen Mut —
Und was nicht bebte, war der Preußen Mut.
Wo Lieb' und Treu' sich so dem König weihen —
Wo Lieb' und Treue sich dem König weihen.

2. Die Wacht am Rhein.

Der deutsche Jüngling, fromm und stark —
Der Deutsche, bieder, fromm und stark.
Beschirmt die heil'ge Landesmark —
Beschützt die heil'ge Landesmark.
Aufblickt er in des Himmels Blau'n —
Er blickt hinauf in Himmels Au'n —
Aufblickt er, wo der Himmel blaut.
Wo tote Helden niederschau'n —
Wo Heldengeister niederschau'n —
Wo Heldenväter niederschau'n —
Wo Vater Hermann niederschaut.
Betritt kein Welscher deinen Strand —
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein —
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein.

3. Nationalhymne.

Wie Fels im Meer — Ein Fels im Meer.
Nicht Roß, nicht Reisige — Nicht Roß und Reisige.
Wir alle stehen dann — Wir aber stehen dann.
Gründen — Gründet — Sichern den Herrscherthron.
Handel und Wissenschaft — Handlung und Wissenschaft.
Heben mit Mut und Kraft — Hebe mit Mut und Kraft.
Finden ihr Lorbeerblatt — Finde ihr Lorbeerblatt.
Glüh' und erlösche nie — Glüh' und verlösche nie.
Heil, König, dir — Heil, Kaiser, dir — Heil, Herrscher, dir.

Diese wenigen Proben werden hoffentlich genügen. In einer solchen Mißhandlung des Textes liegt die reine Verhöhnung der vaterländischen Gefühle, die jedem Rheinländer, jedem Preußen, jedem Deutschen hehr und heilig sind. Wahrlich, wenn die Dichter noch lebten, sie würden ohne Zweifel die ganze Schale ihres Zornes über die Männer aus-

gießen, welche in dieser Weise fremdes Eigentum behandeln. Nein, unsere Dichter, die uns ihre von bewunderungswürdiger Begeisterung getragenen vaterländischen Geisteserzeugnisse unentgeltlich übergeben und hinterlassen haben, erwarten von uns eine so große Impietät nicht. Wenn wir schon eine Freimarke, ein Siegel, eine Münze, ein kunstvoll geschliffenes Glas, eine Statue gut verwahren und ängstlich hüten, um wie viel mehr unsere geistigen Schätze, die zur Vollbringung zahlloser Heldenthaten und zur Aufbauung unseres Vaterlandes wesentlich beigetragen haben. Wir üben lediglich eine Ehrenpflicht der Dankbarkeit, wenn wir das uns überkommene geistige Erbgut nicht dem Verfalle und der Zerstörung überantworten. Abgesehen von diesem idealen Standpunkte hat unser Verlangen auch seine hervorragend praktische Seite. Die Schüler einer Klasse kommen oft von verschiedenen Anstalten; die von ihnen gelernten Gedichte sollen nach dem Willen der Behörden später wiederholt werden. Die Erfüllung dieser weisen Forderung wird mindestens sehr erschwert, wenn auch nicht geradezu unmöglich gemacht, und ein frischer, fröhlicher und gedeihlicher Gesang kommt weder in der Schule, noch nachher im Leben auf Festen und Ausflügen zustande.

Mögen die geistigen Wächter deutschen Lebens und Strebens sich die Heilung des besprochenen Übelstandes recht bald angelegen sein lassen, dann ist der Zweck der vorliegenden Zeilen erfüllt. Als erhebendes und beschämendes Vorbild zugleich kann uns das befreundete Österreich dienen, wo der Text der herrlichen Nationalhymne amtlich festgestellt und von Seiner Majestät endgiltig gutgeheißen worden ist.

Der Geschmack der Quintaner und Quartaner.

Von **Rudolf Wessely** in Berlin.

Im vierten Heft des elften Jahrgangs dieser Zeitschrift hatte ich Mitteilungen über den „Geschmack der Sextaner" gemacht. Inzwischen habe ich den entsprechenden Versuch am Ende des Schuljahres in der Quinta und Quarta desselben Gymnasiums angestellt; zugleich hat ein mir befreundeter Kollege dasselbe in der Quarta eines Realgymnasiums gethan und mir das Material zur Verfügung gestellt. Ich lasse nun die Resultate hier folgen.

Den Schülern wurde wie in Sexta die häusliche Aufgabe gestellt, daß sie aus dem deutschen Lesebuch von Hopf und Paulsiek (41. Auflage, 2. und 3. Abteilung) drei Prosastücke und drei Gedichte, die ihnen am besten gefallen hätten, aufschreiben sollten, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob dieselben in der Schule behandelt waren oder nicht.

Wieder sollten die kleineren, im Lesebuch mit den Buchstaben a, b, c u. s. w. bezeichneten Stücke ebenso wie hier unter eine Nummer gerechnet werden; außerdem sollten in Quinta die Sagen aus Homers Ilias und Odyssee unter je einer Nummer zusammengefaßt werden, damit nicht zu viel Stimmen auf die einzelnen Abschnitte dieser so beliebten Stoffe zersplittert würden.

Wie die Sextaner hatten auch die Quintaner — es waren 46 Schüler — überhaupt nur die kleinere Hälfte der Stücke des Lesebuchs, 80 von 175, aufgeschrieben, 40 von den nach unserer Zählung sich ergebenden 89 Prosastücken und 40 von den 86 Gedichten.

Unter den Prosastücken erfreuten sich der größten Beliebtheit die Sagen. Zwar war nur die Hälfte der 28 Sagen des Lesebuchs ausgewählt worden, aber auf diese kamen 58 Stimmen. Nicht weniger als 18 Schüler hatten die Erzählungen aus der Odyssee ausgezeichnet und 8 die aus der Ilias, 3 von ihnen sogar beide Gruppen. Dabei ist noch zu bemerken, daß eine ganze Reihe gerade derjenigen Schüler, die bei der Behandlung der Homerischen Sagen in der Klasse am lebhaftesten und eifrigsten waren, sie hier nicht genannt hatten, weil sie dieselben von früher her in ausführlicherer und zum Teil hübscherer Darstellung kannten. Jedenfalls ist es wohl sicher, daß die Erzählungen aus der Ilias und besonders aus der Odyssee die Lieblingslektüre dieser Altersstufe bilden. Ein Knabe hatte außer der Odyssee auch „Herakles" und „Theseus" angegeben, im übrigen litten aber die anderen, an sich auch sehr beliebten griechischen Sagen in diesem Falle wohl etwas unter der Konkurrenz mit Homer; „Herakles" hatte 4 Stimmen erhalten, „Theseus" 2 und „Der Argonautenzug", gewiß auch infolge der kurzen und nüchternen Darstellung, nur eine.

In auffallender Weise treten die römischen Sagen hinter den griechischen zurück; nur „Tarquinius Superbus" und „Die Eroberung Roms durch die Gallier" waren je einmal genannt. Dagegen waren die deutschen Sagen wieder mehr vertreten, allen anderen voran die Gudrun-Sage mit 8 Stimmen, wobei noch zu erwägen ist, ob sie nicht noch öfter ausgezeichnet worden wäre, wenn sie nicht in demselben Bande wie die Homerischen Sagen stände. Außerdem waren „Wilhelm Tell" fünfmal, „Der Schwanritter" und „Widukinds Bekehrung" je dreimal, „Der Grenzlauf" zweimal, „Der Rabe auf dem Schloßhof zu Merseburg" und „Die Gold suchenden Venetianer im Fichtelgebirge" je einmal aufgeschrieben worden.

Nebenbei möchte ich hier erwähnen, daß die in Sexta und Quinta so beliebte Nibelungen- und Gudrunsage in Unter-Tertia nach meiner Beobachtung verhältnismäßig wenig Interesse bei den Schülern findet.

Es scheint mir das auch ganz natürlich; der Stoff ist ihnen bekannt, das Abenteuerliche und Wunderbare vermag sie nicht mehr so zu fesseln wie früher, und ein wirkliches Verständnis des tiefen poetischen Gehalts ist noch ausgeschlossen. Der letzte Grund trifft in noch höherem Maße bei den nordischen Sagen zu, die allerdings auf den kleineren Teil der Schüler, der sie noch nicht aus häuslicher Lektüre kennt, mit dem Reize des Neuen wirken. Vielleicht würden die germanischen Sagen mehr zu ihrem Recht kommen, wenn sie wie die Homerischen zuerst in den untersten Klassen behandelt, dann aber den Schülern erst wieder in Sekunda vorgeführt würden.

Ihrer unbedingten Vorliebe für die Sagen hatten 5 Quintaner dadurch Ausdruck gegeben, daß sie nur solche auswählten; mehrere andere schrieben wenigstens zwei auf. Mit derselben Konsequenz wählten 5 Schüler lauter geschichtliche Stoffe, und die geschichtlichen Charakterzüge und Lebensbilder nahmen überhaupt nach den Sagen den zweiten Platz ein. Außer der für Kinder zu abstrakt dargestellten „Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern" hatten alle 14 Stücke Stimmen erhalten, und zwar im ganzen 44. Gerade die Abschnitte aus der griechischen und römischen Geschichte, die ich nicht in der Schule besprochen hatte, weil sie eigentlich dem Geschichtspensum der Quarta angehören, hatten besonders Anklang gefunden; „Alexander der Große" war sechsmal, „Solon und Krösus" und „Hannibal und Scipio" je fünfmal, „Sokrates" viermal und „Themistokles" einmal aufgeschrieben worden. Daß aber auch die neuere vaterländische Geschichte für die Quintaner noch ebenso unmittelbares Interesse wie für die Sextaner hat, zeigte die sechsmalige Hervorhebung des Lesestücks „Aus dem deutschen Kriege 1870—1871". Außerdem hatte „Gottes Strafgericht in Rußland" 4 Stimmen erhalten, „Luthers Leben" und „Die Besiegung des Quinctilius Varus" je 3, „Bonifacius", „Preußens Erniedrigung" und „Die Schlacht bei Leipzig" je 2 und „König Heinrich I." 1 Stimme.

Wie in Sexta folgen an dritter Stelle die Erzählungen. Vor allem bewährte sich Hebels unvergleichliche Erzählerkunst; „Kanitverstan" erhielt nächst der Odyssee überhaupt die größte Stimmenzahl, nämlich 11, und „Die gute Mutter" 6. Daß die hübsche Erzählung vom „Solenhofer Knaben" gar nicht erwähnt war, lag wohl daran, daß sie im Schreibunterricht zu Übungen verwendet worden war. Die beiden übrigen Erzählungen wurden zweimal aufgeschrieben. Übrigens hatte ein sehr begabter Schüler, der schon beim Eintritt in die Klasse auffallende Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte und Sage besaß und dies Interesse weiter bethätigte, jetzt lauter Erzählungen den Preis zuerkannt.

Im Vergleich zu den beſprochenen Stoffen ſpielten die übrigen Gruppen eine ſehr geringe Rolle. Die beiden Märchen hatten noch 6 Stimmen erhalten, „Das Waſſer des Lebens“ 4 und „Die weiße Schlange“ 2, dagegen die 15 Fabeln zuſammen nur 5, von denen 2 auf die rührende Leſſingſche Fabel vom Schaf, das den Göttern ſein Leben opfert, kamen und je 1 auf „Die Geſchichte des alten Wolfs“, den „Rangſtreit der Tiere“ und die Fabel „Der Löwe und der Menſch“.

Von den „Bildern aus dem Völker- und Menſchenleben“ hatte nur „Der Götterdienſt der älteſten Griechen“ und „Gaſtfreundſchaft“ (von Jacobs) je einem Schüler ganz beſonders gefallen. Während ferner die Naturbilder in Sexta noch etwas mehr Anklang gefunden hatten, war nur von einem Quintaner das eine Stück „Die Raubvögel als Feldpolizei“ hervorgehoben worden, und es erſcheinen wohl auch gerade denjenigen Schülern, die ſich für Naturkunde vornehmlich intereſſieren, die an ſich niedlichen Schilderungen von Wagner bereits allzu kindlich. Wie in Sexta waren endlich die geographiſchen Bilder überhaupt nicht vertreten. Die Schilderungen aus Paläſtina dürften für den Standpunkt der Klaſſe wohl etwas zu hoch ſein, und Stücke wie „Deutſchland“ und „Der Thüringer Wald“ enthalten zu viel Phraſe und verhimmelnde Naturbetrachtung; eines Quintaners Auge ruht nicht „wonnetrunken auf dem wahrhaft zauberiſchen Stück Gottesſchöpfung“.

Gehen wir nun zu den Gedichten über. An erſter Stelle iſt hier die Gruppe der „Stoffe aus dem allgemeinen Menſchenleben“ zu nennen. Von den 18 Nummern hatten 13 zuſammen 54 Stimmen bekommen. Elfmal war vertreten und erſcheint ſomit als eines der Lieblingsgedichte der Quintaner das hübſche Gedicht von Fontane „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“. Macht ſchon der Stoff desſelben, der freundliche Herr, der den Dorfkindern Birnen ſchenkt, den Kleinen viel Vergnügen, ſo wirkte doch wohl auf die Berliner Jungen ausſchlaggebend der ihnen vertraute märkiſche Dialekt, und es liegt der Gedanke nahe, ob es nicht ganz zweckmäßig wäre, auch in die Leſebücher der Mittelſtufe einige Dialekt-Gedichte, etwa von Fritz Reuter oder Klaus Groth und von Hebel, aufzunehmen; dieſelben würden gewiß den Schülern Vergnügen machen, und der Lehrer könnte ihnen im Anſchluß daran leicht das Verhältnis zwiſchen Mundart und Schriftſprache zum Verſtändnis bringen.

Noch immer iſt ſeiner Wirkung auf die Knaben ſicher der edelmütige „Wilde“ von Seume, und ebenſo gefällt ihnen „Das Feuer im Walde“ von Hölty mit ſeiner lebendigen Schilderung des alten Invaliden und der Knaben Hans und Töffel; beide Gedichte waren je achtmal vertreten. Im übrigen zeigte ſich bei dieſer Gruppe, daß Aufopferung

fürs Vaterland und überhaupt der Tod Eindruck macht, und es trat eine Vorliebe für Rührendes und Ergreifendes, auch Schauerliches hervor. So waren „Die beiden Verwundeten", die übrigens nicht in der Schule beſprochen worden waren, ſiebenmal, „Hans Euler" und „Ein Friedhofsbeſuch" je viermal, „Die deutſche Mutter" und „Die drei Kreuze" je dreimal aufgezeichnet worden. Außerdem hatte noch „Das Erkennen" 2 Stimmen erhalten, „Eintracht", „Von des Kaiſers Bart", „Die Worte des Koran" und „Des fremden Kindes heiliger Chriſt" je eine Stimme.

Beſonders gern wurden auch viele von den Gedichten geleſen, welche ſagenhafte und geſchichtliche Stoffe behandeln. Von den erſteren, welche 14 Nummern umfaſſen, waren nur 3 nicht erwähnt: „Wie Kaiſer Karl Schulviſitation hielt", deſſen Inhalt ſchon von Sexta her aus einem Proſaſtück bekannt war, das recht überſchwengliche Gedicht „Könige und Hirten" und das legendenartige Gedicht „Der Gaſt". Als eines der Lieblingsgedichte der Quintaner iſt „Der Glockenguß zu Breslau" zu bezeichnen; 11 Schüler hatten ihm den Preis zuerkannt. Wie das Schickſal des Glockengießers die Knaben beſonders ergreift, ſo macht auch die Sage von „Stavoren" großen Eindruck; das Gedicht war achtmal genannt. Ferner erhielten „Graf Richard ohne Furcht" 5 Stimmen, das Gedicht „Die perſiſchen Geſandten", in dem der gelehrige Elefant viel Heiterkeit erregt, 4 Stimmen und die übrigen Gedichte je 1 oder 2, im ganzen die 11 Nummern 37.

Ganz ähnlich war es mit den Gedichten, welche geſchichtliche Stoffe behandeln; von den 12 Nummern waren 10 zuſammen ſechsunddreißigmal aufgeſchrieben worden. Die Gedichte, die von Schlachten und vom Tode fürs Vaterland handeln, wirkten am meiſten; „Die Trompete von Vionville" fand ſich neunmal verzeichnet, „Die Roſſe von Gravelotte" ſechsmal und „Der Trompeter an der Katzbach" fünfmal. Auch „Der Tod Friedrich Wilhelms III." hatte 5 Knaben beſonders gerührt; im übrigen hatten „Pippin der Kurze", „Rudolf von Habsburg", „Die Brandenburger im Türkenkriege", „Der alte Zieten" und „Die Heldenmauer" je 2 Stimmen und „Barbaroſſas Erwachen" 1 Stimme erhalten.

An vierter Stelle erſcheinen wie in Sexta die Fabeln, doch waren von 10 nur 3 aufgeſchrieben: Gellerts humoriſtiſche Fabel „Phylax" viermal, Goethes „Fröſche" und Arndts „Klee- und Zaunranke" einmal. Eine noch geringe Bedeutung hatten in den Augen der Schüler die 23 weltlichen Lieder; nur Hebels hübſches Gedicht „Der Sommerabend" war dreimal genannt und „Der deutſche Rhein" und das „Landwehrlied" je einmal. Gar nicht vertreten waren die „geiſtlichen Lieder".

Ebenso wie in der Wahl der Prosastücke zeigte sich auch in der der Gedichte die charakteristische Eigenart vieler Knaben. Fünf von ihnen hatten lauter sagenhaften Stoffen und fünf lauter geschichtlichen den Vorzug gegeben; sieben Schüler hatten nur rührende oder ergreifende Gedichte ausgewählt, und unter den letztgenannten war ein sehr begabter, ernster und stiller Knabe, aber auch zwei lustige, muntere, übrigens tüchtige Jungen, bei denen mich diese Wahl überraschte. Ein Quintaner hatte konsequent alle sechs Nummern der deutschen Geschichte entnommen, und bei einem anderen waren alle von kriegerischem Charakter.

Dieser ausgesprochene, für den betreffenden so bezeichnende Geschmack einzelner Schüler an bestimmten Stoffen trat bei den Quartanern nicht mehr so deutlich hervor, dagegen zeigte sich im allgemeinen mindestens ebenso klar wie in Quinta die Vorliebe der Klasse für bestimmte Lesestücke und Gedichte, ja sie konzentrierte sich sogar auf noch weniger Nummern wie in der vorangehenden Klasse. Von den 40 Schülern der Quarta des Gymnasiums, mit denen wir uns zuerst befassen wollen, waren nur 42 von den 93 Prosastücken und sogar nur 37 von den 98 Gedichten genannt worden.

Was zunächst die Prosastücke angeht, so standen noch wie in Sexta und Quinta Geschichte und Sage im Vordergrunde des Interesses; von den 23 geschichtlichen Stücken hatten 13 zusammen 39 Stimmen erhalten, von den 17 Sagen 14 im ganzen 37.

Unter den „geschichtlichen Darstellungen" fesselten die Knaben noch vornehmlich diejenigen aus der neueren vaterländischen Geschichte; doch war zu bemerken, daß die Personen und Ereignisse, die ihnen aus früherer Behandlung in der Klasse und aus häuslicher Lektüre am meisten vertraut waren, nun etwas zurücktraten. So war „Friedrichs des Großen Jugend", „Aus dem schleswig-holsteinischen Befreiungskriege 1864" und „Kaiser Wilhelms I. Lebensabend und seliges Ende" nur je dreimal vertreten, während „Aus der Zeit der Belagerung Kolbergs", eine lebhafte, auch persönlicher Züge nicht ermangelnde Schilderung der Belagerungsnot und der endlichen Befreiung, 8 Schülern besonders gefallen hatte. Sonst war noch aus der neueren deutschen Geschichte je einmal „Der Tod Schwerins in der Schlacht bei Prag" und „Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig" aufgeschrieben worden, aus der älteren deutschen Geschichte fünfmal das Stück über „Die alten Germanen", dreimal „Rudolf von Habsburg" und einmal „Otto der Große".

Hinter den Abschnitten aus der vaterländischen Geschichte blieben diejenigen aus der antiken stark zurück, zum Teil wohl deshalb, weil diese Stoffe im Geschichtsunterricht der Quarta selbst behandelt werden;

„Julius Cäſars Tod" hatte 5 Stimmen bekommen, „Sperthias und Bulis" 3, „Die Tierhetzen in Rom", und „Ein atheniſches Gymnaſium" und „Pyrrhus, König von Epirus" je 1 Stimme.

Dagegen fanden unter den Sagen die griechiſchen wieder ungefähr das gleiche Intereſſe wie die deutſchen; das düſtere, unheimliche Geſchick des Ödipus ergriff die Knaben ebenſo, wie ſie die Geſchichte des kraftvollen, kampfesfrohen Recken Dietrich von Bern erfreute. Wenn die Sagen von Dietrich von Bern im ganzen vierzehnmal und die von Ödipus neunmal vertreten waren, ſo iſt noch zu erwähnen, daß jene gerade am Schluß des Schuljahres beſprochen worden waren und alſo noch beſonders feſt im Gedächtnis hafteten; bei beiden Sagenkreiſen hatten übrigens mehrere Schüler die einzelnen Abſchnitte nicht auseinandergehalten, ſondern alle unter einer Nummer zuſammengefaßt, weshalb ſie ſich auch an dieſer Stelle nicht ſondern laſſen. Sämtliche übrigen deutſchen Sagen waren von einem oder zwei Schülern erwähnt worden, unter den griechiſchen „Perſeus" mit ſeinen wunderbaren Abenteuern fünfmal, „Antigone" zweimal und „Pallas Athene" einmal; hierbei ſei noch bemerkt, daß die aus Seemanns „Mythologie der Griechen und Römer" entnommenen Stücke über Zeus, Athene und Hephäſtus wegen ihrer zum Teil ſehr abſtrakten Darſtellungsweiſe für den Standpunkt der Klaſſe eigentlich viel zu hoch ſind.

Den Darſtellungen aus Geſchichte und Sage ſchließt ſich in der Quarta als weiterhin beliebteſte Gruppe die der „Bilder aus dem Völker- und Menſchenleben" an, welche in Sexta und Quinta wenig Anziehendes für die Knaben gehabt hatte. Allerdings enthält ſie im Quartaner-Leſebuch einige Stoffe, die ſo recht nach dem Herzen elf- bis zwölfjähriger Jungen ſind, und es iſt nicht zu verwundern, daß den „altdeutſchen Kampfſpielen" ſiebenmal und dem „Stiergefecht in Madrid" ſechsmal die Krone zuerkannt wurde. Auch die lebendige Beſchreibung des Brandes eines Landhauſes war fünfmal genannt, außerdem nur noch je einmal die „Geſchichte der Schreibkunſt" und „Der Truppendurchmarſch".

Auch die beiden Erzählungen wurden ſehr gern geleſen, ſowohl die rührende Geſchichte vom Tode des einzigen Knaben einer armen Witwe („Nur ein Sonnenſtrahl"), als das „nächtliche Abenteuer zweier norwegiſcher Freunde"; jene erhielt 7, dieſes 5 Stimmen.

Dagegen hatten die übrigen Gruppen der Proſaſtücke ungleich weniger Anklang gefunden, die geographiſchen Bilder und die Naturbilder allerdings etwas mehr als in Quinta; „Der Veſuv" fand ſich zweimal, „Italiens Natur", „Die Sahara" und „Norwegen" je einmal ver-

zeichnet; „Die Dürre in der Heide“ und „Die Windstille auf dem Meere“ hatte je 2 Knaben größeren Eindruck gemacht. — Von den 16 „Fabeln und Parabeln“ war nur „Die ewige Bürde“ von Herder zweimal aufgeschrieben, wobei wohl auch das orientalische Kolorit von Einfluß war. Überhaupt beobachtete ich im Unterricht, daß die Fabeln die Klasse langweilten; die sprechenden, sich wie Menschen benehmenden Tiere, welche kleineren Knaben viel Spaß machen, haben eben für die Quarta ihren Reiz verloren, und das Geistreiche, scharf Pointierte vieler Lessingscher Fabeln kann wiederum erst bei viel größerer Reife gewürdigt werden. — Von den beiden Märchen endlich hatte nur „die Gänsehirtin am Brunnen“ einen Liebhaber gefunden, und die Sprichwörter wurden, wie zu erwarten war, ganz übergangen.

Betrachten wir nun wieder die Auswahl der Gedichte, so fällt zunächst auf, daß wie in Sexta und Quinta, und eher noch in höherem Grade, die sagenhaften und geschichtlichen Stoffe und die erzählenden Gedichte „aus dem allgemeinen Menschenleben“ vor den Fabeln und den lyrischen Gedichten den Vorzug erhielten. Außerdem trat deutlich eine Vorliebe für die Schilderung glücklich überstandener Gefahren und kühner Abenteuer hervor, und fand die Verherrlichung von Mut und Tapferkeit, edelmütiger Aufopferung und Vaterlandsliebe lebhafte Zustimmung; auch das Rührende wirkte noch stark.

Von den sagenhaften Stoffen war nur „Drusus Tod“ gar nicht aufgeschrieben; die übrigen 13 Gedichte hatten zusammen 43 Stimmen erhalten, allen anderen weit voran „Harras, der kühne Springer“ 14, zum Teil allerdings gewiß unter dem Einfluß der erst kürzlich vorangegangenen Besprechung im Unterricht. Die von Roland handelnden Gedichte, die übrigens nicht alle Schüler scharf auseinandergehalten hatten, waren zusammen sechsmal, „Kaiser Otto und Leopold der Babenberger“ viermal, „Heinrich der Löwe“ dreimal, die Legenden vom „Hufeisen“ und „Christophorus“ vier- und fünfmal aufgeschrieben worden, die übrigen Sagen ein- bis zweimal; „Roland Schildträger“ und „Der getreue Eckart“ würden sich vielleicht in Quinta noch größerer Beliebtheit erfreuen.

Unter den geschichtlichen Stoffen befand sich eines der Lieblingsgedichte meiner Quartaner, nämlich „Das Grab im Busento“; 13 Knaben hatten sich dieses wirkungsvolle Gedicht gewählt. Außerdem hatten 4 Schüler das „Lied der Legionen“ genannt und 6 den „Preußen in Lissabon“, ein Gedicht, das mit seinem Wachsfigurenkabinett gewiß auf einer unteren Stufe noch viel größeren Beifall ernten würde. Von den übrigen Gedichten hatten noch 7 je eine Stimme erhalten, ohne daß dabei ein neuer charakteristischer Zug zu Tage trat.

Von den 17 erzählenden „Gedichten aus dem allgemeinen Menſchenleben" waren zwar nur 9 bevorzugt worden, aber dieſe nicht weniger wie vierzigmal. So hatte 9 Schülern „Das Lied vom braven Mann" vornehmlich gefallen. Ebenſo vielen hatte „Der Älpler" von Seidl und 8 Knaben „Die Trommel" von Beſſer großen Eindruck gemacht; dieſe beiden Gedichte waren nicht in der Schule behandelt worden, es muß aber in dem erſten die Schilderung der Lebensgefahr, der Verſchüttung eines Häuschens durch eine Lawine, und der endlichen Errettung, und in dem zweiten die Verherrlichung der Aufopferung fürs Vaterland für die Quartaner etwas beſonders Packendes gehabt haben. Ferner erhielt das Gedicht von dem ſein Leben opfernden „Lotſen" 5 und das etwas ſentimentale Gedicht „Der Räuber und das Kruzifix" 4 Stimmen, „Die Sonne bringt es an den Tag" 2 und „Der Schiffbruch", „Das Glöcklein des Glücks" und „Das Gewitter" je 1 Stimme.

Von den Gedichten der übrigen Gruppen kommen nur verſchwindend wenige in Betracht. Von 31 weltlichen Liedern waren nur „Die Auswanderer" dreimal und das „Lied eines alten Landmanns in der Fremde", „Das Lied von den deutſchen Strömen" und „Hurra, Germania!" je einmal vertreten. Von den 8 geiſtlichen Liedern war nur „Hütet eure Zungen, Augen, Ohren!", in dem den Knaben das Reimſpiel Spaß macht, einmal erwähnt worden, und was charakteriſtiſch iſt, die „Fabeln und Parabeln" fehlten ganz.

Wie ſchon erwähnt, trat bei der Auswahl der Proſaſtücke und der Gedichte die Eigenart der einzelnen Schüler in Quarta nicht mehr ſo deutlich hervor wie in den beiden unterſten Klaſſen. Immerhin hatten aber 3 Schüler mit Konſequenz lauter ſagenhafte Stoffe gewählt und 3 andere 5 Nummern dieſes Inhalts; auch bei anderen zeigte ſich ziemlich deutlich die Vorliebe für Sage und Geſchichte, und ein Knabe hatte nur geographiſche Proſaſtücke aufgeſchrieben. Freilich hatten es ſich auch manche Schüler etwas bequem gemacht und mehrere Nummern ausgewählt, die erſt kürzlich im Unterricht beſprochen worden waren; andere mochten auch überhaupt wenig Nachdenken auf die Wahl verwendet haben oder ſich dem Einfluß der Mitſchüler etwas überlaſſen haben, was mir in Sexta und Quinta noch ziemlich ausgeſchloſſen ſchien. Es nimmt eben in der Quarta doch ſchon das Intereſſe am deutſchen Leſebuch etwas ab, und beſonders die kleineren Gedichte, denen im allgemeinen ein ſpannender Inhalt fehlt, werden weit weniger als früher aus freien Stücken zu Hauſe geleſen. Jedenfalls hat ſich aber für die Klaſſe als Ganzes und ſomit für die Durchſchnittsſchüler im allgemeinen eine Reihe klarer Reſultate ergeben, und es iſt nun intereſſant, daß die Ergebniſſe in der Quarta des Realgymnaſiums im großen und ganzen ſehr

ähnliche waren wie in der Quarta des Gymnasiums, daß indessen auch einige bezeichnende Unterschiede hervortraten. Der Vergleich zwischen beiden Klassen wird dadurch sehr erleichtert, daß ihre Schülerzahl nur um 1 abwich.

Die Gesamtzahl der in der Quarta des Realgymnasiums überhaupt gewählten Stücke war fast dieselbe wie in der Gymnasial-Quarta; 41 Schüler hatten 39 Prosastücke und 41 Gedichte aufgeschrieben (im Gymnasium 40 Schüler 42 Prosastücke und 37 Gedichte). Im Vergleich zu den Gymnasiasten trat ein größeres Interesse für die Prosastücke aus der neueren deutschen Geschichte (55 Stimmen auf 15 Stücke gegen 39 auf 13) und ein bedeutend geringeres für die Sagen hervor (18 Stimmen auf 9 Stücke gegen 37 auf 14). So war allein „Aus der Zeit der Belagerung Kolbergs 1807" von 14 Schülern bevorzugt worden, allerdings auch dieser Abschnitt, wie überhaupt die meisten aus der neueren Geschichte, in der letzten Zeit besprochen worden. Die ältere deutsche und auch die antike Geschichte war ungefähr ebenso wie im Gymnasium vertreten. Dagegen hatten die Schüler des Realgymnasiums auffallend wenig Geschmack an den griechischen Sagen gefunden, die freilich auch im Unterricht selbst nicht behandelt worden waren; nur die Ödipus-Sage erhielt Stimmen und diese auch nur dreimal so wenig als im Gymnasium (3 gegen 9). Unter den deutschen Sagen wiesen die Sagen von Dietrich von Bern ein erhebliches Minus auf (6 Stimmen gegen 14), dafür „Vineta" und „Heinrich der Löwe" ein Plus (4 gegen 2, 3 gegen 1), und „Rolands Tod" erlangte die gleiche Stimmenzahl 2.

Ganz ebenso gern wie in der anderen Quarta wurden unter den Bildern aus dem Völker- und Menschenleben, die „altdeutschen Kampfspiele", „Der Brand des Landhauses" und „Ein Stiergefecht in Madrid" gelesen (7 Stimmen gegen 7, 7 gegen 5, 4 gegen 6); außerdem war noch „Der Tag eines Jägers" einmal genannt. Ebenso erfreuten sich die beiden Erzählungen ganz gleicher Beliebtheit, und der einzige Unterschied war, daß das „nächtliche Abenteuer zweier norwegischer Freunde" noch einmal mehr vertreten war.

Auch im Realgymnasium hatten die Naturbilder und die geographischen Bilder wenig Anklang gefunden; daß dabei das Verhältnis zwischen beiden Gruppen etwas verschieden war, ist nur von geringem Belang. (7 Stimmen auf 4 Naturbilder gegen 4 auf 2; 2 Stimmen auf 2 geographische Bilder gegen 5 auf 4). An den schon im Gymnasium unbeliebten Fabeln und Parabeln hatte niemand besonderes Gefallen gefunden. Während aber dort nur einmal das eine der beiden Märchen aufgeschrieben war, zeigten hier noch 5 Knaben

Vorliebe für dieſe Gattung; 3 von ihnen hatten ſogar beide Märchen genannt und 2 noch außerdem „Die Gänſehirtin am Brunnen".

Noch ungleich größer wie in der Auswahl der Proſaſtücke war in der Wahl der Gedichte die Übereinſtimmung zwiſchen beiden Schulen. Die erzählenden Gedichte „aus dem allgemeinen Menſchenleben" ſtanden im Realgymnaſium allen anderen voran: 12 Nummern hatten 49 Stimmen erhalten. Im weſentlichen waren es dieſelben wie im Gymnaſium; „Das Lied vom braven Mann" und „Der Älpler" waren faſt ebenſo beliebt; ein auffallender Unterſchied war nur bei den Gedichten „Der Räuber und das Kruzifix" und „Die Trommel" vorhanden, die übrigens auch beide nicht in der Schule beſprochen waren: jenes Gedicht hatte 11 Knaben beſonders gerührt (im Gymnaſium 4), dieſes nur einen Liebhaber gefunden (im Gymnaſium 8). Außerdem ſei noch erwähnt, daß das im Gymnaſium nicht, wohl aber hier beſprochene Gedicht „Unter den Palmen" fünfmal aufgeſchrieben worden war.

Die geſchichtlichen Stoffe hatten ungefähr in dem gleichen Maße wie auf der anderen Schule Anklang gefunden. Genau dieſelben Gedichte wurden gewählt, mit Ausnahme des „Liedes der Legionen"; „Das Grab im Buſento" erhielt ſtatt 13 nur 7 Stimmen, dafür bekamen die kürzlich beſprochenen Gedichte „Seidlitz" 5, „Andreas Hofer" 6, „Körners Geiſt" 4 (im Gymnaſium je 1), im ganzen 9 Gedichte 35 Stimmen.

Noch gleichartiger war das Verhältnis bei den ſagenhaften Stoffen, wenn wir davon abſehen, daß „Harras, der kühne Springer" im Gymnaſium, wo er kurz vorher eingehend behandelt worden war, vierzehnmal vertreten war, im Realgymnaſium viermal. Es hatten hier 13 Gedichte 34 Stimmen erhalten, und es verteilten ſich dieſe auf die einzelnen Gedichte teils genau in derſelben, teils in faſt gleicher Weiſe.

Auch die geringe Vorliebe für die anderen Gruppen begegnet uns in dieſer Klaſſe wieder. Von den weltlichen Liedern hatten nur „Die Auswanderer", das „Lied eines Landmanns in der Fremde", „Frühlings Einzug", „Deutſchland, Deutſchland über alles" und „Deutſche Siege" je einmalige Erwähnung gefunden; ebenſo war nur ein geiſtliches Lied, „Der Liebe Dauer", einmal aufgeſchrieben, und endlich waren wie bei meinen Schülern ſämtliche Fabeln und Parabeln übergangen worden.

Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß nur bei wenigen Knaben in der Wahl der Proſaſtücke und Gedichte eine beſtimmte Geiſtesrichtung mit Konſequenz hervortrat. Ein Schüler hatte alle Nummern der neueren deutſchen Geſchichte entnommen, zwei hatten bei den Proſa-

stücken durchaus die vaterländische Geschichte bevorzugt, drei die Erzählungen und Schilderungen; drei andere hatten beide Märchen zugleich genannt, aber keiner hatte einer Vorliebe für die Sagen Ausdruck gegeben.

Blicken wir noch einmal auf beide Quarten zurück, so war in ziemlich gleicher Weise Interesse für Geschichte vorhanden; ferner liebten beide Klassen besonders die Erzählungen, einige spannende Schilderungen und eine große Reihe der erzählenden Gedichte. Eine geringe Rolle spielten im Verhältnis hierzu die geographischen Bilder, die Naturbilder und die lyrischen Gedichte, und gleiche Ablehnung fanden die Fabeln und Parabeln. Ein größerer Unterschied trat darin hervor, daß im Gymnasium viel mehr Sinn für die eigentlichen Sagen herrschte und im Realgymnasium mehrere Knaben noch die Märchen gern hatten.

Wie weit nun etwa die Resultate, die dieser Versuch in der Quinta und in den beiden Quarten ergeben hat, von allgemeiner Bedeutung sind, müßte durch Wiederholung desselben bewiesen werden. In vielen Punkten werden die Ergebnisse für die betreffenden Klassen immer etwas Typisches haben, in anderen werden Zufälligkeiten mitspielen, und in manchen Fällen wird natürlich auch die Individualität des Lehrers von starkem Einfluß sein.

Den Versuch auch auf die Tertia auszudehnen, schien mir bisher von geringerem Nutzen. Derselbe wäre in meinem Falle schon dadurch sehr erschwert worden, daß die Schüler das Lesebuch von Hopf und Paulsiek in der Bearbeitung von Foß benutzten, welche den Stoff für beide Tertien und Unter-Sekunda zugleich und ohne Verteilung der Pensen auf die einzelnen Klassen enthält. Aber auch davon abgesehen, verliert in der Tertia das Lesebuch als Ganzes an Bedeutung für die Knaben. Die Zahl derer, die gern zu Hause darin lesen — und das gehört doch eigentlich zum Wesen des Lesebuchs —, wird entschieden geringer, und gerade die reiferen Schüler, welche Freude an den Dichtungen haben, greifen schon, sei es von selbst, sei es im Hause oder in der Schule angeregt, zu größeren Werken, in erster Linie zu einer Reihe unserer klassischen Dramen; beginnt ja auch in der Regel in Ober-Tertia selbst die dramatische Schul-Lektüre, die wohl in den meisten Fällen von den Schülern mit großer Freude begrüßt und mit lebhaftem Interesse begleitet wird. Welche Gedichte des Lesebuchs aber, etwa welche Balladen von Goethe, Schiller und Uhland auf dieser Stufe den größten Eindruck auf die Schüler machen und ihnen am besten gefallen, das hängt weit mehr noch als in den Unterklassen ab von der Art der Behandlung durch den Lehrer und von dessen Geistesrichtung überhaupt.

Über die patriotischen Schulfeiern.

Von **H. Karge** in Spremberg.

Während die Schulfeiern am Sedanfeste und Geburtstage des Kaisers bezw. des Landesherrn wohl im allgemeinen nach einem ähnlichen, durch längere Tradition fest gewordenen Programm verlaufen, werden, wie aus den Schulnachrichten ersichtlich, die für die preußischen Schulen angeordneten Gedächtnisfeiern an den Geburts- und Todestagen der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. in ganz verschiedener Weise abgehalten. An vielen Anstalten begnügt man sich damit, in den einzelnen Klassen auf die Bedeutung des Tages hinzuweisen, an anderen findet vor versammelter Schulgemeinde eine Feier statt; dabei beschränkt man sich entweder auf eine kurze Andacht mit entsprechender Ansprache, oder man dehnt die Feier weiter aus, indem Gesänge und Gedichte vorgetragen werden, denen eine längere Rede folgt; hin und wieder werden auch Festspiele aufgeführt oder passende Abschnitte aus geeigneten Werken vorgelesen, und was dergleichen Abweichungen mehr sind. Manche Schulchronik weiß überhaupt nichts über diese Gedächtnisfeiern zu berichten, so daß man nicht weiß, ob sie stillschweigend abgeschafft sind oder nur für zu unwesentlich angesehen werden, um im Jahresbericht Erwähnung zu finden.

Mag man nun die Feier auf diese oder jene Art abhalten, immer wird man bei guter Auswahl des Rede- und Deklamationsstoffes den beabsichtigten Zweck, in den Herzen der Jugend vaterländischen Sinn zu wecken und zu pflegen, erreichen können. Aber gerade die Auswahl des Vortragsstoffes wird naturgemäß von Jahr zu Jahr schwieriger. Beschränkt man sich in den Ansprachen auf biographischen Stoff, so kann man zwar bald die eine, bald die andere Seite des Charakters oder der Wirksamkeit des betreffenden Herrschers darstellen und so eine gewisse Abwechselung in die Reden bringen; immer aber bleibt die Gefahr bestehen, daß Wiederholungen eintreten, die das Interesse der Schüler abstumpfen, statt es anzuregen. Tüchtige Redner werden allerdings imstande sein, durch geschickte Gruppierung des Stoffes und fesselnden Vortrag selbst Bekanntes für die Hörer interessant zu machen; aber nicht jeder wird Zeit und Neigung haben, sich bei diesen internen Feiern zu oratorischen Leistungen aufzuschwingen, und so wird denn bei Darbietung von Bekanntem und schon öfter Gesagtem sehr bald Langeweile eintreten. — Ist es unter diesen Umständen nicht leicht, für die Gedächtnisfeiern wirkungsvolle Ansprachen auszuarbeiten, so ist auch die

Auswahl der vorzutragenden Gedichte mühevoll, und zwar bei sämtlichen Schulfeiern. Denn die Perlen vaterländischer Dichtung, wie sie sich in Lesebüchern und Gedichtsammlungen finden, sind womöglich schon mehrmals benutzt worden, neue Gedichte aber von wirklichem Werte sind selten oder in Zeitungen und Zeitschriften verstreut und daher schwer zugänglich. Am leichtesten ist noch die Auswahl zu treffen, wenn man nicht auf ein bestimmtes Thema oder auf bestimmte Personen und Zeiten Rücksicht zu nehmen hat, und so ist es wohl ziemlich allgemein Sitte, daß an den patriotischen Schulfeiern Gedichte von ganz verschiedenem Inhalte deklamiert werden; man kann dabei die Auffassungsgabe der einzelnen Altersstufen leicht berücksichtigen und sicherlich bei gutem Vortrage auch eine entsprechende Wirkung erzielen. Ob aber das Hin- und Herführen durch verschiedene Stoffgebiete und Zeitperioden einen einheitlichen, nachhaltigen Eindruck aufkommen läßt, erscheint doch sehr zweifelhaft. Wenn dagegen die Gedichte nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt werden und zwar am natürlichsten so, daß sie zu der betreffenden Ansprache Beziehung haben, dann wird die Seele der Zuhörer nur in einer bestimmten Richtung in Anspruch genommen und dadurch um so nachdrücklicher beeinflußt. Nach diesem Gesichtspunkte sind z. B. die Programme zu Kaisers Geburtstag aufgestellt, die H. Drees im Programm Wernigerode 1895, Nr. 259 veröffentlicht, und ich meine, daß damit ein richtiger Weg angegeben ist, um die Wirkung der Schulfeier zu erhöhen.

Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen, indem man nämlich geeignete Abschnitte oder Scenen aus einer einzigen Dichtung zum Vortragen auswählt und sie mit der Rede zu einem Ganzen verarbeitet. Dieser Wechsel von Prosa und Poesie, zu dem noch die Einlage passender Gesänge treten kann, spannt die Aufmerksamkeit an und bewahrt vor Ermüdung; und wie erst bei solcher Behandlung die Deklamation zu vollem Verständnis gebracht wird, so wird auch der Inhalt der Rede selbst durch die fortwährende Beziehung zur Poesie gleichsam auf eine höhere Stufe gehoben, so daß sogar allgemein Bekanntes in einem anderen Lichte erscheint. Auf diese Weise kann man sich selbst eine Art dramatisch belebten Festspiels schaffen, das um so wirkungsvoller sein wird, je wertvoller die Dichtung und je geschickter die Verflechtung von Poesie und Prosa ist.

Und noch ein anderer Zweck läßt sich so erreichen. Die Schullektüre bleibt selbst einschließlich der Privatlektüre immer innerhalb gewisser Grenzen, und manches bedeutende Werk unserer älteren und neueren Nationallitteratur bleibt den Schülern unbekannt. Da läßt sich nun durch die Schulfeiern vielerlei Anregung bieten. Die Heran-

ziehung einer hervorragenden Dichtung wird strebsame Schüler und besonders die an der Aufführung mitwirkenden veranlassen, das ganze Werk kennen zu lernen, zumal wenn der die Feier leitende Lehrer dazu anregt. Nun giebt es auch Dichtungen, die sich ihres Inhalts wegen zwar vorzüglich bei der Schulfeier verwerten lassen, aber nicht zur Deklamation durch Schüler geeignet sind; auch in diesem Falle wird direkt oder indirekt auf die Lektüre des Werkes hingewirkt werden können, oft schon dadurch, daß der Redner zündende Stellen in seinen Vortrag aufnimmt.

Welche Dichtungen nun in der dargelegten Weise benutzt werden können, das läßt sich nicht so ohne weiteres angeben, da die Persönlichkeit des Lehrers hierbei in erster Linie maßgebend ist; was dem einen des Vortrags würdig erscheint, wird dem andern weniger gefallen oder ganz entgehen, und der eine wird diese, der andere jene Auswahl des Vortragsstoffes treffen je nach dem leitenden Gesichtspunkt oder auch nach dem Grade der persönlichen Übung; manche Strophen oder Citate lassen sich je nach dem besonderen Zweck nicht ohne Abänderung oder Kürzung verwenden, und auch bei Aufführung dramatischer Scenen wird man aus technischen oder anderen Gründen häufig zu Streichungen bezw. Änderungen greifen müssen. So ist denn die ganze Arbeit selbst nach einiger Übung mehr oder weniger mühevoll; aber wenn sie dazu geführt hat, die betreffende Schulfeier zu beleben und wirkungsvoll zu machen, dann ist sie nicht vergebens gewesen. Was nun meine bisherige Erfahrung anbelangt, so habe ich für meine Ansprachen E. v. Wildenbruchs „Sedan" und „Vionville", W. Jordans „Nibelunge" I. Teil und H. Hoffmeisters „Wilhelm der Einzige" benutzt, außerdem zur Rede eines Kollegen Scenen aus H. v. Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" bearbeitet und eingeübt. Welche anderen Werke nach meiner Meinung für ähnliche Verwendung Stoff bieten, will ich hier nicht erwähnen, da sich mein Urteil noch nicht auf praktische Erprobung stützen kann. Dagegen möchte ich zum Schluß noch auf einen anderen Punkt aufmerksam machen. Da ich seit Jahren in drei Klassen deutschen Unterricht zu erteilen hatte, war ich bei der Auswahl der zu deklamierenden Gedichte besonders übel daran, da ich stets für eine ganze Anzahl Gedichte zu sorgen hatte. Daher habe ich bisweilen statt dessen z. B. aus Hoffmeisters oben genanntem Werke oder aus seinem anderen Epos „Der Eiserne Siegfried" sowie aus O. v. Redwitz „Das Lied vom neuen deutschen Reich" eine passende Episode zu einer längeren in sich abgeschlossenen Deklamation verarbeitet und diese mit verteilten Rollen vortragen lassen. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, daß Schüler, die zu schüchtern sind, um ein einzelnes Gedicht vorzutragen,

sich zur Mitwirkung bereit finden lassen, wenn sie mit einigen Mitschülern zusammen auftreten können. So kann man allmählich eine größere Zahl Deklamatoren heranziehen, während sonst leicht gewisse Schüler eine Art Monopol erwerben und dadurch eitel werden.

Wenn die vorliegenden Zeilen die Wirkung haben sollten, daß sich mehr Stimmen über eine zweckmäßige Gestaltung der Schulfeiern äußerten und in den Schulprogrammen etwas eingehender über diesen Punkt berichtet würde, dann hätten sie ihren Zweck erreicht. Und wichtig genug scheint mir die Frage zu sein, wie man die patriotischen Feste einzurichten habe, um die Jugend weder durch Langeweile abzustoßen noch mit Patriotismus gleichsam zu überfüttern, sondern sie durch Geist und Herz erfrischende Darbietungen zu freudiger Mitarbeit am nationalen Leben zu erziehen.

Zur Lehre von dem Zusammenhang der Wortfolge mit dem Tonfall.

Von **E. Lang** in Droyßig b. Zeitz.

Palleske spricht sich in seiner „Kunst des Vortrages" S. 85 flg. mit Recht dagegen aus, daß man den Schüler mit Betonungsregeln plage. Betont doch jedermann von früh auf alles, was von ihm selber kommt, richtig, und nur das Gelesene oder Erlernte wird er so lange unrichtig oder mangelhaft betonen, als er noch nicht das volle Verständnis dafür gewonnen und die Fähigkeit erlangt hat, die gedruckten Sätze sich als gesprochen vorzustellen. Befriedigende Betonungsregeln sind auch überhaupt noch nicht aufgestellt, und wenn z. B. Palleske selbst (S. 92) der Meinung zustimmt, daß unter den wesentlichen Satzteilen das Prädikat den Hauptton habe, so möge man nur dem Satze „Der Apfel ist gefallen" den Vers entgegenhalten: „Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn". In beiden Fällen ist der Accent logisch, und ich vermag nicht einzusehen, daß in dem zweiten Falle erst eine besondere Absicht von dem „natürlichen" Satzaccent Umgang genommen und einen sogenannten künstlichen Satzaccent (den „Beziehungston") geschaffen habe.

Nicht minder unpädagogisch würde es sein, die Wortfolge im deutschen Satze zum Gegenstande eines eingehenderen Unterrichts zu machen, es sei denn, daß man Ausländer zu belehren hätte; eine Zusammenstellung etwa auch nur der wichtigsten (bei weitem nicht überall

unanfechtbaren) Ergebnisse aus Sanders' „Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache" wäre des Guten viel zu viel. Indes läßt sich von der Wortfolge nicht behaupten, daß sie jedermann in seiner mündlichen Rede fehlerfrei zur Anwendung brächte, wenn dies auch hier, bei einfacherer Satzbildung, durchgehender der Fall sein mag als in seinen schriftlichen Äußerungen. Für die Ausbildung des Stiles würde es deshalb immerhin von hoher Bedeutung sein, wenn man angesichts der Thatsache, daß die Wortfolge in unserer Sprache dem Anschein nach freier ist als in vielen anderen, durch Auffindung der verborgenen Grundgesetze (womit Einzelregeln überflüssig würden) den Schüler zu einer klaren Erkenntnis dessen führen könnte, was jene Freiheit im gegebenen Falle einschränkt oder aufhebt. Denn das Gefühl hierfür gewinnt erfahrungsgemäß sehr langsam an Sicherheit, und unter den stilistischen Mängeln, die am spätesten überwunden zu werden pflegen, spielen Mißgriffe in der Wortfolge eine große Rolle; der Lehrer aber, der doch immer nur durch gründliche Aufklärung fördern kann, muß sich oft mit einem bloßen Appell an den Geschmack begnügen. Ich bin nun noch durchaus nicht imstande, die wesentlichsten Grundgesetze für unsere Wortfolge hier zu formulieren, glaube aber zu der überaus mühevollen Untersuchung, wie weit sie dem unbedingt großen Einfluß des Tonfalls unterliegt, durch die folgende Betrachtung nicht nur einige Anregung, sondern auch einige notwendige Fingerzeige geben zu können.

Die deutsche Wortfolge ist nur zum Teil das, was man Schablone genannt hat, d. h. eine durch die Natur der Sprache von vornherein geforderte oder durch Gewöhnung aufgekommene regelmäßige Erscheinung, wie z. B. die zur Kennzeichnung der Natur des Satzes dienende Anfangsstellung des Verbs in der Entscheidungsfrage und seine Endstellung im Nebensatze; sie vermittelt auch die rhythmische Bewegung in unserer Prosa nicht weniger als in unserer Poesie, folgt also gleichzeitig ästhetischen Gesetzen und wird deshalb durch Betonung und Tonfall, womit überdies Sinn und Grundstimmung der Rede erst völlig offenbar werden können, wesentlich mitbestimmt. Es ist durchaus unrichtig, hier überall, wie viele Grammatiker thun, sogleich von Inversionen zu sprechen. Liegt etwa in dem Satze „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe" eine Inversion des Dativobjekts vor? Nach mancher Schulgrammatik (vgl. Wetzel, Die deutsche Sprache § 202) wäre dies der Fall. Wollte man eine Regel aufstellen, so könnte nur die folgende gelten: „Enthält ein Satz zugleich ein Dativ- und ein Akkusativobjekt, so steht das betonte dem unbetonten nach". Von den beiden Sätzen „Gib deinem Bruder diesen Brief" und „Gib diesen Brief deinem Bruder" hat nicht etwa der eine die regelmäßige, der andere eine unregelmäßige Wortfolge,

sondern in jedem von beiden ist bei natürlicher Redeweise kaum eine andere möglich, wenn dort das Sachobjekt, hier das Personenobjekt betont werden soll. Eine Inversion liegt vielmehr vor, wenn z. B. Goethe in der „Novelle" schreibt: „Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer", weil ja das Dativobjekt unbetont ist. Ich glaube, jedes Ohr wird diese Wortfolge zunächst unangenehm empfinden; Goethe wollte gewiß der Unruhe des sehnlichen Wunsches eine treffende Bezeichnung geben und verstärkte deshalb den durch die Restriktion („nur") bedingten ohnehin sehr starken Doppelaccent in „Augenblick" und „Stillstand" noch dadurch, daß er ihm die vielen unbetonten Silben des Dativobjekts zu tragen gab.

Um von keiner Seite mißverstanden zu werden, glaube ich einer strengen Scheidung der Begriffe „Betonung"[1]) und „Tonfall" an dieser Stelle nicht überhoben zu sein. Wenn ich ein Glied meiner Rede in einen ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gegensatz bringe, wäre es auch nur zu dem ganzen für die Erwartung des Hörers offenen Bereich der erst mit seiner Nennung ausgeschlossenen Möglichkeiten, oder wenn ich das neu Eintretende, die „Mitteilung" von dem im Bewußtsein des Hörers schon Vorhandenen oder Vorausgesetzten unterscheiden will[2]), so wende ich beim Aussprechen der Hauptsilbe dieses Redeteils einen stärkeren Luftdruck an, gebe ihr eine größere Tonstärke. Diesen Vorgang nenne ich Betonung und sage von jener Silbe, sie sei stark betont; im Satze stehen daneben mittelstark betonte, schwach betonte und unbetonte Silben. Diese Terminologie ist wohl die beste (vergl. Bremer, Deutsche Phonetik § 181), weil sie sich dem Sprachgebrauch anschließt. An sich freilich sagt das Wort „Betonung", da wir beim „Ton" zugleich Höhe und Tiefe unterscheiden, vom Wesen der Sache nichts, während z. B. im französischen appui der Kraftaufwand glücklich ausgedrückt ist; die Phonetiker sagen deshalb „exspiratorischer" oder „dynamischer Accent". Wollten wir in unserer Rede nur „Betonung" anwenden, also nur eine Abstufung in der Tonstärke eintreten lassen, so würde ihr noch alles individuelle Leben mangeln; der Hörer würde selten zu vollstem Verständnis kommen und häufig genug in grobe Mißverständnisse verfallen. Mancherlei Absichten unseres Verstandes sowie unsere von der Natur des Gedankens untrennbaren Empfindungen können wir ihm erst dadurch überliefern, daß wir jedem Satz auch eine Abstufung

---

1) Von dem ein für allemal feststehenden „Silbenton" der einzelnen Wörter sehe ich in dieser ganzen Untersuchung natürlich ab.

2) Manche beachtenswerte Beobachtungen hierüber enthält die Abhandlung Dr. Walther Reichels „Von der deutschen Betonung", Jena 1888.

der Tonhöhe mitgeben.[1]) Die hierdurch bewirkte Bewegung, den musikalischen oder tonischen Accent der Phonetiker, nennen wir die Satzmodulation. Erst die Gesamtwirkung aber, zu der die Verteilung von Tonstärke und Tonhöhe in der Rede führt, pflegen wir Tonfall zu nennen.[2])

Wir haben in unserer Sprache aufsteigende und ablaufende Tonwellen. Wenn wir nun unser Augenmerk auf die stark betonten Silben darin richten und nur noch das tonische Verhältnis mitberücksichtigen, in dem die zunächst sich anschließenden Silbengruppen dazu stehn,[3]) so finden wir folgende Haupttypen des Tonfalls:

1. Mit der Tonsilbe beginnt ein fortgesetztes Steigen der Stimme; als Zeichen hierfür empfiehlt sich ein Akut über dem tontragenden Vokal, z. B. „Ist denn der Póstbote noch nicht da?"
2. Mit der Tonsilbe steigt die Stimme, um auf der zuletzt darin erreichten Höhe noch eine Weile zu verharren; hierfür eignet sich das Zeichen ⌐: „Die Sage vom Rättenfänger ist bekannt". In vielen Sätzen (besonders in Frage- und Vordersätzen) ist Typus 1 und 2 gleicherweise möglich, weil verschiedene Grade der Erregung des Sprechenden, ja verschiedene Empfindungen sich darin offenbaren können. „Ist denn der Póstbote noch nicht da?" „Wenn wir erst den Gipfel erreicht haben . . ." (´ = ⌐)
3. Mit der Tonsilbe sinkt die Stimme, um sogleich wieder erheblich (in der Regel über die damit verlassene Tonhöhe) emporzusteigen; ein einfaches Zeichen dafür wäre ∨ (˘). „Weißt du auch, daß er's rédlich mit uns meint?" Auch hier tritt häufig der Typus 1 oder 2 an die Stelle. Je nach dem Grade der Verwunderung des Sprechenden wird z. B. die

---

1) Praktische Beispiele zur Aufklärung bieten sich besonders in den Kehrversen, die je nach dem Inhalt der Strophe mit andern Intervallen gesprochen sein wollen; sehr instruktiv ist auch das Gedicht „Zwei Wanderer" von Anastasius Grün.

2) Er kann noch eine Schattierung erhalten durch Anwendung von Unterschieden in der Tondauer, die teils den Ausdruck der Empfindung ergänzen, teils nur durch Erhöhung der Harmonie den Schönheitssinn befriedigen. Ohne Einfluß auf den Tonfall bleibt die Stimmlage, deren Wahl aber für den vortragenden Künstler ein wichtiges Mittel bildet, um andauernde Stimmungen zum Ausdruck zu bringen.

3) Von der rhythmischen Bewegung der niedrigeren Tonwellen (der mehr in der Schwebe gehaltenen Sprechtakte) dürfen wir absehen, ebenso von der oft sehr großen Bewegung innerhalb der Tonsilbe selbst, in der sich bisweilen starke portamenti finden.

Frage „Hast du denn gar nicht an die Reisekosten gedacht?“ unter 1, 2 oder 3 fallen. Diese 3 Typen bilden die Gruppe der steigenden Accente, der eine solche der fallenden mit ganz entsprechenden Grundformen gegenübersteht, nämlich:

4. Mit der Tonsilbe beginnt ein fortgesetztes Sinken der Stimme, was mit dem Gravis bezeichnet werden kann. „Fùrcht erfüllte ihre Herzen.“
5. Mit der Tonsilbe sinkt die Stimme, um in einer erheblich tieferen Lage zu verharren; als Zeichen diene ⌞ (-): „Ich liebe solche Albernheiten nicht“. „Fürcht erfüllte ihre Herzen.“
6. Mit der Tonsilbe steigt die Stimme, um sogleich wieder erheblich zu sinken; als Zeichen diene ∧: „Ich kann deshalb doch nicht den Ûnterricht ausfallen lassen“. „Aber Sie meinen, ich sei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vâterlande kennen gelernt haben.“ „Wir lassen ânschreiben“ (Minna I, 12). (^ = ∧)

Die unter 3 und 6 beschriebenen Accente könnte man „springende“ nennen. Sie erfahren nicht selten eine Milderung, indem dort die sinkende Stimme allmählich wieder emporsteigt (∨ statt ∨), hier die emporgehobene Stimme allmählich sinkt (∧ statt ∧). Dieser letzte Fall findet sich oft genug, z. B. „Sobâld die Fürsten eingetreten sind, wird jêder Zugang zum Palaste besètzt“ (Alba in Egmont IV). Nicht allzu oft dürfte sich die Milderung des Falles 3 finden; sie könnte etwa in dem Satze eintreten: „Ja, wenn er eine Dienerrolle übernehmen wollte!“[1])

Nun ist allerdings der Tonfall mundartlich außerordentlich verschieden, wie denn beispielsweise derselbe Satzschluß von dem Hannoveraner mit ⌝ oder ⌞, von dem Leipziger dagegen mit ∨ moduliert wird. Auch erzielt der Künstler bisweilen mit einem Tonfall, der dem üblichsten geradezu entgegenläuft, die größte Wirkung; so erzählt uns Palleske (S. 100) von Seydelmann, daß er durch den Tonfall „Ist das dein Knabe, Tell?“ in diese Frage Geßlers eine eisige Kälte zu legen gewußt habe. Jeder Laie würde hier die Tonsilbe entweder mit ⌝ oder mit ⌜ oder (wie ich zu sprechen geneigt wäre) mit ∨ accentuieren. Auch sprechen wir z. B. verallgemeinernde Einräumungssätze bald mit dem Tonfall „Wîe dem auch sein möge“, bald wieder mit diesem: „Wie dem

1) Auch die Grundform 5 kann durch Milderung eine entsprechende Änderung erleiden (Zeichen dafür etwa ⌞), aber wir dürfen bei unserer Untersuchung davon absehn.

auch sein möge"; der logische Sinn bleibt derselbe, der Unterschied liegt nur in der Stimmung des Erzählenden oder Urteilenden.[1])

Ich folge in der Wahl meiner Bezeichnungen dem, was in der edleren Umgangssprache des deutschen Nordens am durchgreifendsten geworden ist, und es ist für unsere eigentliche Frage ohne Belang, daß auch hier noch je nach Individualität und Affekt eine große Mannigfaltigkeit möglich bleibt. Mir war darum zu thun, den Leser durch die wichtigsten Formen des Tonfalls hindurchzuführen und jene beiden Hauptgruppen der steigenden und fallenden Accente gegenüberzustellen, da diese Scheidung für die Wortfolge von großer Bedeutung ist. Ist die Vertauschbarkeit innerhalb der Gruppen groß, so unterliegen sie selbst ihr doch im ganzen nicht.

Das allgemeinste Gesetz, dem der Tonfall folgt, ist dies: Die Stimme beginnt da zu sinken, wo der Sprechende im Begriffe ist, einen Gedanken abzuschließen; denn einmal wollen ja die Stimmwerkzeuge nach einem gewissen Kraftaufwande ohnehin eine wenn auch noch so geringe Ruhepause, und sodann will der Redende zum Ausdruck bringen, daß er dem Hörer, sei es auch nur um einen Schritt weiter, genuggethan habe. Ebenso naturgemäß aber, wie die sinkende Stimme Befriedigung gewährt, spannt die steigende die Erwartung oder verlangt (in der Frage) eine Lösung oder Entscheidung, während der gleichschwebende Ton (vor der Senkung) den Aufschluß ruhiger vorbereitet oder die Erwartung gleichmäßiger andauern läßt. Dies ist der Grund, weshalb die Frage und der Vordersatz mit schließlich steigender, der Behauptungs- und Nachsatz mit schließlich sinkender Stimme gesprochen wird. Ebendarum unterscheiden wir den determinativen Relativsatz von dem appositiven (erweiternden) dadurch, daß wir vor jenem steigend, vor diesem sinkend modulieren. Vgl. „Es ist auch noch ein Zimmer frei, das Aussicht bietet" und dagegen „Es sind noch drei Zimmer frei, von denen eins Aussicht bietet".[2]) Einige wenige Ausnahmen freilich sind hier sehr verbreitet. In der sog. Ergänzungs- oder Verdeutlichungsfrage, die mit einem Fragewort beginnt, pflegt weit häufiger die Stimme nach der Tonsilbe zu sinken und dafür das Fragewort oder diese Tonsilbe mit desto größerer Steigung zu beginnen, als daß der Satz mit

1) Es gibt freilich auch Fälle — obwohl äußerst selten — wo eine Mundart durch Verlegung der Tonstärke von den übrigen abweicht; so pflegt der Schweizer die Negation mit Vorliebe auch da sehr stark zu betonen, wo wir sie unbetont lassen, z. B. „Es ist keine Anke (Butter) mehr da".

2) Die Franzosen unterscheiden schon für das Auge, indem sie nur vor den appositiven, nicht vor den determinativen Relativsätzen ein Komma zu setzen pflegen; wir kennzeichnen die Verschiedenheit allein durch den Tonfall, über dessen Bedeutung also bei der Berichtigung des Lesens eine Aufklärung durchaus nötig ist.

erhöhter Stimmlage schlösse. Ich erinnere mich wohl, von einer trefflichen Künstlerin gehört zu haben: „Wĕr ist die schönste in Engeland?“ Aber weit üblicher ist doch der Tonfall „Wêr ist die schönste in Engeland?“ Palleske hörte ich deklamieren: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“ und nicht etwa „Wind“. In dieser einen Silbe stieg die tief ansetzende Stimme eine ganze Oktave, um dann mindestens ebenso tief wieder herabzusinken (Grundform 6). Man vergleiche die gewöhnliche Modulation der verwunderten Frage „Auf wen wârtest du?“ und dagegen die der etwa hinzutretenden „Und wêr hat dich hierhĕr geschickt?“ Ausnahmen begegnen ferner, wie schon angedeutet, bei Einräumungssätzen; auch hier wird dann dadurch Ersatz geschaffen, daß in dem Bindewort (oder in dem verallgemeinernden Fürwort) die Tonsilbe mit um so höher angesetzter oder steigender Stimme moduliert wird. —

Es ist nun unsere Aufgabe, daß wir herrschende Neigungen zu erkennen suchen, nach denen unsere Sprache das den Satzton enthaltende Redeglied mit einer der beschriebenen Modulationswendungen an eine bestimmte Stelle zu bringen sucht, so daß die Stellung der übrigen Redeglieder dadurch mitbedingt wird. Gehen wir dabei von der Bewegung des einfachsten Behauptungssatzes aus. Sagt jemand „Der König kommt“, so sind drei Fälle möglich:

1. Die Angeredeten wissen noch nichts davon, daß der König überhaupt zu kommen beabsichtigt, und das wesentliche Stück der Mitteilung ist daher das Subjekt. Daher der Tonfall „Der König kommt“ (wenn der Meldende seine Freude oder Überraschung oder die Absicht zu überraschen ausdrückt), seltener „Der König kommt“ (wenn er dadurch etwa ernst gestimmt oder gar niedergeschlagen sein sollte).
2. Die Angeredeten haben schon von der Absicht des Königs gehört, sind aber noch in Ungewißheit über die Ausführung oder die Stunde des Eintreffens; Tonfall: „Der König kòmmt“ oder „kòmmt“. Denn das Hauptstück der Mitteilung ist hier das Prädikat als Ausdruck der Gewißheit oder zur Angabe des Zeitpunktes.
3. Es hat verlautet, der König (nebst Gefolge) komme nicht allein, sondern etwa noch mit einem Großherzog; allein der Redende weiß bereits, daß der letztere ausbleibt oder daß sein Mitkommen zweifelhaft geworden ist, des Königs Kommen dagegen nunmehr feststeht. Tonfall: „Der König kòmmt“. Denn hier hat die Mitteilung zwei wesentliche Stücke, da der König stillschweigend dem Großherzog entgegengesetzt ist.

Wir sehen, daß in den Fällen 1 und 2, wo nur ein exspiratorischer Accent vorhanden ist, jedes Glied ihn unbeschadet seiner Stellung erhalten kann — so daß nicht etwa im 1. Falle gesagt zu werden braucht: „Es ist der König, der kommt" (Gallicismus) — und daß die Stimme von da an sinkt (sei es schon mit der Tonsilbe selbst oder in ihr oder unmittelbar danach). Wo aber wie im 3. Falle zwei solche Accente vorhanden sind, sehen wir sich den einen bei steigender Stimme mit dem ersten, den andern bei sinkender mit dem zweiten Gliede verbinden. Dieser letztere Accent ist der stärkere von beiden.

Er kann natürlich im Vordersatz oder in einer Entscheidungsfrage nicht fallend bleiben, so daß hier der zweite steigende Accent die Wucht gewinnt, die ursprünglich jenem eignet; da er aber eigentlich fallend gedacht ist, so senkt sich die bis zu dem vorhergehenden Accent erhobene Stimme ihm allmählich zu, z. B.: „Kann man auch Traûben lesen von den Dŏrnen (oder Feîgen von den Dĭsteln)?" Wo mehrfache Gegensätze die Zahl der stark betonten Silben vergrößern, wiederholt sich der nämliche Tonfall mehrfach: „Die Strâfe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wünden sind wir geheilet".[1])

Beobachten wir nun die Wirkung des Tonfalls auf die Wortfolge zunächst da, wo in einem nicht mehr ganz kurzen Redeganzen nur eine starke Tonsilbe gebraucht wird. Natürlich kann überall nur innerhalb der unabänderlichen Schranken der Schablone von einem Einfluß die Rede sein. Da also z. B. einer den Satz eröffnenden Umstandsbestimmung unweigerlich das verbum finitum folgen muß, so bleibt der Accent, wenn dies letztere ihn trägt, ohne Wirkung auf die Wortfolge, wie in dem Satze „deshalb verzieh der Edelmann den Bauern ihr Unrecht". Anders, wo verschiedene Stellung möglich ist, wie bei dem Vorhandensein ungleichartiger Objekte oder Umstandsbestimmungen außerhalb jener Schranke. Vergleichen wir die Sätze

„Er machte eben eine Arzenei für den kranken Knàben" und „Er machte eben für den kranken Knaben eine Arzenei", so springt sofort in die Augen, daß die den [weitaus stärksten] Ton enthaltende Ergänzung nur um dieses Tones willen an das Ende getreten ist, und wenigstens in dem ersten Satze würde bei festgehaltenem Ton die Wortfolge des zweiten nicht möglich oder doch tadelhaft sein. Spreche ich mit einem

1) Auch in der Disjunktion zeigt sich diese Bewegung, ja sehr häufig schon in der Beiordnung, wenn vor dem Bindewort, mit dem das letzte Glied der Reihe angeschlossen wird, die Stimme nach einer Tonsilbe (oder mehreren) — als läge ein Gegensatz vor — gipfelt, z. B. „Saûsen und Braûsen"; „Pĕrlen, Juwēlen, Sĭlber und Gòld".

andern von dem Reiseplan eines dritten und liegt mir nicht daran mitzuteilen, daß, sondern wo er einen kurzen Aufenthalt nehmen wird, so kann ich nur etwa so sagen: „Er wird sich kurze Zeit in Cäſſel aufhalten", nicht aber: „Er wird sich in Cäſſel kurze Zeit aufhalten". Ebenso kann die Stellung des Subjekts in dem Satze „Da erschien mit frischen Truppen plötzlich der Krònprinz" keine Veränderung erleiden, wenn das Unerwartete die Person und nicht die Truppen sind; sobald ich schreibe „Da erschien plötzlich der Kronprinz mit frischen Truppen", rückt gegen meine Absicht der Accent für den Leser in das Wort „Truppen", oder zum mindesten würde der Satz jetzt zwei starke Accente erhalten, einen steigenden in „Kronprinz" und einen fallenden in „Truppen"; wollte aber der Leser den fallenden Accent auf „Kronprinz" dennoch beibehalten, so wäre der entstehende Tonfall unharmonisch. Es herrscht also offenbar eine Neigung in unserer Sprache, die Tonsilbe (die einzige oder die stärkste) dem Satzschluß zu nähern.

Geschieht nun aber doch in zahlreichen Fällen das Umgekehrte und wird diese Tonsilbe geflissentlich vorangerückt, so muß die Absicht einer außergewöhnlich starken Betonung vorliegen, weil der ganze Rest des Redeganzen — denn kurze Sätzchen kommen hier nicht in Betracht — von dem einen Accent getragen werden soll. Man betrachte die Sätze: „Der Teùfel soll alle diese Nörgler und Kleinigkeitskrämer holen!" „Ich liebe dein beständiges Unterbrechen und Dreinreden nicht." „Wie zwei Dòlche stachen die Schnurrbartspitzen aus seinem dunkelroten Gesicht" (Ganghofer, Klosterjäger, S. 69). In den ersten beiden Fällen verschärft den Ton der Unmut und die abweisende Entschiedenheit, in dem letzten die Lebhaftigkeit, mit der der Erzähler versichern möchte, daß der Vergleich so recht zutreffe. Darauf, daß die große Tragfähigkeit des deutschen Accents „sehr lange Sprechtakte ermöglicht", hat auch Sievers in § 591 seiner Grundzüge der Phonetik hingewiesen. Gleichwohl muß der Schriftsteller in diesem Punkte vorsichtig sein, da im bloß geschriebenen Satze die Tonsilbe nicht äußerlich erkennbar ist. Gustav Freytag läßt im „Grafen Waldemar" die Gertrud zu dem Grafen sagen: „. . . lassen Sie keine bittere Stimmung in die letzten Stunden kommen, die Sie bei uns verleben" (Dram. Werke I, S. 337). Gefälliger und vielleicht deutscher wäre die Wortfolge „Lassen Sie in die letzten Stunden, die Sie bei uns verleben, keine bittere Stimmung kommen"; bei Freytags Fassung wird der Leser den Ton zuerst leicht an die falsche Stelle (in das Wort „Stunden") bringen, während der Schauspieler die Modulation studiert und die schönste Wärme des dringenden Tones gerade nach dem Original zu erzielen wissen wird. Nur bei sofort erkennbarer besonderer Absicht darf der Tonsilbe so viel zu tragen gegeben werden. Lyon

mahnt in seiner „deutschen Stilistik" zur Vermeidung alles „Gezwungenen und Unnatürlichen" in der Wortstellung und tadelt dabei den Satz „Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt" (Handbuch der d. Sprache II, S. 44). Die Ursache, weshalb jeder diese Stellung als „unnatürlich" empfinden muß, liegt darin, daß die Tragfähigkeit des vorliegenden Accents hier überschätzt und daß gar kein Grund abzusehen ist, weshalb er durch so große Belastung verschärft werden sollte.

Wir würden die stärkste Tonsilbe viel häufiger als es der Fall ist im Schlußwort des Satzes finden, wenn nicht so oft diese letzte Stelle einem bestimmten Redeteile schon durch die Schablone gesichert wäre, so z. B. 1. im Hauptsatz dem zu einem Hülfsverb gehörigen Partizip (der zusammengesetzen Zeiten) oder Infinitiv, dem adjektivischen Prädikatsnomen und dem abgetrennten tontragenden Teil eines zusammengesetzten Zeitworts (auch wohl einer Wortgruppe, die nur den Verbalbegriff vervollständigt) und 2. im Nebensatz dem verbum finitum, im Partizipialsatz dem Partizip und im Infinitivsatz dem Infinitiv. Das alles muß auch dann am Schluß stehen, wenn es unbetont ist, so daß nun die eigentliche Tonstelle dem vorletzten Gliede zufällt. Man vergleiche zu 1: „Den Braten hat die Kätze geholt". „Den Fahrenden pflegte der König reiche Fèstgewänder zu schenken." „Auf dem Gipfel kann ich deutlich zwei Männer erkennen." „Dieser Stoff ist keinen Pfifferling wert." „Er gab sich für einen Dienstmann aus." „Aus Furcht vor seinem Bruder schickte Esau Bòten vor sich her." Beispiele zu 2: „Er wird Augen machen, wenn er unsere Fòrtschritte sieht". „Vom ersten Schimmer der aufgehenden Sònne beleuchtet, traten die Gipfel der Bergriesen vor uns aus dem Dunkel." „Du versprachst mir, mich heute zum Spaziergang abzuholen." Dieser Tonfall beherrscht ein großes Gebiet, und es ist ein grober Fehler, wenn man ihn dadurch zerstört, daß man ein unbetontes Redeglied der bezeichneten Gattung durch einen Nebensatz — es ist meist ein Relativsatz — von jenem starkbetonten vorletzten Satzgliede trennt. Denn entweder hat der trennende Satz gar keine stärkere Tonsilbe, und dann wird der vorhergehenden bei der entstehenden Doppelpause übermäßig viel aufgebürdet, oder er enthält eine, und dann — aber das ist noch der erträglichere Fall — muß das unbetonte Schlußwort sich gleichsam einem eingedrungenen Fremdling anschließen. Daher ist die folgende Periode Ganghofers korrekt: „Durch hohe Bogenfenster fiel das goldene Sonnenlicht und machte die Farben der frommen Bildnisse leuchten, mit denen die weißen Wände geziert waren" (Klosterjäger, S. 51). Dagegen ist folgende von Ebers zu tadeln:

„War es keine Sünde, zu hoffen und zu erflehen, daß er ihre gemeinsame Farbe nicht der hohen Königin des Himmels, sondern ihr, der geringen Éva zu Ehren, an der nichts stark war als der Wille des Gúten, trage?" (Im Schmiedefeuer II, 41 f.). Ganz anders, wenn eines der oben bezeichneten Redeglieder selber betont ist; hier gebührt ihm die Schlußstelle, z. B. in dem Satze: „Diesmal hat er sein Versprechen, durch das wir uns so oft schon täuschen ließen, erfüllt".[1])

Interessant ist eine häufige Ausnahme, wo die oben aufgezählten unbetonten Redeteile, namentlich das verbum fin. des Nebensatzes, ihre Endstellung einbüßen können. Eine stark betonte präpositionale Umstandsbestimmung (selten ein Objekt, es sei denn das Verhältnisobjekt) spottet nämlich leicht jener Schablone und erobert sich den Satzschluß. In Betreff des verbum fin. hat Wunderlich („Der deutsche Satzbau", S. 94) beobachtet, daß in unserer älteren Sprache „schwer belastende Satzteile, so namentlich präpositionale Bestimmungen, hinter das Verbum zurücktreten". Diese Stellung liegt demnach im Geiste unserer Sprache, entspricht jedoch den heutigen Stilgesetzen nur dann, wenn der in Betracht kommende Accent sehr stark ist. Ganghofer bedient sich ihrer gern und mit Bewußtsein, verfällt aber doch bisweilen in den damit angedeuteten Fehler. Begründet ist die Wortfolge in den Sätzen (aus dem „Klosterjäger"): „Das ist ein Weg, den deine Füße nicht wandern in fünf Stúnden" (S. 13). „Draußen stürmte der Föhn um das kleine Balkenhaus, daß es oft erzitterte in állen Fúgen" (S. 29). „Er durfte keine Stunde rasten und mußte die Augen offen halten den gánzen langen Tág" (S. 4). „Jetzt will Heinrich von Inzing reden mit seinem Freunde Dietwald" (S. 368; man bedenke den Zusammenhang). Nicht ohne Härte: „Seine Ohnmacht hatte sich, ohne daß er aus ihr erwachte, verwándelt in den tiefen Schlummer der Schwäche" (S. 179). Eine hinreichende Ursache für die Inversion fehlt jedenfalls in der Stelle: „Die Leute eggeten und streuten die Wintersaat, ohne doch zu wissen, ob sie éssen würden von diesem Brot! Und als ich heimkehrte in das Klóster, ..." (S. 224). — Sehr häufig finden wir unter dem Einfluß der eben betrachteten Tonverschärfung das Partizip an die Spitze des Partizipialsatzes vorangeworfen. Im guten Stil ist es fast eine feste Regel geworden, es an den Schluß zu setzen; im Schluß kann es betont oder unbetont sein; tritt es aber an die Spitze, so muß ihm jener uns schon bekannte zweitstärkste Accent zu teil werden, bei dem

1) Das hat Wackernagel (Poetik, Rhet. und Stilistik, 2. Aufl., S. 480) richtig erkannt, während seine (auf S. 479) vorhergehenden Ausführungen manches Irrige enthalten.

die Stimme steigt. Nur wo es die Mittelstellung erhält, bleibt es unbetont. Unmöglich würde eine Vertauschung der Endstellung mit der Anfangsstellung in folgendem Satze sein: „So? So? Ihr seid ein Frater? sagte Haymo, sein Wehrgehäng von der Hüfte schnallend“ (Kl. S. 19); da mit dem Wehrgehäng in diesem Falle eine andere Thätigkeit gar nicht vorgenommen werden könnte, so dürfte das Partizip auch nicht den leisesten Accent erhalten. Durchaus schön und natürlich ist dagegen das Gefüge (S. 9 flg.): „Übergössen von der roten Glut der sinkenden Sonne, ragten die gewaltigen Schneeberge empor über das dunkle Meer der Wälder“. (Unbetonte Mittelstellung zeigen die Beispiele „Wald und Feld überspinnend mit ihrem Gold“ S. 43, „schüchtern eingedrückt in einen Winkel“ S. 66.) Leicht dagegen dürften wir trotz der Möglichkeit, dem Partizip im Vortrag Gewicht zu geben, etwas Undeutsches empfinden, wenn wir lesen: „Haymo wandte sich ab, bewegt von Erbarmen“ (Kl., S. 48), oder wenn gar in Goethes „Novelle“, wo sonst das Partizip die Endstellung zu wahren pflegt, die Wärterin zu dem Löwen sagt: „Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagesschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rote Zunge, so schienst du uns zu lächeln“. Goethe wollte durch diese Umstellung des Partizips offenbar eine gewisse Feierlichkeit hervorbringen.

Der neu geschaffene Accent auf dem vorangeworfenen Partizip steht ganz in Übereinstimmung mit dem, was wir der Hauptsache nach schon aus der Betrachtung des einfachen Satzes „Der König kömmt“ erkannten, daß nämlich in die sinkende zweite Hälfte eines Redeganzen der wuchtigste Exspirationsstoß fällt und das getroffene Wort in den Schranken der Schablone dem Ende zudrängt, während der zweitstärkste Stoß eine Stelle in der ansteigenden Hälfte trifft, natürlich diejenige, der sich das Interesse des Hörers in zweiter Linie zuwenden soll. Gesetzt, ich wollte von der in den türkischen Schulen früher angewandten Bastonnade[1]) sprechen, so würde ich einleitend entweder sagen können: „In der Türkei war vor Zeiten eine grausame Schülstrafe üblich“ oder „Vor Zeiten war in der Türkei eine grausame Schülstrafe üblich“. Hauptmitteilung ist in beiden Fällen die angekündigte Strafe, aber nächstdem will ich dort die Einschränkung auf den Schauplatz, hier die auf eine längst überwundene Periode besonders beachtet haben. Hätte ich aber die Strafe bereits genannt, so daß sie nicht mehr zur eigentlichen Mitteilung gehörte, so würden sich drei Möglichkeiten ergeben: 1. „Diese grausame Strafe war vor Zeiten in der Türkei üblich“

1) auf die festgebundenen Füße. Gegenwärtig ist auch die geringste körperliche Züchtigung untersagt.

(wobei auf „Strafe" nur ein leichter oder gar kein Accent zu fallen brauchte); 2. „In der Türkei war diese grausame Strafe vor Zeiten üblich" und 3. „Vor Zeiten war diese grausame Strafe in der Türkei üblich" (wenn die Türkei schon vorher in Rede stand). Wie bezeichnend und vielsagend wird hier die jedesmal gewählte Wortfolge, und welchen Vorteil hat daher der Redner vor dem Schriftsteller, sofern der Leser durch Hinzugabe des Tonfalls erst leisten muß, was dem Hörer schon überliefert wird! Man erwäge einmal, ein wie verschiedenes Denken die folgende verschiedenartige Wortstellung bestimmt:

a) „Wir älle bedürfen des Schläfes" — b) „Des Schläfes bedürfen wir älle". a) Mein gutes Schwèrt versichert mich des Erfólges" — b) „Des Erfólges versichert mich mein gutes Schwèrt".

Während bei der Stellung a der Gedanke an den Schlaf oder den Erfolg beim Hörer noch nicht vorausgesetzt wird, nimmt bei b der Redende schon an, daß er da ist oder aufkommen könnte, und sagt gleichsam: „Und wenn ihr nun etwas von der Wichtigkeit des Schlafes hören wollt" oder: „Und fragt ihr nach dem Erfolg, der euch zweifelhaft scheint, so kann ich euch versichern ..." Immer fällt der stärkere, fallende Accent auf das dem Bewußtsein neu Überlieferte. — Auch die Negation kann ich dadurch verstärken, daß ich sie mit diesem Accent treffe und ein anderes Redeglied unter den zweitstärksten Ton und mithin voranwerfe. Man halte den Satz „Verstécken kann sich da niemand" gegen den ruhigeren: „Da kann sich niemand verstécken".

Kommen nun in einem Redeganzen mehr als zwei sehr starke Accente zur Anwendung, so können zwar bei vorliegender Beiordnung die sinkenden Tonwellen ebensogut mehrfach nebeneinander erscheinen wie die ansteigenden, sonst aber duldet der starke fallende Accent nicht leicht einen gleichen in seiner Nachbarschaft. Ausnahmen finden sich da, wo Partikeln wie „nur, erst, namentlich (vor allem), auch, sogar" und ähnliche oder das „wie, welch" u. s. f. der Ausrufungssätze eine scharfe Hervorhebung des nachfolgenden Begriffs mit sich bringen. Vergl.: „Námentlich mein Brüder erinnert sich dieses Umstandes noch sehr genaù". „Eine wie lebenswahre, unermüdliche Porträtmalerin ist die Phantasie im Dienst einer edlen Liébe!" (Palleske, K. d. Vortr. 15.) Der Schriftsteller sei wohl darauf bedacht, die hier etwa entstehenden Härten zu meiden oder zu mildern. Wie unschön ist der Tonfall, mit dem man unwillkürlich den Satz bei Ebers (Im Schmiedefeuer II, 30) zu lesen versucht sein wird: „Mánchmal freilich griff auch jètzt der Schmerz Eva ünsanft ans Hèrz"! Zu einer die Harmonie beeinträchtigenden Nebeneinanderstellung fallender Accente führt öfter auch die Nachlässigkeit der volksmäßigen oder familiären Redeweise, die einen Gedanken

voreilig abschließt und Hineingehöriges, was einem später noch einfällt, hinterherzubringen pflegt. Nur bewußte Nachahmung dieser Nachlässigkeit kann das rechtfertigen. Im „Grafen Waldemar" (S. 339) sagt Frau Vox zu Gertrud: „Ich kenne Dich, seit Du im Kindermützchen liefst mit den blauen Bändern". Unser Ohr hat an diesem mit der Wortfolge gegebenen Tonfall wenig Wohlgefallen; könnte „Kindermützchen" mit einem steigenden Accent versehen werden, so würde die Harmonie hergestellt sein, aber das ist dem Gedanken nach unmöglich; denn die nähere Bestimmung „mit den blauen Bändern" tritt erst einen Augenblick später in das Bewußtsein der Redenden und kommt deshalb nachgehinkt.

Um zu zeigen, wie ich mir den praktischen Nutzen der hier angestellten Beobachtungen denke, wähle ich zum Schluß einen Satz aus einem gut geschriebenen Buche und frage nach seiner Verbesserungsfähigkeit auf Grund dessen, was wir oben festgestellt haben. In seinen sehr lesenswerten Vorträgen „Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach" spricht G. Müller-Frauenstein (S. 101) von Kerners „Reiseschatten des Schattenspielers Luchs" und fährt dann fort: „Ebenso wenig gelesen wie dieses Buch sind heute noch mehrere andere von Kerner, welche ich für genau ebenso wertvoll bei der Klarstellung seiner Eigenart halte". Dem Sinne gemäß enthält den stärksten Accent in dem Nebensatze das Wort „ebenso"; wäre mir der Satz nun auch so aus der Feder geflossen, so würde ich bei einer auf Tonfall und Wortfolge achtenden erneuten Durchsicht doch fragen, warum denn nicht der starke Accent das Wort mehr an das Satzende gedrängt hat oder ob ich wirklich einen Grund weiß, weshalb ich ihm in alle dem, was noch folgt, so viel zu tragen gebe. Da meine Antwort mich nicht befriedigt, so ändere ich die Wortfolge (lediglich um des Tonfalles willen) und schreibe: „... welche ich bei der Klarstellung seiner Eigenart für genau ebenso wertvoll halte". Jetzt sehe ich die Worte „bei Klarstellung seiner Eigenart" auch ihrer Tonlosigkeit enthoben, indem ein steigender Accent in „Eigenart" auftaucht, und ich finde diesen so berechtigt, daß ich nun sogar die weitere Verbesserung eintreten lassen möchte: „.. welche ich da, wo es sich um die Klarstellung seiner Eigenart handelt, für genau ebenso wertvoll halte".

Einer erschöpfenden Untersuchung der Gesetze, die ich hier nur erst dem Auge näher rücken und durchaus nicht mit vollster Bestimmtheit aufstellen kann, müßten erst manche Einzelstudien vorangehen, an denen es zur Zeit noch sehr mangelt. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß auch die Beherzigung des Wenigen, was hier vorgebracht wurde, ja schon die Auseinandersetzung damit, auch wenn sie teilweise zum Widerspruch führen sollte, allen denjenigen, die sich um eine Veredelung ihres Stiles bemühen, ganz besonders aber den korrigierenden Lehrern von einigem Nutzen sein würde.

Zur niederdeutschen Litteratur.

Von **O. Glöde** in Doberan i. M.

III.

Gädertz „Aus Reuters jungen und alten Tagen". Daß im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Wismar in kaum Jahresfrist die zweite Auflage erscheint, spricht für den Wert des Buches. Der Rostocker Anzeiger empfiehlt es der Reuter-Gemeinde, da in der That alles in dem Buche, ob Wort oder Bild, anheimelnd ist. Die neue Auflage ist im Text vermehrt und um 6 Bildertafeln bereichert, die 11 Porträts enthalten. Neu ist ein von Reuter gemaltes Porträt des Pastors Reuter in Jabel, seines Onkels, bei dem er nach der Rückkehr von der Festung liebevolle Aufmunterung fand, ferner Dr. Liebmann (Doktor So und So) mit Tochter (dem „Lütt Akfesser" im III. Teil der Stromtid) in seinem Wagen vor dem Bürgermeisterhaus in Stavenhagen. Ferner finden sich Bilder von den Gebrüdern Boll, dem Ratskellermeister Ahlers und dem Bankier Victor Siemerling in Neubrandenburg nach Originalen vom Hofmaler Schlöpke; daran schließen sich eine Zeichnung des aus der Stromtid bekannten Zimmerling Schulz von Ludwig Pietsch, sowie ein vortreffliches Porträt von Dörchläuchting. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einmal auf das Buch von Gustav Raatz hinweisen „Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten" (Wismar, Hinstorff 1895), das ich im Archiv für das Studium der neueren Sprachen XCIV $^2/_3$, S. 309—312 angezeigt habe. Neben dem interessanten Text finden sich hier folgende Bilder: 1. Fritz Reuter. Nach einer Lithographie von Johs. Kriehuber; gezeichnet von E. Härtel. 2. Bräsig. In der Darstellung des Hofschauspielers Aug. Junkermann. 3. Moses (Moses Isaak Salomon). Nach einem Ölgemälde. 4. Fritz Tribbelsitz (Karl Träbert). Nach einer Photographie. 5. Doktor So und So (Dr. Liebmann-Stavenhagen). Nach einer Photographie. 6. Rudolf Kurz (Fritz Peters-Thalberg). Nach einer Photographie. 7. Ökonomierat Fritz Peters-Siebenbollentin. Nach einer Photographie. 8. Advokat „Rein....." (Ludwig Reinhardt). Nach einer Photographie. 9. Amtshauptmann Weber. Nach einer Silhouette. 10. Amtshauptmann Webers „Reiting". Nach einem Original im Besitze der Enkel. 11. Bürgermeister Reuter. Nach einer Lithographie. Zeichnung von Fritz Reuter. 12. Apothekerrechnung des „Unkel Herse". Nach der Originalhandschrift. 13. Stavenhagen vor 50 Jahren. Nach einem

Stahlstich. 14. Das „Schloß" in Stavenhagen. Nach einer Photographie. 15. Das Rathaus in Stavenhagen. Nach einer Photographie. 16. Ansicht von Stavenhagen. Jetztzeit. Nach einer Photographie. 17. Kitte Risch (Glaser Risch). Nach einer Photographie. 18. De „Franzos'" Z. (Studiosus Joh. Guittienne). Nach einer Lithographie. 19. De „Kapteihn" (Nachheriger Justizrat Schultze in Meseritsch). Nach einem Ölgemälde von Fritz Reuter. 20. Der „Paradieshof" in der Berliner Hausvoigtei. Nach einer Federzeichnung von Fritz Reuter. 21. Der „Erzbischof" (Schriftsetzer Anton Witte). Nach einem Ölgemälde von Fritz Reuter. 22. Der „Philosoph" Schr... (Studiosus Karl Schramm). Nach einem Ölgemälde. 23. Prediger Karl Schramm in Nordhausen. Nach einer Photographie. 24. „Don Juan" (Buchhändler Wilh. Cornelius). Nach einer Bleistiftzeichnung von Karl Schramm. 25. „Lütt Kopernikus" (Studiosus Fr. Wilh. Vogler). Nach einem Pastellgemälde von Fritz Reuter. 26. Commandant von Toll (Graudenz). Nach einer Federzeichnung von Karl Schramm. 27. Lieutenant Löffler (Graudenz). Nach einer Federzeichnung von Karl Schramm. 28. Herzog Adolf Friedrich IV. („Dörchläuchting"). Nach einem Ölgemälde im Rathause von Neubrandenburg. 29. Wohnhaus des Conrektors Äpinus. Nach einer Photographie. 30. Das Rathhaus von Neubrandenburg. Nach einem Lichtdruck. 31. Hofrat Altmann (Friedr. Georg Karl Neumann). Nach einem Gipsrelief. 32. Das Herzogl. Palais in Neubrandenburg. Nach einer Photographie. Der 169 Seiten starke Text entspricht in der Fülle und Reichhaltigkeit den hier aufgeführten Abbildungen.

Wieder nach Jahresfrist tritt Felix Stillfried mit einem Band neuer Dichtungen hervor: In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer von Felix Stillfried (Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Verlagsconto in Wismar, Preis 3 Mark). Der Rostocker Anzeiger vom Freitag, den 27. November 1896 (Nr. 279) schreibt kurz darüber folgendes: „Stillfried hat mit diesen Gedichten das lyrische Gebiet betreten und in denselben bewiesen, welch eines zarten und zugleich tief zu Herzen gehenden Ausdruckes die plattdeutsche Sprache fähig ist. Aus manchen dieser Gedichte spricht ein wehmütig-schelmischer Humor, aus anderen ein tiefer Ernst, der sich in der schlichten niederdeutschen Sprache um so mehr ins Herz gräbt. Ganz besonderes Interesse dürften die Nachdichtungen Horazscher Oden und der Scenen aus Homer erregen. Wie leicht, gefällig und natürlich sich die heitere Lebensphilosophie des römischen Lyrikers in die Sprache Fritz Reuters schmiegt, wird jedem Kenner der Alten Freude machen. Ebenso glücklich hat Stillfried die Aufgabe gelöst, Homer in das plattdeutsche

Gewand zu kleiden." Für die Leser dieser Zeitschrift wird es interessant sein, daß wir nun einen Vergleich anstellen können zwischen Dührs und Felix Stillfrieds Weise, den Homer in das niederdeutsche Gewand zu kleiden. Stillfried, der sich jetzt auf dem Titel selbst als Adolf Brandt zu erkennen giebt, hat durch diese neue Sammlung von Gedichten gezeigt, daß sich Lust und Leid in unserem Dialekt mit gleicher Innigkeit darstellen lassen. Das niederdeutsche Land und die plattdeutsche Sprache haben in Stillfried einen Lobredner gefunden, wie es wenige giebt. Man vergleiche das 6-strophige Gedicht „Dat plattdütsch Land" (S. 14):

„Ick weit en Land, wat mi geföllt,
Wat mi geföllt von Harten,
Wat mi mit dusend keden höllt
Alltid in Freud' un Smarten.

. . . . . .

'Ne Sprak, de lacht, 'ne Sprak, de rohrt,
'Ne Sprak so lud', so lisen —
O plattdütsch Land un Sprak un Ort,
Jug will ick ümmer prisen!"

Das Leben im niederdeutschen Dorf und Kathen ist wohl selten so einfach und schön dargestellt, wie in den beiden Gedichten S. 27: „Ick weit en Hus" und S. 28: „Dat olle Heimathdörp".

„Doch denk ick an den Kathen —
Ick weit nich, wo mi ward!
Wo kannst Du mi so faten,
Min Vaders Hus, an't Hart!"

Interessant auch in Bezug auf das Metrum ist die Idylle Steinbeck (S. 77—94):

Steinbeck! Kennt Ji den Namen? För mi is hei ein von de leiwsten etc.

S. 109—142 folgen Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Ich habe in dieser Zeitschrift zu verschiedenen Malen auf Dührs „Niederdeutsche Ilias" hingewiesen und ihre Vorzüge und Mängel nach dem eingehendsten Studium darzulegen versucht. Meine Ansicht ist heute dieselbe, wie zu der Zeit, wo ich die ersten Proben der Dührschen Übersetzung im Manuskript zu Gesicht bekam. Der neuesten Kritik von Legerlotz kann ich allerdings auch nicht beistimmen. Sicher ist es, daß die Darstellung Stillfrieds der von Dühr überlegen ist, sowohl was die Sprache — die fast immer echt niederdeutsch ist — als auch die Handhabung des Metrums anbetrifft. Die Leser unserer Zeitschrift mögen nach den beigegebenen Proben selber urteilen.

De söste Gesang. (Nach Dühr, Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung. Kiel und Leipzig (Lipsius & Tischer) 1895.

V. 458–511.

. . . . . .

As dwars dörch de Stadt he gahn wir und an't Skäisch Duhr was kamen —
So hadd Hektor sinen Weg grad up dat frie Feld to nahmen —
Kam in raschen Schritt sin Fru, Andromache, em hier entgegen,
De, as se den Hektor friegte, rieken Brutschatz hadd mitkregen
Von ehrn Vadder, den Eëtion, de as König dunn ded wahnen
An den waldbedeckten Plakos — von Eëtion, de thronen
Äwer d' Kiliker as König ded in Theben, stolz von Sinn —
Den sin Dochter woll den Held, den Hektor, riek beglücken künn —
Ja, se was d't, den groten Helden, Hektorn sin todauhlich Fru, —
De, gliek achter ehr de Amm, liewhaftig vör em stahn ded nu;
Up den Arm, an ehren Bussen, lehnt' dat Hektoring, dat Kind
Mit de hellen kloren Ogen, as en Stiern so schön und lind,
Den Skamandrios ded nömen Hektor, doch de annern säden
Städs Astyanax to em, wat Stadtherr hett; denn Troja retten,
Meenten s', künn blot de, de dragen ded den stolzen Hektornamen,
Odder ener, de as Herrscher grad von desen Stamm ded kamen.
Söt verluren blickt' he 't Kind an — d't was en Ogenblick vull Fräden —;
Doch, de bi em stünn, sin Fru, — in Thranen wull se ganz terfleeten
Und se drückt' em fast de Hand und ut dat Hart des' Würd' sich reeten:
„O min leewe Unglücksmann, Verdarwen ward din Maut di bringen!
Ach, dat doch dit Kind sin Lallen mit Gewalt künn in di dringen!
Hew Erbarmen! schriggt min Hart, hew Mitleid doch nu mit din Fru,
Mit dit arme Unglückswesen, dat din Wittfru bald ward nu,
Wenn nu bald de griech'schen Schoren kamen, üm die dottoschlan!
Süll ick di verlieren, wull ick leewer unnre Ird woll gahn;
Denn keen Trost ward för mi bliewen, wenn de Dodsnacht starr di deckt,
Blot noch Leid, — keen Vaddershand, keen Mudderarm entgegenstreckt
Sich mi, denn de leewsten Harten kann min Leid ick nich mihr klagen —
Weetst jo, minen Vadder hett de Götterheld Achill dotschlagen,
Und de Kiliker ehr grote schöne und hoch duhrge Stadt,
Theben, is von d' Ird verschwunnen, und de dor as König satt,
Den — ick möt d't noch mal di klagen, schlög Achill dot, doch he wennte
Schu sich dorvon af, de Waffen em to rowen, he verbrennte
Minen doden Vadder in sin prunkend funkelnd Panzerrüstung,
Ihrt' sogor em mit en Grawmal, ihr von d' Stadt weg he, de Fürst, gung. —
Nymphen von de nahen Stadtbarg' plant'ten Rüstern up sin Graw,
Zeus sin mitleidsvullen Döchter, de uns so vel Schrecknis gaw.
Und de mit mi wirn upwussen dor to Hus, min säwen Bröder,
Steegen all an enen Dag mi in den düstern Hades nedder;
Denn de starke rasche Held Achilles ded se all dotschlagen
Up de Weid, up de se wiren mit ehr Käuh und 't Schapveh tagen.
Und de Königin, min Mudder, ehren grönen Wald müsst s' laten,
Unnen an den Plakosbarg, dor kreeg ok se de Fiend to faten,
Samt den ganzen rieken Kronschatz, und dunn schläpt s' Achill hierher —
Tworsten geew he s' wedder frie, üm Lösgeld, uptobringen schwer,
Dat ehr Vadder ranschafft hadd, doch süll s' bi em nich lang' uthollen,
Drapen von de Artemis, is s' dot in den Palast ümfollen.
So büst du mi allns in Enen — all de Leew, de ick eenst funnen

Heww in Vadder, Mudder, Bröder, de ehr Leew mi lang' is schwunnen,
Hew in di ick wedderkregen: so as du mi büst gesunnen,
Büst för mi du Vadder, Mudder, Bröder, allns mit eenen Mal,
Hektor, du min Leew, min Lewen, du min Held, min tru Gemahl!
Dorüm hew Erbarmen nu, und bliew hier baben up den Wall,
Mak din Kind nich to 'ne Wais und bring mi nich in Wittwen-Qual.

Die folgende Probe zeigt, wie Stillfried dieselbe Stelle der Ilias dem niederdeutschen Dialekt anzupassen versucht.

Hektor un Andromache.

(Hom. Ilias VI, 392—502.)

So güng nu Hektor dörch de grote Stadt.
An 't skäisch Dur, dörch dat hei jüst in 't Feld
Wull driwens 'rut, dor dröp hei sine Fru,
Andromache, de em vördem vel Gaud
Un Geld von Öllerswegen taubröcht hadd.
Sei wir 'ne Dochter von Eëtion,
Eëtion, de an den Plakosbarg
Tau Theben in sin Stadt as König set,
As mächtig König von de Kiliker.
Den sine Dochter wir s', un nu hadd hei,
De isenpanzert Hektor, sei as Fru.
Sei also tred bi 't Dur em in den Weg,
Un bi ehr güng de Amm', de Kinnerfru,
De drög den lütten Hektor up den Arm,
Dat leiwlich Kind, jüst as en Stirn so schön.
Skamandrios so näumt' sin Vadder em,
De Annern säden all' Astyanax,
Wildat sei Hektorn dormit wullen ihr 'n,
De ganz allein de Stadt beschützen künn.
In stille Freud' nu seg hei sinen Sähn,
Un ut sin Og dor lacht' dat Vadderglück.
Doch sei, Andromache, de weinte lis',
Un 'ranne tred s', gew em de Hand un säd:
„Du böse Mann, Din Maud is noch Din Dod!
Erbarmen hest Du nich mit Dinen Sähn,
Dat lütte Worm, un nich mit mi, Din Fru,
De nu ok bald, ach bald ward Wittfru sin!
Denn wo lang' wohrt 't, denn störmt dat Griechenvolk
In Hupen up Di los un bringt Di üm,
Un mi wir't denn dat Best, hadd 'ck Di verlur'n,
Ick güng man ünn're Ird'! Kein Freud' nich bliwwt,
Wenn Du mi nahmen wardst, up Irden mi,
Ne, Jammer blot un Leed. Denn nümmermihr
Hür säuten Trost ick jo ut Öllernmunn'.
Den Vadder slög de Held Achill mi dod,
As hei de Kiliker ehr Stadt innehm,
Dat hoge Theben an den Plakosbarg;

Dor fel von sine Hand Eëtion.
Nich äwer tög hei em de Rüstung aw,
Denn dorvör schugt hei sick, de edle Held,
O ne, in alle Ihr'n begröw hei em,
Verbrennt' em irst in sinen ganzen Staat
Un schüddt' em nahst en hoges Grawwmal up;
Un wat de Döchter sünd von'n groten Zeus,
De Nymphen, plant'ten Rüstern üm dat Graww.
Min Bräuder äwer, de ick hadd tau Hus,
De stürwen alle säb'n up einen Dag,
Denn alle säb'n slög dod de Held Achill,
As jüst dat Veih sei hödden up de Weid',
De bunten Käuh mit ehren slepen Gang
Un ok de Schap mit ehre witte Wull.
Doch wat min Mudder wir, de Königin
Dor an den holtbewussen Plakosbarg,
De nehm hei mit hierher mit annern Row,
Nahst gew hei s' fri för veles Lösegeld,
Wat em ehr Vadder för sin Dochter schickt';
Doch ach, nich lang' dornah, in Vadders Hus',
Dor dröp de Slag ehr, dröp ehr Artemis!
So büst denn, Hektor, Du min Ein un All's,
Büst Vadder, Mudder, Brauder mi un Mann.
O heww Erbarmen drüm un gah nich furt,
Bliw hier bi mi, hier up den hogen Thorm!
Mak Dinen Sähn nich tau en Waisen nu
Un tau 'ne Wittfru nich Din arme Fru!"

Daß Stillfried das Wesen des niederdeutschen Dialekts und die Grenzen seiner Verwertung in der Litteratur völlig klar erfaßt hat, geht daraus hervor, daß er in diesen Nachdichtungen nicht etwa eine Form bieten will, durch welche Homer den breiteren Volksschichten näher gebracht werden soll. Das wäre schon aus dem Grunde verfehlt, weil plattdeutsche Dichtungen, und namentlich diese, zunächst nur von sprachlich und litterarisch geschulten Lesern nach ihrem Werte gewürdigt werden können. Deshalb hat es Stillfried sich auch mit Recht versagt, die Epen ganz zu übertragen. Nach den jetzt vorliegenden zahlreichen Proben werde ich am andern Orte versuchen, die Grenzen zu bestimmen, in denen der niederdeutsche Dialekt heute noch litterarisch zu verwenden ist.

Sprechzimmer.

1.

Anknüpfend an die Bemerkung von E. Veit (12. Jahrg., S. 59—60 der Zeitschr. f. d. d. Unterr.) über falsche Namen unter verschiedenen Lesestücken und Gedichten, möchte ich darauf hinweisen, daß der Name

Heinrich Seidel unter dem Gedicht „Nach oben" nicht als unrichtig bezeichnet werden kann. Der Verfasser ist freilich nicht der jetzt viel gelesene Schriftsteller, sondern dessen Vater, der als Pastor an der Schelfkirche in Schwerin 1861 verstorbene Heinrich Alexander Seidel, der vor einigen Jahrzehnten als Verfasser geistlicher Gedichte wohl bekannt war, und dessen Dichtungen, namentlich in seiner mecklenburgischen Heimat, noch heute unvergessen sind. Er schrieb u. a. Kreuz und Harfe 1839, 3. Auflage 1856. Paulus, Geistliches Gedicht in zehn Gesängen 1845. Kreuz und Harfe. Neue Sammlung 1857. Der Sieg des Kreuzes an der Usenz. 1860.

Das Gedicht „Nach oben" steht in „Kreuz und Harfe". Neue Sammlung, S. 99.

In Bezug auf den Ausdruck „Einem die Stange halten" (11. Jahrgang, S. 807) kann ich hinzufügen, daß er auch in Hessen in der alten Bedeutung, „für jemand Partei nehmen", „ihm beistehen", noch durchaus gebräuchlich ist.

Leipzig. **M. Baur.**

2.

Zur Erklärung von Gewannnamen.

Ein Gewann im Süden des Städtchens Lauterburg (Kreis Weißenburg, Bezirk Unter-Elsaß) trägt den Namen Prinzipis. In einer der Oktobernummern der Lauter-Zeitung steht aber die Bezeichnung Prinzenbieß. Als ich letztere Benennung las, fragte ich mich, welcher von beiden Namen der richtige sei. Die darüber angestellte Untersuchung hatte für mich folgendes Ergebnis:

Angenommen, Prinzipis sei der echte, ursprüngliche Gewannname, dann soll er sicherlich vollständig principis agri, auf deutsch: die Ländereien eines Fürsten heißen. Nun befinden sich an der Präparandenanstalt zu Lauterburg Initialen, deren für unsere Untersuchung wichtigsten ich hier folgen lasse: H.H.E.S.... S.I.R.P.... gelesen: Henricus Hadardus, episcopus spirensis ... sancti imperii romani princeps ... Demnach würde das Prinzipis genannte Gewann die früheren Liegenschaften des Bischofs von Speier angeben. Diese Annahme kann aber kaum haltbar sein, denn sicherlich hätte der Bischof nicht diese sumpfige Gegend sich erworben, sondern die auf der Höhe oder die zwischen Lauter und Bienwald gelegene. Das Wort Prinzipis wird also wohl nicht der ursprüngliche Name für dieses Gewann sein, sondern ein im Laufe der Zeit verstümmelter. Daß Prinzenbieß von Prinzipis abgeleitet ist, dürfte auf der Hand liegen.

Ich behaupte nun, Prinzipis ist entstanden aus pricipis statt praecipis, Gen. von praeceps (abschüssig) (Plaut.), denn das Gewann hat eine solche

Lage. Es würde also den Sinn haben: Ländereien an der abschüssigen oder steilen Stelle Lauterburgs.

Beauregard b. Diedenhofen (Lothringen). **Ludwig Pollner.**

3.

Aus dem Anschauungsunterrichte vor Jahrhunderten.

Magister Johann Buno[1]), der Erfinder der emblematischen Lehrmethode, gab, als Rektor am Lüneburger Gymnasium, u. a. 1672 ein Geschichtsbuch heraus, aus welchem nur eine Probe mitgeteilt sei. Damit der Schüler die Namen Sem, Ham (Cham) und Japhet leicht behalte, stellt er die Söhne Noahs — „risum teneatis amici!“ — also dar: Der eine hat Semmeln, der andere einen Kamm in der Hand, der dritte erscheint wohlbeleibt („ist ja fett und dick“).

Blasewitz. **Theodor Distel.**

4.

Das Glück von Edenhall.

Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen (Bd. XCVIII, Heft 1, 2) veröffentlicht Direktor E. Hausknecht einige interessante Notizen über das Glück von Edenhall (vergl. auch Bd. VIII, S. 685 dieser Zeitschrift) und giebt im Anschluß daran die vermutlich aus dem Jahre 1825 stammende englische Ballade von Jeremiah Holmes Wiffen (1792—1838). Da die Verwendung derselben beim deutschen Unterricht manchem Lehrer erwünscht sein könnte, die Benutzung des englischen Textes sich dabei aber nicht immer ermöglichen lassen dürfte, so erlaube ich mir, nachstehende metrische Übersetzung der Ballade zu veröffentlichen.

Das Glück von Edenhall.

Auf Edens wildromantischen Wald
Wirft mild der Mond sein Licht so fahl;
Mit gelbem Schein bestrahlt er kalt
Die stattlichen Türme von Edenhall.

Im Erker dort bei stiller Nacht,
Sitzt eine Edelfrau allein;
Mit ihrer Laute einsam wacht
Sie bei der Kerze trübem Schein.

Doch müßig sinkt die zarte Hand
Auf ihre Laute jetzt zurück,
Und sinnend richtet sie ins Land
Den träumend angsterfüllten Blick.

Als auf die Saiten fällt ihr Blick,
Da stockt ihr lieblicher Gesang;
Sie schilt das tückische Geschick,
Das ihren Herrn hält fern so lang.

Und wenn der Wind die Türme streicht,
Lauscht sie auf seines Rosses Tritt.
Sei stille Herz, dort unten schleicht
Ein Rehbock nur mit leichtem Schritt.

Fern drinnen ruht dein Liebster ja —
Dieweil die Thrän' Dein Auge netzt —
Im grünen Walde schlummernd da,
Im weiten Waldesthale jetzt.

Heiß war der Tag, die Jagd war schwer,
Und als der Hirsch gebracht zu Fall,
Fiel purpurn Licht schon rings umher,
Und nieder sank der Sonnenball.

Den Jäger trug in schnellem Lauf
Durch manches Thal sein mutig Roß,
Wohl manchen Berg hinab, hinauf,
Bis wieder er erschaut sein Schloß.

1) Man vergl. z. B. Zedlers großes Universal-Lexikon und A. D. B.

Die Dämmrung wächst — der Mondenſchein
Wirft ſpielend ſchon ſein Licht ganz leis;
Der Lord ritt ahnungslos hinein
In Elfenwaldes Zauberkreis.

Sein Jagdhorn ruft den Freunden weit,
Doch neckt ihn nur des Echos Schall;
Kein Menſch ihn hört — lebt wohl für heut,
Ihr häuslichen Freuden von Edenhall.

Sein Jagdroß knüpft er an den Baum,
Streckt müde ſich ins Gras zur Raſt,
Und bald umkoſet ihn ein Traum,
Und Zauberſchlaf hat ihn erfaßt.

Er betet noch mit leiſem Ton;
Ein Seufzer dann tönt in den Wald:
Sein Ave galt dem Schutzpatron,
Der Seufzer ſeiner Herrin galt.

Zu ſeinem Heil im Elfenwald
Befahl er ſich in Gottes Arm —
Die guten Geiſter kamen bald,
Zu ſchützen ihn vor jedem Harm.

Kaum hat die Königin der Nacht
Gelenket ihr Geſpann zur Eich',
Als auch aus tiefem Traum erwacht
Der Schlummrer in dem Feenreich.

Dem Roß zu Berge ſtand das Haar,
Sein treuer Windhund winſelt laut
Und beißt ins Gras vor Wut fürwahr,
Als ob er einen Geiſt erſchaut.

Doch wirft der Mond ſein Licht ſo mild
Auf Baum und Blüt, auf Berg und Thal;
Ihr Liebeslied bald ſanft, bald wild
Läßt hören dort die Nachtigall.

Doch plötzlich wird ſie ſtumm, und bald
Ein Horn erſchallt, und Fahnen wehn:
Ein Reiterzug zieht durch den Wald,
Dem Zug voran der Fürſt der Feen.

Zwölfhundert Ritter ſieht man hie
In Seide ſchmuck und Stahlgewand;
Rubinenhelme tragen ſie
Und Demantlanzen in der Hand.

Die Diener mit dem Stab von Gold
Und laubbekränzte Sänger vorn;
Ein Herold ſeine Fahn entrollt,
Und Zwerge ſtoßen in ihr Horn:

So, in der Königin Geleit,
Zwölfhundert Damen ziehn heran
Auf weißem Roß, in grünem Kleid,
Mit Purpurſchärpen angethan.

Es zieret manchen Frauenkopf
Topas, Saphir in hehrer Pracht,
Auch mancher Pfau- und Reiherſchopf
Erbeutet auf der Falkenjagd.

Sie trugen Masken, Kappen gar,
Stirnreifen reich und Turbanzier;
Mit Geißblattranken durch das Haar
Erblickte andere man hier.

Das trübſte Dunkel wurde licht,
Wo ſie vorüberführt ihr Gang;
Die Roſſeszügel klirrten nicht,
Sie klingen mit wie Elfenſang.

Sie ſteigen ab, die Ritter nahn;
In ſchöner Ordnung nun zu zwein,
So treten ſie zum Tanze an
Mit Cymbelklang zum Ringelreihn.

Und wo ſie gehn und wo ſie ſtehn,
Entſprießen Blumen ihrem Tritt;
Kein Tropfen Tau iſt dort zu ſehn,
Der fiel in ihres Kreiſes Mitt'.

„Wir tanzen unſern Ringelreihn
Um unſern Lieblingsbaum gar ſchnell;
Stimmt eine von uns nicht mit ein,
So werd' ihr Blick nie wieder hell!

„Denn Feenlächeln, Feenblick
Wohl nie ein Irdiſcher bereut,
Und, wenn wir jemals bringen Glück,
Geſchieht's in einer Nacht wie heut.

„Wir tanzen unſern Ringelreihn
Um unſern Lieblingsbaum gar ſchnell;
Stimmt Oberon ſelbſt nicht mit uns ein,
Iſt er ein tückiſcher Geſell!"

So ſingen ſie. Lord Musgrave hat
Gelauſcht dem Lied und frohen Scherz,
Sich an der Pracht geſehen ſatt,
Dieweil ihm höher ſchlägt das Herz.

Doch ſieh, die Sänger treten ein;
Der Tanz hört auf, auch die Schalmein
Verſtummen, und bei hellem Schein
Der Kerzen ordnet man die Reih'n.

Titania ſchwingt den Zauberſtab,
Und Tafeln ſteigen aus der Erd
Mit Tiſchgerät und reicher Gab,
Mit Nektar, Met und Speiſ' beſchwert.

„Zum Mahle friſch!" der Herold ſpricht —
Die frohe Schar, gleich Bienen jetzt,
Bei Cymbelklang und Kerzenlicht
Im grünen Wald zu Tiſch ſich ſetzt.

Titania neben Oberon,
Die Elfen alle Paar bei Paar,
Die Knappen stehn zur Seite schon:
So beut sich's seinem Blicke dar.

Der Fürst sich setzt; die Helme blank,
Die Waffen legt man ab bei Tisch,
Und, während sanft Musik erklang,
Griff jede Hand zum Becher frisch.

Goldgelber Met wie Sonnentau
Und Würztrank glüht in Bechers Rund;
Erdbeeren rot, Maulbeeren blau
Erfrischen ros'gen Elfenmund.

Drauf trinken freundlich sie sich zu
Aus Goldpokal im grünen Hag.
Der Sänger singt ein Lied dazu,
So zu verschönen das Gelag.

Ein Bardenzwerg im Seidenkleid
Im grünen Moos die Glieder streckt,
Dieweil der wilde Thymian weit
Mit Blütenranken ihn bedeckt.

Als nun ein Page Oberon
Den Umtrunkbecher knieend reicht,
Stimmt dieser Barde an den Ton
Von seiner Elfenharfe leicht:

„Heil unserm Herrn! — Kredenze jetzt
Den Ruhmesbecher allzumal!
Ein jeder Tropfen bis zuletzt
Bringt Freud' aus diesem Glückspokal!

„Dies ist das stolze Zauberglas
Aus alter Zeit mit Zauberspruch:
Heil unserm Fürstenpaare, das
Jetzt herrscht in Flur, in Wald und Bruch!"

Die Elfenschar springt auf, es hallt
Der Urwald Antwort ihrem Spruch:
„Heil unserm Herrscherpaar im Wald,
Heil ihm in Flur, in Feld und Bruch!"

Da plötzlich ein Gedanke reift
In Musgraves Hirn, ein Himmelsstrahl —
Und mitten aus dem Trubel greift
Mit kecker Hand er den Pokal.

Mit raschem Sprung zum Roß zurück,
Schwingt in den Sattel er sich auf:
„Jetzt gilt's das Leben und das Glück,
Nun, Renner, auf mit Blitzeslauf!"

Und vorne, hinten, überall
Die Elfenschar zu Rosse springt:
„Es gilt den Feenglückspokal!
Weh, wenn ihm dieser Raub gelingt!"

Die Jagd erbraust wie Wirbelwind;
Der Rasen dröhnt vom Rossesschritt;
Lord Musgrave vorwärts stürmt geschwind
Grad auf des Flusses seichte Mitt'.

Wohl tausend Pfeile federleicht
Sie senden hinter ihm geschwind. —
Das andre Ufer er erreicht,
Als Elfensang ihm bringt der Wind:

„Heil Deinem Banner, tapfrer Held!
Doch birst das Glas, kommt's jäh zu Fall,
Fahr wohl dann Glück im Siegesfeld,
Fahr wohl dann Glück von Edenhall!"

Der Wald wird licht, ins Horn er stößt;
Berg, Woge, Wald giebt Wiederhall. —
Da ist vom Zauber er erlöst;
Da nah'n Genossen überall.

Der Morgen graut, in Edenhall
Sich übers Kind die Mutter neigt
Und lauscht in der gewölbten Hall'
Dem Sang, der aus den Wassern steigt.

Es steigt die Treppe nun hinan
Der milde Sang und scheucht den Schmerz,
Der lange hielt in bangem Bann
Ein liebend, treues Mutterherz.

„Schlaf ruhig, Knab'!" so tönt es mild;
„Doch birst das Glas, kommt's jäh zu Fall,
Fahr wohl dann Glück im Kampfgefild! —
Fahr wohl dann Glück von Edenhall!"

Gar manch Jahrhundert hat gebracht
Das Glück der Musgraves nicht zu Fall.
Heil ihrem Glück in mancher Schlacht!
Gut Heil Dir, Glück von Edenhall!

Nordhausen. **Kurt Nagel.**

Dr. P. Knauth: Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig 1898.

Der Verfasser hat sich in Ausführung seiner 1894 erschienenen Dissertation gegenüber einer „hämischen und selbstgefälligen Kritik" (auch

von Männern wie Gervinus, Hettner und dem keineswegs, wie er meint, zuletzt bußfertigen[1]) Fr. Vischer?) eine Art von Rettung des Goetheschen Altersstils zur Aufgabe gemacht. In der Einleitung erörtert er eingehend, aber öfter noch, als unser Referat erwähnt, zum Widerspruch herausfordernd, die Entstehung der neuen einheitlichen, bewußt und nach festen Grundsätzen gehandhabten Darstellungsweise des bejahrten Dichters, „die im Vergleich zu seinen früheren Epochen eine ausgeprägtere Neigung zum Typischen, Symbolischen und Didaktischen" kund gebe. In Betreff der letzteren beiden bemerkt er S. 21, die allgemeinen Alterseigenschaften gesteigerter Reflexion und gesteigerten Naturgefühls äußerten sich individuell beim Künstler im Didaktischen und Symbolischen, und Goethes Greisenalter zeige beides innig verbunden, besonders in den Zahmen Xenien. Aber kann von einem im Alter gesteigerten Naturgefühl des Dichters die Rede sein, der sich bekanntlich je länger, je mehr von der subjektiv empfindsamen der objektiven Naturbetrachtung zuwandte und schließlich wohl einmal klagte, daß er sich die ästhetische Ansicht der Natur durch die wissenschaftliche ganz verdorben habe? Und wo liegt der Zusammenhang dieses Gefühls mit der Symbolik? wo diese in der epigrammatischen Dichtung der Zahmen Xenien? Übrigens weiß K. von der Wirkung der genannten Richtungen auf die sprachliche Form nur ganz Vereinzeltes beizubringen (S. 23 und 96), insbesondere für den Einfluß der didaktischen Neigung (S. 24) nur eine gewisse (nebenbei bemerkt, schon früher wahrnehmbare) Breite der Prosagleichnisse, denn gerade in der xenialischen Spruchdichtung ist davon nichts zu finden. Das Hauptcharakteristikum des Goetheschen Altersstils findet er daher in einer anderen, Kap. VI behandelten sprachlichen Erscheinung. Seinen Beginn datiert er von der Rheinfahrt des Dichters 1814, seiner zweiten Hegire, wie er mit Burdach sagt, obwohl der unmittelbar vorher gedichtete Epimenides bereits mehrere Besonderheiten der neuen Sprachweise zeige. Von der Pandora (1807), in der sich diese schon deutlich genug ankündigt (Fr. Vischer, Faust, S. 101 flg.), schweigt er völlig. Es folgt in 9 Kapiteln der Hauptteil der Schrift, die Feststellung und Besprechung von Goethes poetischem Stil letzter Epoche mit gelegentlicher Berücksichtigung der von seinen Anomalieen ungleich freieren Prosasprache. Wir begleiten sie mit einigen Randbemerkungen.

Zu dem altertümelnden unter „Wortform" S. 41 besprochenen „wesen" sei erwähnt, daß es allerdings schon bei Goethe in früherer Zeit begegnet. „Sehe jedes in seiner Art kommen und wesen", schreibt

1) Vergl. desselben Faust, S. 102, Altes und Neues II, S. 7 u. a.

er an Fr. Jacobi, 11. Februar 1793. — Das von Vischer bekämpfte Verbum „sich buschen" will K. (Wortbildung, S. 54) wunderlicherweise dadurch stützen, daß er es, übrigens gegen Sinn und Konstruktion, sowohl auf Hügel, wie auf Thäler bezieht. Es ist und bleibt ein sonderbares Simplex statt des Kompositums mit der Vorsilbe be, wie denn auch Goethe in den Wanderjahren II, 9 von bebuschten Hügeln spricht, oder Voß vom Thal sagt, es beblüme sich. — Daß „wer — wer" im Sinne von „der eine — der andere" Nachahmung romanischen Sprachgebrauchs sei, läßt sich mit dem Verfasser (S. 58) nicht behaupten, da wer und und welch auch als unbestimmte Fürwörter erscheinen und welche — welche (= die einen — die anderen) wenigstens dem deutschen Sprachgebrauch nicht fremd sind. — Wenn er S. 62 die Kühnheit von Zusammensetzungen wie lust- und liebevoll damit rechtfertigt, daß Lust und Liebe eine Formel bilden, so gilt das allerdings von den angeführten Beispielen, aber auch von anderen, wie lieb- und schadenfroh in dem Gedichte „Umgekehrt"? — In den Worten: „Wenn den Schleier Liebchen lüftet, Schüttelnd Ambralocken düftet" erklärt er die von schüttelnd abhängigen Ambralocken als inneres Objekt des intransitiven düftet, während man doch wohl Ambra, aber nimmermehr Ambralocken düften kann. — Ganz unbegreiflich ist es, wie er S. 67 die klare deutsche Wendung (vergl. Schillers Zerstörung von Troja V. 126) der Verse: „Daß man zu tiefer grimmiger Pein Ermüden (es überdrüssig werden) muß gerecht zu sein" für einen Gräcismus halten und die Erklärung dazu geben kann: „zu eignem Verdruß gerecht sein müssen". — Goethes Altersliebling „so fortan", in dem er einen geheimnisvollen Zusammenhang mit seinem Unsterblichkeitsglauben zu entdecken glaubt (K. IV, S. 71), findet sich übrigens bereits einmal in den Schlußversen der Lila: „Lebet, ihr Seligen, So die unzähligen Tage fortan". — Auch die kompositionsartige Verdoppelung von Adjektiven, wie sie in „golden goldne Rolle" erscheint (K. V, S. 76), hat einen Vorgang in dem „schlecht schlechten Teig" der Invektive (W. A. V, S. 174) aus dem Jahre 1803, ebenso wie schon in der „süß süßen Maid" der Bürgerschen Ballade Graf Waldemar, Str. 49.

Das Hauptcharakteristikum des Goetheschen Altersstiles sieht K. mit Recht in der im umfangreichsten Kapitel (VI) behandelten Kürze des Ausdrucks; denn der Dichter suchte je länger je mehr die größte Bedeutsamkeit im kleinsten Raum; nur gehört der die Anakoluthieen betreffende Paragraph nicht dahin, wohl aber der dem folgenden Kapitel zugewiesene freie Gebrauch der Kasus statt präpositionaler Wendungen. Epigrammatisch ferner durfte er S. 78 diese Stilerscheinung nicht nennen; denn wenngleich Faust II insbesondere reich an Sätzen ist, die auch in den Zahmen Xenien stehen könnten, so enthalten doch gerade sie von der hier be-

sprochenen eigentümlichen Kürze des Ausdrucks nichts, wie denn überhaupt in einer solchen nicht besteht, was man epigrammatische Kürze nennt. Ebenso erscheint die Bezeichnung „Hinwerfen der Begriffe" (S. 79) für die (in § 1 besprochene) fragmentarische, allen künstlichen Periodenbau sprengende Satzbildung (unwillkürliche Nachahmung einer fast lallenden Rede[1]) unzutreffend und der Passus „Naturschilderung" S. 82 dem Gegenstand fremd. — Unter § 5 (Auslassung von Verben) würde auch die S. 31 angemerkte „harte Ellipse" in V. 599 des Epimenides fallen, wenn eine solche wirklich darin vorläge. Die Worte der Hoffnung (die V. 618 von sich sagt: „Wie ich bin, so bin ich auch beständig"): „Doch bin ich, hoff' euch zu erretten" erklärt K. S. 31: „Doch bin ich (zu erretten), so hoff' ich auch euch zu erretten" (!), während „bin" natürlich Vollverbum ist (existiere, lebe) und die beiden Sätze im Verhältnis der Beiordnung zu einander stehen. — Wiederum eine „mehr als leichte Ellipse" statuiert er S. 121 für den Vers: „Das halte fest und niemand laß dir's rauben", wo er den gar nicht zu verkennenden Akkusativ „niemand" als Dativ faßt, vor dem ein „von" zu ergänzen sei. Und immer von neuem begegnet es ihm, daß er als Besonderheiten des Altersstils anspricht, was sich in völlig normalen Bahnen bewegt. In den Worten der Mandarinen, die sich „satt zu herrschen, müd zu dienen" (also des Herrschens wie des Dienens überdrüssig) nennen, soll eine auffällige Verbindung zweier verschieden konstruierter Adjektiva liegen (S. 122): „Des Herrschens überdrüssig, zum Dienen aber zu müde". Und in der einfachen, klaren Periode: „Ziehn die Schafe von der Wiese (Vordersatz), Liegt sie da ein reines Grün" (Nachsatz) sieht er S. 137 beigeordnete Sätze, in deren ersterem eine Ellipse des „es" vorliege, während der zweite eine Inversion des Subjektes zeige (!).

Trotz allem Bedenklichen in seinen Deutungen und Ausführungen aber soll dem Verfasser das Verdienst unbestritten sein, das er sich durch die fleißige Zusammenstellung der Eigentümlichkeiten des Goetheschen dichterischen Altersstils erworben hat. Freilich sind diese, wenn wir sie auch begreiflich finden, damit nicht als Vorzüge erwiesen. Auch ist K. selbst genötigt, fast Seite um Seite von Auffälligem, Gesuchtem und Manieriertem, von Härten, Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache, das Verständnis erschwerenden Anomalien u.s.w. zu reden. Aber an dunkeln Stellen die Konkordanz von Form und Inhalt (S. 80), oder einen poetischen (?) Gewinn, den die Idee auf Kosten der Form davon trage (S. 88), und anderes mit ihm zu bewundern sind wir außer stande. Bleibt doch von dem

1) Was der Jüngling von sich sagte: „Ich zittre nur, ich stottre nur", gilt hier auch vom Greise.

rein sprachlichen Ausdruck, um den es sich hier handelt, abgesehen des Bewunderungswürdigen, das die unversiegte Produktionskraft des alternden Dichters geschaffen hat, noch immerhin genug.

Wernigerode. **H. Henkel.**

Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1898. 104 S.

Obwohl namhafte und wohlberufene Vertreter der Litteratur und Kritik, wie der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer, Oskar Freiherr von Redwitz, Martin Greif u. a. sich aufs günstigste über Freys Poesieen geäußert haben, und der beliebte Schriftsteller Josef Viktor Widmann jüngst in der Berner politischen Zeitung „Der Bund" in einem warm empfundenen Nachrufe auf die dichterische Bedeutung Freys hingewiesen hat, so ist dieser doch bisher dem großen Publikum unbekannt geblieben. Der Sohn des verstorbenen Dichters, unter dessen Pseudonym Justus Frey sich der wahre Name Andreas Ludwig Jeitteles birgt, hat deshalb das verdienstvolle Werk unternommen, aus Anlaß des herannahenden hundertsten Geburtstags des Dichters, in kindlicher Pietät die poetische Wirksamkeit seines Vaters weiteren Kreisen bekannt zu machen. Vorausgeschickt werden einige biographische Notizen, aus denen folgendes hervorgehoben sei. Geboren am 24. November 1799 in Prag studierte Justus Frey nach Absolvierung des Prager Altstädter Gymnasiums Medizin, wirkte alsdann als praktischer Arzt in Wien, unternahm 1826 zu wissenschaftlich-litterarischen Zwecken eine Reise durch Deutschland, auf welcher ihm das Glück zu teil wurde, in Weimar dem Altmeister Goethe seine Huldigung darbringen zu dürfen, und kehrte dann nach Wien zurück; 1836 wurde er als akademischer Lehrer an die Universität Olmütz berufen, wo er bis zu seinem freiwilligen Rücktritt im Jahre 1869 blieb. Das Sturmjahr 1848 riß ihn in den Strudel der politischen Strömung: in Frankfurt a. M. finden wir ihn als Abgeordneten der deutschen Reichsversammlung für den Wahlbezirk Olmütz. Nachdem seine Hoffnungen auf einen gedeihlichen Ausgang der parlamentarischen Verhandlungen gescheitert waren, kehrte er mit gebeugtem Mute heim. 1869 zog er sich in den freiwilligen Ruhestand zurück und starb in Graz bei seinem Sohne am 17. Juni 1878.

In den nun folgenden Blättern sucht der Herausgeber ein Bild von dem Wesen und der Bedeutung des Dichters zu entwerfen, indem er teils den Gedankeninhalt seiner Dichtungen darlegt, teils durch reichliche Mitteilungen von Proben den Dichter selbst reden läßt. Wir finden darunter oft wirkliche Perlen vornehmster, reifster Poesie, die es verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden, und die uns beweisen, daß Justus

Frey ein berufener Priester in Apollos Tempel war. Welch' hohe, ideale Auffassung der Poesie verrät er, indem er vom Dichter sagt:

„Er soll ein leuchtend Beispiel sein des Mutes,
Womit ein Geist sich, trachtend nach Vollendung,
Entäußert jedes irdisch eiteln Gutes."

Frühling, Jugend, Liebe und Poesie erscheinen ihm wie Geschwister, ähnlich in ihrer äußeren Erscheinung, ähnlich in ihrer Bestimmung, zu läutern, stählen, sänftigen, beglücken und zu heilen die Wunden einer Menschenbrust. Doch alles, ruft der Dichter, ist vergänglich: der Schmerz über die die ganze irdische Natur ergreifende Wandelbarkeit des Lebens entlockt ihm bei seinem Hange zu tiefsinnigen Betrachtungen begreiflicherweise manch' ernstes Lied, so besonders in dem Cyklus „Herbststimmen". An tiefernsten, ethisch gehaltvollen Dichtungen ist überhaupt bei Frey kein Mangel; tiefes Gemüt, sinnige Betrachtung des Lebens und ein echt lyrischer Schwung charakterisiert fast alle angeführten Proben, so die Gedichte: „Die Untergegangenen", „Du weißt nicht wie", „Zweierlei Trähnen" (sic!), wo er sagt:

„Dich, Trähne des Knaben, erkenn' ich
Als blütenernährenden Tau
Und, Mannesträhne, dich nenn' ich
Den herbstlichen Reif der Au!"

Oft zeigt sich in Freys Gedichten eine Hinneigung zur Didaktik, die ihn aber doch niemals in einen trocken lehrhaften Ton verfallen läßt. Zwei köstliche Proben hierfür bieten die Gedichte: „Was ist Poesie?" und „Die Liebe sieht", in dem er das bekannte Sprichwort „Die Liebe ist blind" in geistvoller Weise Lügen straft. Aber nicht bloß Ergüsse der eigenen Seele giebt uns der Dichter, er versteht es auch trefflich, sich in fremde Situationen zu versetzen und der beredte Dolmetsch fremder Personen oder ganzer Stände zu sein, so in dem flotten, von keckem Humor erfüllten und frische, würzige Waldluft atmenden „Jägerlied". Von eigentlichen, teils neckisch tändelnden, an alexandrinische Vorbilder und Motive gemahnenden, teils von stürmischem Atem der Leidenschaft durchglühten Liebesliedern finden wir bei Frey zahlreiche Beispiele. Ganz richtig betont hierbei der Herausgeber, daß ihm diejenigen schalkhaften Inhalts am besten gelingen; der Humor, und zwar ein gesunder, wohlgezügelter, anständige Grenzen nicht überschreitender Humor ist eine glückliche Gabe Freys, die ihn auch befähigte, die Geißel der Satire über gewisse Menschentypen, staatliche Mißstände, anfechtbare soziale Meinungen, schlechte Neigungen und Gewohnheiten mit unerbittlicher Hand zu schwingen, so z. B. in den Gedichten „Probatum est", „Ein Gemütskranker" und vor allem in dem köstlichen, mit prächtigstem Humor gewürzten Gedichte „Der Sammler", einem wahren Kabinettsstückchen

moderner Satire. Andere hierher gehörige Stücke behandeln u. a. die Reisewut unseres Zeitalters, die Einseitigkeit der modernen Bildung in Bezug auf das sogenannte Spezialistentum, die Putzsucht der Frauen, den Standesdünkel u. s. w. Auch eine Reihe von politischen Gedichten, die von einem starken Freisinn durchweht sind und auf allen Gebieten des Geistes und Glaubens das Naturgesetz des Fortschritts angewendet wissen wollen, sind unter seinen satirischen Leistungen zu nennen. Doch genug von Freys satirischer Ader. Ein erhebender Zug seiner Poesie ist ferner ein stark entwickeltes, stolzes, patriotisches Empfinden, dem er in einem Lied „An die deutschen Frauen", einem tief empfundenen Preislied auf deutsche Frauentugend, schönen Ausdruck verleiht. Interessant ist, daß der Herausgeber uns mitteilt, der Nachlaß von Justus Frey enthalte außer lyrischen, politischen und satirischen Dichtungen auch mehrfache von epischem Zuschnitt, „obwohl diese an Zahl und teilweise auch an Gehalt den lyrischen Stücken nachstehen". Der ganzen dichterischen Anlage Freys entsprechend mußten ihm hier besonders solche Dichtungen gelingen, welche Stimmungsbilder in erzählender Form darstellen oder die in einer lehrhaften Schlußpointe ausklingen. Auch hierfür werden Proben angeführt, unter denen namentlich „Alexander der Große und seine Mutter", das tiefsinnige „Kindermärchen" und das außerordentlich zarte, fein behandelte Gedicht „Tau und Perle" hervorragen. Endlich wird uns noch verraten, daß sich in Freys Nachlaß auch dramatische Scenen befinden, die beweisen, daß es dem Dichter auch an dramatischer Gestaltungskraft nicht fehlte. Es liegen vor: „Ora et labora", worin mit bühnentechnischem Geschick die Arbeit verherrlicht und dieser in der Figur eines Büßers die Unfruchtbarkeit eines bloß beschaulichen Lebens gegenübergestellt wird; „Hand in Hand", worin die Idee vertreten ist, daß die nach Wahrheit forschende Wissenschaft des belebenden Einflusses der Phantasie nicht zu entbehren und hinwider die künstlerische Einbildungskraft nur dann Gesundes zu schaffen vermag, wenn an ihre Gebilde geglaubt werden kann; ferner liegen Entwürfe vor zu „Hamilkar und Hannibal" und „Tasso im Kerker". Als Probe veröffentlicht der Herausgeber aus der letztgenannten Dichtung den Monolog Tassos, der in den stolzen Worten ausklingt:

„Mut, Tasso, Mut! Wen die Natur erhoben,
Dem steht auf Erden nicht der Himmel offen:
Im Himmel wird die Erd' ihn liebend loben!
Mag mir im Leben Schmach und Tod auch dräuen,
Jerusalem wird mich davon befreien!"

Den Schluß des vorliegenden Buches bildet eine Darlegung des Verhältnisses Freys zur Litteratur seiner Zeit. Da sich Freys Muse fast

durchweg in den Bahnen des Klassizismus bewegt, werden Schiller, vor allem aber Goethe als seine leuchtenden Vorbilder in Anspruch genommen, eine Ansicht, die der Herausgeber durch eine Vergleichung Goethescher und Freyscher Lieder im einzelnen zu begründen sucht. Das uns hier zu Gebote stehende Material ist allerdings zu gering, um ein abschließendes derartiges Urteil fällen zu können. Neben Anklängen an die klassische Heroenzeit der deutschen Dichtung streift hie und da auch ein romantischer Hauch durch die Eingebungen der Phantasie Freys, was nach des Herausgebers Ansicht bei der in seine Jugend und erste Mannesperiode fallenden Vorherrschaft der romantischen Schule nicht wunder nehmen darf. Frey wird endlich nicht ohne Geschick als ein Geistesverwandter Rückerts hingestellt; außer einem allgemeinen Hange zu betrachtender und erbaulicher Behandlung poetischer Stoffe wird an beiden Dichternaturen ein alles Formelwesens entkleideter tiefreligiöser Sinn, Freimut und Feingehalt ihrer philosophisch abgeklärten Welt- und Lebensanschauung, die glühende Verehrung Goethes, welchen auch Rückert als seinen „Leitstern" betrachtet, ferner an beiden die glückliche Beherrschung der poetischen Stil- und Sprachformen, die fließende und kunstvolle Behandlung des Reims, die öftere Anwendung selbstgeschaffener Wortbildungen gerühmt und durch Vergleichungen im einzelnen nachzuweisen versucht. Der pietätvolle Herausgeber erklärt zum Schluß, daß er sich für seine Mühewaltung reichlich belohnt sehen würde, wenn es ihm gelungen wäre, das Urteil der Stimmfähigen für die Ansicht zu gewinnen, daß Justus Frey kein gewöhnlich veranlagter, vielmehr ein mit gesundem und reichem Geist, feiner Empfindung, graziöser Phantasie und vollendetem Kunstgeschmack begabter Dichter sei, der es wert ist, daß man ihn nach unverdienter Zurücksetzung dem litterarisch gebildeten Publikum aufs neue vorführe. Diese Worte wird jeder gern nach der Lektüre Freyscher Gedichte unterschreiben. Darum begrüßen wir den Gedanken des Herausgebers, nach langem Zögern, 20 Jahre nach dem Hinscheiden des Dichters, an eine Gesamtausgabe der vorhandenen Sammlungen in einer Auslese heranzugehen, mit lebhafter Freude; der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kultur-Geschichte von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Mit ca. 1000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Faksimile-Beilagen u. s. w. 60 Lief. à 60 Pfg. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1.—5. Heft.

Ein kräftiger Sinn für die historische Überlieferung ist mehr als in einem anderen Zeitalter gegenwärtig bei unserem deutschen Volke rege

geworden. In immer breitere Schichten des letzteren dringt die Freude am Sammeln, Registrieren, Messen, Wägen und Zählen. Eine solche allgemeine Regsamkeit der Geister in dieser Richtung ist, wie der Kenner unsrer Kulturgeschichte bestätigen wird, höchstens noch im 16. Jahrhundert und zwar als unmittelbare Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst, die mit einem Schlage die große Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten überbrücken zu können schien, bemerkbar gewesen. Heute erzeugt namentlich die hohe Ausbildung der vervielfältigenden Künste den Sammeleifer. Selbst in den Auswüchsen dieses Eifers — auch dem eben erwähnten 16. Jahrhundert hat der Sammelsport übrigens nicht gefehlt — läßt sich immer noch der nicht schlechthin zu verwerfende Zug, Denkwürdiges, wenn dies auch nicht selten von fragwürdiger Bedeutung sein mag, zur eignen Erbauung oder für die kommenden Geschlechter aufzubewahren. Daß aber an der Pflege des historischen Sinnes in unsrer Zeit kritischer Verstand, unermüdlicher Gelehrtenfleiß und kühner Unternehmungsgeist auf industriellem Gebiete sich in ganz außerordentlicher Weise bethätigen — ein Gang durch die wachsenden Räume unsrer Museen, ein Blick auf die Sammelwerke, die der deutsche Buchhandel fast jedes Jahr auf den Markt gebracht hat, geben davon genügende Beweise. Freilich etwas von dem übertriebenen Eifer und der hastigen Freude, wie sie bei denen sich geltend machen, die mehr instinktmäßig als zielbewußt in dieser Richtung thätig sind, ist fast ausnahmslos auch in die rationelle Pflege der historischen Überlieferung übergegangen; man hat oft den Eindruck, als fürchteten die Beteiligten das Hereinbrechen einer Flut, vor der sie so viel und so schnell als möglich zu retten suchen, was überhaupt noch zu bewahren ist. — Diesem universellen historischen Zug unsrer Zeit ist auch das vorliegende Werk: „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild" entsprungen und wird ihm, wie wir aus den vorliegenden fünf ersten Heften zu urteilen vermögen, in sehr ausgiebiger Weise Rechnung tragen. Es wird, wenn es abgeschlossen ist, mehr noch als eine „Bilanz" unsres Jahrhunderts sein. Selbst der wissenschaftlich Gebildete wird, weil er die politischen Ereignisse, die litterarhistorischen Strömungen, die naturwissenschaftlichen Ergebnisse in wirklichen Brennpunkten vereinigt findet, genußreiche Lektüre in diesem Buche finden, er, der sich vielleicht selbst eine Bilanz seines Jahrhunderts gezogen hat. Schon aus den genannten Heften, in denen Napoleon I., Kant, Schiller und Alexander von Humboldt im Mittelpunkte der durch einen überaus reichhaltigen Bilderschmuck unterstützten textlichen Ausführungen stehen, kann auf ein vom Herausgeber und Verleger wohl vorbereitetes, groß angelegtes Unternehmen geschlossen werden. Wenn bei irgend einem Werke, so haben bei diesem umfassend ausgestaltete

Illustrationen Berechtigung. Die Leistungsfähigkeit des Bongschen Ateliers läßt an der sorgfältigen Ausführung dieses Teils keinen Zweifel aufkommen. Hans Kraemer wird in Verbindung mit Fachmännern möglichst objektiv und fesselnd den begleitenden Text herstellen, und wir äußern nur den Wunsch, daß die Schilderung auch künftighin Einzelheiten, namentlich eine zu große Fülle von weniger bekannten Namen vermeidet, damit die Persönlichkeiten, welche unserem Jahrhundert das Gepräge gegeben haben, dem Leser in um so größerer Plastik erscheinen. Wir empfehlen die Anschaffung dieses eigenartigen Werkes den Schulbibliotheken und fügen die Bemerkung hinzu, daß die Lehrer des Deutschen und der Geschichte an dem eignen Besitze des Werkes insofern auch Freude haben werden, als sie darin für ihren Unterricht manche stoffliche Ausbeute bequem finden können.

Hermann Unbescheid.

Dresden.

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, herausgegeben von Dr. Johannes Ilberg und Dr. Richard Richter. 1. Jahrg. 1898, 1. u. 2. Bandes 5. Heft: Das Problem der äsopischen Fabel. Von Professor Dr. August Hausrath in Karlsruhe. — Italienische Fundberichte. Von Dr. Hans Graeven in Rom. — Die Besiedelung Sachsens. Von Dr. Robert Wuttke in Dresden. — Schiller und Plutarch. Von Dr. Karl Fries in Berlin. — Anzeigen und Mitteilungen. — Die klassische Philologie als Schulwissenschaft. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig. — Wie sind die Vorbildung und die Prüfung der Geschichtslehrer an den Mittelschulen zu gestalten? Referat für den fünften deutschen Historikertag zu Nürnberg. Von Geh. Regierungsrat Dir. Dr. Oskar Jäger in Köln a/Rh. — Aus der Litteratur zum deutschen Unterricht. Von Prof. Dr. Paul Vogel in Schneeberg i/S. — Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Von Dr. Alfred Baldamus in Leipzig.

Neu erschienene Bücher.

Hermann Auer, Schulgrammatik der deutschen Sprache. Stuttgart, 1898, W. Kohlhammer.

Dr. Hermann Steuding, Die Behandlung der deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums. Leipzig, 1898, Seemann.

Paul Arras, Bismarck-Gedichte. Leipzig, 1898, Friese.

H. Heidelberg, Elementargrammatik der deutschen Sprache für höhere Unterrichtsanstalten. Neunte Auflage. Berlin, 1898, Weidmann.

Ernst Laas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Dritte Auflage, besorgt von J. Imelmann. Berlin, 1898, Weidmann.

Für die Leitung verantwortlich: **Prof. Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Bismarcks Heimgang.

Zum 30. Juli 1898.

Nun sank dahin die herrlichste der Eichen
Im hehren deutschen Wald:
Du gingst von uns, ein König ohnegleichen
An Geist und an Gestalt.

Dein Riesenschritt durchhallte weit die Erde
Und schallt auf ewig nach;
Du riefst dem deutschen Reich dein mächtig: Werde!
Und tilgtest unsre Schmach.

Und sind wir einstmals schwach und krank gewesen,
Ohnmächtig und verlacht:
An deinem kühnen Mut sind wir genesen,
Du hast uns groß gemacht.

Du bist nicht mehr! Wir können es nicht fassen,
Wir stehen gramerfüllt,
Wir können nicht von dir, du Edler, lassen,
Ob dich der Tod verhüllt.

Legt ihr nicht ab den bunten Schmuck der Blätter,
Ihr Blumen auf der Au?
Und hüllst du dich nicht ein in schwarze Wetter,
Du Himmel, weit und blau?

Hört ihr nicht auf zu blüh'n, ihr roten Rosen?
Hemmst, Sonne, nicht den Lauf?
Stellst du nicht ein, o Meer, dein brausend Tosen?
Hört nicht der Lufthauch auf?

Nein, heut wie immer seh' die Sonn' ich glühen;
Der blaue Himmel lacht,
Es rauscht das Meer, die jungen Rosen blühen,
Der Wind das Grab umfacht.

Doch bleibt gefühllos auch beim schwersten Jammer
Natur in ihrer Bahn:
Uns schaut verändert heut aus stiller Kammer
Der Menschheit Antlitz an.

Stumm ist der Mund. Nicht klingen frohe Lieder
Wie sonst an unser Ohr;
Die Wimper zuckt, das Auge senkt sich nieder,
Die Thräne quillt hervor.

Und unter Thränen laßt die Welt durchbeben
Den heil'gen Schwur aufs neu:
In uns soll Bismarcks Geist auf ewig leben
Frei, mutig, stark und treu.

Dresden. **Otto Tyon.**

Eine neue deutsche Odyssee.

Von **H. Morsch** in Berlin.

Übersetzungen stehen an der Wiege fast aller Litteraturen, so besonders der römischen und deutschen, die Odyssee des Livius Andronicus, die Interlinearversionen unserer Mönche, die Bearbeitungen lateinischer Evangelienharmonien bezeugen dies deutlich. Aber wenn sich nun die Dichtung eines Volkes zur Blüte entfaltet hat, zeitigt sie von neuem eine Übersetzungslitteratur. Die erstere bleibt naiv, die letztere ist schon künstlerisch-bewußt; die Mittel, mit denen Übersetzer aus der ersteren Periode arbeiten, sind einfach, oft unzulänglich; die Vertreter der höher entwickelten Übersetzungskunst können mit einer schon poetischen Sprache, einem dichterischen Stil arbeiten, der ihnen überliefert ist. Und so wird denn auch ihr Ziel höher, ja allmählich das höchste, was sich denken läßt: die Übersetzung soll auf uns möglichst denselben Eindruck machen, wie das Original auf seine Zeitgenossen. Man wird dies als Ziel immer noch gelten lassen, trotz der Einwendungen, welche andere, z. B. Herzberg[1]), dagegen erhoben. Das Ziel ist immer für alle Nachdichter dasselbe geblieben, nur Mittel und Wege, mit welchen man dies erstrebte, haben sich mit den Zeiten häufig geändert. Männer wie Voß[2]), Wilhelm von Humboldt, Thudichum, Donner suchten ihm nahezukommen, indem sie Metrik, Sprache und Stil des Originals ganz genau nachbildeten. Dies war gewiß ganz löblich und gewissenhaft, ja zu gewissenhaft und daher pedantisch, diese Nachdichtungen wurden undeutsch, sowohl was die metrische Hülle als auch was den Sprachkörper selbst anbelangt. Heute denkt man anders über Übersetzungen, man findet mit Recht, daß sie durchaus nicht so genau dem Urbilde zu entsprechen brauchen; denn man glaubt jetzt nicht mehr, daß deutsche Hexameter, deutsche logaödische, sapphische, asklepiadeische Reihen denselben Eindruck auf uns machen, wie

---

1) Herzberg, Zur Geschichte und Kritik der deutschen Übersetzungen antiker Dichter. Neue Preuß. Jahrbücher, 1864, bes. S. 243.

2) Der Vossische Homer scheint allmählich an Boden zu verlieren, das beweisen auch die neueren Nachdichtungen gerade in Hexametern, z. B. die Ilias von Hubatsch. Sonst vergleiche man u. a. die schroff sich gegenüberstehenden Urteile von M. Bernays in der Jubelausgabe von Voß' Odyssee (1881) nebst Erich Schmidts Besprechung derselben in der „Deutschen Rundschau" 1881 und die Meinung B. Hehns im Goethe-Jahrbuch VI: „Einiges über Goethes Vers".

einstmals solche griechische Metra auf die Alten, man glaubt auch daran nicht mehr, daß jene halb-griechisch, halb-deutschen Wörter, wie sie von den oben genannten Übersetzern gebildet wurden, unserm Ohr etwa hellenische Ton- oder Klangbilder wirklich hervorzaubern. Sollte wirklich es heute noch jemandem beikommen, Sophokleische Chorlieder wiederzugeben in den Rhythmen des attischen Dichters, auf jeden Dochmius, jede logaödische Reihe, jeden Creticus ängstlich achtend? Freilich, Donner hat es so gemacht, aber wie viele haben sich nicht mit Recht über Donners Verse geärgert und fanden sie nur erträglich, wenn sie mit Mendelssohns Tönen erklangen? Goethe in der „Helena", auch in seinen Gesängen nach Pindarischer Art, deutete die Bahnen, aber auch die Grenzen an für die künftigen Übersetzer. Und so kann man denn heutzutage den Sophokles nachempfinden in der wirklich poetischen Übertragung eines Wendt (Cotta), ohne daß man für die deutsche Sprache Mitleid haben muß, oder auch in der Übersetzung von Hubatsch (Velhagen und Klasing); nicht zu vergessen ist hier von Wilamowitz-Moellendorf, der in seinem Agamemnon des Äschylos und im Hippolytos des Euripides Goethes Spuren mit großem Glücke gefolgt. Darin versahen es etwas jene Männer zu Anfang dieses Jahrhunderts, daß sie glaubten, mit denselben Mitteln wie im Griechischen dieselbe Wirkung auf deutsche Leser oder Hörer zu erzielen, wobei es nicht ausgeschlossen, daß dies Dichtern, die über Sprache wie Fürsten und Könige gebieten, also einem Platen und Geibel, mitunter gelang. Indessen man muß den Grundsatz heute anerkennen: ein gewisses Vertauschen der Formen, der rhythmischen wie der sprachlichen, erscheint geboten, um nach jenem Ziele zu ringen: die Nachdichtung, die Übersetzung soll für unser Ohr und unser Empfinden möglichst das sein, was das Original seiner Zeit den Griechen oder Römern war.

Für die Nachdichtung der alten Tragödie, besonders der Chorlieder, scheint man ja nun, wie gesagt, in jenen freien Rhythmen eine passende Form gefunden zu haben; was die Dialogpartien anbelangt, so schwankt man noch, ob man den alten Senar beibehalten soll oder auch ihn fallen läßt und dafür den Blankvers, den fünffüßigen Jambus des englischen und deutschen Dramas, wählt. Die Wahl ist nicht leicht, der sechsfüßige alte Trimeter verleiht zwar dem Drama den gewichtigen Schritt des alten κόθορνος, schlägt aber unmerklich in den Alexandriner um, während der moderne Blankvers den tragischen Gehalt verflüchtigt und verdünnt. — Wie steht es nun mit dem Vertauschen der Formen bei Verdeutschungen antiker Epen, besonders des Homer? — Am Anfang dieses Jahrhunderts, ja noch vor 15 bis 20 Jahren, wäre es wohl nie in Frage gestellt worden, daß Homer auch bei uns nur im

Versmaß des Originals, in Hexametern, heimisch werden könnte; so war wenigstens die Meinung derer, die hierin als alleinige Richter sich fühlten und anerkannt wurden, der klassischen Philologen. Und wenn auch ein Dichter wie Goethe, der noch kurz vor dem Schluß des Jahrhunderts „Hermann und Dorothea" schrieb, dann dem Hexameter so sehr abgeneigt wurde, daß er bald nach dem Anfang unseres Jahrhunderts keinen mehr dichtete, vielmehr in jener berüchtigten zahmen Xenie (507 bei v. Löper) ihn verbannte, in der er freilich die Verherrlichung des Knittelverses etwas spöttisch — absichtlich wohl — übertrieb, so hat doch die Hexameterwut bei den Deutschen nicht abgenommen; wie oft ist nicht nur der Homer, sondern sind auch die römischen Dichter, trotzdem daß schon Wieland den Horaz in Jamben umsetzte, in Hexametern wiedergegeben worden! Es kann hier nicht Aufgabe sein, von neuem gegen den deutschen Hexameter zu Felde zu ziehen, die Angriffe gegen ihn sind so alt wie dieses Jahrhundert, wie die in der „Neuhochdeutschen Metrik" Minors aufgesammelte Litteratur zeigt. Minor selbst erklärt zwar den Hexameter für eine der „wertvollsten Bereicherungen" der deutschen Metrik, spricht ihm nachher jedoch mit der Sicherheit der Taktdauer (S. 289) eigentlich auch die Existenzberechtigung ab. Indessen solche theoretische Erwägungen können hier nicht Platz greifen; aber wenn man nur auf den niedrigen Standpunkt der Praxis sich stellt, so wird man ein Versmaß nicht durchweg gelten lassen, das sich nicht als solches bald offenbart. Mit Recht fordert Geibel, daß, wenn selbstverständlich auch Trochäen statt der Spondeen, deren es im Deutschen sehr wenige giebt (vielleicht, Wohlthat, ratsam und solche Worte mit ziemlich gleich betonten Silben), bei uns zugelassen werden müßten, doch der Trochäus im zweiten Verse des Hexameters zu meiden sei; in der That macht derselbe den Vers schlaff, hemmt sofort seine aufsteigende Kraft und verdunkelt den Rhythmus. (Vergl. Geibels Brief in der Vorrede Ehrenthals in dessen Übersetzung der Ilias. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1879.) Aber auch aus andern Gründen ist in vielen deutschen Hexametern der Rhythmus nicht sofort klar, Voß, Odyssee I, 159 (wir citieren natürlich nach der Ausgabe von 1781): „Lieber Gastfreund . . .", hebt durchaus trochäisch an, erst vom dritten Fuß: „wirst du mir auch die Rede verargen", merkt man den gewünschten Hexameter; auch I, 204: „nicht mehr | lange | bleibt er von | seiner | heimischen | Insel"; ebenso I, 273: „Rede vor | der Ver | sammlung und rufe die Götter zu Zeugen"; I, 373: „Daß ich euch | allen | dort frei | mütig und . . ."; aber noch schlimmer ist, wenn viele deutsche Hexameter anfangs zwischen jambischem und daktylischem Rhythmus schwanken, z. B. I, 266: „Bald wär' ihr | Leben

gekürzt", könnte ebensogut gelesen werden: „Bald wär' | ihr Le | ben, wozu die Verbindung „ihr Leben" herausfordert. — Sehr charakteristisch ist hier Goethe, „Iphigenie" II, 1: „Und so | wuchs ich | herauf", und Goethe „Hermann und Dorothea" IV, 173, wo genau dieselben Anfangsworte für den Hexameter gebraucht werden: „Und so | wuchs ich her | an u. s. w."

Übrigens verstoßen auch Goethes Hexameter recht oft gegen jenes Geibelsche Gesetz. Doch, wie gesagt, die angeführten Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, sollen die Frage nicht vom theoretischen Standpunkt erörtern, sie sollen nur die allbekannte Erfahrung, daß Erwachsene wie Halberwachsene, wenn sie nicht vorher an lateinischen oder griechischen Hexametern tüchtig ihr Ohr geübt, deutsche Hexameter zunächst nicht lesen können, und auch späterhin im Anfang des Verses stets unsicher sind, mit alten Beweismitteln erläutern und rechtfertigen. Natürlich ist damit nicht der Stab gebrochen über daktylische Gedichte aus der Glanzzeit unsrer Litteratur, wenngleich man sagen muß, daß die hexametrische Form die echte Popularität mancher Goetheschen und Schillerschen Verse gehindert hat; aber wenn der Hexameter nicht allzuviel sind, wenn sie mit dem Pentameter zu distichischen, wechselvollen Reihen sich verknüpfen, so wird man sich ihrer gewiß erfreuen, und Elegien wie „Euphrosyne", „Alexis und Dora", „Der Spaziergang" u. a. werden trotz vielfacher metrischen Unebenheiten auch durch ihre Form weiterhin unser Ohr berücken. Wer aber möchte heutzutage mehr als drei- bis vierhundert Hexameter gern hintereinander vorlesen hören? Wer könnte nun gar zwei oder drei Gesänge Homers zu je 500 Versen in Hexametern vertragen? Es steht außer allem Zweifel: wie alcäische, asklepiadeische Maße, so ist der Hexameter schließlich etwas unsrer Sprache Fremdes, das, ähnlich jenen Odenmaßen, immer als solches empfunden wird. Als ein erfreuliches Zeichen begrüßen wir es daher, daß kein geringerer als Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf in der Vorrede zu dem Hippolytos des Euripides (Wie soll man übersetzen?) sich zu den Gegnern des „deutschen" Hexameters bekennt, das ist ein starker Hort für die „Antihexametristen"!

Wenn der Hexameter in so großer Zahl also nicht verwendet werden kann, welches Gewand könnte dann einer deutschen Odyssee stehen? — Auch diese Frage war im allgemeinen längst entschieden, Boeckh, in Übereinstimmung mit Goethe[1]), äußerte sich in den antiquarischen Briefen (S. 119), als er von einer Übertragung des Homer in Stanzen durch Ferdinand Rinne hörte, der diese Naumburg 1852[2]) erscheinen

1) Vergl. O. Lyon, Goethe u. Klopstock, S. 51.

2) Vorher Proben Progr. Halberstadt 1839.

ließ: „Sie heben das Romantische der Odyssee hervor; Ferd. Rinne .... hat die Odyssee in Stanzen übersetzt; wie wenig auch die Stockphilologen darauf halten mögen, hat mir diese schöne Arbeit das Romantische der Odyssee ganz ins Licht gestellt; es fehlte bloß die romantische Form, um es hervortreten zu lassen." — In der That von allen Metren scheint für die Odyssee gerade dies am geeignetsten zu sein; ist es doch die Kunstform der romanischen Poesie, deren Grundelement das Phantastische, Abenteuerliche bildet; dies wählte sich auch Wieland, da er in seinem Oberon „den Ritt ins alte, romantische Land" unternahm. Wieviel Romantisches liegt aber auch nicht in den Fahrten und Abenteuern des Odysseus! Wenn also für die über Blut und Leichen dahinschreitende Ilias dies Versmaß häufig nicht passend ist und die Kämpfe vor Troja uns nur in der Nibelungenstrophe anmuten würden, so giebt die Stanze auch insofern der Odyssee die richtige Farbe, als sie neben dem Märchenhaften die Heldenthaten des Dulders, den Glanz und die Pracht der Phäaken ins richtige Licht setzt, wie die Ottaverime ja auch den Figuren Tassos und Ariosts das Reckenhafte und den Scenen das höfische Element verleiht. Und so ist denn, wie oben schon erwähnt, die Odyssee von Rinne in Stanzenform umgewandelt worden, indessen die Proben, welche ich gelesen, legen nur zu deutlich Zeugnis ab von dem löblichen Willen bei mangelnder Kraft.

Viel besser steht es schon um die Odyssee, welche Heinrich Schwarzschild herausgegeben (Frankfurt a. M. 1876), ihr Anfang lautet:

„Sing' Muse mir den Mann, den vielgewandten,
Der, als die heil'ge Troja er zerstört,
In vielen Städten irrt' und fremden Landen,
Der Sitten manche sah, doch unerhört
Viel Leid erlebt zur See mit den Gefährten,
Zur Heimat führend sie, zur langentbehrten.
Doch nicht gelang's ihm! ach, von den Getreuen
Sollt Keiner mehr der Heimat sich erfreuen."

In den letzten Jahren sind zwei neue deutsche Odysseen erschienen, die eine von Theodor Dann (die Odyssee in deutschen Stanzen, für das deutsche Volk bearbeitet, Stuttgart, Kohlhammer, 1894) kommt trotz poetischen Talentes des Autors deswegen nicht in Betracht, weil sie die homerischen Verse zu sehr zusammenzieht, so daß bei solcher Verkürzung die Treue gegen das Original doch zu arg verletzt wird. Bei weitem größere Beachtung verdient nach meinem Dafürhalten die Nachbildung Hermann von Schellings (die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg, 1897), umsomehr, als sie gerade in Kreisen der Philologen noch nicht die verdiente Würdigung gefunden hat; dies Werk, um dessen willen diese

lange Einleitung geschrieben, bringt uns endlich einmal eine deutsche Odyssee, wie es Voß' Übersetzung nicht mehr sein kann. Es ist selbstverständlich, daß wir die Angriffe, welche in neuerer Zeit u. a. Schröder, Geschichte der deutschen Homerübersetzung, gegen Voß gerichtet, zum größten Teil billigen, wie auch v. Wilamowitz-Möllendorf a. a. O. über den Erfinder des „helmumflatterten" Hektor und der „saumnachschleppenden" Weiber die Schale seines Spottes ausgegossen, ohne daß man natürlich die unsterblichen Verdienste des Eutiners für seine Zeit je vergessen darf; und man wird es ebenso selbstverständlich finden, wenn hier, was v. Schellings Odyssee anbetrifft, weniger auf das rein sprachliche Element vom philologischen Standpunkt aus eingegangen wird — zwar auch solche Kritik braucht das Werk, wie anderwärts[1]) nachgewiesen, nicht zu fürchten — als vielmehr auf die Klangfarbe und eigenartige Behandlung der Stanzenform, die manchem auf den ersten Blick wohl bedenklich erscheinen mag. Doch lassen wir erst einige Strophen als solche folgen und auf uns wirken, indem hier und da auf den Urtext und andere gleichartige Übersetzungen hingewiesen wird. — Vergl. I, 50:

Fern wandelt er von seiner Väter Halle
Auf einem Eiland seiner Leiden Bahn
— Vom Wald bedeckt, umrauscht vom Wogenschwalle,
Und einer Göttin ist es unterthan —
Der Tochter Atlas', der die Tiefen alle
Und Riffe kennt im weiten Ozean
Und der erhabnen Säulen hat zu walten,
Die Erd' und Himmel auseinanderhalten.

Und dessen Tochter hält in weichem Arme
Den Helden fest, in süßem Liebesflehn,
Voll Milde stets, zusprechend seinem Harme;
So hofft sie schmeichelnd ihn zu hintergehn,
Daß er die Heimat lasse, doch der Arme,
Sehnsüchtig, nur den Rauch von fern zu sehn,
Der aus den Hütten Ithakas entsteige,
Zu sterben wünscht er sich, der Mühsalreiche![2])

1) Vergl. Wochenschrift für klassische Philologie 1897, Nr. 51 (15. Dezember).

2) Zum Vergleiche lese man, wie bei Dann die Verse Odyssee I, 49—59 zusammengezogen sind:

. . . Mir aber brennt mein Herz, muß ich es sehen, | Wie es Odysseus zieht zur Heimat hin. | Ihn hält trotz seinem sehnlichen Verlangen | Des Atlas Tochter immer noch gefangen. | An ferner Meeresinsel öden Borden | Hält den Bekümmerten die Göttin hin, | Mit zärtlichen und schmeichlerischen Worten | Umstrickt sie täglich seinen Heldensinn; | Doch ihn verlangt's, den Rauch zu sehn von Orten | Der Heimat, ja der Tod deucht ihm Gewinn. | Ehrt' er dich nicht mit heil'gen Opferspenden? | Warum willst du von ihm den Grimm nicht wenden? — Eigentlich zwar kann man den Verfasser deswegen gar nicht tadeln, das hat er

Vergl. Od. I, 50:

δυσμόρῳ, ὃς δὴ δηθὰ φίλων ἄπο πήματα πάσχει
νήσῳ ἐν ἀμφιρύτῃ, ὅθι τ' ὀμφαλός ἐστι θαλάσσης,
νῆσος δενδρήεσσα, θεὰ δ'' ἐν δώματι ναίει,
Ἄτλαντος θυγάτηρ ὀλοόφρονος, ὅς τε θαλάσσης
πάσης βένθεα οἶδεν, ἔχει δέ τε κίονας αὐτὸς
μακράς, αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσιν.
τοῦ θυγάτηρ δυστηνον ὀδυρόμενον κατερύκει,
αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισιν
θέλγει, ὅπως Ἰθάκης ἐπιλήσεται· αὐτὰρ Ὀδυσσεύς,
ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι
ἧς γαίης, θανέειν ἱμείρεται. οὐδέ νυ σοί πεν . . .

Man stelle einige Ausdrücke von Voß daneben: *νήσῳ ἐν ἀμφιρύτῳ* klingt bei ihm: „auf der umflossenen Insel" unendlich matt gegen Schellings: „umrauscht vom Wogenschwalle"; mag es auch ganz wörtlich sein, es ist pedantisch und einfältig. Zu beachten ist hier, wie öfters Schellings Worte viel voller, reichhaltiger ertönen, als Voß es mit seiner meist Homer genau übersetzenden Manier erreichen konnte, *φίλων ἄπο* — von den Seinen — von seiner Väter Halle; *ὅς κε θαλάσσης πάσης βένθεα οἶδεν* — welcher des Meeres dunkle Tiefen kennt — der die Tiefen alle und Riffe kennt im weiten Ozean u. s. w. Doch beide, Voß wie v. Schelling, setzen Worte hinzu und lassen nach Belieben sie aus, aber mit Fug und Recht; so liest man bei Homer nichts von den heimischen „Hügeln", V. 58, noch von den Hütten Ithakas, *πάσης*, V. 52, das bei Voß sich nicht findet, aber bei Schelling: „im weiten Ozean". — Dann einiges aus der Nausikaa-Episode:

Laß mich, o Herrin, auf die Kniee fallen,
Ob du nun sterblich, ob unsterblich seist.
Wohnst du als Göttin in des Himmels Hallen,
So schätz' ich dich für Artemis zumeist,
Der du an edlem Wuchse gleichst vor allen.
Doch wenn du dich als Erdgeborne weißt,
Laß mich die Eltern, die dich Tochter heißen,
Nebst deinen Brüdern dreifach selig preisen!

Es muß vor Stolz ja ihre Seele brennen,
Wenn solch Gebild sich wiegt im Reigentanz
Und sie in ihm den eignen Sproß erkennen.
Doch wer vermag die Seligkeit des Manns
In Worten zu beschreiben und zu nennen,
Der einst, umdrängt von der Geschenke Glanz,
Dich in sein Haus als seine Gattin führet!
Noch hat kein Bild wie dieses mich gerühret.

mit Absicht gethan, wie er denn auch ganze Stücke, den Gesang des Demodokos (VIII), den Heroinenkatalog (XI) und die Unterweltscene (XXIV) fortgelassen. Soll das aber eine Bearbeitung für das deutsche Volk sein?

Und bei Voß VI, 148:

Hohe, dir fleh' ich; du seist eine Göttin, oder ein Mädchen!
Bist du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrschen,
Siehe, so scheinst du mir der Tochter des großen Kronions
Artemis gleich an Gestalt, an Größe, an reizender Bildung!
Bist du eine der Sterblichen, welche die Erde bewohnen,
Dreimal selig dein Vater und deine treffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder! Ihr Herz muß ja immer von hoher
Überschwenglicher Wonne bei deiner Schöne sich heben,
Wenn sie sehn, wie ein solches Gewächs zum Reigen einhergeht!
Aber keiner ermißt die Wonne des seligen Jünglings,
Der nach großen Geschenken, als Braut zu Hause dich führet,
Denn ich sahe noch nie solch einen sterblichen Menschen,
Weder Mann noch Weib! Mit Staunen erfüllt mich dein Anblick!

Voß ist hier, wie schon andere gesehen, gerade nicht sehr glücklich; „Göttin" oder „ein Mädchen" sind wahrlich keine Gegensätze — nach der griechischen Sage war Pallas Athene sowohl Göttin wie Mädchen — und entsprechen nicht dem Griechischen: *θεός νύ τις ἢ βροτός ἐσσι.*

v. Schelling übersetzt hier richtiger: „ob du nun sterblich, ob unsterblich seist"; auch in der Wiedergabe Vers 157: *λευσσόντων τοιόνδε θάλος...* übertrifft er ihn, denn Voß' „Gewächs" hat einen fast medizinischen Beigeschmack, während „Gebild" bei v. Schelling viel edler ist; damit ist natürlich nicht gesagt, daß auch umgekehrt Voß an manchen Stellen den Nachfolger überragt.

Noch zwei Stellen führen wir an, ohne jeden Vergleich mit andern Übersetzungen. S. 496 = XXIV, 120:

Der Geist des Amphimed begann zu sagen:
„O Völkerfürst in Ruhmesherrlichkeit,
Noch lebt in mir das Bild von jenen Tagen,
Und treu bin ich zu künden dir bereit,
Wie unser Schreckenstod sich zugetragen.
Odysseus war verschollen lange Zeit,
Wir freiten um sein Weib, das nicht mißehrt
Den Antrag, doch ihn zögernd nicht gewährte."

Und im andern Stile S. 367 = XVII, 223—228:

„Wie wär's, wenn ich als Stallknecht ihn verwende,
Daß er mir fegt die Ziegenställe rein
Und meinen Zicklein reicht des Futters Spende?
Viel Molken gäb' ich ihm zu saufen ein,
Damit sich sammle Fleisch auf seine Lende;
Doch da er nichts versteht als Büberein,
So wird er wohl die Leibesarbeit meiden,
Und lieber bettelnd seinen Wanst sich weiden!

Diese Verse, das ist wohl klar, verraten uns nicht einen Übersetzer, der mühsam an den Worten seiner Muttersprache schmiedet, sondern einen Dichter, welcher mit Freiheit und Macht über die Sprache herrscht, und dem die Musen das gegeben, was sie auch manchem Poeten nicht als Geschenk verliehen: Klangfülle und Schönheit der Worte. Und dadurch ragt v. Schellings Nachbildung in Stanzenform vor andern, besonders solchen in Hexametern, weit hervor. Tycho Mommsen hat einmal gesagt, der beste deutsche Hexameter sei nur ein Spottbild des griechischen. Eins unterscheidet bekanntlich beide sehr zum Nachteil des ersteren: der deutsche klingt viel dumpfer als der griechische, der griechische Vers hat mehr vollere, hellere Vokale als unser daktylisches Maß; Silben, welche dort in der sogenannten Thesis stehen, zeichnen sich noch durch schöne Klangfarbe aus. Bei uns ist das gar nicht möglich, denn abgesehen davon, daß unsere Flexionssilben sehr geschwächt und selten helltönend sind, leidet unsere Sprache an Konsonantverbindungen viel mehr als die griechische, ja häufig an solchen, welche häßlich und der Aussprache hinderlich sind. Und was geschieht nun bei dem deutschen Hexameter? Alle diese wenig klangvollen Silben mit ihrer konsonantischen Masse werden als unbetonte zwischen die betonten Silben eingeschoben und einfach gequetscht. Jenes poetische Bild, in welchem Wilh. Schlegel den epischen Hexameter besungen, ihn ähnlich wie Schiller mit dem Ozean und seinen Wogen vergleichend, mag wohl dem griechischen Gefühle beim Anhören der voll dahinrauschenden vokalreichen Silben leicht in den Sinn gekommen sein, ich muß gestehen, daß bei mancher hexametrischen Folge deutscher Dichter ich, freilich viel prosaischer gestimmt, immer etwas anders im Geiste erschaut: ein recht vollgefülltes Eisenbahncoupé (— Verzeihung, man sagt ja jetzt „Abteil"), zwischen recht beleibten Fahrgästen sitzen immer zwei engbrüstige Gesellen, die an Atemnot leiden und in ihren Mienen die Angst verraten, jeden Augenblick von ihren Nachbarn erdrückt zu werden; natürlich sie fahren mit, aber wie? — Während so ungefähr unser Hexameter aussieht, schmiegt sich die jambische Stanze unserer Sprache viel mehr an, der Wechsel von nur einer betonten und unbetonten Silbe verleiht dem Verse jenes Sonore, welches an die Vokalfülle des Griechischen erinnert. Wir können daher dem Ausspruch des Verfassers nur aus vollem Herzen beipflichten, wenn er im Vorwort sagt: „Diese (meine Arbeit) ist überhaupt nicht in der Absicht der Veröffentlichung, vielmehr aus einem persönlichen Bedürfnis entstanden, eine Form zu finden, welche einigermaßen ein Abbild der Klangfülle des griechischen Textes gewährt, wozu der deutsche Hexameter meines Erachtens nicht geeignet ist." Es fragt sich nur, ob und wie der Verfasser dies erreicht. Beispiele allein, welche

auch den oben erwähnten Vorzug des Jambus vor dem Hexameter am besten ins Licht setzen, werden darüber entscheiden; im voraus sei hier bemerkt, daß es da mitunter so aussieht, als wolle die jambische Nachdichtung den poetischen homerischen Ausdruck übertreffen oder verstärken. Wie schön ist das homerische *ἐνὶ οἴνοπι πόντῳ*, 7 tönende Vokale zwischen geringwertigen Konsonanten, selbst das einfachere *πορφύρεον πόντον*, und wie matt ist unser „purpurnes Meer" mit den dumpfen U-Lauten und dem leeren Tone in „Meere"; kräftiger aber trifft unser Ohr v. Schellings „in des Meeres Purpurfalten", während Voß mit dem Hexameter nur bilden konnte das farblose: „mitten im Meere". Was bedeutet Voß': „schöngebauete Wohnung" (XVII, 28) neben dem Vokalreichtum in *δόμους εὖ ναιετάοντας*? Aber v. Schellings: „an des Palastes Glanze" läßt uns die Schönheit des griechischen ahnen.

Im folgenden stellen wir gegenüber:

XVII, 88: *ἐς ἀσαμίνθους ... εὐξέστας.* Voß: schöngeglätteten Wannen — v. Schelling: in den wonnigglatten Wannen.

VIII, 372: *ποτὶ νέφεα σκιόεντα* — zu den schattigen Wolken (Voß) — bis in der Wolken schattenkühle Schichten (v. Sch.). —

IX, 14: *θεοὶ Οὐρανίωνες* — die himmlischen Götter — die Götter aus[1]) den Wolkenschichten.

VIII, 266: *καλὸν ἀείδειν* — schönen Gesang — wonnereichen Klang. —

VIII, 457: *θεῶν ἄπο κάλλος ἔχουσα* — geschmückt mit göttlicher Schönheit — von einem Anmutstrahl aus Himmels Helle Umwoben. —

Selbst gewöhnliche Phrasen, welche prosaische Dinge bezeichnen, *βῆ δ' ἴμεναι κατὰ δώμαθ'* (VI, 50) werden im Griechischen durch die Vokalfülle in eine höhere Sphäre gehoben, während sie, wörtlich von Voß in unsere Sprache übertragen, allzusehr sinken: „durcheilte sie jetzo die Wohnungen", während v. Schelling mit: „lenkt ihre Schritte ... durch des Palastes weitgedehnten Raum" das Griechische erreicht.

Oft mußte dabei Einfaches wie *δύστηνον* wiedergegeben werden mit: „auf unheilvoller Bahn", was freilich weitläufiger ist, aber, weil „unglücklicher, unseliger" und ähnliches nichts gegenüber dem griechischen *δύστηνος* bedeutet, durchaus zu billigen ist. Man sage nicht, das seien alles keine „Übersetzungen", sondern „Paraphrasen". Selbstredend ist jede gute Übersetzung eine Paraphrase, besonders wenn sie die Formen vertauscht; ist v. Wilamowitz-Möllendorfs erster Vers des euripideischen Hippolytos: „Im Himmel und auf Erden kennt man mich — *πολλὴ μὲν ἐν βροτοῖσι οὐκ ἀνώνυμος θεὰ* nicht auch

1) Ist „aus" nicht ein Druckfehler statt „Götter in den Wolkenschichten"?

eine Paraphrase? Läßt sich nicht dasselbe gegen den Anfang des „Agamemnon" einwenden: „Macht Ende, Götter, mit den Mühen, die ich hier ein langes Jahr schon dulde", während man, wie W. v. Humboldt zeigt, wörtlich gut, freilich weniger poetisch und klangvoll sagen kann: „die Götter fleh' um dieser Arbeit End' ich an, der langen Jahreswache Ziel" — *θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων, φρούρας ἐτείας μῆκος*? Und ist nicht eine „Paraphrase" notwendig, wenn derselbe Übersetzer, um die Anapästen, die ihm bekanntlich im Deutschen ein Schreckgespenst sind, nicht innezuhalten, V. 90: *πάντων δὲ θεῶν τῶν ἀστυνόμων, ὑπάτων, χθονίων, τῶν τ' οὐρανίων τῶν τ' ἀγοραίων, βωμοὶ δώροισι φλέγονται* trefflich in deutschen trochäischen Versen paraphrasiert: „Allen Göttern, die die Stadt beschirmen, Göttern des Gebirges und der Tiefe, Himmelsgöttern und des Marktes Hütern, flammt von deinen Gaben der Altar." Wo liest man im Griechischen von den „Göttern des Gebirges"? Hier gilt der alte Satz: „die höchste Treue ist die größte Untreue". Und in diesem Sinne heißen wir bei v. Schelling folgende „Paraphrasierungen" gut, vorausgesetzt, daß etwas von dem os canorum des alten Sängers im Deutschen noch nachklingt.

XVII, 538: *πίνουσι αἴθοπα οἶνον* — und schlürfen uns des Weins Gesunkel aus; Voß bloß: den funkelnden Wein.

XVII, 606: *ἤδη γὰρ καὶ ἐπήλυθε δείελον ἦμαρ* — da schon der Tag erlosch im Abendglanze — neigte der Tag sich gegen den Abend (Voß).

XXIII, 81: *θεῶν ἀειγενετάων δήνεα εἴρυσθαι* — erkennen göttliche Gedankenreihe — den Rat der ewiglebenden Götter (Voß).

XXIII, 172: *ἦ γὰρ τῇ γε σιδήρεος ἐν φρεσὶ θυμός* — denn stahlumpanzert ist der Herrin Seele — denn diese hat wahrlich ein Herz von Eisen (Voß).

VII, 224: *καίπερ πολλὰ παθόντα* — der ich soviel erlitt in Irrsalsnot — denn soviel ich erlitten (Voß).

VIII, 62: *ἐρίηρον ἀοιδόν* — trauten Sangesmeister — lieblichen Sänger (Voß).

IX, 67: *ἄνεμον Βορέην* — des Nordwinds Sturmesatem — fürchterlich heulender Sturm (Voß).

IX, 400: *δι' ἄκριας ἠνεμόεσσας* — in den Geklüften, in den sturmdurchsausten — die Klüfte des stürmischen Felsen.

Oft durch kleine Zusätze zu Voß' Ausdrücken konnte der Verfasser seinen Zweck erreichen wie X, 128 bei *κακότητα*, das bei Voß: „Verderben" sehr matt klingt, während „Verderbensnot" die ganze Sentenz: „daß wir enträunen der Verderbensnot" sehr hebt.

Schließlich sei noch auf folgende Verse aufmerksam gemacht:

X, 195: *νῆσον τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται* — des Weltmeers unermeßliches Gedränge umwogte[1]) grenzenlos den öden Strand — die rings das unendliche Meer umgürtet (Voß).

X, 308: *μακρὸν ὄλυμπον* — des Olympes hochgebauten Gipfel — Hohen Olympes (Voß).

XIV, 235: *στυγερὴν ὁδόν* — grauenhafte Heldentodesfahrt — die jammerbringende Kriegsfahrt (Voß).

XIV, 203: *Αἰγυπτέων ἀνδρῶν περικάλλεας ἀγρούς* — der Ägypter prangende Gefilde — der Ägypter schöne Gefilde (Voß).

XIV, 304: *κυανέην νεφέλην* — mit Wolken, finsterblauen — dunkelblaues Gewölk (Voß).

XIV, 328: *ἐκ δρυὸς ὑψικόμοιο* — zur Eiche sei er, zu der wipfelhehren — hochgewipfelte Eiche (Voß).

Selbst das *φάος ἠελίοιο* bekommt in der Übersetzung v. Schellings: „des Himmels Leuchte" doch viel mehr Klang und Bedeutung als bei Voß mit: „das Licht der Sonne".

Und zu allerletzt eine längere Stelle, welche die Unterschiede scharf beleuchtet:

VII, 34: *νηυσὶ θοῇσιν τοί γε πεποιθότες ὠκείῃσιν*
λαῖτμα μέγ' ἐκπερόωσιν, ἐπεί σφισι δῶκ' ἐνοσίχθων
τῶν νέες ὠκεῖαι ὡς εἴ πτερὸν ἠὲ νόημα.

Weil sie auf ihre Schiffe sich verlassen,
Die ihnen des Poseidon Huld verliehn,
Auf denen sie durch weite Wogenmassen
Mit Flügelschnelle des Gedankens fliehn.

und Voß:

Sie bekümmern sich nur um schnelle, hurtige Schiffe,
Über die Meere zu fliegen; denn dies gab ihnen Poseidon,
Ihre Schiffe sind hurtig wie Flügel und schnell wie Gedanken.

Der ältere Übersetzer, der übrigens hier und da dem jüngeren gute Ausdrücke lieh, wie *γερούσιον αἴθοπα οἶνον* — den **Ehrenwein**, und „Getümmel des Volkes" — *πουλὺς ὅμιλος*, kann eigentlich nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn seine Worte oft unter dem Griechischen stehen, das liegt, wie gesagt, an dem von ihm gewählten hexametrischen Maß. Aber ebenso billig sollte man nun, wenn es nötig, auch gegen den neuesten Übersetzer sein. Die in der Vorrede ausgesprochene Absicht ebenso wie die Stanze, die er sich ausersah, bringen ihn in die Gefahr, poetischer

1) Statt „umwogte" wäre besser, weil dem *ἐστεφάνωται* näher, „umgürtet".

sein zu wollen als Homer, und so haben wir an einzelnen Stellen Anstoß genommen, in welchen die Sentenz, zwar schön und klangvoll äußerlich, innerlich etwas geziert wird. Wir meinen z. B. VII, 333: *ἐγὼ δὲ πατρίδ' ἱκοίμην*, — und mich beglückt der Heimat Vollgenuß, XIV, 272: *τοὺς δ' ἄναγον ζωούς, σφίσιν ἐργάζεσθαι ἀνάγκη* — ein Teil verfiel der Knechtschaft rauhem Fluch; hier wird man immer die poetische Sprache bewundern, aber sich fragen, warum so einfache homerische Phrasen nicht einfacher wiedergegeben werden konnten; bedenklicher erscheint schon IX, 210: *ὀδμὴ δ' ἡδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει* — ein Würzeduft entsteigt auf Wonneflügeln; am bedenklichsten ist jedoch des Odysseus Anrede an Nausikaa VIII, 463: „Nausikaa, du edle Königsrebe", besonders da an den beiden letzten Stellen im Urtext weder von „Wonneflügeln" noch von einer „Königsrebe" zu lesen steht. Das ist „romantisch", nicht „klassisch". An solchen Stellen wird unser Gefühl doch etwas verletzt, Homers Helden sind immerhin natürliche Menschen, solcher blumigen Sprache, die wohl in ein Halmsches pseudo-antikes Drama paßt, können sie sich nicht bedient haben und haben sich derselben auch nicht bedient. Aber man vergesse nicht, daß solche Verstöße sehr selten sind und bei einer so umfangreichen Nachdichtung — es sind über 2000 Stanzen — nichts sagen und daß endlich, ähnlich wie Voß zu seinen Sonderbarkeiten[1]) durch den Daktylus kam, der Reim auch den neuesten Nachdichter mitunter zwang. Sonst aber ist das homerische Kolorit, soweit es irgend anging, gewahrt worden, sowohl was die homerischen Beiwörter anbelangt, als auch in betreff jener stets wiederkehrenden Halb- oder Vollverse, welche zum notwendigen Rüstzeug des epischen Dichters gehören; eigentlich ist hier nur der bei Homer doch fast stereotype Vers von der *ῥοδοδάκτυλος Ἠώς* nicht immer gleich wiedergegeben worden; z. B. S. 194, IX, 437: „Als Eos nun mit frühbereiten Tritten In ihrer Finger Rosenschmuck erschien", oder S. 208, X, 187: „Bis Eos kam, die frühgeborne, wieder", oder S. 253, XII, 9: „Als Eos nun erhob die Rosenhand", oder S. 266, XII, 316: „Die Eos zeichnete mit Rosenstreifen, das frühe Kind, den Morgenhimmel kaum". Man wird sich gewiß über den poetischen Ausdruck freuen und die Vielseitigkeit des Dichters bewundern, welcher dieselbe Naturerscheinung immer in neue, schöne Worte kleidete, man mag „die Rosentritte, Rosenhand, Rosenschmuck, Rosenstreifen" viel geschmackvoller finden als gerade die „Rosenfinger", welche man in der Voßschen

1) Vergl. V. Hehn, Goethe-Jahrb. VI; auch bei Goethe sind ja Dinge wie „das kühlere Sälchen", die „Krankende", nur durch die Hexameternot entstanden, wie bei Voß: „siehe da, die schöngebauete Wohnung".

Übersetzung — bedenklich genug — auch mit dem Verbum verbinden kann, so daß Eos mit Hilfe ihrer Rosenfinger am Himmel emporsteigt, aber der homerische Vers ist eben viel schmuckloser, v. Schelling hat ihn zu poetisch gemacht und weil er mit den Worten wechseln mußte, diese epische Formel und so das Homerische zerstört.[1]) Sonst ist das nicht geschehen, das *Χαριζομένη παρεόντων* I, 140 (S. 7), „davon ausreichend in gefäll'ger Weise" lesen wir ebenso an andern Stellen z. B. S. 216, 368. So wird man denn trotz dieser Einzelheiten überall Homer und homerischen Charakter in dieser neuesten Nachdichtung erkennen müssen, besonders wenn man daran festhält, wie jede Nachdichtung in deutscher Sprache ganz von selbst die Töne und Farben des Originals verändert und eben zu dieser schwachen Abtönung ihr eigenes Recht in sich trägt.

Dies letztere haben jene nicht bedacht, welche das neue Gewand der Stanze für Homer überhaupt nicht passend fanden. Wir wollen gegen diese nicht Autoritäten ins Feld führen, die eines Goethe oder eines Fachgelehrten wie Böckh, vielmehr versuchen, diese Gründe sachlich zu widerlegen. Wie schon oben einmal gesagt, so beruft man sich auf die Einfachheit und Schlichtheit der epischen Poesie, diese widerstrebe gerade der Stanze, in welcher wohl ein in bunten Farben schillerndes Kunstepos wie Ovids Metamorphosen sich gut ausnähme, aber nicht die Odyssee. Indessen man lasse sich nicht von Schlagwörtern täuschen, ebensowenig wie man auf Autoritäten sich stützen soll. Natürlich zwischen einem Ovid und Homer ist ein himmelweiter Abstand; aber daß die Odyssee mit Recht in einem etwas andern Sinne als Ovids Werke ein Kunstepos heute genannt werden kann, steht fest. So unangenehm ein Eingehen auf die homerische Frage ist, weil bei jeder hierbei aufgestellten Behauptung man notwendigerweise eine Menge Widersacher gegen sich hat, so wird doch die Thatsache heute nicht mehr bestritten werden, daß ein Epos wie die Odyssee nicht am Anfang, auch nicht in der Mitte, sondern fast am Ende einer ziemlich langen, epischen Entwicklungsreihe steht; schon vorher, mehrere Jahrhunderte lang, muß man ähnlich gesungen haben, das zeigen u. a. deutlich jene schon erstarrten epischen Floskeln, Übergänge, die versus iterati, die ohne vorherige lange Übung nicht entstanden wären; endlich hat dann jemand diese volkstümlichen, umherwandernden größeren und kleineren Lieder und Gesänge zusammengefügt nach einem bestimmten Plane. Wieviel da von dem ursprünglich volkstümlichen Charakter übrig geblieben ist, wird nie klar

1) Ohne viel Mühe könnte hier eine zweite Auflage leicht helfen; für eine solche möchten wir dem Verfasser in aller Bescheidenheit raten, an diesen Stellen nicht freier, sondern wörtlicher und einfacher zu übersetzen.

werden; jedenfalls ist die Odyssee ein Kunstepos, das zeigt auch die kunstvolle Gruppierung, der absichtliche Wechsel von heiteren und ernsten Bildern, was auch v. Schelling in der Vorrede betont, und das stark-rhetorische Element. Damit ist kein Tadel ausgesprochen und nicht gesagt, die Figuren seien affektiert und unwahr, freilich etwas Großsprecherisches und Selbstbewußtes — das soll wieder kein Tadel sein — Helden- und Reckenhaftes, ebenso wie nach Böckh etwas Phantastisches tragen des Odysseus Erzählungen zur Schau, wie die Schmausereien und Prahlereien der Freier etwas Einfaches und Schlichtes nicht an sich haben. So durchweg volkstümlich und naiv, wie unsern Klassikern, welche nach dem Übermaß französischer Gespreiztheit und anakreontischen Gegängels mit solchen Empfindungen den Homer lasen, erscheint uns die Odyssee heute nicht mehr, wenn sie uns selbstredend deswegen auch nicht unnatürlich vorkommt; aber auf Schlagwörter in solcher Allgemeinheit sich zu stützen, ist sehr mißlich, nichts andres als wenn man das Winckelmannsche Wort von der „stillen Einfalt und edlen Größe", das ebenfalls der Zeit unsrer Klassiker angehört, auf alle griechischen Bildwerke, auch auf die Figuren des pergamenischen Frieses ausdehnen wollte. Und vollends „graue Theorie" ist es, mit dergleichen Waffen die Möglichkeit eines Homer in Stanzenform zu bestreiten.

Entspricht also nach meinem Dafürhalten die Stanze durchaus dem Inhalt eines Kunstepos, wie die Odyssee es ist, so ist auch die Art ihrer Anwendung in dem Schellingschen Werke sehr gerechtfertigt. Mit theoretischen Maximen, welche von der spätesten, vollendetsten Form derselben sich herleiten, darf man auch hier nicht an das Werk herantreten. Die jambische Stanze, meint man, sei mit ihrem strengen Reim, den drei aufsteigenden Gliedern, die dann in den beiden letzten einen auch gedanklich ausklingenden Schlußaccord hätten, gar nicht im stande, jenes ununterbrochene Auf- und Abwogen des Hexameters, deren einer dem andern gleicht wie Welle der Welle, vollkommen in sich aufzunehmen, der volle dahinrauschende Strom des Homerischen Epos werde durch diese italienische, immer von neuem anhebende und absetzende Form gehemmt und gehindert. Aber auch hier gilt das Wort von der „grauen Theorie", mag auch jene Auffassung des epischen Versmaßes noch so schön und poetisch sein. Ist denn wirklich nicht hinter jeder Rede Telemachs oder der Freier, des Odysseus, des Sauhirten, der Nausikaa u. s. w. ein Abschluß dem Gedanken und dem Sinne nach? Zerfallen nicht die Abenteuer des Odysseus, die er selbst bei den Phäaken erzählt, in eine Reihe einzelner Geschichten, ähnlich den Verwandlungen Ovids? Freilich sind die Übergänge bei Homer nicht so gewaltsam wie bei dem Römer. Warum kann man z. B. nach den einleitenden Worten, in

denen der Dichter sein Thema aufstellt, bis: *τῶν ἀμόθεν γε, θεὰ θύγατερ Διός, εἰπὲ καὶ ἡμῖν*, nicht einen Absatz machen? Und was kann man einwenden, wenn auch hier bei v. Schelling eine Strophe zu Ende geht: „laß davon uns Kunde, o Tochter Zeus', entschlüpfen deinem Munde!" Und an den oben angeführten Stellen kann mit Fug und Recht jedesmal eine Strophe beginnen, beziehentlich schließen, z. B. IV, 424. ... *εἴρεσθαι δὲ, θεῶν ὅς τίς σε χαλέπτει, νόστον θ' ὡς ἐπὶ πόντον ἐλεύσεαι ἰχθυόεντα. ὣς εἰποῦσ' ὑπὸ πόντον ἐδύσετο κυμαίνοντα.* v. Schelling:

„Durchs Fischgewühl hindurch die feuchten Pfade
Zu finden nach dem heimischen Gestade."

Kaum sprach sie's, da entschwand sie in den Wogen,
Die hoch aufwallten.

Aber es ist ein großer Vorzug seines Werkes, daß sich der Verfasser nicht sklavisch an den strengen Aufbau der Stanze gebunden. Sie zeigt sich nämlich auch in einer leichteren, beweglicheren Form; wir denken zwar, wenn wir von Stanzen reden, meist an jene regelmäßigen, in sich abgeschlossenen Ottaverimen in Goethes „Zueignung", „Geheimnissen", welche sich auch Gries in seinem „Tasso" zum Vorbild nahm, und die uns in der „bezauberten Rose" von Ernst Schulze mit sanfter Rührung erfüllen. Nur selten findet man hier Enjambement von einer Zeile zur andern, fast nie Strophenenjambement, obgleich es auch nicht ganz vermieden werden konnte, z. B. bei Gries (Tasso) im siebenten Gesange, Str. 32: Und hoffe nie, den Himmel mehr zu schauen Durch Jahresfrist und deines Haars Ergrauen, Str. 33: Wenn du nicht schwörst ...[1]) Die ungebundenere Stanze indessen, an welche man meistens nicht denkt, ist vor allem an dem Übergreifen von einer Strophe zur andern, an dem Strophenenjambement kenntlich, und sie war für einen Homerübersetzer allein brauchbar; v. Schelling, dessen Jamben, wie gesagt, schön, klangvoll ertönen[2]), Anapästen, Daktylen nur selten, bei Eigennamen z. B.

1) Ebenso I, zw. Str. 15/16, V, zw. 54/55, VII, zw. 38/39, VII, zw. 108/109; aber es bleiben doch seltene Ausnahmen.

2) Besonders klangvoll sind v. Schellings Stanzen dadurch, daß die beiden letzten Verse stets weiblichen Reim aufweisen, nie männlichen. Ist das letztere der Fall, wie z. B. sehr oft in der sonst schätzenswerten neuesten Ovidübersetzung in Stanzen von Konstantin Bulle (Bremen, Heinsius' Nachfolger 1898), so hat das in drei Stockwerken so mächtig aufgeführte Gebäude einer jambischen Stanze eine zu geringe, zu wirkungslose Krönung; die englischen Stanzen z. B. in Byrons Don Juan können natürlich solche einsilbige Reime am Schluß nicht vermeiden, und der Charakter solcher Dichtungen wird, wie der Stoff es fordert, komisch und humoristisch; durch Abschluß in weiblichen Reimen bleibt das Pathetische, Ernsthafte gewahrt.

zulassen, hat nicht verfehlt, häufig — vielleicht bei einem Drittel seines Gedichtes — diese Freiheit sich zu nutze zu machen. Er konnte sich hier auf berühmte Vorgänger berufen, u. a. auf Heinse, dessen so viel bewunderte 56 Stanzen (im Anhang zu „Laidion" oder „die eleusinischen Geheimnisse") öfters Strophenenjambement aufzeigen. Dadurch hat v. Schellings Nachdichtung zwei Vorzüge: erstens entbehrt sie der Monorhythmie, zweitens stellt sie jenen im gewissen Sinne vorhandenen epischen Fluß wieder her. Hätte sich der Verfasser ganz und gar an das Muster der Goetheschen Strophen gehalten, so wäre schließlich eine große rhythmische Einförmigkeit die Folge gewesen; 2000 ganz regelmäßig gebaute Stanzen, von denen jede 3 mal aufsteigt, um in den beiden letzten Jamben auf der Höhe zu verharren, sind schließlich fast ebenso ermüdend wie 400 hintereinander gelesene Hexameter; wenn man einmal den sonst gewiß vortrefflichen und hochpoetischen deutschen Tasso von Gries laut vortragen wollte, würde man solcher Empfindung leicht inne werden. Auch hat eine solche Kette von ganz regelmäßigen Ottaverimen ohne jede Verbindung einzelner Strophen schließlich etwas zu Weichliches, Träumerisches, das zu der kräftigen, urwüchsigen Art der Odyssee sich nicht eignet. Also hat der Verfasser durchaus recht daran gethan, wenn er jene romantische, etwas starre Form öfters gesprengt hat. So ist es ihm dadurch möglich geworden, das beständige, fortgesetzte Auf- und Abwogen des epischen Versmaßes bei Homer, das man freilich nicht zu einseitig hervorheben muß — Absätze sind, wie gezeigt, oftmals zu machen — in seine Nachdichtung hinüberzuführen, ohne doch sein Werk zu einem end- und uferlosen Strom zu machen. Gerade in diesem weisen Maßhalten, womit er teils voll ausklingende, teils einander sich die Hand reichende Stanzen gebildet, hat er viel erreicht: weder ist der Homer in zu kleine, metrische Gebilde zerlegt oder zerhackt, noch empfängt der Leser einen dem alten Epos fremdartigen und ermüdenden Eindruck. Wie das Strophenenjambement mitunter dem Ganzen förderlich ist, dafür ein Beispiel aus dem siebenten Gesang:

„Er sprachs; Bescheid gab der erfindungsreiche
Odysseus: „Großer König, laß den Wahn,
Daß ich den himmlischen Bewohnern gleiche,
Ich wandl', ein sterblich Kind, auf ird'scher Bahn;
Wenn eure Augen im Phäakenreiche
Je einen Träger schwerster Leiden sahn,
Mögt ihr zum Maß ihn meines Elends wählen;
Und noch von größrem Leid kann ich erzählen,

Das mir der Götter Ratschluß zugemessen;
Doch gönnet mir, Gebieter, jetzt vom Mahl,
Das lecker mir bereitet ist, zu essen;

Denn so zudringlich ist des Hungers Qual,
Daß wir in Trübsal selbst sie nicht vergessen;
So bin auch ich, doch nicht aus freier Wahl,
So sehr mir Sorgen Herz und Sinn umdüstern,
Nach Trank und Essen unabläßig lüstern;[1])

Diese Nachdichtung beweist deutlich, daß sich poetische Talente auch einmal vererben, ein Fall, der nicht gerade sehr häufig ist. Der Vater des Verfassers, der bekannte Philosoph, ist eigentlich der einzige unsrer großen Denker von Kant bis Hegel, welcher unmittelbar auf die poetische Litteratur eingewirkt hat. Während Kant u. a. immer nur mittelbar, erst mit Hilfe der poetischen Theorie unsere Dichtung beeinflußt haben, stand der Philosoph des Absoluten ja mitten im regsten Schaffen der Klassiker und Romantiker, selbst übrigens ein Dichter, dessen Terzinen, Stanzen und poetische Erzählungen mit Unrecht heute fast vergessen sind. Merkwürdig ist, daß Gedichte in Stanzen, wie „Das himmlische Bild" (übrigens eins der schönsten Gedichte des Philosophen), genau dieselbe Art des Strophenjambements zeigen wie die deutsche Odyssee.[2]) So ist

---

1) Wer sich an schöner Sprache, an jenem fast unbeschreibbaren Fall der Worte erfreuen will, welche den Dichter uns verkünden, der schlage bei v. Schelling auf S. 146, 150, 152, 155, 53, 176, 195, 287, 299, 367, 496 ꝛc. Neben solcher Fülle des Poetischen ist natürlich hier und da einiges, was bei einer nochmaligen Durchsicht fortfallen muß. S. 5, letzte Strophe hat zu oft die Wörtchen „sie" und „die", S. 319, Str. 2 darf „eine" nicht am Schluß stehen, Wörter wie „Gezähn", „Gebührniß" (S. 313), „Gewächte" sind undeutsch; S. 147, S. 298 stehen im ganzen 3 unvollständige Strophen von nur je 6, bez. 7 Zeilen (offenbar Druckfehler). — Nicht schön ist S. 350 das Strophen- wie das Zeilenenjambement angewandt. S. 141 sind die letzten Zeilen unklar, es fehlen Kommata, ist hier statt: „das" etwa „daß" zu lesen?

2) Man vergleiche:

Darum vernimm, du Leben meines Lebens,
Was ich im innern Heiligtum vernommen:
„Umsonst hat mit der ersten Kraft des Strebens
Der Funke nicht in deiner Brust geglommen,
Noch ist der Liebe heil'ges Glück vergebens
Vom Himmel selbst auf dich herabgekommen.
Zu solchem Gipfel hat die Kraft von oben
Aus freier Huld, Unwürd'ger, dich erhoben.

Damit zu höherem sich sollte schwingen
Die Kraft, die sie in deiner Brust genährt;
Dem Menschen, welchem Großes soll gelingen,
Wird Großes schon als frei Geschenk beschert;
Gar viele Stufen muß er überspringen,
Damit er das Unmögliche begehrt,
Zum Himmel dringt von Sonnendurst beflügelt,
Herabsteigt und die ew'ge Nacht entsiegelt.

von Schelling Philosoph und Poet gewesen, zwei Eigenschaften, die sich selten verbinden und die in ihrer Vereinigung vielleicht seinen philosophischen Systemen geschadet, aber der Fortentwickelung unsrer Litteratur förderlich gewesen sind. Übrigens hat oder besser: hätte Schellings Naturphilosophie selbst Goethes Poesie stärker befruchtet, auch wohl durch mündlichen Gedankenaustausch — Schelling stand ja beiden Dichterfürsten eine Zeit lang persönlich näher — wenn des ersteren groß gedachtes Naturgedicht, durch Lukrez und Knebels Lukrezübersetzung um die Wende des Jahrhunderts angeregt, von ihm wirklich ausgeführt worden wäre.[1]) Aber nicht nur dem Vater hat Hermann von Schelling diese poetische Neigung und Gabe zu danken, sondern auch seiner mütterlichen Abstammung: Pauline von Schelling, geb. Gotter. Sie war die dritte Tochter Friedr. Wilhelm Gotters, jedenfalls eines der sprach- und reimgewandtesten Dichter aus Goethes Tagen, dessen Verdienste und Bedeutung erst in neuester Zeit gewürdigt wurden.[2]) Freilich auch der Verfasser hat das von den „Vätern Ererbte" erst „erworben, um es zu besitzen". Seine Odyssee, nur zum geringen Teil ein Werk der Jugend, ist die Frucht späteren Alters, da er von den Mühen und Wirren hoher staatsmännischer Aufgaben fort seine Zeit den Musen widmete, wo dann oft ein und dieselbe Strophe seine Gedanken bei Tag und bei Nacht beschäftigte und wachhielt. Und wenn sein Vater, unter dessen Gedichten neben einer Reihe hübscher lateinischer Epigramme auf Berge und Höhlen der Fränkischen Schweiz wir auch eine längere Folge von Daktylen 'de humani sermonis origine diversae opiniones' als etwas heute fast Unerreichbares bewundern, dadurch uns jene „goldene" längst entschwundene Zeit in Erinnerung bringt, als die Philosophen noch klassische Philologen und die klassischen Philologen — noch Philosophen waren, so gemahnt uns die deutsche Odyssee seines Sohnes an Epochen preußischer Minister wie Wilhelm von Humboldt, die, verständnisvolle und begeisterte Förderer klassischer Studien, ihre Zeit zwischen Amtsgeschäften und litterarischer Muße teilten und die Edelsteine antiker Dichter in das Gold deutscher Sprache faßten. Auch Hermann von Schelling hatte als

---

1) Man vergl. darüber Goethe-Jahrb. 1889: Klassiker und Romantiker von J. Minor, bes. S. 221.

2) Vergl. Rudolf Schlösser: Gotters Leben und Werke. Hamburg, Voß, 1894. (Litzmanns theatergeschichtliche Forschungen.) Daß Gotters antikisierende Dramen für die Entstehung von Goethes „Iphigenie" und „Elpenor" nicht ohne Einwirkung gewesen, ist von mir in der Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. 1891, I nachgewiesen worden; zur besonderen Genugthuung hat es mir gereicht, daß der neueste Biograph Gotters bei Besprechung von Gotters „Orest" und „Merope" sich diesen Ergebnissen angeschlossen hat.

Jüngling sich dem Altertum hingegeben, erst nachdem er diese Studien mit der Doktorwürde und der gekrönten Preisschrift: de Solonis legibus apud oratores Atticos (Berol. 1842)[1]) abgeschlossen, wandte er sich der juristischen Laufbahn zu, welche ihm die summi honores, freilich andere als die der philosophischen Fakultät, schließlich auch brachte. Wenn er jetzt von der Höhe des Lebens und Alters aus prüfend Umschau hält, was ihm alles zu teil geworden, so mögen auch diese Zeilen ihn vergewissern, daß in seinem 'otium cum dignitate' — schon allein zwei Güter, die nicht immer Sterblichen vergönnt sind — ihm nun litterarischer Beifall und Anerkennung von vielen geschenkt wird.

Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch.

Von **Th. Schaufler** in Ulm a. D.

Man entschuldige die nur der Kürze wegen gewählte Überschrift dieser Arbeit, in der an einigen neuhochdeutschen Schriftstellern gezeigt werden soll, wie enge das Neuhochdeutsche noch mit dem Mittelhochdeutschen zusammenhängt und wie unentbehrlich dies letztere zum Verständnis des ersteren ist. Ich möchte damit zugleich einen kleinen Beitrag liefern, um das Mittelhochdeutsch, dieses in neuerer Zeit so sehr und mit Unrecht angefochtene, bedrängte oder bedrohte Unterrichtsfach zu stützen und von seiner unabweisbaren Notwendigkeit für deutsche Schüler zu überzeugen.

Wenn uns mhd. Wörter und Wortformen in der nhd. Litteratur begegnen, so geschieht dies aus dreierlei Gründen: entweder weil die Schriftsteller selbst jener Periode noch zeitlich nahe stehen, oder weil sie enge, vielfach wörtlich an eine ältere Quelle sich anschließen (Beispiel: Schillers Tell), oder weil sie mit bewußter Absicht ihren Dichtungen die Färbung des Mittelalters geben; so vielfach Uhland, Freytag, Scheffel; ich wähle als Beispiel für diese Gattung Scheffels Frau Aventiure.

Archaismen sind in der nhd. Litteratur eben einmal zahlreich vorhanden und wir müssen mit ihnen rechnen. Es dürfte nicht ohne Gewinn sein, wenn man nun schon im mhd. Unterricht da, wo sich Gelegenheit bietet, einen Ausblick auf die spätere Zeit giebt und den Schüler darauf hinweist, daß dies oder jenes altertümliche, scheinbar verschollene

---

1) Hermanni Schellingii philos. lic. De Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio in certamine literarum civium univers. Monacens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praeposito ornata. Berolini MDCCCXLII. sumptibus E. H. Schwederi.

Wort noch tief in die neuere Zeit hinabreicht, wenn man z. B. bei Nib. 966, 3 man solz in gerne büezen, swes wir gebresten hân an Schillers Tell erinnert: I, 2: „Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten". Dadurch kann in dem Schüler eine Ahnung geweckt werden, wie Gegenwart und Vergangenheit zusammenhängen, daß er im mhd. Unterricht nicht bloß allerhand sprachliche Kuriositäten erlernt, sondern wirklich auch etwas für das Verständnis der späteren Zeit und ihrer Sprache gewinnt. Dazu soll nun im folgenden einiges Material geboten werden. — Nebenbei dürfte sich mancher sprachgeschichtlich nicht uninteressante Ausblick bieten.

1. Luther.[1])

Nicht immer ist man sich darüber klar, wie weit die heutige Sprache sich schon von der Luthers entfernt hat, denn auch die Ausgaben seiner Werke sind großenteils bewußt oder unbewußt dem Sprachgebrauch und der Schreibung ihrer Zeit gefolgt. Nur zu oft kann man sich durch Nachschlagen in einer Originalausgabe eine Überraschung bereiten, denn der spätere Ersatz für unverständlich gewordenes Lutherdeutsch oder die vermeintliche Verbesserung ist oft auf sehr schlimme Wege geraten: ich erinnere an die lange Zeit in der Bibelübersetzung mitgeschleppten: „dürfen" statt der Lutherschen „turren" = wagen und an „freudig" statt „freidig" = kühn.

Man vergegenwärtige sich jenen Abstand z. B. an den folgenden Sätzen aus Luther; auch unter denen, die sich der Durchschnittsbildung unserer höheren Schulen rühmen dürfen, werden wohl diejenigen die Minderheit bilden, die auf den ersten Blick die nachstehenden Sätze in korrektem Nhd. wiedergeben können:

„[Der Mensch sollte] gerne alles, was auf Erden ist, sich verzeihen."

„[Die Kenntnis der alten Sprachen ist] so eine edle feine Gabe Gottes, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich fast über alle Länder heimsuchet und begnadet."

„Gris schlächt gern nach Gramen."

„Es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke frum zu machen."

„Der Herr enthält die Gerechten" (Psalm 37, 17).

---

1) Mit Beschränkung auf die Bibelübersetzung handelt von den Altertümlichkeiten in Luthers Sprache A. Heintze in dieser Zeitschrift 1896, S. 134; S. 136 flg. ist ein Verzeichnis der auch nach der Revision stehen gebliebenen veralteten Ausdrücke gegeben.

„Das dein ewig Gottsgewalt in uns das kranke Fleisch enthalt."

„So das hertze sich gotlicher huld vorsiht und sich drauff vorlesst, wie ists müglich, das der selb solt geytzig unnd sorgfeltig sein?" (Weim. 6, 272).

„Geitzen mus jtzt heissen endelich sein" (Hauspostille 1559, 271).

„Behút uns vor unglauben und verzweyfeln und endtlichen neyd" (Weim. 6, 13).

„Also mußen wir mit Gott gewisser sachenn handlen, etlich anligende nodt nehmlich autzihen" [= namentlich erwähnen] (Weim. 6, 240).

Selbst hinsichtlich des allbekannten: „Ein feste Burg ist unser Gott" dürften berechtigte Zweifel obwalten, ob die Mehrheit der Andächtigen, die das Lied singen, sich dessen bewußt ist, was heißt: eine grausame Rüstung, gar verschlingen, sich sauer stellen; vom heutigen Sprachgebrauch abweichend, aber doch noch leichter verständlich ist: kein Dank dazu haben, den Leib nehmen. Davon aber, daß man die alten, von Luther gebrauchten Wortformen schone, ist vollends keine Rede mehr: mit unser Macht, kein ander Gott, thut er uns doch nicht.

Ich lasse noch eine von Luther übersetzte Äsopische Fabel folgen, weil sie kurz ist, mit Bezeichnung dessen, was ganz oder teilweise mit dem Mhd. übereinstimmt, als ein recht handgreifliches Beispiel, wie viel Altertümliches sich mitunter noch auf kleinem Raum zusammenfinden kann.

Vom Kranich und wolffe.

Da der wolff eins mals ein schaff geitziglich fras, bleib yhm ein beyn ym halse uberzwerig stecken, davon er grosse not und angst hatte, Und erbot sich, gros lohn und geschenck zu geben wer yhm hulffe, Da kam der Kranich und sties seinen langen kragen dem wolff ynn den rachen und zoch das beyn eraus, Da er aber das verheissen lohn soddert, sprach der wolff, wiltu noch lohn haben, danke du Gott, das ich dir den hals nicht abgebissen habe, du soltest mir schencken das du lebendig aus meinem rachen komen bist. Diese fabel zeigt: Wer den leuten ynn der welt wil wol thun, der mus sich erwegen, undanck zu verdienen, Die wellt lohnet nicht anders denn mit undanck, wie man spricht, Wer einen vom galgen erloset dem hilfft derselbige gerne dran.

Über die Sprache Luthers ist schon eine nicht mehr ganz kleine Litteratur vorhanden; das Wichtigste daraus findet sich in dem Werkchen von Weise, Unsere Muttersprache, 1895 (Leipzig, Teubner), S. 21 in der Anmerkung. Hervorzuheben als für die Schule besonders brauchbar ist: Neubauer, Martin Luther, ausgewählt und erläutert, I. Teil: Schriften

zur Reformationsgeſchichte, II. Teil: Vermiſchte Schriften weltlichen Inhaltes, mit einem wertvollen grammatiſchen Anhang. — Leider nicht vollendet wurde: Ph. Dietz, Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutſchen Schriften, 1870—72 (Leipzig, Vogel) mit einem ausführlichen, die Eigenheit der Sprache L.s behandelnden Vorwort; es reicht nur von A bis Hals. — Kurz handeln vom Wortſchatz Luthers: Weiſe ſ. o. S. 20, Neubauer ſ. o. § 6.

Mehr als eine Auswahl geben kann und will ich nicht; eine vollſtändige Sammlung desjenigen, was in L.s Sprache ſich mit dem Mittelhochdeutſch berührt, würde ein Buch füllen, und von allem anderen abgeſehen, wird man gut thun, mit ſolchen Arbeiten zu warten, bis die große kritiſche Weimarer Ausgabe abgeſchloſſen vorliegt. Für Belege ſei ein für allemal auf die Wörterbücher von Grimm und Dietz (D.) verwieſen; daneben bevorzuge ich die jedermann leicht zugänglichen Citate aus der Bibelüberſetzung und für das übrige habe ich mich auf zwei willkürlich gewählte Bände, den ſechſten und zwölften der ſeit 1883 erſcheinenden großen Weimarer Ausgabe beſchränkt.

Zunächſt ſollen die auffallendſten Archaismen aus der Formenlehre zuſammengeſtellt werden.

Grammatikalien zu Luther.

Deklination. Starkes Maskulinum: der Friede, des Friedes, dem, den Friede; Mehrzahl: die Geiſte, die Leybe.

Schw. Mask.: der Fürſte, der Narre; Gen.: des Namen (neben Namens); Acc.: den Sternen.

Starkes Fem. Plur.: zwo Sünde.

Schw. Fem. Gen. Dat. Sing.: der Zungen, der Frauen.

Unflektiert: Plur.: die Mann; Adj.: ein fein lieblich Ding.

Starkes Adj.: heutiges Tages; ſchwaches Adj.: lieben Herren!

Genusunterſchied: zwen, zwo, zwei.

Pronomina: Genitiv des perſönlichen Pron.: mein, dein, ſein.

Genitiv des Neutr. es: es.

Plural: ſie; Gen.: ihr; Dat.: ihn (neben ihnen).

Genitiv des fragenden und hinweiſenden Pron.: weß, deß (mhd. wes, des), demonſtr. Neutr.: ditze und das.

Konjugation. Die Ablautverhältniſſe der ſtarken Konj. ſtehen ſo ziemlich in der Mitte zwiſchen Mhd. und jetzigem Nhd., denn einerſeits erhielt ſich noch der alte Vokalwechſel:

ich fliege, du fleugſt, er fleugt,
ich finde, ich fand, wir funden,
ich reite, ich reit, wir ritten;

anderseits hat der Formenausgleich schon begonnen: ich flog, wir flogen, und ist selbstverständlich auch die nhd. Diphthongisierung des î zu ei und die Verwandlung von iu zu eu durchgeführt.

Dazu kommt nun viel vereinzeltes Altertümliches:

Präterita: es staub = mhd. ez stoup Prät. zu stieben; ich was, ich stund, zoch, floch, thät (mhd. tete), ich häte (mhd. hete), sie westen (mhd. westen).

Der Imperativ: bis (= mhd. wis zu wesen sein).

Partizipien wie erhaben, gespannen, erwegen, bescheiden.

Infinitiv: schlahen, mhd. slâhen.

Synkope bei den auf t auslautenden Stämmen: er leucht (= leuchtet), ich fürchte (= fürchtete), gericht (= gerichtet); Apokope: er füret (= fürete).

Die Präteritopräsentia stehen dem Mhd. noch besonders nahe: du wilt, du solt; wir künnen, wir mügen; er taug (mhd. touc); ich kunde; Inf.: tügen, neben: taugen.

Das Hilfsverb sol drückt wie im Mhd. das Futurum aus: wo das nit, szo sol sichs spiel wol lassen anfahenn 6, 406.

Man vergleiche überhaupt den reicheren Vokalwechsel, wie Matth. 16, 26. Was hülfe es den Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? wo nhd. überall einförmig ä (das übrigens vielleicht aus dem noch nicht ganz festen gewänne durch die Bemühungen von Schule und Sprachverein wieder herausgeworfen werden kann).

Mittelhochdeutsches in Luthers Wortschatz.

aber wiederum, Joh. 16, 16; in späteren Bibelausgaben oft mit abermal vertauscht, auch ein schw. Verb evern wiederholen, Spr. 17, 9: Wer aber die Sache evert, der macht Fürsten uneins; ahd. avarôn; spätmhd. äfern = etwas wiederholt, in widersetzlicher Weise immer wieder zur Sprache bringen; noch zu Luthers Lebzeiten erschienene Ausgaben bringen dafür das falsche: eifert (Grimms Wörterb. äfern).

abmalen noch in deutlichem Zusammenhang mit mhd. mâl Zeichen, mâlen bezeichnen; „die manchfältigen, unzäligen, ungewissen Zufälle abmalen" sagt L. von der juristischen Kasuistik = abgrenzend beschreiben; wie die adeler yhn kein ort abmalen, wo sie hin fliegen wollen D. 23 = sich kein Ziel stecken.

Acht, mhd. diu ahte, nähert sich der Bedeutung Eigenschaft: „solcher Acht, solches Standes und Achtens"; D. 42, dazu auch das Verb ich acht = halte dafür; s. auch Hiob 19, 11.

alber, mhd. alwære einfach, in gutem sowohl, wie in schlimmem Sinn, Gegensatz zu witzig.

als wie, zum Beiſpiel.
ane ohne, ane daß außer daß.
anderlei anderer Art; das mhd. leie vom franz. lei, loi, lat. lex.
an gewinnen 4. Moſ. 21, 26 und ihm alle ſein Land angewonnen = abgewinnen.
anſprechen, einen, vor Gericht verklagen, ebenſo Anſpruch Anklage.
Arbeit Mühſeligkeit 1. Moſ. 5, 29; Pſalm 90, 10; aber auch in der heutigen Bedeutung: Beſchäftigung.
bald ſchnell Jeſ. 8, 1.
daß, mhd. daz.
befelhen 1. wie nhd. befehlen, 2. wie mhd. bevelhen; einem etwas übertragen, 1. Sam. 21, 2; Pſalm 37, 5: befelh dem Herrn deine Wege; ob auch die Ausſprache wie die Schreibung dem Mhd. entſpricht, iſt ungewiß; einen Wink giebt die Schreibung: er befilcht.
begeben mit Acc. auf etwas verzichten, es verwerfen z. B. einen Vorteil; das Mhd. hat außer dieſer Konſtruktion auch reflexiv: sich eines dinges begeben; bei L. heißt dies aber: ſich zu etwas hergeben.
beide — und ſowohl, als auch; Sirach 10, 7: beide Gott und die Welt.
Beiſpiel ſchon in dieſer, der Ableitung aus spel nicht entſprechenden Form (mhd. bîspel), auch meiſt in nhd. Bedeutung; mitunter jedoch an das alte spel = Gegenſtand des Geredes, des Spottes erinnernd: Pſalm 44, 15: „du macheſt uns zum Beiſpiel unter den Heiden", wo von einigen in „Sprichwort" geändert wurde.
beiten warten, mhd. bîten, beiten.
bekleiben einwurzeln, feſthaften, mhd. beklîben, „und gibt dem wort krafft, das es bekleibet"; vergl. Parz. 26, 13: der triuwe ein reht beklibeniu fruht; das Wort noch bei Leſſing, Goethe und Rückert.
beraten ausſtatten; zum ehſtande beraten ausſteuern 12, 26; Gott berate euch Jak. 2, 16; Spr. 8, 21, vergl. Walther (Bartſch) Vers 150: Ich hân mîn lêhen .. der edel künec, der milte künec hât mich berâten.
berihten Dan. 8, 27: „und niemand war, der michs berichtet".
beſcheiden 1. Partizip = beſchieden, 2. Adj. = verſtändig; Beſcheidenheit Erkenntnis 2. Petr. 1, 5 und 6 für γνῶσις; jetzt meiſtens erſetzt durch: Erkenntnis.
Beſem Luk. 11, 25, daneben Beſen; Freidank 50, 12: der niuwe beseme kêret wol.
beſtehen angreifen, befallen, yderman mit streyt besteen 6, 285; Nib. 881: des gejeides meister er bestuont in ûf der slâ.
blitzen, neben blitzen, mhd. blechzen, bliczen, Intenſivum zu
blicken; auch dies letztere gebraucht L. für blitzen, Apoſt. Geſch. 22, 6: umblicken;

Blick Blitz: blick und donner 6, 240.

blöde schwach, besonders häufig vom Gewissen (6, 414) und vom Herzen.

böse schlecht, unbrauchbar 4. Mos. 13, 20: obs (das Land) gut oder böse sei; oft.

Bosleich Kegelbahn, mhd. bosseln und bözen stoßen; Bossel = Kegelkugel; mhd. leich; das Wort hat bei L. wieder die alte Bedeutung: Spiel.

Botenbrot Botenlohn.

Braht, Praht Übermut, Jes. 14, 11; dazu brachten, prachten lärmen; verbunden:

brachten und bochen, mhd. brahten, brehten.

brauchen benützen, Sprüche 10, 16; Sirach 4, 23: brauche der Zeit; regiert stets den Genitiv und wird nie angewandt wie nhd. z. B. ich brauche Geld; dafür hat L. dürfen, s. u.

Bruch Fem. die Hose, mhd. bruoch.

büeßen bessern, heilen, abhelfen z. B. seine und seinen Lust, den Haß, Zorn, seinen Mutwillen = befriedigen; D. 365, vergl. Walther 143, 7: den durst gebüezen.

Bulge Fem. Welle.

Christen der Christ.

Dank manchmal wie mhd. = Absicht, Wille; einem zu Dank thun = einen Gefallen thun; an allen danck 6, 40 = unfreiwillig; mhd. âne mînen danc; mhd. entspricht: habe danc unserem Beifallsruf: bravo! Ähnlich L.: Danck hab, du frumer Romanist; in dem Lied an die Frau Musika Vers 32: des muß sie haben immer dank.

dar dahin; hyr und dar = hieher und dorthin.

deste, desto, dester nebeneinander = desto.

durchächten und Subst. durchechter; in dem Reimspruch Cantio de aulis: denn wer gedächt zu leben schlecht, der wird durchächt = durchächtet, verfolgt, mhd. durchæhten.

dürfen brauchen, 1. Mos. 47, 22; Hiob 33, 7: du darfst vor mir nicht erschrecken = brauchst nicht zu; mit Gen. Luk. 5, 31 hieß ursprünglich: die Gesunden dürfen des Arztes nicht; Iwein 1252: desn durft ab ir niht ruochen; ebenda 4870: ich darf wol meisterschaft (Gen.).

eben genau, aufmerksam; „mercke eben drauff" Hes. 40, 4; „wie fein und eben die Propheten reden können", D. 477; Nib. 425, 4: des bedenket iuch vil ebene; eine Stelle, welche die ursprüngliche und die übertragene Bedeutung anschaulich vermittelt, ist Freidank 144, 25:

Man sol vollen becher tragen
ebene, hœre ich dicke sagen.

ehe vorher, mhd. ê.

ehren (das Land) anbauen: „es ist noch viel lanndt, das nit umbtrieben und geehret ist", D. 49; mhd. ern sowohl stark: ier, gearn als schwach: erte, geert; Regenboge Ms. 2, 309: der bûman sol dem pfaffen und dem ritter ern; got. arjan, lat. arare, in Dialekten noch erhalten.

ehrlich angesehen; Jes. 3, 3; 4. Mos. 16, 2.

eyns einmal, semel und aliquando; eins mals, mhd. eines mâles.

einig allein, einzig.

einlitzig, ahd. einluzzi, mhd. einlütze, häufiger als: einzele.

einzelen, vollere Form des adverbialen Dativs, einzeln.

elend und Elend, verbannt und Verbannung, Fremde, aber auch schon wie nhd.

eitel nichtig, hohl, leer, nicht mehr wie mhd. im äußerlichen Sinn, sondern nur noch abstrakt, 1. Kor. 15, 17: So ist euer Glaube eitel.

endelich emsig, eilig Spr. 21, 5; die Anschläge eines Endelichen bringen Überfluß Luk. 1, 39 (zu unterscheiden von: endlich: entlich zubeschliessen 12, 29).

entgelten mit Gen., Strafe leiden für; das Gegenteil von: genießen.

erarnen erkaufen, verdienen, entgelten, ziemlich häufig, aber in der Bibelübersetzung vermieden; beliebt in Verbindungen wie: Christus hat uns Menschen erarnt D. 552; das Wort stirbt erst im 18. Jahrhundert ab, und in Grimms Wörterbuch ist die Vermutung ausgesprochen, daß es durch Aufnahme in die Bibelübersetzung der deutschen Sprache erhalten worden wäre. Nib. 864, 2: er lobete ir sâ ze hant, daz ez erarnen müese der Kriemhilde man (Hagen gelobt der Brunhilde Rache, eine bedeutsame Stelle des Gedichtes).

ergetzen entschädigen, (die Gerechten) „sollen ihres Hungers und Durstes ergetzt werden" D. 566; eigentlich: einen eine Sache vergessen machen.

erwegen, sich einer Sache, sich entschließen, auf etwas zu verzichten, in den Verlust einer Sache einwilligen, Weish. 17, 15, daß sie sich des Lebens erwegeten; dagegen 2. Kor. 1, 8 ist das Wort jetzt ersetzt durch: am Leben verzagen; sich gen die bößen tage erwegen 12, 100 = sich schicken in; das Partizip: boße menschen, zu sundenn altzeit erwegen = entschlossen. Dieser Sprachgebrauch ist dem 16. Jahrhundert eigentümlich und entspricht dem mhd. sich bewegen, z. B. strîtes Parz. 1, 918 sich entschließen zum Streit, oder valsches = entsagen Parz. 5, 319 flg.: diu sîn (des Grals) ze rehte solde pflegen: diu muose valsches sich bewegen.

Die sonderbare Vereinigung positiver und negativer Bedeutung bei gleicher Konstruktion erklärt sich aus Stellen, wo

statt des Genitivs ein abhängiger Satz nach der Verneinung folgt, Iwein 6710 do bewâgen sî sich schiere, sine gevaehten niemer wider in, was gleichbedeutend ist mit: sî bewâgen sich strîtes.

etwa etwo irgendwo, mhd. etewâ.

Fahr Gefahr Luk. 8, 23 u. oft. Grimm Wörterb. 3, 1258 findet sich die Vermutung, daß wir vielleicht auch noch das mhd. vâren mit Gen. bei Luther haben in der Stelle: „wo ihr strenges Rechts woltet faren" (?).

Falsch stm. mhd. der valsch die Falschheit.

faren allgemein sich bewegen; wie mhd. varn: „fare nicht hoch" vergl. mhd. hôchfart = verfahren, z. B. mit gutem Gewissen, mit Kunst, weltlich und prechtlich 6, 415; mhd. mit zouber varn.

farb, mhd. var, bei L. nur noch in Zusammensetzungen bunt-, rosenfarb.

Faß Gefäß, mhd. vaz, 1. Thess. 4, 4 (jetzt meist geändert).

fast sehr, mhd. vaste, Hiob 3, 22; sehr häufig; auch verbunden: fast seer 2. Kor. 12, 15.

ferr fern, mhd. verre; daneben häufiger fern.

feylen mit Gen. etwas verfehlen.

firne alt 3. Mos. 26, 10, mhd. virne.

Folge Erfolg; „die meinen, solcher Anfechtung mit der folge zu steuren". 6, 270; MS. 1, 88 wîser rât vil volge hât.

Fraß der Gefräßige Sir. 31, 20. 24, mhd. der vrâz.

freidig mutig, übermütig Ap.-Gesch. 4, 13. 31. — 2. Kor. 7, 4 und oft, mhd. vreidec ist bayerisches Lieblingswort, im Dialekt noch erhalten; ahd. freido flüchtig, verbannt, also ein Bedeutungswandel ähnlich wie ahd. rekkeo der Verbannte (got. vrakjan verfolgen). Die Verwandlung in: freudig in der Bibelübersetzung seit Anfang des 17. Jahrhunderts. Dazu Freidigkeit.

fresel Adj.: verwegen, ruchlos, mhd. vrevele.

freilich gewiß; freien, frei machen, mhd. vrîen.

fremd verwunderlich, wie mhd. ein vremdez maere, und von Personen: verwundert.

Freundschafft Verwandtschaft, mhd. vriuntschaft 1. Mos. 12, 1.

fromm brauchbar, das Gegenteil von: böse, „wie sein hymelischer vater seine sunne auch lassen auffgahn über frum und boße" 6, 272 und oft; mhd. vrum; dazu Frömkeit; Matth. 1, 19 fromm = δίκαιος.

Fug, stm. schickliche, angemessene Weise, mhd. der vuoc: „des er keinen fug gewalt noch recht hat" 6, 307; auch Fuge, mhd. vuoge.

fügen zukommen laſſen, mhd. vüegen; „ich füge dir zu wiſſen"; mhd. Iwein 1991: Got vüege in heil und êre.

gar gänzlich.

Gaſt z. B. in einer Kunſt, nicht heimiſch D. 2, 12; Welſch. G. 14682 wan ich bin an der tiusche gast.

Gauch Thor, mhd. gouch.

Ge-, Vorſilbe, kann noch entbehrt werden: Berde, hören, Fahr, nießen, ſchäftig, ſchmack, ſchwind u. ſ. w.

Gedinge eigentlich Vereinbarung, Verabredung, mhd. daz gedinge Ap. Geſch. 28, 30 = Mietwohnung, μίσθωμα.

Gefärde, in der Verbindung on gefärd, von ungefähr mhd. âne gevaere.

gefreund Adj.: mhd. gevriunt.

gehe jäh, mhd. gâch (vergl. jach).

Geitz Gier, Habſucht mhd. Greg. 2980 der êren gît; „der Fürmund des Bauchs, Junker Geitz"; „Geiz eine Wurzel alles Übels" (φιλαργυρία) 1. Tim. 6, 10; — geitzig, bei L. anfangs auch noch geittic, mhd. gîtic und ſchon vereinzelt gîzic; „laſſet uns nicht eiteler Ehre geitzig ſein Gal. 5, 26.

gelievert geronnen, ſchon ahd. ein mere ist giliberot Merigarto 39; lebirmeri das Lebermeer.

gelingen Spr. 28, 13 „dem wird nicht gelingen"; das von L. oft nicht geſchriebene „es" iſt jetzt meiſt ergänzt.

gelirnig, mhd. gelernic.

Gemach 1. Bequemlichkeit, 2. Wohnung; ſchon mhd. beide Bedeutungen.

gemein gemeinſam, mhd. gemeine, aber auch ſchon in der ſchlimmen Bedeutung.

Genies Nutzen, Genuß, mhd. geniez.

Gere Flügel, Zipfel des Kleides, Heſ. 16, 8 da breitete ich meinen Geren über dich; mhd. gêre ſwm. Nib. 551, 1 mit snêwîzen gêren.

geraten mit Gen. entbehren, „ſein mag wol geraten werden" 6, 438; am Schluß der alten Priamel: „Herrſchaft ohne Schutz" u. ſ. w. — „mag man auf Erden wol geraten"; Iwein 1899 ob ich des nicht gerâten kann, nhd. entraten.

Geſind Hofbeamte „Baptſts geſind" 6, 420.

geſchwinde gewaltſam, mhd. swinde.

Geſpenſte Verlockung, „dem teuffel in ſeynen geſpenſten ſeinen mutwillen laßen" D. 2, 103; Trugbild, Schatten.

gewehnen, gewohnen mit Gen.: ſich gewöhnen an.

Gewerre n. Verwirrung, neben Gewirre.

gleichen vergleichen Hohel. 1, 9, mhd. gelîchen.

gleiſſen, gleyſſen äußerlich glänzen, ſynonym mit ſcheinen, mhd. glîzen.

Glimpf m. die Nachſicht, der gute Name.

gris grau, mhd. grîse.

handeln etwas = mit etwas verfahren; einen = behandeln.

hart ſehr, mhd. harte.

heben ſich, beginnen, „unnd da hebt ſich dann das ſchmeychlen" 6, 274.

hoch heben wert ſchätzen, „das man ſzo hoch hebt der geiſtlichen freyheit" 6, 410.

heimſuchen Ap. Geſch. 15, 14, auch in freundlichem Sinn.

Helekepplin Hehlkäpplein, unſichtbar machende Kappe; einem das H. abreißen = die Maske abreißen, entlarven; Winsbekin 17, 4 vil missewendic sint die man, si tragent helekäppel an.

Helle, die Hölle.

heint heute Nacht, mhd. hînte.

hinne = hie inne.

hulden huldigen.

hülzin, hültzin hölzern.

icht etwas, mhd. iht „aus nicht icht machen", Mark. 8, 23 ſtand früher: ob er ichtes ſehe; erſcheint faſt nur noch in ſtehenden Redensarten und im Reim.

jach eilig, zu-, auf-, mit etwas jach ſein, mhd. gâch; Sir. 9, 25 ein jäher Wäſcher.

je immer; je — je = je deſto.

jehen das einfache Verb nicht mehr bei L., aber bejehen D. 246; die Bejicht, mhd. bîgiht, begiht; bejichten.

jenſit, jenſeid mhd. jenſit.

(klängen, in der Jonasſchen Überſetzung von Luthers Brief vom 21. Nov. 1521: „Indes aber klängt dir wol Gott dieſen Vers ausm Pſalm in dein Hertz"; erklingen machen; Nib. 1964 wie klenk ich nu die dœne, sît ich verlorn hân die hant?)

Koſt, ſchw. Mask. und Fem. Koſtenaufwand, mhd. diu koste; Luk. 14, 28.

krank ſelten noch in der mhd. Bedeutung: ſchwach; in dem Lied: „Nun komm, der Heiden Heiland", Strophe 6: „das dein ewig Gotts gewalt in uns das kranke Fleiſch enthalt", lat. infirma caro; „die Welt iſt ein krank Ding".

künbig ſchlau in ſchlimmem Sinn, vom Teufel u. ſ. w.; mhd. kündic, häufig von Reinhart dem Fuchs; L. hat auch die Zuſammenſetzung: baurkündig.

künblich Adv. eingeſtandener Maßen, notoriſch 1. Tim. 3, 16 ὁμολογουμένως; mhd. küntlîch, kuntlîch.

Kunſt, noch etwas weiterer Begriff als nhd. Dan. 1, 17 Kunſt und Verſtand in allerlei Schrift und Weisheit; vergl. Boner 4, 38: wer kunst und wîsheit haben sol, sicher der muoz erbeit hân.

Kur, Kür die Wahl.

lauten ertönen, mhd. lûten und liuten Neh. 4, 20 die Poſaunen lauten hören.

lauterlich, leuterlich aufrichtig, gänzlich, mhd. lûterlich.

Leib Leben.

Linwad Leinwand, mhd. lînwât.

Letze ſtf. Abſchiedsgeſchenk, mhd. diu letze.

letzen verletzen Jeſ. 11, 9.

Lieht, mhd. lieht.

löcken ausſchlagen, vergl. Paſſional 181, 85 wizze daz dir ist zu hart ûf ze leckene in den gart.

Lotterbube, mhd. lotter loter Landſtreicher, in allerhand Zuſammenſetzungen, mhd. lotterpfaffe, lottersinger u. a.

Luder Schlemmerei, Wohlleben, mhd. luoder, eigentlich Lockſpeiſe, das, womit der Teufel in die Hölle lockt.

Maaße Mäßigung, mhd. diu mâze.

Mahlſchatz Geſchenk bei der Verlobung mhd. mahal-, mâlschatz.

meinen lieben, aber auch ſchon in der heutigen Bedeutung; Iwein 2685 der gast wirt schiere gewar — wie in der wirt meinet; Meynung Bedeutung.

Merterer Märtyrer, mhd. mertelaere.

mild freigebig, mhd. milte; bei der Erklärung des Gebotes: du ſolt nit ſtelen: Mildickeit, welchs iſt ein werck, das von ſeinem gut yderman willig iſt zuhelffen unnd dienen.

mißbieten einem, Ungebühr zufügen, mhd. missebieten.

Mogſchafft Verwandtſchaft, mhd. mâcschaft.

mügen können, mügelich möglich; Luk. 16, 3 graben mag ich nicht σκάπτειν οὐκ ἰσχύω.

müſſen dürfen, 1. Kön. 2, 17 alſo verſtieß Salomon den Abjathar, daß er nicht mußte Prieſter des Herrn ſein; Nib. 515, 4 daz die armen alle muosen vrœlîchen leben.

Mut Gemüt, Sprüche Sal. 17, 22. 21, 4.

Nachpawr Nachbar, mhd. nâchgebûr.

nicht nichts, „Lügen thun mir nicht".

niedlich angenehm, wohlſchmeckend; Dan. 10, 3; Sirach 37, 32; ahd. Williram; nietsam wünſchenswert, niudsam Heliand; niedlich ſo noch bei Wieland.

nindert nirgends, mhd. nindert, niener, ahd. nionêr.

niger neugierig, mhd. niugerne.

notig arm, elend Parz. 170, 25 iuch sol erbarmen nôtec her (bedrängtes Volk).

nu neben nun, mhd. nû, nu.

ob wenn, 1. Joh. 3, 13.

Orden Stand.

Ort Ende, Spitze Jes. 11, 12; Richter 7, 17 der Ort des Heeres.

prachten s. o. braht.

Putz Schreckgestalt, mhd. butze swm.; auch Fastnachtsputz, Potzmänner; zu bôzen poltern, eigentlich Klopfgeist, Poltergeist.

(ramen), in der Zusammensetzung geramen abzielen auf, mit Gen. wie mhd. râmen.

Rat Abhilfe, Gegenmittel Micha 1, 9 ihrer Plage ist kein Rat; Nib. 31, 2 des newas niht rât u. oft; ebenso raten abhelfen, z. B. dem Mangel, dem Hunger.

rauch rauh, mhd. rûch.

redlich vernünftig, gehörig, so wie etwas sein soll 1. Chron. 13, 25 redliche Helden, mhd. redelîch.

Reise Kriegszug, reisig wehrhaft. Hohel. 1, 9. — 1. Kor. 9, 7.

Reußen Russen, mhd. Riuzen.

risch schnell 1. Sam. 20, 38 eile risch und stehe nicht still; König Tirol 20, 1: sun, turnei machet rische diet.

rümpfen sich, sich krümmen, mhd. rimpfen.

Sache 1. Ursache 1. Kön. 11, 27 Und was ist die Sache, darum er die Hand wider den König aufhub; Jos. 5, 4, vergl. Boner 47, 51 dô diu sach wart hin geleit sîns smerzen, dô wart er gemeit.

2. Streitsache Hesek. 44, 24 und wo eine Sache vor sie kommt; vergl. Diet. Fl. 388 unz ich in âne sache heim bringe mit gemache.

Schalk, Schalkheit, schalcken sich benehmen wie ein Schalk; 1. Kor. 13, 4 hieß bis zum Jahre 1545 die Liebe schalcket nicht; jetzt: treibt nicht Mutwillen.

Schein Glanz 2. Kor. 4, 6; scheinen glänzen Matth. 6, 16; es scheinet es liegt am Tage.

schetzen 2. Kön. 23, 35 doch schätzte er das Land = Zahlung auferlegen, mhd. beschatzen.

schicken etwas in Stand setzen, einführen, veranlassen; Lied von den zween Merterern, Str. 6 da schickt Gott durch sein Gnad also, das sie recht Priester worden, 6, 464 do sie das nit haben mocht schicken; Nib. 1524, 1 dô schihten si ir reise gegen dem Meune dan.

ſchier, aufs ſchirſte ſchnell, aufs ſchnellſte, mhd. sciere.
Schimpf Scherz; hat dich der ſchimpff gerewen? ſprichwörtlich = hat dich der Spaß verdroſſen?
ſchlecht ſchlicht, einfach, ſehr häufig, vergl. Freid. 3, 18 Got tuot niht wan slehtes.
Schnur Schwiegertochter, mhd. snuor.
ſchon adverb zu: ſchön, Liederſang: Chriſtum wir ſollen loben ſchon.
ſchwächen entehren, verachten, mhd. swachen.
ſchweigen tranſ. zum Stillſchweigen bringen, mhd. sweigen.
ſchweben ſchwimmen: das die gantz welt muſt ym blut ſchweben 6, 406.
ſchweren ſchwören, mhd. swern.
ſchwerlich mit Mühe und Not.
ſeint, ſint ſeitdem, mhd. sît.
Singerin Sirach 9, 4.
ſonſt = ſo; eyner ſonſt, der anber ſo 12, 95, mhd. sus.
Stat Gelegenheit, mhd. state ſtf.
ſtattlich gehörig, paſſend, mhd. statelîch, stetelîch.
Stegreif Steigbügel.
Stockmeiſter Gefängniswärter, mhd. stoc Gefängnis.
ſtrafen tadeln Joh. 3, 20; aber auch im heutigen Sinn.
Strumpf Stumpf 1. Sam. 5, 4. Jeſ. 9, 14. 19, 15; überall ſchon länger in „Stumpf" geändert; Reinhart 1922 sîn zagelstrumpf er her für bôt.
tagalten ſich die Zeit vertreiben Welſch. G. 10389 tagalten ist dicke guot.
Theiding Geſchwätz, Verhandlung Hiob 35, 16. Jer. 23, 32, mhd. tagedinc.
Theidingleute 2. Moſ. 21, 22 Schiedsrichter.
Thrame Balken.
thurren wagen; ich thar, mhd. ich tar; dazu Thurſt Kühnheit und thurſtig kühn.
übrig übermäßig.
Umring Umkreis, mhd. umberinc.
Unterlaß Pauſe, Unterbrechung.
Unterſcheid Unterſchied.
unterweylen zuweilen, mhd. under wîlen.
Urlaub Erlaubnis.
Verhenchnuß Erlaubnis, verhengen erlauben.
verirren tranſ. in die Irre führen.
verſchlinden verſchlingen.
verſprechen, Richt. 9, 23 verwünſchen.

verthüemen verurteilen, mhd. tuom das Recht, vertüemen.
verzeihen sich, verzichten auf, mhd. sich eines dinges verzîhen.
vollen bringen vollbringen.
walten mit Gen. wirkend beherrschen, „des walt Gott“ oft.
Wandel Fehler 3. Mos. 22, 19. Psalm 15, 2; 18, 24 u. oft.
wankel wankelmütig, unbeständig Hebr. 6, 12.
Wapen Waffen 6, 269.
warten mit Gen. besorgen.
weben in unruhiger Bewegung sein, „im zweyffel weben“; die Grundbedeutung schon mhd. selten, Pass. 382, 36 sît er die vürsten zornic weben ob im; Psalm 65, 9 die Nebenform: webern; mhd. waberen und weberen.
weidlich stattlich, jägermäßig.
weil zeitliche Konjunktion, während.
werben besorgen 1. Mos. 24, 33 bis daß ich zuvor meine Sache geworben habe.
werden, mit Inf., um den Eintritt einer Handlung zu bezeichnen, Apost. Gesch. 16, 29 und ward zittern, wofür man: zitternd gesetzt hat; die Konstruktion ist seit Mitte des 13. Jahrhunderts üblich, z. B. er wart weinen Paul mhd. Gramm. § 298.
werren Unfriede stiften, „haben die Bebste mugen durch teuffels hulff die kunig in einander werren“ 6, 406.
werscher schlechter, mhd. wirs.
Widerspiel Gegenteil.
wild fremdartig, sonderbar, „in yhren wilden vorstandt“ 6, 292.
Wind Sprüche 30, 31 Windhund, mhd. wint.
Wirt Hausherr.
wischen rasch bewegen.
Witz Verstand, mhd. witze, Spr. 8, 5. 12. — 27, 12.
Wucher Ertrag, Frucht, ohne die üble Nebenbedeutung Matth 25, 27: hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher.
wunder- in der Zusammensetzung mit Adjektiven, wundergeschickt.
zauen 2. Sam. 5, 24 zaue dich = beeile dich; mhd. zouwen; zouwe din = spute dich; die Grundbedeutung ist: herstellen, machen; das altehrwürdige Wort (got. taujan, gataujan) kommt bekanntlich in dem ältesten germanischen (anglischen) Vers vor, den wir haben, in der Runeninschrift des goldenen Hornes von Gallehus:

Ek Hléwagàstiz Hóltingàz | hórnà táwidò
Ich Leogast, der Sohn des Holz, verfertigte das Horn.

Zeug m. „reisiger Zeug“ Kriegsgeräte, mhd. ziuc stm.; dafür häufiger geziuc.

zuhand ſogleich, mhd. ze hant.
zwar in Wahrheit, mhd. ze wâre.
Zweck wird noch in ſeiner Grundbedeutung genommen = Nagel inmitten der Zielſcheibe; „den Zweck treffen".
Zwelffbote Apoſtel, ſchon ahd. zwelifpoto.

Schillers Tell.

Die Archaismen ſind veranlaßt teils durch die Erwähnung alter rechtlicher, insbeſondere ſtaatsrechtlicher Verhältniſſe, teils durch Benützung der Schweizer Chronik des Ägidius Tſchudi (1505—1572), teils durch Anlehnung an den heute noch ſoviel Altertümliches bewahrenden Schweizer Dialekt.

I. Aufzug 2. Scene: Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten, mhd. gebrest ſtm. und gebreste ſwm. Tſchudi: Nun hat Si gern gewußt was Im doch gebreſt.
I, 2 Mein Lieber Herr und Ehewirt! Tſchudi: Eewirt.
I, 2 Große Herrenleute, die mir geheim ſind und gar wohl vertraut, mhd. geheime befreundet, doch iſt heimlîch häufiger; Tſchudi: die mir inſunders geheim.
I, 2 Weil ich fern bin, führe Du mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes = ſolange.
I, 3 Daß wir die Steine zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren, mhd. twinc ſtm. 1. das was zwingt Parz. 6, 1032 trûrens urhap, fröuden twinc, Umſchreibung der Cundrie; 2. Halsgerichtsbarkeit, in der Rechtsſprache häufig verbunden twinc und ban.
I, 3 Ein wirtlich Dach für alle Wandrer, die des Weges fahren, wie mhd. varn in der allgemeinen Bedeutung: reiſen.
I, 4 Und niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze, mhd. ungelimpfe ſtm. unbillige, rohe Behandlung.
I, 4 Die roten Firnen, mhd. Adj. virne alt; die Beſchränkung des ſubſtantivierten: „der Firne" auf den alten Schnee erſt ſeit dem 18. Jahrhundert.
I, 4 Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft = Verwandtſchaft.
I, 4 Doch ihre Hilfe wird uns nicht entſtehn = fehlen. Das mhd. entstân iſt vieldeutig, heißt aber ebenfalls entgehen; Konſtruktion verſchieden: des dôdes enmach ich niet entstân Karlm. 510, 37 und: mir entstât eines dinges.
I, 4 Ihr ſeid mein Gaſt, ich muß für Eure Sicherheit gewähren = Bürge ſein, mhd. wern, gewern, ahd. gawerên, wahrſcheinlich zu got. vair Mann: einem Mann ſein, als Mann ſich ſtellen.

II, 1 Um den mächtgen Erbherrn wohl verdienen, vergl. Nib. 1831, 4 ich sol ez wol verdienen, mich enwendes der tôt = durch Dienste lohnen, wie nhd. in „sich verdient machen um".

II, 1 Den Hochflug und das Hochgewilde bannen, als Herreneigentum erklären, vergl. III, 3: Der Bannberg und: die Bäume sind gebannt, mhd. gebannen tage Gerichtstage.

II, 2 Der Gletscher Milch, die in die Runsen schäumend niederquillt; mhd. runse st. und schw., neben runst.

II, 2 eigne Leute, leibeigne.

II, 2 Der Vögte Geiz, Habsucht.

II, 2 wohlan, so sei der Ring sogleich gebildet, mhd. rinc umstehende Versammlung.

II, 2 Sie liebens Land, sind sonst auch wohl berufen, in gutem Rufe stehend, Passional 365, 26 an kunstes prîse berûfen.

II, 2 Der Waibel, die Sassen = Ansässigen, der Sigrist = der Küster, der Heribann, ahd. Form, auch mittellat. heribannus, mhd. herban; Blutbann = Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, mhd. bluotban.

II, 2 und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder = vererbt sich; Walther Nr. 128, I Owê daz wîsheit unde tugent, des mannes schœne noch sîn jugent niht erben sol, sô ie der lîp erstirbet.

II, 2 Das Recht schöpfen.

II, 2 Kaiser Friedrichs Brief = Urkunde.

II, 2 Ich muß Euch weisen vor der Landsgemeinde.

II, 2 Jetzt sagt, was Ihr — geschafft und für gemeine Sach geworben; die Stelle ist nicht ganz deutlich, offenbar ist vor: „für" ein „was" zu ergänzen; gemein und werben ganz in mhd. Bedeutung.

III, 1 Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, — der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not; mhd. vâre Nachstellung, Gefahr.

III, 1 Verhüt es Gott, daß ich nicht Hilfe brauche; Negation wie im älteren Deutsch, Paul, mhd. Gramm. § 339.

IV, 1 Es ist nicht kommlich, hier im Freien hausen = zukömmlich, geeignet; die kömelîchen stat = die passende Gelegenheit, mhd. Pred. (Griesh.) 2, 10.

IV, 1 Die Wellen geben nicht auf seine Stimme, nicht = nichts.

IV, 1 Der Gransen, vordere oder hintere Spitze des Schiffes; des schiffes grans Troj. 182c.

IV, 1 Und sind des Fahrens nicht wohl berichtet; mhd. einen eines dinges berihten: daz ir berihtet mich der maere Mai 211, 37; unterweisen.

VI, 1 und helf uns wohl hiedannen, mhd. dannen weg.

VI, 1 und stand am Steuerruder und fuhr redlich hin = gehörig, wie es sein soll; redlich, Tschudi.

IV, 1 schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn, bis daß wir vor die Felsenplatte kämen; Tschudi: schry den Knechten zu, daß sie hantlich zugind, biß man fur dieselb Blatten käme. Zwei Übersetzungsfehler Schillers: zugind ist Conj. Prat. von ziehen — rudern; fur — an etwas vorbei, über etwas hinaus, mhd. vür: MS. 1, 203 ir güete mîn gemüete hœhet für die sunnen hô; Walther 153, 3 ich schicke in tûsent mîle und dannoch mê für Trâne.[1])

IV, 2 hat sich der Landmann solcher That verwogen? sich verwegen, wie mhd., sich entschließen zu; arm. Heinr. 525 des einen si sich gar verwac; Boner 42, 54 des ich mich wol verwegen hân.

IV, 3 der Klostermeir, — der hier den Brautlauf hält; mhd. brûtlouf, brûtlouft stm. und stf.

V, 1 Urfehde schwur er, mhd. urvêhe stf. und urvêhede.

V, 2 das gelobte (Land), das verheißene.

Scheffels Frau Aventiure.

In dieser Liedersammlung, die bekanntlich bestimmt war, einem Wartburgroman einverleibt zu werden, lebt und webt der Geist mittelhochdeutscher Dichtung in wunderbarer, stets aufs neue anmutender Frische. In gedankenschweren tiefsinnigen Versen oder in Ausbrüchen leidenschaftlichen Gefühles oder in übermütig sprudelndem Humor, immer aber in anschaulich malerischer Schilderung führt uns der Dichter die Hauptrichtungen der mhd. Poesie des 13. Jahrhunderts und dazu noch die gleichzeitig blühende lateinische Vagantenpoesie vor. Hier sind nicht bloß einzelne Stellen, hier ist vielmehr das ganze Werkchen ein Anklang an die Blütezeit der mhd. Dichtung.

Nicht immer und überall wird freilich der Dichter auf unbedingte Zustimmung rechnen dürfen und mancher Litteraturschreiber wird einen Widerspruch finden zwischen Mittelalter und Modernem, zwischen der meist in feinen, zarten Farbentönen schildernden mhd. Dichtung und der stets kräftigen, farbenprächtigen, gelegentlich derben Ausdrucksweise Scheffels. Aber man müßte schon ein rechter Griesgram sein, um solcher Sangesfreude mißgünstig zuzusehen (Frau Avent., 16. Auflage, S. 13: „Er will den Tanz nicht leiden und griesgramt: Haltet ein!“); und vor allem gehört dies Büchlein der Jugend und kann in jedem Gemüt, das auch nur einigermaßen empfänglich ist, Liebe und Begeisterung für unsere mhd. Sangeskunst wecken. Man denke nur schon an

1) handlich, nicht mhd., sondern oberdeutsch im 16. Jahrhundert = rüstig; mhd.: hantstarc (noch nicht: handfest) und handec; letzteres aber = schneidend scharf, wie ahd handag, vielleicht von anderem Stamme; in Grimms Lex. jedoch auch von der „tötenden Hand“ abgeleitet.

das poesievolle Vorwort mit der verständnisvollen Wertschätzung jener Zeit, „die als Marksteine ihrer epischen Dichtung auf der einen Seite den Parzival, auf der andern das Nibelungenlied, als Zeugnis ihrer Lyrik hier den gemütreichen Erstlingstrieb des deutschen Minnesangs, dort das üppige lateinische Tirilieren der fahrenden Schüler hinterlassen hat". (S. XI.)

Wir werden es in der Schule dankbar hinnehmen, wenn die Phantasie eines neueren Dichters sich und uns in das Mittelalter versetzte und die anziehendsten und bedeutendsten Gestalten einer längst verflossenen schönen Zeit uns nahebringt. Manches ist unmittelbar für den Unterricht zu verwerten und ganz geeignet, Schwung und Leben in eine Litteraturstunde zu bringen. So kann — wohlgemerkt nachdem die Schüler aufmerksam in Form und Stoff der mhd. Dichtung sich hineingearbeitet und es also gleichsam durch Fleiß verdient haben — der Liedercyklus: Wolfram von Eschenbach, S. 21 flg. (dazu noch das Rügelied, S. 182) den Charakter Wolframs, eine Auswahl aus: Berlt dem jungen, S. 43 flg. die Gestalt Walthers von der Vogelweide, einiges aus den Tanzliedern Heinrichs von Osterdingen, S. 171 flg. die Manier Neidhards trefflich und in der genußreichsten Weise erläutern. Das meiste muß natürlich der Privatlektüre überlassen bleiben, wobei zu beklagen ist, daß bis jetzt noch der teure Preis (6 M.) einer allgemeineren Verbreitung des Büchleins entgegensteht und daß in die Lesebücher daraus noch zu wenig übergegangen ist.

Nun ist aber auch hier zum Verständnis ein nicht ganz geringes Maß mittelhochdeutscher Kenntnisse unentbehrlich, nicht bloß damit man die gelehrten Anmerkungen, in denen der Dichter seine Quellen anführt, und die zahlreich den Liedern vorangestellten Wahlsprüche verstehe; sondern der ganze Wortschatz und Ausdruck ist so durch und durch vom Mhd. beeinflußt, daß ohne dessen Kenntnis nicht bloß kein poetischer Genuß, sondern nicht einmal Verständnis des Wortsinnes möglich ist. Daß damit nicht zuviel gesagt ist, können Stellen beweisen wie: Ihr mögt den Leib nicht nähren (158); wo Wisent einst und Elch und Ur vreislich zur Tränke trabte (99).

Ohne weiteres vertauscht der Dichter die nhd. Wortform gelegentlich mit der mhd.: Heia das Schneegebirg ha'n wir erklommen (131); das heidnische Kopftuch wölln wir bekriegen (130); der Herre (143); das Magedîn (65); Sunnwendabend (151); die Burgfrau pflag den siechen Mann (47); die Pfaffheit sung mit Orgelschall (168, mhd. sanc!); wann er dem Hirz gefället (101); helfenbeinen (195); Frau Aventiure.

Selbstverständlich begegnen wir massenweise den schon früher, insbesondere durch Uhland wieder in die deutsche Dichtersprache eingeführten

Wörtern: Brünne, Ger, Heerſchild, Degen, Dienſtmann, Geſinde, Minne, Märe, Gaben, Kemenate, Palas, Recke, Stegreif, Reiſe (= Kriegszug), Walſtatt, Turney, Lindwurm, Tann, Seneſchall, Twingburg, Ziemierde; weiland, ſonder oder ſunder = ohne; biderb, höfiſch, mannlich, preislich, weiblich, zier, luſtſam, tugendlich.

Aber Scheffel geht noch viel weiter, wovon die folgende Zuſammenſtellung einen Überblick geben mag.

Glaſten (9 und öfter) glänzen; jenes am früheſten bei der Hätzlerin (15. Jahrhundert) nachweisbar 1, 2: ich sich des tages glasten; die mhd. Form iſt: glesten; dazu mhd. glast ſtm. und gleste ſtf. Auch das auf glaſten reimende: gaſten iſt nicht mhd., wohl aber gesten, doch in verſchiedenen anderen Bedeutungen.

„Setz einen Key als Seneſchal
Zum Scheuche der Scherwenzer
Und ſondre kunſtgefügen Schall
Vom Dudeln der Schnarenzer." (11)

Mhd. schiuhe, wohl ſtf., Helmbr. 1799: er was gar sîn schiuhe = er war ihm ein Schreckbild (dagegen: schiuhel, schiuhz ſtm. Abſcheu); Walther (Bartſch) 180 I, 6 flg.: in bræhte ein meister baz ze maere danne tûsent snarrenzaere, von mhd. snerren, snarren = ſchwatzen, plappern.

„Fremd Gebild iſt mein Geleite,
Fremder Zauber ſtarrt mich an" (22);

fremd im Sinn des mhd. vremde = wunderbar; fremde Geiſter (27).

Der Puneiz, die Tjoſt (25); der Buhurt (26); die Tänze Ridewanz (13) und Covenanz (175); der Galm (33) und der Schall (oft) = Lärm; ein Gewaffen (196); die Ziemierde (24); Frau Ebenhoch (100, mhd. ebenhœhe Angriffsturm der Belagerer); die alte Wat (179); das Gebände (169); das Schapel (183); der Zindelhut (105); der Bracke (147, noch in der Jägerſprache gebräuchlich); der Papegan, der Pfittich (166), letzteres nur ahd.; mhd. sitich, sitech; das Gejaide (68); der Galander (44) = die Haubenlerche, mlat. calandrus; die Merker (46); der Valant (50) und die Valandinne (73); Tönedieb und Singerlein (54); Schein (195 = Glanz); der Landhag (68, mhd. hac ſtm. Einfriedigung).

Abſtrakta: Höfiſchheit (10); ohne falſchen Mut (16); Milde = Freigebigkeit (11); Stäte = Beſtändigkeit (30); Zucht = feine Bildung (31, 46); Heil und Sälde (53); Urlaub = Abſchied (154); Scheltung (185); Frömmigkeit (195) = Tüchtigkeit; Überſchwang (16) mhd. überswanc Überfluß; Schwertſchwang (25); der Unſieg (185); Hofzucht (182 = Etikette); Iwein (625) man sol iuch hie lêren dise hovezuht baz.

Adjectiva und Adverbia: jach (107, mhd. gâch); heimlich (105 = vertraulich); siech (105); höfisch (30, 31); dörperlich (184); figlatseiden (105); künstelos (30).

Verba: tjostieren (10); tamburen, floytieren (175, verbunden wie Parz. 511, 27); schnurren (25); tagewerken mit dem Schwert (21, nicht mhd., aber tagewerc, tagewerkaere, und ein schwaches Verb werken, auch waltwerken im Wald arbeiten); stapfen (26); siechen (179); du hast dich nicht gespart (63); soldieren (21, nicht mhd., aber dafür solden und soldenieren; dazu soldier, soldenier Söldner); fahrende Leute (95 und oft); verfahrner Mann (194, mhd. vervarn irre fahren; vergl. die hübsche Sentenz Tit. 14, 57 vervarn und verligen muoz verderben; sprichwörtlich war: vervarn und verlorn, etwa wie nhd. gestorben, verdorben). Altertümlich ist auch der Gebrauch der einfachen Verba statt der

Kompositа: gehren (9); das Land wüsten (19); sich jüngen (121); alles wie mhd.

Eigennamen: Anschewiner (29) einer von Anjou; lündisch Tuch (98, aus London); der Morungäre (157); Tschampaneyser (31) und Franzoiser (183); britunisch, Osterland (184); Isôt (183); Kuonrat (193); zu Wormse (194).

Scheffels Dichtersprache liebt bekanntlich neue, originelle Komposita; manchmal ist ein Teil derselben mittelhochdeutsch: kunstgevüge (11); Neidhartgesichter (108); purpurgetempert (120); Lotterpsalmist (123); Gugelzipfen, Schwegelpfeiferstück (153, mhd. swegele swf. = kleine Flöte); Dörpertanzreigen (173).

Je nach dem Charakter des Liedes finden sich Anklänge an die volksmäßige oder die höfische Dichtung: an Recken lobebären (183); helflicher Trost (127); ein Vilân (20); dann heißts kalopieret und nimmer faylieret und kräftig pungieret! (26); aller Freuden Ostertag laß ich mit Schmerz zurücke (11; Iwein 8118 diu stunde, die ich wol iemer heizen mac mîner vröuden ôstertac).

„Den Leichnam wärmen" (131) ist wohl mehr als burschikoser Ausdruck gemeint und nicht mehr an das ahd. lîh-hamo Fleischgewand zu denken.

Mittelhochdeutsche Konstruktionen sind nicht selten, mitunter sind ganze mhd. Sätzchen einfach ins Hochdeutsche eingeschoben:

Die seines Gutes gehren (9).
Hoch in Freuden schwebt mein Sinn (16).
Schildesamt ist meine Art (22).
das Schildamt giebt Ehre und kost es auch sehre (25).
kühn unter Helme; Staubes viel (25).

die Vielreine, die vielgroß (26), vielheimlich (105).
Ich geh dich kampflich an (74), hielt ich kampflich ſtand (125).
Plural der Abſtrakte, nach mhd. Art: Üb Maß in deinen Milden (11), in alten Treuen (105).
Der Sprung durchs Fenſter ſchuf ſie brandverletzt (151); was Feind ſchuf das? (178); wer ſchuf den Hof ſo tauglich? (195) vgl. MS. 2, 69 die mir lîhte tâten, die schuof ich dicke vrô.
Zweiungen zu einen (67).
Waffen und Weh! (156); jetzt: wafenâ (158).
ab den Roſſen (157).
Hei der ſüßen Schnabelweide (167).
O wunderträger Knabe (181).
ein Waldgericht gehegt (70); mhd. gerihte hegen = feierlich eröffnen und beſetzen.

Die zahlreichen Umdichtungen mittelhochdeutſcher Strophen aufzuzählen, iſt überflüſſig, weil der Dichter ſelbſt die Originalſtellen in den Noten dazu giebt (dieſelben befinden ſich, nebenbei geſagt, was die mittelhochdeutſchen Texte betrifft, in traurig verwahrloſtem Zuſtande).

Nun noch eine kurze Schlußbemerkung. Man macht ſich nicht immer eine richtige Vorſtellung von dem Zuſammenhang einer ſprachlichen Periode mit der früheren, beziehungsweiſe von dem Übergreifen der einen in die andere, indem man viel zu großen Wert legt auf die herkömmliche Periodeneinteilung, die allerdings bequem, ja ſogar unentbehrlich iſt, wie die Scheidung zwiſchen mittelhochdeutſch und neuhochdeutſch. Bei näherem Zuſehen wird aber die Grenze zerfließen, und man wird Tauſende von Fäden entdecken, die das Spätere mit dem Früheren verbinden.

Vor kurzer Zeit hat Hermann Fiſcher den ſchwäbiſchen Dialekt wiſſenſchaftlich unterſucht und die Ausbreitung ſchwäbiſcher Eigentümlichkeiten in einem Atlas dargeſtellt. Dabei hat ſich das überraſchende Ergebnis herausgeſtellt, daß es kein einziges Suevicum characteristicum giebt, das zugleich allen ſchwäbiſch ſprechenden gemeinſam und allen nicht ſchwäbiſch ſprechenden fremd wäre, ſondern jedes ſchwäbiſche Wort, jede Wortform wird entweder von einem (bayeriſchen, fränkiſchen) Grenzbezirk geteilt, oder ſie beſchränkt ſich auf einen kleineren Teil des gewöhnlich als ſchwäbiſch bezeichneten Sprachgebietes. Jede Dialektform hat ihre eigentümliche Grenzlinie, die ſich um die Begriffe: ſchwäbiſch, fränkiſch ꝛc. nicht im mindeſten kümmert. Die Richtigkeit der „Wellentheorie", wonach eine Wortform von ihrem Urſprung aus, gleich den Wellen im See von dem Platz aus, in den der Stein geworfen wurde, ſich verbreitet, ſo daß eine Menge von Wellenkreiſen ſich ſchneiden, iſt erwieſen.

Ähnlich wie mit der räumlichen Verbreitung der Wortformen verhält es sich mit ihrer Fortdauer in der Zeit. Wie einerseits das Althochdeutsche in das Mittelhochdeutsche hereinragt, so greift anderseits das letztere ins Neuhochdeutsche über. Wenn man sich nur nicht bloß an die Schrift- und Litteratursprache hält, sondern auch die Mundarten und namentlich die Eigennamen mit ihrem zwar verdunkelten, aber noch bewahrten Sprachgut berücksichtigt, so wird sich die Vermutung nicht abweisen lassen, daß sich von jedem mhd. Wort, von jeder mhd. Wortform noch etwas im Nhd. seit 1500 irgendwo vorfinde. Ist doch z. B. ein so „wesentliches" Merkmal des Neuhochdeutschen, wie die Diphthongisierung des î zu ei, des û zu au im äußersten Süden des hochdeutschen Sprachgebrauchs nicht durchgedrungen, soll doch, um einige Beispiele von scheinbar gänzlich Verschollenem zu geben, im Walserthal das alte: jehen noch heutigen Tags fortleben (Grimm, Lex. 4, 2298), und auch in dieser Zeitschrift konnten wir vor kurzem ein hübsches Beispiel lesen: das alte bîten warten ist in einer Hausinschrift aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts noch erhalten (Ztschr. f. d. U. 1895, Bd. 9, 771): heunt ist kein zeit, daß ich eim beit, in der Bedeutung: borgen. Wer darauf achtet, darf stets darauf gefaßt sein, beim Lesen älterer neuhochdeutscher Schriften, im Dialekt, in Orts- und Personennamen gut Mittelhochdeutsches zu entdecken. Solche Zusammenhänge nun können und sollen in einem gewissen Umfang im deutschen Unterricht gepflegt werden; damit dient man einem sehr wichtigen Zweck: der Wiederanknüpfung unseres heutigen Geisteslebens an das Alte, von dem wir ja durch die bekannten leidigen Ereignisse des 17. und 18. Jahrhunderts in geradezu unerhörter Weise losgerissen worden sind.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1897—98.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke. Von Moriz Ehrlich. Mit Illustrationen von Woldemar Friedrich, Franz Skarbina, Kopfleisten von Richard Püttner und Porträts in Holzschnitt. 512 S. Preis 12 Mark. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1897.

Ob jemand ein guter Goethe- und Schillerbiograph zugleich sein kann, darüber könnte man geteilter Meinung sein. Wir stehen ja immer, wenigstens mit unserm Herzen, mehr auf der Seite des einen oder des anderen der beiden Dichter, auch wenn wir wissen, daß der eine ohne

Beziehung auf den andern nicht zu denken ist. Das wird wohl immer so bleiben, denn es hat seine innere Begründung: ein ähnlicher Antagonismus, wie er zwischen beiden großen Persönlichkeiten besteht, beherrscht deren Verehrer insofern, als die eine Gruppe das ihr durch Goethe und Schiller offenbarte Kunst- und Menschheitsideal mehr auf dem Wege gegenständlichen Denkens, die andere mehr auf dem der Reflexion zu begreifen versucht. Aber es giebt noch genug Leute, gelehrte nicht ausgeschlossen, die aus dieser Herzensstellung zu einem der beiden Dichter ihr Urteil, das allerdings dann verkehrt sein muß, herzuleiten gewohnt sind. Darum begrüßen wir freudig das Erscheinen der vorliegenden Arbeit, die uns Goethe und Schiller in einem Doppelbilde zu geben versucht. Sie wird die vorhandenen guten Lebensbeschreibungen, die von Goethe, die von Schiller, nicht überflüssig machen, im Gegenteil werden wir mit um so größerem Genuß und erweitertem Verständnis zu ihrer Lektüre zurückkehren, wenn wir einmal über die Brücke gegangen sind, die Ehrlich mit seinem Werke über diese von vielen immer noch empfundene Kluft zwischen dem Wesen beider Männer geschlagen hat. Dann wird gewiß auch eingesehen werden, mit welchem Rechte Ehrlich in der Einleitung, die wir erst nach dem Schlusse seiner Schillerbiographie (S. 460) oder dann nochmals zu lesen empfehlen, von einer ausgesprochenen Absichtlichkeit der Vorsehung, von einem planvoll angelegten Werke eines zielbewußten Schicksals reden darf, welches wollte, daß zwei so mächtige Individualitäten nicht einander entgegen, sondern miteinander vereint wirken sollten, und daß es nicht bloß beredte Worte sind, die wir S. 11 lesen: „Wie auf zwei Hälften eines Kreises bewegen sie sich fort. Von demselben Punkte gehen sie aus, wenden sich nach entgegengesetzten Richtungen, entfernen sich immer weiter voneinander, durchmessen entsprechende Stationen, nähern sich wieder und reichen sich endlich zusammentreffend die Hände. Aber der eine steigt, ein rüstiger Wanderer, strebend und hoffend hinan durch grünende Thäler zu luftigen Höhen, wo weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hineindringt. Seitwärts des Überdachs Schatten zieht ihn an und ein Frischung verheißender Blick auf der Schwelle des Mädchens. Seinem Genius vertrauend singt er dem Regengewölk, dem Schloßensturm entgegen wie die Lerche. Seinen Gang leitet Natur, die jeden zum Genuß des Lebens schafft, durch die Blüten und Fruchtgefilde des Südens, vorüber an Göttertempeln der Vorzeit, über Gräber heiliger Vergangenheit, zum Schutzort vorm Mord gedeckt und wo dem Mittagsstrahl ein Pappelwäldchen wehrt. Der andere zieht, ein rastloser Pilgrim, durch ein mächtig Hoffen und ein dunkles Glaubenswort dem Aufgang zugetrieben, aus dem engen dumpfen Leben hinüberstrebend in des Ideales Reich.

Durch kalte Nebelgründe muß er wandeln, wo er nur von fern die ewig grünen Hügel erblickt, bekränzt mit goldenen Früchten und unvergänglichen Blumen. Vergebens wünscht die Sehnsucht sich Schwingen, hinüberzufliegen. Berge und Schlünde muß sein Fuß überwinden. Unverwandt haftet sein Blick am Horizont, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint, aber das Dort ist niemals hier. Ein ergrimmter Strom braust ihm entgegen, ein Nachen schwankt auf ihm, aber ach! der Fährmann fehlt. Doch er glaubt und wagt, die Segel sind beseelt, und des Gedankens Wunder trägt ihn in der Schönheit stille Schattenlande." Überhaupt bringt Ehrlichs Einleitung einen Schatz trefflicher Gedanken: die äußeren und inneren Gegensätze, aber auch die entsprechenden Ähnlichkeiten und parallelen Beziehungen zwischen beiden Dichtern werden scharfsinnig und geistvoll hervorgehoben, während in der eigentlichen Biographie derselben nicht allzuhäufig, sondern nur gelegentlich auf Analogien hingewiesen wird. Wir gestehen, daß wir nach dieser Einleitung uns schon Hoffnung gemacht hatten, etwas wie eine innere Entwicklungsgeschichte des Goethe-Schillerschen Geistes zu empfangen. Aber das eigentliche Doppelbild ist nur dürftig ausgefallen und giebt vorwiegend den äußeren Lebensgang; doch wir wissen, daß die Bausteine für diese künftige Entwicklungsgeschichte erst noch zusammengetragen werden müssen, und erkennen es gern an, daß Ehrlichs Werk in dieser Richtung den Grund zu dem späteren erhabenen Bauwerk geschaffen hat. Diese Geschichte des Geistes von Goethe und Schiller zu schreiben, wird freilich auch dann, wenn das Material beisammen sein wird, eine überaus schwierige Arbeit sein. Wer es unternimmt, der wird selbst Eigenschaften des Geistes und Charakters besitzen müssen, die einen Vergleich mit denen der Dioskuren zulassen. Bis diese reife Frucht uns geschenkt wird, wird die Goethe- und Schillerforschung noch manche Blüte hervorbringen müssen. — Es erübrigt nur noch zu bemerken, daß die typographische Ausstattung, wie stets von seiten dieser Verlagshandlung, vorzüglich ist; neben schönem Druck gewährte sie eine Anzahl sorgfältig ausgeführter Vollbilder von erprobter Künstlerhand und verschiedene Abbildungen im Text.

Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Dritte Abteilung. Friedrich Schillers Dramen. II. — Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Braut von Messina. — Wilhelm Tell. — Demetrius. Bearbeitet von Dr. H. Gaudig. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 520 S. Preis 5,50, geb. 7 Mark. Gera und Leipzig, Druck und Verlag von Theodor Hofmann, 1898.

Es ist noch nicht lange her, etwa ein Jahrzehnt, daß man bei der Behandlung klassischer Dramen in der Schule sich begnügte, mit verteilten

Rollen zu lesen, gelegentlich einige sachliche Bemerkungen zu machen, von dem gelesenen Stoff kürzere oder längere Inhaltsangaben dem Schüler als mündliche oder schriftliche Aufgabe zu stellen, im übrigen aber bezüglich der Behandlung der Dichtung als Kunstwerk der Meinung war, daß das Ästhetische sich ganz von selbst verstehe. Dies hat sich seitdem gewaltig geändert. Während früher die pädagogische Litteratur, abgesehen von den hauptsächlich doch wissenschaftlichen Zwecken dienenden Erläuterungen von Heinrich Düntzer, so gut wie nichts in dieser Richtung besaß, zählt man jetzt die Kommentare, „gemeinverständlichen" Erklärungen, Wegweiser und dergl. nach vielen Hunderten. Selbst wenn man die Spreu von dem Weizen gesondert hat, bleiben immer noch mehrere Dutzend übrig, und diese allein haben wir im Sinne, wenn wir uns an dieser Stelle zunächst eine allgemeine Bemerkung gestatten. Wohin werden wir kommen, wenn wir auch nur annähernd das Material, das in diesen Erläuterungsschriften mit erstaunlichem Fleiß und ebenso gründlicher Gelehrsamkeit — denn beides ist die auffälligste Erscheinung in diesen Schriften — zusammengetragen ist, für unterrichtliche Zwecke dienstbar machen wollen? Wir denken also hierbei noch gar nicht an diejenigen Werke, die von angestrengter Geistesarbeit Zeugnis ablegen und in Tiefen dringen, welche bei dem Leser eine umfassende philosophische, besonders ästhetische Bildung voraussetzen. Die technische Behandlung der dramatischen Lektüre hat einen Höhepunkt erreicht, die wenigstens in einer Beziehung mit gerechtem Bedenken erfüllen muß. Wir wissen wohl, daß der erfahrene, verständige Lehrer diese Kommentare verständig gebrauchen wird und zweifeln nicht, daß aus ihnen jederzeit mancherlei zu lernen ist; wir freuen uns auch, daß es anders mit der Behandlung dieser Lektüre geworden ist, als es vordem gewesen, aber der Befürchtung muß Ausdruck gegeben werden, daß wir leicht in das andere Extrem fallen können: Es wird mehr erläutert als gelesen, die technische Behandlung des Kunstwerks erstickt den Genuß desselben. — Nach dieser allgemeinen Bemerkung dürfen wir Gaudigs Werk, weil dessen Wert an und für sich durch dieselbe nicht berührt wird, eine vollkommene Anerkennung zu teil werden lassen: es gehört zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete. Gaudig hat seine Fundgruben vor der Benutzung eingehend geprüft, und besonders angenehm berührt es, daß er nicht, wie mancher seiner Vorgänger, immer den Dichter gegen den Dichter erklären will, was sich besonders bei der Behandlung der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina zeigt. Seine Auffassung zeigt kongeniales Nachempfinden der dichterischen Intentionen. Seine Stellung dagegen zu Gustav Freytags „Technik des Dramas" teilen wir nicht vollständig; was dort über den Bau des Dramas gesagt worden ist,

steht uns so unwiderruflich fest wie gewisse Sätze in des Aristoteles Poetik über die dramatische Handlung. — Alles in allem empfehlen wir auch diese zweite Auflage des genannten Buches der weisen Benutzung der Fachgenossen.

Über Schillers Lebensansicht insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantschen. Von Dr. Adolf Baumeister, Lehrer für Religion und Philosophie. Beilage zum Jahresbericht 1896/97 des Königl. Gymnasiums in Tübingen, 1897. 60 S. Progr. Nr. 616.

Baumeister will durch seine Untersuchung die Behauptung beweisen, daß Schiller nicht eigentlich als Jünger Kants bezeichnet werden darf, sondern sich auch da, wo er mit Kant auf demselben Boden steht, durchaus seine Selbständigkeit bewahrt hat. Wenn man den Begriff Jünger, d. h. in diesem Falle Kantianer, im strengen Sinne faßt, so wird man Baumeisters Behauptung ohne weiteres zustimmen müssen; denn ein systematischer Philosoph ist Schiller überhaupt nicht. Nimmt man aber den erwähnten Begriff im weiteren Sinne, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Schiller erst zu jener Klarheit und Sicherheit seiner Prinzipien, die in der zweiten Periode sein Philosophieren verrät, durch Kants Einfluß gekommen ist — freilich, wie man Baumeister unbedingt zugeben muß, ohne seine Selbständigkeit dabei zu opfern. Für die letztere spricht der Umstand, daß Schiller eigentlich schon in seiner ersten philosophischen Periode, als er sich in dem Briefwechsel zwischen Julius und Raphael aussprach, in einigen wesentlichen Punkten Kantianer war — ohne Kant zu kennen. Der wissenschaftliche Wert der Abhandlung von Baumeister liegt aber weniger in der Entscheidung der Frage, ob der Dichter im strengen Sinne ein Jünger des Königsberger Gelehrten genannt werden darf, sondern in der Schillers Wesen ganz durchdringenden, scharfsinnigen und im festen Gedankengange sich bewegenden, geistvollen Darstellung von Schillers Lebensansicht. Zwar kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß im Eingange der Schrift etwas von der Genesis dieser Lebensansicht hätte gegeben werden müssen, also z. B. der Hinweis hätte erfolgen können auf die kindliche Frömmigkeit des Elternhauses, die bald mit dem scharfen Verstande des zum Idealen emporstrebenden Jünglings in Zwiespalt geraten mußte, auf die durch das medizinische Studium hervorgerufene Hinneigung zur materialistischen Anschauung und die bald darauf eintretende Reaktion — aber was Baumeister von der ausgereiften Persönlichkeit Schillers mitzuteilen weiß, läßt an gründlicher Behandlung, die durch große Belesenheit unterstützt wird, nichts zu wünschen übrig und bringt des Verfassers von uns aufrichtig geteilte

Meinung, daß Schiller eine Größe für sich bedeute, zu überzeugender Klarheit.

Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten. 94 S. Preis 90 Pf. Von Friedrich Albert Lange, weiland Professor der Philosophie in Marburg. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Dr. O. A. Ellissen, Oberlehrer in Einbeck. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1897.

Der Verfasser der „Geschichte des Materialismus" und einiger politischer und sozialer Schriften, Friedrich Albert Lange (geb. 28. Sept. 1828 in Wald bei Solingen, gest. 21. Nov. 1875 als Professor in Marburg), war nach übereinstimmenden Zeugnissen auch ein geistvoller Erklärer der Schillerschen Muse. Als Lehrer am Duisburger Gymnasium hielt er am Schillertage 1859 die Festrede, in welcher sich die prächtige Stelle findet: „Und wie die Heldenjungfrau in Schillers Dichtung aus ihren Träumen erwacht und die Stunde des Handelns gekommen sieht, so möge denn auch Germania sich unter den Nationen Europas emporrichten und rufen: Gebt mir den Helm!" Die Stellung in Marburg eroberte er sich durch seine Vorlesung über Schillers philosophische Gedichte. Die vorliegende unvollendete Arbeit, dem Herausgeber der Langebiographie, Dr. O. A. Ellissen, von den Hinterbliebenen zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt, fand sich im Nachlaß nicht im Manuskript, sondern bereits in sogenannten Korrekturfahnen. Die Abschnitte „Philosophie und Poesie", S. 1—25, „die Philosophie der Ideendichtung", S. 25—34 bilden die Einleitung zu dem folgenden Kommentar, in dem die Gedichte: die Macht des Gesanges, der Lenz, das Ideal und das Leben, der Genius, die Ideale zur Besprechung gelangen. Da Lange ein ausgezeichneter Lehrer und geschulter Philosoph gewesen ist, so war zu erwarten, daß seine Erläuterungen zu Schillers Ideendichtung, in der sich nach seiner Meinung Schiller viel selbständiger, allseitiger und zugleich tiefer als in den Abhandlungen zeigt, sich geistvoll und scharfsinnig zugleich erweisen würden. Am besten gelungen erscheint die Erläuterung zu „das Ideal und das Leben", und schon diese allein rechtfertigt die Herausgabe dieser Arbeit, womit sich Ellissen ein Verdienst erworben hat. Der Abschnitt „Disposition des Gedichts" möge, weil für unterrichtliche Zwecke sehr brauchbar, unter Hinzufügung der Strophen und einer grammatischen Bemerkung hier Platz finden. Das Gedicht besteht in der Form, welche Schiller ihm zuletzt gegeben hat, aus fünfzehn Strophen. Sondern wir zunächst die fünf ersten und die beiden letzten ab, so bleiben uns acht Strophen als Kern des Gedichts

übrig, von denen abwechselnd eine mit „Wenn" und mit „Aber" beginnt. Die vorangehende stellt jedesmal den Kampf und die Not des Lebens dar, die folgende dagegen die Auflösung dieses Kampfes, die Beseitigung der „Angst des Irdischen" durch den Übergang in das „Reich des Ideals". Jedes solche Strophenpaar faßt den Kampf des Lebens und den Sieg der Idee von einer bestimmten Seite.

Das erste Strophenpaar:

(6) Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

(7) Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Dieses erste Paar ist dem Kampf im engeren Sinne gewidmet, dem Wettstreit der nach ihrem Ziele ringenden Menschen, welchem das Ideal eines freien Bundes aller Kräfte entgegengestellt wird (Konstruktion: In der siebenten Strophe ist der Relativsatz vorgesetzt, also: Aber des Lebens Fluß, der, von Klippen eingeschlossen, sich wilderschäumend — durch diese Klippen — ergossen hat, rinnt sanft und eben durch der Schönheit stille Schattenlande).

Das zweite Strophenpaar:

(8) Wenn das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

(9) Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück,
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Der mühevollen Arbeit werden in diesem zweiten Paare die Ideen der vollendeten Kunstschöpfung entgegengestellt.

Das dritte Strophenpaar:

(10) Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

(11) Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Fluchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

In diesen beiden Strophen ist von der Schuld die Rede, der das mit dem Gesetz versöhnte Herz entgegengestellt wird.

Das vierte Strophenpaar:

(12) Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

(13) Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfre Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Das vierte Paar handelt vom Leiden, dem die unerschütterte Geistesruhe gegenübersteht.

Weshalb die obengenannten siegreichen Ideen nur im Reiche der Schönheit, in der Freiheit der Gedanken triumphieren, nicht aber im Leben, ist aus der Einleitung des Kommentars von Lange (S. 1. flg.) zu ersehen.

Der Gedanke, welcher in den acht Strophen (6—13), nach vier Kardinalpunkten gegliedert, eine reiche Ausführung erhalten hat, wird durch die fünf ersten Strophen vorbereitet und in allgemeinerer Form hingestellt. Von diesen fünf Strophen bilden die drei ersten die Einleitung und den Übergang auf den Gegenstand des Gedichtes.

(1) Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Sie ist eine Vorbereitung auf den Gedanken, die uns zunächst nicht das Reich des Ideals vor Augen stellt, sondern ein Bild desselben, den seligen Olymp, der am Schlusse des ganzen Gedichtes wiederkehrt („Der Olympus Harmonien empfangen" u.s.w.), so daß dadurch die eigentliche Ideendichtung vom Mythus, wie von einem glänzenden Rahmen, umfaßt wird.

(2) Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Sie bereitet den Gegenstand insofern vor, als sie dem Menschen einen Weg zur Gottähnlichkeit zeigt und im allgemeinen die Richtung dieses Weges andeutet.

(3) Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Sie zeigt uns als Ziel dieses Weges das Reich des Ideales und fordert uns auf, der Angst des Irdischen durch die Flucht in dieses Reich zu entgehen.

Den beiden zwischen der Einleitung und der Ausführung stehenden Strophen fiel der schwierigste Teil der ganzen Aufgabe des Gedichtes zu; den abstrakten Grundgedanken scharf und kurz hinzustellen, und zwar so, daß er sich dem Hörer als Schlüssel für die ganze Folge des Gedichtes einprägt, ohne doch durch unpoetische Härte den harmonischen Eindruck des Kunstwerkes zu stören:

(4) Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

(5) Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Schiller gliederte nun, ob mit bewußter Berechnung wissen wir nicht, diese beiden Strophen so, daß beide an ihrem Schluß den Grundgedanken des Gedichtes übereinstimmend aussprechen, der sich durch diese

Wiederholung tiefer einprägt; während der größte Teil beider Strophen sich durch den Gegensatz entspricht. In der ersten wird das Ideal verherrlicht, in der zweiten die fortreißende Gewalt des irdischen Kampfes geschildert. Auch darauf ist zu achten, daß die Folge hier eine umgekehrte ist, wie in den der speziellen Ausführung gewidmeten Strophen (6—13). Das Ideal steht voran, das Leben folgt. Durch diese veränderte Ordnung wird teils eine zu große Einförmigkeit des ganzen Gedichtes vermieden, teils eine vollkommene Verbindung aller Teile hergestellt, so daß der durch die Kunstform des Ganzen bedingte Fortschritt zugleich aus der natürlichen Ideenassociation zu folgen scheint.

Der Schluß:

(14) Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist,

(15) Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Diese beiden Schlußstrophen enthalten eine mythische Einkleidung des Grundgedankens, die wieder auf den Ausgangspunkt zurückführt, auf das Leben der Seligen im Olymp. Es entspricht jedoch der Kunst des Dichters, die in diesen Versen ihren Gipfel erreicht, daß wir keineswegs nur eine allegorische Zusammenfassung des bereits Ausgesprochenen erhalten, sondern daß das tiefsinnig gewählte Bild von der Himmelfahrt des Herakles zugleich noch einen „inkommensurablen" Überschuß mannigfacher Anregungen mit sich bringt, so daß das Gemüt mit der Ahnung entlassen wird, daß hinter der klar erfaßten Wahrheit sich noch eine endlose Tiefe weiterer Beziehungen verberge. — Wir sind der Meinung, daß der Bau und die Grundgedanken des Gedichts „Das Ideal und das Leben" durch die oben gegebene Übersicht hinreichend festgestellt sind und

daß ein tieferes Eingehen auf den philosophischen Gehalt, wie dies langatmige Kommentare thun, von der Erläuterung in der Schule ausgeschlossen bleiben muß.

Die Bürgschaft (Fortsetzung und Schluß). 39 S. Von Prof. Franz Stadelmann. Sechster Bericht über das k. k. Gymnasium in Triest, 1897.

Wie schon im ersten zeigt St. auch im zweiten Teile seiner Abhandlung bewundernswertes Geschick in der Auffindung des Motivs von der Selbstaufopferung der Freundestreue; denn auch aus der ganzen neueren Litteratur, aus der italienischen, französischen, englischen, kroatischen bringt er ähnliche Dichtungen, aus Bräuchen des Serbenvolkes und Bearbeitungen in slovenischer Sprache, selbst aus Erzählungen arabischen Ursprungs ist interessantes Material gesammelt, geordnet und geprüft worden. Man hat zuweilen bei der Lektüre den Eindruck, als ob mit dieser oder jener Mitteilung der Spürsinn des Verfassers am Ziele angekommen sein müßte, aber man wird doch mit der Ausgrabung neuer Schätze überrascht, wo man diese nicht mehr vermutete. Sehr dankenswert sind die Inhaltsangaben der wertvollen Erzählungen aus der fremdsprachlichen Litteratur. Eine ganze Reihe brauchbarer Themata zu deutschen Aufsätzen können aus ihnen entnommen werden, sei es, daß man die eine oder andere Erzählung mit der Schillerschen Darstellung oder einige dieser hübschen Geschichten miteinander vergleichen läßt. Über die Ballade Schillers, diese jüngste Verwertung des obengenannten Motivs, sagt St. folgendes: „Man sieht sofort, auch wenn es Schiller nicht ausdrücklich selbst sagen würde, daß seine Quelle der Bericht des Hyginus gewesen. Hat er doch sogar den Namen des Helden, Mörus, dem Hygin entlehnt, und er würde ohne Zweifel den andern Selinuntius genannt haben, wenn es sein Ohr und sein Vers vertragen hätte. Daß Schiller indessen diese Namen ebenfalls nicht als die gewöhnlichen ansah, ersieht man aus dem Umstande, daß er, als er seine Prachtausgabe vorbereitete, dem Gedichte den Namen Damon und Pythias gegeben; er änderte demnach auch Vers 2 Mörus in Damon, wohl veranlaßt durch Valerius Maximus, welchen er übrigens auch schon früher zum Schlusse benützt hatte. Nach dem, was ich oben über Hyginus bemerkt habe, ist es aber auch nicht wunder zu nehmen, daß unser Dichter sich gerade an diesen Schriftsteller anschloß, da es ihm, dem Balladensänger, dem die historische Wahrheit gleichgültig sein konnte, gefallen mußte, einem Autor zu folgen, der einer dichterischen Behandlung mehr als andere vorgearbeitet hatte. Auch „Dionys der Tyrann" ist ihm, wie dem Hygin, der ältere und nicht der jüngere, der nach

meiner Meinung anzunehmen ist. Merkwürdig ist aber gewiß der Umstand, daß Schiller gar nicht gewußt zu haben scheint, daß einige Schriftsteller in der That nur die erfüllte Ordenspflicht der Treue bemerkenswert fanden. Übrigens sagt er in einem Briefe an Körner, daß er sich bei keiner der früheren Balladen der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt gewesen sei, als bei dieser, und daß er sie mit ganzer Besonnenheit erdacht und organisiert habe. Er hat denn auch zu dem bereits Hygin angehörigen zurückhaltenden Motiv des angeschwollenen Flusses noch andere sehr treffende hinzuerfunden, um die Treue des Freundes in allmählicher Steigerung zur Anschauung zu bringen und somit einen lebhaften Eindruck im Gemüte des Lesers hervorzurufen. Diese Motive sind: erstens die Räuber, ein prächtiges, außerordentlich treffliches erdachtes Moment, zweitens der erschöpfende Durst, drittens die beiden Wanderer und viertens der entgegenkommende Philostratus, Motive, welche unser tiefstes Mitgefühl mit dem zurückgebliebenen Freunde erregen und die Spannung der Handlung aufs äußerste steigern. Da nicht Selinuntius, sondern Mörus der Held ist, konnten der Hindernisse nicht zu viele sein. Sie dienen eben alle dazu, den Mörus, welcher sein Leben retten will, um zu sterben, recht kräftig hervortreten zu lassen". Hieran schließt St. die kritischen Stimmen über die Ballade Schillers, von Goethe angefangen bis auf die neuen Erklärer, Leimbach u. a., ferner die Erwähnung der Parodien und Travestien, Übersetzungen und musikalischen Bearbeitungen. St. hat seinen Gegenstand offenbar so erschöpfend behandelt, daß andere mit einer Nachlese große Mühe haben werden.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz. 3 Bände à 1 Mark. Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

In die neue Ausgabe hat der um die Schillerlitteratur so verdienstvolle Gelehrte Prof. Dr. W. Fielitz nach seiner Mitteilung in der Vorrede „einige Stücke neu aufgenommen, teils ungedruckt, Briefe Lottes an Caroline von Beulwitz oder umgekehrt, sowie Briefe von Caroline von Dacheröden an Lotte, teils gedruckt, aus dem Archiv für Litteraturgeschichte X, S. 278 und aus Dr. P. Schwenkes nicht im Buchhandel erschienener Schrift: Kleine Beiträge zur Schillerlitteratur 1890". Die knappen Erläuterungen über einzelne Briefe oder Briefgruppen und die unter dem Text stehenden Anmerkungen werden, wie überhaupt die Aufnahme dieses Briefwechsels in die beliebte Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur, in gebildeten Leserkreisen willkommen geheißen werden.

Ausgewählte Gedichte Schillers. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium. Von Adolf Weinstock, Königl. Seminarlehrer. 239 S. Preis Mark 1,40. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar XXIII. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1897.

Mit den meisten landläufigen Texten der Gedichte von Schiller hat der vorliegende Druck die unregelmäßige Zeichensetzung gemein. Schiller bediente sich bekanntlich einer eigenen, fast nur Kommata setzenden Interpunktion, von der natürlich alle neueren Ausgaben abweichen mußten. Aber es herrscht in dieser Richtung noch eine große Verwirrung. Insbesondere muß aber eine Schulausgabe mit der Zeichensetzung peinlich genau sein: Entfaltung, Fortführung, Folgerung und Schluß des Gedankens werden dem Schüler dann schon beim Lesen klar werden. Wir empfehlen dem Herausgeber Weinstock, wenn eine neue Ausgabe notwendig werden sollte, z. B. für das Lied von der Glocke Evers großen Kommentar zu Schillers Glocke. Im übrigen hat W. sich seiner Aufgabe mit pädagogischem Geschick entledigt; das zur Erläuterung nötigste Material ist in den Fußnoten untergebracht, Inhaltsübersicht, charakteristische Zusammenfassung der Hauptteile des Gedichtes, Angabe des Grundgedankens u. s. w. vermitteln das erste Verständnis, während „der Anhang" für Vertiefung dieses Verständnisses willkommene Winke bietet.

Schiller, die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, herausgegeben von Veit Valentin, Nr. 20; Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung, herausgegeben von Paul Geyer, Nr. 29. à 50 Pfg. Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Dresden, Verlag von L. Ehlermann.

Was über die vortreffliche Methode Valentins bei der Herausgabe der Jungfrau von Orleans (siehe die Besprechung im 11. Jahrg. S. 731 flg.) gesagt wurde, gilt auch für seine Behandlung der Braut von Messina; freilich teilt das letztere Stück auch mit dem ersteren das Schicksal, als ästhetisches Problem zu gelten. Wer aber immer in einzelnen Punkten eine andere Auffassung haben sollte, dem scharfsinnigen, gedrängten Gedankengange der Einleitung — Valentin bietet immer auf knappem Raume sehr viel — wird jeder mit ungeteiltem Interesse folgen. Überaus glücklich ist die Neuerung, daß dem Texte der Dichtung die Gliederung des griechischen Dramas beigefügt ist. — Die Verlagsbuchhandlung L. Ehlermann ist eifrig bemüht, für Herstellung ihrer Schulausgaben die geeigneten Kräfte zu gewinnen. Paul Geyer, der

Verfaſſer des im 11. Jahrg. S. 726 beſprochenen Werkes: „Schillers äſthetiſch-ſittliche Weltanſchauung aus ſeinen philoſophiſchen Schriften gemeinverſtändlich erklärt", hat die Bearbeitung derjenigen philoſophiſchen Schrift Schillers, die wohl am eheſten auf der Schule geleſen und verſtanden werden kann „Über naive und ſentimentaliſche Dichtung" übernommen. Mit der Einleitung zu derſelben hat G. eine recht zuverläſſige Einführung in das Studium der genannten Schrift geboten. Den Hauptabſchnitten iſt außerdem eine Überſicht ihrer Grundgedanken vorangeſtellt. Die letzteren könnten auch am Rande der kleinen Abſätze ſtehen oder daſelbſt wiederholt werden, was vielleicht noch zweckmäßiger geweſen wäre.

Erläuterungen zu den deutſchen Klaſſikern. 52. Bändchen. Schillers Braut von Meſſina, erläutert von Heinrich Düntzer. Vierte, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage. 180 S. Preis 1 Mark. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag. Ernſt Hoppe, 1897.

Man kann ſicher ſein, daß man in jeder neuen Ausgabe der für das Studium der deutſchen Klaſſiker unentbehrlichen Erläuterungen von Heinrich Düntzer wieder eine Fülle neuer Geſichtspunkte und intereſſanter Einzelheiten findet, obgleich jede vermehrte Auflage in ihrer gediegenen wiſſenſchaftlichen Grundlage unverändert bleibt. Wie in der 1896 erſchienenen neuen Bearbeitung der „Jungfrau von Orleans" hat Düntzer auch in der vorliegenden „der Braut von Meſſina" an manchen Stellen (S. 16 flg., 35, 40, 52, 93, 119, 126, 131, 134, 145, 154, 166 flg.) eine von Bellermann, „dem pſychologiſchen Erklärer", abweichende Meinung, aber im allgemeinen iſt er doch mit deſſen Würdigung einverſtanden.

(Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Zu Schillers Gedicht „Die Kraniche des Ibykus".

Ein Prüfſtein für die Auffaſſung des ganzen Gedichts iſt die Auffaſſung des Ausrufes „Sieh da!" u. ſ. w. Was die Erläuterungsſchriften zu dieſer Stelle bringen, will mich heute ſo wenig wie früher, da ich zum erſten Male das Gedicht in der Klaſſe durchzunehmen hatte, befriedigen. Die landläufige Erklärung, der auch der geehrte Herausgeber dieſer Zeitſchrift in ſeinem Buche „Die Lektüre als Grundlage" u. ſ. w. Leipzig 1897 II 1, S. 211 flg. das Wort redet, geht dahin, daß der Ausruf des Mörders der unfreiwillige Ausdruck einer furchtbaren Angſt ſei,

die aus der Überraschung über das Zusammentreffen der Kraniche mit dem Erscheinen des Eumenidenchores hervorgehe und blitzartig in dem Bösewicht den Gedanken aufsteigen lasse, der Erinnyengesang möchte kein bloßer Trug sein.

Einen Fingerzeig für die Auffassung der Stelle bietet naturgemäß die Äußerung, die Schiller selbst über Anlage und Ausführung seines Gedichtes in seinem Briefwechsel mit Goethe über den Gegenstand gemacht hat. Ich knüpfe an die Worte in dem Briefe vom 7. September 1797 an: (Der Mörder) „ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat. Der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich." Der Ausruf ist nicht nur unter den von Schiller bezeichneten Umständen natürlich, er würde ebenso natürlich sein, wenn er auf offener Straße oder in der Volksversammlung oder bei den Wagenrennen erfolgte, denn er ist die ganz unwillkürliche Äußerung über die in dem Augenblick gemachte Wahrnehmung. Nicht Angst, nicht Schrecken erpreßt den Ausruf, sondern er springt so unwillkürlich und so zwingend, in automatisch-reflektorischer Weise, über den Zaun der Zähne, wie eben eine plötzlich gemachte Wahrnehmung, zumal bei Ungebildeten, ihren Ausdruck in einer Mitteilung sucht, auch wenn es sich nur um die Mitteilung handelt „es regnet", „es donnert". Der Ausruf ist also mit dem Tone unbefangener Überraschung zu sprechen. In unwillkürlicher Weise, unter dem Zwange des psychischen Mechanismus verrät sich der Mörder. Darin liegt gerade die Ironie, der ganze Witz des Vorganges. Daß dabei die Ausführung nicht ins Wunderbare gehen sollte, bezeichnet Schiller selbst als seine Absicht. Der bloße natürliche Zufall sollte die Katastrophe erklären. Aber warum hat denn der Dichter das Theatermotiv eingeführt? Soll nicht der Eumenidenchor dem Mörder das Gewissen schärfen, und ist es demnach nicht doch die Gewissensangst, was den Ausruf hervortreibt? Ja, kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt bezeichnete als die Grundidee des Gedichts die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Empfände indes der Mörder die auf der Bühne sich darstellende Macht der Eumeniden, so würde das Schuldbewußtsein ihn niederdrücken und somit veranlassen, recht stille zu werden und baldigst still davonzuschleichen. Zu solcher Empfindung ist er aber viel zu roh. In dieser Beziehung sagt auch Schiller selbst in jenem Briefe: „das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht", und mit dieser Äußerung und besonders mit dem hieran sich anschließenden Satz: „aber es hat ihn an seine That und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüt ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen",

hat Schiller selbst den psychologischen Vorgang undeutlich gemacht und etwas der Situation und dem Gedichte Widersprechendes hineingezogen und offenbar rührt eben daher die m. E. irrtümliche Auffassung der Stelle. Nein, nicht um auf den Mörder einzuwirken und ihm das unfreiwillige Bekenntnis abzunötigen, ist das Theatermotiv so völlig am Platze. In jeder beliebigen Umgebung konnte der unbedachte Ausruf erfolgen und den Thäter verraten. Um auf unser Gemüt zu wirken, läßt Schiller den Eumenidenchor auftreten, damit wir und zunächst schon das Volk im Theater der Eumeniden Macht, die richtend im Verborgenen wacht, ahnen und empfinden. Erst in der Empfindung des Volkes und in der des Lesers verdichtet sich der Gedanke, daß hier in erschütternder Weise die künstlerische Darstellung der Bühne Wahrheit und Wirklichkeit wird. So erhält für uns der Vorgang eine Deutung. Die eigene menschliche Natur wird zur Rächerin der Frevelthat, sie spielt dem Bösewicht den Streich, daß er sich selbst verrät. In die Anschauungsweise griechischer Religion gerückt empfängt dieser ganz natürliche Vorgang einen ethisch-religiösen Gehalt, ein sittliches Moment mit der kathartischen Wirkung der Tragödie. Die Bösewichte selbst wirken nicht tragisch; indem aber die Macht der vergeltenden Gerechtigkeit unter dem Bilde der im Verborgenen richtenden Rachegöttinnen zur Empfindung und Anschauung gebracht wird, erhält die sonderbare Geschichte für uns Sinn und Bedeutung und das Gedicht die es zum Kunstwerk abrundende innere Vollendung.

Essen. **Reinhold Biese.**

2.

Ein Brief Gustav Freytags.

Zu meiner Freude ersehe ich aus der Veröffentlichung der Abhandlung: „die Fabier in G. Freytags gleichnamigem Trauerspiele" von Karl Landmann in dieser Zeitschrift, daß das treffliche Drama von Freytag „die Fabier" der Schule wiedergegeben wird, und wenn ich wirklich dazu durch meine Meditation über Spurius Icilius beigetragen haben sollte, so würde mich das doppelt freuen. Ich selbst muß gestehen, daß das Drama, je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, vor meinen Augen gewachsen ist, und daß ich mit besonderer Vorliebe mich mit der Gestalt des Konsuls Caeso Fabius beschäftigt habe, wovon eine für den in Aussicht genommenen dritten Band meiner Meditationen fertig gestellte Meditation Zeugnis ablegen wird. Je mehr das Interesse an den Fabiern wächst, desto weniger glaube ich, einen Brief des Dichters, den er mir kurz vor seinem Tode in Anlaß der Übersendung meiner Arbeit über „Spurius Icilius" geschrieben hat, der Öffentlichkeit vorenthalten zu dürfen und lasse ihn daher hier folgen.

Wiesbaden, 1. Dez. 94.

Hochverehrter Herr Director!

Daß ich Ihren Aufſatz über Spurius Icilius mit großem Antheil geleſen habe und Ihnen dafür von Herzen dankbar bin, brauche ich wohl kaum zu ſagen. Die „Fabier" wurden ihrerzeit in bewußter Abwendung vom Zeitgeſchmack geſchrieben, und die Schwierigkeit ihrer Aufführung, welche in der herben Handlung und den tragiſchen Zumuthungen an den Darſteller des Conſuls liegt, iſt ſo groß, daß ihre Darſtellung auf der Bühne kein lohnendes Unternehmen ſein würde. Mir aber iſt das Stück lieber als Manches, das ich ſonſt geſchrieben habe. Zum Theil deshalb, weil ich während der Arbeiten an mir ſelbſt Eigenthümlichkeiten des künſtleriſchen Schaffens beſonders deutlich beobachten konnte; darunter auch der Gegenſatz zwiſchen der künſtleriſchen und kritiſchen Faſſung der Charaktere. Die Kritik verſteht das Gebildete von außen, mit A. B. C. ꝛc., der Schaffende empfindet die Eigenart des Charakters mächtig und ſicher wie durch ein inneres Aufleuchten, die einzelnen Lebensäußerungen desſelben faſt ohne Reflexion als nothwendig.

Bewahren Sie gütiges Wohlwollen

Ihrem ergebenſten G. Freytag.

Charlottenburg. **Ferdinand Schultz.**

3.

Sondermühlen, der Sterbeort des Dichters Friedrich Leopold von Stolberg.

Das Gut Sondermühlen, ein unweit Melle, im ehemaligen Fürſtbistum Osnabrück, gelegener uralter Ritterſitz und Burgmannshof, war zu der Zeit, als Graf Friedrich Leopold von Stolberg ſeinen Wohnſitz dort nahm, Königl. Hannoverſche Domäne. Sondermühlen lag nur eine Meile nördlich von Brinke, dem Wohnſitze des mit Stolbergs Tochter Julia vermählten Grafen Xaver von Schmieſing-Kerſſenbrock. Stolberg hatte das Gut Sondermühlen für die Zeit von 1816 bis 1825 gepachtet, und im November des Jahres 1816 ſiedelte er von dem Schmieſing-Kerſſenbrockſchen Gute Tatenhauſen (bei Halle i. W.), wo er von 1812 bis 1816 gewohnt hatte, mit ſeiner Familie nach Sondermühlen über und wohnte dort bis zu ſeinem Tode (5. Dezember 1819). Später iſt Sondermühlen einige Zeit hindurch im Beſitze des Freiherrn von Boeſelager-Eggermühlen geweſen und iſt dann im Jahre 1890 durch Austauſch Königl. Preußiſche Domäne geworden.

Osnabrück. **Karl Middendorf.**

Georg Witkowski: Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Leipzig, F. W. v. Biedermann, 1894. 8°. 88 S.

Die kleine Schrift, der eine Widmung an Rudolf Hildebrand zu dessen fünfundzwanzigjährigem Professorenjubiläum vorangeht, ist in jedem Betracht ein höchst wertvoller Beitrag zur Würdigung von Goethes Lebenswerke. Der Verfasser will „einen Zweig des gewaltigen Baumes der Faustdichtung — in seinem Entstehen verfolgen, die Wurzeln, die zu ihm hinführen, aufdecken und zeigen, wie er sich entwickelt hätte, wäre er nicht vor der Zeit abgestorben". In diesen Worten der Zueignung ist deutlich ausgesprochen, daß es sich zunächst um eine Quellenuntersuchung handelt. Ehe aber Witkowski in dieselbe eintritt, beschäftigt er sich mit einer Kennzeichnung der Entwicklungsgeschichte des Goetheschen Faust und der Hauptprobleme, die das Fragment von 1790 gegenüber der durch Erich Schmidt herausgegebenen ältesten Gestalt des Gedichts bietet. Die Walpurgisnachtscene, bekanntlich zuerst in dem Drucke von 1808 auftretend, sollte dazu dienen, die Lücke auszufüllen zwischen der Domscene und der „Trüber Tag. Feld" überschriebenen, mit anderen Worten, die mangelnde Anteilnahme Fausts an Gretchens Geschick begreiflich machen. Mephistopheles sollte durch alle ihm möglichen Mittel, namentlich durch Hereinziehen des von der Glut der edleren Leidenschaft Versengten in den Strudel der tollsten Unsittlichkeit, in Faust jedes bessere Gefühl, also auch besonders das Bewußtsein der Schuld gegenüber der treulos verlassenen unglücklichen Geliebten zu ertöten suchen. Solchem Zwecke verdankt die Walpurgisnacht ihre Entstehung. Sie entspringt außerdem einer veränderten Grundanschauung Goethes über sein Werk. Die gleiche absprechende Beurteilung, den Vorwurf der Unflätigkeit erfährt die Scene fortgesetzt seit ihrem Erscheinen. Zu einer gerechteren Würdigung gelangt man, wirft man den Blick auf die nicht aufgenommenen Teile, die sich in den Paralipomenis finden. Was Goethe zu unterdrücken für gut hielt, ist weitaus stärker und das sittliche Gefühl verletzender, als das am Ende Aufgenommene. Die Betrachtung der Quellen lehrt, daß der Dichter nichts Abstoßendes in seiner „Walpurgisnacht" untergebracht hat, wofür ihm nicht seine Vorlagen den Grund gaben. Gegen die Überlieferung treu, scheute er sich nicht vor Darstellungen, die sittlich bedenklich erscheinen müssen, deren ursprüngliche Roheit er aber, wo es irgend anging, ohne die überkommenen Vorstellungen ganz zu verwischen, nach Kräften gemildert hat (S. 17). Die Untersuchung über die benutzten Quellen wird von Witkowski zum ersten Male mit allen Hilfsmitteln geführt und dürfte ziemlich abgeschlossen sein. Eingewirkt auf die Bearbeitung

der Walpurgisnacht haben namentlich „Der Höllische Proteus" des Erasmus Francisci (Nürnb. 1708), die Practica nova Imperialis Saxonica von Carpzov (Vitemb. 1635), aus der bereits Erich Schmidt in der Weimarer Ausgabe die benutzten Stellen angegeben hatte, und die beiden Werke des Leipziger Magisters Johann Prätorius: Anthropodemus Plutonicus (Magdeb. 1666) und „Blocks-Berges Verrichtung" (Leipzig 1668). Außerdem diente Remigius' Dämonolatria (Hamb. 1693) vielleicht als Vorlage für ein paar Stellen. Eine Abbildung aus „Blockbergs Verrichtung" und eine aus der Dämonolatria, die Ähnlichkeiten mit Goethes Darstellung bieten, sind S. 28 und 33 wiedergegeben. Daß die Lektüre Goethes für die „Walpurgisnacht" sich noch weiter erstreckte, als aus den uns zugänglichen Hilfsmitteln geschlossen werden kann, leugnet Witkowski nicht. Einige Nachträge, die eine noch stärkere Verwendung des Prätorius bezeugen, hat inzwischen Roderich Warkentin im XI. Bande der Ztschr. für vergl. Litteraturgeschichte, S. 31 aufgeführt.

Mit dem Nachweise der Quellen (bis S. 36) hält der Verfasser seine Aufgabe erst für halb erfüllt. Nur einen kleinen Teil des reichlich herbeigeschafften Materials hat der Dichter schließlich benutzt. Die „Walpurgisnacht" ist ein Bruchstück geblieben. So, wie sie uns im Faust erhalten ist, wird sie genauer nach ihrem Inhalte behandelt. Es zeigt sich dabei, daß Goethe mancherlei aus eigener Erfindung zu dem in den Vorlagen Gebotenen hinzugethan hat. Gegen kleine Mängel der Darstellung ist W. nicht blind. Schwierigkeiten bereitet das Intermezzo, der „Walpurgistraum". W. setzt sich ausführlich mit Veit Valentin und Hermann Baumgart auseinander, die beide dieses Zwischenspiel als die künstlerische Einheit des ganzen Werkes nicht störend, ja sogar für sie notwendig zu erweisen suchen (S. 50flg.). Auch für W. steht die Einheitlichkeit des Faustgedichtes fest; er meint aber, daß Goethe zu verschiedenen Zeiten unter der künstlerischen Einheit nicht das Gleiche verstanden habe. „Oberons und Titanias goldne Hochzeit" sollte ursprünglich im Faust keinen Platz finden, nachträglich erst hat er dieses Intermezzo seinem Werke eingefügt. Als Schauspiel im Schauspiel gehörte es aber nicht ans Ende der Walpurgisnachtscene, sondern mitten hinein. So wie es jetzt im Faust seine Stelle hat, muß es störend wirken. Der ursprüngliche Plan, nach dem die Walpurgisnacht einen viel größeren Raum einnehmen sollte, blieb unausgeführt. „Nicht einem Mangel an künstlerischer Sorgfalt in der Komposition, sondern einem bewußten Verzichten des Dichters in der Ausführung des Geplanten entstammt der unbefriedigende Eindruck, den das Intermezzo, ebenso wie der vorausgehende Schluß, oder besser Abbruch der „Wal-

purgisnacht" selbst hervorruft." Mit Hilfe der Paralipomena stellt nun W. die ganze Scene dar, wie sie Goethe vorgeschwebt haben mag. Es geschieht das mit Aufwendung vielen Scharfsinns, und der Versuch, eine abgeschlossene Handlung in die zerstückelte Überlieferung hineinzubringen oder aus ihr herauszulesen, ist entschieden geglückt. Nur ein Bedenken, aber ein sehr gewichtiges, muß sich erheben. Die künstlerische Einheit der uns vorliegenden Dichtung erscheint durch die „Walpurgisnacht", so wie ihr Goethe endgiltige Gestalt verliehen hat, gestört, und für die Beurteilung des dichterischen Erzeugnisses nach ästhetischen Gesichtspunkten kann nur die Form maßgebend sein, in der es der Dichter der Öffentlichkeit darbietet, nicht die Erkenntnis des ursprünglichen, nicht zur Vollendung gekommenen Planes, wenn auf dessen Durchführung „bewußt verzichtet" wurde. Daß das Lebenswerk Goethes in einem Stücke künstlerische Einheit vermissen läßt, mögen wir bedauern, auch entschuldigen, aber es ableugnen, das geht nicht an. Dem Genius des Dichters hat sich das Ganze als eine Einheit dargestellt, doch er vermied es, auch sichtbar das Gebilde seiner Phantasie in allen Teilen harmonisch auszubauen. Der Faust ist wie jedes andere Kunstwerk zu beurteilen.

S. 67 bis Schluß sind die Paralipomena zur „Walpurgisnacht" abgedruckt und einige beachtenswerte Anmerkungen gegeben.

Im einzelnen enthält die kleine und doch so bedeutende Schrift noch manchen trefflichen Hinweis.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt.

Am 29. Juni 1898 sind hundert Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern.

Willibald Alexis gebührt ein Denkmal!

Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausenden von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Reisebeschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt. Als Herausgeber litterarischer Zeitschriften und als angesehener Kritiker hat er mit heiligem Ernste für eine gesunde Entwickelung der deutschen Dichtkunst gefochten. Auch eine Reihe trefflicher lyrischer Gedichte hat er uns hinterlassen, von denen eines, „Fridericus Rex", geradezu zum Volksliede geworden ist.

Vor allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen unsere geschichtliche Vergangenheit so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war. Hier führt er uns die Heldenthaten der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, der preußischen Könige vor Augen und zeigt, was Brandenburg, was Preußen, was Deutschland ihnen zu verdanken hat. Hier liefert er uns glänzende Charakterschilderungen vieler Personen, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben; hier führt er uns in wahrheitsgetreuen, oft durch köstlichen Humor gewürzten Genrebildern die Leiden und Freuden des Volkes vor Augen; hier versteht er es, wie noch niemand zuvor, der märkischen Heide ihre eigentümlichen poetischen Reize abzulauschen.

Einem solchen Dichter gebührt ein Denkmal!

In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Willibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte, und auf dessen Friedhofe seine Gebeine ruhen — in Arnstadt, dicht an seinem Sterbehause, in einer stillen, von den leise murmelnden Wellen der Gera bespülten Gartenanlage, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt immer lebendig erhalte, das uns immer daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben.

Daher bitten wir alle, die Sinn für die Verherrlichung unserer deutschen Vergangenheit haben, alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen manche Stunde ihres Daseins verschönt, besonders aber alle, deren Vorfahren er selbst in seinen Dichtungen ein Denkmal gesetzt hat, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unseres Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe wird uns willkommen sein.

Über die eingegangenen Beiträge werden wir s. Z. ebenso, wie über ihre Verwendung, Bericht erstatten.

Geldsendungen nehmen entgegen die Herren Banquier Alexander Meyer-Cohn in Berlin, Unter den Linden 11, Kommerzienrat Elwin Paetel in Berlin W., Lützowstraße 7, Banquier Wilhelm v. Külmer, Arnstadt.

Anfragen bitten wir an Dr. Max Ewert, Arnstadt, zu richten.

Arnstadt, im Juni 1898.

Prof. Dr. Bellermann, Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster, Berlin. G. Bender, Oberbürgermeister, Breslau. Dr. Anton Bettelheim, Wien. Karl Bleibtreu, Berlin-Wilmersdorf. Victor Blüthgen, Freienwalde a. Oder. Budde, Staatsrat, Sondershausen. Prof. Dr. Heinr. Bulthaupt, Bremen. Dr. Carl Busse, Berlin. Dr. P. Clauswitz, Archivar der Stadt Berlin. Prof. Dr. Felix Dahn, Geh. Justizrat, Breslau. Prof. Dr. H. Delbrück, Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", Berlin. Drechsler, Geh. Staatsrat, Sondershausen. Prof. Dr. Georg Ebers, München. Dr. Ernst Eckstein, Dresden. Graf Philipp zu Eulenburg, Kaiserl. Deutscher Botschafter am Hofe zu Wien. Prof. Dr. Kuno Fischer, Wirkl. Geh. Rat, Excellenz, Heidelberg. Dr. Theodor Fontane, Berlin. Karl Emil Franzos, Herausgeber der „Deutschen Dichtung", Berlin. Prof. Dr. Karl Frenzel, Redakteur der „Nationalzeitung", Berlin. Ernst Friedel, Geh. Regierungs- und Stadtrat, 1. Vors. der „Ges. für Heimatkunde der Provinz Brandenburg", Berlin. Dr. Ludwig Fulda, Charlottenburg. Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin. Martin Greif, München. Prof. Dr. Julius Grosse, Generalsekretär der Schiller-Stiftung, Weimar. Dr. Heinrich Hart, Charlottenburg. Gerhart Hauptmann, Schreiberhau i. Riesengeb. Hans Heilmann, Redakteur der

„Breslauer Zeitung", Breslau. Dr. Karl Heinemann, Herausgeber der „Blätter für litterarische Unterhaltung", Leipzig. Dr. Paul Heyse, München. Prof. Dr. Holtze, Gen.-Sekr. des „Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg", Berlin. Dr. Hans Ritter v. Hopfen, Berlin-Groß-Lichterfelde. Prof. Dr. Herm. Hüffer, Bonn. Dr. Fritz Jonas, Stadtschulinspektor, Berlin. Prof. Dr. Friedr. Junge, Direktor des Friedr.-Werd.-Gymnasiums, Berlin. Prof. Dr. Max Koch, Herausgeber der „Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte", Breslau. Dr. Robert Koenig, Potsdam. Dr. Adolph Kohut, Berlin. Prof. Dr. Reinh. Koser, Berlin, Geh. Ober-Regierungsrat, Direktor der Staatsarchive und des Geh. Staatsarchivs. Prof. Dr. Joseph Kürschner, Geh. Hofrat, Eisenach. Otto v. Leixner, Herausgeber der „Deutschen Romanzeitung", Berlin. Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona. Dr. Paul Lindau, Hoftheaterintendant, Herausgeber von „Nord und Süd", Meiningen. Prof. Dr. B. Litzmann, Bonn. Hugo Lubliner, Berlin. Prof. Dr. Otto Lyon, Herausgeber der „Zeitschrift für den Deutschen Unterricht", Dresden. Alexander Meyer-Cohn, Banquier, Berlin. Brunn v. Neergaard, Hofmarschall, Sondershausen Prof. Dr. Wilh. Oncken, Geh. Hofrat, Gießen. Elwin Paetel, Kommerzienrat und Verlagsbuchhändler, Berlin. Anton Freiherr von Perfall, Schliersee. Dr. Emil Peschel, Hofrat, Direktor des Körnermuseums, Dresden. Petersen, Staatsminister, Excellenz, Sondershausen. Wilh. Raabe, Braunschweig. Reuter, Geh. Archivrat, 1. Vorsitzender des „Vereins für die Geschichte Berlins", Berlin. Dr. Max Ring, Berlin. Dr. Jul. Rodenberg, Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Berlin. Peter Rosegger, Graz. Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin. Prof. Dr. Gustav Schmoller, z. Z. Rektor der Königl. Friedrich Wilhelms-Universität, Berlin. Dr. Schwartz, Geh. Regierungsrat und Königl. Gymnasialdirektor a. D., Berlin. Heinr. Seidel, Berlin-Groß-Lichterfelde. Friedrich Spielhagen, Berlin. Friedr. Stephany, Chefredakteur der „Voss. Zeitung", Berlin. Prof. Dr. Adolph Stern, Dresden. Ferd. Tempeltey, Geh. Kabinettsrat, Excellenz, Koburg. Aug. Trinius, Hofrat, Waltershausen i. Thür. Rich. Voß, Bibliothekar der Wartburg, Berchtesgaden. Prof. Dr. Stephan Waetzoldt, Königl. Provinzial-Schulrat, Breslau. Prof. Dr. Max Freiherr von Waldberg, Heidelberg. Dr. Otto Weddigen, Gymnasial-Oberlehrer a. D., Dozent a. d. Humboldt-Akademie, Charlottenburg. Ernst Wichert, Geh. Justizrat, Herausgeber der „Altpreußischen Monatsschrift", Berlin. Dr. Ernst von Wildenbruch, Geh. Legationsrat, Berlin. Julius Wolff, Charlottenburg. Prof. Dr. Jak. Wychgram, Direktor der städt. höh. Mädchenschule, Leipzig. Zelle, Oberbürgermeister, Berlin.
Dr. Ernst Ziel, Cannstatt bei Stuttgart.

Der Orts-Ausschuß zu Arnstadt.

R. O. Bärwinkel, Justizrat, Landtags-Präsident. Dr. Bielfeld, Oberbürgermeister. Franz Boese, Kaufmann, 1. Vorsitzender der Litt. Vrg. Dr. Max Ewert, ord. Lehrer a. d. Fürstl. Realschule, 1. Bücherwart der Litt. Vrg. Emil Frotscher, Hofrat, Hofbuchdruckereibesitzer. Köhler, Archidiakonus, 1. Vorsitzender des Wissenschaftl. Vereins. Krieger, Major. Dr. Kroschel, Geh. Schulrat, Dir. des Fürstl. Gymnasiums. Wilhelm von Külmer, Banquier. Ad. Leupold, Kommerzienrat. Dr. Oßwald, Geh. Sanitätsrat. Rud. Rieck, Kaufmann, Landtags-Abgeordneter. Schwing, Fürstl. Landrat. H. Woltersdorf, Geh. Kommerzienrat.

Für die Leitung verantwortlich: **Prof. Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Zur Würdigung der Grammatik Albert Ölingers und ihrer Quellen.

Von **Willy Scheel** in Berlin.

Ein eigener Stern hat über der Beschäftigung mit Ölingers Grammatik und all den Fragen, die sich daran schließen, gewaltet: fast gleichzeitig ist meine Ausgabe der Grammatik[1]) und C. Müllers Aufsatz[2]) darüber im vorigen Jahre erschienen und bieten vollständig unabhängig voneinander im großen und ganzen ähnliche Resultate; wenn ich im Anschluß an die ausführliche Inhaltsangabe der Müllerschen Arbeit in dieser Zeitschrift[3]) und die Rezension meines Buches ebendort[4]) darangehe, noch einmal auf dies Thema zurückzukommen, so liegt es mir fern, etwa unsere beiderseitigen Resultate im einzelnen miteinander zu vergleichen oder gegeneinander abheben zu wollen: Zwei prinzipielle Unterschiede meiner Untersuchung von der Müllers möchte ich nur betonen, die geeignet sind, allgemeines Interesse zu beanspruchen und wichtig sein können für spätere Bearbeiter dieser Grammatiken des 16. Jahrhunderts.

Dies betrifft erstlich die allgemeine Würdigung Ölingers gegenüber Albertus, oder wie ich ihn mit C. Müller nun nennen will, Albrecht. Müller urteilt darüber S. 11 folgendermaßen: „Schreibt schon Albrecht keineswegs Melanchthons Regeln unbesehen ins Deutsche um, so bietet Ölingers Grammatik durchaus keinen bloßen Abklatsch der Albrechtschen". Stimme ich mit diesem Urteil durchaus überein, so kann ich jedoch den dieser Stelle vorhergehenden Satz ganz und gar

1) Die deutsche Grammatik des Albert Ölinger, herausg. von Willy Scheel (= Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken, herausg. von John Meier, Bd. IV), Halle a. S., Niemeyer, 1897. 6, LXII, 128 Seiten. 8°. 5 Mark.

2) C. Müller, Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen. Beil. zum Jahresb. des Wettiner Gymnasiums zu Dresden. Dresden, Teubner 1897. 4°. 64 Seiten. (= Festschrift der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens. Dresden, Teubner, 1897. S. 27—90.)

3) Ztschr. f. d. d. Unterr. 12 (1) S. 94 flg.

4) G. Böttticher, Ztschr. f. d. d. Unterr. 12 (1) S. 102—103.

nicht für richtig halten (S. 11): „Die Entrüstung über den Plagiator Ölinger ist um so weniger angebracht, als er sich seinen sonstigen Quellen gegenüber selbständiger zeigt als Albrecht". Gewiß halte auch ich die Betrachtungsweise Raumers für vollständig überwunden, der auf die Gleichheiten allzugroßes Gewicht legte (Einl. S. I—II), aber daß Ölinger seinen Quellen selbständiger gegenüber verfahre als Albrecht, ist mir nicht ersichtlich. Die Quellenanalyse, die ich in meiner Einleitung zu Ölinger (S. XVII—XLV) gegeben habe, versucht eine ganze Reihe von Stellen aufzudecken, in denen Ölinger nicht nur die Regeln seiner Vorbilder wörtlichst ausgeschrieben, sondern sogar ganz kurrente Phrasen des lateinischen Textes buchstabengetreu in sein Werkchen, resp. vorher in seine Sammlungen aufgenommen hat. Wenn er S. 21[1]) (= S. 22 des alten Druckes) unten den überleitenden Absatz: De Literis satis abundanter (ut opinor) egimus: Sequitur nunc Etymologia, quae est de dictionum differentijs seu partibus orationis aus der Grammatik Pillots und zwar der Ausgabe von 1572 (die früheren Auflagen z. B. 1550 zeigen einen kurzen Text) wortgetreu herübernimmt, so zeugt dies für eine durchaus mechanische Benutzung seiner Vorlagen, die sich gegen den wissenschaftlicher gefärbten Albrecht doch ganz deutlich abhebt. C. Müller nimmt S. 25 für diese Stelle einen Anklang an Melanchthon-Camerarius an. Und dies ist nicht die einzige derartige Stelle: Die wörtlichen Entlehnungen bei Ölinger S. 1, 2, 3 (= S. 1—4 des alten Druckes) aus der Isagoge des Sylvius Ambianus (vergl. Einl. S. XX), bei denen wiederum Müller S. 14—15 an Melanchthon denkt, zeigen aufs klarste, welcher Art in den überaus meisten Fällen Ölingers Quellenbenutzung gewesen ist. Und kommen wir nun von diesen erwähnten Phrasen des Textes auf die eigentlichen grammatischen Regeln, so wird Ölingers Art noch einleuchtender gekennzeichnet. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle eine ausgedehntere Quellenanalyse wiederholen, ich beschränke mich daher darauf, unter Verweisung auf meine Einleitung S. XVII flg. die Absätze zusammenzustellen, an denen wörtliche oder fast wörtliche Quellenbenutzung bei Ölinger zu konstatieren ist; Vorwort und Einleitungsbrief übergehe ich.

Überschrift S. 1 = Garnier S. 1.

S. 1 II = Sylvius S. 1—2; S. 1 IV = Sylvius S. 2 oben; S. 10 teilw. = Pillot S. 2; S. 11 Überschrift = Sylvius S. 2; S. 11 III = Sylvius S. 2 = Erasmus S. 100; S. 12 I ≃ Pillot S. 7; S. 14 V = Kolroß B 8ª; S. 16 V = Pillot S. 14; S. 21 unten = Pillot S. 21;

1) Ich citiere nach meiner oben angeführten Ausgabe der Ölingerschen Grammatik.

S. 22 I = Garnier S. 8 II; S. 23 = Pillot S. 21; S. 28 III = Pillot S. 41; S. 28 VIII = Pillot S. 41 = Garnier S. 13; S. 28 IX = Melanchthon bb 3^{a}; S. 29 I = Melanchthon bb 4 + Albertus S. 57; S. 33 I = Melanchthon bb 4 + Pillot + Albrecht S. 59; S. 35 I = Albrecht S. 59; S. 36 II = Melanchthon bb 5; S. 37 I, III, IV; 38 II = Melanchthon bb 5^{b}—7^{a}; S. 38 IV = Albrecht S. 61 VIII; S. 39, 41 = Pillot S. 30; S. 43 III = Garnier S. 10; S. 54 flg.: Melanchthon kk 6^{b} flg.; S. 61 Titel = Garnier S. 27; S. 61 I: Melanchthon ll 6^{a,b}; S. 62 II = Pillot S. 47; S. 62 III: Melanchthon ll 8^{a,b}; S. 62 IV = Garnier S. 43 III; S. 62 V = Stephanus S. 25; S. 64 XII, XIII = Pillot S. 58, 59; S. 64 XIV = Pillot S. 60; S. 65 = Garnier S. 44; Pillot S. 68, 69; S. 66 = Mel. mm 2^{a}; Garnier S. 73; S. 71 XXII, 2 = Garnier S. 54; S. 72 XXIV = Garnier S. 73 und 45; dazu Pillot S. 70; S. 75 unten = Pillot S. 80 flg.; S. 90 = Garnier S. 72; Garnier S. 73; S. 92 = Garnier S. 77; S. 94 I = Garnier S. 84 VIII; S. 101 = Garnier S. 88; Mel. qq 4^{b}; Garnier S. 88; S. 109 I = Garnier S. 95, 96; S. 109 III = Mel. rr 7^{b}; S. 109 unten: Garnier S. 97; S. 110 flg.: Mel. ss 5 flg.; S. 122 flg.: Albrecht S. 150 flg.

Bei einer derartigen Reihe wörtlicher oder faſt wörtlicher Übereinſtimmungen iſt alſo wohl ein Einſpruch gegen Müllers Bemerkungen geſtattet. So wörtlich wie unſer Ölinger klebt Albrecht ſicher nicht an ſeinen Quellen: wenn ihm auch anderſeits damit durchaus kein Vorwurf gemacht werden ſoll; denn der Begriff geiſtigen Eigentums war, wie Müller S. 10 hervorhebt, zu ſeiner Zeit nicht vorhanden. Schon die Auswahl der benutzten Stellen iſt ein Verdienſt, das unſerem Grammatiker anzurechnen iſt, der mit klarem Blick und praktiſcher Hand für ihn paſſendes auswählte und zuſammenſtellte, aber von Selbſtändigkeit gegenüber ſeinen Quellen kann nicht die Rede ſein.

Über das chronologiſche Verhältnis der beiden Grammatiken zu einander ſtehen Müller S. 6—7 und ich (Einl. S. III flg.) a priori auf demſelben Standpunkte.

Ölinger ſammelt und ſchreibt früher als Albrecht, aber letzterer wirft ſein Buch zeitiger auf den Markt und muß infolge deſſen auch als Ölingers Quelle gelten. Über den Umfang der Benutzung Albrechts haben Müller und ich durchaus die gleiche Anſicht, wenn unſere Reſultate auch bei der Deutung der einzelnen Stellen auseinandergehen; jedoch kann ich ihm bei ſeiner Beurteilung des Verhältniſſes beider Grammatiker im allgemeinen durchaus nicht folgen, wenn er S. 11 ſagt: „Verriete Ölinger nicht ſo oft die Abſicht, ſeinen Vorgänger zu berichtigen oder zu ergänzen, bez. ihm auszuweichen, ſo könnte man annehmen, er ſei ihm erſt während des Druckes ſeines „Vnderrichts"

bekannt geworden, sodaß nur die (zuletzt gedruckte?) Vorrede und der Schlußteil zu wörtlichen Anleihen Raum bot". Ähnliches hatte Müller bereits in seinem Aufsatze in der „Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands", 1894 S. 142—149 betont. Von einem derartigen Verhältnis, das mir noch unter dem Gesichtswinkel der Personengleichheit Ölingers und Albrechts, die Müller jetzt fallen gelassen hat (S. 8), angenommen zu sein scheint, kann ich nichts entdecken.[1]) Berichtigen thut Ölinger freilich, aber nicht den Albrecht, sondern sich selbst aus Albrecht. Daß er seinen Konkurrenten benutzt hat, ist zweifellos; daß er ihn erst 1573 zu Gesicht bekam, als er also bereits seine Sammlungen fertig hatte und im Begriff stand, selbst sein Buch herauszugeben, ebenfalls (vergl. meine Einl. S. XII, LVII). Albrecht erscheint uns also als der letzte in der Reihe der Schriftsteller, die Ölinger vorgelegen haben (vergl. meine Einl. S. XLVI Anm. 7 bis S. XLVII) und ist durchaus unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Ein Berichtigen oder Ergänzen Albrechts hätte ohne Nennung des Namens überhaupt keinen Zweck gehabt, das Publikum, das nicht beide Grammatiken nebeneinander hatte, hätte es vielleicht gar nicht gemerkt. Aus der Stellung, die Ölinger dem aus Albrecht genommenen zu geben weiß oder vielmehr geben mußte, da er nicht seine ganzen Sammlungen umarbeiten konnte und die Zeit drängte, seinem Konkurrenten möglichst bald zu folgen, zeigt sich deutlich, daß er seinen Abriß nach dem soeben erschienenen Albrecht durchkorrigiert hat und alles, was ihm auffiel, Regel oder Beispiel hinten an seine eigenen Aufstellungen anfügte (vergl. meine Einl. S. XXXII flg.); so entspricht S. 42 I = Albrecht S. 80 VI u. a. m.; so erklärt sich auch die berühmte wörtliche Entlehnung S. 126 = Albrecht S. 39, die eben keinen andern Platz mehr finden konnte, als den äußersten Schluß des Buches, vielleicht sogar weil Ölinger bereits seine Arbeit in Druck gegeben hatte. So erklärt sich auch die nach dem Ende deutlich zunehmende Benutzung Albrechts, die ungefähr mit dem Abschnitt vom Genus (S. 29 flg.) beginnt und in der, wie auch Müller S. 11 fragend andeutet, nach meiner Ansicht sicher zuletzt gedruckten Vorrede mit ihren grob wörtlichen Anleihen gipfelt!

Müller selbst, der S. 17, 34 (39), 52 nachträgliche Einschübe bei Ölinger, wenn auch S. 52 mit Unrecht, anzunehmen scheint, hat sich nicht zu dem konkreten Schlusse durchgerungen, den ich oben gemacht habe; er befindet sich S. 38 auf dem oben angedeuteten falschen Wege, wenn er die schweizerische Diminutivendung -lin (S. 55) als „Ergänzung" von Albrechts S. 74 auffaßt; das konnte der Straßburger doch

1) Die Bemerkung S. 76 = Einl. S. XL läßt sich auch anders erklären.

auch ohne Vorlage wissen! Hier hat eben Ölinger in seinen alten Sammlungen als südlicher Wohnender umfassendere Kenntnisse als der mehr nach Norden schauende Albrecht! (Vergl. meine Einl. S. XLVII bis XLVIII; andeutend Müller S. 23—24.)

Ölinger hat also — und damit komme ich zum Schlusse dieser Betrachtung — keineswegs mit großem wissenschaftlichem Blick Albrechts Buch gelesen, es ergänzend, berichtigend, ihm ausweichend, sondern hat als praktischer Verfasser seines Lehrbuches sein Werk, dessen Ruhm durch das frühere Erscheinen Albrechts zu sinken drohte — man denke an die Begleitgedichte S. 127 —, möglichst vollständig zu machen gesucht, indem er aus dem eben erschienenen Albrecht übernahm, was ihm entgangen war und das so Gewonnene hinten an seine eigenen früher bereits fertig gestellten Sammlungen (vergl. meine Einl. S. V flg., bes. S. XII) anfügte.

Der zweite Punkt, den ich erwähnen möchte, ist das Verhältnis Ölingers zu seinen übrigen Quellen. Daß es sehr schwierig ist, bei Grammatikern Ölingerscher Art Quellennachweise zu geben, die weder rein wörtliche Entlehnungen noch wenigstens Anklänge an den Text der Vorlage enthalten, liegt auf der Hand (vergl. meine Einl. S. IV). Nur bei mehr oder weniger wörtlichem Zusammentreffen ganzer Sätze, nicht etwa nur von Übungsbeispielen oder Paradigmen, sind wir im stande, die Quelle nachzuweisen; bei der augenfälligen Gleichheit der Grammatiker unter sich, wie z. B. von Stellen bei Melanchthon und Crusius (C. Müller, Albertus Einl. S. III), die ihrerseits wieder auf antike Quellen und Vorbilder zurückgehen, ist freilich eine Sicherheit nur bei ganz minutiöser Vergleichung der Entlehnenden untereinander zu erzielen, wie dies z. B. aus der Beurteilung von Ölinger S. 37 flg. und Albrecht S. 60 flg. in Vergleichung mit Melanchthon bb 5^{b} flg. (vergl. meine Einl. S. XXIX flg.) zu ersehen ist. Hiernach ist es klar, daß man bei der Konstruierung eines Quellenverhältnisses gerade in solchen grammatischen Untersuchungen nicht vorsichtig genug sein kann. Deutlich wird die Wichtigkeit dieser Frage z. B. an einer bereits angezogenen Stelle: C. Müller giebt als Parallele zu Ölinger S. 21 unten[1]) Melanchthon an, wo freilich ein ähnlicher Übergang zu lesen ist; Ölingers Phrasen stammen jedoch buchstabengetreu aus Pillot, freilich nicht aus der Ausgabe von 1550, die Müller vorlag, sondern der von 1572 (Berlin)[2]). Ebenso ist's mit Ölinger S. 39 I[3]); den Anstoß zu dieser Einfügung

1) De Literis satis abundanter (ut opinor) egimus: Sequitur nunc Etymologia, quae est de dictionum differentijs seu partibus orationis.

2) Vergl. meine Einleitung S. XXV; Müllers Programm S. 25 und 44 Anm. 1.

3) Nomina Germanica, Latinorum, a quibus deducuntur, analogiam plaerunque in generibus imitantur, veluti .....

nahm Ölinger aus der von ihm wörtlich benutzten Stelle Pillots S. 30 (vergl. meine Einl. S. XXXI). Noch markanter iſt der Abſatz über die Participia (Ölinger S. 101)[1]); hier benutzt Ölinger wörtlich den Text des Jo. Garnerius, Institutio linguae Gallicae 1558 S. 88 ſogar mit den Beiſpielen. Müller S. 52—53 konſtatiert Beziehung zu Melanchthon und in den Schlußſätzen (Ölinger S. 101 II—III) Anlehnung an Cauces franzöſiſche und Melanchthons griechiſche Grammatik, die vielmehr aus Garnier S. 88 und Melanchthons lateiniſchem Lehrbuche qq 4^b wörtlich entnommen ſind. Wir erhalten alſo ein ſchiefes Bild der wirklichen Quellen, die Ölinger benutzt hat, wenn wir derartigen allgemeinen Anklängen, die ſehr wohl ohne irgend welchen Zuſammenhang mit Ölinger beſtanden haben können, zu großen Wert beilegen. So halte ich es auch für verfehlt, den M. Cruſius bei den Zahlwörtern ohne ſicheren Beweis als Quellenbuch zu konſtituieren (Ölinger S. 56—58; vergl. C. Müller, Programm S. 39—41). Faßt man zuſammen, was nach Müller alles nicht zwiſchen Ölinger und Cruſius ſtimmt, ſo bleibt keine zwingende Notwendigkeit, dieſen Schriftſteller, der wohl Albrecht zur Quelle gedient hat (vergl. C. Müller, Einl. zu Albertus S. III), auch für Ölinger in Anſpruch zu nehmen, zumal da Cruſius' in Memmingen erſchienenes Buch dem Straßburger Lehrer und Gelehrten gewiß ferner lag, als das vielleicht von ihm ſelbſt beſorgte Dictionarium Latinum Gallicum et Germanicum, das 1573 in ſeines eigenen Verlegers Verlag erſchienen iſt (vergl. meine Einl. S. XV—XVI), das ihm für die Zahlwörter genugſam Stoff bieten konnte, während er für die Gruppierung den 1558 zu Baſel gedruckten Priscian (vergl. meine Einl. S. XXXV Anm. 1) benutzen konnte. Daß Ölinger den Cruſius als Quellenſchrift benutzt hat, möchte ich hiernach überhaupt in Frage ſtellen.

Ich begnüge mich mit dieſen Beiſpielen; ſie zeigen uns, daß es bei der Quellenunterſuchung unſeres Grammatikers nicht darauf ankommt, möglichſt Stellen zu ſammeln, in denen ähnliches erwähnt und behandelt wird, ſondern daß mit einiger Sicherheit und Gründen die Bücher geſucht werden, die er wirklich benutzt haben kann. Müllers Material ließe ſich gewiß mit Leichtigkeit noch mehren, ohne die eigentlichen Quellen Ölingers zu geben. Dieſe ſind, wie ich gezeigt zu haben glaube, neben Melanchthon in den beiden Franzoſen Pillot und beſonders Jo. Garnerius zu ſehen, aus denen ich die wörtlichen Entlehnungen oben zuſammengeſtellt habe. Pillot hat auch Müller behandelt, doch nur

1) Participia futuri temporis in rus vel dus desinentia apud Germanos sicut gerundia et supina desiderantur u. ſ. w. bis zu dem Beiſpiel: der Preceptor ſol vnderweiſen, vnd der discipul vnderwieſen werden.

die Ausgabe von 1550; er nimmt jedoch viel zu wenig Beziehungen zu Ölingers Büchlein an; Garnier erwähnt er nur beiläufig z. B. S. 26 Anm. 2, ohne auf ihn weiteren Wert zu legen. Wörtliche Entlehnungen und Übersetzungen auch der Beispielsätze zeigen die enge Verbindung zwischen den drei Grammatikern. Weniger Wichtigkeit möchte ich Cauce zuschreiben, den Müller etwas zu hoch zu schätzen scheint. Streng wörtliche Entlehnungen sind überhaupt nicht vorhanden; der Stoff selbst ist in ähnlicher Weise auch bei Pillot und Garnerius vorhanden; doch führe ich selbst in meiner Einleitung Cauce als Quellenschrift an, ohne jedoch an eine intensivere Benutzung zu glauben. Daß er dem für französische Sprache interessierten Ölinger vorgelegen hat, will ich freilich nicht bestreiten.

Ich komme zum Schluß dieser Betrachtung. Daß bei der Quellenanalyse unserer Grammatiker vorsichtig zu verfahren sei und immer die Möglichkeit einer Schultradition vorläge, hat Weidling in seiner Einleitung zu Clajus (Ältere deutsche Grammatiken, herausg. v. J. Meier 2) S. LXX angedeutet und auch Müller (Einl. zu Albertus S. III) berührt. Weidling spricht dabei besonders von den grammatischen Paradigmen; doch gilt dasselbe auch vom Texte selbst. Wir sehen aus obiger Zusammenstellung, daß ein Anführen von noch so viel Parallelstellen nichts sicheres bringt für die Erkenntnis der eigentlichen Quellenschriften unserer Autoren, und daß wir nur allein bei wörtlicher oder fast wörtlicher Anlehnung an die Vorbilder und auch dann noch nur nach Berücksichtigung aller Kriterien ein sicheres Urteil zu fällen im stande sind. Alles übrige hat wohl als Stoffmaterial Wert, als Quellenanalyse nicht.

Die That des Prinzen von Homburg, ihre Beurteilung durch den Kurfürsten und die aus der Dichtung sich ergebende Lösung der grundsätzlichen Frage.

Von **Ferdinand Schöntag** in München.

Angeregt zur nachfolgenden Untersuchung wurde ich durch Dr. H. Gaudigs Erklärung von H. von Kleists „Prinz von Homburg“[1]), in einen Zustand der Gereiztheit versetzt durch Dr. Hermann Gilows Programm-Abhandlung „Die Grundgedanken von H. von Kleists Prinz Friedrich von Homburg“[2]), erstere eine ernste, eindringende Arbeit, nur daß sie dem Prinzen nicht gerecht wird und durch eine allzu gezwungene

1) „Aus deutschen Lesebüchern“, Abt. IV, Lief. 6 und 7, Gera u. Leipzig 1896.
2) Berlin 1893 bei Gärtner.

Erklärung die Hauptscene des Stückes und den Charakter des Kurfürsten ungenießbar macht, letztere ein warnendes Beispiel, wie weit man durch tendenziösen Übereifer geführt werden kann. Schon war ich ziemlich fertig, als ich die in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 10. Jahrg. 12. Heft veröffentlichte Abhandlung von Dr. Ferdinand Unruh „Die Umstimmung des Kurfürsten u. s. w." zu Händen bekam. Die ruhige, rein auf die Sache gerichtete Arbeit weist ganz zutreffend die Stelle nach, die der Aufklärung bedarf und deren Auffassung wiederum maßgebend für das Verständnis der ganzen Handlung ist; zugleich wird betont, daß für die Verwertung der Dichtung in der Schule viel davon abhängt, daß Klarheit in die Sache komme. Das letzte Wort der Erklärung ist aber m. E. nicht ausgesprochen. Ich kann die gegebene Darlegung geradezu als Vorwort und Grundlegung zu den nachstehenden Darlegungen ansehen. Beim redlichsten Bemühen um Kürze sah ich mich, sollte reiner Tisch gemacht werden, genötigt, in die Breite zu gehen; dafür aber hoffe ich, die entscheidenden Fragen so gelöst zu haben, daß an den wesentlichen Ergebnissen nicht mehr gerüttelt werden kann, und für die bisher noch nicht aufgeklärte Stelle die richtige, bei richtigem Vortrage durch den Schauspieler sich sofort dem Verständnisse des Hörers erschließende Erklärung gefunden zu haben. Gewarnt durch Beispiele habe ich nur eine Voraussetzung mitgebracht: daß jede Person ihre wirkliche Meinung ausdrücke, wo nicht das Gegenteil leicht ersichtlich ist.

I. 1.

Gaudig (zum zweiten Aufzuge S. 292) urteilt über das Eingreifen des Prinzen: „zu früh vom Standpunkte der Subordination, zu früh aber auch vom kriegstechnischen Standpunkte".

Es ist richtig, daß, wenn der Prinz gewartet hätte, bis Oberst Hennings die Brücken des Feindes zerstört hätte u. s. w., der geschlagene Feind hätte aufgerieben werden können. Dahin ging die Absicht des Kurfürsten, als er den Schlachtplan entwarf und die bezüglichen Befehle erließ, eine Absicht, die er noch ausdrücklich darlegte; daß sie durch des Prinzen eigenmächtiges Eingreifen vereitelt worden sei, spricht er bestimmt und mit zwingender Klarheit aus (II, 9), und an dieser Ansicht hält er anscheinend fest (V, 5):

> Wenn ihr die Ordre nicht gebrochen hättet,
> dem Hennings wäre dieser Schlag geglückt,
> die Brücken hätt' er in zwei Stunden Frist
> in Brand gesteckt, am Rhyn sich aufgepflanzt,
> und Wrangel wäre ganz mit Stumpf und Stiel
> in Gräben und Morast vernichtet worden.

Die Beweiskette des Kurfürsten ist scheinbar fest geschlossen; aber ein Glied derselben ist schadhaft: ich meine die Voraussetzung, daß der Kurfürst den Feind überhaupt bewältigt hätte, wenn der Prinz von Homburg nicht aus eigner Initiative in die Schlacht eingegriffen hätte.

Der Dichter hat uns durch die thatsächlichen Angaben, die das Stück enthält, in den Stand gesetzt, uns ein so sicheres Urteil zu bilden, als es im Gebiet der irrealen Bedingungssätze überhaupt möglich ist. II, 2 bietet alles, was wir über die Situation zu wissen brauchen, die den Prinzen bestimmt, anzugreifen. Sie läßt sich nicht übersichtlicher geben, als es Kottwitz hinterdrein (V, 5) thut:

> Die Schweden wankten auf dem linken Flügel
> und auf dem rechten wirkten sie Succurs.

Setzen wir dazu: beträchtlichen. Drei Regimenter (Fußvolk) mit etlicher Reiterei. Es widerstrebt mir, die historisch beglaubigten Stärken der bei Fehrbellin kämpfenden Armeen anzuziehen; die Armeen unserer Dichtung mögen stärker sein, als die geschichtlichen waren; aber allemal bilden drei Regimenter Fußvolk eine Streitmacht, die, an entscheidender Stelle auftretend, das Übergewicht von der einen Seite nach der andern zu verlegen vermag[1]).

In Zügen marschieren sie nach der Gegend, wo der Kampf entbrannt ist, an des Prinzen Aufstellung vorbei. Zum Überflusse hören wir noch aus Hohenzollerns Munde, wie gefährlich diese Bewegung den Feinden ist, d. i. welche Aussicht auf Erfolg ein Angriff des Prinzen hat.

> Ha! wie das Feld die wieder räumen wird,
> wenn sie versteckt uns hier im Thal erblickt.

Beides muß also in gleichem Maße den Führer der märkischen Reiterei zum Handeln auffordern: die Gefahr, die der schon im Kampfe begriffenen Armee des Kurfürsten droht, und die günstige Gelegenheit, des Feindes Absichten zu vereiteln und ihm einen Schlag zu versetzen.

Daß in der That der Feind eine empfindliche Blöße bietet, bezeugt der Erfolg.

> Zwei Linien

berichtet Möser (II, 5)

> hatt' er mit der Reiterei
> durchbrochen schon und auf der Flucht vernichtet.

Der erfolgende Rückprall an einer Feldredoute widerlegt dieses Zeugnis nicht; er giebt dem Prinzen nur Gelegenheit, darzuthun, daß er

1) Die ganze Reiterei der märkischen Armee besteht aus drei Regimentern. Sollen wir nicht annehmen, der Dichter habe die geschichtliche Überlieferung von den Stärkeverhältnissen zwischen Reiterei und Fußvolk geradezu auf den Kopf gestellt, so müssen drei Regimenter Fußvolk eine ausschlaggebende Streitmacht vorstellen.

seine Kampfeslust zu meistern und sich den Umständen anzubequemen weiß. Der zweite Abschnitt der Kampfesthätigkeit des Prinzen könnte für unsere Frage fast außer Betracht bleiben[1]); er dient mehr der Begründung dessen, was Natalie später (IV, 1) urteilt:

> Und ach, die Schranke jugendlich durchbrochen,
> trat er dem Lindwurm männlich nicht aufs Haupt?

Nur beachte man, daß durch den Fall Frobens ein zweiter kritischer Moment herbeigeführt wird, der in der prinzipiellen Frage auf unsere Ansicht bestimmend einwirken kann.

Von der prinzipiellen Frage, ob eine Übertretung einer Weisung des Oberbefehlshabers zulässig ist, noch immer abgesehen, kann ich das Eingreifen des Prinzen selbst bei Berücksichtigung der weiter gehenden Absichten des Kurfürsten und trotz der Erwägung, daß durch Verfrühung des Angriffs die Absicht, den Feind aufzureiben, vereitelt wird, nicht verurteilen. Eine Blöße, die sich der Feind giebt, wird benützt, eine Gefahr, die den Sieg überhaupt in Frage stellt, wird beseitigt; die wichtigste Aufgabe wird erfüllt, die Sicherung des Sieges, mag dieser auch etwas kleiner ausfallen, als er bei Zuwarten im glücklichen Falle werden könnte, des Sieges, der dem Kurfürsten „mindres nicht als Thron und Reich gilt". Ich gehe so weit, zu behaupten, daß der Kurfürst, der große Krieger, stünde er auf dem Hügel, von welchem der Prinz Ausschau hält, der geänderten Situation gegenüber selbst seinen ursprünglichen Plan aufgeben und zum sofortigen Angriff Befehl geben würde.

Und so besteht nicht der mindeste Grund, was Kottwitz später zur Rechtfertigung des Prinzen zum Kurfürsten sagt (V, 5), als wohl seinem Herzen, aber nicht seiner Einsicht Ehre machend (Gilow S. 13) anzusehen, vielmehr gerade die Worte: „das hatt' ich schlecht erwogen u. s. w." dürfen wir als nicht bloß aufrichtig gemeint, sondern auch als sachlich zutreffend erachten.

Selbst des Kurfürsten oben angeführte Entgegnung darf uns nicht irre machen. Es macht ihm eben Vergnügen, den ehrlichen Haudegen, von dem er im Grunde sich sehr gerne zureden läßt, ein wenig in die Enge zu treiben und zappeln zu lassen[2]). Wenn es sich für den bittenden

1) Nicht einmal das Verdienst, das hier der Prinz durch Entschlossenheit und todesmutige Tapferkeit erwirbt, wird ihm gelassen. Gilow S. 4: „Eine Krisis, die nur durch das Erscheinen des Kurfürsten glücklich überwunden wird; denn erst die Vorstellung von dem Fallen (sic) des Kurfürsten — giebt den nun ... angestachelten Reitern die Kraft, die Schweden zu werfen". Und nicht zufrieden mit dieser Leistung schreibt er weiter (S. 5): Der Erfolg des Tages ist also — und ich betone dies — bei dem zur siegreichen Wendung der Schlacht notwendigen Eintreten des Kurfürsten (sic) nicht das eigenste Verdienst des Prinzen.

2) Dem Dichter dient die Entgegnung d. K. noch zu dem Zwecke, alles, was pro und contra gesagt werden kann, aufmarschieren zu lassen.

Unterthan paßte, so könnte Kottwitz einfach des Kurfürsten Wort: „So, das beliebt dir so vorauszusetzen" gegen diesen kehren, und der anmutige Scherz könnte ins Unendliche fortgesetzt werden. Er unterläßt es; aber nach ihrem Gehalte genügt seine Entgegnung vollständig, da sie von dem Gebiete der Möglichkeiten auf das des Realen führt und den Wert des Sicheren gegenüber dem ungewissen Größeren zur Geltung bringt.

2.

Kriegstechnisch ist also des Prinzen Eingreifen gerechtfertigt; man kann höchstens noch fragen, ob der Prinz mit dem vollen Bewußtsein der Situation und ihrer Forderungen handelt. Gilow (S. 13) urteilt: „Homburg durchkreuzt unbedacht und tollkühn die Pläne des Herrn". Gaudig (S. 295) räumt wenigstens ein, daß „der Prinz sich erst dann seinen Leidenschaften überläßt, als er die Situation für geeignet zum Angriff erkannt hat"; im übrigen freilich kommt Homburg schlecht genug weg: „Eine Hemmung des Wollens und Handelns durch Erwägung des Pflichtmäßigen giebt es nicht. Unbeirrt von allen sittlichen Bedenken stürmt der Wille im wilden Affekte dahin."

Wenn der Schütze einen Treffer gemacht hat, so nimmt man gewöhnlich an, er habe gut gezielt. Ähnliche Präsumption sollte, bis das Gegenteil bewiesen wird, auch für unseren Helden gelten. Versetzen wir uns auf den Hügel, von welchem der Prinz und sein Gefolge Ausschau halten (II, 2). „Ein Siegesgeschrei verkündet den Sieg der Brandenburger", lese ich bei Gaudig (S. 292), und ähnlich, aber doch nur ähnlich, lautet die scenarische Anweisung des Dichters. Allerdings vernimmt man in der Ferne Siegesgeschrei, aber die späteren Vorgänge belehren uns, daß dieses Siegesgeschrei noch etwas verfrüht ist. Golz nimmt wahr, daß Wrangel im Begriffe ist, mit dem Geschütze die Schanzen zu räumen, „alle"[1]) rufen: „Triumph! der Sieg ist unser"; da „steigt" (sic) der Prinz vom Hügel herab: „Auf, Kottwitz, folge mir".

Alles hängt davon ab, wie man sich diese Worte gesprochen denkt. Wer nichts als stürmische Kampflust herausklingen hört, wird dem Prinzen kaum gerecht. Ich vernehme den gehaltenen Ton dessen, der seinen Entschluß gefaßt hat, blitzschnell, doch wohl erwogen. Ich verstehe alsdann das Aufbrausen des jugendlichen Helden, der aufschäumt, daß ihm, dem persönlich anwesenden Befehlshaber, Einwände gemacht werden und die kostbare Zeit des Handelns verloren geht. Ganz

1) Unter diesen „allen" ist sicher der Prinz noch weniger inbegriffen, als am Schlusse des Stückes der Kurfürst unter den „allen", die rufen: „dem Sieger von Fehrbellin".

zwingende Beweise für diese Auffassung lassen sich allerdings nicht beibringen, aber außer der oben vorgetragenen Präsumption immerhin noch einige Stützen.

1. Der Prinz „steigt" vom Hügel herab. Mir scheint der Ausdruck anzuzeigen, daß der Dichter den jugendlichen Führer in einer gemessenen äußeren Haltung schaut.
2. „Auf, Kottwitz, folge mir" ist sein erstes Wort. Auch dies ist militärisch abgemessen, hat nichts Leidenschaftliches.
3. Spätere — an einem andern Orte zu besprechende — Äußerungen des Prinzen, die erkennen lassen, daß er nicht ohne gute Gründe gehandelt hat, sprechen zugleich dafür, daß auch seine äußere Haltung zwar Entschlossenheit und gespannte Energie, aber nicht Überstürzung anzeigen darf.

Wenn nun der Prinz auf die Einrede Kottwitzens, daß man auf Ordre warten müsse, antwortet:

> Auf Ordr'? Ei Kottwitz, reitest du so langsam?
> Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?

so muß man voreingenommen sein, um nicht als Hauptmotiv des Prinzen den Eifer[1]) zu erkennen, der nicht erst eine von außen kommende Ordre nötig hat, um zu thun, was er — ob mit Recht oder nicht, ist hier gleichgiltig — für seine Pflicht hält. Kottwitz versteht ihn auch so; er ist sich bewußt, an Eifer nicht hinter ihm zurückzustehen, nur daß er das entgegenstehende Gebot anders wägt als jener, zumal da er vielleicht nicht alles sieht, wie der Prinz. Jede andere Auffassung ist beider unwürdig; nur bei dieser ist es zu begreifen, daß der gewissenhafte Kottwitz, der sich auch später scheut, etwas zu thun, „was man mit einem übeln Namen taufen könnte", sich bereit erklärt mitzuthun, wenn der Prinz es „auf seine Kappe nehme".

Aber wenn der Prinz aus so triftigen Gründen gehandelt hat, warum macht er sie nicht geltend zu seiner Rechtfertigung?

In dem kritischen Momente, der zum Handeln drängt, hat er keine Zeit, ja es scheint ihm vielleicht gar nicht angemessen, den siegjubelnden

---

1) Im Angesichte des Todes, den er zur Sühnung seiner Schuld freiwillig auf sich nehmen will, spricht er (V, 7):

> Vergieb, wenn ich am Tage der Entscheidung
> Mit übereiltem Eifer dir gedient.

Dagegen Gaudig (S. 294): „Der Anblick erregt seinen erregbaren Sinn: seine Ruhmbegierde entzündet sich an der Hoffnung auf nahen Ruhm u. s. w.". Selbstverständlich stelle ich Ruhmbegierde des hochstrebenden Jünglings nicht in Abrede; ich bestreite nur, daß sie in diesem Augenblicke das bestimmende Motiv ist.

Gefährten — gegen Kottwitz allein würde er sich vielleicht aussprechen — alles zu sagen, wenn sie nicht selbst die Situation erfassen.

In dem Augenblicke, da er wegen seiner Eigenmächtigkeit als Gefangener erklärt wird, fragt er nur: Sind denn die Märkischen geschlagen worden? Die Berufung auf den Ausgang der Schlacht kann bei Übelwollen als brutal gedeutet werden; aber sie ist es nicht, wenn sie mit der Überzeugung gesprochen wird, daß eben der Ausgang beweise, daß er richtig gehandelt habe.

Erst von nun an wird ihm die Schwere seines Vergehens gegen die militärische Disziplin zum Bewußtsein gebracht, auch jetzt nur Zug um Zug. So muß er sich vor dem Kriegsgerichte über die Gründe seines Handelns etwas ausgelassen haben, doch vielleicht aus Selbstbewußtsein und weil er sich durch des Kurfürsten Härte verletzt fühlt, nur dürftig.

Dort eben vor den Schranken des Gerichts,
Dort war's, wo mein Vertrau'n sich wieder fand.

Jetzt noch, wo er Zeit gehabt hat, die Gründe seines Handelns, die damals blitzartig auf ihn gewirkt haben, zu überschauen, ist er überzeugt, daß die Lage sein Eingreifen forderte:

War's denn ein todeswürdiges Verbrechen,
Zwei Augenblicke früher als befohlen
Die schwed'sche Macht in Staub gelegt zu haben?

„Zwei Augenblicke früher als befohlen." Ja, die Lebhaftigkeit mag ihn fortreißen, aber mit Bewußtsein verkleinert dieser edle, stolze Jüngling seine Schuld nicht: wir müssen aus diesen Worten entnehmen, daß er *nur dem Befehle*, den unter den obwaltenden Verhältnissen der Kurfürst hätte senden müssen, *zuvorgekommen zu sein*, nicht dem eigentlichen Willen des Kriegsherrn getrotzt zu haben glaubt.

Als ihm dann der Edelmut des Kurfürsten gestattet, sein eigner Richter zu sein, hat er unterdessen Zeit gehabt, die Größe seines Vergehens besser zu übersehen[1]) oder wenigstens stoßweise zu empfinden: da überwältigt ihn die Großherzigkeit, die ihm selbst das Urteil überläßt; ihrer will er sich würdig zeigen, indem er die verdiente Strafe auf sich nimmt, ohne „Milderungsgründe" für sich anzuführen.

1) Wie diese Erkenntnis ruckweise in ihm sich aufthut, beobachten wir einmal selbst:

Und um das Schwert, das ihm den Sieg errang,
schlingt sich vielleicht ein Schmuck der Gnade noch,
— wenn der nicht, gut; denn den verdient' ich nicht!

Wie später der Edelmut des Kurfürsten, so löst hier schon der Gedanke an eine Gnadenerweisung das durch harte Behandlung gebundene Bewußtsein der Schuld aus.

Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Bruſt,
wie ich es wohl erkenne; kann er mir
vergeben nur, wenn ich mit ihm drum ſtreite,
ſo mag ich nichts von ſeiner Gnade wiſſen. (IV, 4.)

Er könnte ſtreiten: er mag nicht.

3.

Was der Prinz zuerſt unter dem Drang der Umſtände nicht kann, dann aus Edelſinn nicht will, das thut für ihn Kottwitz. Es beſteht gar kein Grund, anzunehmen, daß er nicht ſeine unverfälſchte Meinung vor ſeinem Gebieter ausſpreche.

Kurfürſt: Du nimmſt, du alter Krieger,
des Prinzen That in Schutz? Rechtfertigſt ihn,
daß er auf Wrangel ſtürzte unbeordert?
Kottwitz: Ja, mein erlauchter Fürſt, das thut der Kottwitz.
Kurfürſt: Der Meinung auf dem Schlachtfeld warſt du nicht.
Kottwitz: Das hatt' ich ſchlecht erwogen, mein Gebieter!
Dem Prinzen, der den Krieg gar wohl verſteht,
hätt' ich mich ruhig unterwerfen ſollen. (V, 5.)

In jenem Momente hat Kottwitz vielleicht nur die Blöße, die ſich der Feind gab, geſehen, nicht die Gefahr für die Hauptentſcheidung; unterdeſſen iſt ihm klar geworden, daß der ganze Sieg auf dem Spiele ſtand, wenn der Prinz nicht handelte, wie er es that. Er wenigſtens nimmt an, daß dieſer damals von ſolcher Einſicht ſich leiten ließ; ſeine Annahme findet nirgends Widerſpruch — d. h. in der Dichtung —, warum ſollten wir ſie nicht für richtig halten?

Auch der Feldmarſchall Dörffling, der als Vorſitzender des Kriegsgerichts nach dem Wortlaute des Geſetzes nicht anders konnte, als das „Schuldig" ausſprechen, wagt das ſchüchterne: „Schick das Schwert dem Prinzen, wie er's zuletzt verdient, zurück".

Aber der Kurfürſt?! Von ſeinen erſten Äußerungen können wir einfach abſehen, da er im Anfang zu wenig über die einzelnen Vorgänge unterrichtet iſt, um ein maßgebendes Urteil abzugeben; iſt er doch nach der Schlacht von den Anordnungen zur Beerdigung der Gefallenen weg durch Staatsgeſchäfte nach Berlin gerufen worden, weiß er doch nicht einmal, wer die Reiter geführt hat. Kommen alſo nur ſeine ſpäteren Auslaſſungen in Betracht.

Wenn er nun der von Kottwitz vom taktiſchen Standpunkte aus geführten Rechtfertigung des Prinzen nichts Durchſchlagendes mehr entgegenſetzt und mit dem Zugeſtändnis, daß „das Glück den Ungehorſam mit einem Kranze gelohnt" habe, den Streit auf das Gebiet des Prinzips der Subordination verlegt, ſo räumt er damit ſchon halbwegs das aller-

dings nur einseitige Verdienst des Prinzen ein. Spätere Aussprüche mögen uns weiter aufklären. Zuerst freilich gilt es aufzuräumen.

„Nicht der Prinz, sagt der Kurfürst zweimal, sondern der Zufall durch den Prinzen hat ihm etwas geschenkt u. s. w.", berichtet Gilow (S. 5). Die eine der beiden damit angezogenen Stellen lautet (V, 5):

> Meinst du, das Glück werd' immerdar, wie jüngst,
> mit einem Kranz den Ungehorsam lohnen?
> Den Sieg nicht mag ich, der ein Kind des Zufalls
> mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
> die Mutter meiner Krone, aufrecht halten.

Es erhellt sofort, daß die ganze Stelle keine Verurteilung der Führergabe des Prinzen enthält; ihre Besprechung gehört in ein ganz anderes Kapitel; doch die Arbeit, die hier verrichtet wird, bleibt für dort abgethan, und was wir an Zeit hier aufwenden, wird dort wieder eingebracht.

„Der Sieg wird erzeugt durch das Genie des den Gang der Schlacht lenkenden Feldherrn und die Tapferkeit des Heeres, das seine Befehle empfängt und den Sieg gebiert. Wird durch eine eigenmächtige Abweichung von dem Befehle des Schlachtenlenkers, sei sie auch sonst wohl bedacht, der Sieg herbeigeführt, so ist es nicht mehr der Geist des Lenkers, der den Sieg erzeugte, sondern ein für ihn Zufälliges, weil Unberechenbares und dem Gesetze sich Entziehendes, der Zufall, und der Sieg ist illegitim geboren, ein Bankert, erzeugt vom Zufall." Dies und nur dies ist der Sinn seiner Worte; zu behaupten, daß der Prinz von seinem Standpunkte aus nur zufällig, d. h. durch Umstände, die außer seiner Berechnung lagen, gesiegt habe, liegt ihm ganz ferne; hat er doch den Streit über die Zweckmäßigkeit seines Eingreifens in diesem Falle eben verlassen und redet nur von der Wichtigkeit des unbedingten Gehorsams wegen der Möglichkeit, ja Gewißheit, daß Zulassung der Eigenmächtigkeit den künftigen Sieg vereiteln werde.

Die andere Stelle (II, 9): „das rechtfertigt den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt", erledigt sich hiermit von selbst.

Leichter zu mißdeuten ist, was er in dem Augenblicke sagt, da er im Begriffe steht, die Freigebung und sogar Kränzung des Prinzen vorzunehmen (V, 9):

> Urteilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
> hat im verflossnen Jahr durch Trotz und Leichtsinn
> um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
> den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.

Nicht „verscherzt", wie die früheren, nicht „gemindert", „verkürzt", „verkümmert", wie er noch vor kurzem glauben konnte, sondern „gekränkt", „schwer gekränkt". Da er die Größe des immerhin gewonnenen Sieges schon von Anfang anerkennt — „der Sieg ist herrlich dieses

Tags" —, ſo iſt es einfach unmöglich, daß er, „gekränkt" im Sinne von „geſchädigt" brauchend, behaupte, der Prinz habe den Sieg ſchwer gekränkt. Das Wort kann nur bedeuten, was es urſprünglich bedeutet: krank gemacht. In dieſem Sinne trifft das Wort in der That zu: innerlich krank iſt der glänzende Sieg; denn er iſt hinfällig, wenn die Gewährſchaft der künftigen Siege, die Subordination, durch ihn gefährdet iſt.

Mit den beſprochenen Sätzen will alſo der Kurfürſt den Wert des Sieges an ſich und den Führerblick des Prinzen nicht herabſetzen; dagegen die folgenden Handlungen, die wir zugleich als das letzte Wort des Dichters anſehen dürfen, können nur den Sinn haben, der Führertüchtigkeit unſeres jungen Helden Tribut zu zollen.

Der Prinz wird gekränzt und in ſein Kommando wieder eingeſetzt: Die Selbſtverleugnung, mit der er ſein Leben dem verletzten Geſetz zum Opfer bringen will, würde keine ſo beſondere Anerkennung verdienen, wenn der Ungehorſame zugleich Schaden angerichtet oder einem Zufalle das Gelingen zu danken hätte, und gar die Wiedereinſetzung ins Kommando wäre trotz der durchgemachten Schule im Gehorſam „ſtaatsgefährlich". Dann rufen „alle": „Heil dem Prinzen, dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin!" Der Kurfürſt braucht gerade nicht mitzurufen, aber wenn er die mit dieſem Rufe kundgegebene Meinung nicht teilt, ſo iſt die Situation für ihn höchſtens zu der Entfaltung desjenigen Humors geeignet, den man den unfreiwilligen nennt; nur ſchade, daß der Zuſchauer ſich der Komik nicht ſo bewußt wird, um — zumal in dieſem tiefbewegenden Augenblicke — ſo recht von Herzen zu lachen. Und die Ironie des Dichters, der wohl ſeitwärts in den Kuliſſen ſtehend uns anblinzelt, als wollte er ſagen: „Seht ihr, ſo geht's: die dümmſten Bauern bauen die größten Kartoffeln", — ich kann ſie eben nicht verſtehen.

II. 1.

Iſt demnach das Eingreifen des Prinzen von Homburg vom kriegstechniſchen Standpunkte aus gerechtfertigt, da es den gefährdeten Sieg geſichert hat, ſo liegt anderſeits, wenn man den dabei geübten Ungehorſam ins Auge faßt, die Sache ſehr ungünſtig für ihn.

Es iſt ihm die Ordre mit Angabe der leitenden Abſichten des Kurfürſten mitgeteilt worden in der förmlichſten Weiſe, er iſt perſönlich von ſeinem Kriegsherrn vermahnt worden, „ſich diesmal wohl zu regieren", unter Vorhaltung zweier früherer Fälle, wo er dem Kurfürſten den Sieg „verſcherzt" habe; er iſt eben von Hohenzollern nochmals über den Inhalt der gegebenen Ordre belehrt worden; er wird in dem kritiſchen Augenblicke von Kottwitz auf die Ordre verwieſen, der ſie noch einmal verleſen

lassen will; mehrere Offiziere legen Verwahrung ein: anstatt diese Einreden zu beachten, übt er gegen den Offizier, der — allerdings seinerseits wohl seine Befugnisse überschreitend — des Befehlshabers Verhaftung beantragt, in der gewaltthätigsten Weise das Recht des Befehlshabers, in demselben Augenblicke, wo er den Befehl des Kriegsherrn mißachtet. Und ausdrücklich nimmt er die Verantwortung für seine Handlung auf sich.

Es ist keine Frage, daß ein so vielfach qualifizierter Ungehorsam nach Sühnung schreit.

Der Kurfürst, der seinen Plan vereitelt sieht, der vorerst nur den Ungehorsam ermißt, nicht die begleitenden Umstände, noch die Person des Thäters kennt, lädt den Schuldigen vor ein Kriegsgericht und urteilt schon jetzt, der Thäter sei des Todes schuldig.

Da erfährt er, daß der Prinz der Schuldige ist; zwar ist er „betroffen", aber er faßt sich zu einem „Gleichviel" und wiederholt die Ladung vor das Kriegsgericht, wieder mit dem Zusatze, daß der Thäter sein Leben verwirkt habe.

In diesem Augenblicke seine Worte anders als ernst, sehr ernst zu nehmen, ist mir einfach unmöglich. Mag sich sein Herz bald sträuben[1]) — die Vorschrift für den Schauspieler: „betroffen" deutet solche innere Vorgänge an — gegen die harten Maßregeln, zu denen er sich durch seine Herrscherpflicht gedrängt sieht: er sieht jedenfalls den Ausweg noch nicht.

Was er eben erst, ohne zu wissen, wen das Verdikt treffe, für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt hat, hat der Prinz begangen, der noch ausdrücklich von ihm persönlich verwarnt worden ist. Das Verhalten des Schuldigen unmittelbar bei der Verhaftung[2]) sperrt den allenfalls noch möglichen Gnadenweg gar ab. Dörfflings Bericht über die Verhandlung vor dem Kriegsgerichte und das Protokoll darüber[3]), die „Schrift", belehren ihn über die oben angeführten Umstände, welche den Ungehorsam des Prinzen so furchtbar belasten; von den Umständen, welche später Hohenzollern anführt, um die Zurechnungsfähigkeit des Prinzen in der kritischen Zeit als gemindert hinzustellen, hat er keine Kenntnis, oder was er davon weiß, ist seiner Betrachtung entrückt; und die Erklärungen, die der Prinz bei der gerichtlichen Verhandlung ab-

1) In diesem Sinne lasse ich Gaudigs Wort (S. 315) gelten, daß hinter... allezeit der heitere Entschluß der Begnadigung steht.

2) Man darf nicht anders als annehmen, daß der Kurfürst den Trotz des Prinzen beobachtet, wenn er auch nicht Notiz davon nimmt.

3) Das Protokoll läßt er sich sicher vorlegen. Die Worte (III, 1):

Pr. v. H.: Das Urteil? Nein! die Schrift —
Hohenzollern: Das Todesurteil

beweisen nichts dagegen.

gegeben hat, ſind nicht danach angethan, weder ihn zu rechtfertigen, noch ihm den Weg der Gnade zu erſchließen.

War's denn

ſagt er noch im Gefängniſſe, noch nach dem Verhöre,

ein todeswürdiges Verbrechen,
zwei Augenblicke früher als befohlen
die ſchwed'ſche Macht in Staub gelegt zu haben?

Aus der hier ſich kundgebenden Anſchauung mag er ſeine Erklärungen abgegeben haben — obenhin, keine hinreichende Rechtfertigung ſeiner Eigenmächtigkeit, vor allem keine Anerkennung ſeiner Schuld.

Daß der Kurfürſt anfangs auch perſönlich gereizt ſein könnte, darf allerdings außer Betracht gelaſſen werden, ebenſo daß der Prinz der von ſchwediſcher Seite vorgeſchlagenen Ausgleichung im Wege ſteht. Aber etwas erſchwert wird es ihm doch durch die Mitteilung der Kurfürſtin von der Werbung des Prinzen um Natalie, ſeine Gnade walten zu laſſen.

Ein Wort, das die Kurfürſtin Tante ſprach,
hat auf's empfindlichſte den Herrn getroffen;
man ſagt, das Fräulein habe ſchon gewählt.

Auf welche Weiſe Graf Hohenzollern dieſen intimen Vorgang erfahren hat, kann uns gleichgiltig ſein; aber das Auffahren des Kurfürſten bei dieſer Mitteilung — Hohenzollern und Homburg deuten es grundfalſch — erklärt ſich nur ſo, daß der Kurfürſt ſich entſetzt, ihn, dem er ſelbſt wohl ſchon ſein Herzenskind zugedacht hat, den Todesweg gehen zu laſſen, und doch nun doppelt ſich ſcheut, ſich der Schwäche ſchuldig zu machen, wenn er dem Begünſtigten verzeiht, was an einem andern ihm ſtrafwürdig erſchienen.

So können wir den Befehl des Kurfürſten, daß das Todesurteil ihm zur Unterſchrift komme, wieder nur ſehr ernſt nehmen, wie es Dörffling thut, der nichts zu Gunſten des Verurteilten zu ſagen weiß, deſſen „bleiche Lippe ſein eignes Troſtwort widerlegt". Und wenn er die Gruft öffnen läßt, die den Prinzen aufnehmen ſoll, mit andern Worten: befiehlt, daß die Vorbereitungen zur Vollſtreckung des Todesurteils getroffen werden, ſo iſt damit freilich noch nicht das letzte Wort geſprochen, aber bloß zum Schrecken iſt es nicht geſagt.[1])

Bevor noch die Prinzeſſin Natalie beim Kurfürſten fürſprechend erſcheint, mag er aus eindringendem Leſen des Protokolles des Prozeſſes

1) Kleiſt braucht dieſe Graböffnung zu ſeinen anderen Zwecken ſo wirkſam, daß ich ihr in der Richtung, Aufklärung über den Kurfürſten zu geben, nicht zu viel Bedeutung beimeſſen mag. Doch zu ſeinem Charakter, der Energie und Milde vereinigt, würde es wohl paſſen, daß er, wenn er den ihm ſelbſt ſchrecklichen Akt vollzogen hat, alles ſchnellſtens abgethan wünſcht.

das Verdienst des Prinzen, das unverkennbar ist trotz allem Aber, besser zu würdigen gelernt haben. Dies und die persönliche Zuneigung und Hochschätzung, die er für den jugendlichen Helden empfindet, mögen es ihm, dem „Mildesten", immer schwerer machen, an der Strenge des Gesetzes festzuhalten; aber noch hat er es nicht vermocht, den „heiteren Entschluß" der Begnadigung zu fassen. Das Prinzip, in welchem er mit Recht die feste Grundlage seines Staatsbaues, die unerläßliche Bedingung dauerhaften Sieges erkennt, fordert von ihm, dem Fürsten und berufenen Hüter und Schirmer des Vaterlandes, seine Aufrechthaltung, das Gesetz bestimmt für Verletzung dieses Prinzipes den Tod: er darf den Spruch, den das Gericht gefällt, nicht unterdrücken.

2.

Es ist ihm also wieder Ernst, wenn er der fürbittenden Natalie dies entgegenhält; er meint sogar, Natalie, sein hochsinniges Herzenskind, müsse das einsehen; „Dich frag ich selbst, darf ich . . .?"

Und Natalie sieht es nicht ein: „Das Kriegsgesetz soll herrschen, allein die lieblichen Gefühle auch".

„Aber Homburg muß es einsehen." „Der denkt nur an seine Rettung."

„Unglaublich! ein so tapferer Held so geknickt! — Nun, dann bittet er wenigstens um Gnade?" (Erstes Einlenken.) „Was kann die Gnade helfen? Er ist innerlich vernichtet."

„Nun denn! ich weiß nimmer, was das Rechte ist; nun möge Gott mir helfen! der Prinz soll selbst entscheiden! spricht er sich los, so ist er frei!"

Der Kurfürst ist „verwirrt"; wenn es der Dichter sagt, so müssen wir das hinnehmen, selbst wenn wir nicht verstehen, wie das kommt. Aber ich meine zu verstehen, wie der Kurfürst irre werden muß an der Richtigkeit der bisher festgehaltenen Überzeugung.

1. Er selbst hat schon zu kämpfen gegen die „lieblichen Gefühle".

2. Natalie gilt schon für ihre Person viel bei ihm, sie, die er liebt, die ihn sonst versteht,[1]) die er vertrauter Aussprache würdigt.[2])

1) Zeugnis davon ihre Worte zu dem den Kurfürsten verkennenden Prinzen (IV, 5):

„Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
nicht ändern kann, nicht kann: wohlan! u. s. w."

2) Es ist nicht zu übersehen, wie einsam der Kurfürst auf seiner Höhe steht. Die Kurfürstin hat in einer Frage, die ihm Reich und Gewissen bedeutet, nur ein Familieninteresse ins Gefecht geführt; Graf Hohenzollern ist ihm nicht vollwichtig; die andern stehen nach Geburt und Wesen unter ihm. Natalien und den Prinzen achtet er als nicht bloß durch Abstammung, sondern auch geistig verwandte und ebenbürtige Naturen.

3. Was Natalie vorbringt, ist geignet, Eindruck zu machen. Die Ergebung, mit der sie auf den Besitz des Geliebten verzichten (vielleicht gar ihre Person den politischen Plänen des Oheims zum Opfer bringen) will, muß den Kurfürsten rühren; die Verkennung der Triebfedern seines Verfahrens, die darin liegt, ihn befremden. Wenn sie dann den Fehltritt dem Eifer des Prinzen zuschreibt, die Tüchtigkeit, die der Übereilte nachher bewährt, zu seinen Gunsten anführt, so hebt sie damit Momente hervor, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen; und das Wort: „Erst, weil er siegt, ihn kränzen, dann enthaupten, das fordert die Geschichte nicht von dir" mag einen Zweifel auslösen, der vielleicht schon länger sich regen wollte. Und der Anspruch, daß neben dem Gesetz auch die lieblichen Gefühle herrschen sollen, ist allerdings zu frauenhaft formuliert, als daß er eine sichere Richtschnur des Handelns abgeben könnte, aber nicht unbegründet und im — Charakter des Kurfürsten lebendig.

Nunmehr können wir an die kritische Stelle, zugleich den Moment, wo die lange vorbereitete Krisis in der Seele des Kurfürsten zum Durchbruche kommt, herantreten. Ihre Erklärung ist in dem oben gegebenen Abrisse des Fortgangs der Handlung kurz angedeutet.

„Ach welch ein Heldenherz hast du geknickt!"

Mit diesen Worten faßt Natalie ihren Bericht über die durch die Verurteilung herbeigeführte Zerrüttung des Prinzen zusammen.

„Nein, meine teuerste Natalie,
unmöglich, in der That! — (so in der Originalausgabe)
Er fleht um Gnade?"

entgegnet „im äußersten Erstaunen" der Kurfürst.

Das „äußerste Erstaunen" des Kurfürsten kann seinen Grund nur in dem Zusammenbruch des Jünglings haben, dessen Heldenkühnheit er sonst nur hochschätzen konnte. Aber dieser Zusammenbruch eröffnet zugleich eine Möglichkeit unblutiger Lösung der Verwickelung; kaum hat er seinem Erstaunen Luft gemacht mit dem Worte „unmöglich" — ernstlich kann er ja doch an der Wahrheit dessen, was Natalie sagt, nicht zweifeln —, so lenkt er nach der sich eröffnenden Möglichkeit hin. Doch ich muß etwas weiter ausholen.

Bitte um Gnade involviert neben der Anerkennung der Gewalt des Machthabers auch die Anerkennung der Schuld und der Strafbarkeit. Einer der Gründe, die bisher einem Einlenken zu milderem Verfahren entgegenstanden, und vielleicht der am schwersten wiegende, war der Trotz des Prinzen. Der Trotz ist gebrochen, vor der Gewalt des Kriegsherrn hat er sich gebeugt, das geht aus Nataliens Bericht klar hervor, daß er aber seine Schuld und die Gerechtigkeit des Urteils (ich meine nicht bloß die formale) aner-

kenne, das ist durch ihn nicht ausgeschlossen, aber auch nicht ausgesprochen. Daß sich der Prinz vor der Macht beugt, ist schon etwas; aber doch nur ein halbes; der Kurfürst möchte noch etwas hören: daß der Prinz um Gnade bitte, d.h. sich schuldig bekenne; bekommt er auf seine Frage eine runde, bejahende Antwort, so — das Eis ist gebrochen, vielleicht schon jetzt ...

Diese Erklärung findet eine äußere Stütze in dem Gedankenstrich, der zwischen dem Ausrufe des Erstaunens und der Frage gesetzt ist, ihren Beweis 1. in der Antwort Nataliens.

Nur wenn Natalie aus der Frage die Geneigtheit, Gnade zu üben, ein Einlenken auf den Weg der Milde heraushört, erklärt sich der leidenschaftliche Schmerzensausruf, der zugleich einen Vorwurf gegen den Kurfürsten enthält: „Ach hätt'st du nimmer, nimmer ihn verdammt!" „Was hilft jetzt Gnade? Du kannst gar nicht mehr gut machen, was du angerichtet" klingt heraus.

2. in der dringlichen Wiederholung der Frage.

Zum zweiten Male die Frage zu thun, wenn sie nur die Versicherung des bereits Berichteten bezweckt, hat der Kurfürst nicht den mindesten Grund; dagegen ist sie für ihn und für seine Entscheidung von der größten Wichtigkeit in dem Sinne gefaßt, wie ich sie fasse. Mit dem „nein, sag'" drängt er weg von dem Jammern und dem gemachten Vorwurfe zu der Frage, deren Beantwortung die Handlung weiterführen soll.

Auf seine zweite Frage erhält er keine Antwort. Krampfhaftes Schluchzen erstickt ihre Stimme.[1]) Mitleid mit dem Prinzen, Zärtlichkeit gegen Natalie schmelzen sein Herz, und die Antwort, an die er die Verheißung der Begnadigung knüpfen könnte, hat er nicht erhalten!

Der Kurfürst ist „verwirrt", d. h. er weiß sich nicht mehr zu helfen als durch einen äußersten Entschluß: er beschließt, dem Prinzen selbst die Verantwortung zuzuschieben. In dubio pro reo! Wenn der Prinz, ein solcher Krieger, für dessen Gefühl er im Innersten die höchste Achtung trägt, das Urteil für ungerecht erklärt, so soll er frei sein. Blitzschnell zucken diese Gedanken, wenn auch vielleicht nicht so formuliert, wie ich sie fast wörtlich dem späteren Diktat des Kurfürsten nachgeschrieben habe, durch seine Seele; unter Anrufung Gottes, nicht als Zeugen eines eidlichen Versprechens, sondern zum Beistand bei dem folgenschweren, in der Gewissensnot gefaßten Beschlusse,

---

1) Soll ich diese nicht im Texte stehende Vorschrift für die Schauspielerin erst begründen? 1. Die folgenden Worte des Kurfürsten lassen erkennen, daß Natalie sichtlich tief erschüttert ist. 2. Die Hilflosigkeit des geliebten Mädchens begründet den Ausbruch der ganzen Zärtlichkeit ihres Oheims.

Das Zusammenbrechen Nataliens ermöglicht das Ausbleiben der Antwort, das der Dichter mit berechnender Kunst „ausgespart" hat.

spricht er — nicht das Nächste, was er thun will, sondern die Folge, auf die es der angsterfüllten Natalie ankommt —: „er ist frei".

Das Folgende bietet bei dieser Auffassung nicht mehr die geringste Schwierigkeit; vielmehr kann die Wahl des Ausdrucks noch zur Bestätigung derselben dienen. Erklärt der Prinz das Urteil für ungerecht, so ist er „frei" — nicht „begnadigt"; ebenso um wenig später, „kassier' ich die Artikel: er ist frei!" Dazwischen wieder „er ist begnadigt". Denn daß der Kurfürst, wenn der Prinz die Gerechtigkeit des Urteils, die Würde des Gesetzes anerkennt, nur um so mehr die Begnadigung aussprechen wird, das mag zwar später Natalie in ihrer Angst verkennen und den Zuhörer augenblicklich zu gleicher Sorge verführen, aber eigentlich dürfte man darüber nicht im Zweifel sein.[1])

Der Kurfürst gewinnt auch bald die Sicherheit, daß der Prinz antworten wird, wie Ehre und Gewissen gebieten;[2]) schon aus den Worten, mit welchen er den gefaßten Entschluß vor sich mehr als vor Natalie motiviert, und dem großen Zweifel ausdrückenden Bedingungssatze: „wenn er ... für ungerecht kann halten" ist das zu entnehmen, noch mehr aus seinem Verhalten. Ihm ist es leicht ums Herz. Die ganze Scene ist so voll dramatischen Lebens und zugleich so zart und tief beseelt, daß sie ihresgleichen sucht — ich weiß, was ich ausspreche —; das Erquickendste daran aber ist die heitere Zärtlichkeit, die er — den schweren Stein vom Herzen — dem geliebten „Töchterlein" erweist, und die verständnisvolle Vorsorge, mit der er die Handlung vorbereitet, durch welche ihr gestürztes Ideal wieder aufgerichtet wird.

Nur ein Bedenken sei hier noch erledigt. Was der Kurfürst unternimmt, ist allerdings ein Wagnis, aber mehr für den Prinzen, als für den Kurfürsten. Denn staatsgefährlich, wie Gaudig meint, wäre die Freigebung des Prinzen auch ohne Schuldbekenntnis nicht: die Begnadigung freilich würde sich nur noch auf Leben und Freiheit erstrecken, nicht auf Wiedereinsetzung ins Kommando.[3]) Für den Prinzen dagegen steht Ehre und Gewissen auf dem Spiele.

Von nun an entwickelt der Kurfürst den überlegenen Humor, den man nur auch bei seiner Verhandlung mit Kottwitz nicht verkennen sollte,

1) Natalie: Ihm soll vergeben sein? Er stirbt jetzt nicht?
Kurfürst: Bei meinem Eid'! Ich schwör' dir's zu!

2) Nur braucht er auch jetzt noch nicht soviel zu wissen, wie der Dichter.

3) Diese Möglichkeit wird vom Dichter mit gutem Bedacht in den Schatten des Hintergrundes gelassen, nur der Prinz im Zustande der Schwäche weist darauf hin (III, 5):

Mag er mich meiner Ämter doch entsetzen,
mit Kassation, wenn's das Gesetz so will,
mich aus dem Heer entfernen.

von nun an „spielt er", mit Gaudig zu reden; aber er darf es nunmehr. Seiner ist er gewiß; Natalie mag ein wenig büßen, daß sie ihn nicht ganz durchschaut, daß sie seinem Versprechen nicht voll vertraut hat; den militärischen Fürsprechern des Prinzen kann eine Lektion im Gehorsam nur heilsam sein; der Prinz ist durch die gewonnene Fassung über die Schrecknisse der Todesfurcht erhaben; ja er findet heroisch in der Aussicht, durch seinen Tod gut zu machen, was er gefehlt, eine gewisse Tröstung; wenn endlich der Zuschauer von unbegründetem Bangen erfaßt wird, was um so leichter geschehen kann, als das Eintreten der Offiziere für ihren Führer eine bedenkliche Verwickelung herbeizuführen droht, so geschieht es ihm recht, weil er nicht besser aufgemerkt hat, und schadet nicht einmal, weil die Spannung um so kräftiger wirkt.

III.

Ich bin bisher der Erörterung der grundsätzlichen Frage, so oft sie sich auch andrängte, ausgewichen. Die Dichtung selbst enthält, ohne je lehrhaft zu werden, ihre vollständige Lösung. Die auftretenden Personen bringen ihre Beiträge, jede ihrem Charakter, ihrem Trachten, ihrer augenblicklichen Gemütslage gemäß, demnach jede in ihrer Art befangen;[1]) aber aus ihrem Widerstreit ergiebt sich die Klärung und erschöpfende dialektische Entwickelung des Prinzipes, über welche durch den Ausgang der Handlung selbst eine Art abschließenden Urteils abgegeben wird.

Der Kurfürst vertritt den Grundsatz des unbedingten Gehorsams gegen den militärischen Oberbefehl, und wie das Gesetz den Bruch desselben mit dem Tode bedroht, so hält er sich als den Wahrer des Gesetzes, den Schirmer des Vaterlandes für verpflichtet, die vom Gesetz angedrohte, vom Gerichte in dem bestimmten Falle ausgesprochene Strafe vollziehen zu lassen. Ein glücklicher Erfolg kann ihm den Ungehorsam nicht straflos machen; denn das gegebene Beispiel würde weiter wirken, und Aussicht auf dauerhaften Sieg besteht doch nur, wo das Gebot heilig gehalten wird, die Ausführung der vom Lenker der Schlacht gegebenen Befehle gesichert, der „Zufall" ausgeschlossen ist.[2])

Der Prinz beruft sich bei seiner Verhaftung auf den Erfolg.

Sind denn die Märkischen geschlagen worden?

Die Kurfürstin führt Familienrücksichten an. Natalie macht die Gesinnung geltend, aus der der Ungehorsam entsprang (Minderung der Schuld), und die nachher bewiesene Tüchtigkeit (Kompensation). Was

1) Selbst der Kurfürst ist insofern befangen, als er im Anfang nicht die vollständige Übersicht über den ganzen Vorgang besitzt; später stellt er sich mehr so, um die anderen ausreden zu lassen.

2) I, 3.

sie sonst noch vorbringt, ist ja recht einschmeichelnd gesagt, aber Kottwitz giebt dem darin enthaltenen Wahren etwas mehr Greifbarkeit.

Dieser endlich will die That des Prinzen durch den Hinweis auf die Einsicht, mit der der Prinz gehandelt, rechtfertigen und greift direkt das Prinzip des unbedingten Gehorsams an (V, 5).

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
das wirken soll in deiner Feldherrn[1]) Brust,
das ist der Buchstab deines Willens nicht,
das ist das Vaterland, das ist die Krone,
das bist du selber, dessen Haupt sie trägt. —

Willst du das Heer, das glühend an dir hängt,
zu einem Werkzeug machen, gleich dem Schwerte,
das tot in deinem goldnen Gürtel ruht? —
Die schlechte,
kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles,
da die Empfindung sich verderblich zeigt,
zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
da die Empfindung einzig retten kann!

„Gehorsam ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel." Zu ergänzendes Mittelglied (Obersatz): „Wo das Mittel dem Zwecke nicht dient, gefährlich ist, da ist es zu verwerfen." Untersatz: „Die absolute Verpflichtung zum Gehorsam ist mehr schädlich als nützlich." Conclusio ...

Der Syllogismus wäre unanfechtbar, wenn das „zehn gegen eins" wirklich ziffermäßig nachgewiesen werden könnte; aber trotz diesem Defekte enthält er genug des Unabweisbaren und Beweiskräftigen, um wenigstens eine Einschränkung der Pflicht des Gehorsams als geboten erscheinen zu lassen.

Sofort macht er die Anwendung auf sich, den Unterthanen, die er durch „ein Schuft wohl wär ich" auf jeden braven Mann ausdehnt. Der brave Mann, der nicht um äußeren Lohn sich dem Herrn verkauft hat, sondern aus Eifer für die Sache dient, wird, das höhere Gesetz über das niedere stellend, nicht sich bedenken, den Gehorsam zu brechen, um ein wichtiges Interesse des Vaterlandes zu retten.

fährt er fort

Und sprächst du,
das Gesetzbuch in der Hand:
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich:
Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er;
als mich ein Eid[2]) an deine Krone band
mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus.

---

1) Das Wort genügt, um eine allzuweite Ausdehnung von Kottwitzens Lehre abzuschneiden.

2) Gegenüber Gaudig, der bei der Beurteilung des Prinzen Pflicht und Herz u. s. w. in so starken Gegensatz stellt, mache ich aufmerksam, daß für Kottwitz diese Begriffe beinahe zusammenfallen, da ihm die Pflicht Herzenssache ist. Ähnlich ist es beim Prinzen.

Zwei entwickelungsfähige Keime liegen in diesen Worten.

1. Derjenige, der den Gehorsam um des Heiles des Ganzen willen bricht, muß bereit sein, durch seinen Tod die Verletzung des Gesetzes zu sühnen.

2. Der Kriegsherr hat in Fällen, wo der Ungehorsam zum Heile des Ganzen und mit Übernahme der Verantwortlichkeit und Unterwerfung unter die gesetzliche Strafe begangen worden ist, das Recht und die Pflicht, nachträglich die vorgenommene Korrektur seines Befehles gutzuheißen. Kottwitz spricht diesen Satz nicht aus — er dürfte es auch nicht, um nicht eine schwache Seite seiner Verteidigung des Prinzen bloßzulegen —, aber es ist der Obersatz, welcher sein Enthymema vervollständigt, dessen schon antizipierter Schlußsatz lautet: Das Todesurteil ist aufzuheben.

Die Entgegnung des Kurfürsten enthält wohl Widerspruch, aber keine ernst gemeinte Widerlegung. „Argliſt'ge Redekunst" kann höchstens insofern zur Last gelegt werden, als das Verhalten des Prinzen der unter 1. gegebenen Bestimmung seines Wissens bisher nicht entsprochen hat; der Vorwurf, daß Kottwitz „wie ein Knabe einen spitzfindigen Lehrbegriff der Freiheit entfaltet" habe, trifft mit Recht höchstens die märkisch-junkerliche, fast hätte ich gesagt reichsritterliche Keckheit, mit der die ernste Frage behandelt wird, und einzelne sich etwas weit vor wagende Aufstellungen.

Doch freilich: „der Kurfürst verzichtet ja nur darum auf die Widerlegung, weil diese Aufgabe der Prinz besorgen soll".

Aber dieser widerlegt nicht durch Gründe, er widerspricht nur durch sein Verhalten. Er verlangt, „das heilige Gesetz des Krieges, das er verletzt im Angesicht des Heeres, durch einen freien Tod zu verherrlichen".

Vergessen wir nicht, daß der Fall des Prinzen etwas Außerordentliches hat. Er hat den Bruch des Gehorsams unter den erschwerendsten Umständen begangen, mit so schreiender Mißachtung des ihn hemmenden Befehles, daß er, sobald er zur Erkenntnis dieses Thatbestandes und zu der notwendigen geistigen Freiheit gelangt ist, seine Verschuldung aufs tiefste empfindet und, enthusiastisch und selbstlos, wie er ist, nichts als seine Pflicht empfindet, gut zu machen, was er gefehlt.[1])

---

1) Das Excessive dieser Haltung macht auch Kottwitz bemerkbar, wenn er dem Kurfürsten die Kur des Prinzen, nachdem er „die Schule dieser Tage durchgemacht", als vollkommen gelungen bezeichnet (V, 9):

„Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
daß er, um dir zu helfen, dich zu retten,
auch nicht das Schwert mehr zöge, unberufen."

So ist sein Verlangen vollständig in seinen seelischen Erlebnissen begründet, aber nicht geeignet, eine Norm zu geben. Nach Abzug des Überschwenglichen bleibt etwa das übrig, was wir oben unter 1. gegeben haben, und so ist durch ihn zur That entwickelt und zum Ausdrucke gebracht, was wir aus Kottwitzens Worten als Corollarium abgeleitet haben.

Und der Kurfürst erfüllt, nun die Voraussetzung gegeben ist, deren Fehlen eben die schwache Seite von Kottwitzens Sachwaltung war, dessen Verlangen und erkennt damit die unter 2. ausgeführte These an.

Ich könnte diese Darlegung schließen, aber auf ein Moment der Beurteilung, das ebenfalls der Dichter an die Hand giebt, muß ich noch hinweisen. Der Befehl des Kurfürsten hat die Verschärfung: „Wie immer auch die Schlacht sich wenden mag". Diese Formulierung ist so überspannt, daß überlegender Verstand von vornherein die Zulässigkeit, weil Notwendigkeit, einer eventuellen Korrektur anerkennen muß. Wenn der Kurfürst wirklich gefallen wäre, wie fälschlich geglaubt wird, oder wenn er nur durch Verwundung außer stand gesetzt wäre, Befehle zu erteilen, wenn alsdann der Prinz, noch nicht unterrichtet von dem Geschehenen, von oben nicht mehr eine nahende Gefahr, sondern eingetretene wirkliche Bedrängnis der Seinen wahrnähme, sollte er da immer noch auf ausdrückliche Ordre warten?

Es ergiebt sich aus dem Drama selbst folgende Theorie.

Der militärische Gehorsam ist vom Gesetze geboten, sein Bruch mit dem Tode bedroht und der Regent zum Wächter des Gesetzes gestellt. Die Wichtigkeit des Gehorsams fordert dessen Aufrechterhaltung durch den Regenten; denn nur durch ihn ist der Sieg gesichert; selbst ein glücklicher Erfolg des Ungehorsams kann ihn nicht straflos machen, da das damit zugelassene Beispiel für den augenblicklichen Gewinn unabsehbares Verderben für die Zukunft bringen würde.

Für den Untergebenen ist es nicht bloß durch das Gesetz eingeschärfte, sondern durch ihre Wichtigkeit heilig gemachte Pflicht, sich dem gegebenen Befehle des Oberen zu unterwerfen. Aber wo das Heil des Ganzen, der „Sieg", durch Ungehorsam gerettet werden kann, da wird gerade der Edle den Gehorsam brechen, um dieses Gut zu retten, bereit den Tod über sich ergehen zu lassen, damit das verletzte Gesetz wieder hergestellt werde.

Der Regent aber, dem das Recht der Begnadigung gesetzlich zusteht, mag dann ermessen, ob nicht schon durch die Bereitwilligkeit des gesetzlich dem Tode Verfallenen das Gesetz erfüllt (wieder hergestellt) ist, und im Bejahungsfalle nicht bloß von der Schuld lossprechen, sondern dem Verdienste Ehre gewähren.

Abschluß.

Überschauen wir die gewonnenen Ergebnisse, so lassen sie sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

I, 1. Das Eingreifen des Prinzen ist durch die taktische Lage gerechtfertigt.

2. Er hat die Erkenntnis von der Notwendigkeit seines Eingreifens gehabt, und den Befehl, wenn er ihm auch nicht die gebührende Achtung erwies, doch nur in der Meinung überschritten, dem Kurfürsten zu dienen.

3. Seine That hat den gefährdeten Sieg gesichert.

II, 1. Der Kurfürst denkt ernstlich, die der Form nach flagrante Verletzung des Kriegsgesetzes durch Vollziehung des Todesurteils sühnen zu müssen.

2. Seine Sinnesänderung tritt ein IV, 1. Sie ist wohl motiviert, bestimmt bezeichnet und in ihren entscheidenden Momenten nachweisbar und verständlich.

III. Die Idee, welche in dem Stücke Wirklichkeit wird, ist: Der Widerstreit zwischen der ausnahmslose Geltung fordernden Pflicht des militärischen Gehorsams und der das Recht der Ausnahme fordernden Pflicht (sic) des Ungehorsams wird gelöst durch den Edlen, der gegebenen Falles um des Heiles des Ganzen willen den Gehorsam bricht, zur Herstellung des gebrochenen Gehorsams aber sein Leben als Opfer darbringt, und die Großherzigkeit des berufenen Schirmers des Gesetzes, der dasselbe schon durch die kundgegebene Gesinnung für hergestellt und befriedigt erklärt und auf das Opfer verzichtet.

Noch manches andere ergiebt sich bei der Untersuchung der gestellten Hauptthemen fast ungesucht, wodurch volleres Licht auf die Dichtung geworfen und ihr Wert unserem Empfinden noch näher gebracht wird.

Der Widerstreit wird darum mit aller Schärfe ausgefochten, weil beide Vertreter der widerstreitenden Prinzipien ihre Anschauung anfangs ganz einseitig vertreten. Dies hat der Dichter dadurch ermöglicht, daß er jeden in eine Lage brachte, in der er zunächst gar nicht im stande ist, dem Gegner gerecht zu werden. Der Kurfürst, durch Natur, Gewöhnung und Pflichtgefühl berufen, das Gesetz des Gehorsams zu wahren, übersieht im Anfange nicht einmal, was den Prinzen, ich sage nicht rechtfertigen, aber doch einigermaßen entlasten könnte, der Prinz, ein feuriger, hochgesinnter Jüngling, der, weil er das höchste Gesetz im Busen trägt, die Bedeutung des äußeren Gesetzes nicht zu würdigen

weiß, ist in einem seelischen Zustande, daß er von dem entgegenstehenden Gebote nur ein dämmeriges Bewußtsein hat.

Die Möglichkeit der Lösung anderseits liegt außer in der allmählich sich weitenden Erkenntnis in der Großherzigkeit des Kurfürsten und in dem Seelenadel des Prinzen. Beider Edelsinn bewirkt das ganz Außerordentliche, daß sie sich entgegengehend jeder über den eigentlichen Vereinigungspunkt hinauskommen, so daß der Richter beinahe seinem Richteramte vergiebt, der Schuldige strenger gegen sich ist, als der Richter fordern kann.

Der Widerstreit wird von den Personen erlebt, sie selbst machen eine innere Entwicklung durch. Nicht der Prinz allein, dessen innere Wandlungen neben seinen äußeren Schicksalen den Hauptgegenstand des Dramas bilden, nein, auch Kottwitz, der im Gehorsam alt geworden durch das Erlebte, das ihm in die Seele greift, aufgerüttelt den märkischen Junker wieder in sich erwachen fühlt und sich auf das sittliche Recht der Freiheit besinnt, auch die andern Offiziere, die aus dem Schlafe des gedankenlosen Gehorsams aufgeweckt erst für die Eigenmächtigkeit des Prinzen Partei ergreifen, zuletzt durch ihn wieder auf den rechten Weg geführt werden. Selbst der Kurfürst empfindet die Einwirkung auf seine Grundsätze; ist ihm doch bisher noch kein Fall vorgekommen, der den Vollzug des Gesetzes so notwendig und so bedenklich zugleich machte. Seine olympische Sicherheit ist gestört worden; einmal hat er aufgehört, der ruhende Punkt in der wirbelnden Bewegung zu sein; er ist ins Wanken geraten.

Will man hierin eine Schwäche finden, so ist sie eben menschlich und gerade geeignet, den Kurfürsten glaublich zu machen. Ein schwacher Charakter (Gilow) wird er mir dadurch noch nicht, zumal da er sich von der Anwandlung rasch und völlig wieder erholt. Einen Augenblick hat der Steuermann die Richtung verloren, das Steuer droht seiner Hand zu entgleiten; aber er faßt sich und führt von nun an mit sicherer Hand das Schiff nach dem um so schärfer gefaßten Ziele. Und die Schwäche ist die eines zarten Gewissens; konnten wir einen Augenblick die Sicherheit an ihm vermissen, so haben wir dafür etwas an ihm wahrgenommen, was unser Herz unwiderstehlich zu ihm hinzwingt, Milde und Hochsinn.

Die Dichtung, von deren Vorzügen ich nicht einmal diejenigen, an denen mein Weg mich unmittelbar vorbeiführte, sämtlich angedeutet habe, ist lange unbeachtet geblieben und auch heute noch nicht volles Eigentum des deutschen Volkes, dessen tiefsten Regungen sie Ausdruck leiht. Über die Schaubühne, nach welcher das Stück vernehmlich ruft, auf der es erst seine ganze Wirkung üben könnte, vermögen wir nichts, aber

der Jugend können wir in der Schule seinen Gehalt erschließen. Ist es mir gelungen, das Dunkel, das bisher noch über einer Kardinalfrage der Erklärung schwebte, zu heben und damit das — ich darf wohl sagen — einzige Hindernis zu beseitigen, das noch der fruchtbaren Verwertung des reichen Schatzes in der Schule entgegenstand, so ist meine Bemühung reich gelohnt und die mir selbst peinliche Ausführlichkeit meiner Darlegungen wenigstens entschuldigt.

Zur Erklärung der Uhlandschen Rolandslieder.

Von **Willy Thamhayn** in Solingen.

Am Schluß der Ballade „Klein Roland" spricht Bertha die prophetischen Worte:

„Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan,
. . . . . .
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Der letzte Vers bedarf einer Erklärung. Die, welche Gude in seinen Erläuterungen deutscher Dichtungen (8. Aufl., Leipzig 1886, 1. Band, S. 222) in dunklen Worten anzudeuten scheint, daß nämlich Uhland im Hinblick auf die Notlage Deutschlands und voll des lebendigen Wunsches, es möchten ihm mutige Retter erstehen, durch eine Art Gedankenübertragung Bertha die Worte in den Mund gelegt habe, kann unmöglich befriedigen. Was Düntzer in seinen Erläuterungen (7. Abt., S. 236, Anm.) bemerkt, bewegt sich, wenn ich ihn recht verstehe, in der Richtung des unten Ausgeführten.

Es ist sicherlich nicht ohne Absicht geschehen, daß der Dichter statt des gewöhnlich gebrauchten Ausdruckes „Vaterland" das Wort „Mutterland" gewählt hat. Dies kann doch nur auf Italien gedeutet werden. Hierhin ist, wie aus der Quelle hervorgeht, der Schauplatz der ganzen Handlung zu verlegen, hier war Roland geboren, hier hatte er nach Milons Verschwinden mit seiner Mutter freudlose Tage des Elends und der Verbannung verlebt, hier hatte er durch sein frisches, frankes Wesen der Mutter die Gunst des kaiserlichen Oheims zurückgewonnen.

Aber warum wird es ein „seufzendes" genannt? Wir denken hier zunächst an die langobardischen Wirren, welche Karl dreimal nach Italien führten. Sie sind bekanntlich auch von der Sage ausgeschmückt worden.[1])

1) Eine recht hübsche Zusammenstellung der „Sagen und Geschichten der Langobarden" hat F. Soldan (Halle, 1888) geliefert.

Zu diesen der Geschichte angehörenden Kämpfen — und offenbar von ihnen ausgehend — hat aber die altfranzösische Karlsepik noch eine Anzahl anderer Kriegszüge des Kaisers nach Italien hinzugedichtet, welche derselbe dem Geiste der Zeit entsprechend gegen die Feinde des Christentums, die „Sarrasins", auszufechten hatte. Mit Hilfe der uns jetzt zugänglichen Litteratur wäre es ein Leichtes, ein umfangreiches Material hierüber zusammenzustellen. Im Jahre 1808, in welchem „Klein Roland" gedichtet wurde, war es damit freilich noch spärlich bestellt. Ganz ohne Kenntnis von den in Rede stehenden sagenhaften Heidenkriegen in Italien war indessen der Dichter, wie ich mit Bestimmtheit glaube annehmen zu dürfen, nicht.

Ich verweise in dieser Beziehung auf die „Bibliothèque universelle des romans", welche von 1775 bis 1789 erschien. Léon Gautier unterzieht sie in seinen Epopées françaises[2] II, 678 flg. einer eingehenden Besprechung. In dem Oktoberheft des Jahres 1777 findet sich auf S. 119 flg. ein „Extrait d'un Manuscrit contenant les faits et gestes de Charlemagne, en vers Alexandrins, par Girard d'Amiens" (um 1300). Insbesondere sind hieraus hervorzuheben S. 129—130 und S. 133. Nach der ersten Stelle zieht der junge Karl von Spanien, wo er Herz und Hand Galiennes, einer heidnischen Prinzessin gewonnen hat, die dann natürlich zum Christentum übertritt, nach Italien, wo die Sarrazenen unter ihrem König Corsuble die ewige Stadt belagern; sie wird befreit, und der Papst belohnt seine Retter durch reichlichen Ablaß. Nach S. 133 unternimmt Karl einen Zug über die Alpen, um Papst Leo, der von seinen Gegnern aufs grausamste zugerichtet ist, dann aber wunderbar geheilt wird, aus den Händen der Feinde zu befreien; er wird danach zum Kaiser gekrönt.

Es ist ferner auf das Dezemberheft 1778 zu verweisen, in welchem die Sagen von „Milès et Amis" (= Amis und Amiles), „Girard de Blaves" und „Jourdain de Blaves" mitgeteilt werden; man wolle hier S. 35—49 einsehen, wo von Karls Zug gegen den Sarrazenenkönig Gloriant in Venedig die Rede ist. Endlich mache ich auf das Maiheft 1777 aufmerksam, in welchem von zwei Kriegen Pipins gegen die Sarrazenen in Italien erzählt wird (vergl. S. 77 flg.).

Allerdings hören wir ja in diesen Erzählungen nicht, daß Roland als Held und Retter im Kampfe gegen die in Italien eindringenden Heiden erscheint, wie dies etwa in der Chanson d'Aspremont (Gautier[2] III, 87) geschieht; aber alle stellen Italien als ein unter dem Joch der Ungläubigen seufzendes dar, und eben darauf kommt es an. Der prophetische Ausblick der Mutter erklärt sich vollständig aus rein poetischen Gründen.

Anderes Material mochte Uhland anderswoher bekannt sein. Alles zusammenzutragen, was in Betracht kommen könnte, würde über den Rahmen und Zweck dieser Arbeit hinausführen.

Dagegen kann ich es mir nicht versagen, eine Stelle aus einem Briefe „Uhlands an Kölle in Paris" (Ludwig Uhlands Leben. Von seiner Witwe, Stuttgart 1874, S. 36 flg.) anzuführen, welche beweist, mit welchem Eifer er schon zu Anfang des Jahres 1807 bemüht war, auch über die romantische Vergangenheit Frankreichs Nachrichten zu erhalten. Sie lautet: „So wollte ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternamen Deutschlands, gehen Sie, wann Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altdeutscher Poesie. . . . . Allein sehen Sie nicht ausschließend auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Rittertums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff, an Mythen."

Dazu noch ein anderes. Es ist gewiß auffallend, daß in dem zweiten Rolandslied Uhlands, in „Roland Schildträger", Milon von Anglante unter den Auserlesenen von Karls Tafelrunde erscheint, während er nach „Klein Roland" von der Flut verschlungen wurde. Den kleinen Quartanern pflegt dieser scheinbare Widerspruch, wie ich erst kürzlich wieder beobachten konnte, nicht zu entgehen. Seine Erklärung findet er bekanntlich darin, daß nach Uhlands Quelle, der deutschen Übertragung der „Winternächte" Antonios de Esclava von Drummer von Babenbach (Nürnberg 1713; eine ältere Auflage 1666), Milon allerdings in dem Wasser eines angeschwollenen Baches versinkt, aber nicht umkommt, sondern in wunderbarer Weise gerettet und später den Seinen wiedergegeben wird. Unsere Erläuterungsschriften beschränken sich — in letzter Instanz wohl im Anschluß an Eichholtzens vortreffliche Quellenstudien zu Uhlands Balladen (Berlin 1879) — auf diese kurze Andeutung. Dieselbe ist ja auch für das, worauf es hier ankommt, vollständig ausreichend. Immerhin dürfte es nicht ohne Interesse sein, den betreffenden Abschnitt der Erzählung Antonios de Esclava etwas genauer kennen zu lernen. Er berichtet etwa folgendes:

Als Milon den Blicken Berthas im Wasser entschwunden ist, sucht diese lange vergeblich nach seiner Leiche. Dann kehrt sie mit Roland in ihre Felsenkluft zurück. Als der Knabe eines Tages wieder in der Stadt weilt, um Speise und Trank für seine Mutter zu holen, naht sich ihr ein furchtbares Schlangenungeheuer, das sich jedoch bald als

eine Wohlthäterin aller Trauernden entpuppt. Es ist eine verzauberte Prinzessin, die Tochter des ersten Königs von Frankreich, und daher mit Bertha verwandt. 6 Monate des Jahres durchzieht sie zur Strafe dafür, daß sie die treue Liebe eines edlen Ritters hoffärtig zurückgewiesen, die Lande als Wurm, um überall Unglücklichen Trost zu bringen. Die andere Hälfte des Jahres weilt sie in natürlicher Gestalt in einem Zauberpalast. Dorthin nun ist, wie Bertha durch sie erfährt, Milon von ihr entführt worden, als er in der Flut versank. Sie verkündet der Unglücklichen, daß sie nach kurzer Prüfungszeit mit dem Gatten wieder vereint werden wird. Und so geschieht es. Als der Kaiser sich mit seiner Schwester ausgesöhnt hat, kehrt er mit ihr und Roland nach Frankreich zurück. In Piemont erblicken sie in einem Walde plötzlich einen wunderbaren Palast; sie gehen mit dem Hofstaate hinein und finden als Eigentümerin des Schlosses die verzauberte Prinzessin, welche in strahlender Schönheit die Ankommenden begrüßt. Alsbald öffnet sich die Thür eines Nebenzimmers. Aus demselben tritt Milon heraus; er fällt dem Kaiser zu Füßen und bittet ihn um Verzeihung. Als man den Palast wieder verlassen hat, verschwindet der Zauberbau mit einem Schlage, Bäume und Gebüsch treten an seine Stelle.

Wenn Uhland in dem jüngeren der beiden Gedichte diesen Teil der Erzählung mit Stillschweigen übergeht, so geschah es natürlich mit gutem Grunde. Die Absicht, die ihn leitete, war, Roland in der anmutenden Frische kecken Knabentums zur Darstellung zu bringen; alles überflüssige Beiwerk konnte dabei nur schädlich sein.

Übrigens scheint im vorigen Jahrhundert das spanische Werk auch in Frankreich mannigfach verbreitet gewesen zu sein. So finde ich die in ihm enthaltene Erzählung von Roland und seinen Eltern wiedergegeben im Novemberheft 1777 der Bibliothèque universelle des romans (S. 10—27) und ferner in Gaillard, Histoire de Charlemagne, Paris, 1772 (Bd. III, S. 411—419).

Daß sich in dem bereits vor 1348 existierenden italienischen Volksbuch Reali di Francia eine in allen wesentlichen Punkten mit Uhlands unmittelbarer Quelle übereinstimmende Darstellung befindet, wird von Eichholtz a. a. O. (S. 3) hervorgehoben.

Endlich noch einige Worte über die Bezeichnung „Milon von Anglante". Man weiß, daß Anglante eine eigentümliche Entstellung des Namens der bekannten Stadt Angers an der Maine ist. Die nach derselben benannte Grafschaft hatte nach der Sage Karl seinem Schwager als Lehen gegeben, ebenso wie das Gebiet von Le Mans, welches eine der angesehensten Städte im Reiche des Kaisers bildete. Nach Milons Tode gehen beide in Rolands Hand über, der deshalb in der Historia

Karoli Magni des sogenannten Pseudoturpin (ed. Castets, Montpellier und Paris 1880, S. 17) als „comes Cenomannensis“ bezeichnet wird. Die für uns nächstliegende Bezeichnung ist hiernach Milon von Angers. Gaston Paris (Histoire poétique de Charlemagne, S. 409) zieht „Milon d'Anglers“ vor, weil die Form Anglers ursprünglicher ist. Bei Pseudoturpin heißt der Graf „Milo de Angleris“ (als Variante allerdings auch „Angeris“). Der um 1200 in stark italienisiertem Französisch abgefaßte Roman „Enfances Roland“, der uns in einer venetianischen Handschrift erhalten ist, schreibt nach G. Paris „Anglant“, wofür dann weiter Anglante gesetzt wird. Diese beiden Formen erhalten sich dann in den weiteren italienischen Gedichten. Die spanischen Bearbeitungen, über welche L. Gautier III, 64, Anm. zu vergleichen ist, dürften die Namensform wie den Stoff der Sage italienischen Quellen entlehnt haben.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1897—98.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

(Schluß.)

Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschluß an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Viktor Kiy, Professor am Realgymnasium zu Elberfeld. II. Teil, 1895, Preis 3,50 Mark. III. Teil, 1897, Preis 3,00 Mark. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Der zweite Teil von Kiys Arbeit behandelt Schiller (S. 1—227) und zwar einige schwierige Gedichte, die Dramen Wallenstein, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, der dritte (S. 163—202) Maria Stuart. Die Dispositionen zu diesen Dichtungen sind von uns geprüft worden, und wir haben hierdurch die Überzeugung gewonnen, daß der deutsche Unterricht in den oberen Klassen ein sehr brauchbares Hilfsmittel, das weit über zahlreiche ähnliche Erscheinungen hinausragt, mit diesem Werke empfangen hat. Es ist durchaus nicht der einzige Vorzug dieser Sammlung, daß sie eine sehr große Anzahl neuer Themata und die bekannten in anderer Bearbeitung bietet, sondern der Hauptwert derselben liegt in der den ganzen Lektürestoff umfassenden, ihn durchdringenden Übersicht. Deshalb wird der Lehrer auch bei der Schullektüre selbst dies Buch gern zur Hand nehmen. Da viele dieser Dispositionen zwei oder mehrere Druckseiten umfassen, so kann es nicht die Absicht des Verfassers gewesen sein, von den Schülern die Auffindung oder auch nur Wiedergabe eines solchen Aufsatzplanes zu verlangen; der junge Stilist wird sich im wesentlichen auf die Anführung der Haupt-

teile beschränken können. Wie sehr dagegen erleichtern diese ausgeführten Pläne dem Lehrer die Arbeit, insbesondere das Urteil, bis zu welchem Grade das zur Behandlung gestellte Thema erschöpfend behandelt worden ist! Übrigens können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch noch in den oberen Klassen über gelesene Abschnitte gleich in der Stunde Dispositionsübungen angestellt werden möchten, damit die gewiß auch von anderen beobachtete Schwerfälligkeit der Schüler im Entwerfen des Planes bei Prüfungsarbeiten mehr und mehr beseitigt werde. — An Kays Büchern werden die Fachgenossen einen trefflichen Führer haben.

Probelektionen nebst Vorstudien und Mustervorträgen über Balladen und Sinngedichte von Schiller, Goethe, Uhland, Chamisso und über Dramen von Friedrich Schiller. (Meiner „Lehrkunst" zweiter Teil.) Ein Handbuch für Lehrer des Deutschen an gehobenen und höheren Schulen, an Mittelschulen, Seminarien und Präparanden-Anstalten. Von Albr. Goerth, Schuldirektor a. D. in Königsberg in Preußen. 363 S. Preis 4,50 Mark. Leipzig 1898, Verlag von Julius Klinkhardt.

Daß der Verfasser der vorliegenden „Probelektionen" eine ausgereifte Persönlichkeit, vor allem ein im deutschen Unterricht wohlerfahrener Lehrer sein muß, ist aus jeder Zeile dieses Buches zu erkennen. Er weiß, worauf es bei der Erklärung von dichterischen Kunstwerken ankommt. Man wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß Fehlgriffe bei der Behandlung der Lektüre in dreifacher Hinsicht geschehen. Der eine glaubt: je mehr philologische, litterarische Kenntnisse bei dieser Lektüre vermittelt werden, desto fruchtbarer ist die Lektüre. Im ganzen gilt dieser Standpunkt für überwunden; der andere moralisiert, wieder ein anderer ästhetisiert. Zwischen diesen beiden letzteren Methoden herrscht insbesondere bei jüngeren Kräften noch großes Schwanken, das sich, weil die Methode doch auch von der Individualität des Lehrers abhängig ist, nicht ganz aus der Welt schaffen läßt. Aber zum Bewußtsein muß doch jedem, der dichterische Kunstwerke erläutern will, kommen, daß der ethische Gehalt eines Gedichtes nur durch das ästhetische Verständnis zu erfassen ist. Aber das letztere wird nun und nimmer herbeigeführt, wenn man bei der Analyse der ästhetischen Gefühle stehen bleibt. Gerade an diesem Punkte setzt Goerth, immer mit sicherer Hand führend, in vortrefflicher Weise ein. Darum hält er in den „Probelektionen" mit Recht soviel auf Erweckung der Stimmung, auf eine gute Wiedergabe des Gedichts durch den Lehrer und auf einen die Ergebnisse der Besprechung zusammenfassenden Mustervortrag desselben. Wir könnten noch weiter

gehen: welcher Lehrer nicht im stande ist, durch diesen seinen Vortrag schon das junge Gemüt in den ästhetischen Genuß einzuführen, belebend und in hohem Grade anregend zu wirken, der sollte die Hand von diesem Unterrichte lassen. Schillers Anschauung war, sagt man gewöhnlich, daß der physische Mensch durch den moralischen zum ästhetischen werden müsse. Aus dieser Anschauung heraus erscheinen nun bei Goerth die Erläuterungen gegeben. Das ist gewiß das beste Zeugnis, das wir seinen „Probelektionen" geben können. Der Appell an den besseren Menschen in uns geschieht bei ihm immer auf Grund des erweckten ästhetischen Totalgefühls. — An einzelnen Stellen sind wir in sachlicher Hinsicht manchmal anderer Meinung, z. B. in Bezug auf den Mord Geßlers. Hier und da vermissen wir wohl auch kräftigere Beziehungen auf das äußere und innere Leben Schillers — aber dies sind Kleinigkeiten gegenüber den Vorzügen des Buches, das schon durch seine Einkleidung — die Erläuterungen werden in didaktischer Form geboten — eine Oase in der Flut von Kommentaren genannt zu werden verdient. Die Schlußzeilen S. 363 mögen hier noch Platz finden: „Mit bestem Wissen und Gewissen habe ich versucht, ein Werk zu liefern, das bei rechter Benutzung Segen stiften kann für alle Zeit. Denn so lange Deutsche sich ihres Lieblings, des großen Schiller, erinnern und seine herrlichen Schöpfungen verehren werden, so lange wird auch das Bedürfnis vorliegen, die deutsche Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts in diese Schätze würdig einzuführen, ihnen des großen Meisters erhabene Gedanken und Ideen zum unverlierbaren Eigentum zu machen. Ich habe mich redlich bemüht, meine beste Kunst aufzubieten, meine beste Kraft einzusetzen. Mögen meine Kollegen dies Bestreben anerkennen und mit Benutzung dieser meiner Vorarbeit weiter streben. Wohl dem deutschen Volke, wenn sich viele tüchtige Lehrer zu solch einer Arbeit vereinigen! Wir werden dann dazu beitragen, nach unseres großen Schiller erhabner Weisung, „die Welt durch Schönheit zur höheren Sittlichkeit zu erziehen". Wer als Lehrer so gearbeitet hat, der darf selbst bei traurigen Fehlschlägen aller Art am Abende seines Lebens mit ruhigem Selbstbewußtsein von sich sagen: „Ich bin das Saatkorn einer bessern Welt gewesen".

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Von Adolf Wilhelm Ernst. Mit zehn Bildnissen. Hamburg, Verlag von Conrad Kloß. Brosch. 4 Mark, geb. 5 Mark. 319 S. (S. 181—228 Schiller.)

Allzuviel Geschmack haben wir diesen „Litterarischen Charakterbildern" nicht abgewinnen können. Das Motto über der Schiller-

biographie: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein" mußte ganz anders aus der Tiefe von Schillers äußerem und innerem Lebensgang herausgeholt sein. Die Entstehung des Gedichtes „Lied an die Freude" setzt Ernst S. 206 in die Zeit des Aufenthaltes in Gohlis. Minor, den der Verfasser doch ebenfalls als seine Quelle zu diesem Charakterbilde bezeichnet, bringt Band II, S. 420 gute Gründe, daß die Abfassung erst Ende Oktober oder Anfang November 1785, also in Dresden erfolgt ist. In dem Buche werden außerdem behandelt: Körner — warum dieser vorangestellt wird, sieht man nicht recht ein, da er doch nicht zu den führenden Geistern gehört, mehr der Dilettant unter den Klassikern ist — Chamisso, Heinrich von Kleist, Lessing, Goethe, Uhland, Lenau, Reuter, Gerok. Die Biographie der beiden zuletzt genannten Dichter ist Ernst recht gut gelungen.

Schiller als Führer zur Welt des Idealen. Vortrag, gehalten am 3. Jahrestage der deutschen Theosophischen Gesellschaft in Berlin, von Julius Engel. 19 S. 1897. Preis 50 Pf. Jul. Engel, Theosophischer Verlag, Charlottenburg, Goethestr. 20.

Wer es unternimmt, Goldkörner aus den Werken unserer Dichter unter das Volk zu streuen, verrichtet eine verdienstliche Arbeit. Engel, der auch ein umfangreiches Werk „Das Gesetz der Liebe, dargestellt in seinem geistigen Ursprunge" verfaßt hat, prüft Schillers Lyrik auf ihren theosophischen Gehalt. Er thut dies in besonnener Weise, d. h. ohne langatmige Erörterungen über „Evolution" und „Karma" der Theosophen, vor allem mit edler Begeisterung für eine ideale Weltanschauung.

Aus Weimars schönen Tagen. I. Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild nach einer wahren Begebenheit in einem Aufzuge von Gustav Körner. 31 S. Preis 1 Mark. Leipzig, Verlag von Gustav Körner.

Nachdem wir durch Georg Berlits Arbeit „Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre, nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß, 1895", die beiden Dichterfürsten im Hausrocke kennen gelernt haben — warum sollen sie sich nicht auch einmal in Hemdärmeln d. h. in diesem Falle beim Kegelschieben uns vorstellen? Selbstverständlich läßt der Verfasser nicht Schiller, sondern Goethe, „den Jupiter, den Liebling aller Götter und Menschen", wie ihn das gut charakterisierte Frl. v. Göchhausen nennt, alle Neune schieben. Der eigentliche Gegenstand des

kleinen Stückes bildet das Eindringen des ungarischen Magisters Sluchovinyi in die erlauchte Gesellschaft; derselbe ist in die Musenstadt gekommen, um die Größen von Weimar zu sehen und kennen zu lernen, und sieht sich ihnen nun unvermutet gegenüber. Auf dem Schauplatze der Handlung, Goethes Garten an der Ilm (1802 oder 1803), entrollt sich beim Abendessen, zu dem die zu Scherz und Neckerei aufgelegten Anwesenden den Eindringling eingeladen haben, eine drollige Scene, an deren Vorführung Liebhaberbühnen, aber auch nur solche, eine dankbare Aufgabe finden werden.

Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen, zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröter, Professor. 10. Bändchen: Aufgaben aus „Maria Stuart", zusammengestellt von Dr. Heinze. 88 S. Preis geh. 80 Pf., kart. 1 Mark. Leipzig 1897, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Mit dem 10. Bändchen: „Maria Stuart" ist das 5. Heft der Themen aus Schillers Dramen abgeschlossen. Der praktische Schulmann verrät sich auch in dieser Sammlung dadurch, daß sich fast keine Aufgabe darin findet, die den Schüler zu dem unfruchtbaren Ästhetisieren veranlassen könnte.

Schillers „Wallenstein" im Gymnasialunterrichte. Von Professor Karl Hähnel in Leitmeritz. Nr. 22, 23, 24 der Zeitschrift „Gymnasium". 1897. Herausgegeben von Dr. M. Wetzel und A. Wiemer.

Von dem grundlegenden Gedanken ausgehend, daß ein anschauliches Verständnis von Schillers Wallenstein, vor dem das „Lager" und die „Piccolomini" durch entsprechend geleitete Privatlektüre mehr summarisch, „Wallensteins Tod" dagegen in der Schule eingehender behandelt werden sollen, nicht möglich ist, ohne eine klare Übersicht der allerwichtigsten geschichtlichen Thatsachen, der Örtlichkeiten und der Zeit der Handlung u. s. w., giebt Hähnel einen alle verwirrenden Einzelheiten ausschließenden Kommentar zur Lektüre des großen Doppeldramas. Von eingehender Gedankenarbeit zeugt das am Schlusse der Abhandlung befindliche Schema, das die kunstvolle Verschlingung der Haupthandlung mit der Nebenhandlung, den besonderen Aufbau beider Einzeldramen und zugleich die Architektur des großen Gesamtdramas mit Beschränkung auf die wichtigsten Momente der Handlung versinnlicht. — Der bewährte österreichische Schulmann, der stets in lebendiger Wechselbeziehung zur Litteratur des Unterrichtswesens im deutschen Reiche

ſteht, hat als pädagogiſcher Schriftſteller ſchon manchen vortrefflichen Beitrag zur Behandlung unſerer Klaſſiker geboten; auch dieſe neue Gabe wird in Fachkreiſen willkommen ſein.

Die Malteſer. Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerſchen Entwurfes von Heinrich Bulthaupt. Zweite Auflage. 122 Seiten. Preis 2 Mark. Oldenburg und Leipzig 1887, Schulzeſche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz.

Nachdem die Malteſer von Heinrich Bulthaupt auf einer ganzen Reihe von Hoftheatern (Dresden, München, Hannover, Mannheim, Schwerin, Oldenburg, Meiningen), ſowie auf verſchiedenen Stadtbühnen (Hamburg-Altona, Bremen, Lübeck, Breslau, Königsberg, Riga, Köln, Bonn u. a.) gegeben worden ſind, bleibt beim Erſcheinen der zweiten Auflage kaum etwas anderes übrig, als über den Geſamteindruck zu berichten und die Punkte zuſammenzuſtellen, in denen ſeitens der Kritik nahezu Einſtimmigkeit herrſcht. Die Malteſer ſind hiernach unbeſtritten die Arbeit eines bühnenkundigen Autors; davon zeugt die in kräftigen Steigerungen verlaufende Scenenführung: ſehr wirkungsvoll iſt in dieſer Hinſicht die Expoſition, der zweite Akt mit ſeinen beiden Hauptſcenen und im dritten Akt die Brutusſcene. Den Gedankenreichtum und die poetiſche Kraft Bulthaupts beweiſt die edle, ſchwungvolle Sprache; auch die Verſe ſind durchaus wohlklingend. Wohl ausgedacht und fein ausgearbeitet ſind die ſeeliſchen Prozeſſe der handelnden Perſonen, dagegen fehlen große dramatiſche Konflikte. Das punctum saliens, das Schiller in ſeinem Briefe an Körner (Weimar, den 13. Mai 1801, L. Geiger 4. Band, S. 169) als ihm noch fehlend erwähnt, iſt durch Einfügung der Geſtalt der Renée von Bulthaupt nicht gefunden worden. Wozu führt Prieſt dieſes Zuſammentreffen mit dem Kinde aus der Dauphiné? Die von ihm infolge des Ordens geübte Entſagung führt zu einem Hervorbrechen der Sinnlichkeit, und wie er ſelbſt durch die Schuld des Vaters ein Kind der Liebe iſt, ſo bricht er auch wie ſein Urheber das Gelübde der Keuſchheit. Schuldig in tragiſchem Sinne wird Prieſt dadurch nicht, daß er das Keuſchheitsgelübde bricht; wohl aber verführt die vom Dichter erfundene Geſtalt der Renée, die wie eben erwähnt, ihren eigentlichen Zweck verfehlt, zur Ausführung von lyriſchen Scenen. Auch die etwas matte Wendung der Handlung im dritten Akte — Prieſt wird nicht hingerichtet, ſondern von del Monte aus dem Orden ausgeſtoßen, Vater und Renée folgen ihm in die Verbannung — hängt mit dem gewählten punctum saliens zuſammen. Der hohe poetiſche Sinn des Verfaſſers zeigt ſich zwar in jeder Scene, und ſeine Gabe, packende

theatralische Effekte zu schaffen, verrät sich wieder am Schlusse im vierten Akte, der die heroische That Landsbergs und den Kampf in St. Elmo bringt, wo Vater und Sohn den Sieg entscheiden und dann selbst an Renées Leiche ihr Leben aushauchen. Zu einem Ausklingen in einen gewaltigen Accord kommt es dagegen auch am Schlusse nicht, weil dem Drama eine aus starken dramatischen Konflikten entstehende Grundstimmung fehlt.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 13. und 14. Band à 2 Mark. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Die beiden letzten Bände von L. Bellermanns Schillerausgabe enthalten dasjenige, was in den früheren Bänden keinen Raum gefunden hat; der 13. Band bringt 6 Erzählungen, welche mit Ausnahme der letzten Nummer der früheren Hälfte von Schillers dichterischer Thätigkeit angehören, ferner Philosophie, Ästhetik (7 Nummern), Vorreden, Ankündigungen, Rezensionen (37 Nummern), „Aus der Zeit der Militärakademie" (4 Nummern). Weggeblieben ist nur das Bruchstück der Abhandlung „Philosophie der Physiologie". Sonst hat Bellermann nur ganz unbedeutende oder in ihrer Echtheit unsichere Stücke fortgelassen. Beigefügt sind die Anmerkungen des Herausgebers S. 500—521, die von Hans Zimmer bearbeiteten Lesarten zu Band 12, welche freilich in dem ebengenannten Bande selbst hätten Aufnahme finden sollen. Der Schlußband (14. Band) bringt die geschichtlichen Schriften, Anmerkungen des Herausgebers S. 421—521 und die Lesarten, bearbeitet von Karl Hoppe und Theodor Kükelhaus. — Die neue Schillerausgabe bildet, wie die zahlreichen günstigen Urteile beim Erscheinen der einzelnen Bände und die ungemein warme Aufnahme derselben seitens des gebildeten Publikums beweisen, ein Ereignis auf dem Gebiete der deutschen Litteraturwissenschaft; sicherlich der beste Lohn für die langjährige angestrengte Arbeit des ausgezeichneten Gelehrten.

Emil Mauerhof: Schiller und Heinrich von Kleist. 170 Seiten. 4 Mark. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell u. Co.

„Seit Shakespeare ist das einzige dramatische Genie Heinrich v. Kleist" — nach Mauerhofs Meinung ist Schiller als dramatischer Dichter doch nur ein Stümper. Ehe er ihn aber von seiner Höhe herabholt, will sich M. erst mit dem „Olympier Goethe" auseinandersetzen. Goethe hat nämlich des Verfassers gewaltigen Zorn durch den Ausspruch erweckt: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur

schön beabsichtigter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre", und ferner dadurch, daß Goethe den bekannten dramaturgischen Mißgriff that, als er den „Zerbrochenen Krug" in mehrere Akte teilte, „unter all seinen dramaturgischen Stümpereien wohl die allerschlimmste". Was M. über die Herrenmoral sagt, die Goethe sich nach dem Grundsatze „Erlaubt ist, was gefällt", zu seinem Zwecke „zurechtgezimmert" habe, übergehen wir, es ist mehr an die Adresse des Goethevereins gerichtet. Nur der Schlußsatz über das Verhältnis zu Frau v. Stein möge hier Platz finden: „War also die Not am höchsten, so stürzte sie, das Feuer in allen Gliedern, in die Arme ihres Ehegatten, um sich in diesen abzukühlen, und er hatte wiederum stets irgend eine Christel bei der Hand, um sich an deren Busen gründlich auszuschmachten: sie wähnte dabei Wolfgang, er seine Charlotte zu umfangen." An Schiller als Menschen kann nun M. mit seinen wunderbaren Auseinandersetzungen nicht heran, aber um so mehr muß der Dramatiker Schiller sich von den Einfällen des Verfassers gefallen lassen: ein unsinnigeres Stück von klassischem Ansehen als „Die Räuber" hat es nie gegeben, ein Kind hat es angerichtet, kindisch ist es darum auch geraten, und von Kindereien macht ein halbwegs verständiger Mensch kein Aufhebens weiter; Schillers Fiesko bedeutet den größten Triumph, den die Phrase je gefeiert. Bei der „Beurteilung" von Kabale und Liebe stürzt sich M. hauptsächlich auf die Briefscene, um Hohn und Spott über das Verhältnis Louise-Ferdinand auszugießen. Nicht von einer Handlung, ja nicht einmal von einer sinnvollen Fabel ist im Don Carlos die Rede. Schiller bezaubert nur durch die Sprache, doch ist das Wort bei diesem Dichter zumeist Phrase, aber es klingt, und schon dieser Klang sichert jenem die Unsterblichkeit bei allen, die vornehmlich Ohr sind. Nun hofft man wenigstens über Wallenstein ein günstiges Urteil zu hören — mehr als den Schein dramatischen Lebens besitzt auch dieses Werk nach M. nicht. Schiller fehlt eben das allernötigste Rüstzeug des tragischen Dichters — die tragische Weltanschauung: „Ohne Leidenschaft kein dramatischer Stil; ohne tragische Weltanschauung, dem Gewinn aus Leidenschaft und Leid, keine tragische Idee; ohne Leidenschaft wiederum kein dramatisches Ziel: denn einzig die Leidenschaft vermag zu wollen, und die Sucht, eben diesen Willen zu befriedigen, giebt ein dramatisches Ziel. Von allen diesen drei unerläßlichen Vorbedingungen für eine Tragödie besaß der „größte Dramatiker der Deutschen" auch nicht eine." Die Königin Elisabeth in Maria Stuart hat Schiller in ein Monstrum verwandelt, das sich mit vollem Behagen in einem tiefen Sumpf von Gemeinheit wälzt. In der Jungfrau von Orleans wird die Montgomeryscene als ein Metzgerstückchen bezeichnet,

nach welchem sich das „liebe Mädchen" gedankenvoll hinstellt und vor sich hinspricht: „Erhab'ne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!" u. s. w. Daß in der Braut von Messina, die sich durch eine grobäußerliche Führung der Fabel auszeichnet, nach M.'s Ausdruck Schiller die Komik auf die Spitze getrieben hat, wird nach den oben angedeuteten Auslassungen des Verfassers nicht mehr wunder nehmen, ebensowenig wie die Bemerkung auffällig erscheinen wird, daß Schiller nach den verfehlten tragischen Versuchen in Wilhelm Tell zwar die Höhen des Lustspiels zu gewinnen gesucht, aber auch verfehlt habe. Schillers dramatische Thätigkeit ist nach M. Pfuscherei, keine Kunst. Wir sind der Meinung, daß das, was M. von den meisten Litteraturfreunden in ihrem Verhältnis zu Kleist behauptet, ganz und gar von dem Kritiker M. in seinem Verhältnis zu Schiller gilt: Er ist nicht weiter als bis an die Außenseite von Schillers dramatischer Muse herangetreten.

Geisteshelden-Biographien, 28. und 29. Band. Schiller von Otto Harnack. 418 S. Geheftet 4,80 Mark, Leinenband 6,20 Mark, Halbfranzband 6,50 Mark. Berlin 1898, Ernst Hofmann u. Co.

Man darf nicht vergessen, wenn man Otto Harnacks vorliegender Arbeit gerecht werden will, daß die Sammlung „Geisteshelden" in erster Linie für den gebildeten Laien berechnet ist, und daß dem Verfasser von der Verlagshandlung programmgemäß eine bestimmte räumliche Grenze gezogen war. Der Umfang jeder der Bände soll 200–300 Druckseiten in der Regel nicht überschreiten; auch die Quellenangaben sollen nur dem reifenden Leser einigen Anhalt gewähren, falls er sich zu tiefergehenden Studien angeregt fühlt. Wenn freilich auch dem reifen Leser volle Befriedigung aus der Lebensbeschreibung Schillers erwachsen sollte, so mußte bei diesem „Geisteshelden" eine Ausnahme gemacht werden, die nicht die erste gewesen wäre, da „Goethe" von Dr. Richard M. Meyer 779 Seiten Groß-Oktav umfaßt. Mag sein, daß Goethes äußeres Leben reicher und vielgestaltiger an und für sich ist, aber es wird aufgewogen durch das gewaltige innere Leben Schillers, wie es die neuere Forschung bereits gezeigt hat. Wir hätten uns gefreut, wenn in dieser vortrefflichen Sammlung, mit deren Herausgabe die Verlagshandlung sich ein nicht zu bestreitendes Verdienst erworben hat, mit dem Erscheinen der Biographie Schillers etwas der Goethes durchaus Ebenbürtiges geschaffen, der Verfasser nicht durch die ihm gesteckten räumlichen Grenzen gezwungen worden wäre, über gewisse Fragen öfters nur leicht hinwegzugehen. Etwas reichhaltiger könnte wohl auch die „litterarische Übersicht" ausgestattet sein, damit man müheloser erkennt, auf welche Werke die Beurteilung (z. B. der Dramen

Schillers) gegründet ist. Nicht unterlassen werden soll, von dieser Stelle aus den Schulbibliotheken die Anschaffung der ganzen Sammlung angelegentlichst zu empfehlen.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Ludwig Bellermann. Erster Teil. Zweite Auflage. 335 S. Preis 6 Mark. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung.

Die zweite Auflage ist, wie aus dem Vorwort zu derselben hervorgeht, in allen wesentlichen Punkten der ersten gleich. Bellermann hat das Ganze genau durchgesehen, aber nur in wenigen Fällen eingreifendere Änderungen oder ausgedehntere Zusätze gemacht, besonders wo es ihm durch die inzwischen neu erschienenen Werke über den Gegenstand geboten erschien. Sonst hat er sich auf Verbesserung von Fehlern und Versehen beschränkt. Plan und Anordnung des Buches sind durchweg dieselben geblieben. Wir konnten uns bei einem Buche von so gediegenem Werte nicht versagen, beide Auflagen wenigstens in einigen Abschnitten der behandelten Dramen miteinander zu vergleichen. Die aufgewandte Mühe, die dieses Geschäft beansprucht, wird reichlich durch den Genuß der wiederholten Lektüre aufgewogen. Insbesondere interessierte uns in dem Kapitel „Einheit der Handlung" Bellermanns Zeitberechnung in den Schillerschen Dramen. In den Räubern und Don Carlos folgt die zweite fast durchweg der ersten Auflage. Dagegen sind bei Fiesko und Kabale und Liebe Änderungen oder eine andere Fassung zu verzeichnen. Gustav Kettners Arbeiten z. B. „Schillerstudien", Hermann Schreyers Abhandlung „die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugenddramen", Heinrich Düntzers Erläuterungen erfahren dabei Berücksichtigung bez. Entgegnung. Der Zeitberechnung hat Bellermann, obwohl dieselbe nicht durchweg unangefochten geblieben ist, schon in der ersten Auflage besondere Sorgfalt gewidmet. Sie führt in Don Carlos bezüglich des Auftretens des Marquis zu dem überraschenden Ergebnis: „An einem Tage beginnt und endet die ganze Herrlichkeit Posas, insofern nämlich das Drama von Anfang des dritten Aktes bis zum Schluß an einem einzigen Tage spielt, dem 5. des Ganzen; Posa ist ein wahres Eintagsgeschöpf, das kaum entstanden, wieder verschwindet". Bellermann hat Recht, wenn er sagt, daß diesen Eindruck wohl kein Leser von diesen Vorgängen haben wird, der nicht auf solche Einzelheiten der Zeitangaben besonders achtet, der nicht zum Zwecke solcher Untersuchung auf dergleichen Merkzeichen, wie sie in dem Kapitel Einheit der Handlung (S. 237 flg.) angeführt sind, fahndet. — Dieses Buch bedarf keiner Empfehlung mehr, es hat sich selbst durch seine Güte eingebürgert und wird sich in der wenig veränderten Gestalt zu den alten neue Freunde erwerben.

Aus Zeitschriften:

(1897)

Chemnitzer Tageblatt Nr. 17: „Schwäbischer Schillerverein" von Hermann Unbescheid.

Daheim Nr. 19: Karoline von Wolzogen. Zur 50. Wiederkehr ihres Todestages. Von H. Mosapp.

Euphorion IV, 2. Schiller und Egmonts letztes Schreiben an Philipp. Von Th. Distel.

Hamburger Schulzeitung V, 16. Schillers Glocke in einem Fabrikarbeiterdorfe.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte 5. Bd. 3. Abt. A. Köster, Schiller.

Illustrierte Welt. S. 550 flg. Marbach und das zukünftige Schillerarchiv, von Ludwig Holthof.

Lyon, Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 11. Jahrg. 1. Heft, S. 83 flg. Zu Schillers Sprache, von O. Weise. — 2. und 3. Heft, S. 208 flg. Zu Schillers Tell II, 2. 317 von E. Bonstedt. — 7. Heft, S. 464, Sprachliches zu „Gustel aus Blasewitz", von Th. Distel. — 9. Heft, S. 601 flg. Zu Schillers Wilhelm Tell, von R. Eickhoff.

Praktischer Schulmann 46. Bd. 1. Heft. Karl Billerbeck: Zu Schillers Lied von der Glocke.

Schwabenland Nr. 3—6. Zur Geschichte des Schwäbischen Schillervereins. Von Eugen Palmer.

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. I. Rechenschaftsbericht, erstattet in der ersten regelmäßigen Generalversammlung des Vereins vom 24. April 1897.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N.F. 10. Bd. 5. u. 6. Heft. Eduard Stilgebauer: Wielands Einfluß auf Goethe und Schiller.

Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus. 17. Heft. Ullsperger: Schillers Wallenstein.

Ausgaben:

Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Schwäbischer Schillerverein.

Die zweite Hauptversammlung des Schwäbischen Schillervereins fand am 23. April 1898 im Weißen Saal des Oberen Museums in Stuttgart statt. Die Verhandlungen leitete der Schriftführer des Vereins,

Stadtschultheiß Haffner von Marbach. Dem von ihm vorgetragenen Rechenschaftsberichte entnehmen wir folgendes: Die Gesamteinnahmen von der Gründung bis jetzt betragen 222948 Mark, das Mehr seit dem Vorjahre beläuft sich auf 59586 Mark; die Gesamtausgaben beziffern sich auf 36020, worunter im verflossenen Jahre 33841 Mark einschließlich des Kaufschillings für den Museumsbauplatz in Marbach (25140 Mark). Dem Vereine gehören an 265 lebenslängliche, 1064 ordentliche Mitglieder — letztere sind im vergangenen Vereinsjahr um 33 gewachsen —, ferner 13 Gemeinden (darunter 7 im Königreiche Sachsen) und 33 Amtskorporationen, Zweigvereine bestehen nur in Württemberg und zwar in gleicher Zahl wie im Vorjahre 19. — An den Ausschuß sind eine Reihe von Anfragen und Vorschlägen wegen Herausgabe eines Schiller-Jahrbuches gelangt, die zunächst als wertvolles Material aufbewahrt werden. Doch scheint der Vereinsleitung der Zeitpunkt für eine solche Gründung noch nicht gekommen, da einesteils die Mittel für die Erfüllung näher liegender Aufgaben zusammengehalten werden müssen, andernteils das wissenschaftliche Material noch nicht genug gesichtet ist, um die Herausgabe eines solchen Jahrbuchs ununterbrochen fortsetzen zu können. Die Benutzung von Handschriften ist einzelnen Forschern gestattet worden, doch behält sich der Verein die Ausnutzung des gesamten Stoffes selbst vor. Die Sammlungen haben im abgelaufenen Jahre einen bedeutenden Zuwachs durch Zuwendungen hochherziger Schillerfreunde erfahren; zu nennen sind besonders der Uhlandsche und der Schwabsche Nachlaß, sowie eine Reihe von Reliquien Schillers und seiner Familie. Es sind schon über 10000 Handschriften, sowie sämtliche erste Drucke von Schillers Werken vorhanden. Uhland, Auerbach und Schwab sind ebenfalls beinahe vollständig vertreten. — Der Bericht schließt mit der Bitte an alle Freunde Schillers, an Gesang- und andere Vereine, das Werk fördern zu helfen, und giebt der sicheren Hoffnung Ausdruck, daß am 9. Mai 1905, dem hundertjährigen Todestag Schillers, das Museumsgebäude nicht nur fertig, sondern auch vollständig zur Benutzung eingerichtet sein wird.

Sprechzimmer.

1.

Zur Auffindung von Schillers Adelsdiplom.

Das vom Kaiser Franz unterzeichnete und vom Fürsten zu Colloredo-Mannsfeld gegengezeichnete Adelsdiplom Schillers ist zu Beginn des Sommers 1898 in alten Akten der württembergischen Regierung gefunden worden. Dasselbe ist, dem damaligen amtlichen Stil entsprechend, ziemlich

weitschweifig ausgedrückt, weshalb wir an dieser Stelle nur die Hauptpunkte aus der Urkunde und zwar wörtlich anführen wollen:

„Wenn uns nun allerunterthänigst vorgetragen worden, daß der rühmlichst bekannte Gelehrte und Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller von ehrsamen deutschen Voreltern stamme, daß sein Vater als Offizier in herzoglich württembergischen Diensten angestellt war, auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten habe und als Obrist-Wachtmeister gestorben ist; er selbst aber in der Militärakademie zu Stuttgart eine wissenschaftliche Vorbildung erhalten und als er zum öffentlichen ordentlichen Professor auf der Akademie zu Jena berufen, unter allgemeinem Beifalle Vorlesungen über die Geschichte gehalten habe; ferner, daß seine historischen sowohl, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheilten Wohlgefallen aufgenommen worden sein und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben hatten; auch im Auslande würden seine Talente hoch geschätzt, so daß er von mehreren ausländischen gelehrten Gesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen sey; seit einigen Jahren aber als Herzoglich-Sächsischer Hofrath und mit seiner Gattin aus einem guten adeligen Hause verehelicht, sich in der Residenz Seines des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden aufhalte..." Über das genau beschriebene und abgebildete Wappen, das der geadelte Dichter nach der Urkunde „in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen und Tournieren, Gestechen, Gefechten, Ritterspielen" u. s. w. zu gebrauchen befugt war, heißt es, es sei dem Inhaber verliehen „als ein von Gold und blau quergetheilter Schild mit einem wachsenden natürlichen weisen Einhorne in der oberen und einem goldenen Querstreifen in der unteren Hälfte, auf dem Schilde ruht rechtsgekehrt ein mit einem natürlichen Lorbeerkranz geschmückter goldgekrönter frei adeliger offener blau angeloffener und rothgefütterter mit goldenem Halsschmucke und blau und goldener Decke behängter Tournierhelm, auf dessen Krone das im Schild beschriebene Einhorn wiederholt erscheint".

Wollstein i. Posen. **Karl Löschhorn.**

2.

Zur Grabschrift der Rosamunde.

In dieser Zeitschrift IX, S. 444 hat R. Foß aus der Bibl. univers. eine französische Grabschrift mitgeteilt, die sich auf die schöne Rosamunde Clifford bezieht. Es sei uns verstattet, hier das Original anzufügen, das nach der gewöhnlichen Uberlieferung also lautet: Hic iacet rosa mundi,

non Rosamunda. Die böſe Welt änderte, auf die laxe Moral der Geliebten Heinrichs II. anſpielend, das Wortſpiel: Hic iacet in tumba rosa mundi, non rosa munda. In dem Anz. f. K. d. d. Vorz. 1856 S. 70 findet ſich eine ausführlichere Faſſung: Hic iacet in tumba Rosa mundi, non Rosa munda: Non redolet, sed olet, quae redolere solet. Es wird hier mitgeteilt, daß dieſes Epitaphium ſich im Nonnenkloſter zu Godſtow befinde (Stowe, Annals. Ed. 1631 S. 154; vergl. auch Percy, Reliques of anc. Engl. poetr. 1845 S. 125). Sarnicki, Annal. Pol. IV. 20 giebt die Inſchrift alſo: Hic iacet in tumba Rosa mundi, non Rosa munda:

Non redolet, sed olet, quae redolere solebat

und bezieht ſie auf die Königin Wanda, deren Grabhügel (Clara Tumba) ſich bei Krakau befand. Noch eine andere Beziehung giebt Engelhus Chronic. ed. Helmſt. 1671 S. 125; nach ihm iſt unter der Roſamunde Alboins bekannte Gemahlin zu verſtehen.

Die ſehr ſeltenen Loci communes proverbiales de moribus, carminibus antiquis conscripti cum interpretatione Germanica. Basileae 1572 (Anz. 1854 S. 269) geben das obige Diſtichon und zugleich eine Überſetzung:

Eine Roſe allhie begraben leit,
Von ſchön berümpt ſehr weit und breit:
Jetzt iſt es nur ein Madenſack,
Den niemand ſehn noch riechen mag.

Das Bild von der Roſe ſelbſt war ſehr beliebt, es ſei nur hingewieſen auf die Grabſchrift der Beatrix, der Gemahlin Ottos IV.: Filia formosa, iam cinis, ante rosa, der wir eine ganz junge Grabſchrift aus Zwätzen in Sachſen-W.-E. aus dem Jahr 1724 anfügen:

Kaum bricht die Roſe auf, ſetzt ſich der Käfer drauf,
Drum nahm Gott das Röſzgen an,
Damit er's nicht beſchmeiſen kan.

Die Bezeichnung Roſengarten = Friedhof führte in Tirol zur häufigeren Verwendung des Bildes von der Roſe; vergl. z. B.:

Mein Kind das war ein Roſenknopf,
Wollt eine Roſe werden,
Da kam der Tod und roch daran,
Da war's nicht mehr auf Erden.

Ähnliches bei Hörmann Grabſchriften und Marterle.
Was iſt wohl die älteſte Quelle von Roſamundas Grabſchrift?

Frankfurt a. M. **Carl Blümlein.**

3.

Nachtrag zum Aufsatz über rhythmische Prosa in der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts XII, 6,397.

Aus Lavaters (in Ausrufen unerschöpflichem und an Wiederholungen überreichem) Drama „Abraham und Isaak“[1]) glaube ich, weil es wenig zugänglich ist, zur Kennzeichnung seines Stiles ein paar Stellen nachträglich vorlegen zu sollen. Nur ganz vereinzelt begegnen darin Partien trochäisch-daktylischer Messung, wie S. 22:

„Schau mit stillem Blick die weite schöne Welt an!
Die Berge, die Thäler, die Wasser, die Wolken, die stralende Sonne!
Den sanft leuchtenden Mond! die stillen feyerlichen Sterne!
Wie in stäter Ruh und Bewegung!
Wie sie kommen und gehen!“

oder S. 103:

„So führt Gott durch den Tod ins neue, freyere Leben!“

Im übrigen beherrscht mit geringen Unterbrechungen, wie in Bibelcitaten oder in der, jedoch sicher nicht von Goethe herrührenden (Weim.-A. a. a. O.) kleinen paraboliſchen Episode, S. 101, der Jambus das ganze Stück, das mit den Worten anhebt:

„So schöne Frühlingsnacht! Der Mond wie still und hell!
Sein sanftes Licht auf diesem Rasen!“

und mit folgenden schließt:

„Du hoher Gottesberg!
Auf dich wird Gott nach fernen Zeiten schaun!
Moriah nenne dich der Gottesehrer!
Ewig sei Gottes Augenmerk und Gottes Tempel!“

Aus der mittleren 2. „Handlung“ folge noch der Passus, S. 91:

„Eh wird der Staub der Erde nicht mehr stäuben,
Kein Sandkorn seyn am Meergestade mehr,
Es wird von allen unzählbaren Sternen
Nicht einer mehr in unsre Nächte schimmern;
Verlöschen eh wird deiner Sonne Flamme,
Des Mondes stille Pracht — Eh wird nicht Nacht,
Eh wird kein Tag mehr sein; eh du nicht Treue,
Nicht Wahrheit mehr, nicht Weisheit und Erbarmen,
Nicht bist unendlich mehr, als auch der kühnste,
Der göttlichste der Erdensöhne glaubt.

Wie der Zauber des Rhythmus auch außerhalb der eigentlichen litterarischen Kreise auf die Sprache höher gestimmter Naturen in jenen Zeiten wirkte, beweist unter anderen Karoline v. Humboldt, die gleich-

1) Winterthur 1776.

gestimmte Jugendfreundin der Frau v. Wolzogen, der sie auch „manche schöne und harmonische Richtung verdankte", in Briefen aus der Zeit vor ihrer Verheiratung. So schreibt sie z. B. in einem derselben nach einer Mitteilung ihres Gatten (Gabriele v. Bülow, Ein Lebensbild, S. 290), nachdem sie davon gesprochen, daß man im Nachdenken über sich und sein Schicksal so oft in ungewissen Zweifeln umhergeworfen würde:

„Aber auf den lichten Höhen der Empfindung
Begegnet die ewige Wahrheit dem suchenden Blick
Und zerreißt die verhüllenden Schleier."

Wenn ich endlich von dem schließlichen Zurückgreifen Goethes auf den einst von ihm geächteten Alexandriner als einem Charakteristikum seiner Altersperiode gesprochen habe, so muß ich bei näherer Erwägung doch der Auffassung Fr. Vischers (G.s Faust, Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes, S. 105) beipflichten, daß in der Ämterverteilung durch den Kaiser und dem Auftritt mit dem begehrlichen Erzbischof der zopfige Takt dieses Versmaßes humoristisch sachgemäß eintritt. Die Annahme K. Bartschs (G. Jahrb. I, 138), man verdanke diese Alexandrinerscene dem Bestreben Goethes, den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen der Dichtung möglichst zu verwischen und einen altertümlichen, an das Drama des 18. Jahrhunderts erinnernden Ton anzuschlagen, ist völlig unhaltbar, da schon im Urfaust der entschiedenste Bruch mit der Alexandrinertragödie vorliegt.

Wernigerode. **H. Henkel.**

4.

Du bist ein rechter Melac!

Über diese Schelte gab unter der Spitzmarke „Ein historischer Schimpfname" Hermann Crämer aus Krefeld in der Zeitschrift f. d. deutsch. Unterr. 1898, S. 291 flg. näheren Aufschluß. In meiner kleinen Sammlung von solchen Hundenamen, die in der deutschen Litteratur begegnen und nach der einen oder andern Seite kulturgeschichtliches Interesse haben, findet sich auch der Name — Melac. Ich entlehnte ihn aus dem Gedichte von Johann Gabriel Seidl „Ein lebendig Monument", welches im Jahrgang 1847 des sauber ausgestatteten Jahrbuches Iris (Pesth bei Heckenast — Leipzig bei Wigand) S. 118 flg. erschienen ist. Da erzählt der österreichische Dichter in seiner breiten behäbigen Art:

Monument' aus Erz und Marmor sieht man prangen weit und breit,
Mit verschwenderischen Händen lohnet die Unsterblichkeit;
Ja, in ganzen Pantheonen halten Gelden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, stumme Conversationen.

Doch lebend'ge Monumente sind noch stets ein selten Ding,
Und doch wär' ein sprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering:
So ein Name, der gesegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod für die Zukunft eines ganzen Volk's errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er selbst nach hundert Jahren keinen Commentar noch braucht;
So ein Schriftzug auf die Mappe einer halben Welt geschrieben,
Daß, wenn längst die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß [1]) der Fluch sein Amt doch leider! besser als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancher Orten solch lebendig Monument;
Auch auf Deutschlands Boden hat er sich errichtet mehr als Eines —
Laßt mich von den größern schweigen, — bei den Pfälzern lebt ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchschreitet [2]) und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: wie heißt der Köter? — „Melac" sagt euch Jedermann,
Wenn ihr fragt in Hof und Hütten — „Melac" heißen alle Hunde,
Just als wäre „Hund" und „Melac" Eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer ist's nicht alt.
Melac war's, der Wüthrich, einstens, der den Mordbrand hier geschwungen,
Der sein fränkisch Würgerlieblein deutschem Ohr hier vorgesungen;

Der sich mit so blut'ger Feder einschrieb [3]) in der Pfälzer Herz,
Daß zu seinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der sie, wie ein Bluthund, hetzte, der gleich Hunden sie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, stößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er schlug, wird er geschlagen,
Und in jedem Hunde muß er seines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos sein finstrer Geist,
Um die Weiler und Gehöfte, die er einst verwüstet, kreist,
Wittert ihn die wilde Meute, und verfolgt ihn unter Heulen,
Wüthend, daß sie ihren Namen muß mit dem Gespenste theilen.

Schmeller I. 1587 führt Melac als Hundenamen auch an und setzt bei, daß Melac als Kommandant von Landau immer eine Cortege von grimmen Hunden um sich hatte, wenn er spazieren ritt; es unterhielt ihn sehr, sie die Leute anfallen zu sehen. Spalte 1432 ist die Vermutung ausgesprochen, ob nicht Lackel, beliebter Name für große, besonders Metzgerhunde, statt Melackel gebraucht wird.

1) Im Gedichte steht „das".
2) Im Gedichte steht durschreitet.
3) Einschreib steht im Jahrbuche.

Wie Hund, Bluthund gilt auch Lackl in Österreich als Schimpfwort und bezeichnet einen groben, derben, ungeschlachten, vierschrötigen Menschen. Anton Ueberfelders Kärntnerisches Idiotikon, Klagenfurt 1862, S. 165 schreibt Läggl, ein großer, träger, unbehilflicher Mensch. Eine äußerst naive Ableitung stellt M. Höfer, etymol. Wörterb., Linz 1815, II. 188, auf. Da heißt es: „der Lackel; ein grosser Haushund, als eine Art von Bullenbeisser, canis molossus, Lin. Wegen seiner Semmelfarbe heißt er Mehl-Lack." Dagegen läßt sich einwenden, daß wir in Wien jeden großen Hund, er mag was immer für eine Farbe haben, mit dem Worte Lackl bezeichnen.

In der Weltgeschichte Bumüllers (Geschichte der neueren Zeit, Freiburg im Breisgau 1858, S. 178 lernten wir bei den Raubkriegen Ludwig XIV. Melac mit dem Beisatze kennen: „dessen Name bei den oberschwäbischen Bauern noch jetzt Schimpfwort ist".

Wien. **Franz Branky.**

5.

Bis.

Einen merkwürdigen Fehler habe ich kürzlich beim Worte „Tiger" in dem Konversations-Lexikon von Brockhaus (14. Auflage) im 15. Bande auf S. 846[b] gefunden: „Der bengalische Tiger bewohnt ... ganz Indien, von wo er bis Persien, dem Kaspischen Meer und noch weiter westlich sich ausdehnt", d. h. also: „bis dem Kaspischen Meer"! Kürze ist ja schön, aber zu offenbaren Fehlern darf sie doch nicht führen; es darf hier doch nicht anders heißen als: „Von wo er sich" — hier gehört das 'sich' hin, nicht ans Ende vor das Zeitwort — „bis Persien, bis zum Kaspischen Meere und noch weiter westlich ausdehnt", — noch besser: „bis nach Persien", denn 'bis' wird ja gar nicht als Präposition gefühlt, sondern als Konjunktion oder Adverb, und kann nur in Verbindung mit einer solchen gebraucht werden; nur vor Orts- und Ländernamen ist es erlaubt, 'bis' allein als Präposition anzuwenden — aber schön ist es auch da nicht: bis Berlin, bis Persien u. s. f. — und dann in zeitlicher Beziehung: bis Ostern, bis Mitternacht u. s. w. Wenn der Verfasser schrieb: „bis Persien, dem Kaspischen Meere und noch weiter", so hatte er wohl das Gefühl, das 'zu', das ja den Dativ haben müßte, sei schon ausgedrückt, und wiederholen wollte und konnte er es nicht, denn „bis Persien, zum Kaspischen Meere und noch weiter" — das geht nicht. Statt „bis zum Kaspischen Meere" kann es natürlich auch heißen „bis ans Kaspische Meer".

Bonn. **J. E. Wülfing.**

6.

Erſinnt.

Wenn auch in Zeitungsanzeigen kein muſtergültiges Deutſch zu erwarten iſt und ſie auch ſchließlich als Eintagsfliegen nicht von beſonderem Einfluß auf die Entwickelung der Sprache ſein können, ſo zeigen ſie doch, wie ſich im Volke die Sprache entwickelt, und verderben ſo oft durch böſes Beiſpiel die guten Sitten. So zeigt die folgende Anzeige leider, wie die ſtarke Beugung vor der ſchwachen im Rückſchreiten begriffen iſt: „Erkläre hiermit, daß die verleumderiſchen Ausſagen und Beleidigungen, die mir gemacht worden ſind über meine Frau, alle auf Unwahrheit beruhen und erſinnte Lügen ſind". Dieſe ja neben der ſtarken ſeit dem Mhd. vorkommende ſchwache Form iſt doch wohl ſonſt im heutigen Deutſch ganz ungebräuchlich?

Bonn. **J. E. Wülfing.**

7.

Auf eine Anfrage von F. Kuntze in der „Ztſchr. f. d. d. Unterr.", S. 207 und 208, das Volkslied „Die drei Lilien" betreffend, erlaube ich mir nachſtehende Aufzeichnung aus Volksmund vom Hunsrück aus meinem „Rheiniſchen Volksliederborn" (Henſers Verlag, Neuwied) mitzuteilen:

1. „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab;
da kam ein ſtolzer Reitersmann und brach ſie ab.
2. Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien ſteh'n,
die ſoll ja mein Feinsliebchen noch einmal ſeh'n.
3. Und ſterbe ich noch heute, ſo bin ich morgen tot,
dann begraben mich die Leute ins Morgenrot.
4. Ins Morgenrot, ins Morgenrot will ich begraben ſein;
denn da ruht ja mein Feinsliebchen ſo ganz allein."

Die vierte Strophe iſt bis jetzt nirgends aufgezeichnet worden. Auf dem Hunsrück wird ſie aber noch häufig geſungen. Sie giebt dem Lied den fehlenden Abſchluß. „Mein Grab" iſt nach dem Volksmunde das Grab einer lieben Perſon. Unter „Morgenrot" iſt der ewige Oſten der Verklärten zu verſtehen. Zu weiteren Mitteilungen iſt der Unterzeichnete gern bereit.

Neuwied. **Karl Becker.**

Germaniſtiſche Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. X. Heft. Die Bósa-Rímur, herausgegeben von O. L. Jiriczek. Breslau 1894, Wilhelm Koebner. XXXV, 100 S.

Unter der reichen Litteratur, die ſich auf Island während ſeiner Blütezeit entfaltet und auch noch geraume Zeit hindurch erhalten hat,

sind es namentlich zwei Gattungen, die unsere Aufmerksamkeit in besonderem Maße für sich in Anspruch nehmen, weil sie ein ganz eigenartiges Erzeugnis der isländischen Litteratur sind: einmal die saga, d. i. die prosaische Erzählung eines Abschnittes aus der Geschichte, und zwar gewöhnlich aus der einheimischen Geschichte, entweder eines zeitlich begrenzten Abschnittes, wie z. B. die Landnámabók die Besiedelungsgeschichte des Landes erzählt, oder eines räumlich begrenzten Abschnittes, wie etwa die Laxdœlasaga die Geschichte der Bewohner des Lachsthales, oder endlich eines persönlich oder genealogisch begrenzten Abschnittes, wie etwa Sagan af Njáli þorgeirssyni ok sonum hans die Geschichte von Njál þorgeirsson und seinen Söhnen. Die andere, für Island eigentümliche Litteraturgattung bilden die sogenannten rímur (Einzahl ríma), eine Art von Balladen, deren Stoff meist Ritterromanen und anderen im Volke bekannten Erzählungen oder Märchen entnommen wurde. Die Form ist strophisch, und es werden ungemein verwickelte Reimkünste angewendet, wobei jedoch fast stets der für die isländische Dichtung ja auch heute noch so gut wie unentbehrliche Stabreim zur Anwendung kommt. Einen längeren Stoff behandelt gewöhnlich ein „rímnaflokkur" d. i. eine Gruppe von rímur, in dem jede einzelne ríma auch eine einzelne Episode behandelt, und zwar hat gewöhnlich in einem solchen rímnaflokk jede ríma auch ihr eigenes Metrum und Reimschema. Näheres über die isländische Rímur-Dichtung findet sich in dem vortrefflichen Buche von J. C. Poestion, Isländische Dichter der Neuzeit, Leipzig 1897, an verschiedenen Stellen, die mit Hilfe des genauen Registers leicht zu finden sind.

Ein Stoff nun, der auf Island zweimal in Form solcher rímur besungen worden ist, ist die Geschichte von Bósi, einem sagenhaften Wiking, in dessen Begleitung der götländische Königssohn Herrauðr allerlei Irrfahrten unternahm, auf denen die beiden die merkwürdigsten Abenteuer erlebten. Guðmundur Bergþórsson hat im Jahre 1692 die Geschichte des Bósi in rímur gebracht, die aber von geringem Interesse sind, da diese sog. jüngeren Bósa-rímur der Zeit des Verfalles der isländischen Dichtung angehören. Dagegen sind die sog. älteren Bósa-rímur als ein Erzeugnis der Blütezeit der Rímur-Dichtung von großem litterarhistorischem Interesse. Während weitaus die meisten isländischen rímur noch ungedruckt in Handschriften auf verschiedenen Bibliotheken für die gelehrte Welt unzugänglich da liegen, hat sich nun Jiriczek, der sich den Stoff über Bósi zu einem Spezialgebiete erwählt und auch die Bósa-saga in zwei Fassungen (Straßburg 1893) herausgegeben hat, durch die Veröffentlichung dieser sog. älteren Bósa-rímur ein großes Verdienst erworben, und zwar nicht nur für das Gebiet der Litteratur-,

sondern auch für das der Sprachgeschichte, da die Sprache der Rímur-Dichtung ein bedeutsames Glied in der Entwickelungsgeschichte der isländischen Sprache bildet.

Die Einleitung zur Ausgabe besteht in einer genauen Analyse der Handschriften und ihres Sprachgebrauches und einer eingehenden Untersuchung des Verhältnisses zwischen Bósa-saga und Bósa-rímur. Abgefaßt sind letztere wahrscheinlich um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in der Gegend um den Borgarfjörð. Die einzelnen Strophen enthalten hie und da unverständliche Andeutungen von Namen der Personen, denen die rímur gewidmet sind, die mir aber ebenso unverständlich geblieben sind wie dem Herausgeber, doch scheint mir öfters der Name Jóreið angedeutet zu sein. Vielleicht hieß die Geliebte des Dichters so?

Wenn ich im nachstehenden ein paar Bemerkungen mache, die sich auf einzelne Ungenauigkeiten in der Einleitung beziehen, so will ich damit durchaus nichts an ihrem Inhalte bemäkeln, der, ebenso wie früheren Rezensenten, auch mir völlig unantastbar erscheint, sondern nur einige im Grunde ziemlich gleichgiltige Punkte zur Sprache bringen. Unter den Handschriften sind auf Seite XII flg. genannt „Isl. Bókmentafélag" 210. 8°, 88. 8° u. s. w. Ich vermisse eine Angabe darüber, ob diese Handschriften der Sammlung in Kopenhagen oder in Reykjavík angehören, denn diese Gesellschaft besitzt an beiden Orten Handschriften. Oder soll daraus, daß einmal (S. XIII, Z. 10) steht „Deild á Isl." 118. 8°, zu entnehmen sein, daß alle anderen genannten Handschriften des Bókmentafélag der Kopenhagener Sammlung angehören? Und die Bezeichnung „Deild á Isl." ist auch nur für denjenigen verständlich, der da weiß, daß die Isländische Litterarische Gesellschaft in zwei deildir, je eine in Kopenhagen und Reykjavík, zerfällt. Ob die Ungenauigkeit im Drucke „Isl. Bf." oder „Deild á Isl." dem Verfasser oder der Druckerei zur Last zu rechnen ist, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls aber ist bei derartiger Anführung isländischer Citate das Längezeichen auf dem I nicht wegzulassen, sondern zu drucken „Ísl. Bf.", „Deild á Ísl." Aus der Tabelle S. XVII ist nicht ersichtlich, ob die Schreibung au für ö sich auf Fälle wie etwa saungr für söngr bezieht, oder nur auf solche wie etwa haull für höll. Denn da altes ö vor ng, nk außer im Westlande stets au gesprochen wird, muß bei einer statistischen Vergleichung darauf Rücksicht genommen werden. S. XVII, Z. 4 v. u. steht die Form „Vestfirdingafjördung", die zu Mißverständnissen führen kann. Fiördungr der Handschriften ist nämlich nichts anderes als graphische Variante für fjórðungr „Landesviertel" und hat mit dem Worte fjörðr „Bucht" nichts zu thun. Vestfirðingafjórðungr heißt also dasjenige Landesviertel, in dem die Anwohner der westlichen Fjorde

(Vestfirðingar) wohnen. Wieso Bjarni Odsson und Arni (sollte Árni heißen) Odsson derselbe sein soll — XVII Z. 5—6 v. u. — ist mir weder sprachlich noch graphisch denkbar. Übrigens kommt in einzelnen Handschriften der von Jón Egilsson 1605 verfaßten Biskupa-Annálar ein Bjarni Odsson auf Bustarfell vor, der vielleicht die Handschrift besessen hat. Vergl. Safn til sögu Íslands I. 54, 60, 117. Doch sind, wie gesagt, diese Kleinigkeiten durchaus nicht im stande, den Wert der scharfsinnigen Einleitung Jiriczeks irgendwie zu beeinträchtigen.

Der Text der zehn Bósa-rímur steht auf S. 1—74 in übersichtlichem Drucke in einer durchaus angemessenen Normalisierung der Schreibweise, und S. 75—76 steht als Anhang ein Absatz, der nur in einer Handschrift enthalten ist. Unter dem Texte sind die Varianten verzeichnet, soweit sie nicht rein graphischer Natur sind.

Sodann kommen auf S. 77—98 wertvolle Anmerkungen sprachlichen und metrischen Inhaltes zur Erleichterung des Verständnisses, und endlich schließt die Ausgabe mit einem Namenverzeichnis.

Die Art, wie Citate aus Abhandlungen von isländischen Verfassern gegeben sind, veranlaßt mich, einen Wunsch auszusprechen. Da auf Island noch heute der Vorname die Hauptsache ist und der Vatersname nur um der näheren Identifizierung willen hinzugefügt wird, so möchten sich doch die Fachgenossen daran gewöhnen, z. B. den Namen Guðbrandur Vigfússon nicht mit V., sondern wenigstens G. V. abzukürzen, auch nicht von Þorkelssons Werk über die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jahrhundert zu sprechen, sondern von Jón Þorkelssons Werke u. s. w. Freilich würde es eigentümlich aussehen, würden wir, wie es die Isländer thun, von Guðbrands Wörterbuch, von Jóns Buch über die Dichtung reden, aber da eben die Isländer ihre Landsleute im Zusammenhange meist nur mit dem Vornamen nennen, so müssen wir ihn wenigstens hinzufügen. Von Vigfússons Wörterbuche oder von Egilssons Lexikon zu sprechen, ist gerade so, wie wenn etwa ein Isländer von Otto Luitpolds Ausgabe der Bósa-rímur oder von den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, unter Mitwirkung von Wilhelm und Hermann herausgegeben von Eduard, reden wollte.

Für den, der viel mit isländischen Büchern zu thun hat, erscheint das Zeichen đ etwas störend, da in einheimischen Drucken ausschließlich ð verwendet wird. Es würde dann die von der Verlagsbuchhandlung so schön ausgestattete Ausgabe auch äußerlich sich ihrem Gegenstande mehr anpassen.

Damit seien alle Freunde nordischer Litteratur auf die Ausgabe der Bósa-rímur hingewiesen, für die wir Jiriczek in hohem Maße zu Danke verpflichtet sind.

Nürnberg. **August Gebhardt.**

Zur Geschichte eines Volksliedes (Reiters Morgengesang von Hauff) von Dr. Karl Hofmann. Beilage zum Jahresbericht 1896/97 der Großherzogl. Realschule Pforzheim. Pforzheim 1897, Druck von H. Ruf. 19 S. 4°.

„Nichts Seltsames noch Ärmlichs hegt die Erde,
Drum nicht geworben und gehadert werde."

Die Burschenschaftlichen Blätter brachten im Sommer 1893 von mir einen Aufsatz „Reiters Morgenlied", worin zum ersten Mal ausführlich und eigens über die Vorgeschichte dieses Liedes gehandelt wurde. Sogleich von vornherein versucht nun Hofmann auf Grund eines im Mai 1893 von ihm gehaltenen Vortrags, wegen dessen er sich nur auf den „Semesterbericht des Verbandes neuphilologischer Vereine an deutschen Hochschulen, S.-S. 1893, Heidelberg 1893" beruft, mir die Priorität streitig zu machen, indem er sagt: „... im Mai 1893 ... habe ich größtenteils schon die Ergebnisse dargethan, die einige Monate (!) später Kopp in seinem Aufsatz mitteilte". Also schlecht beherrschter Ärger wegen verlorener Prioritätsansprüche ist ein geistiger Bestandteil dieser Hofmannschen Abhandlung.

An sachlichen Bestandteilen bringt dieselbe nicht viel Brauchbares. Um einerseits die Geschichte der Strophe von Hunold[1]) rückwärts weiter zu verfolgen, anderseits inhaltlich neue Zwischenglieder und Anklänge zu Günther und Hauff nachzuweisen, geht Hofmann auf das allbekannte altdeutsche „Du bist mîn Ich bin dîn" zurück, wobei er Anlaß nimmt, eine von ihm selbst in zwei siebenzeiligen Strophen dazu verfaßte Nachdichtung abzudrucken, und — sonst hätte der kümmerliche Gedankenfaden für die Länge eines noch so dürftigen Programms nicht ausgereicht — fühlt sich bemüßigt, einmal 13, sodann noch einmal 5 Strophen des merkwürdigen für die Jetztzeit schon an sich, in diesem Zusammenhange aber doppelt ergötzlichen Bußgesanges „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig Ist des Menschen Leben", sowie ferner 9 Strophen des Güntherschen Liedes „Wie gedacht" in überraschender Vollständigkeit den erstaunten Blicken vorzuführen. Zwischen all diesen köstlichen Strophen stürzt sich auf S. 16 Hofmann plötzlich wie ein grimmiger Löwe auf mich Unglückseligen mit einer Anmerkung, die in sehr allgemein gehaltenen, gänzlich unbewiesenen und mindestens bei dieser Gelegenheit durchaus unberechtigten Wendungen einen ungestümen Angriff auf mich darstellt. Hofmann führt aus Hauffs Lichtenstein das Reiterlied in einer der Silcherschen fast gleichen Fassung, die der Anfangsstrophe mit dem Morgenrot entbehrt, an und bemerkt dabei: „Dieses Lied ist auch in den Aufsätzen

1) Hofmann nennt diesen S. 6 einen „schlesischen Dichter"!

von Kopp nicht erwähnt. Es ist dies um so auffallender, als gerade Kopp es ist, der sich gerne aufs hohe Roß setzt und bei jeder Kleinigkeit, die er gefunden, thut, als ob er mindestens einen neuen Erdteil entdeckt habe. Bald macht er diesem, bald jenem Litterarhistoriker oder Dichter (?) den Vorwurf, daß er das eine oder andere von ihm ausgegrabene Gedicht nicht gekannt habe. Die waren eben nicht so glücklich allwissend zu sein, wie es Kopp ja auch nicht zu sein scheint, denn sonst hätte auch er das Hauffsche Gedicht im Lichtenstein kennen müssen." Woher ist sich Hofmann dessen eigentlich so sicher, daß mir diese Fassung des Liedes ganz unbekannt ist oder war? Ich habe ja stets den Hauffschen Text im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt, ohne mich auf Abweichungen im einzelnen einzulassen. Gesetzt aber, mir wäre vor Jahren vom Vorkommen des Liedes im Lichtenstein nichts bekannt gewesen, so liegt darin noch durchaus kein Grund zu einem so heftigen Ausfall gegen mich. Freilich, Hofmann behauptet, ohne Belege beizubringen, ich verdiene so behandelt zu werden, weil ich selbst andre so behandle. Schlimm genug ist es ja, wenn jemand, der so geringfügige Leistungen aufzuweisen hat, wie unsereins (z. B. ich, aber auch mit Verlaub Hofmann), sich die Miene des Allwissenden giebt und tüchtigere Leute mit Anmaßung und Geringschätzung behandelt. Woher mag aber gerade Herr Karl Hofmann bei der Untersuchung über das Morgenrotlied Fug und Recht nehmen, mich schulmeistern zu wollen? Und wenn Herr Karl Hofmann im stolzen Bewußtsein eigner die meinigen turmhoch überragender Leistungen wirklich das Recht hätte, mir herausfordernd gegenüberzutreten, ist eine Schulabhandlung dafür ein geeigneter Ort?

Ich bin allen schriftstellerischen Fehden durchaus abgeneigt. Ich bin der Überzeugung, daß nichts dadurch gefördert wird und daß man seine Zeit kaum schlechter verwenden könne als für Zänkereien um Kleinigkeiten. Ich bin überrascht, jetzt, nachdem ich wieder so lange Zeit dem ganzen öffentlichen Wissenschaftsgetriebe fern geblieben bin, plötzlich wie aus einem Hinterhalte von einem Manne angefallen zu werden, dem ich nie Böses gesagt oder gethan habe, dem auf meinen wissenschaftlichen oder sonstigen Lebenspfaden jemals begegnet zu sein mir gar nicht erinnerlich war. Doch weckt nun eine Anmerkung Hofmanns auf S. 7 meine Erinnerung. Dort erwähnt Hofmann seine Abhandlung „Neues zum Leben und Dichten J. C. Günthers. (Januar 1893.) Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 26, S. 225—229." Aha! So, so! Das ist also derselbe Hofmann, der damals auch über Günther geschrieben hat. Nun wird mir des Biedermannes Zorn schon begreiflicher: Proprium humani ingenii odisse quem laeseris, sagt Tacitus. An jenem Aufsatze war es mir aufgefallen, daß Hofmann mich nicht erwähnte,

vielleicht in der Hoffnung, es würde niemals nötig sein mich zu kennen. Trotzdem hat eben dieser Hofmann, der sich — und zwar wider besseres Wissen — als von mir beeinträchtigt hinzustellen und mir so etwas wie unlautern Wettbewerb unterzuschieben versucht, mich damals nachweisbar wohl gekannt und beeinträchtigt (quem laeserit) und scheint mich seitdem blindlings zu hassen. In den Burschenschaftlichen Blättern, in denen 1893 mein Aufsatz über das „Morgenrot" erschien, hatte ich im Jahre 1891 eine Abhandlung über das Gaudeamus igitur veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit eine kurze, aber auf selbständiger Durcharbeitung des ganzen vorhandenen Stoffes beruhende und mancherlei Neues bietende Darstellung von Günthers Leben beigefügt; merkwürdigerweise zeigen nun Hofmanns 1893 gedruckte Notizen, die nur ein paar Einzelheiten herausgreifen, ohne daß eine planmäßige Beschäftigung mit Günther daraus erweislich wäre, wieder auffallende Berührungspunkte mit meiner so lange vorher gedruckten Abhandlung. Man vergleiche nur:

Kopp 1891: Im Frühjahr 1719 taucht eine Geliebte auf, deren Namen aus den Anfangsbuchstaben eines der schönsten Gedichte Günthers zu entnehmen ist, „Anna Rosina Langin[1])", jedenfalls eine nahe Anverwandte des am 16. März 1719 ... zum Bürgermeister gewählten Gottfried Lange ... Ihren vollen Namen trägt das Gedicht: „Ach, was ist das vor ein Leben", wozu auch ein Begleitschreiben in Versen erhalten ist; sie ist mit der Rosette gemeint, welcher in zwei benachbarten Gedichten gehuldigt wird, sie ist die Rhodante, welcher das Gedicht: „Befördert ihr gelinden Saiten" als abendliches Ständchen bestimmt ist, ihr gelten die scherzhaften Gedanken über die Rosen, in denen es heißt:

„O, dürft' ich nur bei einer Rose
Wie Bienen Honig naschen gehn!
Ich ließe wahrlich unserm Bose
Den schönen, theuern Garten stehn ..."

1) Das Fräul. Lange als Günthers Geliebte hat R. Kade entdeckt. „Grenzboten", 49. Jahrg. Nr. 28, S. 66—74..

Hofmann 1893: Den vier Gedichten, die Günther im Sommer 1718 (!) der Bürgermeisterstochter von Leipzig, Anna Rosina Lange, gewidmet hat (vgl. R. Kade, „Grenzboten" 1890, Bd. 3, S. 70 flg.) müssen noch zwei andere hinzugefügt werden. Das erste ist die „Aria zu einer Abendmusik" mit dem Anfang: „Befördert, ihr gelinden Saiten" ..., in der der Name Rosina (Rosette) in Rhodante umgeändert ist. Das zweite Gedicht hat die Überschrift: „Schertzhafte Gedancken über die Rosen" und beginnt: „An Rosen such' ich mein Vergnügen" ... Daß das Gedicht wirklich in Leipzig entstanden ist, dafür zeugen folgende Worte:

„O, dörft ich nur bey einer Rose
Wie Bienen Honig naschen gehn!
Ich ließe wahrlich unserm Bose[1])
Den schön und theuren Garten stehn."

1) Dieser Bose war ein Leipziger Kaufmann, der wegen seiner prächtigen Gartenanlagen bekannt war ...

Wenn es auch Fälle genug giebt, wo zwei mit demselben Gegenstand beschäftigte Gelehrte unabhängig voneinander das Gleiche finden, in diesem eigenartigen Falle dürfte eine solche Annahme zu Gunsten Hofmanns ganz ausgeschlossen sein. Die Bemerkung über Bose und einige andre ebenso gleichgiltige Zusätze, die sämtlich nichts Neues enthalten, können den wahren Sachverhalt nicht verschleiern. In meinem Aufsatz vom Jahre 1891 hätte Hofmann vielleicht noch manche bessere Beute machen können — aber wahrscheinlich vermochte der Suchende nicht mit genügender Sicherheit Neues von Bekanntem zu unterscheiden, weil ich meistenteils nicht darauf hingewiesen hatte. In diesem Falle, wo erst kurz vorher von Kade Neues gefunden und von mir Weiteres dazu ausgeführt war, erschien die Neuheit aber augenfällig.

Ich schwieg damals, weil ich um jeden Quark Streitigkeiten zu beginnen keine Lust habe, wie ich auch jetzt geschwiegen haben würde und thatsächlich zuerst schweigen wollte, wenn schließlich nicht die Überlegung obgesiegt hätte, daß Hofmann dann in seinem Mutwillen gegen mich bestärkt werden möchte. Meinem Verfolger aber scheint sein böses Gewissen mir gegenüber so lange keine Ruhe gelassen zu haben, bis es ihn verriet. Denn nur auf meinen Lebensabriß Günthers vom Jahre 1891 kann sein giftiger Pfeil zielen, im besondern nur die Anmerkungen über Kade und Keil an jener von ihm ausgenutzten Stelle kann er meinen, wenn sein plötzlicher Ausbruch irgend welchen Sinn und Grund haben soll.

Nun aber mag es genug sein des grausamen Spiels. Möge Hofmann seine schlechte Laune künftig besser zügeln. Denn wen hat nun der Pfeil getroffen, den Hofmann auf mich abdrückte? Wer liegt in der Grube, die Hofmann mir zu bereiten wähnte? Nun sehe Hofmann wohl zu, damit das „hohe Roß", das er hineingezogen hat, nicht dem trojanischen gleiche, das ihm gegnerische Waffen und zerstörendes Kriegsgetümmel über den Hals bringe.

Schöneberg b. Berlin. **Arthur Kopp.**

Zur niederdeutschen Litteratur. Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, redigiert von Fritz Reuter. Geschichten und Anekdoten. Mit einleitender Studie herausgegeben von Dr. A. Römer. Berlin (Mayer u. Müller).

Dr. A. Römer ist bekannt geworden durch sein inhaltreiches Werk „Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen". In den Jahren 1855/56 gab Fritz Reuter in Treptow a. d. Tollense ein wöchentlich erscheinendes Unterhaltungsblatt heraus, dessen vollständigen Jahrgang jetzt Römer aufs neue mit einer anziehenden Einleitung ediert hat.

Fritz Reuter gab damals in Treptow Turnunterricht. In Wismar lebt noch einer seiner damaligen Schüler aus Treptow, der sich der kleinen unscheinbaren Blättchen noch wohl erinnert, auf denen die Läuschen und Schnurren gedruckt waren. Die Knaben brachten die einzelnen Blätter mit in die Schule, da es bald bekannt wurde, daß Reuter der Verfasser vieler von ihnen sei. „Dit's werrer von unsen Turnlihrer", hieß es dann. Es ist natürlich nicht immer genau zu sagen, welche Stücke von Fritz Reuter stammen, da ihm auch viele Beiträge aus Freundeskreisen zugingen. Immerhin ist es interessant zu sehen, welche Auswahl der Redakteur Reuter traf. Der größte Teil dieser lustigen Geschichten ist natürlich sein Eigentum, und das Bild von Fritz Reuters litterarischer Thätigkeit wird durch Römers Veröffentlichung entschieden vervollständigt.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

K. Scheffler, Das etymologische Bewußtsein mit besonderer Rücksicht auf die neuhochdeutsche Schriftsprache. Erster Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Neuen Gymnasiums in Braunschweig. Ostern 1897. Braunschweig 1897. 25 S. gr. 8^0.

Für die Entwickelung der Sprache ist von größter Bedeutung die Art, wie sich das Bewußtsein der Sprechenden dem überlieferten Sprachgute, dem Wortschatze sowohl wie den formalen Ausdrucksmitteln, gegenüber verhält. Dem ursprünglichen Thatbestande tritt die subjektive Empfindung umdeutend gegenüber. So war z. B. in der Wortbiegungslehre der Umlaut ursprünglich ein rein lautlicher Vorgang, der durch ein i der folgenden Silbe hervorgerufen wurde. Weil er aber die Mehrzahl gewisser Hauptwörter traf (ahd. gast-gesti), so übertrug man ihn aus Analogie auch auf solche Wörter, denen er ursprünglich nicht zukam, wie z. B.: Vater — Väter (ahd. fater — fatera). Ein gutes Beispiel der Übertragung ist ferner nach Scheffler die Verbindung: Ich bin es zufrieden oder satt. Hier ist es ursprünglich Genitiv (mhd. es), fällt aber lautlich zusammen mit dem Accusativ es (mhd. ez), so daß nun heute gesagt wird: Ich bin das zufrieden, den Streit satt. Man redet von einem etymologischen Bewußtsein, und es erhebt sich die Frage, welche Beziehungen zwischen der Wortverwandtschaft und dem Sprachbewußtsein walten. Deshalb schickt Scheffler einige Bemerkungen über das Wesen der Wortverwandtschaft voran. Es giebt Laut- und Bedeutungsverwandtschaft, jede für sich allein giebt noch kein Recht auf etymologische Verwandtschaft, vergl. die Beispiele: Arm (bracchium) und arm (pauper), Selbstsucht und Eigennutz, Sünd-

flut (sinvluot) und Sünde, Pappe und Papier, Wimper (wintbrâwe) und Braue, Buch und Buche, lehren, List und Gleis. S. 5 ff. betrachtet Scheffler die Ursachen der Trübung des etymologischen Bewußtseins, und zwar a) Lautliche Veränderungen, b) Bedeutungswandel und c) das Absterben von Wörtern. Der Ablaut dient vor allen Dingen zur Neubildung von Worten. So bilden Binde, Binder, Gebinde eine Gruppe mit binden, Band eine andere mit band, Bund, Bündel, Bündnis eine dritte mit gebunden. Dahin gehören auch Hieb: hauen, Stand: stehen, Bedacht, Gedächtnis: denken. Es ist ferner von Bedeutung, ob die Veränderungen des Wortstammes in einem noch lebendigen Lautwandel bestehen oder nur erstarrte Reste früherer Sprachveränderungen sind. Im ersten Falle ist die Verbindung fester, weil sie durch massenhafte Analogien unterstützt sind, so beim Umlaute. Er ist durch die Wirkung der Analogie auf zahllose andere Formen übertragen und haftet überall, wo er lebendig ist, an der längeren, abgeleiteten Form. Dagegen hat der sogen. Rückumlaut für unser Sprachgefühl etwas Widerstrebendes, so daß wir die Verwandtschaft in den beiden noch vorhandenen Wortpaaren nicht mehr erkennen: fast: fest und: schon: schön. Bei den Verben ist er heute auf wenige beschränkt, wie können, nennen, senden. Eine Ergänzung zum Umlaut bietet die Brechung, die ihrem Wesen nach dem Umlaute eng verwandt ist: recht: richten, hold: Huld, siech: Seuche. Wenn konsonantische Verschiedenheiten im Wortstamme eintreten, so üben auch sie nicht immer einen störenden Einfluß auf den etymologischen Zusammenhang aus. Dahin gehört der sogen. grammatische Wechsel zwischen t und d, h und g, s und r. Es gehören also zu schneiden und ziehen nicht bloß Schneider und Ziehung, sondern auch Schnitter und Zug. So gehören zusammen Scheitel und scheiden, hoch und Hügel. In der Abwandlung ist er jetzt beschränkt auf gewesen: waren und erkiesen: erkor, erkoren, aber hier ist der Präsensstamm nicht eigentlich mehr lebendig. Durch die ähnliche Bedeutung schließen sich noch Frost und Verlust an die zugehörigen Zeitwörter frieren und verlieren an. Eine völlige Scheidung tritt ein bei kosten (gustare): erkoren, Öse: Ohr, Öhr. Veränderungen des Anlautes sind besonders geeignet, den etymologischen Zusammenhang zu lockern. In Bezug auf den Bedeutungswandel beschränkt sich der Verfasser bei der Vielseitigkeit, mit der sich schon die Bedeutung eines einzelnen Wortes entfalten kann, darauf, die wichtigsten Bedingungen aufzusuchen, unter denen eine Lockerung oder völlige Trennung verwandter Wörter eintritt. Bei dem Absterben von Wörtern werden Worte behandelt wie Mund (Schutz). Hierher gehören auch

Welle, wallen und Wulst von dem ausgestorbenen Zeitwort wellen (runden, rollen), Meißel zu mhd.: meizen (hauen, schneiden), niedlich zu mhd.: niot (Verlangen), erdrosseln zu mhd.: drozze (Kehle), verbrämen zu Bräme (Rand), behelligen zu hellig (ermüdet), abgefeimt zu Feim (Schaum). Die letzten Seiten der leider verkürzten Abhandlung (S. 21—25 inkl.) handeln von dem Verhältnis der Ableitung zum Grundworte. Der Raummangel hat den Verfasser genötigt, das Wichtigere, vor allem die Bedeutung des etymologischen Bewußtseins für die Entwickelung der Sprache, späteren Ausführungen vorzubehalten.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Kriebitzsch, Karl Theodor, weil. Direktor der höheren Töchterschule in Halberstadt, Lehr- und Lesebuch zur deutschen Litteraturgeschichte für Schulen. In drei Stufen. 7. verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Paul Kriebitzsch, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Spandau. Bielefeld und Leipzig 1898, Verlag von Velhagen & Klasing. VII, 334 S.

Von des Sohnes Hand erscheint hier in 7. verbesserter Auflage des Vaters verdienstliches Werk, das sich mit jeder neuen Auflage einen größeren Kreis von treuen Anhängern erworben hat. Das Buch zerfällt seinem Inhalte nach in drei Stufen, von denen die erste „Lebensbilder aus der Litteraturgeschichte der neueren Zeit" (S. 1—80), die zweite „Lebensbilder aus der Litteraturgeschichte der mittleren und neueren Zeit" (S. 81—150), die dritte einen „Abriß der Litteraturgeschichte in ihren Hauptzeiten und Hauptzügen" (S. 151—277) bietet. Im Anhange A (S. 278—322) ist die Poetik mit den Arten der Poesie, im Anhange B (S. 323—330) das Kirchenlied eingehend behandelt. Das alphabetische Register (S. 331—334) erleichtert die Benutzung des Buches für den praktischen Gebrauch. Betrachten wir nun die Verbesserungen der neuesten Auflage. Da die 1. und 2. Stufe in einer dem kindlichen Fassungsvermögen angemessenen Form gehalten ist, so sind im Interesse der Schüler die Anmerkungen über das Domkapitel (S. 2), die Gambe (S. 70), das Klavicymbel (S. 71) und die Magisterwürde (S. 73) beigefügt. Dahin gehören auch die Zusätze über Uhlands Jugend (S. 20), die Anmerkung für die Entstehung des Schwertliedes von Körner (S. 43), das Ergebnis des Aufsatzes von Biltz über die Verfasserin des Liedes „Jesus, meine Zuversicht", ferner ist Seite 86 eine Stammtafel zum Gudrunliede hinzugefügt, sowie Walter von der Vogelweide (S. 90) und Hans Sachs (S. 94) erweitert behandelt. — Die 3. Stufe, die einen Abriß der Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die

Gegenwart bietet und für reifere Schüler, sowie zum späteren Selbststudium bestimmt ist, hat Berichtigungen und Ergänzungen in noch weiterem Umfange erfahren. Dieselben beziehen sich, um hier nur die wichtigsten Zusätze zu erwähnen, auf Wolfram von Eschenbach (S. 167), auf Opitz (S. 192), auf Gellert und Klopstock (S. 192 u. 199), auf Wielands Oberon und Voß (S. 206/207), auf Lenz und Goethe (S. 216 u. 225), auf Wilhelm von Humboldt und Heine (S. 253/255) u. a. m. An verschiedenen Stellen sind besonders treffende und geistreiche Worte aus Scherers Litteraturgeschichte eingefügt, und vielfach ist auf lesenswerte Abhandlungen aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht von Lyon verwiesen. In der chronologischen Übersicht Seite 277 ist Gerok († 1890) vergessen, der Seite 330 erwähnt wird. Überall offenbaren sich die ausgeführten Veränderungen als wirkliche Verbesserungen des Buches, das in seiner neuesten Gestalt für Schule und Haus, für Lehrer und Schüler eine anregende und belehrende Lektüre zum Studium unserer vaterländischen Litteratur zu bieten im stande ist.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1898, Nr. 6. Juni: Otto Behaghel, Schriftsprache und Mundart, angezeigt von O. Behaghel in Gießen. — Friedrich von der Leyen, Kleine Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert, besprochen von Karl Neuschel in Dresden. — Wilhelm Meyer aus Speyer, Nürnberger Faustgeschichten; Gustav Milchsack, Historia D. Johannis Fausti des Zauberers, besprochen von F. Kluge. — A. Heusler, Zwei Isländer Geschichten mit Einleitung und Glossen, besprochen von W. Golther. — William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Litteratur in England von Georg Herzfeld, besprochen von Johannes Hoops in Heidelberg. — Nr. 7. Juli: F. Baechtold und A. Bachmann, Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde von Ludwig Tobler, besprochen von G. Ehrismann (das Buch, mit dem Bildnisse Toblers geschmückt, ist vorzüglich ausgestattet, ein pietätvolles Denkmal dem Verstorbenen, eine schöne Gabe der Erinnerung an ihn für die Fachgenossen und besonders für seine Landsleute). — Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft, besprochen von Bartholomae. — Friedrich Panzer, Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach, besprochen von O. Behaghel. — Karl Wertheim, Wolfram von Eschenbach und sein Parzival, besprochen von Paul Hagen. — Theodor Maxeiner, Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen, besprochen von Wilhelm Horn in Gießen. — Joseph Schatz, Die Mundart von Imst, besprochen von Wilhelm Horn. — K. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche, besprochen von Ludw. Proescholdt. — Nr. 8. 9. August — September: Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher, von August Holder, besprochen von O. Behaghel. —

Eugen Joseph, Die Frühzeit des deutschen Minnesangs. I. Die Lieder des Kürenbergers, besprochen von F. Vogt. — Parzival von Wolfram von Eschenbach, neu bearbeitet von Wilhelm Hertz, besprochen von O. Behaghel. — B. J. Vos, The direction and rime—technic of Hartmann von Aue, besprochen von Karl Helm. — Paul Zimmermann, Friedrich Wilhelm Zachariä in Braunschweig, besprochen von Rudolf Schlösser in Jena. — Emil Sulger-Gebing, Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst, besprochen von O. Harnack. — H. Klinghardt, Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer, besprochen von L. Sütterlin in Heidelberg.

Goethe-Jahrbuch XIX. Band 1898. I. Neue Mitteilungen: I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Drei Aufzeichnungen Goethes über griechische Skulptur, herausgegeben von O. Harnack. 2. Die Freitagsgesellschaft, eine Erläuterung zum Briefwechsel mit Schiller, herausgegeben von Carl Schüddekopf. 3. Ein Gutachten Goethes über Abschaffung der Duelle an der Universität Jena, 1792, herausgegeben von Carl Schüddekopf. 4. Goethe an die Großfürstin Maria Paulowna über Kants Philosophie, herausgegeben von B. Suphan unter Anschluß eines Briefes von R. Haym. 5. Drei Briefe Goethes an die Familie Mendelssohn-Bartholdy, herausgegeben von Julius Wahle. 6. Dreizehn Briefe Goethes an Adele Schopenhauer, nebst Antworten der Adele und einem Billet Börnes an Goethe, herausgegeben von Ludwig Geiger. II. Verschiedenes. Zwei Briefe Goethes, mitgeteilt von Otto Brandes. — II. Abhandlungen: 1. O. Harnack, Zu Goethes Maximen und Reflexionen über Kunst. 2. Bernhard Seuffert, Goethes „Novellen". 3. Karl Vorländer, Goethe und Kant. 4. Reinhard Kekule v. Stradonitz, Goethe und Welker. 5. Alfred Klaar, Schiller und Goethe. 6. Otto Pniower, Zu Goethes Wortgebrauch. 7. Paul Weizsäcker, Leonardo da Vincis Abendmahl. 8. Valentin Pollak, Zur Belagerung von Mainz. — III. Miscellen und Chronik: I. Miscellen: A. Einzelnes zu Goethes Leben und Werken. 1. Der Schlußchor von Goethes „Fischerin" von Paul Hoffmann. 2. Götz von Berlichingen in Wien von Eugen Kilian. 3. Zum ersten Stück des Journals von Tiefurt von Heinrich Funck. 4. Berichtigung zum 9. Band von Goethes Tagebüchern von W. v. Biedermann. 5. Zu den „Spänen" (Werke 38, 494) von Carl Schüddekopf. 6. Das Märchen vom Erdkühlein in Goethes Briefen von Ernst Martin. 7. Goethesche Stoffe in der Volkssage von Johannes Bolte. 8. Goethe nach Falconet und über Falconet von Karl Borinski. B. Nachträge und Berichtigungen zu Band XVIII. II. Chronik. Nekrologe: Ludwig Blume von Ad. Lichtenheld. Julius Hoffory von Richard M. Meyer. Ludwig Hirzel von Daniel Jacoby.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 1. Jahrgang 1898, I. u. II. Bandes 6 7. (Doppel-) Heft: I. Abteilung (1. Band). Die Siegesgöttin. Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt. Von Prof. Dr. Franz Studniczka in Leipzig. Zur Geschichte der Lehrdichtung in der spätrömischen Litteratur. Von Direktor Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. Schiller und Plutarch. (Schluß.) Von Dr. Karl Fries in Berlin. Neue deutsche Litteraturgeschichten. Von Prof. Dr. Gotthold Boetticher in Berlin. Freytag, Burckhardt, Riehl und ihre Auffassung der Kulturgeschichte. Von Bibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena. Heinrich von Treitschke und seine Vorlesungen über Politik. Von Archivassistent Dr. Herman von Petersdorff in Pfaffendorf b. Coblenz. —

Anzeigen und Mitteilungen: Aus Lydien (Oberl. Dr. Walther Ruge in Leipzig). Goethe und Antigone (Gymnasiall. Dr. Theodor Plüß in Basel). Peter Corssen, Die Antigone des Sophokles (ders.). Die Königsstandarte bei den Persern (Oberl. Dr. Martin Fickelscherer in Chemnitz). Die erste Ekloge des Vergil (Prof. Dr. Georg Ihm in Mainz). Goethes Pandora. — II. Abteilung (2. Band). Einleitung zu einer Vorlesung an der Universität Straßburg i. E. über das höhere Lehramt und seine Aufgaben. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler in Straßburg i. E. Gymnasial- und Universitätsbildung. Von Oberschulrat Prof. Dr. Hermann Peter in Meißen. Erfüllung moderner Forderungen an den Geschichtsunterricht. Von Dr. Alfred Baldamus in Leipzig-Gohlis. Der Unterricht in der deutschen Grammatik auf der Unter- und Mittelstufe des preußischen Gymnasiums. Von Oberlehrer Robert Petersen in Wilhelmshaven. Über die Behandlung der Realien im französischen Unterricht. Von Direktor Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. Ein Beitrag zum französischen Unterricht in der Untersekunda des Gymnasiums. Von Oberlehrer Dr. Anton Chlebowski in Braunsberg i. Ostpreußen. Kleine Beiträge zur lateinischen Schulgrammatik. Von Prof. Dr. Ernst Reinhard Gast in Dessau. Allerhand Sprachdummheiten. Von Oberlehrer Dr. Otto Schulze in Gera. Fortschritte des Unterrichts in den Leibesübungen. Von Prof. K. Boethke in Thorn. — Anzeigen und Mitteilungen: Zu Klees Grundzügen der deutschen Litteraturgeschichte (Dr. Hermann Schuller in Plauen i. V.). Karten und Skizzen. 1. Aus der vaterländischen Geschichte der neueren Zeit (1517—1789); 2. Aus der außerdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte; 3. Aus der Geschichte des Mittelalters; 4. Aus der Geschichte des Altertums. Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert von Prof. Dr. Eduard Rothert (Prof. Dr. Alwin Sterz in Cöthen). Konferenzen (Rektor Prof. Dr. Richard Richter in Leipzig).

Deutsche Bühnenkunst. Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur. Offizielles Organ der Deutschen Bühnengesellschaft. In Gemeinschaft mit Dr. Adalbert von Hanstein und Viktor Laverrenz herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Schreyer. I, 1. u. 2. Heft, April und Mai 1898: Aufruf. Veit Valentin, Sudermanns Johannes. Hermann Schreyer, Das Verhältnis zwischen Realismus und Idealismus in der Kunst. Adolf Bartels, Die Herrschaft des Dramatikers. Eugen Wolff, Was hat der Dramaturg am Theater zu schaffen. A. Fritsch, Die deutsche Bühne, eine berufene Pflegestätte der richtigen Aussprache des Hochdeutschen. Hans Marshall, Julius Grosse als Dramatiker. Adolf Bartels, Der Sacco. Historie in fünf Akten. 1. Akt: Renaissance. I, 3. Heft, Juni 1898: Karl Weitbrecht, Dramaturgische Vorlesungen an Hochschulen. Hermann Schreyer, Gerhart Hauptmanns Dramen im Lichte der Kritik. Eberhard Freiherr von Danckelman, Die dramatische Kunst und ihre Bedeutung für das Volk. Dazu: Nachwort des Herausgebers. Eugen Wolff, Die Universität Leipzig gegen die Neuberin. Adolf Bartels, Der Sacco (Fortsetzung). (Die Deutsche Bühnenkunst erscheint am Anfang jedes Monats. Preis jährlich 10 M., vierteljährlich 2½ M., Einzelheft 1 M.)

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Etwas von Schulausgaben deutſcher Dramen im allgemeinen und von einer Schulausgabe des Fauſt im beſondern.

Von **Aug. Mühlhauſen** in Hamburg.

Zu jener Zeit, wo in Preußen die ſogenannten Klaſſiker, wie der Ausdruck lautete, vom Betriebe ſogar des Seminarunterrichts noch ausgeſchloſſen waren, hatten hier in Hamburg wir Langeſchen Schüler die Freude, von unſerm guten Hintze geſegneten Andenkens für Shakeſpeare, Schiller und Hebbel erwärmt, ja begeiſtert zu werden. Er machte das ganz einfach ſo, daß er, der von ſeinem Gegenſtand ganz erfüllt war, mit lebendiger Stimme, die der treue Dolmetſch ſeiner eigenen Ergriffenheit war, die Dichtung *vorlas*, ab und an eine ethiſch-pſychiſche Erſcheinung, die ihm hervorragend wertvoll ſchien, des weitern auseinanderſetzte und durch ein gelegentliches Aufſatzthema ſich zu überzeugen ſuchte, wie weit wir ihm hatten folgen können. Zu dieſem ſo naturaliſtiſch einfachen Lehrverfahren war er wohl, wie ich jetzt darüber denke, durch zwei beſondere Umſtände beſtimmt: einmal, daß er ein Künſtler war, ein Muſiker, der wegen beſonderer Umſtände den Bogen mit dem Schulſcepter vertauſcht hatte; dann, daß damals in Hamburg das chineſiſch-preußiſche Schulgeſpenſt, Examen genannt, völlig unbekannt war. Und die Wirkung dieſes ſo ſchlichten Unterrichts? Wir Klaſſengenoſſen haben uns oft wiedergefunden ſpäter im Leben und uns verſtanden im Theater, im Konzertſaal, in der Kunſthalle; von dreien weiß ich, daß ſie bei Theatern eingereicht haben; mir ſelber iſt es eine liebe Erinnerung, daß ich ſeinerzeit in München, im Winter, manch liebes Mal das Mittageſſen durch eine Taſſe Kaffee mit Brot erſetzt, dafür aber die Vorſtellungen im Schiller-Cyklus unter Poſſarts Leitung mir nicht verſagt habe. Und da iſt es denn wohl erklärlich, wie die allgemeine dramatiſche Begeiſterung, die ſich in dieſem Winter der geſamten hamburgiſchen Jugend bemächtigt, ihre Wirkung auch auf mich übt. Iſt es doch auch wirklich bemerkenswert, daß in unſrer Stadt *alle* Vierzehn- und Fünfzehnjährigen in dieſem denkwürdigen Jahre nicht nur Schillers Tell *geleſen*, ſondern auch von einer *erſten* Bühne herab unmittelbar dramatiſch haben auf ſich wirken laſſen können, daß auch der Allerärmſte, der die zwanzig Pfennig nicht ſelber hat erſchwingen

können, doch nicht iſt ausgeſchloſſen geweſen, daß er außer der Kunſtfreude noch die humane gehabt, auf Senatoren-Plätzen mit Senatoren und andern Würdenträgern Kunſt genießen zu dürfen; daß eine politiſche Tageszeitſchrift von der Bedeutung der Hamburger Nachrichten ehrlich-ſelbſtändige Aufſätze über dieſe Aufführungen von Volksſchülerinnen gebracht. — Nur, daß in dieſem Winter die Volksſchüler noch nicht mit Schulausgaben ausgerüſtet waren: die einen ſah man mit einem bräunlichen Zehnpfennig-Meyer, die andern mit einem rotgelben Zwanzigpfennig-Reclam, die dritten mit einem mattgelben Fünfundzwanzigpfennig-Hendel; iſt man doch gewohnt, in der Hand der „höhern" Schüler die ſoviel ſchmuckeren Velhagen-Klaſing oder auch Freytag zu ſehen. Und nicht nur, daß ſie ſoviel beſſer ausgeſtattet ſind; es ſind doch auch nun einmal Schulausgaben. Und da erhebt ſich nun bei uns von neuem recht lebhaft die Frage: Sind denn ſogenannte Schulausgaben auch wirklich notwendig? und welche der Ausgaben iſt gegebenenfalls die empfehlenswerteſte?

Ehe wir aber dieſe Frage und die nach der Verwendbarkeit der beſtehenden Ausgaben bejahen oder verneinen können, müſſen wir doch vorerſt, denn unſer Unterricht wird ſich doch vermutlich nicht nach dem Zufall des etwa vorhandenen Buches richten ſollen, ſondern wir wählen doch hoffentlich das Buch nach dem Bedürfnis unſers jeweiligen Unterrichts, müſſen wir doch vorerſt, meine ich, die Frage beantworten: Was bezwecken wir überhaupt mit unſerm Klaſſiker-Dramen-Betrieb in der Schule? Wollen wir nur erzielen, was ja dem Manne der Praxis genügen wird, daß unſere Schüler dermaleinſt doch auch mitſprechen können, wenn von klaſſiſchen Dramen die Rede iſt? Oder wollen wir ihnen, zwecks ſogenannter höherer Bildung, ein Stück Litteratur oder gar Litteraturgeſchichte mit auf den Lebensweg geben? Oder endlich wollen wir ihnen die Klaſſiker nahe bringen zur Weckung und Stärkung ihres äſthetiſchen Intereſſes? Ich geſtehe, daß ich mit meinem Dramen-Betrieb meinen Schülern nur in dieſem Betracht zu dienen ſuche. Nichts als der wirklich zu ſtande gekommene künſtleriſche Genuß zeigt mir den Wert einer ſolchen Klaſſikerſtunde; mit der für eine Erziehungsſchule meiner Meinung nach aber ganz ſelbſtverſtändlichen Einſchränkung allerdings: ſoweit nicht dadurch den andern Intereſſen des Unterrichts in der Seele des Schülers ein Hindernis bereitet wird. Haben wir uns aber ſo mit Abweiſung des weltklug-flachen ſowohl wie des philologiſch-tiefen Klaſſiker-Betriebes für den künſtleriſch genießenden entſchieden, ſo könnte uns gerade gleich der Künſtler einwerfen: Was kannſt du armer Teufel (von Schulmeiſter nämlich) geben? Haſt du Koſtüme, Dekorationen, Mimen, Stimmen? Ein ſolcher Einwurf fordert entſchieden eine Antwort.

Nun, Kostüme und Dekorationen haben wir ja freilich nicht, aber Mimen und Stimmen? Ich glaube doch. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, wo denn eigentlich das Urbild dessen, was wir auf der Bühne vor uns geschehen sehen, zuerst sein Dasein hatte. Doch, ohne Mimen, ohne Stimmen, ohne Kostüme, ohne Dekorationen, in der Seele des Dichters. Und dort, in der Seele allein, besteht auch einzig ein Kunstwerk. Was wir so Kunstwerk nennen im gewöhnlichen Leben, ist doch nur eine äußere Sache, ein Symbol, das Kunst werden kann, aber nur eben in einer lebendigen Seele. Wie vieler Hebel es dazu bedarf, und welche die wirksamsten sind, das eben ist die Frage. Mich hat eine ziemlich reiche Erfahrung gelehrt, daß es beim Drama die lebendige Stimme ist, die uns am unmittelbarsten packt; darnach die Mimik; Kostüme und Dekorationen kommen zu allerletzt. Man vergesse doch nicht, daß auch die großartigste Dekoration doch immer nur eine Anspielung auf die Wirklichkeit ist; wie stark aber die Anspielung sein muß, das hängt so sehr von der Phantasie des Hörers ab, daß ich nicht glaube, daß die vornehmen Bewohner des Westens von Berlin darum den Faust besser auffassen werden, weil Intendant Paaschen im sogenannten Goethe-Theater das Publikum auch noch, im letzten Akte zweiten Teils, allerdings mit Rosenduft, bei der Nase faßt. Die kräftigsten Hebel aber, Stimme und Mimik, nennt auch der Lehrer sein eigen. Und das eigentlich Wirksame wieder in der Stimme, das Imponderabile, das Resultat von Mitgefühl und Verständnis, ist so sehr ein Ausfluß und ein meist unwillkürlicher, des gesamten Lebensinhaltes, daß der Lehrer oft, wie Rudolf Hildebrand, selbst den besseren Durchschnittsmimen turmhoch überragt. Was die Mimik betrifft, so darf man nicht vergessen, daß die des Schauspielers für Lampenlicht und, bei großen Theatern, für nicht unbedeutende Ferne berechnet ist, die des Lehrers aber nicht bloß decenter sein darf, sondern sogar muß. Und selbst die Geste, die aber mangels eines äußerlich wahrnehmbaren Gegenspielers besonders zart sein muß, steht dem Lehrer zur Verfügung. Und so bin ich denn allerdings der Meinung, daß schon die Schule im stande ist, ihren Zöglingen ein nicht zu verachtendes Maß künstlerisch dramatischen Genießens zu ermöglichen. Prüfen wir nun, inwieweit die doch einmal vorhandenen Schulausgaben uns für unsern Zweck nützlich sein können.

Als die beiden bekanntesten darf ich wohl die von Velhagen-Klasing und die von Freytag ansehen. In Ausstattung und Preis halten sich beide das Gleichgewicht. Jedes Drama kommt durchschnittlich auf 80 Pf., bei gutem Druck auf gutem Papier und mit gutem, haltbarem Einband. Was die aufgenommenen Dramen betrifft, so unterscheiden sie sich wesentlich darin, daß Velhagen-Klasing bei schon über siebzig Nummern von

Schiller z. B. noch immer nicht die drei Jugenddramen Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe geliefert hat, die Freytag führt; von Goethe hat Freytag den Clavigo und kündigt ſeit längerem auch den Fauſt als in Vorbereitung befindlich an; dieſer Unterſchied der beiden Sammlungen erklärt ſich wohl leicht daraus, daß Velhagen=Klaſing weſentlich es auf die Klaſſenlektüre abgeſehen haben, Freytag aber, der zugleich als Prager Firma den öſterreichiſchen Verhältniſſen dient, die amtlichen öſterreichiſchen Forderungen berückſichtigend, der dort vorgeſchriebenen Privatlektüre den verlangten Stoff liefern muß. Was den gegebenen Text betrifft, ſo erklärt das Programm Velhagen=Klaſing: „den Texten iſt die für die ſchulmäßige Behandlung erforderliche Geſtalt gegeben worden"; und Freytag verkündet: „Stellen, welche vom Standpunkte des erziehenden Unterrichts aus betrachtet bedenklich erſcheinen, werden, wo es der Zuſammenhang erlaubt, weggelaſſen, oder, wo dies unthunlich iſt, in angemeſſener Weiſe abgeändert".

Hier ſtehen wir vor einer Kardinalfrage: Darf man an einem Klaſſikertext überhaupt ändern? Die Rein=Litterariſchen werden uns mit einem entſchiedenen Nein entgegentreten. Sie werden den einmal gegebenen Text bis aufs Tüttelchen als ſakroſankt anſehen, in der Meinung doch natürlich, daß der Text, ſo wie er uns überliefert, der einzige angemeſſene Ausdruck ſei der urſprünglichen künſtleriſchen Inſpiration. Ob dieſe Meinung aber nicht oft Legende iſt? Sehen wir uns nur einmal mit offenen Augen um in der Gegenwart; ſchon in Künſten, die mit viel weniger wandelbarem Stoff arbeiten als der Dichter mit der Sprache, und deren Gebilde ſehr viel leichter als Einheit zu überſchauen ſind, können wir finden, daß das endgültige Werk, das auf die Nachwelt kommt, in manchem Betracht nur ein Kompromiß iſt zwiſchen der Konzeption des Künſtlers und dem, was — andre wollten. So wird wohl unſer Kaiſerdenkmal hier in Hamburg ſchwerlich ſich ganz decken mit dem Schillingſchen Entwurf, der jetzt in der Kunſthalle ausgeſtellt iſt. Oder, was alle Deutſche angeht, wenn ein Samſon herniederſtiege, der den Reichstagsbau eine halbe Drehung machen ließe, daß die jetzige Oſtfaſſade nach Weſten käme und die Weſtfaſſade nach Oſten: nicht eine Vergewaltigung wäre es des Geiſtes von Paul Wallot, ſondern eine Ehrenrettung; denn nicht hat der Frankfurter Architekt des praktiſchen Lebens gedacht, daß man die Hauptfaſſade eines Parlamentsgebäudes weltabgewandten Gartenanlagen zukehren müſſe. Erſt höhere Wünſche haben ihm die Wendung als Kompromiß abgerungen. Und ferner. Der wiederholten Empfehlung der Ankaufskommiſſion hat die königl. bayeriſche Staatsregierung doch erſt entſprochen, nachdem Fritz Uhde auf ſeiner Himmelfahrt an der Geſtalt Chriſti eine Änderung vor=

genommen. Und auch Sudermann hat seinen Johannes doch nicht ganz unverändert über die Bretter bringen können. Ja, werden die Litterarischen sagen, so geht's euren heutigen Kleinen, die früheren ganz Großen haben so etwas nicht gethan; sie erklären nämlich bei diesen bequemerweise die Ausgabe letzter Hand aus eigener Kraft für kanonisch und dürfen dabei vergessen, wie vielerlei Entwürfe und selbst Ausgaben dieser letzten Hand vorausgingen. Kann ich nun so der absoluten Meinung, daß jede Änderung an sich ein Sakrileg sei, schon aus wirklich historischen Gründen nicht beistimmen, so wird es mir natürlich erst recht leicht, als Schulmann dem Pädagogen einzuräumen, zu seinem besondern Zweck in maßvoller Weise — und das Maß entscheidet hierbei fast alles — in maßvoller Weise, wiederhole ich, Stellen wenigstens zu streichen, die den Gesamtzweck des erziehenden Unterrichts gefährden könnten. Als solche Stellen haben nun von jeher, wie wir alle wissen, allzudeutliche oder allzuderbe Hindeutungen oder Ausmalungen dessen gegolten, was, kurz gesagt, gegen die Ehrbarkeit verstößt. Nun weiß ich sehr wohl, daß nicht nur die Litterarischen allein, sondern auch alle starken Geister überhaupt sich über solche heuchlerische Prüderie, wie sie es nennen, empören. Das ficht mich aber gar wenig an. Hat selbst die Kirche dem Andringen des gesunden Familiensinnes, der nicht verletzt werden darf, nachgeben müssen, daß sogar der preußische Oberkirchenrat zur Völkerschen Schulbibel sein placet sprechen mußte, so ist doch nicht wohl einzusehen, warum man eine solche Störung dulden sollte, nur weil sie ein Klassiker verursacht; ohne seine Absicht verursacht, setze ich bestimmt hinzu. Ohne seine Absicht, denn was allein die Störung verursacht, das bunt zusammengewürfelte Publikum oder die noch unreife Jugend, sie waren für ihn nicht vorhanden. Und das eben, scheint mir, ist der springende Punkt, was man nur zu leicht übersieht: ich rede eben wirklich anders allein zu einem vertrauten Freund als zu einer großen Menge; die nötige Rücksicht auf die Gesellschaft bestimmt die Wahl meiner Worte, soll sie auch bestimmen: mit gewissen Worten und Werken verletzt man noch nicht den Anstand an sich, wohl aber den gesellschaftlichen Anstand. Ohne ihre Absicht, sagte ich; denn als Schillers Räuberdrama anstatt in der Form des Buchs zu einem vertrauten Leser als wirkliches Drama zu einer geladenen Gesellschaft sprach, da tilgte doch Schiller selber z. B. die so überaus rohe Prahlerei des Spiegelberg über seiner Bande Einfall in das Nonnenkloster; und als Goethes Faust nicht mehr als Manuskript von Hand zu Hand der Vertrauten ging, sondern als offenes Buch sich an mehrere wandte, da tilgte doch Goethe selber die bisher letzte Strophe von Gretchens „Meine Ruhe ist hin", eine Strophe von allzudeutlicher Realistik.

Ja, ſo mächtig hat ſich dieſer Sinn für die Bedingungen des geſelligen Anſtandes erwieſen, daß er die Juden, die doch gewiß das Äußerſte an Scheu vor der Heiligkeit des überlieferten Wortes geleiſtet haben, dennoch vermocht hat, ſchon in älteſter Zeit ihren Synagogenrollen der Heiligen Schrift das Wort am Rande beizufügen, das zum Vorleſen vor der Gemeinde an Stelle des alten, nun als unehrbar empfundenen zu treten habe. Haben wir nun ſo als Pädagogen das Recht, aus Rückſicht auf die übrigen Ziele der Erziehungsſchule allerdings ſolche ſtörenden Worte auszumerzen, ſo haben wir meiner Meinung nach ſogar die Pflicht, ſolches zu thun, allein ſchon aus Rückſicht auf den erſtrebten künſtleriſchen Genuß. Denn einem beobachtenden Pſychologen wird die Wahrnehmung kaum entgangen ſein, daß gewiſſe Worte und Wendungen die Aufmerkſamkeit des Schülers ſo erregen, daß kein genügendes Maß übrig bleibt für die volle Auffaſſung des eigentlich Künſtleriſchen: die Seele iſt aus der Ruhe der Kontemplation, der pſychiſchen Vorbedingung ſchon bloß der Möglichkeit des Kunſtgenuſſes, in die Unruhe des Begehrens oder des Abwehrens geraten.

Außer einem nach pädagogiſchen Grundſätzen geſichteten Text gewähren nun beide Ausgaben als Hilfen noch Einleitung und Anmerkungen. Bei Velhagen-Klaſing heißt es von beiden gemeinſam, daß ſie dem ſtofflichen und litterarhiſtoriſchen Verſtändnis dienen wollen. Freytag ſpricht von Anmerkungen und Einleitung als von zwei beſonderen Hilfen: die Anmerkungen ſollen das Verſtändnis des Inhalts erleichtern; die Einleitung ſoll die zuläſſigen litterarhiſtoriſchen Angaben enthalten und beſonders den künſtleriſchen Aufbau (von Freytag geſperrt) und die Bedeutung der einzelnen Glieder für die einheitliche Geſtaltung des Geſamtwerkes darlegen.

Da wir nach unſern Anſichten auf die litterarhiſtoriſche Belehrung von vornherein ganz verzichten, ſo bliebe von der Einleitung für uns von Intereſſe die Freytagſche mit ihrem Bericht von dem künſtleriſchen Aufbau des jeweiligen Dramas. Brauchen aber unſre Schüler darüber eine Belehrung? Die Frage fordert ein Ja, wenn dieſe Belehrung das künſtleriſche Genießen weſentlich fördert. Thut ſie das oder nicht? Erkundigen wir uns bei der Pſychologie des praktiſchen Kunſtgenuſſes. Wie unſre Erwartung gerichtet war, beſtimmt ſo ſehr unſre Aufnahmefähigkeit, daß vorſichtige Theaterleiter und Ausſtellungsunternehmer die Preſſe klugerweiſe zur Hilfe der Vorbereitung des Publikums heranziehen. Bereit ſein iſt hier alles. Wäre das Publikum nicht inzwiſchen vorbereitet worden, bei Böcklin nichts anderes zu erwarten als Farbe, Phantaſie und Stimmung, ſo hätte es gerade ſo viele Enttäuſchte gegeben in den diesjährigen Ausſtellungen als in früheren

Jahren. Durch unsers Lichtwark rastlose Bemühungen ist es ja nun in Hamburg auch weiteren Kreisen klar, daß jede Kunst außer dem Allgemeinen, das man vielleicht das Poetische nennen könnte, auch etwas Spezifisches hat; daß man von vornherein ein anderes zu erwarten hat, wenn man ein Wandbild oder eine Miniatur, eine Radierung oder einen Holzschnitt, Öl oder Pastell wo loben hört. Und dieser Mangel an psychischer Einsicht in das Spezifische der einzelnen Kunst ist es gerade, der soviel verkehrtes Urteil bei den Konsumenten, soviel erfolgloses Bemühen bei den Produzenten der Kunst verschuldet. Darum also, eine das Kunstgenießen fördernde Belehrung über das Spezifische eines Dramas überhaupt und über das Spezial-Spezifische des gerade gelesenen Dramas insbesondere kann ich von meinem Standpunkt nur recht finden. Und so habe ich denn, getreu dem großen Aristoteles, dessen sichere Einsicht in das Wesen des Dramas ich seit 76 von Jahr zu Jahr, durch die Praxis belehrt, mehr und mehr bewundere, vor Jahr und Tag schon meine Schülerinnen veranlaßt in einem Aufsatz, nicht zu kritisieren, sondern schlicht Bericht zu geben über Handlung, Charaktere, Gedanken und Sprache der gerade gelesenen Antigone. Daß also Freytag den Lehrer veranlaßt, auf gewisse Technika des Dramas acht zu haben, indem er sie schon dem Schüler, der sich vorbereiten will, bietet, darin könnte, meines Erachtens, ein wichtiger Vorzug Freytags bestehen. Betrachten wir aber die Art, wie er diese Belehrungen giebt, und besonders seine Anmerkungen zum Verständnis, so sehen wir, daß er doch noch einen andern Leitstern kennt als das künstlerische Genießen: — — den prüfenden Herrn Schulrat. Darum heißt es denn auch im Programm, daß Einleitung und Anmerkungen den wichtigsten (sic!) Memorierstoff enthalten und damit den Schüler der Notwendigkeit überheben wollen, sich schriftliche Aufzeichnungen zu machen und aus Manuskripten zu lernen. Daß es für den künstlerischen Betrieb unsrer Klassikerdramen überhaupt gar keinen vom Lehrer geforderten Memorierstoff giebt, noch gar einen wichtigsten, ist so klar, wie daß Paulus keine Gesetzeswerke kennt; und Freytags Examenrückfall erinnert doch zu sehr an Petrus' Rückfall in das jüdische Gesetz in Antiochia. So ein armer gehetzter Examenmann hat ja auch im offiziellen Betriebe nie den Segen eines Thuns erfahren, das, wie der Kunstbetrieb, seinen Zweck schon in sich selber trägt; er kennt immer und immer nur mittelbare Interessen: der Lohn, der von andern kommt, ist ihm Lohn, der reichlich lohnet. Und so erscheint denn ihm als wichtigster Memorierstoff, was uns, von unserm Standpunkt aus, das Papier nicht wert zu sein scheint, auf dem es gedruckt ist. So bekommen wir z. B. zur Kabale und Liebe bei einem Text von 126 Seiten 20 Seiten Anmerkungen: neben kurzen

Worterklärungen, wie „koram nehmen = vornehmen (coram lat. = in Gegenwart, vor); Kommerz = Handel, Verkehr, Umgang; pur (franz.) = rein, nur; Sonanzboden = Reſonanzboden; Obligationen, ſoviel wie „verbunden"; Schröter = Käfer, erſcheinen bald längere mehr philologiſche Exkurſe, wie „blaues Donnermaul". Bei Hans Sachs heißt es (II, 4, 19a): hab dir das plab (blau) Feuer! Es iſt dies ein Fluch. „Blau Feuer" entſpricht unſerm „Blitz", der übrigens auch darunter verſtanden iſt (wegen der Farbe). Auch „Donner" dient als Fluch; Donnermaul iſt alſo = verfluchtes Maul (wegen ihrer Schwatzhaftigkeit). Wird daher noch das Attribut „blaues" hinzugefügt, ſo wird der Begriff des Fluches dadurch verſtärkt! Ihren ſchönſten Triumph feiert aber die Gelehrſamkeit des Herausgebers in einer Anmerkung zum vierten Akt, wo Luiſe ſagt: Wenn ſelbſt die Gottheit dem Blick der Erſchaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberſter Seraph vor ſeiner Verfinſterung zurückſchauere — warum wollen Menſchen ſo grauſam-barmherzig ſein? Die Anmerkung zu dieſer Stelle, und der Schüler mag ſie als wichtigſt nur wohl memorieren, ſie kann ihm einmal bei einer Prüfung einen ſchönen Glanz verleihen, lautet, natürlich wörtlich, folgendermaßen:

413 ſeiner Verfinſterung:

„Damit nicht ihr oberſter Seraph ſich fürchte vor Blendung, denn die ganze Lichtfülle Gottes würde auch er nicht ertragen können. Seraph und Engel ſind nicht gleich giltige Namen. Jene ſpielen auf unſerer Erde keine Rolle. Man gebe in der Schrift acht, ob jemals einem Seraph ein Geſchäft aufgetragen wird. Stets werden ſie als Gefolge, als der Hofſtaat Gottes vorgeſtellt. Der feierliche Ausdruck, den die Schrift braucht, iſt, daß ſie vor Gott ſtehen. Unter dem oberſten Seraph verſteht Schiller ohne Zweifel nach Klopſtocks Meſſias I, 290 flg. Eloa, den „Gott den Erwählten nennt. Vor allen, die Gott ſchuf, iſt er groß, iſt der nächſte dem Unerſchaffnen." Aber Schillers Vorſtellung deckt ſich nicht völlig mit Meſſ. I, 303:

„Und auf einmal ſahe vor ſich Eloa den Schöpfer,
Schaut in Entzückungen an, und ſtand, und ſchaute begeiſtert
wieder an, und ſank, verloren in Gottes Anblick."

und I, 329:

„Alſo kamen ſie weiter bis ans Allerheiligſte Gottes.
Nah bei der Herrlichkeit Gottes, auf einem himmliſchen Berge,
Ruhet des Allerheiligſten Nacht. Lichthelles Glänzen
Wacht um Gottes Geheimnis. Das heilige Dunkel
Deckt nur das Innere dem Auge der Engel. Zuweilen eröffnet
Gott die dämmernde Hülle durch allmachttragende Donner
Vor dem Blick der himmliſchen Schauer. Sie ſehen und feiern."

Vergl. auch I. Tim. 6,16: „Der da wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann; welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann;“ und I. Könige 8, 10—12: „Da sprach Salomo: Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen.“ Aber Hesekiel (I, 26—28) sieht „die Herrlichkeit des Herrn“ und fällt auf sein Angesicht.“

Wir von unserm Standpunkt aus werden uns verwundert vor den Kopf schlagen und fragen: Ja, was hat denn das alles mit dem Verständnis von Schillers Kabale und Liebe zu thun; um diese eine Wendung Luisens zu verstehen, braucht es da wirklich solch eines Apparates? Solche weitschichtige Betrachtungen führen doch wahrhaftig nicht in das Verständnis der Dichtung hinein: sie führen hinaus! Und dabei geht's diesen Herren wie dem Küster Suhr in Fritz Reuters Hanne Nüte: sie üben sich eben in dieser Liebesschreibart auch bloß ums Brot, d. i. um die „Ehre“, der Gelahrteste zu sein, nicht aus Liebe — zur Sache des Dichters. Kunst, nicht theologisch-litterarischer Krimskrams ist doch die Losung! Daß es dabei um die theologische selbstgefällige Breitspurigkeit der Worte: „Man gebe acht in der Schrift, ob jemals einem Seraph ein Geschäft aufgetragen wird. Stets werden sie als Gefolge, als der Hofstaat Gottes vorgestellt“ auch nur recht, recht schwach bestellt ist, nur nebenbei, aber es ist doch charakteristisch für diese Art Gelehrsamkeit. Der Schüler hat gut acht geben, das „jemals“ und „stets“ erklärt sich sehr einfach aus dem Umstande, daß „Seraphim“ eben überhaupt nur ein einziges Mal in der Schrift vorkommen, Jes. 6, und sonst nie wieder. Und darum widmen diesen Seraphim Holtzmann-Zöpffel in ihrem Lexikon für Theologie und Kirchenwesen bei einem Umfang von 728 Seiten 6½ Halbzeilen. Daß aber diese beiden Theologie-Professoren und nicht etwa der Herausgeber der Kabale und Liebe recht hat, dafür bürgen mir vorläufig meine mit der Gesamtautorität der Universität Oxford herausgegebenen Helps to the Study of the Bible, die auch nur diese eine Stelle unter Seraphim verzeichnen. Aber gerade diese Beschaffenheit „wichtigster Ergebnisse des Unterrichts“ und „wichtigsten Memorierstoffes“ erklärt es vielleicht, warum solche Herausgeber vor dem Faust zurückschrecken werden. Fordert schon der Seraph, der nur vergleichsweise in einem Satze Luisens erscheint, eine so abgrundtiefe Gelehrsamkeit, was fordert da nicht erst der Faust mit seinen: Adept, Ariel, Baubo, Drudenfuß, Helena, Incubus, Kobold, Lilith, Medusa, Nostradamus, Pentagramma, Proktophantasmist u. a. allein im ersten Teil; ganz zu schweigen vom zweiten mit all seinen litterarischen, politischen, mythologischen und sogar geologischen Anspielungen.

Da ist es denn doch ohne weiteres klar, daß ein solcher erklärter Faust für die deutsche Schule an Anmerkungen mindestens das zehn-

oder zwanzigfache des Umfanges ſeines Textes brauchte. Und das dürfen wir den Schülern doch nicht zumuten! Wir andern einfachen Menſchen mögen uns vielleicht darauf beſinnen, daß doch eigentlich aus dem großen Geſamt-Fauſt Goethes ſo allgemach für das allgemeine Bewußtſein ſo eine Art deutſchen Familien-Fauſts ſich herausgeſtaltet hat, der, frei von den eleuſiniſchen Geheimniſſen der Wiſſenden, uns manche Freude und Anregung bereitet hat. Wie die Unkenntnis der Bibel im Mittelalter doch nicht ganz ſo arg war, wie man's von gewiſſem Standpunkt gern darſtellt, weil doch die große Zahl der Bilder die Heilsgeſchichte vermittelte, wie doch auch heute noch zum Teil, ſo könnte es auch, darf man wenigſtens doch einmal verſuchsweiſe vermuten, mit Goethes Fauſt gehen: es könnte ſo ein deutſcher und doch Goetheſcher Fauſt ſich herauslöſen aus der großen vielumſpannenden Dichtung eines langen, langen Lebens. Und eigentlich, meine ich wenigſtens, hat er das ſchon wirklich gethan. Ich fürchte kaum, mich weſentlich zu irren, wenn ich annehme, daß ich die Stücke aus dem Fauſt namhaft machen kann, zu denen die meiſten von uns ſo ein eigentliches, wenn ich gerade heraus ſagen darf, ſo ein eigentliches Herzensverhältnis haben: und ohne Herzensverhältnis giebt's nun doch eben keine echte Kunſt: es ſind, denke ich, der Eingangs-Monolog: Habe nun ach! Philoſophie; Der Pakt mit dem Teufel; Das erſte Begegnen mit Gretchen auf der Straße; Es war ein König in Thule; Mein Schweſterchen iſt tot; Das Blumenorakel; Meine Ruh iſt hin; Wer darf ihn nennen? und wer bekennen; Gretchen am Zwinger: Ach neige, du Schmerzenreiche; Im Dom; und dann, ganz unbedingt, dieſe Einheit von modernſtem Realismus und höchſter poetiſcher Verklärung durch das Medium eines Genies: die Kerkerſcene; Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer. Das aus dem Fauſt 1. Teil. Aus dem 2. wird es kaum mehr ſein als die Scene mit den vier grauen Weihern, eine Scene, die wieder ganz unmittelbare volkstümliche Gewalt hat.

Und dieſe Stücke, behaupte ich nun, mit einigen weiteren Ergänzungen, geben ſoviel aus der Geſamtdichtung, wie zunächſt für die große Maſſe der gewöhnlichen Deutſchen mit geringerer Muße ausreicht und auch für die deutſche Jugend in der Erziehungsſchule als Propädeutik auf den ganzen Fauſt genügt, und nebenbei auch ſoviel, meiner Privatmeinung nach, als überhaupt wirklich kunſtlebendig werden kann. Daß die Meinung, den Fauſt in die Schule zu bringen, zunächſt in die höhere, doch ſo ganz ungeheuerlich nicht iſt, dafür führe ich den öſterreichiſchen amtlichen Lehrplan vom 25. Mai 1884 an. Ich hoffe, es ſtößt ſich niemand daran, daß es gerade der öſterreichiſche iſt. Die Preußen haben zwar 1866 Öſterreich beſiegt. Aber man wolle wohl

bedenken, daß gerade besiegte Staaten, wie auch Preußen nach 1806 gethan, recht rührig zu sein pflegen in inneren Angelegenheiten, und zwar zumeist auf dem Gebiet der Schule, eben um eine künftige Generation tüchtiger auszurüsten. In der Instruktion für den deutschen Unterricht in der 8. Klasse des Gymnasiums heißt es: „Auch in dieser Klasse hat die Privatlektüre wesentliche Bedeutung; ihre Hauptaufgabe ist Vollendung der Lektüre der Schillerschen Dramen, hauptsächlich aber Einführung in Goethes Faust. Es ist kein Zweifel, daß der Faust von Jünglingen dieser Entwickelungsstufe durchschnittlich nicht annähernd verstanden wird; darum ist er nicht Gegenstand der Schullektüre. Ihn garnicht lesen zu lassen, wäre aber ein Fehler. Er gehört zu den Werken, die, in der Jugend aufgenommen, anfangs unvollkommen, später besser verstanden, der Maßstab für die eigne geistige Entwickelung werden. Allerdings wird es der Lehrer an Weisungen für die richtige Auffassung dieser Lektüre nicht fehlen lassen dürfen."

Nach dieser Forderung der Regierung hat nun für die österreichischen Schulen besonders das Bedürfnis nach einer Schulausgabe des Faust sich bemerkbar gemacht, ohne daß es bis heute zu einer allgemeiner anerkannten gekommen wäre; die Firma Freytag kündet ihre Ausgabe, wie schon gesagt, seit langem an; sie ist aber noch immer nicht erschienen. Was die meisten abhalten wird, den Versuch zu wagen, ist wohl der Umstand, daß ihr philologisches Gewissen ihnen nicht erlauben will, sich, wie sie es empfinden, an dem Text eines Klassikers durch Auslassung, denn von Änderungen kann auch für mich durchaus nicht die Rede sein, zu versündigen. Da mag es denn nun auch wohl mir erlaubt sein, zu sagen, wie mein Versuch beschaffen ist, den man als eine Volks- oder Schul- oder auch Bühnenausgabe, wie man will, bezeichnen könnte.

Also zunächst kommt für mich auch der zweite Teil in Frage. Denn ich kann es nicht fassen, wie man im ersten Teil den Pakt mit dem Teufel, die Wette, bringen will, um den sich alles als seinen Mittelpunkt dreht, wo der Leser oder Hörer oder Zuschauer gespannt ist auf die Austragung dieser Seelenwette, und ihm doch den Ausgang vorenthalten: also den Ausgang, wie Faust mit diabolischer Hilfe Landesfürst wird und sich hier auch vergeht, wie der mit Blindheit geschlagene, das innere Licht nicht verlierend, doch seine strebende Seele rettet, gerade diesen Ausgang, in dem besonders offenbar wird die humanisierende Kraft unseres Dramas, diesen Ausgang müssen wir haben, obwohl er allerdings im zweiten Teile steht. Ich sage obwohl. Denn daß dieser zweite Teil künstlerisch sonst keine rechte Einheit mit dem ersten Teile bildet, wer wollte das wohl noch leugnen.

Man muß doch mit Gewalt beide Augen ſich feſt zuhalten, um das nicht zu ſehen. Aber gerade dieſe Partien des letzten Aktes nähern ſich von allen am meiſten wieder dem erſten Teile, wie im Thema, ſo auch in der Ausführung, ſoweit eben dem Greiſe möglich war, wieder Anſchluß zu finden an das Wollen und Können der jugendlichen Vollkraft.

Um nun dieſen Schluß, wie ihn der fünfte Akt des zweiten Teils gewährt, in ſeinen Verhältniſſen darzulegen, bedürfen wir noch aus dem vierten Akte zweiten Teils der Kaiſerſchlacht, die uns vorführt, wegen welcher Leiſtungen Fauſt das Reichslehen empfängt. Daß der ganze dritte Akt, der Helena-Akt, weil er weder im Thema noch im Ton eine Weiterbildung des rechten Fauſt — erſten Teils — iſt, noch in irgend einer Weiſe in den fünften hinüberwirkt, trotz aller Deklamationen über ſeine Gräcität vollſtändig für einen Volks-, Schul- und Bühnenfauſt entfällt, verſteht ſich eigentlich von ſelbſt. Daß es weder barbariſch noch kannibaliſch iſt, auf ihn zu verzichten, wird doch auch ſchon daraus verſtändlich, daß dieſer Akt bekanntlich im weſentlichen ein ſelbſtändiges Daſein gehabt; und Goethes Hoffnung, daß die ſämtlichen Aufzüge des zweiten Teils endlich ſo zuſammengefügt ſeien, daß ſie keine Lücken mehr zeigten, iſt eben nur eine Hoffnung geblieben. Und mit dem Helena-Akt entfällt dann auch des zweiten Aktes klaſſiſche Walpurgisnacht mit all ihrer Mythologie und Geologie. Und nun der erſte Akt. Was auch die großen Theater verſucht haben, denen alles zu Gebote ſteht, was die Kunſt der eigentlichen Scene, im alten Wortverſtande, leiſten kann, zum Leben haben ſie doch dieſen Akt nicht zu erwecken vermocht, obwohl ſie bei allem übrigen Bemühen, den Fauſt ja ſo vollſtändig wie möglich ihrem Publikum zu bieten, doch ſchon all die dramatiſch ſchier endloſen, wenn auch für ſich apart ganz hübſch zu leſenden lyriſchen Strophen des Maskenzuges fortgelaſſen. Denn das iſt es eben: wenn auch in unſeren großen Städten es immer einmal gelingt, eine überſättigte Menge, die trotz aller ihrer Bildung Theater und Schaubude verwechſelt, durch Wandeldekoration, Koſtüme und Requiſiten, wie der Ausdruck ſo ſchön lautet, für ein Mal mehr ins Theater zu locken; auf die Dauer verlangt doch der geſunde Sinn, im Drama dramatiſch erregt zu werden, wie in der Bilderhalle maleriſch. Und wie auf die Dauer der Genius des Lichts und der Farbe ſiegen wird über den Anekdotenerzähler, ſo muß im Theater zuletzt der Dramatiker den Preis erringen. Und ſo halte ich es geradezu für eine Verſündigung an dem zu pflegenden ſpezifiſch dramatiſchen Sinn unſerer Jugend, daß, ſoviel ich weiß, alle unſere Leſebücher Konrads Kaiſerwahl führen, daß Lehrer ſie auswendig lernen laſſen in dem Sinn, wie ſie ſonſt

eine dramatiſche Scene, wie etwa den Tell-Monolog, lernen laſſen könnten, weil ſie ja aus dem Uhlandſchen Drama Herzog Ernſt herſtammt. Dieſe Verwechſelung von dramatiſch mit poetiſch hat meiner Meinung nach auch mit Schuld daran, daß unſere Theater mit ſolchen langatmigen Epen überſchwemmt werden, an denen nichts dramatiſch iſt als das Perſonenverzeichnis und die Scenenüberſchriften. Und ich halte es durchaus nicht für eine ſchauſpieleriſche Überhebung, wenn Devrient in ſeiner Theatergeſchichte ſo großen Wert auf den Umſtand legt, daß eben Shakeſpeare dieſen ſo nahen und nächſten Zuſammenhang mit der wirklichen Bühne hatte. Es iſt das doch dasſelbe, wenn unſer Lichtwark der Meinung iſt, daß unſere Maler herrliche Wirkungen ſich haben entgehen laſſen, weil ſie ihre Farben fertig vom Drogiſten beziehen. Und ich ſelber habe vor Jahr und Tag einen jungen aufſtrebenden Bildhauer, fürchte ich, damit gekränkt, daß ich ihm als Mangel vorwarf, den Stoff nicht wirklich kennen, d. h. bearbeiten lernen zu wollen, in dem doch ſchließlich das Kunſtwerk uns leben ſoll, ſondern daß er ſich begnügen laſſen wollte mit Zeichnen und Modellieren, weil die Großen, d. h. die heutigen Großen es auch ſo machten. Daß auch unſere litterariſch Großen ſo leicht ins rein Lyriſche und ins rein Epiſche abirren, liegt eben in unſeren ganzen bisherigen Bildungsverhältniſſen mit ihrer entſetzlichen Betonung des Hiſtoriſchen. Wie dramatiſch belebend geradezu bei Bühnendichtungen ein — Strich wirken kann, iſt zwar erfahrenen Regiſſeuren, nicht aber dem großen Publikum bekannt. Und da kommt mir gerade recht der Bericht, den Eugen Lindner (Weimar) über die erſte Lohengrin-Aufführung in Weimar im Septemberheft der Deutſchen Revue (97) uns gegeben hat. Lindner ſtand noch die Originalhandſchrift Wagners, nach denen ſie damals probten, zur Verfügung, und wir erfahren daraus, daß im letzten Akt, nachdem Lohengrin die hochdramatiſchen Worte geſprochen: „Nun hört, wie ich verbotner Frage lohne; mein Nam' und Art ſei nun vor euch bekannt: mein Vater Parzival trägt eine Krone, ſein Ritter, ich, bin Lohengrin genannt", und nach den kurzen Worten des Chors: „Wie wunderbar iſt er zu ſchauen, uns faßt vor ihm ein ſelig Grauen", daß nun Wagner ſeinen Lohengrin gleichſam rekapitulieren läßt, was das Volk von Brabant und ſomit auch das Publikum im erſten Akt alle ſelber entweder mit Augen geſehen oder inzwiſchen längſt ſelber erraten haben, nämlich:

„Nun höret noch (sic!), wie ich zu euch gekommen.
Ein klagend Tönen trug die Luft daher;
daraus im Tempel wir ſogleich vernommen,
daß fern wo eine Magd in Drangſal wär'.
Als wir den Gral zu fragen nun beſchickten,
wohin ein Ritter zu entſenden ſei —

da, auf der Flut wir einen Schwan erblickten,
zu uns zog einen Nachen er herbei.
Mein Vater, der erkannt des Schwanes Weſen,
nahm ihn in Dienſt nach des Grales Spruch:
denn wer ein Jahr nur ſeinen Dienſt erleſen,
dem weicht von dann ab jedes Zaubers Fluch.
Zunächſt nun ſollt' er mich dahin geleiten,
woher zu uns der Hilfe Rufen kam,
denn durch den Gral war ich erwählt zu ſtreiten,
darum ich mutig von ihm Abſchied nahm.
Durch Flüſſe und durch wilde Meereswogen,
hat mich der treue Schwan dem Ziel genaht,
bis er zu euch daher ans Ufer mich gezogen,
wo ihr in Gott mich alle landen ſaht."

Man vergegenwärtige ſich nur recht deutlich die Wirkung, die dieſe Hauptſcene jetzt thut, und frage ſich, ob man wohl wünſchen könnte, die obenſtehenden Verſe möchten wieder für die Darſtellung aufgenommen werden. Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger das wünſcht. Es giebt alſo, — könnte ich das nur ſo recht eindringlich machen! — es giebt alſo in That und Wahrheit produktive Striche. Das ſind Striche, mit denen man wohl Text abſtreicht, vernichtet, ja manchmal ſogar Text vernichtet, der an ſich, für ſich allein betrachtet, ſogar poetiſcher Text iſt, und eben dadurch, durch dies Fortſchaffen dieſes Textes, das Ganze an dramatiſchem Wert und Wirken erhebt und erhöht. Wer irgendwie mit Textrezenſionen näher bekannt iſt, wird mir zugeben, läge nicht ſo unbezweifelbar echt und aus jüngſter Zeit die Wagnerſche Handſchrift vor, wären die beiden abweichenden Stücke Texte älterer Zeit, kein guter Bruder vom Metier würde zögern, dieſe umfangreichere Ausgabe mit der dramatiſch lahmen Erweiterung für ein Werk des bekannten Interpolators zu halten. Echte, wirkliche Interpolationen im engeren Sinne ſind uns nun ja auch alle aus der Praxis des gegenwärtigen Bühnenlebens bekannt. Da hat in einer Oper irgend eine Melodie beſondern Beifall gefunden, der Sänger wird bei den Wiederholungen zu oft zum dacapo gezwungen, gar bald ermüdet's ihn, denſelben Text zu ſingen, er ſelbſt, ein guter Freund oder der Herr Regiſſeur ſorgen für eine mehr oder minder gut paſſende Zuſatzſtrophe; bei ſonſt hübſchen, aber den gewohnten Theaterabend nicht, wie man's nennt, ganz füllenden Opern werden, noch ſchlimmer, ſogenannte Einlagen geſungen, wo ſogar die Muſik Interpolation iſt; bei Poſſen werden zu ſolchen Refrains, die gute „Schlager" geworden ſind, beſonders bei Benefizabenden, neue Texte gegeben; bei Spielopern, wie beim Barbier von Sevilla, glänzte vor Jahren in ſolchen Interpolationen (Improviſationen, Impromptus nennt man's beim Theater, in der Hofburg zu Wien koſten ſie aber

Strafe) unser wackerer Freny, dessen Beckmesser bekanntlich selbst Wagner imponierte; von Bemerkungen wie dieser, daß der Schnee auf seinem Hut von „dem schadhaften Dach des Hauses" herrühre, oder, wenn er als passende Verleumdung (die Verleumdung ist ein Lüftchen) gegen Almaviva vorschlägt, man solle ausſprengen, „Er wolle das Hamburger Stadttheater pachten", wird dereinst ein kundiger Thebaner, falls, was ich nicht wissen kann, solche Scherze sich auch ins Soufflierbuch verirrt haben, leicht nachweisen können, daß das Zusätze des Interpolators seien, da zur Entstehungszeit weder Librettist noch Komponist von den Bedrängnissen des Hamburger Stadttheaters gewußt hätten, und so fort. Daß nun auch beim ernsten recitierenden Drama solche Interpolationen vorgekommen, nimmt man für die alt-klassische Zeit, z. B. Schöll in Weimar, an, und ich muß sagen, ich lese und gebrauche den Sophokles nur mit seinen Ausmerzungen, die meinen ganzen Beifall haben, zunächst eben nur aus dem Grunde, weil durch sie die dramatische Wucht der Dichtung erhöht wird. Aus der neuesten Zeit sind mir bei unserm klassischen Drama keine Beispiele von Wort-, wohl aber von Gedankeninterpolationen bekannt. Denn was war es anderes, psychisch betrachtet, wenn im Jahre 1870 im Lohengrin bei den Worten Heinrichs: Für deutsches Land das deutsche Schwert! So sei des Reiches Kraft bewährt! ein minutenlanger Beifall den Sänger zwang, eine Pause zu machen. Aus der germanischen Philologie ist jetzt wohl weitesten Kreisen der Streit um den Nibelungen- und zum Teil um den Gudruntext bekannt schon durch die Übersetzungen, die bald Lachmann-Müllenhoff, bald Zarncke, Bartsch u. a. sich anschließen. Und selbst an die Thür des christlichen Gemeindehauses klopft der Interpolator um Einlaß. Bekannt ist, daß man in neuerer Zeit einen Unterschied macht zwischen echten Schriften des Paulus und pseudopaulinischen. Die das thun, haben vor allem aus dem herrlichen energischen Galaterbrief einen Paulus der rücksichtslosesten Glaubensenergie sich herausgestaltet, den sie zum Maßstab nehmen und gegen den die sog. Pastoralbriefe, dann der zweite Thessalonicher- und der Epheserbrief als unecht erscheinen. Ob sie damit so ganz unbedingt das Richtige treffen, ist doch für den zweifelhaft, der als Germanist und als Christ so ein rechtes Herzensverhältnis zu Luthers gewaltigen Schriften gewonnen, wie An den christlichen Adel deutscher Nation, Von der babylonischen Gefangenschaft und Von der Freiheit eines Christenmenschen, und doch, wenn auch vielleicht mit Bedauern, gestehen muß, daß der Luther doch auch, nach 1525, so manches geschrieben hat, das so ganz anders geartet ist. Und so wies denn meines Erachtens ganz mit Recht Hauptpastor Röpe in seinen so ungemein feinsinnigen Paulus-Vorträgen, die er im Winter 1890 in seinem Hause hielt, darauf hin, daß wir gerade

Fauſt erſten und zweiten Teils doch bei der ſo gewaltigen Stilverſchiedenheit nur darum für das Werk Eines Mannes hielten, weil wir eben ſein ganzes Zeitalter im einzelnen kennten und es uns ſo möglich wäre, die letzte höhere Einheit zu finden. Als ich dann ſpäter für meine kleine Arbeit: Goethe ein Sozialiſt, den ganzen Wilhelm Meiſter mit innigerer Anteilnahme durchlas, als mir bisher bei den Wanderjahren wenigſtens möglich geweſen, da fand ich denn, daß hier doch mehr Verſchiedenheit als bloß Stilunterſchied wäre, der Tenor der beiden iſt ſogar grundverſchieden: in den Lehrjahren zielt alles auf möglichſt allſeitige harmoniſche Ausbildung des einzelnen, für die keine Zeit zu koſtbar; in den Wanderjahren ſoll der einzelne möglichſt bald erkennen, durch welche Anlage er dem Staate am beſten nütze; in den Lehrjahren iſt das Ideal der einzelne, in den Wanderjahren die Geſamtheit. Solche Zwieſpältigkeit zu erklären, reicht, ſcheint mir, die rein philologiſche Methode nicht aus; es bedarf der pſychologiſchen. Iſt es, fragen wir, pſychologiſch richtig, ſich Goethe, Schiller, Leſſing als eine ſo beſtimmte Seelenenergie vorzuſtellen, daß ſie, wenn auch nur als Dichter, in jedem ſchaffenden Augenblick dieſelbe iſt? Wird ſie nicht, wie wir auch, durch Umgebung, Erinnerung, Ebbe und Flut der Kraft beſtimmt wie wir? Sind ſie auch Rieſen und wir nur Zwerge, ſo ſind doch Rieſen und Zwerge den gleichen biologiſchen Geſetzen unterworfen. Und Alter und Jugend iſt für beide vorhanden. Und erzählt uns Lichtwark, daß Kaufmann die Verwaltung der Kunſthalle gebeten, ſeine Probſteier Fiſcher aus den Muſeumsräumen zu entfernen, weil ſie ihm ſelber fremd geworden, wer will da Wilhelm Scherer tadeln, wenn er Goethes Wirken in Epochen des Realismus, des Idealismus und des ſtilvollen Realismus zu überblicken verſucht. Kann Kaufmann ſich nicht mehr in einem Bilde zurechtfinden, deſſen Nebeneinander der Seele ſo leichte Hilfe gewährt, wie ſoll ein älter gewordener Dichter ſich leicht in das pſychiſch ſo ſehr viel ſchwierigere Nacheinander eines Werkes hineinfinden, deſſen Material zudem, die Sprache, ſo ſehr viel weniger die Anſchauung beſtimmt. Und da alles pſychologiſche Verſtehen doch auf ewig bei der Selbſtbeobachtung anfangen muß, ſo erinnere man ſich doch an die eigenen litterariſchen Werke, die jeder und jede von ſich aufzuweiſen hat: erinnern wir uns an unſere Briefe. Wie lieſt ſich nicht ein Brief, den wir in einem Zuge, ungeſtört, die Seele in einer nicht abſchwellenden Spannung über eine uns ganz erfüllende Angelegenheit an eine vertraute Perſon geſchrieben. Und daneben ein anderer, den wir, doch wie man gewöhnlich denkt, dieſelbe Wir-Perſon, in Abſätzen geſchrieben, geſtört von außen oder durch andringende Erinnerungen, in Ebbe und Flut des Intereſſes, von einem

weniger intimen Gegenstand an eine nicht allzuvertraute Person. Selbst ein Fremder, der einige Übung in solchen psychischen Beobachtungen hat, wird die Stücke wesentlich gleicher Seelenbestimmtheit, obwohl das Ganze in einen ganz leidlichen Zusammenhang gebracht sein kann, wieder herausfinden können. Solche aus diesen Gründen ablösbaren Stücke nun nenne ich psychische Einheiten; sind sie an Dichtungen viel später zu- und angedichtet, könnte man sie, im Gegensatz zu den Interpolationen von fremder Hand auch Selbst- oder Eigeninterpolationen nennen. Daß ich mit diesem Gedanken der Selbst- oder Eigeninterpolationen oder der psychischen Einheit, wie ich sie noch lieber nenne, doch nicht so ganz auf dem Holzwege bin, daß sie sogar da vorkommt und, die Hauptsache für uns, auch als solche empfunden und bekannt wird, wo man sie am wenigsten erwarten würde, in wissenschaftlich-systematischen Werken, dafür ist mir eine überaus köstliche Bestätigung eine Bemerkung von Herbart, der allerdings als Stilist auch ein Künstler ist, in seiner großen Psychologie in der Vorrede zum 2. Teil 1825. Er sagt da wörtlich: „Der Schluß dieses Buches wurde 1814 geschrieben. Seitdem sind allmählich manche Zusätze gemacht worden, so daß ein kritischer Geist, wie sie heute sind, wohl auf den Einfall kommen könnte, verschiedene Federn nachzuweisen, die daran geschrieben und interpoliert hätten." Ist nun diese Vorstellung von gesonderten psychischen Einheiten in einem Werke, zumal dessen allmähliche Schöpfung einen ganz unverhältnismäßig langen Zeitraum zwischen Jugend und Alter des Dichters umfaßt, richtig, so muß es auch zulässig sein, zu einem besondern Zweck, oder zu einer besondern Wirkung von solchen Einheiten, die man, um Ausdrücke aus andern Lebenskreisen zu entlehnen, als Anreicherungen, Anwucherungen späterer Epochen betrachten kann, und die die Übersicht für den jugendlichen Geist erschweren oder den dramatisch energischen Gang für den Zuschauer hemmen, zu diesem bestimmten Zwecke und zu dieser bestimmten Wirkung einmal entfallen zu lassen. Daß damit in keiner Weise der Kannibalismus gemeint ist, den Dichter in irgend einem Stück mundtot zu machen, daß der ganze Dichter mit all seinen Gedanken und Empfindungen nach wie vor zu dem reiferen Volksgenossen zu sprechen hat, der schon fähig geworden ist, die höhere Freude, eine Menschenseele selber in ihrem „Werk", wie man jetzt im Singular sagt, um eben damit die Einheit anzudeuten, die höhere Einheit, in der alle einzelnen Werke sich schließlich finden können, eine Menschenseele in ihrem Werk selber als ein Kunstwerk, nenne man's Gottes oder, wenn man will, der Entwickelung erschauen und genießen zu können, das versteht sich für mich so ganz und gar von selbst, daß mir's eigentlich gegen den Strich geht, das auch noch erst ausdrücklich versichern zu sollen.

Was nun mir vorſchwebt, wenn ich ſo von pſychiſchen Einheiten, von Eigeninterpolationen und Anreicherungen ſpreche, zu denen in einem Drama vor allem auch alle ſolche Abirrungen ins Lyriſche und Epiſche zählen, denen von dramatiſcher Spannung rein garnichts innewohnt, darf ich wohl an ein paar Beiſpielen etwas verdeutlichen.

Am Schluß des zweiten Teils iſt bekanntlich Fauſt tot hingeſunken, die Lemuren haben ſein Grab gegraben, und Mephiſto erwartet voll gieriger Spannung, wie die Seele, ihr Haus verlaſſend, ſein Eigen werden muß kraft des bekannten Paktes aus dem erſten Teil. Er ſagt:

Der Körper liegt, und will der Geiſt entfliehen,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchriebnen Titel.
(Phantaſtiſch-flügelmänniſche Beſchwörungsgebärden.)
Nur friſch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graben, Herrn vom krummen Horne!
(Der greuliche Höllenrachen thut ſich links auf.
Zu den Dickteufeln vom kurzen, geraden Horne.)
Nun, wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt,
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbel-Sturm!
(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)
Ihr Firlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt!
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt!

An dem obenſtehenden fehlt aber ein Stück, das ich nun herſetze. Hinter dem Wort blutgeſchriebnen Titel folgt eine Betrachtung, die nicht nur das dramatiſch Bewegte der Scene hemmt, ſondern auch ganz aus der Illuſion hinausfallen läßt. Sie lautet:

(Man beachte aber auch als höchſt beſtätigend die merkwürdige Interpunktion: ; — Semikolon, Gedankenſtrich.)

Doch leider hat man jetzt ſo viele Mittel,
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege ſtößt man an,
Auf neuem ſind wir nicht empfohlen;
Sonſt hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen ſchlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.

Sonst mit dem letzten Atem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt ich sie in fest verschlossnen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams ekles Haus nicht lassen;
Die Elemente, die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort. (Man beachte dies am Ende.)
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das ist die leidige Frage;
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Ob? sogar ist lange zweifelhaft;
Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.

Ein anderes Beispiel. Im vierten Akt zweiten Teils ist Faust auf ein Hochgebirge hinaufgelangt. Es erscheint ihm, in einer Wolke Wunderform, das Bild der ersten Liebe als die Seelenschönheit, die das Beste seines Innern nach sich zieht. Die Worte lauten:

Faust (tritt hervor):
Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum,
Entlassend meiner Wolke Tragwerk, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug,
Ihr strebt das Auge staunend in Bewundrung nach.
Sie teilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will sich's modeln. Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Ich glaube, hier entbehrt man nirgend ein Wort. Und doch habe ich ein Stück herausgehoben, das mitten darin stand, mitten darin, sogar zwischen Vershälften, aber so eigen, daß das erste und dritte Drittel unmittelbaren Anschluß haben. Und Goethe selber schließt, ebenso bezeichnend, dies von mir enthobene Stück zwischen sogenannte Gedankenstriche ein. Zur Deutlichkeit setze ich die Worte hierher; sie lauten:

Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Ledan, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt.

Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgetürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter, lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. —

Und weiter. Mephiſto iſt Fauſten nachgeeilt. Auf Mephiſtos Frage, ob Fauſt von ſeinem Wolkenweg herab nichts erſchaut, das ihn gelüſtet, kann Fauſt froh erwidern: ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß. Die Worte lauten:

Mephiſtopheles. Nun aber ſag, was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Greuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Du überſahſt, in ungemeſſnen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten.“
Doch ungenügſam, wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt. Und doch! ein Großes zog mich an,
Errate!

Mephiſtopheles. Errät man wohl, wornach du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt. Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Im Goethe finden ſich aber zwiſchen den Worten „Geſtein“ und „Du überſahſt“ über 50 Verſe, die man füglich eine Abhandlung nennen könnte über die Frage nach dem Urſprung der Gebirge. Ich halte ſie für eine ſogenannte Anwucherung und werde in dieſer Meinung beſtärkt dadurch, daß ich die Anfangs- und Endniete, die ſie in dem Ganzen halten ſollen, glaube erkennen zu können. Die Anfangsniete ſind mir die Worte:

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden,
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Die Endniete, die Überleitung aus der Legende heraus in den Fortgang der dramatiſchen Handlung bilden für mich die Worte:

Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?

Zwiſchen Fauſtens Aufforderung: Errate! und Mephiſtos Erwiderung: Errät man wohl, wornach du ſtrebteſt? liegen außerdem wiederum

40 Verse, die episch breit, statt dramatisch bewegt sind, und die ich deshalb gleicherweise habe entfallen lassen.

Im ersten Teil des Faust, der dramatisch unvergleichlich viel enger verbunden ist als der zweite Teil, wird schwerlich irgend jemals irgend jemand das Intermezzo Walpurgisnachtstraum oder Oberons und Titanias goldne Hochzeit für etwas anderes als ein Intermezzo gehalten haben, in unserm Sinne eine Eigeninterpolation. Und so sagt selbst ein Mann wie Wilhelm Scherer denn auch ganz treffend: „Die Walpurgisnacht ist nicht fertig geworden und durch litterarische Satiren übel ergänzt". Vor allem deutlich aber, meine ich, gewährt den Begriff einer psychischen Einheit jene einzige Scene, die der reife Dichter, der doch den grellen Jugendentwurf der Kerkerscene so künstlerisch stimmungsvoll zu mildern verstand, bei aller Herrschaft über die poetischen Mittel nicht in das Läuterungsfeuer von Rhythmus und Reim zu bringen vermochte, die Prosascene: Feld, trüber Tag, worin Faust soeben Gretchens Unglück erfahren hat und wütend gegen Mephisto ausbricht, jene Scene, von der Scherer urteilt, sie klingt wie aus Schillers Räubern. Ja, so disparat ist, nach meiner Erfahrung, diese Scene von der übrigen Faustdichtung, daß Vorleser wie Schauspieler des Faust entweder den natürlichen, warmen Stimmton beibehalten, mit dem sie nun einmal den Faust ausgestattet, dann aber all die hohen Worte unter den Tisch fallen lassen müssen, oder aber, um die Worte zur Geltung zu bringen, ihren Ton auf ein Pathos zu stellen gezwungen sind, das im übrigen nicht zum Gesamt-Faust paßt.

Soviel über die Theorie von der psychischen Einheit, die mir Leuchte geworden ist bei meinem Bemühen um den Faust. Dieses mein Bemühen aber zielt dahin, aus dem großen, viel, ja vielleicht allzuviel umspannenden Gesamt-Faust das auszuheben, was ich für unsere Jugend nützlich halte als Kraftquelle bei ihrem Aufstieg zu höherem Menschentum, zugleich aber in der Form, daß sie dabei den Genuß eines Dramas von folgerichtiger Handlung nicht zu entbehren brauchte. Daß es unmöglich ist, dem erwachsenen Volksgenossen, besonders dem, der den ganzen Faust schon lieb gewonnen, es im einzelnen recht zu machen, davon ist wohl niemand mehr überzeugt als ich selber. Aber ich meine auch, nicht, was jeder entbehrt, im besonderen, an ihm lieb und vertraut gewordenen Scenen und Sentenzen bestimmt im Grunde Wert oder Unwert meiner Bearbeitung, sondern allein das, was sie dem Schüler, der doch eben den Faust nicht kennt, als Ganzes und als Hilfe, als Ariadnefaden für den Gesamt-Faust sein kann, das müßte entscheiden. Daß aber, wenn auch über das Wie der Bearbeitung die Meinungen geteilt sein können, doch das Das schon lange feststeht, möchte ich zum

Schluß noch autoritativ erhärten. Wilhelm Scherer, der doch gewiß den Reſpekt ſelbſt vor dem Buchſtaben der Überlieferung in ſeinen und Müllenhoffs „Denkmälern" bewährt, der allerdings aber auch nicht im Buchſtabendienſt befangen geblieben iſt, Wilhelm Scherer, der doch Höheres als Goethe nicht kennt, ſagt klipp und klar, daß es beim Fauſt der Einrichtung und Bearbeitung bedürfe. „Nicht der ganze Plan", fährt er wörtlich fort, „iſt ausgeführt. Wichtige Scenen, die Goethe beabſichtigt hatte, fehlen. Unebenheiten wurden nicht verwiſcht. Und nur im großen, gleichſam aus der Ferne angeſehen, hat das Gedicht ſeine Einheit, etwa wie die Homeriſchen Epen, oder das Nibelungenlied, oder die Gudrun. Wie die Beteiligung verſchiedener Hände an den umfaſſenden Volksepen nur ungefähr ein Ganzes ſchuf oder das urſprüngliche Ganze verhüllte und aufſchwellte, ſo hat hier die lange, unterbrochene und den verſchiedenſten Stimmungen unterworfene Arbeit von ſechzig Jahren eine wahre innere gleichmäßige Vollendung und Durchbildung nicht zu erreichen vermocht."

In dieſen Worten Scherers ſehe ich, natürlich, eine Entſchuldigung auch für meinen Verſuch der Herſtellung eines Fauſt-Textes für die deutſche Jugend.

Als Hilfe gebe ich meinem Text weder eine Einleitung mit, noch Anmerkungen. Die ſind, meiner Meinung nach, Sache des Lehrers, allein ſchon, weil ihre Art und ihr Umfang für jede Schule und für jeden Jahrgang gar zu verſchieden ſind. Wohl aber gebe ich eine „Überſicht über die Handlung". Sie ſoll vorher geleſen werden, damit der Schüler weiß, auf was er ſich gefaßt zu machen hat. Gleichzeitig habe ich ſie ſo zu halten verſucht, daß, mit leiſe andeutendem Wort, die Richtung beſtimmt wird der ethiſchen Würdigung des einen und andern. Ich hoffe, es erleichtert den Überblick, daß ich die Überſchriften der 29 Scenen meines Textes in meine Inhaltsangabe wörtlich eingeflochten und ſie durch Fettdruck ausgezeichnet habe. Dies iſt geſchehen, damit man bequem bei jeder einzelnen Scene ſchnell wieder Einblick nehmen kann über ihren beſonderen dramatiſchen Inhalt und daß man, da wir doch in Intervallen leſen, über eine längere Scenenfolge, wenn einmal nötig, ſchnell einen Überblick gewinnen könne zur Erleichterung der Möglichkeit des künſtleriſchen Genießens, wie uns ähnlich ein Konzertprogramm zu helfen verſucht. Da dieſe Überſicht, die wirklich nicht ein Jota auch nur andeutet von dem, was in den entfallenen Scenen und Sentenzen ſteht, mir gleichzeitig die Kontrolle erleichtert hat, ob das, was ich ausgehoben, auch durch ſich ſelbſt verſtändlich ſei und vollen Zuſammenhang habe, ſo ſei es geſtattet, ſie, um dem freundlichen Leſer Mut zu machen, einmal die Ausgabe ſelber zu prüfen, hierher zu ſetzen. Sie lautet:

In die Lobgesänge auf die Herrlichkeit der Schöpfung, die die heiligen Heerscharen Gott dem Herrn im Himmel darbringen, kann Mephistopheles nicht einstimmen: die Menschen dauern ihn, wie sie auf der Erde sich quälen. Besonders bejammernswert erscheint ihm Faust in seinem Zwiespalt zwischen Himmelsstreben und Erdengenuß. Gegen Gottes Erklärung, daß er den Faust noch zur Klarheit führen, und daß dieser niemals ganz von seinem Urquell abzulenken sein werde, bietet Mephisto die Wette, Gott solle den Faust doch noch verlieren, wenn er ihm gestatten wolle, denselben seine Straße sacht zu führen. Diese Erlaubnis erteilt ihm Gott: Faust bedürfe, wie der Mensch überhaupt, eines Treibers, der ihn vor dem Tode der Ruhe bewahre.

In seinem engen gotischen Studierzimmer, als Gelehrter unter Büchern, Instrumenten und Sammlungen, unbefriedigt vom Wissen, voll von Sehnsucht nach Gut und Geld und Ehr' und Herrlichkeit der Welt, sucht Faust Hilfe bei der Magie: der Geist, den er heranzwingt, erklärt sich aber als Geist der That und des Lebens und stößt so den Grübler Faust zurück. In seiner Verzweiflung fühlt er nur noch den Mut zu der That der Ohnmacht — zum Selbstmord. Glockenklang und Chorgesang der Osternacht füllen sein Herz mit den Erinnerungen der Kindheit, und das Lied vom Auferstandenen, der in Thaten der Liebe als der Lebendige sich erweist, geben ihn dem Leben zurück.

Auf einem Oster-Spaziergange trifft Faust auf Bauern unter der Dorflinde, die hocherfreut dem Manne einen Huldigungstrunk darbringen, dem sie Rettung aus Pestgefahr schuldig zu sein glauben. Aber auch dieser Dank erinnert Faust nur wieder an die Unvollkommenheit seines Wissens; in schmerzlicher Sehnsucht nach neuem Leben, neuem Streben ruft er leidenschaftlich nach Geisterhilfe: da naht sich ihm Mephisto in der Gestalt eines Pudels.

Zurückgekehrt in die Stille seines Studierzimmers macht Faust sich daran, das heilige Original des Neuen Testaments in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Doch ihm kann das Johanneische „Wort" als der Anfang aller Dinge nicht mehr genügen; seine Seele ersehnt und so schreibt er: Im Anfang war die That.

Als der knurrende Pudel durch Beschwörung gezwungen worden, in andrer Gestalt zu erscheinen, und Faust von Mephisto vernommen, daß selbst die Hölle ihre Rechte habe, da schießt es ihm durch die Seele: ein Pakt mit dem Teufel! Mephisto will Faustens Diener sein hier auf Erden, Faust soll dafür ihm dienen in der Ewigkeit; Faust bietet, das Jenseits mißachtend, die Wette: Ja, aber so lange solle Mephisto hier auf Erden sein Diener sein, bis er, Faust, durch Genuß betrogen, zum Augenblicke sage: Verweile doch, du bist so schön! Dies Abkommen

muß er mit ſeinem Blute unterſchreiben. Angewidert von allem Wiſſen will Fauſt in die Welt hinein. Mephiſto ſchlägt ihm vor, erſt die kleine, dann die große Welt zu ſehn. Auf Fauſts Bedenken, daß bei ſeinem langen Bart ihm wohl die rechte Lebensart fehle, tröſtet ihn Mephiſto und führt ihn in die Hexenküche, wo ein Verjüngungstrank ihm dreißig Jahre vom Leibe ſchaffen ſoll. Ein Zauberſpiegel zeigt ihm das himmliſche Bild der ungekannten Schönheit des Weibes und erregt ſeine Seele aufs höchſte; der Genuß des teufliſchen Trankes aber erweckt mit dem Ungeſtüm der zurückgewonnenen Jugend auch die ſinnliche Begierde. Auf die Straße zurückgekehrt ſieht Fauſt in einem vorüberſchreitenden Bürgermädchen ſogleich das Idol ſeines Gelüſtens und fordert Mephiſto auf, ſie ihm zu ſchaffen. Sie dringen unbemerkt in Gretchens kleines Zimmer und ſtellen einen Schmuck in den Schrein, den Gretchen, in deren Herzen die Sehnſucht nach Liebe und Glück ſich regt, voll freudigen Erſtaunens findet. Auf einem Spaziergange erfährt Fauſt von Mephiſto, daß Gretchens Mutter den Schmuck voll Beſorgnis der Kirche überliefert. Mephiſto ſoll einen zweiten ſchaffen. Mit dieſem erſcheint Gretchen bei der Nachbarin Marthe, welcher Mephiſto die Nachricht von dem Tode ihres Mannes bringt. Er erwirkt die Erlaubnis, einen Freund als zweiten Zeugen für die Richtigkeit ſeiner Botſchaft bei den Frauen einführen zu dürfen. Fauſt hat ungeduldig auf der Straße gewartet: in ſeiner Seele ringt die Liebe mit dem Begehren. In Marthes Garten, hingeriſſen von Gretchens natürlich-herzigem Weſen, geſteht ihr Fauſt ſeine Liebe; im Gartenhäuschen, in das ſie zum Scherz geflohen, entringt ihr Fauſtens Kuß das Gegengeſtändnis: Von Herzen lieb' ich dich!

Seiner Sinnlichkeit wegen um Gretchens Schickſal bangend, iſt Fauſt, da die urſprüngliche Natur ihm immer neue Lebenskraft gewährt, hinausgeflohen in Wald und Höhle. Hier findet ihn Mephiſto und ſucht ſeine Begierde neu aufzuſtacheln. Der ausſichtsloſen Qual des neu erweckten innern Kampfes ein Ende zu machen, beſchließt Fauſt, der Geliebten Unglück mit Schaudern vorausſehend, ſich der teufliſchen Hilfe zu überlaſſen. Gretchen, in ihrer Stube, ſitzt an ihrem Spinnrade, allein, ihre ganze Seele erfüllt von dem Bilde des Geliebten. Bei einer neuen Zuſammenkunft mit Fauſt in Marthes Garten regt ſich Gretchens Gewiſſen: ſie fragt Fauſt, wie er's mit der Religion halte. Fauſt, in ſeiner Leidenſchaft, weiſt ſie allein an das Gefühl: Gefühl iſt alles! Aber auch ihr Gefühl ſagt ihr, daß es mit Mephiſto und ſeinem Verhältnis zu Fauſt nicht recht beſtellt ſei. Ihr Ahnen weicht aber der Gewalt der Liebesleidenſchaft, und ſie läßt ſich von Fauſt beſtimmen, für ihre Mutter, deren leiſen Schlaf ſie fürchtet, einen Schlaftrunk anzunehmen, der, ohne ihren Willen, die Mutter nie mehr erwachen läßt. Nunmehr, wie ſie

sich selbst gestehen muß, der Sünde bloß, vermag sie auch nicht mehr am Brunnen, wie sie sonst gethan, auf andere zu schmälen; der schmerzenreichen Mutter Gottes, deren Andachtsbild im Zwinger sie frische Blumen darbringt, klagt sie ihre Angst und Pein und fleht sie an um Rettung vor Schmach und Tod. Aber ihr Leid soll noch wachsen. Auf offener Straße, vor Gretchens Thüre, findet ihr Bruder Valentin, mehr ein Beschützer freilich seiner eigenen als ihrer Ehre, im Kampf mit Faust seinen Tod. Im Dom ruft der böse Geist des gefolterten Gewissens in Orgelton und Chorgesang ihr nur die furchtbare Anklage des Mutter- und Brudermordes zu, so daß sie ohnmächtig zusammenbricht. Mephisto ist es gelungen, Faust zu verheimlichen, daß Gretchen, inzwischen in wahnsinniger Verzweiflung auch noch des Kindesmordes schuldig geworden, in Kerkerhaft des sichern Todes wartet. Im Feld, am trüben Tag, erschüttert ihn die Kunde von ihrem Leiden bis ins Mark hinein: die sonst durch Leidenschaft getrübte Neigung zu Gretchen läutert sich zur reinen Liebe, und Faust fordert unter gräßlichem Fluch von Mephisto die Rettung der Geliebten. Aber nur mit Menschenhand, erklärt dieser, auf Faustens eigene Gefahr kann Gretchen aus dem Kerker hinausgeführt werden. Faust dringt in den Kerker ein, aber Gretchen, obwohl in Wahnsinns Nacht, stößt im entscheidenden Augenblick Faustens Hilfe zurück: sie will so nicht gerettet werden. Gericht Gottes, ruft sie, dir hab' ich mich übergeben. Dein bin ich, Vater, rette mich!

So hat Faust nicht ohne schwerste Verfehlung in der kleinen Welt sich umgethan; die Erinnerung an Gretchen und an seine Schuld gegen sie kann er nicht los werden: unruhig treibt's ihn um, der Schlaf flieht ihn. Da, in anmutiger Gegend, erbarmen sich des Unglücksmannes die freundlichen Geister der Natur: Ariel besänftiget des Herzens grimmen Strauß, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile und reiniget sein Innres von erlebtem Graus. Er gewährt ihm Schlaf, daß er gestärkt dem neuen Tag entgegenruht. Neue Lust und neues Streben erfüllt ihn nach höchstem Dasein: die große Welt zieht ihn an. Doch, zu den Gipfeln der Bergesriesen emporschauend, führt ihn der schmerzende Glanz der Sonne, im Gegensatz zu dem erquickenden Leuchten des Wasserfall-Regenbogens, zu der Beschränkung, am farbigen Abglanz des ursprünglichen Seins das Leben haben zu wollen. Aufs Hochgebirge selbst hinaufgelangt, erscheint ihm, in einer Wolke Wunderform, das Bild der ersten Liebe als die Seelenschönheit, die das Beste seines Innern nach sich zieht. Mephisto, der ihm nachgeeilt, kann Faust auf die Frage, ob er von seinem Wolkenwege herab nichts erschaut, das ihn gelüstet, froh erwidern: ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß! Herrschaft und Eigentum begehrt er als Mittel zu Thaten, da diese allein alles seien. Er

hat das Meer beobachtet, wie es an der Küſte ebbt und flutet und brandet: dem Meere Land abzuringen, ein wahres Neuland zu ſchaffen, darauf hat ſich ſein Beſtreben nun gerichtet. Die Gelegenheit, ſagt Mephiſto, iſt gerade günſtig. Der Kaiſer hat ſich in äußerſter Bedrängnis auf das nahe Vorgebirge zurückgezogen. Sie wollen ihm gegen den Gegenkaiſer ihre magiſche Hilfe anbieten; er ſoll dann dafür Fauſt mit dem Strande belehnen.

Dem Kaiſer iſt der Sieg zu teil geworden. Fauſt gebietet als Fürſt über das Land, das er dem Meere abgerungen: wo früher Wogen fluteten, ſieht man nun Wieſen, Gärten, Dorf und Wald. Ein Wanderer, der einſt hier von ſturmerregter Welle an die Dünen geworfen, will ſeine Retter wieder aufſuchen; er weiß aber vor Erſtaunen in dieſer neuen offenen Gegend ſich nicht zurecht zu finden. Seine Wirte führen ihn in ihr Gärtchen an den bekannten Tiſch und erzählen ihm, wie das alles hier ſo überaus wunderbar zugegangen. In den Tauſch, den der fremde Herr ihnen vorgeſchlagen, wollen die beiden Alten aber nicht willigen; ſie wollen Stand halten auf der ſichern Dünenhöhe und nicht hinab in die bedrohte Niederung. Aber Fauſt, der Herr des zauberhaft errichteten Palaſtes, in ſeinem weiten Ziergarten nachdenklich umherwandelnd, iſt unbefriedigt in ſeinem Beſitz: die Hütte mit der Linde auf der Dünenhöhe iſt nicht ſein. Die Begierde bringt die Gerechtigkeit in ihm zum Schweigen: er erteilt Mephiſto den Befehl, die beiden Alten in das neue beſſere Beſitztum zu ſchaffen, das er ihnen zugedacht. Aber ſtatt friedlich zu zwingen, brennen und töten Mephiſto und ſeine Geſellen. Tauſch wollt' ich, ruft Fauſt ſchmerzbewegt aus, keinen Raub! So hat er denn auch in der großen Welt, durch Selbſtſucht verführt, nicht ohne Verfehlung ſich bethätigen können! Da nahen ſich ihm um Mitternacht vier graue Weiber: Mangel, Schuld, Sorge und Not. Aber nur die Sorge vermag in das Haus des Reichen einzudringen. Hat er auch, wie er ſchmerzlich fühlt, noch nicht ins Freie ſich gekämpft, hat Magie und Aberglauben auch noch Macht über ſeine Seele, kann er auch dämoniſchen Einfluſſes wohl niemals ganz ſich erwehren: die Macht der Sorge will er wenigſtens nicht anerkennen. Erblindet er auch unter ihrem Anhauch: im Innern leuchtet helles Licht. Und raſtlos ruft er die Seinen zur Arbeit: Ein Geiſt, tröſtet er ſich, genügt für tauſend Hände! Doch nicht graben die Geſellen des Böſen, wie er befahl, einen Kanal; ſie graben, im Vorhof ſeines eigenen Palaſtes, Fauſtens Grab. Doch das Klirren der Spaten ergötzt den Blinden; er malt ſich im Geiſte das große gemeinnützige Werk als vollendet aus: wie er mit freiem Volk auf freiem Grunde ſteht. So dürfe er zum Augenblicke ſagen: verweile doch, du biſt ſo ſchön; im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück genieß' er jetzt den höchſten Augenblick. Und damit ſtürzt der Greis tot zuſammen.

Mephiſto hat, dem Worte nach, Fauſt gegenüber die Wette gewonnen: er holt ſeinen blutgeſchriebnen Titel hervor und ſucht ſich der entfliehenden Seele mit Hilfe ſeiner Teufel zu verſichern. Aber die Wette mit Gott hat er doch verloren: es iſt ihm nicht gelungen, dieſen Geiſt von ſeinem Urquell abzuziehen, Fauſt hat das Bewußtſein des rechten Weges nie ganz verloren. So erſcheinen denn mit Recht die himmliſchen Boten, um Fauſtens Seele empor zu holen zum Licht; im Kampf gegen die Teufel ſtreuen ſie Roſen der Liebe, ſelbſt Mephiſto kann, auf einen Augenblick, der Allgewalt der Liebe ſich nicht erwehren: da entſchweben die Engel Gottes mit Fauſtens Unſterblichem, und Mephiſto bleibt, ſich ſelbſt und ſeiner Schwäche grollend, beſiegt zurück. In der höhern Atmoſphäre nahen ſich Fauſt die Mutter Gottes und Gretchen. Zu höheren Sphären muß er ihnen folgen: die Liebe zieht ihn hinan.

Das iſt es alſo, was mein Fauſt-Auszug bietet als eine Propädeutik auf den Geſamt-Fauſt. Für welche Klaſſe aber und für welche Schulgattung ich dieſen Fauſt beſtimme? Nun, es iſt ja gewiß richtig, daß man Gleichungen zweiten Grades erſt beginnt, nachdem man die erſten Grades gründlich durchgenommen und eingeübt, daß man Aſien nicht beſprechen wird, ohne geographiſche Kenntniſſe aus der Heimatskunde vorauszuſetzen. Etwas anders geht's aber doch im Leben her und in der Kunſt. Läßt ſich da wirklich, um bei unſerm Fauſt zu bleiben, der Jahrgang genau beſtimmen, wo die Vorbedingung zu ſeinem Verſtändnis, dieſes Aufſtreben, dieſes Verlangen nach Genuß und That, und dieſes Gefühl von Verſchuldung zuerſt deutlicher ſich regt? Aber wiederum, ſollte die Pſyche für die Litteraturſtunde wirklich ſo ſehr viel ſpäter ſich regen als für die Religionsſtunde, wo man ſo etwas doch geradezu vorausſetzen muß, oder man wäre verdammt, ins Blaue hinein zu reden. Darum meine ich, wer für die ernſten Darbietungen des Konfirmanden-Unterrichtes reif iſt, der iſt es auch für diejenigen Teile des Goetheſchen Fauſt, die ich als die eigentlich nationalen ausgehoben. Und wie diejenigen unſerer Prediger unzweifelhaft recht thun, die ſich ſtemmen gegen die plutokratiſche Forderung der Sonderung ihres Unterrichts nach Schulen und Ständen, weil ſie doch nicht Theologen ziehen wollen, ſondern Chriſten, ſo thun auch wir recht, deutſche Kunſt allen jungen Volksgenoſſen zu bieten ohne Unterſchied ihres Standes. Denn wie die Wieſe vor meinem Fenſter ſich ſchmückt mit neuem Grün zur Freude jedem empfänglichen Auge, wie die Propheten Alten und Neuen Bundes, die Verkünder des Guten, ſich gewandt an alle ohne Unterſchied, ſo wenden ſich auch die Propheten des Schönen allzumal an jeden empfänglichen Sinn. Wer aber Freude verbreiten kann — und der Lehrer kann es jetzt — und thut es nicht, dem iſt es Sünde.

Noch „ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen“.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

„Ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen“ ward uns hier[1]) vor etwas über zwei Jahren aus Anlaß des 2. Teiles des ausgezeichneten deutschen Mittelschul-Lesebuchs vergönnt, von dem nach verhältnismäßig kurzer Frist der nächste erschienen ist:

Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. Dritter Teil. Dritte und vierte Klasse. Herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka, Gymnasialprofessor in Kronstadt, und Dr. Hans Wolff, Gymnasialprofessor in Schäßburg. Hermannstadt 1896. Druck und Verlag von W. Krafft. gr. 8. X und 500 Seiten.

Er faßt, „nach einem wiederholt geäußerten Wunsche, dessen Erfüllung grundsätzliche Bedenken unsererseits nicht im Wege standen“, den Stoff für die dritte und die vierte Klasse zusammen, und damit ist das ganz vortreffliche Hilfswerk für die Unterstufe abgeschlossen. Für die Bedürfnisse der höheren Jahrgänge soll der ausstehende letzte Band sorgen.

Obgenannter Aufsatz, zu dem sich das ursprünglich nur beabsichtigte Referat über die Fortsetzung von Johann Wolffs gediegenem „Mittelschul-Lesebuch“ unter meinen Händen erweitert hatte, dürfte die Leser dieser Zeitschrift über die außerordentliche nationale Bedeutung der deutschen Lehrstunde bei jenem vorgeschobensten Posten unseres Sprachgebiets zur Genüge aufgeklärt haben. Trotzdem möchte ich gerade jetzt, da im ganzen weiten Deutschen Reiche das Bewußtsein des vollsten volklichen Zusammenhangs mit den hartbedrängten Deutschösterreichern, die auf Kosten unserer engern Einheit dem an Ziffer und Wucht übermächtigen Slawentum ausgeliefert sind und dabei die deutsche Sprache, des Kindes und des Verkehrs, und deutsche Schule hart verteidigen müssen, sowie das Gefühl für die Notwendigkeit, auch mit der That endlich einmal den bedrängten Brüdern beizustehen, lebhaft erwachen, mahnen, darüber ja nicht die Sprachgenossen jenseit des Leithaflusses zu vergessen, die in dem national rücksichtslos in sich geschlossenen Ungarn einen ungleich schwereren Stand haben. Und da ragt denn im unermüdlichen Kampfe für die heiligsten Güter deutscher Kultur, die Muttersprache, die deutsche Schule und die nationale Kirche, jenes südöstliche Häufchen von wenig über 200,000 Menschen über sämtliche übrigen deutschen Absprengsel innerhalb des Bereichs der Stephans-

1) Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht X, 473—478.

krone weit, weit hervor. Die Amtsgenossen im neuen 1870er Vaterlande mögen sich nur einmal gefälligst umschauen, wieviel Gymnasien und realistische Anstalten dieser dazu ziemlich arme, im Grunde bäuerliche und leider kaum anwachsende Zweig unseres Stammes aushält, zumal größtenteils aus eigner Kraft! Dann werden sie begreifen, welchen Rang der deutsche Unterricht und insbesondere der Unterricht im Deutschen bei ihnen einnimmt, und hingehen als begeisterte Bewunderer, Lobredner der Siebenbürger Sachsen und Befürworter entschiedener Förderung in dem Ringen um den Besitz der Hauptzeugnisse ihrer Zugehörigkeit zur Mutter Germania. Die derzeitigen Hauptvertreter der schaffenden Poesiepflege unter diesen südöstlichsten Deutschen sind wie von jeher in erster Linie die Mittelschul- und Volksschullehrer, daneben, echte Prediger des Wortes und wahre Seelsorger, die Pfarrer. Allerjüngst beleuchtete ein hübscher Aufsatz von M. Zitter „Litterarische Strömungen in Siebenbürgen" in heutiger Zeit, „Magazin für Litteratur", 66. Jahrgang (1897) Nr. 32, Sp. 949—952, womit dies alte tüchtige Organ litterarisch-künstlerischen Fortschritts auch unter dem neuesten Redaktionswechsel in der Hand der zwei geistreichen „Modernen" Rudolf Steiner und O. E. Hartleben die ererbte Rücksicht auf die schriftstellerischen Äußerungen entlegener deutscher Kulturgebiete aufrecht erhält. Zitter umfaßt die Zeugnisse des sächsischen Schrifttums — denn nur dieses gilt ihm ohne weitere Einschränkung als der Niederschlag „litterarischer Strömungen in Siebenbürgen"[1]) — neugeistigen Anstrichs mit Liebe und führt in dem verblichenen Bischof Dr. Georg Daniel Teutsch[2]) einen Meister im Prüfen, Darstellen und Verbreiten neuer Ergebnisse der Landeskunde vor; ferner würdigt er Joseph Marlin, einen kühnen Dränger und journalistischen Vorfechter seiner Landsleute, dann den aristokratisch angehauchten Revolutionär Friedrich Krasser, einen freiheitdurstigen Arzt, und streift die bekannten Friedr. Wilh. Schuster, Stadtpfarrer von Bros, den damals a. a. O. von uns genauer betrachteten Gymnasialprofessor Michael Albert — „unbestritten derjenige sächsische Dichter, welcher der Eigenart dieses deutschen Stammes den entsprechendsten Ausdruck geliehen hat" — und den in Kronstadt, dem Sitze deutsch-siebenbürgischer Intelligenz, lebenden Traugott Teutsch, der nicht mit Friedrich Teutsch, dem Sohne Daniels, zu verwechseln ist: letzterer, Pfarrer zu Groß-Scheuern bei Hermannstadt, verfaßte folgende einschlägige Schriften: Der Sachsengraf A. Huet (1874); Aus der Vergangenheit der sächsischen Bauern (1877); Geschichte des

1) Dabei vergesse man nie das Ziffernverhältnis: Die Sachsen, 217,670 nach der neuesten amtlichen Zählung, bilden nicht einmal ein Zehntel der Bewohnerschaft (vergl. a. a. O. S. 478 Anm. 1).

2) Siehe a. a. O. S. 478 Anm. 2).

Hermannstädter Gymnasiums (1884); Drei sächsische Geographen des 16. Jahrhunderts (1888); Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen (1892); Bilder aus der vaterländischen Geschichte (1895), gab auch seines Vaters „Predigten und Reden" (1894) heraus und schrieb ihm eine vortreffliche Lebens- und Charakterschilderung in der „Allgem. dtsch. Biographie" Bd. 37 s. v.[2].

Als G. D. Teutsch' größte That rühmt Zitter die preisgekrönte „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk". Mit Recht: denn „Teutsch erreichte mit seinem Werke ungeahnte Erfolge. Die nächste Wirkung war die Organisation des nationalen Besitzes. Diese machte zunächst den Landeskundeverein zum geistigen Mittelpunkte des sächsischen Lebens, welches mit gleicher Liebe Kunst und Wissenschaft umfaßte. Freilich bildete zunächst die gelehrte Ausbeute das weitaus größte Material, und die ansprechendsten dichterischen Erscheinungen fallen nur an den äußersten Peripherien der Wellenbewegung mit dem allgemeinen Streben zusammen", und vorher bemerkt er: „Was an Produktion auf dem einstigen Königsboden in Betracht kommt, das hat der ‚Verein für siebenbürgische Landeskunde' um seine Fahnen gesammelt. Gelehrte und Gelehrsamkeit, die Erforschung der Vergangenheit und der engeren Heimat stehen im Vordergrunde seiner Bestrebungen" — um dann mit den Worten: „Er hatte lange Jahre das unvergleichliche Glück, an seiner Spitze einen Mann zu haben, der es verstand, ihm Ziele zu setzen", eben auf Teutsch überzuleiten. Und in diesem Georg Daniel Teutsch, diesem echten Hohepriester und geistigen Patriarchen seines Völkchens, gipfelt die unzerstörbare Begeisterung der Sachsen für ihre nationalen Güter, als wenn sein Name gleichsam sinnbildlich die feste Anlehnung der Siebenbürger Sachsen an die unverbrüchliche Herkunft verkörperte, anders als jener entartete Elsässer Teutsch, der 1874 als ein Haupt der französelnden „Protestler" im Berliner Reichstag erschien.

Weshalb legen wir nun an diesem Orte auf diese Dinge so erheblichen Nachdruck? Weil diese Beziehungen zur Landes- und Volksgeschichte eine wesentliche, wenn nicht die Grundlage des untern und mittlern Unterrichts der Siebenbürger Sachsen ausmachen und danach auch als roter Faden und unverrückbare Linie ihren deutschen Unterricht durchziehen. Die fruchtbaren Eindrücke der Teilnahme, die Kaiser Wilhelm II. dem Muttersprach- und Geschichtsunterrichte unserer Mittelschulen schenkt, spiegeln sich in gleichzielenden Erlassen, Vorschlägen und Proben. Aber in die Praxis ist leider erst recht wenig von diesen wohlgemeinten Reformen übergegangen, die unserer Jugend wieder warmes Gefühl für vaterländische Thaten, für mächtige Gestalten und Ereignisse in der Vorväter Tagen, für den Wandel deutschen Lebens

und Denkens, insbesondere für den Grund und Boden unserer Geschichte und das, was daran haftet, anerziehen wollen. Diese Notwendigkeit, sei es auch wegen der äußerlich beschränkten Umstände in kleinem Rahmen, voll erkannt und kräftig in die Wirklichkeit umgesetzt zu haben, ist ein Verdienst der siebenbürgisch-sächsischen Schulmänner. Sie bringen ja nach drei Hinsichten eine gediegene Basis mit, wenn sie ein ernstes, von nützlicher Leistung begleitetes Wort in den deutschen Unterricht hineinwerfen: die seitens der magyarischen Regierung erforderte theologische Ausbildung, die sie das Volk und die Jugend am Gemüte zu fassen antreibt, die sorgsame germanistische Schulung vom Universitätsstudium her, den historischen Blick und den herzlichen Anteil beim Schützen und Bergen aller Stücke deutsch-provinzieller Civilisation, welche Thätigkeit jedem anständigen Siebenbürger Sachsen vom Erwachen geistiger Selbstständigkeit an als ein heiliger Dienst gilt.

In dieser Weise ist nun der beiden Gymnasialprofessoren Dr. Oskar Netoliczka — kerndeutsch nenne ich aus genauester persönlicher Kenntnis heraus diesen Mann trotz des tschechischen Namens — und Dr. Hans Wolff „Deutsches Lesebuch für Mittelschulen" ein wahres Musterwerk. Hier waltet die Heimatkunde in jenem höheren Sinne vor, der unsere Hingabe an die große Vergangenheit und an die herrliche Muttererde im augenblicklichen Zustande nicht am einzelnen Geschehnisse beziehentlich nicht an der Ackerkrume kleben heißt. Sage und Legende, die Geschichtsanekdote, die Zeit und Menschen mit einem Schlage oder mit ein paar farbigen Strichen charakterisiert, auf der höheren Stufe sich zum Geschichts- und Kulturbild auswächst, klüglich ausgewählte Erzählungen und Schwänke, Naturgemälde, Skizzen aus der Länder- und Völkerkunde und demgemäß auch bezügliche Stoffe in den poetischen Abschnitten, das sind höchst beachtliche Vorzüge dieses ausgezeichneten Lesebuchs. Wir möchten neben diesen noch den hervorheben, daß das unterhaltsame Element nicht wie leider gar so oft von prüden Lehrern ängstlich hintangesetzt wird: hier ist richtig erkannt, wie die Kinder nicht mit Dogma und Konstruktion satt gefüttert werden dürfen, sondern man vielmehr einem gesunden Realismus Thür und Thor, keineswegs etwa bloß ein bescheidenes Winkelchen eröffnen muß, wofern nicht nur zum Lernen, sondern auch zum Erschauen, Erkennen, selbständigen Weiterdenken Gelegenheit vorhanden sein soll.[1]) Die beiden Bände des Netoliczka-Wolffschen Lese-

1) Ich will den Zufall nicht vorübergehen lassen, ohne auf ein dünnes Heft aufmerksam zu machen, das den erregten Titel „Jugendquälerei. Im Namen der Unmündigen verfaßt von Kuno Faust (Pseudonym; soll ein ehemaliger bayerischer Mittelschullehrer sein, der in München lebt). Leipzig und München 1896, A. Schupp" führt und Nr. 23 der äußerst vielseitigen Sammlung „Kleine Studien.

buchs bedeuten auch damit einen starken Fortschritt zum Neuen, Guten, worauf diesmal entschieden hingewiesen sei, nachdem wir a. a. O. S. 475 flg. schon betont haben, wie die Herausgeber das gewiß vorschwebende schöne Schillersche Distichon aus „Tell“ bewahrheiten: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Nicht bloß würde es zu weit führen, bei diesem Anlasse die Nummern des neuen ungemein reichhaltigen Bandes einzeln unter die Lupe zu nehmen; nein, es möge unser allgemeiner Hinweis recht vielen ein Sporn zur eigenen Kenntnisnahme dieses hervorragenden Hilfsmittels nationaler Erziehung und Bildung im muttersprachlichen Unterrichte sein. Wie viele prächtige Artikel finden wir hier vertreten, die wir bislang in den landläufigen Lesebüchern vergebens suchten? Kein Wunder übrigens; wo letztere meistens Fabrikware oder im Auftrage gefertigte Schnellarbeit waren! Geschickte und dabei fein nachempfundene Nacherzählungen des Beowulf, der Rabenschlacht, des Parzival, kulturhistorische Umrisse über altdeutsche Spiele, das Ritterwesen, die Singschule der Meistersinger, oder ebensolche in epischem Gewande wie Meier Helmbrecht, der treue Hofnarr, d. i. Kunz von der Rosen, eine solche Fülle von Naturbildern anschaulichsten Gepräges, von glücklich aneinander gereihten Länder- und Völkeraufnahmen, endlich einen ungemein vielseitigen Teil „Poesie“ auf knappem Raume, der gar übersichtlich gegliedert und in der Rubrik „Geistliche und weltliche Lyrik“ viel Verschollenes, aber auch Jüngstes, unter „Rätsel, Sprichwörter und Sprüche“ allerlei ungehobene Schätze kleinen Kalibers mundgerecht zubereitet: all diese willkommenen Dinge vereinigt unter einem Hute, das ist mir bis dato noch nirgends aufgestoßen. Wenn man dabei nun erwägt, in welch ungünstiger materieller Lage, mit welchen teilweise armseligen Quellen die Väter dieses neuen deutschen Lesebuchs ihre nach stramm befolgten Gesichtspunkten[1]) gelöste Aufgabe durchgeführt haben, ohne im Notfalle zu minderem Material zu greifen, so wird einem gewiß etwas wie eine Pflicht aufsteigen, dies über die Maßen wohlgelungene Erzeugnis

---

Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von August Schupp“ bildet. Sie redet einer sachlich und zeitlich begrenzteren Gestaltung des Unterrichts energisch das Wort, verlangt ihn von äußerlichem Auswendiglernen und der Gewalt der nüchternen Fakten zu befreien und ihn dafür anschaulicher und lebendiger, zugleich mehr aufs Praktische gerichtet und doch idealistische Gedanken weckend zu modeln: zwar mehrfach recht radikal, enthält sie doch sehr viel Erwägenswertes.

1) Man vergleiche deren Darlegung in den beiden Vorworten, die in methodischen Fragen zwischen den Zeilen manchen netten Wink geben, indem sie zeigen, welche Themata und in welcher Form und Ausdehnung diese herangezogen worden sind.

in den weiteſten Kreiſen zu geziemender Ehre zu bringen, d. h. mit dürren Worten, ſeinen Gebrauch in der deutſchen Lehrſtunde zu begutachten und zu beantragen. Real-, Handels- und Gewerbeſchulen, jedoch auch humaniſtiſche Lehranſtalten können kaum etwas Geeigneteres den einſchlägigen Zwecken unterlegen. Wir thaten hier abſichtlich nur einen Streifblick in den Reichtum dieſes Leſebuchs, das ſo ſyſtematiſch und doch ſo gar nicht pedantiſch aufgebaut iſt; aber hoffentlich verſuchen recht viele Fachgenoſſen, es näher zu ſtudieren und der Schule unmittelbar dienſtbar zu machen, wie ich es ſchon mit beiden Teilen mehrfach, ſtets aber zu meiner und der Knaben Freude und Nutzen, unternommen. Ein reger Geiſt, der edelſten pädagogiſchen und wiſſenſchaftlichen Triebe voll, webt in den Kollegen dort am Karpathenfuße, wie das impoſante, 81 Großquartſeiten ſtarke „Programm des evangeliſchen Gymnaſiums A. B. zu Kronſtadt und der damit verbundenen Lehranſtalten. Am Schluſſe des Schuljahres 1896/97 veröffentlicht von Julius Groß, Rektor“[1]) deutlichſt beweiſt; ich weiſe z. B. auf des Rektors „Skizzen von einer Studienreiſe nach Griechenland. 1. Homeriſche Stätten. 2. Olympia“ und unſeres Netoliczka Bericht über „eine Schulreiſe nach Venedig“ hin: die erſteren melden von einem ſtaatlicherſeits veranſtalteten Studienaufenthalte von 30 Lehrern, bei der zweiten handelt es ſich um einen der alljährlichen Sommerferienausflüge der Abiturienten, wozu öffentliche Lehrervorträge des vorhergehenden Winters opferfreudig die Mittel erſteuern. Wer es noch nicht gewußt haben ſollte, der wird es hier deutlich merken: die Männer, die den deutſchen Unterricht im fernen Transſylvanien erteilen, ſind durchaus keine „Hinterwäldler“, im Gegenteil ſie tragen das Banner voran, das uns auf dieſem allerwichtigſten Felde unſerer Schule zu Beſſerem und Erſprießlicherem führt. Dieſer Einſicht entſpreche nun die Teilnahme am nationalen Ringen der Siebenbürger Sachſen und unſere Förderung ihrer deutſchpädagogiſchen Thaten.

Sprechzimmer.

1.

In Heft 8 des Jahrg. X der Ztſchr. f. d. d. Unterr. hat Herr Oskar Streicher (Berlin) ſich auf Seite 583 außer ſtande erklärt, den bei den Rheinländern üblichen Steh- und Rennruf „Habakul“ zu erklären, jedoch auf ein luxemburgiſches Spielverschen zum ſogenannten Sauliede hingewieſen und über das Spiel ſelbſt Auskunft erteilt.

---

1) Programm-Nummer 775 des durch B. G. Teubner in Leipzig beſorgten Austauſchverkehrs.

Da habe ich mich denn sogleich gefragt: sollte meine Mundart zur Erklärung des „rätselhaften Habakul" nicht etwas beitragen können? Bald habe ich mir das Wort also zurecht gelegt: (ich) hab a (eine) kul = ich habe eine Grube, ein Loch. Kou^{e}l heißt nämlich in siebenbürgisch-sächsischer Mundart soviel als Grube, Loch in der Erde, Vertiefung im Boden. Das Wort kou^{e}l ist höchstwahrscheinlich auf das lateinische caulae, arum = Höhlung zurückzuführen. Was meine Deutung von Habakul anbelangt, muß ich noch darauf hinweisen, daß wir Siebenbürger Sachsen aus Mittelfranken stammen, das an Luxemburg anstieß.

Das a. a. O. von Herrn Streicher geschilderte Ballspiel heißt bei uns brûdes („Brodes") und stimmt mit dem im Altenburgischen heimischen im wesentlichen überein, nur wird kein Ruf erhoben, auf den die auseinander Laufenden sofort still stehen. Jeder kann laufen, soweit er will. Es kommt bei uns darauf an, daß der zum Wurf Berechtigte flink sei und den Ball werfe, bevor die übrigen Mitspieler noch weit gelaufen sind. Wer beim Wurf sein Ziel verfehlt, erhält in sein Loch ein Brod, d. i. ein kleines Steinchen. Wer nun zuerst eine vorher bestimmte Zahl von Broden erreicht, wird mit dem Gesicht gegen eine Wand gestellt und jeder brodlose Mitspieler darf nun dreimal mit dem Spielball auf den Rücken des Verurteilten werfen.

In demselben Aufsatze, S. 584, schildert Herr Streicher ein Laufspiel, das im Holsteinischen den unerklärlichen Namen „Gumm" haben soll. Das Spiel ist bei uns auch bekannt, aber unter der Bezeichnung „Groschen heraus!" und das scheint mir zum dänischen „U baste = „heraus die letzten" zu passen. Das Wort „Groschen" dürfte bei uns die humoristische Ergänzung zum dänischen Rufe sein.

Kronstadt i. Siebenb. **Emil Sindel.**

2.

Jemandem etwas zum Schure thun.

In dieser Redensart wird bis auf den heutigen Tag allgemein Schur von scheren abgeleitet = mhd. schuor. Einige Beispiele mögen genügen: Borchardt, Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 2. Aufl. von G. Wustmann, 1894, S. 429: „eigentlich, um ihn damit zu scheren: scheren aber, ein Hauptgeschäft des Baders in alter Zeit, hat schon längst die Bedeutung des Quälens und Peinigens angenommen. Daher der Ausruf: laß mich ungeschoren!" M. Heyne, Deutsches Wörterbuch III, 493: „Schur, m. Plage, Bereitung eines Ärgernisses; Wort der neueren Schriftsprache zum Verbum scheren 1b auf Grund älterer und weiter mundartlicher Verbreitung. Schur, f. Handlung des Scherens (nach scheren 1a), mhd. nach unregelmäßiger

Bildung schuor. Übertragen nach scheren 1b Plage, Not: das macht mir viel Schur, ich habe meine Schur damit (Adelung). Er thut es mir zur Schur (Campe)." Paul, Deutsches Wörterbuch, 1897, S. 405: „Schur, f. zu scheren, gewöhnlich für das Scheren der Schafe und den Ertrag desselben, aber auch Schur einer Hecke, einer Wiese. Landschaftlich auch = Plage (wie Schererei): das macht mir viel Sch., er thut es mir zur Sch.; in diesem Sinne auch als Maskulinum."

In letzterer Verbindung kenne ich Schur nur als Maskulinum; in welcher Gegend Deutschlands das von Adelung und Campe angegebene und danach vermutlich auch von Sachs-Villatte, Deutsch-französisches Wörterbuch, aufgenommene weibliche Schur: zur Schur thun, vorkommt, weiß ich nicht. Gegen die Richtigkeit der Ableitung von mhd. schuor zu scheren sprechen die mir bekannten mundartlichen Formen:

Albrecht, Die Leipziger Mundart 207: jemandem einen Schur spielen, ihm etwas zum Schure thun, zum Schure leben.

Liesenberg, Die Stieger Mundart 210: ain' 'n schûrântôun, ain' wasz ze schûre tôun.

Hertel, Salzunger Wörterbuch 42: än übbes zum Schûr dû.

Regel, Die Ruhlaer Mundart 268: zum schuir dûn u. s. w.

Vilmar, Idiotikon von Kurhessen 373: schûr, Mask., Krankheitsanfall.

Schmeller, Bayerisches Wörterbuch II, 449: „Der Schaur, Hagel; fig. calamitas. S. 460: Die Schur, a) das Scheren (mhd. schuor), f) Plage, Schererey. Castelli, Wörterbuch 253: „Der Schuar, ein Possen, z. B. ea' had ma's zun Schua dan", „un lacht 'en Gwülk zum Schur". Es scheint jedoch in dieser Bedeutung eine ursprünglich andere Form anzunehmen. Auch in Thüringen sagt man der Schur, einem einen Schur anthun, ihm zum Schur leben. BM. II, II, 151a. Vergl. Schauer."

Weitere Belege aus mittel- und oberdeutschen Gegenden fehlen mir; aus dem Niederdeutschen kann ich folgende beibringen:

Schambach, Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon: schôr, m., hei het mek dat taun schôr edân; schôr, f. Schur; schûr, m., 1. Regen- und Hagelschauer, 2. krankhafter Anfall.

Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart: en'n wat tôm schûr dôn.

Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart: schôr, f. Schur; schûer, m. Regenschauer.

In Lochtum am Nordrande des Harzes: einen wat taun schôure daun.

In Wulften, westlich Osterode am Harz: einen wat taun schûre daun.

In Cattenstedt am Harz: einen wat taun schûre daun, einen taun schûre lêben.

Aus dieser allerdings wohl nicht alle Belege umfassenden Zusammenstellung ergiebt sich, daß die Mundarten nur ein männliches schûr (schôr) in unserer Redensart zu kennen scheinen. Im Göttingisch-Grubenhagenschen besteht neben schôr, m., falls diese Angabe richtig ist, ein schôr, f. = Schur (Schafschur) und schûr, m. = Schauer, und im Westfälischen wird schôr, f. Schur von schûer, m. Regenschauer unterschieden. Für Wulften wird mir aus zuverlässiger Quelle mitgeteilt, daß dort weder schêren noch schûr = Schafschur üblich ist, daß man statt schêren stets sneïn = schneiden sage. Dasselbe trifft für Cattenstedt und Lochtum zu. Auch in Weende bei Göttingen scheint schôr = Schafschur unbekannt zu sein. Es drängt sich die Vermutung auf, daß das hochdeutsche weibliche Schur auf Mißverständnis beruht. Wichtig für die Etymologie des Wortes ist der Vokal in den niederdeutschen Formen. öu in schöur (Lochtum) entspricht mnd. und mhd. û, nicht mnd. ô, mhd. uo. Ebenso entspricht û in schûr (Cattenstedt, Wulften) mnd. und mhd. û, nicht mhd. uo, sonst müßte es nd. schaur lauten, da man kau, schaule, bauk u. s. w. spricht. Auch altmärkisches schûr geht auf altes schûr zurück und schôr bei Schambach stimmt gleichfalls nicht zu mhd. schuor. Wenn man nicht nd. schûr, schôr, schöur als mittel- oder hochdeutsche Entlehnungen ansehen will, was meines Erachtens unzulässig ist, so ergiebt sich die notwendige Folge, daß Schur nicht von mhd. schuor abgeleitet werden darf; die niederdeutschen Formen weisen vielmehr auf mhd. schûr, das nhd. Schauer lauten müßte, unter welchem Worte es auch bei Hertel, Thüringer Sprachschatz, 1895, angesetzt ist. Das md. schûr bei Liesenberg, Hertel, Regel, Vilmar gehört Gebieten an, welche die bayerische Lautverschiebung nicht haben; aus diesen scheint es in die Schriftsprache gedrungen zu sein.

Schur geht also auf mhd. schûr, schûre, st. sw. m. (ahd. scûr, got. skûra), 1. Gewitterschauer, Hagel, 2. bildlich Verderben, Plage, Leid zurück, mhd. Wörterbuch II, 2, 227. Für mhd. schuor, st. f., st. m. giebt das mhd. Wörterbuch neben der Bedeutung Schur noch die von Schererei, Plage, Not an mit der Bemerkung: „zu unterscheiden von schûr (Schauer), wenn anders die Reime zuverlässig sind". Es reimt nämlich schuer: vuer, schûr: vûr, mhd. Wörterbuch II, 2, 151. Der Reim beweist höchstens für die Aussprache. Ich halte dieses schuer, schûr nicht für schuor, sondern für schûr = Gewitterschauer. — Mnd. Wörterbuch IV, 153: „schûr (Regen-, Hagel- u. s. w.) schauer. Charakteristisch bei einem Schauer ist die Heftigkeit und kurze Dauer des Ausbruchs; daher überhaupt vom Paroxysmus des Fiebers, der fallenden Sucht u. s. w." In Cattenstedt (und auch anderwärts) bedeutet heute schûr, m. 1. Regen-, Hagel-, Schneeschauer. 2. Kurzer, heftiger Krankheitsanfall, besonders Epilepsie. 3. Ein

kurzer Zeitabschnitt. 4. Primitive Vorrichtung als Schutz gegen Unwetter. schûr = Regenschauer und schûr = Schutz halte ich für dasselbe Wort. Jemandem etwas zum Schur thun wird ursprünglich bedeutet haben: etwas in der Weise oder in der Absicht thun, daß man aus Ärger darüber das Schur, d. h. Krämpfe, Epilepsie bekommt. Man vergleiche die niederdeutsche Redensart: „dû sast 'n jammer krîn, jammer" bedeutet auch Krämpfe, Epilepsie.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

3.

Vexierfragen mit Rudolf Hildebrand zu Lessing.

Motto: „Suchen ist nicht immer einfach, aber
Finden macht Freude und man lernt nebenbei viel!"
(Hildebrand an mich.)

Mit meinem teuersten und anregendsten Lehrer auf der Leipziger Thomasschule (1861 flg.), Rudolf Hildebrand, mit dem ich später u. a. häufig die besonders für uns „einzigen" Kasparttheater auf den dortigen Messen ansah, traf ich als Student (1870/71) während einer für uns kollegfreien Stunde wöchentlich einmal im Café National zusammen. Wir lasen Zeitungen und freuten uns der großen Zeit und — des endlich geeinten Vaterlandes. Eines Tages nahmen wir den Weg zur Universität über den „Brühl", um noch in der „Guten Quelle" die neuesten Telegramme zu lesen. „Das ist doch eine Straße, die nicht das Winkelmaß geschaffen hat!" rief der Treffliche da aus. Auch von dem Pereat, welches die Studenten dem Redakteur der „Sächsischen Zeitung", Obermüller, unter Verbrennung zahlloser corpora delicti vor dessen Wohnung gebracht hatten, weil dieser — beim Ausbruche des Krieges — gewagt, einen Artikel unter der Überschrift: „Wie kommt Sachsen dazu, sich in diesem Kriege für Preußen totschießen zu lassen?" (!) zu veröffentlichen und von dem untersagten „Philisterblättchen" selbst, sowie von des Rektors (Zarnckes) patriotischer Gesinnung, auch des heutigen Direktors der Leipziger Bank, Albert Gentzschs-Gohlis, und meiner milden Vernehmung — G. und ich hatten den Skandal am Tage insceniert, waren aber an den demselben in der Nacht gefolgten Ausschreitungen des Volkes unschuldig — sprachen wir und kamen schließlich an eine noch offene Frage zu Lessing. An die damals vertagte Beantwortung derselben knüpften sich später zum Scherze viele andere an. Ich erwähne hier die folgenden, mir gerade gegenwärtigen in bunter Reihe. Nicht jeder Leser dürfte dieselben so ohne weiteres beantworten können, hatten wir uns doch immer gegenseitige Fallstricke zurecht gemacht.

Wie hieß Lessings Schwester? Wer hat ihn zuerst (in Breslau) plastisch dargestellt? (Man vergl. Stahr I, 207.) Wie lautet ein

(unabsichtlicher) Hexameter Claudias (IV, 2)? Wann sind Minna und Franziska geboren? (In welchem wichtigen Lebensabschnitt stand gleichzeitig L.?) Welchen Beruf hatte des Kammermädchens Vater, wie hieß dieser selbst, wo lebte er? Hatte Tellheim eine Schwester, Franziska einen Bruder? (Beiläufig: die Familie Werner besitzt noch das Anwesen, aus welchem Franziska stammte.) Wie verhält sich L. zu dem Worte „empfindsam", wie zur geraden Linie, wie äußert er sich (zu Lemnius) groß über Luther, wie hielt er es in bedenklichen Fällen mit der Veröffentlichung aus der ihm unterstellten Bibliothek? Welchen Nummern vertraute der keinen Zufall Kennende in der Wiener Lotterie? (Ich habe später darauf gesetzt — delictum praescriptum! —, konnte aber leider nicht ausrufen: „Auch ein L.sches Vermächtnis!") Wie dachte er, bezw. Orsina, über die Geistesthätigkeit der Frauen, wie über seine nächsten Landsleute, die „Camzer"? Wie urteilt er über die sogenannten „ersten Häuser"? Gegen wen braucht er, der zu kurzen Briefen bisweilen nicht die Zeit hatte und deshalb lange schrieb, das goldene Wort, das sich vor allem unsere Tantièmendichter gesagt sein lassen mögen: „... [er] arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen" und „Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studierstube lange sehr ernsthaft gewesen seyn", und an wen schreibt er den Gottschedschen Vers an Friedrich den Großen: „Und Dein Bewundrer bleibt der Deine" — man vergl. dazu jetzt Wustmann: Aus Leipzigs Vergangenheit, N. F. (1898), S. 219 flg. —, sowie: „Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe?" Welche Form haben bei ihm die Worte: „Bleiben und nörgeln"? Welches Eigenschaftswort hat er der Bruneschi geben wollen? Sah der Prinz Emilia wirklich „jüngst" nicht ohne Mißfallen? (1884, 253 und 463 ist diese Frage übrigens in den „Grenzboten" behandelt worden.) „Wissen Sie, wo Peile liegt?" (L. bemerkt dazu: „Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.") — Ich höre den ernsten Mann noch herzlich lachen, als ich ihm erzählte, daß der Student X. von einem „alten Herrn" eine Ohrfeige mit Gonzagas Worten erhalten habe: „Mit einem Studio macht man soviel Umstände nicht!" Später schickte ich H. das u. a. im Dresdner Anzeiger (1893 Nr. 184, S. 4 — vergl. Nr. 221, S. 17 —) mitgeteilte Afranergedicht an den Kurfürsten Friedrich August II. zu Sachsen (2. November 1743) mit Beweisen für L.s Autorschaft und erhielt darauf die Antwort: „Bravo, l. Fr.! Ja: Gotthold war immer ein Hauptkerl! Senden Sie die Verse an Cotta!"

Zu näheren Angaben bin ich, auf briefliche Anfragen, gern bereit.

Blasewitz. Dr. jur. **Theodor Distel**, k. s. Archivrat.

4.

Bannig.

Zu dem im 12. Heft des 11. Jahrganges besprochenen Worte bannig kann ich aus eigener Wissenschaft bemerken, daß dasselbe in der Magdeburger Gegend als beliebtes Steigerungswort in Gebrauch ist: bannig groß, bannig hoch, bannig schwer, das ist eine bannige Fuhre u. s. w. Ich habe es gefunden im ganzen südlichen Teile des 1. Jerichowschen Kreises. Nur in dem westlich gelegenen Calenberge erklärte man das Wort nicht zu kennen (auch in Pretzien wollte man nicht recht etwas davon wissen); ebenso scheint es im äußersten Osten zu fehlen (wo sich der Übergang zum Mitteldeutschen vollzieht, in Mühlberg a. Elbe ist das Wort unbekannt): man kannte das Wort nicht in den beiden östlichsten Orten, die ich besuchte, nämlich Walternienburg und Schora; in Güterglück und Gödnitz gab man mir die Form bandig an, die wie eine Verhochdeutschung aussieht; in Gehrden sollte das Wort selten sein. Dafür fand ich das Wort aber noch südlich der Elbe in den vier Orten des Kreises Kalbe, die ich besuchte. Damit fällt wohl die Annahme nordischen Einflusses. In Danneils altmärkischem Wörterbuche fehlt das Wort merkwürdigerweise.

Düsseldorf. **G. Krause.**

5.

Einige sprachliche Eigentümlichkeiten bei Gottfried Keller und bei Adalbert Stifter.

Im zweiten Bande von Gottfried Kellers Novellenreihe „Die Leute von Seldwyla" (15. Aufl.) sind mir folgende Sprachformen aufgefallen:

S. 252: „Es erwahrte sich auch die Hoffnung" = wurde wahr. Es ist dies ein neuer Beleg für das Zeitwort „erwahren", das nach Sanders namentlich in der Schweiz gebräuchlich ist und transitiv, reflexiv und intransitiv vorkommt; Grimm belegt das reflexive aus Wieland, Pestalozzi, Gotthelf und Corrodi.

S. 317: „Jukundus anerbot sich, die Mission zu übernehmen". Für die ungetrennte Behandlung dieses Wortes führt Sanders an: „Keller, Grüner Heinrich 4, 186: anerbot sich, uns hinüber zu bringen; Scherr, Pilg. u. s. w."; sie kommt nach ihm oft bei schweizerischen Schriftstellern und bei Älteren vor. Die getrennte Behandlung scheint überhaupt nicht vorzukommen, bei Paul („Deutsches Wörterbuch", S. 18) heißt es wenigstens: „als feste Zus. behandelt"; und doch würde ich den Infinitiv wenigstens getrennt bilden: anzuerbieten.

S. 332: „Sie ging ungegessen zu ihrem Lager". Diese Bildung, kommt nach Sanders oft vor, namentlich auch bei Gotthelf und Hebel auch im „Grünen Heinrich" (4, 158).

S. 337: „Die Waschfrauen zunächst einverleibten sie ihrem Verbande und verschafften ihr genügende Arbeit". Diese ungetrennte Form kommt nach Sanders „zuweilen" vor. Unter den vielen Belegen bei Grimm findet sich — wohl zufällig — außer mehrfachem „einzuverleiben" nur eine getrennte Form: „verleibe... kleine Bände größern ein. Jean Paul, Titan 1, 26"; alle anderen sind solche, die überhaupt getrennt werden können.

S. 339: „... und stellten sich daher, als anerkennten sie das Recht nicht, so klar es war". Nur ein neuer Beleg für die nicht seltene ungetrennte Behandlung dieses Zeitwortes. Bei Paul heißt es darüber: „Behandlung als feste Zusammensetzung schon bei Goethe: „anerkennst du seine Macht?", häufig im neueren Journalistendeutsch". Auch Grimm führt mehrere Beispiele an.

Es sei hier gelegentlich auf einen Aufsatz von Rudolf Foß (Schöneberg) über „Schweizer Schriftdeutsch" hingewiesen, der im 11. Bande der Zeitschrift des A. D. Sprachvereins (1896, Sp. 1—5) gedruckt ist.

Bei Adalbert Stifter scheinen mir folgende Stellen aus dem 2. Bande der „Studien" (11. Auflage) beachtenswert:

S. 102: „Der Gesang wurde aus". Ähnlich kommt diese Verbindung bei Stifter häufig vor, z. B. die Messe wurde endlich aus, das Lied wurde aus, das Geigenspiel wurde aus u. ä.; bei Sanders ist sie nicht angemerkt. Ob sie wohl weiter verbreitet ist? Grimm bringt Belege aus Hans Sachs und Lessing.

S. 115: „Wohl wurde auch ihm sein Kummer, den er in dem Gemüte trug, gegenüber von den Ereignissen, die sich vor ihm aufrichteten, klein und fast kindisch". Ein weiterer Beleg für diesen französischen Gebrauch, den Hildebrand im Grimmschen Wörterbuche rügt; er rügt an gleicher Stelle auch (IV, 1. II, 2278), daß man statt des guten „gegenüber" das französische „vis-à-vis" als feiner bevorzuge. Täusche ich mich, oder ist es wirklich schon so weit, daß es heute umgekehrt ist? Paul will (S. 164) „gegenüber von" bei Ortsnamen als sprachüblich gelten lassen.

S. 117: „Hugo öffnete das Blatt und erkannte die Schriftzüge Coelestes. Sie war zwar nicht unterschrieben, aber in den Worten: '...' erkannte er sie". — Heute würde man wohl sagen: „Es war zwar nicht unterschrieben" oder „Sie hatte zwar nicht unterschrieben" o. ä.; Stifters Fassung mutet uns eigentümlich an, obgleich wir ja auch sogar sagen können: „Der Unterschriebene" und „Der Unterzeichnete".

S. 120: „Weil ich nicht anders wußte, als daß er mein Gemahl sei, und daß ich ihm gehorsamen müsse". Das Wort kommt noch bei Klopstock und Schiller, doch auch noch — wie Sanders, um Adelungs „veraltend" zu entkräften, nachweist — bei Neueren vor, dürfte aber

immerhin recht selten sein. Paul sagt bei „gehorsam“ nur: „Ein Verb gehorsamen — gehorchen war noch im 18. Jahrh. üblich“; das ist also ganz ungenau.

S. 124: „Die mir nie die kleinste Makel sagen durften“. Dieser weibliche Gebrauch ist als selten (Paul: „nur vereinzelt“) beachtenswert.

S. 185: „Es steht wohl alles an dem Feuer, aber dasselbe wird ausgegangen sein. Warte, ich will es wieder anblasen.“ Ein auffallender, aber bei Stifter — meine ich — öfters zu beobachtender Gebrauch dieses Fürworts, dessen Übertreibung jetzt nicht mit Unrecht vielfach getadelt wird.

S. 332: „Wir sahen bei den Fenstern auf den Nebel hinaus“. Statt „zum Fenster hinaus“ kommt diese Redewendung bei Stifter sehr häufig vor.

S. 343: „daß man das Herz und Gemüt vorzugsweise zu größtmöglichster sittlicher Vollkommenheit ausbilden müsse“. Neuer Beleg für diese leider nicht seltene Anwendung der doppelten Steigerung.

Bei Stifter sind mir ferner manche Ausdrücke aufgefallen, für die man jetzt leider nur Fremdwörter anzuwenden pflegt. Nur ein paar Proben:

S. 260: „Er legte sein Tellertuch zusammen, rollte es zu einer Walze und schob es so in den silbernen Reif, den er zu diesem Zwecke hatte“. Statt der vielfach vorgeschlagenen Verdeutschung Mundtuch für „Serviette“, die manchen Widerspruch findet, dürfte vielleicht eher dieses „Tellertuch“ oder auch das gleichfalls früher gebräuchliche „Vortuch“ zu empfehlen sein.

S. 342: „Ich nahm nach diesen Worten eine Namenskarte aus meinem Taschenbuche, ... er nahm die Karte und that sie in seine Schreibtafel“. Dieses steht für Portefeuille, jenes aber, das ich weder bei Grimm noch bei Sanders finde, für Visitenkarte; es ist zu empfehlen zur Abwechselung mit „Besuchskarte“ und dem einfachen, allerdings ja meist genügenden „Karte“.

S. 358: „Die Magd entfernte sich und brachte bald auf einem blanken Untersatze die geforderten Dinge“. Das Wort, für das man heute „Tablett“ gebraucht, fehlt bei Sanders, ist aber neben Platte eine treffliche Verdeutschung dieses Fremdwortes.

Bonn. **J. Ernst Wülfing.**

6.

Noch einmal „dem Vater sein Haus“.

Auf diese zuletzt von O. Weise auf S. 287—291 des gegenwärtigen Jahrganges behandelte volkstümliche Redeweise fällt ein neues Licht durch Heranziehung der englischen Sprache, in der dieselbe Konstruktion sich findet. Freilich klingt sie in der modernen Schriftsprache grotesk, wie z. B. in dem amerikanischen Buchtitel: Artemus Ward his book, und

Ed. Mätzner bemerkt in seiner Engl. Grammatik (2. Auflage) III, S. 236, daß sie seit Shakespeares Zeit nur vereinzelt vorkomme. Aus Shakespeare führt Al. Schmidt in seinem Shakespeare-Lexikon 16 Beispiele an, darunter 7 mit einem auf scharfen s-Laut endigenden Substantive, wie Mars his armour. Zurückverfolgen läßt sich die betreffende Konstruktion bis ins Altenglische und Angelsächsische: Corineus ys swert sone brac (Rich. of Gloucester, S. 17) und Enac his cynrŷn (Num. 13, 29).

Während nun die englischen Grammatiker des 17. Jahrhunderts von Ben Jonson bis auf Addison (s. R. Morris, English Accidence, S. 102 Anm.) sonderbarerweise das s des sogenannten angelsächsischen Genitivs, z. B. in my father's house, für eine Verkürzung des besitzanzeigenden Fürwortes his (sein) erklärten, verhält sich die Sache ganz augenscheinlich umgekehrt: an die Stelle der Genitivendung es (is), die noch zum Teil bis ins 16. Jahrhundert hinein eine eigene Silbe bildete, ist das Pronomen his getreten, was bei der schwachen Aussprache des englischen h[1]) ganz unauffällig geschehen konnte. Ich möchte den Vorgang als eine Art von Volksetymologie ansehen: man hat die unverstandene Genitivendung es (gesprochen is) als ein besitzanzeigendes his ausgedeutet und dann natürlich auch bald so geschrieben.

So erklärt es sich auch, daß an der oben citierten Shakespearestelle (Hamlet II, 2, 512) sich die völlig gleichklingenden Lesarten Mars his armour und Marses armour nebeneinander finden. Dazu stimmt noch eine andere Erscheinung, die Mätzner (III, 237) als „schwer erklärlich" bezeichnet, nämlich die schon im jüngeren Texte Layamons vorkommende Übertragung des his auf das weibliche Geschlecht: in Jerusalem his cheping und ähnliche Fälle. His bezeichnet hier ohne jegliche Rücksicht auf das Geschlecht seines Beziehungswortes einfach das Besitzverhältnis.

Was nun die Frage nach dem in dieser Konstruktion angewandten Kasus anbetrifft, so zeigt keine der bei Mätzner und Schmidt angeführten Stellen eine Genitivendung[2]); sie lassen allerdings bis auf eine angelsächsische (Ps. 98, 6: gode his naman) auch keinen Dativ erkennen, sondern bieten, wie Mätzner I, 315 zugiebt, einen endungs-

1) Das h ist in der Volkssprache der Engländer sehr schwach oder ganz stumm. St. James's Park und St. James his Park sind im Munde einer Person aus dem Volke nicht zu unterscheiden. Der hervorragende englische Grammatiker Sweet meint, Stumps his sei möglicherweise nur eine andere Schreibweise für Stumps's. (Vergl. J. Storm, Engl. Philologie I, 262, Anm. 1.)

2) In King John, Akt I liest Schmidt, ich weiß nicht auf welche Autorität gestützt: An if my brother had my shape, And I had his, Sir Robert's his, also einen Genitiv. Mätzner citiert nach Colliers Ausgabe: Sir Robert his, und das ist jedenfalls richtig.

losen Kasus. Storm führt aus westnorwegischen Dialekten die Analogie: Far sin stok und Mor sin hat an. Auch Friedr. Kluge (in Herm. Paul: Germanische Philologie I, 924) bezeichnet das dem besitzanzeigenden Fürworte vorhergehende Substantiv als ein „absolut vorangestelltes Nomen"; an einer andern Stelle (I, 909) ist er geneigt, den Kasus für einen endungslosen Dativ zu halten und glaubt, daß dieser Fall sich aus der Konstruktion der Verba des Nehmens entwickelt habe. Ich würde lieber an den Begriff des Gehörens denken.

Im Deutschen scheint mir deshalb ebenfalls der Dativ in dieser Konstruktion das Richtigere. Herm. Paul sagt in dem eben citierten Werke I, 609 sehr treffend: „In neuhochdeutscher Zeit ist in den Mundarten der Genitiv untergegangen und durch Umschreibung mit von, bezw. den possessiven Dativ ersetzt worden. Der Genitiv, der im plattdeutschen Dialekt absolut unmöglich ist, wird durch neuhochdeutsche Gelehrte oder Schriftsteller fälschlich in die Konstruktion hineingetragen sein.

Beiläufig noch folgendes: In der Redeweise „Meiers ihr Haus" oder „Ich gehe zu Meiers" kann ich nicht mit Weise einen elliptischen Genitiv erblicken, sondern hier liegt sicher ein Plural vor. Man sagt doch auch: „Meiers sind ausgegangen", ohne daß sich dabei der Begriff „Familie" ergänzen ließe. In den Ausdrücken „Schultens Krischoan", „Pasters Andrês" sieht Wegener (bei Herm. Paul a. a. O. III, 944) ebenfalls Plurale. — Näheres über dies „Plural-s", das sich seit dem 15. Jahrhundert im Deutschen wie im Mittelniederländischen findet und aus dem Französischen, vielleicht durch Vermittelung des Niederländischen, eingedrungen ist, siehe bei O. Behaghel (Herm. Paul III, 614).

Gebweiler (Elsaß). **H. von Dadelsen.**

7.

General Kleber.

Wenn man in der Geschichtsstunde auf den General Kleber stößt, nimmt die eigenartige Persönlichkeit, das wechselvolle Schicksal und das tragische Ende desselben das Interesse so vollständig in Anspruch, daß man nicht dazu kommt, an die Herkunft seines Namens zu denken. Wenigstens ging es mir immer so. Aufmerksam auf diesen Punkt wurde ich erst, als ich in Bamberg eine Kleberstraße vorfand, die nach einem ehemaligen Magistratsrat benannt ist, von dem nicht die geringste Spur zu jenem französischen General hinleitet. Auch in Altbayern begegnete ich diesem Familiennamen. Da nun der Großvater des berühmten Generals, Nikolaus Kleber, aus Unterfranken stammt — er wanderte von Wülfershausen (früher richtiger Wülferts- d.i. Wolfhartshausen bei Arnstein) nach Straßburg aus —, so spürte ich dort nach einer Aufklärung über den Namen umher und fand richtig, was ich suchte: Der Kleber

ist ein im Bauhandwerk beschäftigter Arbeiter; und zwar besteht seine Thätigkeit in der Herstellung einer bestimmten Gattung von Decken. Man unterscheidet nämlich in Unterfranken auf dem Lande dreierlei Arten von Decken: a) Blochdecken, schwer und massiv hergestellt durch aneinander liegende Balken, die unten mit Schilfrohr belegt und vom Tüncher verputzt werden; diese Decken kommen gewöhnlich im untersten Stockwerk zur Anwendung. b) Lattendecken, ganz leicht aus starken Latten mit Rohren hergestellt, die gewöhnlich im obersten Stockwerk verwendet werden, wenn der Boden, den sie gleichzeitig bilden, keine schweren Lasten zu tragen hat. c) Stickdecken (Windarbeit), mit welcher Kategorie der Kleber, gewöhnlicher Windarbeiter oder Stickarbeiter genannt, sich befaßt. Sie kommen gewöhnlich in den mittlern Stockwerken und fast ausschließlich auf dem Lande vor und werden folgendermaßen hergestellt: Die Decke wird zunächst von Balken gebildet, die 1 bis 1,20 m auseinander liegen. In die Innenseite dieser Balken ist eine Kurve eingeschnitten, in welche Querhölzer eingeschoben werden, welche oben und unten ein starkes Belege aus Lehm, Söd (Spreu, die beim Dreschen den Getreideähren entfällt[1]) und Stroh erhalten. Dieses Belege wird nach Einsetzung eines Querholzes nach oben, beziehungsweise nach unten gewunden. Diese Arbeit wird Wind-, Stick- oder Klebearbeit genannt.

Auffallend war mir, daß ich weder in Schmellers bayerischem Wörterbuch noch in dem deutschen Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm das Wort kleben in dieser Bedeutung fand. Da brachte mir ein Zufall auch in diesem Punkte Aufklärung. Ich stieß nämlich auf den Familiennamen Klaiber, der namentlich in Schwaben häufig sein soll; sofort kam mir der Gedanke, das könne eine Nebenform für Kleber sein. Richtig bezeichnet Schmeller Klaiber als einen Arbeiter, der in schmierigen Sachen arbeitet, der Zimmerwände aus Lehm verfertigt. Die Gebrüder Grimm schreiben Kleiber, als sächsische Form Kleber, und verstehen darunter einen Mörtelmacher, der die Wände verkleidet.

Ungewiß ist mir, ob der häufig vorkommende Name Klüber (Cluverius?) zu dem besprochenen Stamme gehört oder ob er nicht vielmehr mit klieben zusammenhängt und also einen Holzarbeiter bezeichnet.

Schweinfurt. **Spälter.**

8.

Zu Zeitschr. 12, S. 60.

Ich muß gestehen, daß mir der Schluß des Goetheschen „Eislebensliedes" erst durch die Bemerkung Prems verständlich geworden ist. Und

1) Auch Gesott, Gsied (vom Stamm sieden = zum Abbrühen als Viehfutter bestimmter Abfall vom Getreide).

allerdings verleitet die überlieferte Interpunktion dazu „mein Herz" als Appoſition zu „Liebchen" zu faſſen. Ich möchte die Zeilen folgendermaßen interpungieren:

Stille, Liebchen! Mein Herz,
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

D. h.: „Sei ruhig, Liebchen! Wenn mein Herz auch kracht, ſo bricht es doch nicht! Aber auch im Tode wird es den Bund mit Dir nicht brechen!"

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Zu Kleiſts Prinzen Friedrich von Homburg IV, 1.

In ſeinem Aufſatze über „die Umſtimmung des Kurfürſten im Prinzen Friedrich von Homburg" (in dieſer Zeitſchrift, Dezember 1896) legt Unruh die Entſcheidung dieſer für die Auffaſſung des Stückes und des Charakters des Kurfürſten gewiß wichtigen Frage in die erſte Scene des vierten Aufzuges.

Aus dem von Ruhm und Liebe träumenden Nachtwandler iſt der unaufmerkſame Verliebte, dann der ungehorſame Soldat, endlich der gebrochene Gefangene geworden, der in banger Todesfurcht die Kurfürſtin um ihre Vermittlung bei dem Herrſcher anfleht. Die Fürſtin muß ihm bekennen, daß ſie ſchon einen ſolchen Schritt bei ihrem Gatten, aber ohne Erfolg, verſucht hat. Da erbietet ſich Natalie, für den Gefangenen ein rettend Wort bei ihrem Oheim zu wagen: ihre Fürbitte ſehen wir IV, 1 von Erfolg gekrönt. Darüber laſſen des Kurfürſten Worte ebenda:

Er iſt begnadigt!
Ich will ſogleich das Röt'g' an ihn erlaſſen! —
Bei meinem Eid! Ich ſchwör's dir zu! —
So kann er für ſein Leben gleich dir danken —

in Verbindung mit Nataliens am Schluſſe der Scene ausgeſprochener Überzeugung:

Unedel meiner ſpotten wirſt du nicht ...
Ich glaube Rettung — und ich danke dir! —

keinen Zweifel, wenn auch der Kurfürſt einige Anläufe genommen hat, Natalie für eine Betrachtung des Vergehens des Prinzen unter einem anderen Geſichtspunkte zu gewinnen (Iſt dir ein Heiligtum ganz unbekannt, das in dem Lager Vaterland ſich nennt? — Meint er, dem Vaterlande gelt' es gleich, ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrſche?).

Woher dieſe plötzliche Sinnesänderung des Kurfürſten, der ſeiner Gemahlin eben erſt ihre Bitte abſchlug? Nach der erſten Schilderung,

die Natalie (von Der denkt jetzt nichts als nur dies Eine: Rettung! ab) von der Fassungslosigkeit des Prinzen giebt, ruft der Kurfürst „im äußersten Erstaunen" aus:

Unmöglich in der That! — Er fleht um Gnade? —

und wiederholt die letzten Worte gleich darauf. Aus Nataliens Worten:

Der denkt jetzt nichts als nur dies Eine: Rettung! —

und

Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!

hat er dies geschlossen, denn die eigenen Worte des Prinzen (vergl. besonders III, 5 Um Gnade fleh' ich, Gnade!) hat Natalie nicht ausdrücklich wiederholt. Als nun aber der Kurfürst Natalie „bei seinem Eide" die Versicherung gegeben hat, der Gefangene sei begnadigt, knüpft er plötzlich mit den Worten:

Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten —

an die Begnadigung eine Bedingung, die dem Prinzen nachher die Wohlthat als unannehmbar erscheinen läßt — und auch diese Fassung der Begnadigung muß für den Kurfürsten aus Nataliens Bericht über III, 5 folgen, sonst verführe jener thatsächlich unaufrichtig gegen seine Nichte.

Liegt hier nicht ein Widerspruch? Man sollte denken, daß jemand um Gnade flehe, wenn er das gesprochene Urteil für gerecht halten muß, wenn er es aber für ungerecht ansieht, um Gerechtigkeit bitte (vergl. Tellheim in Minna von Barnhelm V, 9, der, als er das königliche Handschreiben gelesen, ausruft: Welche Gerechtigkeit! — weil er unrecht behandelt worden war; Welche Gnade! — weil der König an Tellheims Schicksal, was dieser nicht verlangen kann, so großen Anteil nimmt). Nun aber zeigen das fassungslose Benehmen des Prinzen vor den Frauen, seine eigenen Worte:

Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei! —

und Nataliens oben angeführte Äußerung (Der denkt jetzt u. s. w.), daß bei dem Gefangenen durch die blasse Todesfurcht jede Beurteilung seiner Lage und seines Vergehens, jede Abwägung zwischen Schuld und Sühne in den Hintergrund gedrängt ist. Der Widerspruch ist also für den nach echt Kleistscher Art in seinem Bruch bis zu erschreckender, abstoßender Konsequenz getriebenen Charakter des Prinzen gar nicht vorhanden.

Dieser Zustand des Prinzen ist für den Kurfürsten neu, überraschend, peinlich. Er kennt den jungen Reitergeneral als trotzig und leichtsinnig (V, 9: Der Prinz ... hat ... durch Trotz und Leichtsinn um zwei

der schönsten Siege mich gebracht; vergl. auch I, 6: Du hast ... mir ... zwei Siege jüngst verscherzt; regier' dich wohl — und den Monolog des Prinzen am Schlusse des zweiten Aufzugs), aber nicht als feige und voll Todesfurcht. Während nun aber gegenüber dieser Gebrochenheit die Frauen nur in der Gnade des Fürsten Hilfe sehen, will ihn der Kurfürst von ihr heilen, und zwar weil er den geliebten Sohn (III, 1: Ich bin ihm wert ... wie ein Sohn; V, 7: Mit diesem Kuß, mein Sohn ...) daraus zu erheben als seine Pflicht erkennt. Er kennt den Prinzen besser und blickt tiefer und weiter: der augenblickliche Zustand des Gefangenen ist ihm nur ein vorübergehender, der wahren Natur des Prinzen nicht gemäßer und nicht würdiger.

Und ist denn wirklich die bloße Todesfurcht von so verheerender Wirkung auf den „jungen Helden", wie ihn Natalie III, 5 trotz seines vorhergehenden Schwächeausbruches nennt? Wenn man auch, um den moralischen Sturz des Prinzen zu erklären, den Menschen dem Soldaten preisgiebt, so kann doch die Liebe zum Leben einzig und allein bei einem solchen Soldaten nicht so alles Ehrgefühl tötend aufgetreten, kann jedenfalls nicht die erste und vornehmste Ursache seines Falles gewesen sein. Als Todesfurcht mag sich die Gebrochenheit des Menschen äußern, aber herbeigeführt wird sie schwerlich durch jene, und die Todesfurcht ist mehr ein Symptom, das greifbare Ergebnis der Störung des seelischen Gleichgewichts. Wo liegt die wahre Ursache dieser Störung? Als Hohenzollern III, 1 den Gefangenen trotz des für diesen verhängnisvollen Spruchs des Kriegsgerichts von unerschütterlicher Gleichgiltigkeit und Sicherheit findet und ihn fragt, worauf sich diese gründe, erhält er die Antwort: Auf mein Gefühl von ihm! Auch da ist des Prinzen Fassungslosigkeit noch nicht auf ihrem Gipfel, als ihm Hohenzollern mitteilt, daß der Kurfürst das Urteil zur Unterschrift befohlen habe; erst da ist es um seine Sicherheit und Selbstbeherrschung geschehen, als er überzeugt zu sein glaubt, ein Opfer politischer Pläne des Fürsten zu werden, als Nataliens Erwählter jenem ein Stein im Wege zu sein. „Sein Gefühl für ihn" hat ihn nach seiner Meinung doch getäuscht — diese Erkenntnis verdunkelt vorübergehend sein Bewußtsein, und das natürliche Grauen der lebenskräftigen und lebenverlangenden Kreatur vor der Vernichtung kann auf dem Boden wohl gedeihen. Daneben halte man die Wendung des Kurfürsten Dörfling gegenüber V, 3:

Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesem jungen Helden ihn! —

und die Worte, die er IV, 1 zu Natalie sagt:

Die höchste Achtung, wie dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl —

man darf billig zweifeln, ob das Wort hier zufällig stehe, ob nicht vielmehr der Dichter die Fäden heller schimmern läßt, die zwischen den beiden großen Seelen hin und her laufen.

Der Kurfürst weiß, daß der Prinz voraussetzt, er werde die volle Konsequenz der Unbotmäßigkeit jenes nicht ziehen, er muß sich selbst aber anderseits in den Augen des Prinzen und diesen wiederum in des Kurfürsten und der andern Augen rehabilitieren — mit anderen Worten: er muß begnadigen, der Prinz muß sein Unrecht eingestehen. Dazu ist nötig, daß Homburg jenen Schwächezustand überwinde, daß die ruhige Überlegung bei ihm die Oberhand gewinne — und dazu schreibt der Kurfürst den Brief, in dem er sich plötzlich der Entscheidung in des Prinzen Sache begiebt und sie in dessen eigene Hand legt.

Der Erfolg zeigt, daß er sich in der im Grunde soldatischen Natur des Prinzen nicht getäuscht hat. Schon der Monolog des Gefangenen IV, 3 zeigt ihn — man beachte: vor Empfang des kurfürstlichen Handschreibens — mit seiner Selbstironie überraschend gefaßt; die zweite Lektüre des von Natalie überbrachten Briefes verhilft ihm zu völliger Genesung. In schöner Stufenfolge der Gefühle zeigt der Dichter IV, 4 von dem

> Recht wacker in der That, recht würdig —

über das

> Zwingst du mich,
> Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
> Bei Gott, so setz' ich hin: du thust mir recht! —

und das

> Mir ziemt's, hier zu verfahren, wie ich soll! —

und das

> Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
> Nicht ein Unwürd'ger gegenüberstehn! —

bis zu dem entschiedenen

> So mag ich nichts von seiner Gnade wissen —

die Selbstbesinnung und Wiedergeburt des Mannes. Den Kuß Nataliens verdankt der Prinz dem feinen Spiel des Kurfürsten. Dieser kann im fünften Aufzuge dem Ansturm der fürbittenden Freunde gegenüber den Prinzen zu seinem Sachwalter aufrufen, der dann in entschiedenen Worten seinen Fehler bekennt, um Verzeihung bittet und zeigt, daß er den „verderblichsten der Feind' in uns, den Trotz, den Übermut", besiegt hat (ganz wie der Ritter im Kampf mit dem Drachen).

So weit also wollte der Kurfürst den Prinzen haben; daß dieser dahin kommen werde, erwartete er von ihm; der unvermutete Schwächeanfall des Prinzen wurde für den Fürsten der Anlaß, in den Heilungsprozeß einzugreifen: er erreichte durch ein geschicktes Manöver schnell,

was die Zeit bei dem Charakter des Prinzen vielleicht erst spät gebracht hätte, abgesehen von der durch Trotz oder Gleichgiltigkeit des Prinzen möglichen Komplikation des Falles. Insofern hat auch Unruh recht, wenn er meint, die Bitte des Prinzen um Gnade biete für den Kurfürsten die äußere Handhabe, in den Lauf der Gerechtigkeit einzugreifen — schwerlich recht, wenn er fortfährt: den er sonst ungehindert hätte hingehen lassen.

Bedenkt man des Kurfürsten Ruhe bei Erteilung des Haftbefehls (II, 10); die libera custodia des Gefangenen; die oft gerühmte Milde des Herrschers, die er auch am Prinzen bewiesen (III, 1: Ich bin ihm wert flg.; IV, 4: O seine Milde ist uferlos; ib.: O seine Großmut ... ist ohne Grenzen; III, 1: Eh er dies Herz hier flg.; ib.: Und nun wird er dem Herzen auch gehorchen; ib.: Und Gott schuf doch nichts Milderes als dich); die Erwähnung des Prinzen beim Siegesfeste in Berlin (III, 1); bedenkt man endlich, daß wir es nicht mit heidnischen Römern zu thun haben, sondern auf christlichem Boden stehen (ganz wie im Kampf mit dem Drachen), so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Begnadigung des Prinzen beim Kurfürsten von Anfang an feststand. Deshalb ist Kleists Prinz Friedrich von Homburg noch lange kein Lustspiel: für ein solches wäre das Problem nicht nur an sich, sondern auch die Art seiner Lösung ein zu gewitterschwerer, mindestens zu ernster Hintergrund.

Nach dem allen scheint mir von einer eigentlichen Umstimmung nicht des Kurfürsten, sondern nur des Prinzen gesprochen werden zu können.

Berlin. **E. Grünwald.**

10.

Zur Odysseeübersetzung von Joh. H. Voß.

Die Verse IX, 353 flg.:

> Ὣς ἐφάμην, ὁ δὲ δέκτο καὶ ἔκπιεν, ἥσατο δ' αἰνῶς
> ἡδὺ ποτὸν πίνων;

hat Voß in der späteren Bearbeitung folgendermaßen übersetzt:

> Also ich selbst; da nahm er und leerete; und mit Entzückung
> Trank er das süße Getränk;

In der ersten Fassung lauteten die Verse:

> Also sprach ich. Er nahm und trank und schmeckte gewaltig
> Nach dem süßen Getränk...

Weshalb mag hier Voß später geändert haben? Wohl deshalb, weil er den Ausdruck „schmecken nach etwas" mit Recht nicht für allgemein verständlich hielt! Es scheint übrigens, als ob Voß hier zwei verschiedene

Verba vermengt hat, nämlich schmecken und schmacken = schmatzen, d. h. „beim Essen und Trinken ein lautes Geräusch machen, als ob man etwas sorgfältig schmeckt." Das Wort wird noch vielfach in der Umgangssprache, auch in meiner Heimatstadt Quedlinburg gebraucht, ist aber ursprünglich niederdeutsch. Über nd. smakken in dieser Bedeutung ist zu vergleichen das Mittelniederd. Wörterb. Bd. 4, 255; Brem. Wb. 4, 857. Es findet sich auch bei Danneil, Woeste, Stürenburg, Schambach verzeichnet.

Northeim. **R. Sprenger.**

Bismarckreden. 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl. Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Preis 5 M., geb. 6 M. 75 Pf.

Noch durchzittert das treue deutsche Herz Wehmut und Schmerz um den herrlichen, unvergeßlichen Mann, um „unseren Bismarck", der zur rechten Stunde dem deutschen Volke geschenkt wurde, um den Traum unserer Väter zu verwirklichen und durch seine Politik von „Blut und Eisen" das Deutsche Reich fest und unerschütterlich zusammenzuschmieden. Geschieden ist der Held jetzt zwar von uns, aber er hat seinem deutschen Volke manch kostbares Kleinod hinterlassen von hohem, unvergänglichem Werte. Ein solches κτῆμα ἐς ἀεί, um thukydideisch zu reden, ein Riesendenkmal seines hehren Geistes, das er sich zu bleibendem Ruhm selbst geschaffen, sind seine gewaltigen Reden. Aus ihnen, gleich originell in Form wie in Inhalt, weht uns der unverfälschte Hauch deutschen Geistes und deutschen Wesens entgegen; sie werden stets eine unerschöpfliche Quelle höchster politischer Weisheit bleiben, aus denen uns zugleich die gewaltige Größe jenes Mannes in seiner ganzen urwüchsigen Kraft plastisch entgegentritt. Recht passend ist daher gerade jetzt, wo das ganze Fühlen und Denken unseres Volkes durch die Erinnerung an den größten Staatsmann aller Zeiten in Anspruch genommen ist, ein Werk auf dem Büchermarkt erschienen, das unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße verdient. Horst Kohl, der rühmlich bekannte Herausgeber des Bismarck-Jahrbuchs, der Briefe Bismarcks an den General Leopold v. Gerlach, sowie vor allem der fundamentalen Gesamtausgabe der Reden Bismarcks in 12 stattlichen Bänden, hat die bedeutendsten Reden Bismarcks aus den Jahren 1847—1895 in einem handlichen Bande vereinigt, als ein trautes, gern gelesenes Hausbuch in der bescheidenen Büchersammlung des gebildeten deutschen Bürgers, als ein politisches Vademekum für die deutschen Jünglinge der oberen Gymnasialklassen, der Universitäten und Akademien zur Einführung in ihre zukünftigen politischen Pflichten, ein gewiß hoch anzuerkennendes,

verdienstvolles Werk Kohls! Die Auswahl ist geschickt getroffen worden. Berücksichtigt sind vor allem die Reden Bismarcks, „in denen er sich als der große Pfadfinder der Nation auf ihrem Wege zu nationaler Einigung, als der schöpferische Baumeister des neuen Deutschen Reichs, als der wachsame und ehrliche Hüter des Weltfriedens, als der schneidige Vorkämpfer für die Rechte der Krone und des Staates gegen Umsturz und Anarchie, als der thatkräftige Freund der Armen und Bedrückten, als der Anwalt des praktischen Lebens gegen die tötende Doktrin, mit einem Worte als der geniale Staatsmann bewährt hat, den Gott dem deutschen Volke sandte, um es aus dem Zustande der Staatlosigkeit und der knechtischen Abhängigkeit von den Launen und Gelüsten des Auslandes zu erlösen und zur ersten Nation der Erde zu erheben". Im ganzen enthält das Buch gegen 40 Reden, von denen die letzten vier (Nr. 34—37) ein besonderes Interesse noch deshalb verdienen, weil sie in die Jahre nach der Entlassung fallen, also mehr bieten, wie die zwölfbändige Gesamtausgabe, die bekanntlich nur bis zur Entlassung (1890) reicht. Nr. 34 vom 14. April 1891 ist gerichtet an den Vorstand des Kieler konservativen Vereins, der eine Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh unternommen hatte. Nr. 35 bringt die beiden Reden, die Fürst Bismarck am 30. und 31. Juli 1892 in Jena hielt, als er auf der Rückreise von Wien, wo er der Vermählung seines Sohnes Herbert mit der Gräfin Hoyos beigewohnt hatte, in den Mauern der gastlichen Musenstadt an der Saale weilte; Nr. 36 vom 16. September 1894 ist gesprochen in Varzin an eine Schar Deutscher der Provinz Posen, die erschienen waren, um dem Fürsten in einer Adresse den Dank für seine aufopfernde Thätigkeit im Dienste des nationalen Gedankens auszudrücken und aus seinem Munde ein Wort der Ermutigung zu hören für den Kampf der Deutschen gegen die übermächtige polnische Propaganda; endlich Nr. 37 vom 1. April 1895 ist die Antwort auf die Begrüßungsrede des Führers jener 5000 Jünglinge deutscher Universitäten und Akademien, die in heller Begeisterung nach Friedrichsruh gepilgert waren, um dem nationalen Heros zu seinem 80. Geburtstage innigste, aufrichtigste Glückwünsche darzubringen. Eine besonders wertvolle Beigabe in der Kohlschen Sammlung erblickt Rezensent in den „Vorbemerkungen", die der Herausgeber jeder der abgedruckten Bismarckischen Reden vorausschickt. In diesen Vorbemerkungen hat Kohl, unterstützt von einem umfassenden historischen Wissen und reicher Erfahrung, alles das zusammengestellt, was zum Verständnisse der dann folgenden Rede nötig ist, ein geeignetes Mittel, das dem Buche den Weg auch in die nicht mit historischen oder politischen Fachkenntnissen ausgestatteten Kreise unseres Volkes bald ebnen wird. So wird dieses Buch, das sich würdig den bisherigen, mit echt philologischer Gewissenhaftigkeit gemachten

Publikationen Kohls anschließt, ein Hausbuch des deutschen Volkes werden und bleiben, solange Bismarckische Beredsamkeit der Born sein wird, aus dem wir immer wieder und wieder schöpfen, wenn es sich um Fragen der salus publica handelt; Rezensent aber hofft von ganzem Herzen, daß der Wunsch in Erfüllung gehen möge, den der verdienstvolle Herausgeber am Schlusse seines Vorworts ausspricht, daß die Bismarckreden an der Erziehung des künftigen Geschlechts im Geiste Bismarckischer Staatsgesinnung ihren Anteil haben mögen!

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

E. Martin und H. Lienhart: Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 3. Lieferung, S. 305–464. Straßburg 1898, Trübner. Geheftet 4 Mk.

Diese 3. Lieferung enthält den Rest des Buchstabens H (von hüdere zusammenkauern an), das lange J und den Buchstaben K bis Kurasch Mut. Sie besitzt nach innerer Anlage und äußerer Ausstattung alle Vorzüge der beiden ersten Lieferungen. Um den Leser auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen, greife ich einige von den Ausdrücken heraus, die im Elsässischen einen andern Begriff enthalten als in der Schriftsprache.

Da steht gleich auf Seite 305 das Wort Hafen. Da es in dem Sinne von portus aus dem Niederdeutschen stammt und erst mit dem 17. Jahrhundert in unserer Schriftsprache heimisch wurde (Luther sagte noch Anfurt dafür), wendet es der Elsässer ganz selten mit dieser Bedeutung an und nur dann, wenn er von der Schriftsprache beeinflußt ist. Nach altem oberdeutschem Sprachgebrauche versteht er unter Hafen meistens einen Topf, und den Töpfer nennt er Hafner. Das Wort Topf selbst fehlt und kommt nur in einigen rheinfränkischen Ortschaften des „krummen Elsaß" in der Form Tippe vor. Sein Synonym Hafen aber wird sehr häufig gebraucht. Das Wörterbuch führt nicht weniger als 20 verschiedene Redensarten und 36 Zusammensetzungen damit an, z. B. die anschauliche Straßburger Redensart: Do het einer s Häfele verheit un der ander s Deckele sie sind beide gleich schuldig, oder die allgemein verbreitete Zusammensetzung Kunsthafe, großer eiserner Kochtopf (die Kunst ist nach Seite 452 im Sundgau auch ein Kachelofen mit zwei großen Stufen zum Sitzen, in Colmar ein Kochherd).

Während die Bedeutungsverschiedenheit von Hafen auf dem Vorhandensein zweier lautlich gleicher, aber inhaltlich verschiedener Wörter beruht, hat sie sich in dem Umstandswort mithin durch den schriftdeutschen Bedeutungswandel eines einzigen Wortes ergeben. Mithin hat nämlich im Oberelsaß und in der südlichen Hälfte des Unterelsaß seine

alte Bedeutung bewahrt. Es drückt da nicht, wie in der heutigen Schriftsprache, eine logische Folge aus, sondern hat noch den zeitlichen Sinn von zuweilen oder manchmal, z. B. in dem Sprichwort: s het scho mithi e blindi Söu e-n- Eichel gfunde (S. 343). — Ähnlich ist es bei dem Eigenschaftsworte keck. Nur selten hört man es im Elsaß einmal mit der neuen schriftdeutschen Bedeutung des Kühnen, Beherzten. Gewöhnlich enthält es noch den alten Sinn des bloß Lebendigen, Frischen. Gesunder Weizen mit festem Stroh heißt kecker Weizen, und von einem rüstigen Alten sagt man: Er ist noch keck für sein Alter (S. 429).

Manchmal tritt der umgekehrte Fall ein, daß ein schriftdeutsches Wort in die Mundart eindringt, hier aber einen andern Sinn annimmt, z. B. die Zusammensetzung Pantoffelheld. Sie bezeichnet in Rixheim bei Mülhausen einen Menschen, der lieber in Pantoffeln umherläuft, als daß er arbeitet, auch einen Prahlhans (S. 325). — Diese Erscheinung kann man häufig an Fremdwörtern wahrnehmen. So wird das Wort Humor in einigen Gegenden nur in der Mehrzahl gebraucht und bedeutet dann: Angewohnheiten, Manieren, z. B. in dem Satze: Er het e so gspässigi Humore an sich; wenn er mit eim redt, se schmätzt er als zerst mit der Zung (S. 338). — Bisweilen geschieht es auch, daß eine neue Sache wohl Eingang findet, aber nicht die neue Bezeichnung dafür, sondern daß die neue Sache mit einem alten Worte vergleichungsweise belegt und dem alten Worte dadurch eine neue Bedeutung gegeben wird. So benennt man mancherorts das Korsett der Frauen mit der Verkleinerungsform des alten Wortes Kummet: Kummetle (S. 442).

Der anschauliche Vergleich spielt überhaupt bei der Begriffsverschiedenheit der Wörter auch im Elsaß eine große Rolle und erweitert ihren Begriffsumfang oft in beträchtlicher Weise. So hat der Elsässer das Wort Käfig übertragen auf das Gefängnis, auf ein enges Haus, auf das Bett, sogar auf eine alte wunderliche Frau und auf einen alten Gegenstand (S. 426). Daß eine alte Frau so genannt wird, das hat man sich wohl ebenso zu erklären wie die persönlichen Bezeichnungen Geselle und Frauenzimmer. — Auch beim Zeitworte jäten finden wir solche bewußte Übertragungen; denn es enthält nicht nur den schriftdeutschen Sinn, sondern bedeutet auch noch: in den Haaren kratzen, schlagen und prügeln, beschlafen, Reißaus nehmen (S. 413).

In dem Worte Herbst ist gerade das Gegenteil eingetreten, nämlich eine „Spezialisierung der Bedeutung durch Verengung des Umfangs und Bereicherung des Inhalts" (H. Paul, Principien der Sprachgeschichte, Halle 1898, S. 80). Hier hat sich nämlich der Name der ganzen Jahreszeit auf einen kleinen Teil davon, die Hauptarbeitszeit, über-

tragen. Der Elsässer, besonders der weinbautreibende, versteht unter dem Herbste gewöhnlich die Weinlese und ihren Ertrag, und herbsten bedeutet: Trauben lesen, bei Hochfelden heißt auch die Kartoffelernte Grumbereherbst (S. 371). Diese Bedeutung hat sich als eine eigene von der allgemeinen abgezweigt, wie noch bei vielen elsässischen Wörtern, z. B. Korn = Roggen, Kraut = Kohl. Die ältere, allgemeine Bedeutung von Herbst besteht kaum noch daneben. Der Elsässer sagt gewöhnlich Spätjahr. Nur in dem weit verbreiteten Septembernamen Herbstmonat und in dem sundgauischen unpersönlichen Zeitwort herbstele Herbst werden kommt die schriftdeutsche Bedeutung zur Geltung.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, wie interessant auch diese Lieferung des Wörterbuchs ist. Möchte sie ebenfalls dazu beitragen, daß der Fremde sich immer mehr mit dem eigenartigen Wortschatze der elsässischen Mundarten beschäftige, und daß der Einheimische mit dem Dichter den Vorsatz fasse: „Will noch tiefer mich vertiefen in den Reichtum, in die Pracht!"

Rufach i. Els. **Heinrich Menges.**

Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Von Max Hodermann, Oberlehrer am Fürstl. Stolbergschen Gymnasium zu Wernigerode. Leipzig 1899, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Preis 75 Pf.

Ausgehend von den beiden pädagogisch unanfechtbaren Sätzen, daß eine gute deutsche Übersetzung eines fremden Schriftstellers zugleich dessen beste Erklärung ist, und daß wie überall, so ganz besonders im Unterrichte Begriffe ohne Anschauung nur totes, unfruchtbares Material sind, wünscht der Verfasser des oben genannten Schriftchens eine Reform der Übersetzung der alten Klassiker. So fest auch der Satz stehe, daß der Unterricht sich nicht nur an den Verstand, sondern auch an die Phantasie des Kindes zu wenden habe, so häufig werde doch noch gegen denselben gefehlt, indem nur zu oft namentlich auch in den in vieler Hinsicht trefflichen Schülerkommentaren Begriffe dargeboten würden, die ihr Dasein lediglich einem Wörterbuch oder Vokabularium verdankten, auf dem Markte des Lebens aber als kursfähige Münze keine Geltung hätten. Hodermann trifft damit thatsächlich einen wunden Punkt in unserer pädagogischen Praxis, und jeder mitten im Unterricht stehende Lehrer wird leicht bestätigen können, daß gerade bei der Lektüre antiker Schriftsteller unsere Schüler oft ein Deutsch reden, das von undeutschen, unnatürlichen, gekünstelten Wendungen wimmelt, die eben nur dem Wörterbuch ihre zweifelhafte Existenz verdanken, aber nicht der frischen, lebendigen Sprache des Volkes entnommen sind. Um so mehr muß der Lehrer teils durch

unerbittliche Korrektur der Schülerübersetzung, teils durch eigene Musterübersetzung dahin wirken, daß auch das Übersetzungsdeutsch in unseren Schulen genießbar ist, daß der Genius der deutschen Sprache nicht verletzt wird, mithin alles Steife, Ungelenke, Unnatürliche und Fremdartige entfernt wird. Erst dann wird jene ideale Forderung verwirklicht werden, die immer wieder und wieder erhoben werden muß: daß jeder Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums, sei es aus den philologisch-historischen, sei es aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, in letzter Linie auch eine Ausbeute für das Deutsche, für unsere Muttersprache liefern muß.

Von solchen und ähnlichen pädagogischen Erwägungen geleitet, möchte Hodermann auch in der Cäsarlektüre, die ihm durch mehrjährigen Unterricht besonders vertraut ist, einen Wandel sehen. Schon P. Cauer hat in seiner „Kunst des Übersetzens" an einer Reihe von Beispielen einleuchtend und drastisch nachgewiesen, wie weit entfernt von einem guten, geschmackvollen Deutsch gerade unsere landläufigen Cäsarübersetzungen oft sind. Mit vollem Recht fordert daher Hodermann, da Cäsars Kommentarien ein kriegsgeschichtliches Werk, eine militärische Broschüre sind, Cäsar selbst aber in erster Linie Soldat vom Scheitel bis zur Sohle war, präzis, kernig, echt militärisch in seiner Sprache, daß demnach auch bei der Übersetzung vor allem der militärischen Sphäre in Bezug auf Terminologie und Phraseologie Rechnung getragen werden muß. Unterstützt durch die bahnbrechenden Leistungen von W. Rüstow (Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars) und des Freiherrn A. v. Göler (Cäsars Gallischer Krieg), seit deren Erscheinen aber natürlich auf dem Gebiete des Heerwesens sich bedeutsame Änderungen vollzogen haben, will Hodermann den Militärschriftsteller Cäsar der Jugend in der Armeesprache unserer Zeit darbieten, wie sie in den Reglements der preußischen Armee, vornehmlich im Exerzier-Reglement für die Infanterie (Berlin 1888) und in der Felddienst-Ordnung (Berlin 1887) lebt und ihren klassischen Ausdruck in den Schriften Moltkes, sowie in den Publikationen des Großen Generalstabs erhalten hat. Dieser originelle Gedanke, gegen den gewiß manche Bedenken geltend gemacht werden können, wird namentlich denen, die nur höchst ungern oder gar nicht die alten ausgefahrenen Geleise der Tradition verlassen, etwas ungeheuerlich erscheinen, bei näherer Prüfung aber, unter Beobachtung gewisser Grenzen bei der Anwendung moderner militärischer Ausdrücke für antike militärische Dinge sich als durchaus berechtigt und fruchtbringend erweisen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der nicht seltene Gebrauch der Fremdwörter in den Verdeutschungen Cäsarscher Ausdrücke und Redewendungen zu beurteilen und zu entschuldigen. Die Sprache unserer

Armee ist ja heutigestags noch so durchsetzt und vermischt besonders mit französischen Fremdwörtern, die man aber eben als Fachfremdwörter einer Amtssprache, als festgeprägte, allgemein giltige termini technici hinnehmen muß; übrigens macht Hodermann mit Recht darauf aufmerksam, daß bei Vergleichung des jetzigen Reglements mit denen der 60er Jahre es sich zeigt, daß auch in militärischen Dingen das Erwachen des deutschen Sprachgefühls nicht ohne Einfluß geblieben ist. In welcher Weise Hodermann nun das ihm vorschwebende Ziel verfolgt wissen will, erhellt aus der Behandlung einer Reihe ihm besonders geeigneter Begriffe, die er in drei Kapitel (Marsch, Kampf und Lager) einreiht. Der Stoff ist leicht übersichtlich alphabetisch angeordnet. Natürlich ist es unmöglich, im Rahmen einer Besprechung alle gemachten Übersetzungsvorschläge einer genauen Erörterung und Prüfung zu unterziehen. Vom 1. Kapitel (Marsch) seien folgende Verdeutschungen herausgegriffen, die fast sämtlich den oben erwähnten Reglements der deutschen Armee entnommen sind:

agmen primum = Vortrupp.

agmen novissimum (extremum) = Nachtrupp.

in armis esse = unter Waffen (unter Gewehr) stehen, gefechtsbereit stehen, sich in Kampfbereitschaft befinden, sich in Bereitschaft halten u. a.

arma tradere (ponere, abicere, proicere) = die Waffen strecken, niederlegen, ausliefern.

carri = Fahrzeug, Fuhrwerk.

cognoscere = rekognoszieren, aufklären, abpatrouillieren, durch Patrouillen ermitteln.

commeatus = Verpflegung, Proviantkolonne, ein guter Ersatz für das oft recht unpassende „Zufuhr".

conclamare ad arma = alarmieren (sehr gut!), wofür überdies auch im Generalstabswerk die reindeutsche Wendung „unter die Waffen rufen" sich findet.

copiae = Truppen, Massen (z. B. Infanteriemassen), Streitkräfte, Kolonnen, Heeresteile, Heeresabteilungen.

exploratores = Patrouillen, Streifabteilungen, Streiftrupps, Rekognoszierungs-Abteilungen, ein guter Ersatz für die unserer Armeesprache fremden Ausdrücke, wie Aufklärer, Streifer, Eclaireurs oder gar den an Lutherschen Bibelton gemahnenden „Kundschafter".

incitato (magno) cursu = im Laufschritt, in schnellster Gangart, im Schnellschritt.

incitato equo = in beschleunigtem Ritte, in wildem Ritte, im Galopp.

impedimenta = Bagage („Troß" scheint unserer Armeesprache fremd zu sein).
iter = Reise, Tagereise, aber nur dann, wenn von der Person des Feldherrn allein die Rede ist, sonst = Marsch, z. B. iter magnum = Eilmarsch, Gewaltmarsch, forcierter Marsch, starker Marsch, aber auch = weiter, langer Marsch.
locus = Gelände (dazu die Adjektiva offenes, freies, bedecktes, durchschnittenes), Gefilde, Platz, Örtlichkeit, Landschaft, Boden, Punkt, Stellung, Linie.
nostri = unsere Leute, demnach sui = seine Leute.
pontem facere in flumine = überbrücken, nach dem Vorgang Moltkes, des Meisters der kurzen, bündigen Rede.
sarcinae = Tornister.
summa exercitus = Gros.
vagari = streifen (Moltke braucht bisweilen auch ein Kompositum „vorstreifen").

Was die militärischen Grade des römischen Heeres betrifft, so will Hodermann grundsätzlich von einer Übersetzung der lateinischen Titel ins Deutsche absehen, da sich bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse die Vergleichung oft nicht einmal annähernd durchführen lasse, doch erinnert er daran, daß die Stellung eines legatus eine gewisse Ähnlichkeit mit der eines Generalleutnants hat, und daß den Rangklassen der centuriones (superioris und inferioris ordinis) vielleicht unsere Einteilung in Hauptleute 1. und 2. Klasse zur Seite gestellt werden kann.

Das 2. Kapitel behandelt das Gefecht. Hodermann schlägt u. a. folgende Übersetzungen vor:

acies = Schlachtlinie, Gefechtslinie, Gefechtsstellung.
cedere (decedere, excedere) = räumen, z. B. die Höhen, die Stellungen.
circumvenire = umgehen, umfassen.
clamor = Hurra, Hurraruf; in anderen Verbindungen, z. B. clamor fremitusque = Lärm, wirres Rufen.
confertus = geschlossen (Gegensatz rarus = aufgelöst, zerstreut).
se coniungere = sich zusammenziehen.
conicere tela = schießen, beschießen.
deici (equo) = stürzen, vom Pferde sinken.
destrictis gladiis = mit dem Säbel in der Faust, mit der blanken Waffe.
impetus = Stoß.
incommodum = Verlust, Opfer (dazu die Adjektiva ansehnlich, empfindlich, erheblich, namhaft, schwer, furchtbar; gering, leicht, mäßig).
interfici = fallen.
lacessere = herausfordern, plänkeln, angreifen, angriffsweise vorgehen

opprimere = überrumpeln, überraschen, überfallen.
pars = Gefechtsabschnitt, Staffel, Kolonne, Detachement, je nachdem der Zusammenhang der betreffenden Stelle ist.
peritus = tüchtig, fähig, erfahren, brav, tapfer.
pilis missis = durch eine Salve.
potestatem pugnandi facere = die Schlacht anbieten.
premere = belästigen, bedrängen, beunruhigen.
provolare = schwärmen.
signum = Fahne.
supplementum = Verstärkung, Ergänzungs- (Ersatz-) Mannschaften, Nachschub.
telis multis coniectis = mit einem Geschoßregen, einem Hagel von Geschossen, einem Kugelregen (Moltke bevorzugt den Ausdruck „Projektil").

Das 3. Kapitel ist dem Lager gewidmet. Während das römische Heer keine Nacht ohne Lager und Wall blieb, führt Hodermann aus, vertritt unsere Heeresleitung im allgemeinen den Grundsatz, daß im Interesse der Schonung der Truppen ein Unterkommen auch in den dürftigsten Ortschaften dem Aufenthalt unter freiem Himmel vorzuziehen ist; erst in unmittelbarer Nähe des Feindes, wenn der Mangel an Ortschaften ein Unterkommen in solchen von selbst verbietet, tritt das einfache Biwak ein, bei welchem sich alle Maßnahmen nach den jeweiligen Umständen richten. Obgleich also hier nur von teilweiser Übereinstimmung der Verhältnisse die Rede sein könne, so schlägt der Verfasser doch seinem Prinzip folgend auch hier einige unserer Armeesprache entnommene Verdeutschungen vor:
castra movere = das Lager abbrechen, aufbrechen, abrücken, abziehen, sich in Bewegung (in Marsch) setzen u. a.
castra munire = schanzen, sich verschanzen.
castra ponere = Halt machen, das Lager aufschlagen; auch biwakieren, Biwak beziehen, lagern, ein Lager beziehen und andere Ausdrücke können unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse angewandt werden.
disponere praesidia (stationes, custodias, exploratores etc.) = Posten u. s. w. ausstellen, aussetzen, aufstellen.
excubare in armis = gefechtsbereit (unter den Waffen) biwakieren.
stationes equitum = Vedetten.

Diese Proben mögen ein Bild von der Art und Weise geben, wie Hodermann die bisherige Cäsar-Übersetzung zu reformieren wünscht. Wenn Rezensent den im allgemeinen trefflichen, durchaus sachgemäßen und von ausgezeichnetem pädagogischen Sinn eingegebenen Gedanken des Verfassers ein Bedenken entgegenhalten möchte, so betrifft dies den

sogenannten Anachronismus, dem ausdrücklich, falls er geeignet sei, die Phantasie des Knaben anzuregen und mit lebensvollen Bildern zu erfüllen, eine Berechtigung zugesprochen wird. Rezensent stimmt dieser Ansicht nicht bei und verwirft im Schulunterricht grundsätzlich jeden Anachronismus als unpassend und unhistorisch, kann also Übersetzungen wie „der vom feindlichen Feuer bestrichene Raum", „sie gerieten in den Feuerbereich", „Feuer erhalten" (für tela recipere), „es kam zum Bajonettkampf" u.s.w. nicht billigen. Wenn man dem Anachronismus Thür und Thor öffnet, so wird schließlich auch Kanonendonner, das Geknatter der Infanteriegewehre u. a. m. zur Belebung einer Schilderung der Schlacht bei Cannä gebraucht! Dies hier geäußerte Bedenken kann und soll natürlich nicht das Urteil über das sonst vorzügliche, treffliche Schriftchen Hodermanns und die darin niedergelegten lehrreichen Gedanken beeinträchtigen; jedem Lehrer, der Cäsar mit seinen Schülern liest, muß jenes Büchelchen als treuer Berater zur Seite stehen und auch in der Hand der Schüler wird es viel Gutes stiften. Nur wenn wir in der geschilderten Weise die klassischen Schriftsteller übersetzen und übersetzen lassen, „kann das Vergangene belebt und zu etwas Gegenwärtigem gemacht werden, nur so kommt Frische, Wärme und Bewegung in die Behandlung des Gegenstandes, und das Altertum hört auf, ein toter Körper für gelehrte Sezierübungen zu sein". Im kindlichen Spiele, sagt Hodermann sehr richtig am Schluß seines Schriftchens, in dem militärischen Zuschnitt des Turnunterrichts, in dem Stolze, mit dem der echte Sohn deutschen Landes des Königs Rock trägt, kommt die Liebe des Deutschen zum Militär in unverkennbarer Weise zum Ausdruck. Diese natürlichen Regungen des deutschen Herzens zu pflegen und zu befestigen, sie durch frühzeitigen Einblick in den großartigen Organismus der Armee auch gelegentlich des Unterrichts zu stärken und zu vertiefen, das natürliche Interesse in ein bewußtes zu verwandeln, um so eine Jugend heranzubilden, aus der wahrhaft deutsche Männer hervorgehen, die äußeren wie inneren Feinden gegenüber ihren kostbarsten Besitz zu schirmen vermögen, dies ist eine der vornehmsten Aufgaben der Schule des nationalen, monarchisch-konstitutionellen Staates.

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

K. Hofmann, Zur Geschichte eines Volksliedes („Reiters Morgengesang" von Hauff). Beilage zum Jahresbericht der Großhz. Realschule Pforzheim. Ostern 1897. Pforzheim 1897. 19 S. gr. 8°.

Der Verfasser untersucht in höchst gründlicher und interessanter Form die Entstehung des Textes und der Melodie von Hauffs schönstem

und volkstümlichstem Liede „Reiters Morgengesang", das im Jahre 1824 entstand. Julius Klaiber berichtet darüber in der Zeitschrift „Nord und Süd" (Jahrgang 1878, Heft 14, Seite 222) folgendes: „Hauff wohnte bereits im Hause seiner Mutter in Tübingen, da erwachte er eines Morgens in der Frühe an einem schwermütigen Gesang mit eigentümlich getragenen Accorden; er öffnet das Fenster und lauscht. Die Töne kommen aus dem unter seinem Fenster angebauten Raume, in welchem Landmädchen beim Waschen beschäftigt sind. Vom Texte selbst ist nur wenig zu verstehen, aber die Melodie hat ihn wunderbar ergriffen und — wie über die Schranken seiner Kraft hinausgehoben, wie von einem leisen Hauch der Ahnung betroffen, dichtete er im Angesicht der Morgenröte, die den Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom Morgenrot, dem Boten des frühen Todes." Klaiber ist ein naher Verwandter Hauffs, und deshalb müssen wir seinem Berichte im allgemeinen Glauben schenken. Der Verfasser will nun in der vorliegenden Abhandlung untersuchen, wieviel Hauff aus dem alten Volkslied zu seinem „Morgenrot" verwendet hat, wann das alte Volkslied oder Spuren desselben in der Litteratur erscheinen, und in welcher Ausdehnung die dem Liede eigentümliche Strophenform Verwendung fand. Hofmann führt zunächst die Litteratur an, wo kurze Andeutungen und Bemerkungen über das Verhältnis des Hauffschen Liedes zu einem Gedichte Joh. Christ. Günthers gegeben sind.

Die dem „Morgenrot-Liede" eigentümliche Strophenform weist der Verfasser von der bekannten Strophe her, die sich unter den Briefen des Mönches Wernher aus dem südbayerischen Kloster Tegernsee, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, findet: Du bist mîn, ich bin dîn u.s.w. Diese siebenzeilige Strophe war in der damaligen Zeit für ein geistliches Lied sehr geeignet. In etwas veränderter Form findet sich dieselbe Strophe wieder in dem Lobgesang auf Maria (6 Zeilen mit dem Refrain Sancta Maria):

Meersterne, Morgenrôt
Anger ungebrâchôt,
Dar ane stât ein bluome,
Diu liuchtet also scône:
Si ist under den anderen,
Sô lilium undern dornen.
Sancta Maria.

Ganz ähnlich ist die Strophe, die sich bei Gottfried von Neufen findet, der urkundlich vom Jahre 1230—1270 auftritt und in seinen Gedichten das Volkslied nachahmt:

Die nachtegal, diu sanc sô wol,
Daz man irz iemer danken sol,
Und andern kleinen vogellîn;
Dô daht ich an die vrouwen mîn,
Diu ist mîs herzens künigîn.

Ähnliche Strophen finden sich beim Tannhäuser, dann verschwindet die Strophenform, um erst im Jahre 1657 zu Koburg wieder zu erscheinen und zwar im geistlichen Gewande. In dem „Geistlichen Harpfenspiel. Mit 4 Stimmen gesetzet und an das Licht gegeben durch Michael Franken" erscheint das Lied, das auch in das Württembergische evangelische Gesangbuch übergegangen ist, mit der Anfangsstrophe:

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Leben!
Wie ein Nebel bald entstehet
Und auch wieder bald vergehet,
So ist unser Leben, sehet.

Die Morgenrotstrophe ist auch hier leicht zu erkennen. Später findet sich die Strophe wieder bei dem schlesischen Dichter Hunold-Menantes und Joh. Christ. Günther, der diese Form in drei Gedichten zur Verwendung bringt. In dem einen heißt es:

Wie gedacht,
Vor geliebt, itzt ausgelacht.
Gestern in die Schoß gerissen,
Heute von der Brust geschmissen,
Morgen in die Gruft gebracht.

Eine Strophe aus einem zweiten Liede Günthers hat eine ganze Reihe von Gute Nacht-Liedern in der Litteratur hervorgerufen, so von Gleim, Mahlmann, Vogt, Neuhofer u. a. Dem Güntherschen am ähnlichsten ist das Lied von Theodor Körner:

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht.
Neigt der Tag sich schnell zum Ende,
Ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

Dann erschien 1824 „Reiters Morgengesang" von Wilhelm Hauff. Das Hauffsche Lied findet sich in den Volksliedersammlungen des 19. Jahrhunderts wieder, vor allem bei Silcher.

Nachdem Hofmann so die Geschichte der Strophe durch sieben Jahrhunderte verfolgt hat, giebt er eine hübsche, von ihm selbst herrührende Weiterdichtung des alten Tegernseeer Liebesliedchens.

Im 3. Kapitel behandelt Hofmann die uns überlieferten Singweisen der Strophe. Zuerst hat Michael Frank (1657) eine Melodie

aufgezeichnet, die er jedenfalls dem Volksgesange entlehnt hat. Darauf wurde sie in die evangelischen Gesangbücher aufgenommen. Diese Kirchenmelodie wird Günther gekannt haben. Im Laufe der Zeit hat sie dem schwäbischen Volkscharakter entsprechend etwas Getragenes und Schwermütiges erhalten. Sie ist der jetzt allgemein bekannten Morgenrotweise von Silcher sehr ähnlich.

Der Text des Liedes hat manche Wandlungen durchgemacht, von den Volksliederbüchern des 17. Jahrhunderts bis auf Franks, Günthers und Hauffs Bearbeitungen. Hofmann kommt zu dem Ergebnis, daß in Hauffs Geist das alte Lied von der Vergänglichkeit des Lebens und der Liebe durch Hinzufügung des Gedankens vom Reitertode, wie er ihn sich angesichts der Morgenröte ausmalte, zu „Reiters Morgengesang" geworden ist. Die teilweise wörtliche Übereinstimmung zwischen den Liedern von Günther und Hauff erklärt der Verfasser so, daß beide diese Stellen dem alten Volksliede wörtlich entlehnt haben. Der Text, wie er im „Lichtenstein" erscheint, steht als erster dem Volksliede am nächsten. Daraus ist durch einige Weglassungen und Hinzufügungen diejenige Fassung entstanden, die mit „Reiters Morgengesang" bezeichnet wird (zuerst erschienen in den Kriegs- und Volksliedern 1824, wo es Seite 84 abgedruckt ist). Hauff hat die einzelnen Trümmer des Liedes gesammelt, ihm neuen Geist und neues Leben eingehaucht und es dann dem Volksgesang wiedergegeben.

Doberan i. M. **O. Glöde.**[1])

Zeitschriften.

Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets. 26. Jahrgang. 1. Heft. Die Kürenbergerforschung. Von K. Brunner. 1. Die Kürenberg-Litteratur. 2. Die Lieder „des von Kürenberg". 3. Der Dichter. Alt-Rothisches Statutarrecht. Von P. Beck. Das Martyrium des hl. Simon von Trient 1475. Von K. Rieder. Eine Auswahl altdeutscher Segen aus Heidelberger Handschriften. Von O. Heilig. 3. Gichtsegen. 4. Wurmsegen. Zu den Amores Söflingenses. Von J. Bolte. Der schwäbische Nachtwächter. Von A. Holder. Märchen aus Lobenfeld. Von F. Pfaff. 10. Das klingende Wasser, der spielende Fisch und der Vogel Greif. 11. Allerleihaut. 12. Froschkönig. 13. Das Salz. 14. Der Grindlappen. — Anzeigen und Nachrichten. Kunzer. Katalog der Leopold-Sophien-Bibliothek von Ueberlingen, besprochen von J. R. Asmus.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte, 5. Band, 2. Heft: Metapher und Subjektivität. Von Emil Stern in Wien. Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. IV. Aller Praktik Großmutter. 4. Die Praktik

1) Da die Koppsche Anzeige der Arbeit Hofmanns im wesentlichen eine Verteidigung gegen einen Angriff war, bringen wir hier noch eine zweite Besprechung, die näher auf den Inhalt eingeht. D. L. d. Bl.

von Johannes Nas. 5. Die verschiedenen Ausgaben der Praktik Fischarts. 6. Fischarts Praktik in beiden Fassungen und deren Quellen. 7. Die Nachwirkung von Fischarts Praktik. — Frischlins Beziehung zu Graz und Laibach. Von Bernhard Seuffert in Graz. Die Quellen von Wielands „Musarion". Von J. R. Asmus in Tauberbischofsheim. Karl Philipp Moritz in Hannover. Ein Beitrag zur Kritik des „Anton Reiser". Von Oskar Ulrich in Hannover. (Fortsetzung.) Ein Jugendgedicht von J. A. Leisewitz. Mitgeteilt von Oskar Ulrich. Zu „Don Carlos". Von Otto Harnack in Darmstadt. — Miscellen: Der Name „Börne". Von Richard M. Meyer in Berlin. Die Biebricher Steine. Von Richard M. Meyer.

Der Urquell II, 7 u. 8: Über eine Gattung mongolischer Volkslieder und ihre Verwandtschaft mit türkischen Liedern. Von B. Laufer. Chinesische geheime Gesellschaften. Von Wilhelm Grüner. Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beitrag aus Portugal. Von M. Abeking. Alte Segen. II. Mitgeteilt von Otto Heilig. Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beiträge von J. Robinson und R. Sprenger. Lebendige Richtschwerter. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von A. Herrmann. Wieviel ist die Uhr? Eine volkstümliche Plauderei. Von A. Treichel. Ruthenische Sagen. Von Dr. E. Friedländer. Folkloristische Findlinge. 1. Das Erntekind. Von —r. Mittel gegen Regen. Von Dr. M. Landau. — Zu Urquell II, S. 114. Von Dr. John Meier. Nachträge. Von Böck. Friedrich Müller. Von Dr. Krauß.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius, 1898, Heft 7, E. F. Thienemann-Gotha: Supprian, Zum 200jähr. Jubelfeste der Franckeschen Stiftungen. Muthesius, Ein neuer Lehrplan für die preußische Präparandenanstalt. Willmann, Eine Logikstunde im Rahmen des deutschen Unterrichts. Bär, Über die Staats- und Gesellschaftskunde als Teil des Geschichtsunterrichts. I. — Mitteilungen: Wann bei A. H. Francke gebetet wurde. Die Lehrerbildungsfrage auf der deutschen Lehrerversammlung in Breslau. Der erste westfälische Seminarlehrertag in Soest. Vom rheinischen Seminarlehrerverein. Hauptversammlung des Vereins der Lehrerbildner in der Provinz Hessen-N. Der erste Verbandstag deutscher Hilfsschulen in Hannover. Die 25 jährige Jubelfeier des Kgl. Lehrerseminars in Mettmann. Aus dem französischen Jahrbuch des Volksschulunterrichts. Aus der Fachpresse. Kleine Mitteilungen. — Beurteilungen: Besprechung neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Musik. Zeitschriften.

—— Heft 8: Bär, Über die Staats- und Gesellschaftskunde als Teil des Geschichtsunterrichts (Schluß). Bang, Sind die gegen eine historisch-pragmatische Behandlung des Lebens Jesu erhobenen Bedenken gerechtfertigt? — Mitteilungen: Stoyfeier und Stoyschriften. Seminarlehrertag in Straßburg. Jahresversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Aus der Fachpresse. Kleine Mitteilungen. — Beurteilungen: Besprechung neuerer Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichts.

Rheinische Geschichtsblätter IV, 5: H. Boll, Aufruf zur Rettung des Siebengebirges, 6 Gedichte.

Blätter für Pommersche Volkskunde, herausgegeben von Knoop und Haas, VI, 7—11.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins XIII, 8 u. 9 (August und September): H. Dunger, Ein neuer Vorschlag zur Beseitigung der Fremdwörternot. — Ernst Graef, Zur ärztlichen Fachsprache. —

R. Palleske, Deutschen Orten deutsche Namen. — F. D., Die Weidmannssprache deutsch! — C. Schumann, Das Fremdwort Interesse und seine Verdeutschungen. — Sprechsaal: P. Pietsch, Nochmals „Salon". — Adolf Tobler und K. Erbe, Zur deutschen Musteraussprache.

Neu erschienene Bücher.

Arnold Zehme, Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters. Im Anschluß an die Lektüre. Leipzig 1898, G. Freytag. Preis 2 M.

Ferd. Bünger, Entwickelungsgeschichte des Volksschullesebuches. Leipzig 1898, Dürr.

L. Günther, Recht und Sprache. Berlin 1898, Heymann.

Ferdinand Hoffmann, Materialien und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. 2. Aufl. Hannover und Leipzig, Hahn. 2 Teile. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten.

Gustav Kettner, Über den religiösen Gehalt von Lessings Nathan dem Weisen. Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckischen Stiftungen zu Halle, gewidmet von der Königl. Landesschule Pforta. Naumburg a. S. 1898, Julius Domrich.

Ferdinand Schultz, Meditationen. Erstes Bändchen. 2. Aufl. Dessau 1898, P. Baumann.

Rudolf Wessely, Kurzer Abriß der deutschen Grammatik für die Mittelklassen höherer Lehranstalten. Berlin 1898, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Eugen Wolff, Zwei Jugend-Lustspiele von Heinrich von Kleist. Oldenburg, Schulze.

Ernst Laas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Theorie und Materialien. 3. Aufl. besorgt von J. Imelmann. Berlin 1898, Weidmann.

H. Heidelberg, Elementargrammatik der deutschen Sprache für höhere Unterrichtsanstalten. 9. Aufl. Berlin 1898, Weidmann.

Franz Wilhelm, Tiernamen in volkstümlichen Zusammensetzungen und Redensarten des Saazer Landes. Saaz, Ed. Wilde.

Paul Arras, Bismarck-Gedichte. Leipzig, Rob. Friese.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Straßburg 1898, Karl J. Trübner.

Eduard Martinak, Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. Graz 1898, Leuschner und Lubensky.

Oswald May, Der Dichter August Graf von Platen-Hallermünde. Ein Beitrag zur Beurteilung und Würdigung seiner Dichtungen. Jahresbericht der wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie. 1898.

Karl Seyfarth, Beiträge zur Methodik des deutschen Unterrichts. Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums mit Realklassen zu Landsberg a. W. Ostern 1898. Landsberg a. Warthe, Dermietzel und Schmidt.

E. Rascher, Geschichte der Welt-Litteratur. Berlin, Fischer und Franke.

Alexander Ehrenfeld, Studien zur Theorie des Reims. Zürich 1897, E. Speidel.

John Kiederqvist, Preteritum i stället för presens i Svenskan. Lund, K. Gleerup.

Für die Leitung verantwortlich: **Prof. Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Bismarcks Totenfeier.

Vier Gedichte für das deutsche Volk.

Von Gustav Weck.

Der rechte Mann.

(1871.)

„Der rechte Mann" — es ward einmal im Spott von dir gesprochen,
Du aber hast den Spott besiegt und seinen Pfeil zerbrochen!
Wir haben lange dich gehaßt, doch war's ein ehrlich Hassen,
Und ehrlich soll die Liebe sein, womit wir dich umfassen!

Es war ja für das gleiche Ziel, daß hadernd wir gestritten,
Für das so manches starke Herz geblutet und gelitten,
Um das so manches Auge brach, verzweifelnd an dem Lichte,
Das eitle Träumer nur geschaut in trügendem Gesichte.

Nun ging es auf in Morgenpracht — ging auf durch Blut und Eisen!
Doch wird dich Deutschland allezeit *trotzdem* und *darum* preisen:
In seines Lebens reichem Buch wird keiner ihm begegnen,
Dem's eine Weile fast geflucht, um endlich ihn zu segnen!

Der Taucher warst du riesenstark, der in der Arbeit Frone
Aus flutumrauschter Tiefe zog die alte Märchenkrone.
Wohl ein Jahrtausend hing sie dort an starren Felsenriffen,
Bis trotzig deine nerv'ge Faust in ihr Verließ gegriffen.

Du warst der Schmied, in dessen Glut gebadet ward der Degen,
Der, wie der Kaiserpurpur Karls, in öder Gruft gelegen;
Der, ein verachtet Eisen nur, voll Rost und voller Scharten,
Nun todesscharf vorangeblitzt den wehenden Standarten.

Du warst der Priester, dessen Hand den schönsten Bund geschlossen,
Der Arzt, aus dessen Wunderkelch lebend'ge Ströme flossen;
Der Held, der Fels — doch Namen mag die Nachwelt dir erlesen,
Die Krone deines Ruhmes bleibt, daß du ein *Mann* gewesen!

Ein rechter Mann, ein *deutscher* Mann! So soll dein Volk dich nennen;
In solch demantnem Spiegel soll es selber sich erkennen:
Nicht, wie es war, in Demut schwach und schuldig im Erschlaffen,
Nein, *stolz* wie seine Siege sind, und *rein* wie seine Waffen!

Ja, wie ein heilig Feuer weht's um deine ehrnen Züge:
Hinweg, was feig am Boden kriecht — und Furcht iſt auch die Lüge!
Ich kann um meinen Lorbeer nur mit blankem Schwerte werben,
Der Wahrheit hab' ich mich gelobt, der Wahrheit will ich ſterben!

Ein Abſchied.

(9. März 1888.)

Verſammelt iſt des Reiches Tag;
Der Kanzler tritt herein,
Und wer auch ſonſt ihm folgen mag,
Man ſieht nur ihn allein.

Er kommt im alten feſten Schritt;
Doch wie er ſchmerzlich ringt,
Die Herzen alle fühlen's mit —
Sie wiſſen, was er bringt!

„Ihr Herrn" — des Recken Bruſt erbebt
Und ſeine Seele brennt —
„Der Kaiſer ſtarb, wie er gelebt:
Empfangt dies Dokument!

„Denn als die Zeit zu ſcheiden kam,
Der Erde Licht ihm ſchwand,
Begehrt' er's noch und zitternd nahm
Die Feder ſeine Hand.

„Ein einzig Zeichen that genug
Der Form, die ſich gebührt,
Doch hat den vollen Namenszug
Er treulich ausgeführt.

„Das war der Held, das war er ganz!
Sein ſelbſt gedacht' er nicht,
Doch bis zum letzten Tagesglanz
An Vaterland und Pflicht!"

So ſprach der Fürſt und heut verſteht's
Ein jeder, wie er's meint,
Und durch die Reihen flüſternd geht's:
Der Kanzler hat geweint!

Und dann, ein trübumflorter Stern,
Steht Moltke vor ihm da,
Dem er am Bett des toten Herrn
Zuletzt ins Antlitz ſah.

Sie haben ſtumm ſich zugenickt,
Sie ſchließen Hand in Hand,
So wie die beiden gern erblickt
Ihr ſtolzvertrauend Land.

Und einmal ſteigt vor ihnen noch
Herauf die alte Zeit:
Ein Siegesſturm, Ein Jubel — doch
Nicht minder Kampf und Streit.

So manches Jahr in Sorg' und Harm,
Doch ſtets ein ſichres Gut:
Das Königsauge treu und warm,
Bereit zu ihrer Hut.

Nun iſt's dahin — Erinn'rung nur!
„Uns hält" — ſpricht Bismarck leis —
„Die immer gleich geſtellte Uhr
Des Dienſtes noch im Gleis!"

Im Sachſenwald.

(1. April 1895.)

Es rauſcht im Sachſenwalde,
Der, morgenglanzbedeckt,
Vom Strom zur braunen Halde
Die ſtolzen Kronen reckt.
Und unter ſeinen Eichen
Daſtehſt du, bis ins Mark
Noch immer ihresgleichen:
Gewaltig, geiſtesſtark!

Es klingt wie Feſtgeläute,
Wie Adlerfittich nun.
O ſprich, was kann dir heute
Der Zorn des Feindes thun?

Er kann es ja nicht laſſen,
Er muß, verblendet ſchier,
Du Herrlicher, dich haſſen,
Doch Deutſchland kommt zu dir!

Es kommt im Schmuck der Reiſer,
Im jungen Frühlingskranz,
Es kommt mit ſeinem Kaiſer,
Mit ſeiner Fürſten Glanz!
Und ſäumſt du, weltentronnen,
Es ſtrömt von Berg und Thal,
Noch einmal ſich zu ſonnen
In deiner Augen Strahl!

Du aber denkſt der Tage,
Die harrend du durchlebt,
Wo ſchwer des Schickſals Wage
In deiner Hand gebebt;
Wo klirrend dich die Schranke
Des Völkergrolls umzog,
Und deines Hirns Gedanke
Dir ſelbſt wie Berge wog.

Der Zeiten, wo du litteſt
Entſchloſſen Spott und Schmach,
Und doch als Held erſtritteſt,
Was unſre Ketten brach:
Verkannt, verfemt wie keiner
Im eignen Heimatland —
Und treu zu dir nur Einer,
Dein alter König, ſtand!

Und nun, aus warmen Blicken
Der Liebe ſtrahlt dir's zu:
Das Licht, uns zu erquicken,
Der Deutſchen Stolz biſt du!
Wir bringen Treu' um Treue,
Du übteſt ſie zuvor:
So richte, du greiſer Leue,
Dich freudig denn empor!

Vernimm, was allen Zonen
Der große Tag bezeugt:
Es giebt noch Millionen,
Die Baal ſich nicht gebeugt!
Die Beſſ'res ſchaun und fragen,
Als feilen Erdentand,
Und feſt im Herzen tragen
Das Wort vom Vaterland!

Und ſiehſt du dort der Jugend,
Der blondgelockten, Reih'n?
Ihr gilt als höchſte Tugend
Einſt deiner wert zu ſein!
Drum, ob ſie Blitze ſchütteln,
Mit roten Fahnen wehn:
Der Fels, an dem ſie rütteln,
Dein Werk wird nie vergehn!

Zum Gedächtnis.

(1898.)

I.

Nun iſt er tot. Die Fahrt war ſchwer,
War lang, ihn müde zu machen —
Und die Welt, ſie fürchtet und hofft nicht mehr,
Er werde wieder erwachen.

Nein, nie. Er ruht, die Wangen erblaßt,
Das Sonnenauge gebrochen;
Doch wer ihn geſchmäht und wer ihn gehaßt,
Dem wird das Herz jetzt pochen.

Und ſie rüſten ihm herrlich das Grabgeleit:
Von hundert Türmen die Klänge,
Auf Plätzen weit und in Straßen breit
Der Flaggen und Flöre Gedränge;

Die Eiſenreiter voraus, hintan,
In ſchimmernden Helmen und Kollern,
Und das Höchſte, wofür er ſtritt und ſann:
Die Kaiſerkrone der Zollern.

Doch er will nicht ſchlafen in Marmorpracht —:
Bei des Walddoms rauſchenden Bäumen,
Da will er die Schmerzen der Erdenmacht,
Der Erdengröße verträumen!

2.

In flatternden Haaren ein greises Weib
Sitzt stumm am Strome der Zeiten,
Und sie späht, gebeugt den riesigen Leib,
Mit brennendem Blick in die Weiten.

Und wie aus der Tiefe die Nachtmahr steigt,
So ballt sich's über den Wogen,
Und die Flut steht still und der Sturmwind schweigt,
Und es kommt gezogen — gezogen —:

Mit Reitern und Roß, mit Schwertern und Speer,
Eine Welt in sprühendem Zorne,
Ein Wettergewölk, von Vernichtung schwer —
Und sie seufzt, Germaniens Norne:

„Sie hatten den Einen und sagten sich los.
Sie werden, ihn wieder zu haben,
Umsonst nach ihm in der Erde Schoß
Mit blutenden Fingern graben!"

Da rauscht es, und ihr zur Seite steht
Ein Genius, lichtumwoben,
Den Stahl, wo die blühende Locke weht,
Zur gepanzerten Schulter erhoben.

„Jungdeutschland heiß' ich, und daß dir bald
Der gläubige Mut sich erneue:
Dem Lebenden schwur ich im Sachsenwald,
Und halte dem Toten die Treue!

„Jungdeutschland heiß' ich — sein Stern und Trost
In dumpfer Zeiten Bedrängnis,
Und ob grimmig der Feind auch wider uns tost,
Ich wehre dem Verhängnis!

Ich führe die Klinge mit sichrem Streich,
Daß jeder Hasser verderbe;
Ich schütze den Kaiser, ich schütze das Reich,
Des Unsterblichen herrliches Erbe!"

Zur Behandlung der germanischen Heldensage und Mythologie im deutschen Unterricht der Tertia und Sekunda.

Von **Arnold Zehme** in Düsseldorf.

I. Gegner und Freunde.

(Bibliographisches.)

Einer unserer besten Kenner der germanischen Mythologie, Eugen Mogk, sagt in seinem höchst lesenswerten Aufsatz „Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert“[1]) in Bezug auf die Auffassung der eddischen Mythen und den Streit um den heidnischen oder christlichen Gehalt der eddischen Dichtung: „So tobt noch heute der Kampf. Aber er hat seine alte Schärfe verloren, und in gewissen Punkten reichen sich die Gegner die Hand.“ Diesem Kampfe der Wissenschaft um die Edda entspricht ein Kampf der praktischen Pädagogik um die Stellung und Bedeutung der Eddalektüre und germanischen Mythologie in der Schule. Auch er tobt noch weiter, auch bei ihm sind die Meinungsverschiedenheiten noch nicht ausgeglichen; aber anderseits können wir auch von ihm sagen, daß sich die Gegner in gewissen Punkten die Hand reichen. Möchte auch hierüber eine immer größere Verständigung Platz greifen! Einen bescheidenen Beitrag hierzu möchte der vorliegende Aufsatz bieten. Er bildet die Fortsetzung meines im vorigen Jahre hier[2]) erschienenen Aufsatzes, welcher die Stellung der germanischen Mythologie besprach und sich zunächst die Aufgabe stellte, den Gewinn an mythologischen Kenntnissen zu gruppieren, welcher dem Schüler der Unterstufe durch das Lesebuch ungezwungen und von selbst zufließt. In ähnlicher Weise wollen wir nun die Frage zu erörtern versuchen, welche Stellung die germanische Mythologie im deutschen Unterricht der Mittel- und Oberstufe (bis einschließlich Obersekunda) einnimmt, in welchem Umfange die Lektüre und das Pensum dieser Klassen Anlaß zur Einführung in die germanische Mythologie geben, denn Lektüre und Pensum dieser Stufen müssen stets im Auge behalten werden. Aus diesem Grunde möchten wir gleich die Behandlung der germanischen Heldensage mit unserer Frage verbinden, nicht als ob wir auch heute noch in den germanischen

1) Progr. städt. Realgymn. Leipzig 1896.

2) Ztschr. f. d. d. Unterr. XI (1897), S. 188—205.

Helden vermenschlichte Götter sähen (wer könnte das nach dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung noch verantworten!), sondern weil die germanische Heldensage in mannigfacher Wechselbeziehung zur Mythologie steht, weil die Behandlung ersterer zu letzterer führt. Damit folgen wir gern der Einladung von Böhme, welcher jüngst die „Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise" in dankenswerter Weise besprochen hat.[1]) Zunächst sei es gestattet, gewichtige Stimmen von Gegnern und Freunden der germanischen Mythologie, welche in neuerer und neuester Zeit über unsere Frage laut wurden, reden zu lassen. Das sei zugleich die Ergänzung der in dem früheren Aufsatze des Verfassers angegebenen einschlägigen Litteratur. Wendt meint in seinem neuesten, höchst anregenden Werke[2]) bei Besprechung des Lesestoffes der Unterstufe, daß die Mythen der hellenischen Welt vor denen des Mittelalters den Vorzug verdienten, ohne daß letztere ganz bei Seite zu schieben seien, „wie denn auch die nebelhaften Umrisse, in denen uns die Reste germanischer Mythologie überliefert sind, unseren kleineren Schülern keine irgend geistbildende Anregung gewähren können; der bloße Reiz des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen genügt doch dazu nicht" (S. 82). Für IIIb empfiehlt Wendt, da die Lehrpläne nordische Sagen vorschrieben, zur Einführung in dieselben u. a. Chamissos Übertragung des Eddaliedes von Thors Hammer. In Sekunda seien bei Gelegenheit der mhd. Lektüre einige Mitteilungen aus der deutschen Mythologie angebracht, auch im Anschluß an die Eddalektüre eine Übersicht über die deutschen Götter mit besonderer Betonung der Vorstellungen in Märchen und Sagen. Mit Wendts Stellung zur deutschen Heldensage ist der Rezensent des Buches in der Ztschr. f. Gymn. 1897, S. 203 flg. (Müller, Blankenburg) ganz einverstanden, während derjenige in den Lehrproben und Lehrgängen 1896, Dezemberheft, S. 119 (Muff, Kassel) mit Recht die Abneigung gegen die „nebelhafte" nordische Mythologie befremdlich findet. Ganz gewiß habe letztere nicht die Klarheit und Lieblichkeit der hellenischen Götterlehre, aber sie habe hohen poetischen und sittlichen Gehalt, und eine passende Auswahl aus ihrem Reichtum verfehle niemals, einen tiefen Eindruck auf jugendliche Gemüter auszuüben. Diese Ansicht vertritt auch Rudolf Lehmann.[3]) Das Ethische in der germanischen Göttersage soll unten im Zusammenhange erläutert werden. Was aber die „nebelhaften" Umrisse der germanischen Helden- und Göttersage anbetrifft, so wird dieses viel gebrauchte Wort bei dem-

1) Fries-Menge, Lehrproben und Lehrgänge 1898, 55. Heft, S. 60 flg.
2) „Der deutsche Unterricht", München 1896, Beck (Baumeisters Handbuch III, 3).
3) Der deutsche Unterricht. Berlin 1890, S. 219 flg.

jenigen kaum noch Glauben finden, welcher die Forschungen eines Grimm, Uhland, Kuhn, Schwartz, Müllenhoff, Weinhold, Raßmann, Mannhardt, E. H. Meyer, Petersen, Bang, Bugge, Kauffmann, Symons, Mogk, Gering, Golther nach ihren Resultaten kennt und berücksichtigt. Auch ist die Zeit hoffentlich für immer vorbei, wo die Edda „das ungekannte und darum in der Regel nur mit innerem Schauder genannte Gespenst aus dem eisigen Norden“[1]) war. Die Frage nun, ob die Edda überhaupt in den Unterricht der höheren Schule gehöre, und eventuell wie weit, in welcher Bearbeitung und auf welcher Stufe, hat schon Frick bei Gelegenheit einer Rezension eingehend erörtert.[2]) Er geht hierbei von dem trefflichen, bewährten Grundsatz Hieckes aus, daß sich nämlich ein Bildungsobjekt desto mehr zum Lehrgegenstand in den Schulen einer Nation eigne, je bedeutender dasselbe bis in die Gegenwart hinein für das Kulturleben der Menschheit im allgemeinen und der eigenen Nation im besonderen gewesen sei. Nicht aber habe umgekehrt die Schule die Aufgabe, dem Volke erst neue Bildungsinhalte zu überliefern. In einer Anmerkung fügt Frick hinzu, die Kunst als eine volkspädagogische Macht müsse den Gebildeten des Volkes die Kenntnis der Welt der Edda vermitteln. Das sei Richard Wagner bereits in überraschendem Maße gelungen! Auch Werke der Maler und Bildhauer könnten die Welt der Edda uns nahe bringen, wobei z. B. auf die germanischen Götterbilder im neuen Museum zu Berlin hingewiesen wird. Zahlreiche andere Kunstwerke, die ihren Stoff aus der germanischen Götter- und Heldensage genommen haben, werden von Lyon in dem an Anregungen überaus reichen Aufsatz über den deutschen Unterricht auf dem Realgymnasium übersichtlich aufgeführt,[3]) z. B. Engelhardts Eddafries (Hannover, techn. Hochschule), die Werke von Freund, Fogelberg (Odin, Thor, Baldr), Döplers Mustertypen für Wagners Nibelungentetralogie u. s. w. Läßt sich nun aber die Bedeutung der Edda für unsere Kunst und Litteratur nachweisen — und dieser Nachweis ist unten versucht worden —, so trifft der Hieckesche Grundsatz für die Edda als Bildungsobjekt zu und die Eddalektüre eignete sich wohl für die Schule. Die Gelegenheit dazu habe die Schule, fährt Frick fort, auf der Oberstufe entweder bei Erörterung des Verhältnisses der deutschen Siegfriedsage zur nordischen Sigurdsage oder bei dem Blick auf das älteste Germanentum. Das Übrige der Eddalektüre bleibe der häuslichen Lektüre überlassen; in der Schule müsse man sich vorwiegend

1) Landmann in d. Ztschr. f. d. d. U. V (1891), S. 447 flg.
2) L. L. 1892, Heft 29, S. 36 flg.
3) Ztschr. f. d. d. U. 1893, S. 705 flg.

damit begnügen, geeignete Teile der Edda den Schülern zu erzählen, da eine einigermaßen faßliche Übersetzung der Edda für die Schule ohne die größte Willkür kaum herzustellen sei. Inzwischen ist allerdings die geschmackvolle Übersetzung der Edda von Hugo Gering (Leipzig, Bibliogr. Institut) erschienen, die wissenschaftlich einzig brauchbare, welche auch vortreffliche knappe, klare Erläuterungen unter dem Text enthält und dadurch die Lektüre sehr erleichtert. Daher muß sie dem Unterricht zu Grunde gelegt werden. Wenn Frick zum Schluß vor der Überfülle der Namen der Personen und Dinge in der germanischen Mythologie warnt, die ein abschreckendes Beispiel unfruchtbarster Nomenklatur und eine ganz unnötige Belastung des Gedächtnisses seien, so wird jeder einsichtige Lehrer des Deutschen ihm von ganzem Herzen zustimmen. Denn gerade dieses unfruchtbare Namengewirr hat die Pflege der germanischen Mythologie in der Schule in Mißkredit gebracht, weil manche Lesebücher der Mittelstufe leider noch immer Lesestücke mythologischen Inhalts bringen, welche in gedrängter Darstellung eine Unmenge seltener, bedeutungsloser Namen enthalten, statt auch hier das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und lesbare, geschmackvolle Prosaerzählungen zu bieten.

Eine ablehnende Stellung scheint H. Schiller der germanischen Mythologie gegenüber einzunehmen. Er hält in seiner Besprechung des Lesebuches von Hopf und Paulsiek für Tertia und Sekunda[1]) die Aufnahme der Göttersage aus der Edda für keinen glücklichen Griff, die prosaischen Stücke reichten in dieser Beziehung für die Mittelstufe aus. Es sei weder zweckmäßig noch auch der Zeit nach möglich, schon die Tertianer für die weit abliegende Sprache und die noch weiter abliegenden Anschauungen der Edda empfänglich zu machen. Das gehöre nach IIa. Er fürchtet, daß wir jetzt in den „gelehrten Kleinkram der germanischen Philologie" trieben. Ob denn wirklich heute „die Roheit der altnordischen Göttervorstellungen" für unsere Jugend als unentbehrlich gelte? Die Alten könnten sich glücklich preisen, daß sie ihnen entgangen wären, ohne trotzdem an Deutschtum und allgemeiner Bildung Schaden zu nehmen. Diese Worte des pädagogischen Meisters sind doch vielleicht nicht so böse gemeint, wie es auf den ersten Augenblick erscheinen könnte. Denn an der Spitze der verdienstvollen, von Schiller und Valentin herausgegebenen deutschen Schulausgaben (Dresden, Ehlermann) steht als Nr. 1 die Darstellung des Götterglaubens und der Göttersagen der Germanen von Golther, ein Werkchen, welches alle Freunde der germanischen Mythologie gewiß mit Freuden begrüßt haben. Dem Stand-

1) Ztschr. f. Gymn. 1893, S. 214.

punkte Schillers tritt Jakobsen entgegen.[1]) Er verteidigt die Aufnahme von eddischen Liedern in dem genannten Lesebuche, da sie doch der Auffassung der neuen Lehrpläne entsprächen; auch sei es ein Vorzug, daß der abgehende Sekundaner — und erst in IIb könnten ja eventuell Eddaproben gelesen werden — etwas von der germanischen Götterlehre wisse. Mit weniger Glück und Überzeugungskraft verteidigt Jakobsen m. E. die Nachdichtungen eddischer Lieder von Werner Hahn. Schwerlich werden viele sie „vortrefflich" finden. Relativ originell ist nur das erste der Lieder, „Thor holt seinen Hammer", eine Bearbeitung des eddischen Liedes von Thrym. Die übrigen drei Lieder (Baldrs Leichenfeier, das goldene Zeitalter, die Götterdämmerung) sind freie Versifikationen nach der Prosaedda Snorris. Diese mythischen Prosaerzählungen erst noch in Verse zu setzen erscheint als zwecklos; dann konnte doch lieber die Originalerzählung Snorris abgedruckt oder ein geschmackvolles Prosastück auf Grund derselben aufgenommen werden, wie es andere Lesebücher thun. Das Lied von Thrym aber ist, falls es überhaupt im poetischen Teile des Lesebuches Aufnahme finden sollte, in der Originalübersetzung Gerings gut und verständlich wiedergegeben. Es empfahl sich, diese aufzunehmen; Gerings Anmerkungen hierzu vervollständigen das Verständnis. — Böhme faßt in dem angegebenen Aufsatze die diesbezüglichen Bestimmungen so auf, daß es den Lehrplänen fern liege, „dem geplagten Schüler der obersten Klassen mit deutscher Mythologie und Heldensage etwa eine neue Nuß zum Knacken zu geben". Vielmehr sei die Forderung so zu verstehen, daß dem Schüler bei passender Gelegenheit ein Blick in ein fremdes und doch interessantes Gebiet, das er kennen lernen müsse, eröffnet und Lust erweckt werde, durch eigene Studien die im Unterricht gewonnenen Kenntnisse zu erweitern. Auch Böhme empfiehlt zum Schluß mit Recht Vorsicht und weise Beschränkung. Als einen Weg, die Schüler in nordische Götter- und Heldensage einzuführen, schlägt er vor: Vortrag des Lehrers, Nacherzählung der Schüler, Verarbeitung des Stoffes in Vorträgen, Aufsätzen, kleinen Ausarbeitungen. Nicht einverstanden sind wir aber damit, daß Simrocks deutsche Mythologie und die Eddaübersetzung von Wolzogen (Reclam) empfohlen werden. Vor dieser Übersetzung warnt schon Mogk in der erwähnten Programmbeilage nachdrücklich als einer veralteten. Der Schulunterricht muß unter allen Umständen auf der Höhe der Wissenschaft stehen. Es wäre betrübend, wenn auch heute noch im Unterricht deutsche und nordische Mythologie in einen Topf geworfen, wenn auch heute noch die eddische Dichtung als eine Quelle altdeutscher Mythologie

1) Ztschr. f. d. d. U. VIII (1894), S. 207 flg.

angesehen würde, wenn auch heute noch der veraltete Standpunkt Simrocks im Unterricht sein Unwesen triebe, welcher — Ehre seinen sonstigen Verdiensten um die deutsche Litteratur! — den Fehler beging, den „Guß einer allgemeinen deutschen Mythologie zu unternehmen", indem er „den Wall zwischen nordischer und deutscher Mythologie durchstach". In den Märchen dürfen wir nicht von vornherein verblaßte Göttermythen, in den germanischen Helden keine vermenschlichten Götter, in den Gestalten des Volksaberglaubens keine vom Christentum absichtlich herabgewürdigten Göttergestalten erblicken. In den volkstümlichen Bräuchen, Liedern und Sagen dürfen wir nicht immer Reste uralten Heidentums wittern. Auch bei der Deutung germanischer Mythen ist äußerste Vorsicht geboten. Es möchte manchem als trivial erscheinen, auf solche bekannte Thatsachen hinzuweisen, aber sie können nicht oft genug wiederholt werden.[1]) Daher stellt auch Mogk (a. a. O.) die Errungenschaften der Wissenschaft in dankenswerter Kürze und Klarheit dahin fest, daß die Eddalieder nicht altgermanische oder gar deutsche Verhältnisse wiederspiegeln, sondern ausschließlich nordische, daß keins der sogenannten Eddalieder vor dem neunten Jahrhundert entstanden sein kann, daß diese Gedichte nicht einmal dem gesamten Norden angehören, sondern nur dem norwegisch-isländischen Stamme, als dessen geistige Erzeugnisse sie zu behandeln sind. Was den mythologischen Schulbetrieb anbetrifft, so schüttet Mogk doch wohl das Kind mit dem Bade aus, wenn er meint, der Ausschluß der germanischen Mythologie sei jedenfalls besser, als daß der Schüler mit falschen Thatsachen und schiefen Auffassungen gefüttert würde, wie sie der größte Teil der heute gebräuchlichen Schul- und Lehrbücher enthielte. Abusus non tollit usum! Mögen die Schüler auch manche willkürlichen Kombinationen germanischer Mythen in den Lesebüchern in Schule und Haus lesen, so hat der Lehrer im Unterricht doch oft genug Gelegenheit, solche verkehrten, subjektiven Darstellungen richtig zu stellen. Und die diesbezüglichen Lehrmittel für die Schule sind doch nicht alle in Bausch und Bogen von der Hand zu weisen. Es giebt zum Glück sehr lobenswerte, treffliche Ausnahmen, Hilfsmittel für den deutschen Unterricht, welche in dieser Hinsicht durchaus auf wissenschaftlicher Höhe stehen. Ein solches liegt seit kurzer Zeit vor uns in dem zweiten Teile des sehr geschätzten Buches von Lyon, „Die Lektüre als Grundlage" u. s. w., deutsche Prosastücke und Gedichte, erläutert, 2. Teil, 1. Lieferung: Obertertia. Leipzig 1897, Teubner, ein Buch, welches sich dem ersten Teile in jeder Beziehung würdig anreiht und, wie dieser, bahnbrechend ist für die Methode des deutschen Unterrichtes

1) Vergl. Warnatsch, Progr. Beuthen, Kgl. Gymn. 1895.

Kein Lehrer des Deutschen wird an ihm vorbeigehen, jeder wird eine Fülle von Anregungen empfangen. Es enthält im ersten Teile eine eingehende Erläuterung und Würdigung des Parzival und des Lesestückes von Curtius, „Die olympischen Spiele", im zweiten Teile außer einer methodischen Besprechung und Verarbeitung von Schillers Kranichen des Ibykus, Kampf mit dem Drachen, Goethes Fischer, der getreue Eckart, auch im Anschluß an Goethes Erlkönig eine höchst übersichtliche, faßliche und geschmackvolle Einführung in den germanischen Dämonen- und Seelenglauben, welche auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruht.

Letzteres gilt auch von einem anderen Hilfsbuch für den deutschen Unterricht: „Zwölf Jahre deutschen Unterrichts auf der Oberstufe der zehnklassigen höheren Mädchenschule" von Professor Dr. Regel, Leipzig 1897, Voigtländer. Der Verfasser giebt einen durchgeführten Plan für den deutschen Unterricht der beiden oberen Klassen der höheren Mädchenschule. Das von ihm gesammelte reiche Material, die vollständige Angabe und Verwertung der einschlägigen Bibliographie (einschließlich der Programmarbeiten und Zeitschriften) und eine gute, sichere und bewährte Methode machen das Buch zu einem brauchbaren Hilfsmittel auch für höhere Knabenschulen. Es enthält ebenfalls eine ausführliche Darstellung der germanischen höheren und niederen Mythologie, welche sich an diejenige Mogks (in Pauls Grundriß) anschließt und oft auf die Forschungen Uhlands, Gerings u. s. w. hinweist, dabei auch die deutsche Lektüre immer im Auge behält. Mit Recht sagt Regel im Vorwort, daß die Behandlung des Mythologischen und Sagenhaften mehr in das Gebiet des deutschen als des geschichtlichen Unterrichts gehöre. Das mythologische Gebiet finde auf der Schule viel Interesse, nur müsse Maß gehalten und sorgfältige Auswahl des wirklich Wissenswerten getroffen werden. — Der verschiedene Standpunkt, welchen die Fachlehrer hinsichtlich der Heranziehung der germanischen Mythologie im Unterricht vertreten, kommt auch in den Lesebüchern zum Ausdruck, sowohl was die Aufnahme von mythologischen Prosastücken als die von Eddaliedern und anderen für unsere Zwecke ergiebigen Gedichten anbetrifft. Zeigt sich doch „die mächtige Bewegung unserer Zeit auf dem Gebiete des Schulwesens nicht zum geringsten in den deutschen Lesebüchern". Leider standen dem Verfasser nicht alle bedeutenderen zur Verfügung und von manchen nur das Inhaltsverzeichnis, welches von den Verlegern freundlichst übersandt war. Es ist nicht uninteressant, einen Vergleich in dieser Hinsicht anzustellen. Das Lesebuch von Hopf und Paulsiek für Tertia und Sekunda (Berlin, Grote) enthält im poetischen Teile die schon erwähnten Lieder nach der Edda, im prosaischen Teile „die nordischen und die deutschen Götter"

(Götter und Riesen, Schicksale des Götterreiches) nach Simrocks Mythologie und Eddaübersetzung und Dahns Walhall, ein Lesestück, das durch ein Übermaß von Namen und trockenen Aufzählungen äußerst schwer verdaulich und kaum geeignet ist, dem Schüler Interesse und anschauliches Verständnis einzuflößen. Das Döbelner Lesebuch (Leipzig, Teubner) erzählt für IIIb die Sage von Wieland dem Schmied, für IIIa die Beowulf- und Frithjofsage und bringt hier ein Lesestück „die Religion der alten Germanen" nach Köppen und Wilh. Wolf. Im Lesebuche von Buschmann (Trier, Lintz) finden wir für die Mittelstufe folgende Prosastücke: Weltschöpfung von Albers, Wodan-Odin von Lange, Donar-Thor von Dahn, Thors Fahrt nach dem Hammer, die vier altgermanischen Jahresfeste von Albers, die Weltesche von Heskamp, die Götterdämmerung von Falch; in der Abteilung für die Oberstufe ist Bartsch, die mythische Grundlage des Nibelungenliedes, aufgenommen. Das Lesebuch von Paldamus (für Tertia und Untersekunda, Frankfurt a. M.) bringt als Prosastücke „die germanischen Götter" und „die Walküren" nach Uhland und Simrock, Sigurds Jugend nach Dahn, das Lesebuch von Hellwig-Hirt-Zernial (Dresden, Ehlermann) das Lied von Thrym und Beowulf, endlich das Münchener Lesebuch (Würzburg, Stuber) im ersten Teile: Müller, Götterglaube der alten Germanen; Falch, Baldr und sein Tod, Loki; im zweiten Teile: Heskamp, die Weltesche, Walhall, Freya; Hahn, das goldene Zeitalter; Nover, Wodan und Thor; Albers, die vier Jahresfeste; im dritten Teile: Colshorn, deutsche Götterwelt; Dahn, Weltbrand und Götterdämmerung. — Von sonstigen, für die Einführung in die Mythologie verwendbaren Gedichten sind aufgenommen: Bürgers wilder Jäger, Goethes Hochzeitslied, der Fischer, der getreue Eckart, Erlkönig, Uhlands Harald, Zedlitz' nächtliche Heerschau und Schacks Bahrrecht (zum germanischen Seelenglauben), Heines Lorelei, alle diese in den meisten Lesebüchern, auch z. B. in dem Lesebuche von Bellermann, Imelmann, Jonas, Suphan (Weidmann). Außerdem enthält das Döbelner noch Bürgers Lenore, Herders Erlkönigs Tochter, Buschmann Mörikes Geister am Mummelsee (auch bei Bellermann), Bubes wilde Jagd, Simrocks Rattenfänger von Hameln, Freiligraths „der Blumen Rache". Es fehlt also nicht an Lesestoff mythologischen Inhalts, aber was die Auswahl der Prosastücke anbetrifft, so hat schon Warnatsch (a. a. O.) hervorgehoben, daß die meisten derartigen Lesestücke von Lange, Albers, Heskamp u. s. w. einen veralteten Standpunkt einnähmen und leider oft geradezu Falsches böten. Auch macht Warnatsch für den Inhalt und die Auswahl diesbezüglicher Lesestücke sehr zweckmäßige, befolgenswerte Vorschläge. Möchten seine Anregungen bei allen Lesebüchern Beachtung finden!

II. Kernpunkt der Streitfragen.

Faſſen wir nun den Kernpunkt der Streitfragen kurz zuſammen, ſo haben wir uns drei Fragen vorzulegen: Was fordern die neuen preußiſchen Lehrpläne von uns? Verdient die germaniſche Mythologie und die Edda es, im Unterricht behandelt zu werden? Wo und wie hat die Behandlung ſtattzufinden?

1. Die neuen Lehrpläne betonen bei Angabe des allgemeinen Lehrzieles (S. 15) die „Einführung in die germaniſche Sagenwelt", ſie geben als Penſum der IIIb an (S. 16) „Behandlung proſaiſcher und poetiſcher Leſeſtücke (nordiſche, germaniſche Sagen, allgemein Geſchichtliches, Kulturgeſchichtliches, Geographiſches, Naturgeſchichtliches; Epiſches, insbeſondere Balladen)", als Penſum der IIa (S. 17) „Ausblicke auf nordiſche Sagen und die großen germaniſchen Sagenkreiſe". Die „Erläuterungen" (S. 73) beſtimmen das Geſagte noch näher durch die Worte „Lebendige Veranſchaulichung deutſcher Sagen mit ihrem Hintergrunde, den nordiſchen Sagen". Es muß hiernach feſtgeſtellt werden, daß die Lehrpläne dem Lehrer große Freiheit gewähren und eine Eddalektüre im Unterricht nicht ausdrücklich zur Pflicht machen. Darin ferner ſtimmen alle Anſichten überein, daß im Leſebuche der Unterſtufe lehrhafte Proſaſtücke rein mythologiſchen Inhalts weder verlangt noch angebracht ſind, daß dagegen ſolche im Leſebuche der Mittelſtufe, um der Forderung der Lehrpläne gerecht zu werden, erwünſcht, ja notwendig ſind. Die Anſichten gehen auseinander hinſichtlich der Aufnahme von Eddaliedern im Tertianerleſebuch. Die meiſten ſind dagegen (Schiller, Wendt, Warnatſch, Frick), zwei der angeführten Leſebücher enthalten das Lied von Thrym. Wenn eine Anſicht dahin ging, daß nach dem Wortlaut der Lehrpläne die proſaiſchen Stücke nur die germaniſchen (nordiſchen) Sagen enthalten ſollen, die poetiſchen nur „Epiſches, insbeſondere Balladen", ſo vermögen wir mit Jakobſen dieſe Auffaſſung nicht als eine nach dem Wortlaut allein mögliche und richtige anzuerkennen. Die Lehrpläne laſſen freie Hand. Aber ſelbſt wenn es ſo aufzufaſſen wäre, ſo würde auch dann die Lektüre von Eddaliedern nicht gegen den Wortlaut der Pläne verſtoßen, denn die poetiſchen Leſeſtücke ſollen „Epiſches" enthalten, dahin gehört aber zweifellos z. B. das Lied von Thrym. Doch hinweg mit aller Wortklauberei und Haarſpaltereil

Der Verfaſſer iſt weit entfernt, die Lektüre von Eddaliedern auf Tertia zu befürworten, meint aber, daß eine Lektüre des Liedes von Thrym, in welchem Thor, der gewaltige Recke und furchtloſe Rieſenbekämpfer, in ungewohnte Frauenkleider geſteckt, einen urkomiſchen Eindruck macht und, die widerwärtige Rolle als Frau und Braut höchſt

ungeschickt spielend, acht Lachse und einen Ochsen ißt und drei Tonnen Met trinkt, zuletzt aber, als seine Faust wieder den Hammer umspannt, wieder so recht in seinem Element ist, daß eine solche Lektüre in Tertia kein Staatsverbrechen zu sein braucht, daß sie vielmehr unter Umständen, wie mir Kollegen versicherten, auf die für solchen Humor keineswegs unempfänglichen, jugendlich frischen und fröhlichen Tertianergemüter einen sehr tiefen Eindruck macht. Doch auch Obersekundaner haben noch ihre Freude daran und vielleicht auch dafür (namentlich für die drei Tonnen Met) mehr Verständnis, und so mag dieses Lied mit anderen ausgewählten Eddaliedern erst in IIa gelesen werden. An eine beschränkte Eddalektüre in IIa denken Frick, Schiller, Wendt, Warnatsch, Regel, Karstens,[1]) Lehmann. Auf ihre Vorschläge in betreff der Auswahl kommen wir später noch zurück. Andere kämpfen gegen diese Lektüre. Das führt uns zu der Frage:

2. Verdienen die germanischen Göttersagen und Eddalieder es, im Unterricht behandelt und berücksichtigt zu werden? Man hat ihren ethischen Wert, ihre Bedeutung für die Entwickelung unserer Kultur, der Litteratur und Kunst, bestritten, man hat von der Roheit altnordischer Göttervorstellungen, von dem bloßen Reiz des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen gesprochen, der kaum eine geistbildende Anregung gewähren könnte. Ist es wirklich so schlimm damit bestellt? Bieten sie wirklich so wenig?

A. Wie steht es zunächst mit dem ethischen Gewinn? Den tiefen sittlichen Ernst, den Ernst der Lebensanschauung, der in der deutschen und nordischen Götter- und Heldensage sich abspiegelt, hat wohl noch niemand bestritten.[2]) Wenn es zu den ethischen Erziehungsaufgaben gehört, das Leben als ein Arbeitspensum im großen, als eine uns übertragene Pflicht zu betrachten, mit der wir uns unter allen Umständen abzufinden haben, nicht mit pessimistischer Ergebung und mit bitterem Seufzen, sondern mit frohem Mut und hoffnungsreicher Zuversicht,[3]) so wüßten wir nicht, wodurch diese Anschauung besser erläutert werden könnte als durch den Mythus von Thors Riesenkämpfen, den Kämpfen des Freundes der menschlichen Kultur und Beschützers der Weltordnung gegen die Vertreter des Umsturzes und der Zerstörung. Während die griechische Mythologie diesen Kampf in die Vergangenheit

---

1) Die Stellung des altgerman. Götterglaubens i. Unterricht. Progr. Kgl. Gymn. Memel 1889.

2) Ztschr. f. d. d. U. XI, S. 188 flg.

3) Vergl. Wulkow, die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit, Gießen 1894, Roth, S. 10.

verlegt, läßt der Germane ihn noch fortdauern, und es ist daher Ehrenpflicht des germanischen Helden und Lebensbestimmung des Mannes, den Göttern im Kampfe gegen diese Unholde beizustehen und freudig mitzustreiten für Ordnung und Sitte. Dafür kommt der nordische Held dereinst nach Walhalla. In Gladsheim, der „Welt der Wonne", liegt jene goldglänzende, weite Halle. Speere bilden das Sparrengerüst, Schilde decken als Schindeln das Dach, auf die Bänke sind Brünnen gelegt. Dort lebt Odin mit den kampftoten Recken, am Tage kämpfend, abends sich an Kost und Trank labend, welchen bildschöne Walküren kredenzen. Das war das Kriegsparadies, das Lebensideal, der Lebensnerv, die Hoffnung und der Trost des nordischen Helden. Ist auch dieser Glaube von isländischen Skalden ausgeschmückt, so war es doch ein schöner, erhebender Glaube. Der nordische Thor, der höchste norwegische Gott und eigentliche Gott des Volkes, der Freund der Menschen, ist eine durch und durch ethische Gestalt: Als Gott des Ackerbaues herrscht er über das reinigende Gewitter und den fruchtbaren Regen, beschützt er die menschliche Kultur und den Wohlstand, Familie und Haus, Gesetz und Recht; mit dem Hammer weiht er die Erde, weiht er die Ehe. Ein anderes Bild ernster Weltanschauung ist die Weltesche Yggdrasil, die von allen Seiten bedrohte, angefaulte, angefressene, dem Leben entsprechend, welches ein steter Kampf gegen innere und äußere Gefahren ist. Diese Anschauung zeigt sich am stärksten in dem Mythus von der Götterdämmerung, jenem tieftragischen, einzig dastehenden mythologischen Sittendrama, jener „unerreicht großartigen, sittlichen That des Germanentums" (Dahn). Während Zeus auf dem Olymp in seliger Ruhe sitzt, in ewigklarem Leben, die wandellose Blüte in dem ewigen Ruin, unbekümmert um der Menschen Not und Sorge, sieht Odin sorgenvoll die drohenden Anzeichen des Weltendes. Aber ernst und gefaßt schreitet er dem Schicksal entgegen, heldenhaft reitet er, an der Spitze der Götter und Einherier, aus zum letzten Kampfe gegen die weltzerstörenden, riesischen Unholde, einem Kampfe, dessen tragisches Ende ihm und den andern Göttern schon längst bekannt ist. Groß und stark haben sie bisher das Geschick ertragen; nun fallen sie stolz und stumm, gleich den Menschen die Schuld sühnend. Nur Baldr, der einzig Schuldlose, kehrt zum Leben zurück. Dieser jüngste Tag auf einem Schlachtfelde ist echt nordische Auffassung, der heldenmütige Tod der Götter echt germanische Gesinnung. Mag diese nordische Schilderung christlich beeinflußt sein oder nicht, im ganzen betrachtet ist sie tief ergreifend und schön, eine erhabene Tragik und ein Ausdruck des germanischen Gewissens! Ebenso tragisch ist die nordische Sigurdsage, die in die Göttersage hineinspielt. Den Irrtum aber, als seien die Nord-

germanen Wilde und Barbaren gewesen, widerlegen am besten die Sprüche Hars, das Hohelied Odins (Hávamál, Gering S. 87), ein Lehrgedicht voll hoher Lebensweisheit und trefflicher Lebensregeln. Es enthält wahre Perlen sittlicher Lebensgrundsätze und Lebenserfahrung und ist das nordische Gesetz- und Moralbuch, die Ethik der Nordgermanen. Auch der nordische Baldrmythus ist von hohem ethischen Gehalt. Ob er christlich beeinflußt ist, ist für diese Frage ohne Bedeutung. Baldr ist der schönste und lichteste aller Götter, in seiner Halle ist nichts Unreines, kein Frevel. „Kein anderes Land in aller Welt ist so von Freveln frei." Er ist der lichte, milde Himmelsgott, der Gott der Reinheit, Unschuld und Gerechtigkeit. Ergreifend ist die Geschichte seiner Ermordung, des Leichenbrandes und Helritts Hermods. Seinen Tod machen isländische Quellen zum Vorspiel der Götterdämmerung. In diesem Zusammenhange übt der ganze Mythus eine noch tragischere Wirkung aus. Auch im Kultus kommt das ethische Moment zum Ausdruck. Rechtswesen, Kriegswesen, Ding und Heerfahrt — das ganze Leben war religiös geweiht. Bei allen Dingen rief man vorher die Götter an und opferte ihnen, die Götter waren Zeugen des Eides. Auch das alltägliche Leben stand unter der Weihe frommen Gottesdienstes: Taufe, Ehe, Wohnungswechsel, alles begann man mit segnenden Weihesprüchen. Man schloß mit den Göttern einen förmlichen Treubund, der Norweger Thorolf z. B. mit Thor, die norwegischen Könige und Edelinge mit Odin; Sigurd ist „Freys Freund". Hirtenopfer, Bittgänge und Flursegen für den Landbau wechselten mit Erntedankopfern ab. Der eigentliche Gottesdienst aber fand statt in heiligen Hainen; „bei dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele der Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt". Der germanische Gottesdienst sowie die Götter- und Heldensage waren ein Spiegel germanischen Wesens: sie zeigen Ehrfurcht und zarte Scheu vor dem Geheimnis fremden Seelenlebens, geheimnisvolle Scheu im Verkehr mit den Gottheiten, die man in der Waldesstille verehrt, um sie nicht zu profanieren, sie zeigen den Adel der Persönlichkeit, welcher sich bethätigt in kräftigem, stolzem, persönlichem Selbstgefühl und doch der willigen Anerkennung fremder Autorität nicht entbehrt, welcher feste Treue gegen sich selbst und gegen andere, Reinheit der Gesinnung und tiefes Mitgefühl, Gewissensstrenge und Gerechtigkeitsgefühl, frische Lebensfreude und heldenhaften Thatendrang nie verleugnet. Das innige Naturgefühl im Zusammenleben mit Tier- und Pflanzenwelt, sowie die kindlich poetische Phantasie prägt sich aus in dem Glauben an die elfischen Geister. Gerade er weist oft hohe poetische Schönheiten auf, wie überhaupt die germanische Mythologie, Schönheiten,

auf welche kein Geringerer als Uhland (Schriften, Band VI u. VII) uns in feinsinniger Mythendeutung aufmerksam macht. Er sucht oft nachzuweisen, wie die Kräfte und Erscheinungen der Natur und des Geistes in den Mythen persönlich geworden sind. Einen eigenartigen poetischen Reiz bieten z. B. Skirnirs Werbung um Gerd, Svipdags Werbung um Menglod, die Sage von Helgi und Sigrun, die erste Lenorensage und Verherrlichung treuer, keuscher Liebe. Es soll nicht verschwiegen werden, daß allerdings der deutsche Wodan kein makelloses sittliches Ideal ist; er ist zuweilen ein stürmischer Liebhaber, und auch der nordische Odin erlebt mancherlei Liebesabenteuer. Aber war etwa Zeus ein Tugendheld? Doch genug der Stichproben für die ethische Brauchbarkeit der germanischen Mythologie! Gehen wir noch kurz ein auf ihre

B. Bedeutung für unser Kulturleben, für Kunst und Litteratur. Die Werke der Plastik und Malerei, welche ihren Stoff aus der germanischen Götter- und Heldensage genommen haben, sind von Lyon vollständig und übersichtlich zusammengestellt.[1]) Es genügt daher hier, auf diese treffliche Zusammenstellung zu verweisen. Von den antiken Schriftstellern berühren u. a. Cäsar, Plutarch, Appian, Strabo, namentlich aber Tacitus die germanische Mythologie. Auf sie einzugehen ist namentlich bei der Lektüre der Germania eine unabweisbare Notwendigkeit. Auch zahlreiche Werke unserer deutschen Litteratur älterer und neuerer Zeit haben stoffliche Beziehung zur Mythologie. Außer den oben und vom Verfasser schon früher (Ztschr. f. d. d. U. XI, S. 191 flg.) angegebenen Gedichten sind es z. B. Muspilli, die Merseburger Zaubersprüche, die Gedichte der deutschen Heldensage, zahlreiche andere Sagen, Lieder, Bräuche aus dem Volke, Klopstocks dichterische Versuche, die allerdings wenig glücklich und veraltet sind, ferner die Abhandlungen Uhlands, welcher eine klassische Erzählung deutscher und nordischer Sagen bietet, Julius Wolff (der wilde Jäger), Hermann Lingg (die Walküren), Felix Dahn (Walhall, Odins Trost), endlich die modernen Dichter, welche die Nibelungen- und Sigurdsage bearbeitet haben, also z. B. Wilhelm Jordan, Geibel, Hebbel, Pfarrius, Dahn, Wilbrandt u. s. w.[2])

Ganz besonders aber ist an dieser Stelle zu erwähnen Richard Wagners „Ring des Nibelungen". Die Frage, ob Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur gebühre, ist eine moderne Streitfrage. Manche haben sie in verneinendem Sinne beantwortet, auch hat

1) Ztschr. f. d. d. U. 1893, S. 705 flg.

2) Vergl. Landmann in d. Ztschr. f. d. d. U. III (1889), S. 458 flg.

man behauptet, Wagners Text zu der Nibelungentrilogie ſei in mehr als einer Hinſicht ein abſchreckendes Beiſpiel (Wendt a. a. O.). Um ſo entſchiedener ſind die Freunde Wagners für ihn eingetreten. Zuletzt hat Wernicke[1]) obige Frage in bejahendem Sinne beantwortet, wozu Lyon in einer Anmerkung ſein kurzes, aber treffendes Urteil dahin zuſammenfaßt, daß Wagners Werke geradezu ein Bollwerk unſerer deutſchen Litteratur ſeien, mit dem auch unſere Jugend vertraut gemacht werden müſſe. Wagners hohe Bedeutung wird auch anerkannt von Frick, Warnatſch, Karſtens (a. a. O.), Stein.[2]) Die einſchlägige Litteratur hat Fränkel[3]) zuſammengeſtellt. Am eingehendſten begründet Landmann[4]) Wagners Bedeutung als Nibelungendichter. Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er ſagt, die deutſche Jugend werde am beſten durch Richard Wagner in den Stand geſetzt, die Früchte zu ernten, welche unſer Jahrhundert in dem ſauren Schweiße germaniſtiſcher Forſchung gezeitigt habe. Wagner habe die eingehendſten Studien gemacht, im ganzen ſtimme er völlig überein mit dem von berufenen Forſchern feſtgeſtellten Grundgedanken der Sage, namentlich mit einem intereſſanten Briefe Lachmanns an J. Grimm vom Jahre 1829, der den Inhalt der Nibelungenſage kurz zuſammenfaßt. Wagner habe ein nationales Drama geſchaffen durch Zuſammenwirken von Muſik und Dichtung, wie es Leſſing, Mozart, Schiller erhofften. Daher müſſe es jedem Gebildeten ans Herz gewachſen ſein. Ausführlich auf dasſelbe in der Schule einzugehen oder es zu leſen, wird die knapp bemeſſene Zeit kaum geſtatten. Aber ſein Inhalt kann in IIa bei Beſprechung der deutſchen und nordiſchen Siegfriedſage in Schülervorträgen auf Grund häuslicher Lektüre erzählt werden, wobei hervorgehoben wird, auf welchen Quellen Wagners Trilogie beruht und worin ſie von ihnen abweicht. Jedenfalls kann die Schule anregend wirken und den Schüler mit dem Rüſtzeug verſehen, die Trilogie verſtehen, würdigen und auf ihre Quellen zurückführen zu können.

3. Es bleibt nun noch die Beantwortung der dritten Frage übrig: Wo und wie hat die Einführung in die germaniſche Mythologie ſtattzufinden? Alle angeführten Stimmen zeigten ſich darin einig, daß hierbei grundſätzlich Maßhalten und Beſchränkung des

---

1) Ztſchr. f. d. d. U. XII (1898), S. 204.

2) Progr. Mülhauſen i. E., Gewerbeſchule, 1883.

3) Ztſchr. f. d. d. U. X (1896), S. 333.

4) Ztſchr. f. d. d. U. V (1891), S. 447 und Fleckeiſens J. J. 1896, S. 61, Rezenſion der Litteratur-Geſchichte von Klee, welcher in der 8. Aufl. (1898) auf R. Wagner hinweiſt.

Stoffes geübt werden müsse, daß es auf keinen Fall auf eine „Abrichtung des Gedächtnisses" hinauskommen dürfe. Auf allen Stufen muß die Lektüre die Grundlage zur Einführung in dieses Gebiet bilden. Die Einführung selbst muß möglichst anschaulich und lebendig sein, nicht abstrakt, sondern konkret. Man wird sich bemühen, diesen Unterricht auch durch mythologische Kunstwerke zu veranschaulichen, überall „das edle Metall zu suchen und von der Schlacke zu befreien" und das Interesse, welches die Schüler von vornherein dem Stoffe entgegenbringen, zu fördern und zu erhöhen, damit auch in dieser Hinsicht die deutschen Stunden die schönsten von allen sind. Denn wenn wirklich, wie man vor nicht langer Zeit noch behauptet hat, „langweilige Lehrer geradezu eine Notwendigkeit sind" und die Unaufmerksamkeit der Schüler ein glückliches „Sicherheitsventil" gegen geistige Überanstrengung ist,[1]) so ist das am wenigsten im deutschen Unterricht angebracht, wo es vielmehr gilt, gegen solche angeblich ständige „Ermüdungsnarkose" der Schüler durch möglichst anschauliche Lebendigkeit des Unterrichts nach Kräften anzukämpfen. Die Methode für diese Einführung in germanische Götter- und Heldensage kann eine verschiedenartige sein. Es führen viele Wege nach Rom. Es liegt dem Verfasser nichts ferner, als einen „einzig richtigen Weg", eine „allein seligmachende Methode", eine Schablone festgelegt zu wissen. Das wäre überaus kurzsichtig! Aber wenn die Lektüre die Grundlage sein soll, dürfte es sich empfehlen, auf der Mittelstufe an Prosastücke mythologischen Inhalts und an dafür geeignete Dichtungen der oben erwähnten Art anzuknüpfen. In IIa möchten die meisten (Frick, Wendt u.s.w.) eine Eddalektüre und Behandlung der Mythologie angeschlossen sehen an die „Ausblicke auf nordische Sagen".

Es soll nun in folgendem der Versuch gemacht werden, von der deutschen Heldensage und ihrem „nordischen Hintergrunde" auszugehen, sie dann auf ihre Berührung mit der Mythologie hin zu untersuchen, den mythologischen Stoff zu sammeln und zu sichten und ihn zuletzt zu ergänzen durch Mitteilung des Wissenswertesten aus dem Gebiete der Mythologie im Anschluß an die Lektüre ausgewählter Eddalieder. Es wird dabei dem Lehrer anheimgestellt, was hiervon als Schullektüre, was als Privatlektüre gelesen, was durch den Vortrag des Lehrers oder durch die obligatorischen Schülervorträge geboten werden soll, auch das Gebotene durch Aufsätze und kleine deutsche Ausarbeitungen zu vertiefen.

---

1) Kräpelin, über geistige Arbeit, Jena 1894; vergl. dazu L. L. 1895, Oktoberheft.

III. Die deutsche Heldensage, ihr „nordischer Hintergrund" und ihre Beziehung zur Mythologie.

1. Die Nibelungensage.[1])

Motto: „Nun sagt ein jeder, der diese Märe hört, daß kein solcher Mann wieder in der Welt sein und nimmer seitdem geboren wird, wie Sigurd war in jeglichen Dingen, und sein Name wird nimmer vergessen werden in deutscher Zunge und in den Nordlanden, solange die Welt steht." (V. S. Kap. 32, bei Raßm.[2]) I, S. 224.)

Die Sigurdslieder entstanden bei den Rheinfranken und kamen von dort nach dem Norden; in der norddeutschen Tiefebene liegt zugleich der Ursprung des Wodankultus, hier verband sich die Sage von den Völsungen und Siegfried mit dem Wodanmythus.[3]) Der Stoff der norwegisch-isländischen Sagengestalt findet sich bei Jiriczek[4]) übersichtlich zusammengestellt, wo man das Nähere nachlesen möge. Hier muß sich der Verfasser darauf beschränken, überall nur die Hauptzüge der nordischen Fassung anzugeben.

A. Der Hort und sein Ursprung.

Hreidmars Söhne sind Otr, Fafnir und Regin. Der zur Fischotter verwandelte Otr wird von Odin, Hönir und Loki getötet. Diesen Mord büßen sie mit Gold, welches sie dem Zwerg Andvari abnehmen. Darunter befindet sich auch der Ring Andvarnaut, d. h. Kleinod des Andvari, welcher die Kraft hat, neues Gold zu erzeugen. Als der Zwerg auch ihn hergeben muß, verflucht er ihn und alle seine künftigen Besitzer. Fafnir tötet, gierig nach dem Golde, seinen Vater und behütet den Hort in Gestalt eines Lindwurmes, dem Bruder Regin jeden Anteil verweigernd. — Diese Andvarisage findet sich Reginsmál 1—12 (Gering S. 195 flg.), welche Strophen Lehmann und Regel zur Lektüre vorschlagen; andernfalls ist die klassische Erzählung Uhlands[5]) zu benutzen, welcher Jiriczek folgt. Den Inhalt der S. E. giebt in Prosaerzählung die Sn. E., Skáldskaparmál Kap. 39 (Gering S. 366—368), wieder; auch V. S. Kap. 14 handelt hierüber. Doch ist die Lektüre dieser beiden Berichte nicht erforderlich. Erwähnt mag noch werden, daß Andvari nach S. E. den Fluch nur auf das Gold legt; nach Sn. E. aber wünscht er, daß der Ring jedem, der ihn besitze, das Leben koste, und

---

1) Signaturen: Sn. E. = Snorra Edda. S. E. = Lieder-Edda. V. S. = Völsunga Saga. S. L. = Seyfriedslied. Th. S. = Thidrekssaga.

2) Raßmann, Die deutsche Heldensage, Hannover 1857.

3) Vergl. Mogk, Gesch. der norweg.-isländ. Litterat., in Pauls Grundriß II, 1, S. 73 flg.

4) Jiriczek, Die deutsche Heldensage, Leipzig 1897, Göschen, S. 69 flg.; vergl. auch Lyon, Lekt. als Grundl., 1. Teil 1890, S. 304 flg.

5) Schriften zur Gesch. der Dicht. u. Sage 1865, I, 81.

nach V. S., daß er jedem zum Mörder werden ſolle, der den Goldring habe. Regin iſt identiſch mit dem Schmied im S. L. und mit Mimir in Th. S. In der deutſchen Sage iſt die Vorgeſchichte des Hortes ſpurlos verloren, wir ſind alſo lediglich auf die nordiſche Überlieferung angewieſen. Dieſe iſt um ſo wichtiger und intereſſanter, als in der Erzählung von dem Urſprung des Hortes der tragiſche Hintergrund dieſes Teiles der Sage liegt: der Fluch, den Andvari auf den Hort legt, reißt nach einander Fafnir und Regin und ſelbſt die herrlichſten Geſtalten unſerer Sage, welche von unwiderſtehlicher Begierde nach dem Beſitz des Hortes getrieben werden, mit dämoniſcher Gewalt ins Verderben, nachdem die Gier nach dem Golde in der Menſchenbruſt die unedelſten Leidenſchaften geweckt und Verrat, Meineid, Meuchelmord und feige Hinterliſt hervorgerufen hat.[1]) — Richard Wagner verknüpft in ſeinem Vorſpiel „Das Rheingold" die Andvariſage mit der Sage von der Erbauung der Götterburg und benutzt für erſtere Reginsmál 1—12, für letztere Sn. E. Gylfaginning Kap. 42 (Gering S. 331 flg.). Der Inhalt von „Rheingold" iſt ganz kurz folgender: die auf dem Rheingrunde ſchwimmenden Rheintöchter bewachen das an einem Felſen haftende Rheingold, deſſen Geheimnis die Worte ausdrücken: „Der Welt Erbe gewänne zu eigen, wer aus dem Rheingold ſchüfe den Ring, der maßloſe Macht ihm verlieh'." „Nur wer der Minne Macht verſagt, nur wer der Liebe Luſt verjagt, nur der erzielt ſich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold." Dies Geheimnis erfährt der aus dem Abgrund heraufgeſtiegene Nibelung Alberich; er raubt das Gold und ſtürzt damit in die Tiefe. Nun taucht vor unſern Augen die Götterburg Walhalla auf, deren Bau die Rieſenbrüder Faſolt und Fafner ſoeben vollendet haben. Wotan (Wodan) und ſeine Gattin Fricka (Frija-Frigg) liegen unten auf blumigem Grunde. Die Rieſen verlangen die Liebesgöttin Freya (Freyja) als ausbedungenen Lohn, doch Loge (Loki) ſchlägt ihnen vor, ihre Habgier auf Alberichs Schatz lenkend, Freya gegen dieſen auszutauſchen. Wotan und Loge ſteigen herab ins unterirdiſche Nibelungenreich, binden den Alberich und zwingen ihn, als Löſegeld ſeine Schätze herauszugeben, auch den Ring, welchen Alberich bei der Herausgabe verflucht. „Nun zeug' ſein Zauber Tod dem, der ihn trägt." Die Rieſen erhalten nun für Freya den Hort, deſſen Fluch ſich damit zu erfüllen beginnt, daß Fafner im Streit um das Gold den Bruder erſchlägt. — Wagner weicht inſofern von der Sage ab, als der Andvarnaut von den Rheintöchtern bewacht wird und an die Stelle Andvaris Alberich geſetzt iſt. Wotan ſucht nun im weiteren Verlaufe der

1) Raßmann I, 106.

Handlung den weltbeherrſchenden Ring den Händen der ihm feindlichen Mächte zu entreißen. Dazu benutzt er das Heldengeſchlecht der Völſungen.

B. Sigurds Ahnen.

Von Odin ſtammt König Völſung ab, welcher mit einer Walküre vermählt iſt. Völſungs Sohn iſt Sigmund, ſeine Tochter Signy. Dieſe wird dem König Siggeir angetraut. Während des Hochzeitsfeſtes tritt Wodan als greiſer Wanderer in die Halle, mit wallendem Mantel und breitem, in das einäugige Geſicht gedrücktem Hut. Er ſtößt ein herrliches Schwert in den in der Mitte der Halle ſtehenden Baumſtamm, es dem zu eigen gebend, der es herausziehen könne, und verſchwindet hierauf. Sigmund allein vermag es herauszureißen. Siggeir bittet um das Schwert, aber vergeblich; daher rächt er ſich, indem er den Völſung mit ſeinen Söhnen einladet und ſie dann alle feſſeln und im Walde verborgen halten läßt. Umſonſt hat Signy die furchtloſen Ihrigen gewarnt. Um Mitternacht kommt, neun Nächte lang, eine alte Hexe (Siggeirs Mutter) aus dem Walde und frißt alle gefangenen Völſungen, bis auf Sigmund, welcher mit Hilfe Signys entflieht. Beide ſtreben nach Rache. Da Signys zwei Söhne, die ſie dem Siggeir geſchenkt hat, als Rachehelfer zu ſchwach ſind, naht Signy unerkannt dem Sigmund; ihr Sohn iſt Sinfjötli, ein echter Völſung. Der Vater führt mit dem Sohne zuerſt ein wildes Wald- und Kampfleben, damit letzterer mutig und ſtark werde. Hierbei kommen ſie einſt an ein Erdhaus, über welchem Wolfshemden hängen; dieſe gehören zwei Königsſöhnen, welche in dem Hauſe ſchlafen und alle zehn Tage aus den Hemden zu fahren vermögen. Sigmund und Sinfjötli fahren in die Hemden und töten, als wilde Werwölfe umherſchweifend, viele Männer; endlich gelingt es ihnen, in dem Erdhauſe wieder aus den Wolfshemden zu fahren. Sie wollen nun das Rachewerk an Siggeir ausführen, aber ſie werden entdeckt und in ein Felsverließ geworfen. Dieſen Felſen zerſchneiden ſie mit dem berühmten Schwerte, dann zünden ſie Siggeirs Halle an und vernichten ihn. Signy enthüllt dem Bruder noch die Herkunft Sinfjötlis und ſtürzt ſich, freiwillig ihre Schuld ſühnend, in die Flammen. Sigmund tritt die Herrſchaft in dem väterlichen Reiche an. Seine Gattin Borghild vergiftet den ihr verhaßten Stiefſohn Sinfjötli. Als Sigmund mit der Leiche an einen Fjord kommt, um ſie, nordiſcher Sitte gemäß, in einem Schiffe den Fluten zu überlaſſen, begegnet ihm Odin, der Totenſchiffer, in Geſtalt eines alten Mannes, ſich erbietend, erſt die Leiche, dann den Vater überzuſetzen. Dann verſchwindet er, mit der Leiche allein abfahrend, um ſie nach Walhalla hinaufzuführen. Sigmund

verstößt nun Borghild und heiratet die Hjördis. In dem Kriege, welcher mit einem verschmähten Freier der letzteren entsteht, bricht sich Sigmund siegreich mit seinem herrlichen Schwerte Bahn, als plötzlich ihm Wodan, der Schlachtengott, als alter Mann mit breitem Hut und Mantel entgegentritt und ihm seinen Speer vorhält, an welchem Sigmunds Schwert zerspringt. Sigmund wird besiegt und tödlich verwundet. Sterbend weist er die Hilfe der Gattin, welche nachts zur Walstatt kommt, zurück, giebt ihr die Stücke des Schwertes, welches zu schwingen Wodan ihm nicht mehr vergönne, und verkündet ihr, daß ihr gemeinsamer Sohn, dem sie das Leben geben werde, aus den Stücken ein Schwert schmieden und mit diesem sich unvergeßlichen Weltruhm erwerben werde. Dieser Knabe ist Sigurd. — Diese Sage hat uns nur V. S. Kap. 1—12 überliefert,[1]) aber sie ist ursprünglich deutsch und sehr alt, denn es herrscht in ihr furchtloser Heldensinn und altgermanische Wildheit, die jedoch weit entfernt ist von der Gemeinheit unedler Naturen.[2]) Jeder handelt ohne Zaudern, ohne lange Überlegung, nur dem gewaltigen Drange seiner Natur folgend. Außerdem enthält sie wahrhaft tragische Momente. Auch die Beziehungen zur Mythologie sind reichhaltig: Wodan erscheint als Wanderer, als Totenschiffer, als Schlachtengott. Hexen und Werwölfe treten auf, auch die Geschichte des berühmten Völsungenschwertes ist wichtig. Daher ist die Lektüre von V. S. 1—12 lohnend, um so mehr, als Richard Wagner für seine „Walküre" die V. S. benutzt hat. Dieses Stück ist der erste Teil der eigentlichen Trilogie: Sigmund findet seine Schwester Sieglinde (die Signy in V. S.) im Hause seines Todfeindes Hunding, der sie einst zur Ehe gezwungen hat. Bei ihrer Hochzeit hatte ein fremder Greis das Schwert Nothung in den Stamm gestoßen (vergl. Siggeirs Hochzeit). Sigmund zieht es heraus, von Sieglinde aufgefordert. Beide letzten Sprossen des Völsungengeschlechtes schließen in Liebe einen Bund und entfliehen. Ihr Sohn ist Siegfried (Sigurd). Fricka (Frigg), die strenge Hüterin der Ehe, fordert von Wodan Bestrafung Sigmunds. Daher befiehlt der Gott der Walküre Brünnhilde, in dem entstehenden Kampfe zwischen Hunding und Sigmund ersterem den Sieg zu verleihen. Aber die Walküre beschützt mitleidvoll den Sigmund, im Kampfe über ihm schwebend. Deshalb muß Wodan selbst eingreifen, seinen Speer vorhaltend, an welchem Nothung zerspringt. Sigmund wird von Hunding erschlagen. Die ungehorsame Walküre wird aus Walhall ausgestoßen, in Schlaf versenkt und mit loderndem Flammenwall umgeben. — Für diese Vorgeschichte

1) Raßmann I, 51—96.

2) Vergl. W. Grimm, Heldensage, S. 366.

der Brynhild hat Wagner S. E. Sigrdrifumál (Gering S. 210) benutzt, worauf wir in folgendem Abſchnitt zurückkommen. Er vereinfacht den Stoff, indem er die Rolle Hjördis' und Sinfjötlis fortfallen läßt; Siegfried iſt der unmittelbare Sproß jenes verbrecheriſchen Bundes Sigmunds und Signys. Wagner verknüpft ſo die Völſungenſage mit der Sage von Helgi, dem Hundingstöter. Letzterer nämlich, ein berühmter nordiſcher Held und Wiking, iſt nach einem nordiſchen Anwuchs der Sage der Sohn Sigmunds und Borghildens. Von ihm handeln die beiden Lieder der S. E. Helgakviþa Hundingsbana (Gering S. 160 u. 171). Die Sage von Helgi und Sigrun gehört ohne Zweifel zu den ſchönſten Blüten nordiſcher Poeſie; ſie verherrlicht die treue, keuſche Liebe und hat hohe poetiſche Schönheiten. Die Schlußſtrophen (Gering S. 180 flg.) enthalten das älteſte litterariſche Zeugnis der Lenorenſage. Sigrun erſcheint, indem ſie durch ihre Sehnſucht und heißen Thränen den geliebten Gatten aus Walhalla herabruft, als die erſte Lenore. Die Lektüre der beiden Lieder oder eine Inhaltserzählung mit Einflechtung der ſchönſten Strophen aus den Liedern kann nur dazu dienen, das Verſtändnis von Bürgers Lenore (aufgenommen im Döbelner Leſebuch!) zu vertiefen. An mythiſchem Stoff enthalten die Lieder anſchauliche Schilderungen der Thätigkeit der Walküren, des Lebens in Walhalla, auch Beiträge zum germaniſchen Seelenglauben (die Seele des getöteten Helgi am Grabe). — Endlich gehört noch das ſehr kurze, minder wichtige Lied der S. E. „Sinfjötlis Tod" (Gering S. 183) hierher.

C. Sigurds Jugendthaten.

Sigurd wird von dem kunſtreichen Zwerge Regin, dem Bruder Fafnirs, erzogen, erhält das Schwert Gram, welches der Zwerg aus den Schwerttrümmern Sigmunds ſchmiedet, ſpaltet den Amboß, fährt zu Schiff gegen die Hundingsſöhne, wobei ihm Odin als wellenbeſänftigender Meergeiſt hilft, rächt des Vaters Tod an ihnen, tötet den Fafnir, der ihm ſterbend den Untergang durch das Gold prophezeit, verſteht nach Benetzung der Zunge mit Fafnirs Herzblut die Vogelſprache, erfährt von den Waldvöglein Regins ränkevolle Pläne, tötet daher dieſen und macht ſich mit dem Hort auf zu Brynhild, von welcher ihm die Waldvöglein auch erzählt haben. Er durchreitet die Waberlohe, durchſchneidet die Brünne, weckt die Walküre und verlobt ſich mit ihr; beide bekräftigen die Liebe mit Treueiden. — Dieſe Ereigniſſe werden in fortlaufender Erzählung geſchildert in den drei Liedern der S. E. Reginsmál (Gering S. 195), Fáfnismál (S. 202) und Sigr-

drifumál (S. 210); jedes knüpft an das vorhergehende an und führt die Erzählung weiter. Es empfiehlt sich daher, alle drei zu lesen. Das erste war schon oben bei A genannt (Str. 1—12). Das dritte schildert zuerst in prosaischer Einleitung Sigurds Ritt zur Schildburg, dann in den wichtigen Strophen 1—4 die Durchschneidung der Brünne und die Ursache und den Hergang der Verzauberung Brynhilds; Str. 5—20 unterrichtet die Walküre den Helden im Runenzauber (eine Nachbildung von Odins Runenlied im Hávamál, Gering S. 87) und Str. 22—37 (späterer Zusatz) werden ethische Lehren gegeben, welche teilweise sehr gediegen und charakteristisch sind (Keuschheit, Treue gegen Frauen und Freunde u.s.w.). Außer diesen drei wichtigsten Quellen für Sigurds Jugendthaten gehören noch folgende hierher, deren Lektüre minder wichtig ist: S. E. Grípisspá (Gering S. 185), auch das 1. Lied von Sigurd, dem Fafnirtöter, genannt, eins der jüngsten Eddalieder, welches seine Weisheit aus den obigen drei Liedern schöpft[1]) und deren Inhalt allerdings übersichtlich zusammenstellt und erzählt. Es ist also ein bequemes Inhaltsverzeichnis zu ihnen, weshalb es auch wohl von manchen zur Lektüre vorgeschlagen ist. Doch ist es von geringem poetischen Wert In S. E. Helreiþ Brynhildar (Brynhilds Todesfahrt, Gering S. 238) erzählt Brynhild (Str. 6—12) ihre Vorgeschichte, und in Sn. E. Skáldskaparmál 5 (Gering S. 369) werden die Jugendthaten Sigurds kurz, mit Wegfall aller Einzelheiten, dargestellt. Auch V. S. Kap. 13—21 erzählt sie;[2]) wichtig ist hierbei die sich nur hier findende Bemerkung, daß Regin das Schwert aus den Schwerttrümmern Sigmunds schmiedet. Das Schmieden und Prüfen des Schwertes wird Kap. 15 anschaulich geschildert.

Richard Wagner bringt Brynhildens Vorgeschichte nach Sigrdrifumál noch in der „Walküre". Sein „Siegfried" dramatisiert den Inhalt von Reginsmál, Fafnismál, Sigrdrifumál und der angezogenen Stelle der V. S., besonders Kap. 13, 15, 17, 21. Außerdem sind bei ihm eingeschoben die charakteristischen Episoden zwischen Wotan dem Wanderer und Mime nach Vafþrúþnismál (Gering S. 59) und zwischen Wotan und Erda nach Baldrs draumar (auch Vegtamskviþa genannt, S. E. Gering S. 15). Der Inhalt von „Siegfried" ist folgender: Der Zwerg Mime, der nordische Regin, zieht den Siegfried auf. Siegfried schmiedet aus den Stücken des väterlichen Schwertes das Schwert Nothung, spaltet den Amboß, tötet Fafner und Mime, gewinnt Hort, Ring und Tarnhelm, wird durch das Waldvöglein auf Brünnhilde auf-

1) Vergl. Mogk in Pauls Grundriß a.a.O.
2) Raßmann I, 100 flg.

merksam gemacht, befreit sie, schwört ihr Treue und giebt ihr den verhängnisvollen Ring. Letzteres steht schon im Vorspiel zur „Götterdämmerung". Der mythologische Gewinn des Sagenstoffes von C besteht aus der anschaulichen Darstellung der Thätigkeit der Walküren, der schmiedekundigen Zwerge (Regin), des Runenzaubers, des Auftretens Odins als eines wellenbesänftigenden Geistes. Der Zauberschlaf der Brynhild hat sich in dem Zauberschlafe Dornröschens (Spindel = Odins Schlafdorn, vergl. Gering S. 212, A. 1) und vielleicht auch anderer Märchengestalten (Schneewittchen u. s. w.) erhalten.

D. Sigurd und die Gjukunge.

Den hierher gehörenden Stoff hat Uhland[1]) erzählt. Hauptquelle ist „Das kurze Sigurdslied" (S. E. Gering S. 227 flg.), früher das dritte Sigurdslied genannt, nach Inhalt und Form eins der schönsten Eddalieder. Man könnte es „ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches", eine Tragödie in knapper Fassung nennen. Es stellt in hochpoetischer, herrlicher Sprache und mit dramatischer Lebendigkeit das tieftragische Geschick der Brynhild dar, deren heroische Natur und gewaltige Leidenschaft, die gleichstark ist in der Liebe wie im Hasse, in furchtbarer Schönheit geschildert wird. Daher hat es vorwiegend psychologisches Interesse. Die dem Inhalte des Liedes vorausgehende, im Sigrdrifumál enthaltene Vorgeschichte der Brynhild war schon oben besprochen. In raschen Sprüngen stürmt die Handlung im kurzen Sigurdslied vorwärts: Sigurd kommt zum Saale Gjukis und schließt mit Gunnar und Hogni Blutsbrüderschaft (nicht mit Gutthorm). Man bietet ihm Gudrun an, dann fahren sie zu Brynhild. Sigurd hält mit ihr das keusche Beilager, ein bloßes Schwert trennt sie. So erfüllt Brynhild ihr Gelübde, sich nur dem zu vermählen, der die Waberlohe zu durchreiten wage. „Die furchtbare Ironie des Schicksals giebt ihr aber den ihrer allein würdigen Mann nur zu kurzer Scheinehe und kettet sie an einen unwürdigen. Diese Täuschung, nicht der Zorn über Sigurds Eidbruch, war nach älterer Fassung die Ursache ihres Grimms, dem Sigurd zum Opfer fiel" (Gering S. 227). Aber sie liebt ihn noch gewaltig: „Haben muß ich den Heldenjüngling und im Arm ihn hegen — sonst ende Sigurd!" Oft schreitet sie, Unheil brütend, am Abend auf die eisigen Gletscher, wenn dem Liebsten Gudrun zum Lager folgt. Ihr fehlt der Freund und die Freude am Leben, sättigen muß sie die Seele mit Grimm. So reift der Mordplan, stürmisch fordert sie Sigurds Tod von Gunnar.

1) Schriften I, S. 83—85.

Doch dieser senkt vergrämt sein Haupt, finster brütet er den vollen Tag. Dann beruft er Hogni: der soll den Mord ausführen gegen reichen Lohn, verlockend winkt der funkelnde Hort. Aber kurz weigert sich Hogni, den Blutsfreund zu töten. So reizen sie den Gutthorm, den jugendlich unklugen, zur That jähen, den keine Eide hemmen. Bald steckt dem Sigurd der Stahl im Herzen. Aber noch einmal erhebt sich der herrliche Recke: Grams leuchtende Klinge zerschmettert den Mordgesellen. — — Sorglos schlummert Gudrun an des Gatten Seite. Da erwacht sie. In seinem Blute erblickt sie den Gatten. Sprachlos vor Entsetzen schlägt sie schallend die Hände zusammen. Sterbend sucht Sigurd sie zu trösten, sich zu rechtfertigen, dann verschied er. Ohnmächtig sinkt das unglückliche Weib zu Boden. „Da lachte Brynhild ein einziges Mal aus innerstem Herzen." Gunnar tadelt dieses gräßliche Lachen. Aber nun entlädt sich Brynhildens lang verhaltener Groll: schwere Schuld habe er mit allen andern auf sich geladen, sie durch Tausch der Gestalten bei der Werbung betrügend. Nur einmal habe sie wahrhaft geliebt, Wankelmut sei ihr fremd. Sie wolle sterben. Gunnar springt besorgt auf, um sie von ihrem Entschluß zurückzuhalten, doch heftig stößt sie ihn von sich. Grimmig fährt sie in die Goldbrünne und drückt den blitzenden Stahl in ihre Brust. In die Kissen sich sanft zurücklehnend verteilt sie noch ihre Schätze unter ihr Gefolge, prophezeit dem Gunnar sein und der Seinigen Geschick und ordnet mit wahrer Todesfreudigkeit ihre und Sigurds Leichenfeier und Todeshochzeit an. An Sigurds Seite will sie auf dem Scheiterhaufen liegen, von ihm getrennt, wie einst, durch das schimmernde Schwert. Ihr Los war Leid, solang sie geatmet: so vereint sie wenigstens der Tod. Endlich verkündet sie mit Ruhe das Herannahen ihres Todes. Für diesen Selbstmord war die altgermanische Sitte, daß die Gattin dem Gatten in den Tod folgte, nur äußere Ursache. Das eigentliche Motiv war Liebe. — Auf dem dritten Sigurdsliede beruhen die betreffenden Erzählungen der V. S. Kap. 26—32 und Sn. E. (Gering S. 371 flg.). Doch hat die V. S. noch die uns verlorenen Teile des eddischen Liedes „Bruchstück eines Sigurdliedes" (Gering S. 219) benutzt und bringt daher interessante Ergänzungen. Darnach reicht Grimhild, die den Sigurd wegen seines Ruhmes und des Hortes an ihr Haus fesseln will, ihm den Vergessenheitstrank. Sie ist also die Unheilstifterin (Kap. 26). Am wichtigsten ist jedoch V. S. Kap. 28 „Der Zank der Königinnen" (Raßm. I, 194) und Kap. 29 „Brynhilds Harm" (Raßm. I, 196): Mit dem Zank zwischen Gudrun und Brynhild beginnt die Entwickelung der blutigen Katastrophe, nachdem sich vorher der Knoten schon geschürzt hat. Brynhild hatte in der Flammenburg aus den leuchtenden Augen

des Helden geahnt, daß Sigurd, nicht Gunnar, durch die Waberlohe geritten ſei; ſie hatte aber den Trug nicht durchſchauen können. Weder die Edda noch die V. S. melden, wie dieſe dunkle Ahnung bei ihr immer beſtimmter wird. Nun kommt der Zank, den Brynhild anſtiftet, nachdem ſie „lange über den Harm geſchwiegen, der in ihrer Bruſt wohnte". Als ſie am Rhein die Haare waſchen, rühmt ſich Brynhild, höher ſtromaufwärts gehend, daß ihr Mann der beſſere ſei. Aber Gudrun klärt ſie darüber auf, daß Sigurd, nicht Gunnar, durch die Waberlohe geritten ſei, bei ihr geweilt und von ihr den Ring erhalten habe. Dieſen Ring zeigt ſie ihr. Am Morgen nach dem Zanke ſitzen Brynhild und Gudrun in der Kammer. Gudrun ſagt, ſie habe der Brynhild nichts zuleide thun wollen. Brynhild antwortet: „Das ſollſt du entgelten, daß du Sigurd haſt, und ich gönne dir nicht, ſein zu genießen". Als Gudrun beſtreitet, etwas von Brynhilds Verlobung mit Sigurd gewußt zu haben, ſagt Brynhild, ſie alle hätten um den Betrug gewußt; Gudrun habe nun den tapfereren Mann, der den Fafnir erſchlagen und dadurch ſich unſterblich gemacht habe, deswegen ſei ſie, Brynhild, unzufrieden. Auch ſei Gunnar zu feige geweſen, das Feuer zu durchreiten. Pſychologiſch intereſſant zur Beurteilung von Brynhilds Charakter und Motiven iſt V. S. Kap. 29 „Brynhilds Harm": Als Brynhild, aus Gram krank, zu Bett liegt, kommt Gunnar zu ihr. Sie ſchilt ihn feige, da er die Flamme nicht durchritten habe. Sie könne aber nur den ruhmvollſten Mann lieben, nur dem habe ſie die Ehe verſprochen. Das ſei ihr größter Harm, daß ſie Sigurd nicht habe. Kurz darauf warnt Gudrun den Sigurd vor dem Anſchlage der Brynhild und bittet ihn, zu ihr zu gehen und ſie zu beruhigen. In der nun folgenden Unterredung Sigurds mit Brynhild hält dieſe jenem den Betrug vor, ihr habe gedeucht Sigurds leuchtende Augen zu erkennen. Den Gunnar haſſe ſie wegen ſeiner Feigheit, den Sigurd möchte ſie am liebſten tot wiſſen. Sigurd antwortet, er werde bald ſterben, aber ſie werde ihn nicht überleben, worauf Brynhild ihm erklärt, ſeitdem Sigurd ſie um ihr Glück betrogen habe, achte ſie des Lebens nicht mehr. Sigurd ſucht ſie zu tröſten mit dem Rat, den Gunnar zu achten und zu lieben. Als Brynhild erwidert, Sigurd kenne ihren Sinn nicht oder er haſſe ſie, entlockt ſie ihm das Geſtändnis, daß er ſie mehr liebe als ſich ſelbſt, obgleich er dem Verrate unterlegen ſei. Das ſei nicht zu ändern; doch habe er den Gram darüber, daß Brynhild nicht ſein Weib ſei, nach Kräften ſtets zu bekämpfen geſucht, habe aber zugleich ſeine Wonne daran gehabt, daß ſie in der Königshalle alle beiſammen geweſen ſeien. Brynhild ruft ihm jene herrlichen Stunden ins Gedächtnis zurück, wo ſie ſich auf dem

Berge trafen und Eide schwuren; nun wolle sie nicht mehr leben. Sigurd entschuldigt sich damit, daß er erst nach ihrer Vermählung sie erkannt und sich ihres Namens erinnert habe; das sei sein größter Harm. Brynhild wiederholt ihren Wunsch zu sterben. Sigurd sagt, lieber wolle er Gudrun verlassen und Brynhild nehmen, „und so schwollen seine Seiten, daß die Brünnenringe entzweisprangen". Doch Brynhild schließt mit den Worten: „Nicht will ich dich und auch keinen andern". „Und hinaus ging Sigurd vom Gespräch und trauerte, sodaß dem Kampfgierigen die Brünne an den Seiten entzwei zu gehen begann."

Hiernach sind bei Brynhild Zorn über die ihr widerfahrene Täuschung, unglückliche Liebe zu Sigurd, die auf dem Ehrgeiz, den größten Helden zu besitzen, beruhte, Eifersucht, Grimm über Sigurds Eidbruch und Untreue die Motive zur Rache. Das stärkste Motiv bleibt aber ihre unerschütterliche Liebe und Treue, da sie Sigurds Tod nur herbeiführte, um im Tode mit ihm vereint zu sein. Diesen Egoismus ihrer Liebe, ihre Schuld, sühnt sie durch den heroischen Entschluß ihres freiwilligen Todes. So finden sich in ihrem Geschick alle Momente echter Tragik: einerseits der Kontrast zwischen ihrer Heldengröße und ihrem furchtbaren Geschick, anderseits ihr selbstthätiger, innerer Kampf, das Ringen der Seele gegen dieses Leiden. Ihre Schuld (wofern von solcher gesprochen werden kann) liegt in ihrer Menschlichkeit, in der menschlichen Schwäche ihrer selbstsüchtigen Liebe. Für diese büßt sie durch ihr Leid, wobei die Erhabenheit der Fassung und des freiwillig gewählten Todes erschütternd wirken. Im Nibelungenliede fehlt dem Charakter der Brynhild die erhabene Hoheit und Tragik, da die Verlobung mit Sigurd nicht erwähnt wird. Darum tritt Brynhild nach Siegfrieds Tod zum großen Nachteil des Gedichtes ins Dunkel zurück. Wenn einige Quellen von einer Tochter Sigurds und Brynhilds, Aslaug, sprechen, so ist die Annahme eines solchen Fehltritts als durchaus ungermanisch von der Hand zu weisen.

Endlich gehören noch hierher „Das Bruchstück eines Sigurdliedes" und „Das erste Lied von Gudrun" aus S. E. Ersteres (Gering S. 218) ist leider lückenhaft überliefert, doch ersetzt uns die V. S., wie oben erwähnt, diese Lücken. Neu sind nach dem Liede zwei Punkte: man giebt dem Gutthorm Wolfsfleisch zu essen, damit er zum Morde grimmig werde. Brynhild aber wird nach der That von bitterer Reue erfaßt. Heftig wirft sie dem Gunnar Bruch der Blutsbrüderschaft mit Sigurd vor, während Sigurd seine Eide treu gewahrt und beim Beilager das Schwert zwischen sie gelegt habe. „Das erste Lied von Gudrun" (Gering S. 222) hält Grimm für überflüssig, da

es bloß bei einem rührenden Augenblicke verweile. Aber dieſer rührende Augenblick iſt doch von rein menſchlichem Standpunkte aus tief ergreifend und ſehr naturwahr: Gudrun ſitzt über Sigurds Leiche, ſteinharten Sinnes, der inneren Verzweiflung nahe. Da entfernt eine der Frauen das Tuch von Sigurds Leiche. Beim Anblick des verblichenen Gatten ſinkt Gudrun aufs Kiſſen, und ein reicher Thränenſtrom bringt ihr die langentbehrte Erleichterung (Str. 13—17). Ein anderer Augenblick iſt von furchtbarer Schönheit (Str. 27): Brynhild ſteht am Pfeiler, ſich feſt aufrecht haltend. Ihre Augen brennen wie Glut, Gift ſchnaubt ſie aus, als ſie die Wunden an Sigurds Leiche ſchaut. Hier kommt ihre ſchreckliche, übermenſchliche Walkürennatur zum Ausdruck. Von dem eddiſchen Liede „Brynhilds Todesfahrt“ (Gering S. 238) genügt die erwähnte Lektüre der Strophen 6—12.

Richard Wagner behandelt den Stoff in dem letzten Teile ſeines Dichtwerkes, in der „Götterdämmerung“: Siegfried kommt nach dem Abſchiede von Brünnhilde zu den Gibichungen, heiratet nach Genuß des Vergeſſenheitstrankes Gutrun, Gunthers Schweſter, gewinnt dieſem dafür Brünnhilde und entreißt derſelben den Ring. An dieſem erkennt Brünnhilde nach der Ankunft bei Gunther den wahren Freier Siegfried, da Siegfried den Ring am Finger trägt, nicht Gunther, welcher ihn ihr angeblich entriſſen hat. Sie durchſchaut den Betrug bei der Werbung, aber ſie weiß nicht, daß auch Siegfried durch den Vergeſſenheitstrank betrogen iſt. So tötet ſie ihn aus Rache. Kurz vor der Ermordung warnen die Rheintöchter den Siegfried und bitten ihn vergebens um den unheilvollen Ring. Dann ſitzen die Helden nach der Jagd beim Mahle, Siegfried erzählt von ſeiner Jugend. Als er aus dem Horne trinkt, in deſſen Inhalt Hagen einen dem Vergeſſenheitstrank entgegenwirkenden Saft gemiſcht hat, ſteigt die Erinnerung an ſeine Vereinigung mit Brünnhilde auf. Da ſinkt er, von Hagens Speer getroffen, nieder. Vergebens ſucht Hagen nach dem Morde den Ring an ſich zu bringen, wie ihm ſein Vater Alberich vorher geraten hatte (nach der Th. S.). Den ihm den Ring verwehrenden Gunther erſchlägt er. Als er ihn dem toten Siegfried vom Finger ziehen will, hebt der Tote drohend die Hand. Nun ſchreitet Brünnhilde mit feſten Schritten aus dem Hintergrunde hervor. Sie läßt den Scheiterhaufen für ſich und Siegfried errichten, beklagt ihr gemeinſames Geſchick und ſpringt, ſich den Ring anſteckend, in die brennenden Scheite. Den Ring nehmen die Rheintöchter aus der Aſche wieder an ſich. So iſt der Fluch erfüllt und das Gold zu den Geiſtern der Tiefe wieder zurückgekehrt. Mit einem Ausblick auf die Götterdämmerung ſchließt das Stück. Wenn es auch in Einzelheiten von der Sage abweicht, ſo hat es doch die erſchütternde Tragik

in dem Geschick Brynhilds, ihren groß angelegten Charakter, ihre treue Liebe und ihren Sühnetod in vollendeter Weise, der Sage gemäß, verarbeitet und zur Darstellung gebracht.

E. Der Untergang der Gjukunge.

Nach dem Schluß der Sigurd- und Brynhildtragödie hat der Ausgang der Burgunden und das Schicksal der Gudrun kein besonderes dramatisches Interesse mehr. Daher genügt es, Gudruns Versöhnung mit ihren Brüdern, ihre Vermählung mit Atli, den Untergang der Niflungen und Gudruns Rache kurz zu erzählen. Dabei wird man hinweisen auf den Unterschied der nordischen Fassung, nach welcher Gudrun, Blutrache übend, den Tod der Brüder an Atli rächt, und der deutschen, nach welcher Kriemhild Siegfrieds Tod an den Brüdern rächt. Die nordische Gestalt ist die ursprüngliche. Dieser ganze Stoff wird uns von drei Liedern der S. E. erzählt. „Das zweite Lied von Gudrun" (Gering S. 242) faßt Gudruns Schicksale kurz zusammen. Von kulturgeschichtlichem Interesse ist die Bemerkung, daß Gudrun, im Lande der Dänen weilend, zur Linderung ihres Kummers und zur Zerstreuung die Heldenthaten tapferer Männer auf Teppiche (Wandtapeten) in Gold stickt, z. B. die Waffenthaten Sigars und Siggeirs, die am Strande schwimmenden Schiffe Sigmunds mit vergoldeten Schnäbeln, kriegerische Spiele, stattliche Degen mit roten Schilden, Helmen, Schwertern (Str. 14 u. 15; vergl. V. S. Kap. 24, wo Brynhild Sigurds Thaten stickt, nämlich Fafnirs Tod, Erwerbung des Hortes, Regins Tod.[1]) „Das Lied von Atli" (Atlakviþa, Gering S. 256) erzählt uns namentlich Gudruns Rache an Atli ausführlich. „Das grönländische Lied von Atli" (Atlamál, Gering S. 265) ist zwar eine junge, mit neuen Zügen ausgestattete Dichtung, aber ein tadelloses Ganzes. Besonderes Interesse bieten u. a. die warnenden Runen, die Gudrun für die Brüder schneidet, sowie einige dramatisch lebendige Strophen, z. B. 44—48 (Gudrun stürzt, von dem Überfall der Hunnen hörend, bewaffnet den Brüdern zu Hilfe und schlägt mehrere Hunnen nieder), 74—76 (Gudrun ermordet ihre Knaben). Diese drei Lieder sind benutzt von der Sn. E. (Gering S. 372 flg.) und der V. S. Kap. 33—37 (Raßmann I, 234). Letztere erzählt ergänzend, daß Atli die Gjukungen aus Gier nach dem Horte einladet. Er empfängt sie, bewaffnet und von vielen Kriegern begleitet, mit den Worten: „Seid willkommen und gebt uns das viele

1) Vergl. mein Buch „Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters", im Anschluß an die deutsche Lektüre u. s. w., Leipzig 1898, Freytag, S. 206 und S. 73.

Gold, das uns zukommt". Unwichtig sind die jungen Anwüchse der ganzen Sage in den eddischen Liedern „Oddruns Klage" (Gering 251), „Gudruns Aufreizung" (286), „Das Lied von Hamdir" (290), „Das dritte Lied von Gudrun" (249). In dem zuletzt genannten reinigt sich Gudrun von der Anklage des Ehebruchs durch das Gottesurteil der Kesselprobe, indem sie einen Edelstein aus dem siedenden Wasser holt.[1]) Die Anklägerin besteht die Probe nicht und wird daher in einen Sumpf geführt und dort versenkt (vergl. Tacitus Germ. c. 12). Beides ist kulturgeschichtlich interessant. Die Svanhildsage steht auch in der Sn. E. (Gering 373).

F. Die deutschen Quellen der Siegfriedsage.

Außer dem Nibelungenlied kommen in Betracht das Seyfriedslied (S.L.), die Thidreksſage (Th. S.) und das Volksbuch. „Das Lied vom hürnen Seyfried,[2]) auf Spielmannslieder des 13. Jahrhunderts zurückgehend, hat uns manche ursprüngliche Züge erhalten, z.B. daß der vaterlose Knabe im Walde bei einem Schmied aufwächst, daß er mit dem Drachenkampf den Hort erwirbt, daß er später die Jungfrau auf einem Felsen befreit (Erweckung der Walküre durch Sigurd). Der Auszug des Liedes im Lesebuche von H.-P. für Tertia und Sekunda (S. 258) oder die Erzählung nach Jiriczek genügt. Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried ist nur eine Prosaauflösung des Liedes mit eingeschobenen Anekdoten und Räuberscenen. Es ist der letzte litterarische Ausläufer der Heldensage aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Wenn im Lesebuche von H.-P. für Sexta (S. 34) ein Lesestück „Siegfrieds Jugend, nach dem Volksbuche" aufgenommen ist, so ist das mit Recht schon von andern als unzweckmäßig bezeichnet worden, da es nur verwirre. Wichtiger ist die Thidreksſage (Wilkinasage), das bedeutendste Sagawerk, aufgezeichnet von seinem norwegischen Verfasser nach mündlichen Erzählungen niederdeutscher Männer um 1250. Daher ersetzt es uns die sächsischen Lieder unserer Heldensage.[3]) Die Sigurdsage erscheint in der Th. S. in ganz veränderter Gestalt.[4]) Erloschen ist die Geschichte von Sigurds Ahnen, von der Erwerbung des Hortes und dem Fluch, daher fehlt der Grundgedanke und das tragische

1) Vergl. mein Buch „Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters", im Anschluß an die deutsche Lektüre u.s.w., Leipzig 1898, Freytag, S. 206 und S. 73.

2) Raßmann I, 342; Jiriczek S. 49.

3) Übersetzt bei Raßmann II, 7 flg.

4) Vergl. Raßmann I, 7.

Motiv. Auch rächt Kriemhild Sigurds Tod an den Brüdern, wie im N. L., nicht an Atli. Dagegen hat auch die Th. S. den echten alten Zug bewahrt, daß der vaterlose Knabe im Walde bei einem Schmied, Mimir, aufwächst. Das Lesebuch von H.-P. für III und II enthält S. 256 flg. das Stück „Sigurds Jugend, nach der Wilkinasage". Dieses würde genügen, wenn es überhaupt als nötig erscheint, die Th. S. hinzuzuziehen.

6. Die mythische Grundlage der Sage.[1])

Gänzlich veraltet sind die Erklärungen, daß Siegfried ein verblaßter, vermenschlichter Gott sei, etwa Baldr. Denn schon in den ältesten idg. Denkmälern zeigt sich neben dem Göttermythus ein fertig ausgebildeter Heroenmythus. Dieser ist also, von jenem unabhängig, aus denselben Naturanschauungen hervorgegangen. Siegfried ist jedenfalls ein Lichtheros. Die Sage selbst kann man als einen Tagesmythus oder Jahreszeitenmythus auffassen. Im ersteren Falle gewinnt ein Lichtheros, der junge Tag, eine auf einsamer Felsenhöhe schlafende Jungfrau, die Sonne, welche von Flammenwall (Morgenröte) umgeben ist. Er steigt hinauf, weckt die Jungfrau, die sich strahlend erhebt und den Tag begrüßt. Aber der Lichtheros erliegt nach kurzem Dasein den Mächten der Finsternis, der Tag wird zur Nacht. Die Jungfrau teilt sein Geschick. Dieser alte Naturmythus ist urgermanisch, da er sich auch in der Edda als Mythus des Lichtgottes Freyr vorfindet: Skirnir, Freyrs Diener, wirbt für seinen Herrn um die von Waberlohe umgebene schöne Riesenmaid Gerd (Skirnismál, Gering S. 52). Ebenso wirbt der junge Svipdag um Menglod; er gelangt zu ihrer Burg, die von loderndem Flammenwall umgeben ist, und wird von der Jungfrau, die ihn erkennt, freudig begrüßt (Fjolsvinnsmál, Gering S. 130). Svipdag ist „der rasche Tag", Menglod „die des Halsschmuckes Frohe", ein Attribut der Frija-Frigg, der Gattin des alten Himmelsgottes Tiuz. Dieser galt ursprünglich die Sage, sie ist Besitzerin des Halsschmuckes, Brisingamen (Sonne oder Mond). Nach der Auffassung als Jahreszeitenmythus erlegt ein Lichtgott im Frühlingsgewitter den Wolkendrachen, welchem befruchtender Regen entströmt (Sigurd tötet Fafnir), und gewinnt dadurch den Hort, d. h. die sommerliche Vegetation. Dann durchschneidet er mit seinem Schwerte, d. h. durch die belebenden Sonnenstrahlen, den festen Panzer der schlummernden

1) Vergl. Symons, Heldensage, in Pauls Grundriß 1893, II, 1. Jiriczek a. a. O. S. 62 flg. Lyon, Lekt. als Grundl. 1. Teil 1890, S. 304 flg. E. H. Meyer, Mythol. S. 296 flg.

Jungfrau, d. h. die winterliche Eishülle der Erde, und erweckt die Jungfrau zu neuem Leben. Aber die Sonne verliert im Winter wieder ihre erwärmende Kraft, die Erde erstarrt wieder. Manchem erscheint diese letztere Deutung besser. Doch sind beide Deutungen miteinander eng verwandt. Hagen, der Albensohn, ist auch ein mythisch-dämonisches Wesen, desgleichen die den Vergessenheitstrank reichende Mutter, Grimhild („die verhüllte Kämpferin", ein Nachtdämon) und die dämonischen Nibelungen.

H. Fortleben und Ausklänge der Sage.[1])

Die Siegfriedsage lebt in ihren einzelnen Teilen fort in den Märchen „Dornröschen", „Die zwei Brüder" (Grimm N. 60), „Der junge Riese" (N. 90), „Der König vom goldenen Berg" (N. 92), „Die Raben" (N. 93), „Der gelernte Jäger" (N. 111), „Dat Erdmänneken" (N. 91), „Ferdinand, der Drachentöter". Diese Märchen betreffen Siegfrieds Heldennatur, seinen Aufenthalt bei dem Schmied, die Befreiung der Kriemhild vom Drachenstein, die Erlösung Brynhilds aus dem Zauberschlaf, die Teilung und Erwerbung des Hortes. Die sich auf die Sage beziehenden Werke der neueren deutschen Litteratur sind schon oben genannt.

2. Die Hilde- und Gudrunsage.

Die meisten Lesebücher bringen für die Unter- und Mittelstufe Inhaltsangaben der Gudrunsage in Prosa, einige für Tertia auch ausgewählte Abschnitte aus dem Liede, wobei die Übersetzung von Legerlotz wohl am meisten zu empfehlen ist. Dagegen vermißt der Verfasser für die Mittelstufe ein Lesestück über die nordische, ursprüngliche Fassung der Sage. Man könnte einfach die kurze Erzählung der Sn. E. Skáldskaparmál (Gering S. 384 flg. mit vortrefflichen Anmerkungen) zum Abdruck bringen. An sie kann man dann in Sekunda, wo Gudrun (wohl meist als Privatlektüre) gelesen wird, anknüpfen, um die Übereinstimmungen und Unterschiede der deutschen und nordischen Fassung der Sage zu beleuchten. Während in jener der Kampf zwischen Vater und Eidam mit einer Versöhnung endet, endet er in dieser tragisch und spielt in die Mythologie hinüber. Im übrigen aber ist Högni Hagen, Hilde Hilde, Hedin Hettel, Hiarrandi Horand, der aber in der „Gudrun" Hettels Lehnsmann ist. Zu Grunde liegt der Sage ein urgermanischer Mythus,[2]) welcher verschieden gedeutet wird. Die nordische

1) Raßmann I, 360 flg. Symons a. a. O. S. 20.

2) Symons a. a. O. S. 51 flg.

Grundgestalt der Sage bringt den mythischen Kern, den ewigen Kampf zwischen Hedin und Högni, der bis zur Götterdämmerung dauert, treffend zum Ausdruck. Dieser ewige Kampf der Seelen auf dem Walplatz, diese Geisterschlacht, hängt auch zusammen mit dem germanischen Glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode, welche man sich oft als gebannt an die Gräber der Walstatt dachte.[1]) Vergleichsweise kann hier das Gedicht von Zedlitz, „Die nächtliche Heerschau", hinzugezogen werden. In dem ewigen Kampfe sieht Müllenhoff den unaufhörlichen, nie entschiedenen Kampf entgegengesetzter Mächte, des Aufgangs und Niedergangs, des Seins und Nichtseins, des Werdens und Vergehens.[2]) Als Tages- oder Lichtmythus aufgefaßt wäre es also der täglich sich erneuernde Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsternis. Der Himmelsgott muß seine Gattin, die Sonne, immer aufs neue dem Dunkel abringen, wobei ihn Einherier unterstützen, die allabendlich fallen, aber durch die belebenden Sonnenstrahlen früh wieder geweckt werden.[3]) In jedem Falle enthält also die Hildesage dieselbe mythische Grundlage wie die Siegfriedsage und wie die erwähnten Mythen des Lichtgottes Freyr. Dieser Grundmythus hat sich bei den an der Nordsee wohnenden Germanen zu einer echten Seehelden- und Wikingersage von dem Raub einer Jungfrau und dem Kampfe um dieselbe ausgestaltet. Der alte Wate ist ein Meerriese,[4]) dessen dämonische Züge noch deutlich zu erkennen sind („Gudrun", Str. 1183 und 1127). In der Wielandsage ist er nach Th. S. der Vater Wielands.

3. Die Wielandsage.

Nach der Besprechung der Siegfried- und Hilde-Gudrunsage wird man sich bei den nun folgenden Sagenkreisen aus Mangel an Zeit auf das Notwendigste beschränken müssen. Eine Prosaerzählung der Wielandsage bringt das Döbelner Lesebuch für IIIb. Diese Sage ist eine gemeingermanische Sage, die in Niederdeutschland entstand und sich von da überallhin ausbreitete. Die wichtigste Hauptquelle ist das eddische „Lied von Wölund" (Gering S. 141), eins der ältesten Eddalieder, dessen erster mythischer Teil von der Begegnung und Verheiratung der drei Brüder mit Walküren erzählt. Drei Walküren haben ihre Schwanhemden abgelegt, die drei Brüder nehmen diese fort und bekommen dadurch jene in ihre Gewalt. Am Strande sitzend wirken sie das

1) Vergl. des Verfassers Aufsatz Ztschr. f. d. d. U. XI, 191.
2) Vergl. Lyon, Lekt. als Grundl. 1. Teil, S. 396 flg.
3) Gering, Edda S. 385, Anm. und Jiriczek a. a. O. S. 174.
4) Ztschr. f. d. d. U. XI, 201.

Schickſalsgewebe, die „behelmten Jungfrauen", die ſich darnach ſehnen, endlich wieder „ihr Handwerk zu üben". Der zweite mehr ſagenhafte Teil des Liedes erzählt von Wielands Gefangenſchaft und Rache. Mit anſchaulicher Lebendigkeit wird Wölunds nächtlicher Überfall durch Nidhod und ſeine Krieger geſchildert (Str. 8). Wölunds Albennatur tritt wiederholt hervor. Er iſt „Elbenfürſt" (Str. 11) und, wie alle Zwerge, reich an Schätzen. Seine Augen glänzen wie die der gleißenden Schlange (Str. 17). Das eddiſche Lied wird ergänzt durch den Bericht der Th. S. Kap. 57—79 (Raßmann II, 212), welcher allerdings weitſchweifig und reich an Epiſoden iſt. Nach Kap. 57 iſt Wölund der Sohn des Rieſen Wate und der Meerfrau Waghild, beider Sohn iſt Wittich. Wölund kommt zu den Zwergen in die Lehre, wird dann kunſtreicher Schmied König Nidhods (Nidungs) und liefert als ſolcher glänzende Beiſpiele ſeiner Kunſt, z. B. ein Meſſer von ſeltener Schärfe, ein Mannsbild aus Erz, beſonders aber das ſcharfe Schwert Mimung (ſo genannt nach Wielands Meiſter Mimir), deſſen überaus mühevolle, umſtändliche Anfertigung ſehr ausführlich geſchildert wird (Kap. 67). Später erhält es Wittich, wie auch Wielands Hengſt, Skemming, der ſo ſchnell war wie ein fliegender Vogel (Kap. 70). Die wichtige Egilſage wird Kap. 75—78 erzählt. Egil iſt der älteſte Tell, auch wenn ſeine Einführung in der Th. S. unmotiviert erſcheint. Die ſchweizeriſche Tellſage, welche ſeit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Chroniken auftaucht, iſt nur eine Umbildung der ſkandinaviſchen Sage.[1]) Letztere wird V. S. Kap. 75 folgendermaßen erzählt. Der junge Egil kommt, von Wölund aufgefordert, an Nidhods Hof. Er war ein vortrefflicher Schütze. Der König ließ, um ſeine Kunſt zu prüfen, dem drei Winter alten Sohne Egils einen Apfel aufs Haupt legen und gebot Egil, mit nur einem Pfeil auf dieſes Ziel zu ſchießen. Egil nahm drei Pfeile und ſchoß mitten in den Apfel. „Dieſer berühmte Schuß, ſagt die V. S., iſt lange geprieſen worden." Nidhod fragte ihn nun, warum er drei Pfeile zu ſich geſteckt hätte. Egil antwortete: „Herr, ich will Euch nicht belügen. Wenn ich den Knaben getroffen hätte, ſo hatte ich Euch dieſe zwei zugedacht." Der König nahm ihm dieſes wohl auf, und es deuchte alle, daß er kühn geſprochen habe. Als Wölund ſpäter an Nidhods Kindern ſich gerächt hat, fliegt er mit dem ſelbſtgefertigten Flughemd auf einen Turm und kündet dem Könige die Rache an. Nidhod zwingt den Egil, auf Wölund zu ſchießen. Dieſer aber zielt auf Verabredung nach einer blutgefüllten Blaſe unter dem linken Arm. Nidhod iſt zufrieden, da er Wölund für tödlich verwundet hält.

1) Symons a. a. O. S. 62.

Welcher Naturmythus der Sage vom Apfelschuß zu Grunde liegt, ist zweifelhaft. Wölund ist der Typus eines Alben, eines Zwerges. Mit seiner Albennatur haben sich vielleicht Züge einer altgermanischen Feuergottheit vermischt. Der alte Mime (nord. Mimir oder Regin) ist bald Zwerg, bald Riese. Nach Voluspá 28 ist er ein weiser Wassergeist, Herr der Binnengewässer, und wohnt in dem geheimnisvollen Dunkel eines Haines, wo der Mimirsbrunnen entsprang. Odin geht nach der tiefsinnigen nordischen Sage täglich zu diesem Quell, um neue Weisheit zu gewinnen, dafür dem Mimir sein Auge verpfändend (Untergang der Sonne im Meer). Die Gewässer sind nach germanischer Anschauung Urquell aller Weisheit. Wittich ist auch eine halbmythische Figur. Die Sage von Wieland dem Schmied lebte noch lange fort. In Westfalen, Holstein, Dänemark und Schweden halten mancherlei Schmiedesagen die Erinnerung an ihn fest.[1])

4. Die Sage von Walther und Hildegunde.

Mit ihr wird schon der Tertianer bekannt gemacht an der Hand einer prosaischen Inhaltsangabe oder auch eines Stückes aus dem Original in der Übersetzung. (Leseb. H.-P., Paldamus, Buschmann.) Der Obersekundaner erfährt, daß die Sage wahrscheinlich dieselbe mythische Grundlage hat wie die Hildesage, mit welcher sie auch in den Hauptmotiven übereinstimmt; letztere sind die Flucht eines Liebespaares, der Kampf um die Maid, das Anerbieten eines Schatzes zur Vermeidung eines Kampfes, die wundenheilende Thätigkeit der Jungfrau.[2])

5. Die Dietrichsagen.

Sie sind teils historisch (Wittichs Ausfahrt zu Dietrich, Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht, Dietrichs Heimkehr und Ende), teils märchenhaft (Sigenot, Ecke, Laurin, Virginal). Jene sind wichtig als Ergänzung der geschichtlichen Kenntnisse der Schüler, diese interessieren wegen der lebendigen Schilderung der Riesen- und Drachenkämpfe, auch wenn es ursprünglich Tiroler Lokalsagen sind, welche erst spät an die Gestalt Dietrichs angeknüpft sind. Sie veranschaulichen die mythologischen Vorstellungen von Riesen, Drachen, Zwergen und die Entstehung dieses Glaubens. Letztere hat niemand schöner dargestellt als Uhland, welcher auch die beste Erzählung der Dietrichsagen bietet (Schriften I, 41 flg.). Es empfiehlt sich, seine Erzählungen dem Unterricht zu Grunde zu legen. Übrigens bringen manche Lesebücher mit Recht schon für

1) Symons a. a. O. S. 61; Raßmann II, 259. 267.
2) E. H. Meyer S. 26; Symons S. 57; Jiriczek S. 128.

Quarta solche Dietrichsagen, seine Riesenkämpfe beschäftigen die Phantasie des Quartaners auch am meisten. Was die mythische Grundlage der Sagen anbetrifft, so ist die Annahme eines mythischen Dietrich und die Übertragung der Thorsmythen auf ihn nach Symons abzulehnen. Auch sein geheimnisvolles Verschwinden auf schwarzem Roß ist nicht mythisch, sondern in Italien nach ähnlichen Erzählungen über römische Könige erdichtet. Die Volkssage läßt ihn, wie Barbarossa u. a., in einen Berg entrückt oder zum wilden Jäger werden. Hildebrand, Wittich und Heime scheinen halbmythische Gestalten zu sein.

6. Die Ermanrich- und Ortnit-Wolfdietrichsage.

Sie können zum Schluß nach Uhlands Erzählung kurz besprochen werden. Ortnits Vater, der Zwergkönig Alberich, ruht in der Gestalt eines vierjährigen Kindes, obwohl er in der That 500 Jahre alt ist, unter einer Linde. Ortnit will ihn forttragen, erfährt aber plötzlich seine Stärke. Alberich schenkt dem Helden das treffliche Schwert Rose und beschützt ihn überall. Als Zwerg zeigt er sich in der Sage oft listig, verschlagen und diebisch. Dem Wolfdietrich erscheint auf der Flucht ein zottiges Waldweib, eine Waldelbin, welche ihn zur Ehe zwingt. Der Kern der alten, in der ursprünglichen Fassung von der Th. S. erhaltenen Ortnitsage und ihre mythische Grundlage ist der Kampf gegen dämonische Mächte um den Besitz einer Braut. Berchtung („der Glänzende"), der treue Vasall, und Sabene („der Kluge, Verschlagene"), der ungetreue Ratgeber, sind alte mythische Gegensätze (vergl. Symons S. 34).

IV. Zusammenfassende Gruppierung des mythologischen Gewinnes der Heldensage und der Gedichte der Mittelstufe, Ergänzung und Vertiefung desselben durch ausgewählte Eddalektüre.

Mit Rücksicht auf den Umfang des Aufsatzes möchte sich der Verfasser diesmal darauf beschränken, zunächst diejenigen mythologischen Kenntnisse kurz zusammenzufassen, welche dem Schüler aus der dargestellten Beschäftigung mit der Heldensage und aus sonstiger Lektüre von Dichtungen dieser Stufe sich von selbst darbieten, sodann kurz anzudeuten und vorzuschlagen, wieweit dieser Gewinn ergänzt und vertieft werden muß, eventuell mit Hilfe der Lektüre ausgewählter eddischer Lieder

1. Niedere Mythologie.

A. Der germanische Seelenglaube.

Dem reichen Gewinn des Lesebuches der Unterstufe gerade für die Kenntnis der niederen Mythologie ist nur wenig hinzuzufügen. Die

Sage von Hedin und Högni (Hildesage) ist das älteste Beispiel einer Gespensterschlacht (s. ob.). Die Seele des Helgi erscheint nachts der Sigrun auf dem Grabhügel und bittet sie, nicht mehr um ihn zu klagen. Sigrun ist die älteste Lenore (s. ob.). Siggeirs menschenfressende Mutter ist das Beispiel einer alten Hexe (s. ob.). Sigmund und Sinfjötli sind zeitweise Werwölfe (s. ob.). Nach dem Volksaberglauben können sich Menschen in solche „Männer in Wolfsgestalt" verwandeln. Hierbei ist ergänzend von den Berserkern zu sprechen. Auch als Fylgja (Folgerin) verläßt die Seele schon im Leben zuweilen den menschlichen Leib, die Seelen quälen als Druckgeister (Alp, Mare, Trude) die Menschen. Endlich wäre noch zu erwähnen, daß auch die Schwanenmädchen, Schildmädchen, Nornen auf dem Seelenglauben beruhen. Gemeingermanisch ist nur Urdr als Norne belegt. Die dreifache Thätigkeit der Nornen ist zu schildern.

B. Die elfischen Geister.

Snorris Einteilung in Lichtelfen und Dunkelelfen ist willkürlich. Von Zwergen begegnet uns Andvari (s. ob.), der sich in Hechtsgestalt im Wasser aufhält. Der größte Schmied ist Wieland, der „Albenfürst" (s. ob.). Viele Zwerge kommen auch in den Dietrichsagen vor, in denen auch die glänzende Wohnung der Zwerge anschaulich geschildert wird. Alberich, der Typus eines Zwerges, wird in der Ortnitsage geschildert (s. ob.). Hier trägt er eine Krone. Im N. L. ist er ein alter bärtiger Mann, Siegfried gewinnt ihm die Tarnkappe ab und macht sich ihn mit seinem Reiche unterthan. Zu den Waldgeistern gehört das zottige Weib in der Ortnit-Wolf-Dietrichsage (s. ob.). Der Typus eines „wilden Mannes" ist am besten im „Iwein" geschildert; er hat ein ellenbreites Gesicht, einen Kolben in der Hand und ist Hüter wilder Tiere an dem Brunnen.

C. Die Riesen.

In den Dietrichsagen spielen sie als Gegner Dietrichs eine große Rolle. Wasserriesen sind Wate (Gudrunsage) und Waghild (Wielandsage), Eisriesen sind die dämonischen „Isungen" (Eismänner) in der Ortnitsage. Ergänzend muß auf den nordischen Riesenglauben eingegangen werden. Jotunheim ist das nordische Riesenland. Thjazi ist der Sturmriese des nordischen Hochgebirges. Die Bergriesen sind im Norden besonders ausgebildet. Ein solcher ist der riesische Baumeister der Götterburg, von welchem Sn. E. Gylfag. Kap. 42 erzählt; Wagner benutzt diese Sage im „Rheingold" (s. ob.).

Vom Riesen Thrym handelt die Þrymskviþa. Nordische Wasserdämonen sind Ägir und Ran, Hymir (in der Hymiskviþa), die Midgardschlange, der Fenriswolf, der Wassergeist Mimir (s. ob.). Die Mythen von ihnen sind kurz zu erzählen.[1])

2. Die höhere Mythologie.

A. Der altgermanische Himmelsgott.

Da er ursprünglich der einzige und höchste gemeingermanische Gott war, muß im Unterricht von ihm näheres erzählt werden.[2]) Er hieß Tiwaz (Dyâus, *Ζεύς*, Ju-piter, ahd. Ziu, an. Tyr, von den Römern durch Mars übersetzt, vergl. Tuesday, Ziestac, ferner den bayerischen Er, den sächsischen Saxnôt) und stand noch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. überall im Mittelpunkt des Kultus, nachdem er bald, dem germanischen Charakter entsprechend, zum Kriegsgott geworden war. Seine Frau ist Frija, die mütterliche Erde. Außer diesen beiden sind nur noch Wodan (Odin) und Donar (Thor) gemeingermanisch, welche sich aus Attributen des Himmelsgottes entwickelten: Tiwaz Wôdanaz ist der Himmelsgott als Sturmgott, Tiwaz Thonaraz als Donnergott. Nur im Norden entstanden aus seinen Attributen Freyr, Baldr, Heimdall.

B. Die aus den Attributen des Himmelsgottes entstandenen Gottheiten.

a) Freyr-Njordr.

Beide sind Vertreter der Wanen, d. h. der alten Lichtgottheiten. Der Krieg zwischen Asen und Wanen war ein Kultkrieg. Freyr wurde besonders in Schweden verehrt, man opferte ihm Pferde, Eber, Ochsen, man schwur bei ihm. In Uppsala stand sein Tempel. Er war der Gott des fruchtbaren Regens und der Fruchtbarkeit, des Friedens und Wohlstandes. Daher fand auch zu seinen Ehren ein Umzug statt wie der der Nerthus. Seine Mythen lassen uns ihn deutlich als den Himmels- und Sonnengott erkennen. Schöne Licht- und Frühjahrsmythen sind Freyrs Werbung um Gerd (Skírnismál) und Svipdags Werbung um Menglod (Fjolsvinnsmál). Die Lektüre dieser Lieder, namentlich des ersteren, welches zu den schönsten eddischen Liedern gehört, wurde schon oben empfohlen.

---

1) Etwa nach Golther, Götterglaube der Germanen, Dresden 1894. Ehlermann.

2) Vergl. Warnatsch, der ein Lesestück in Tertia hierüber verlangt.

b) Baldr-Forseti.

Er ist identisch mit Freyr und der lichte, glänzende Himmelsgott. Seine Mythen sind zwar junge, nordische Dichtungen und sie haben sich vielleicht unter christlichen Einflüssen entwickelt, aber sie besitzen hohe poetische Schönheit und ethischen Gehalt. Daher ist es wünschenswert, ein möglichst vollständiges Bild von ihm zu geben. Die Charakterisierung des Gottes im allgemeinen kann sich anschließen an Gylfag. Kap. 22 (Gering S. 316) und Grimnismál 12 (Gering S. 71). Dann folgt eine zusammenhängende Darstellung seines Todes und seiner Wiederkehr: 1. Odin bei der Wolwa. (Baldrs draumar, ein Gedicht von schauerlich-schönem Charakter, verwendet in Wagners „Siegfried", vergl. oben). 2. Der Mord (Gylfag. Kap. 49, Gering S. 343; dazu Voluspá 32/33, Gering S. 8/9 und Loka senna 28, Gering S. 35). 3. Der Leichenbrand (Gylfag. Kap. 49). 4. Hermods Helritt (Gylfag. Kap. 49). 5. Die Blutrache (Lied von Hyndla Str. 30, Gering S. 123). 6. Baldrs Wiederkehr (Vsp. 62 und Gylfag. Kap. 53).

Dem ist noch hinzuzufügen, daß nach isländischen Quellen Baldrs Tod das Vorspiel zum Untergang der Götter (Götterdämmerung) war. Saxo erzählt von einem Kampfe zwischen Baldr und Hotherus um Nanna (vergl. die Hildesage), in welchem ersterer fällt. Die Natursymbolik des ganzen Baldrmythus ist wohl der Sieg der Finsternis über das Licht, des Sommers über den Winter. Die Sage stellt einen Licht- und Jahreszeitenmythus dar. Ähnlich wird der Kampf zwischen Winter und Sommer in Volkssagen und Volksbräuchen (Maifeste) noch jetzt dargestellt, wovon man anschauliche Beispiele erzählen möge.

c) Heimdall.

Er ist auch ursprünglich ein Wane und Lichtgott, nämlich das am Horizont sich zeigende Tageslicht. Als Wächter der Götter ruft er mit seinem Horn zum letzten Kampf. Über ihn kann man sich kurz fassen, die Lektüre der Rígsþula (Rig-Heimdall) ist unnötig.

d) Wodan-Odin.

aa) Die Entwickelungsgeschichte der Wodansverehrung.[1])

Entstanden aus Tiwaz Wôdanaz, d. h. dem Himmelsgott als Sturmgott, verbreitet sich der Wodanskult von Niederdeutschland über Mitteldeutschland, Dänemark, Skandinavien.

---

1) Vergl. Mogks Mythol. in Pauls Grundriß.

bb) Wodan als Windgott.

Die gemeingermaniſche Sage vom wilden Jäger (vergl. die Gedichte von Bürger und Julius Wolff und „das wilde Heer" von Scheffel), welche auch zum Seelenglauben gehört, iſt hier in ihren Variationen zu beſprechen. Auch gehört hierher das Bild von Wodan als dem einäugigen Wanderer in grauem Bart, mit Schlapphut und Mantel; die Schüler kennen es ſchon aus der Sigurdſage (vergl. oben auch Baldrs draumar und Vafþruþnismál).

cc) Wodan als Totengott (aus bb entſtanden).

Er iſt Führer der Toten, der wilden Jagd, im Norden Walvater, der die kampftoten Helden zu ſich nach Walhalla ruft. Als Totenſchiffer entführt er die Leiche Sinfjötlis (ſ. ob.).

dd) Als Gott der Fruchtbarkeit

(Wind bringt ſie!) erhält er Ernteopfer. (Wodelbier und andere Volksbräuche!)

ee) Wodan als Kriegsgott.

Dieſes Bild iſt beſonders im Norden von den Skalden glänzend ausgemalt. Geſchmückt mit goldenem Helm und goldener Brünne, gewappnet mit dem Speere Gungnir (der Blitz), reitet er auf dem achtfüßigen Schimmel Sleipnir (die Wolke), von zwei Raben und zwei Wölfen begleitet, lenkt das Geſchick der Schlachten und nimmt auch wohl am Kampfe teil. An ſeinem Speere zerſpringt Sigmunds Schwert (ſ. ob.). Er iſt Stammvater der Heldengeſchlechter (z. B. der Völſungen), zu ihm kommen auch die kampftoten Recken. Von Walhalla müſſen die Schüler ein anſchauliches Bild erhalten. Urſprünglich Totenreich, wurde es in der Wikingerzeit zum nordiſchen Kriegsparadies, allerdings mehr für die Welt der Skalden und nordiſchen Fürſtenhöfe als des Volkes. Aber die Ausmalung der Halle und des Lebens daſelbſt iſt ſchön und anſchaulich (Grímnismál 8—10, 22, 23), wie auch die Schilderung der Ankunft der Helden in Walhall, z. B. Eiriks und Hakons. Dasſelbe gilt von dem nordiſchen Walkürenglauben. Typiſche Bilder der Walküren bieten die Brynhildtragödie, die Wieland- und Helgiſage.

ff) Wodan als Gott der Weisheit und Dichtkunſt.

Er iſt Erfinder der Runen, daher Zauberer und Wunderer (vergl. den zweiten Merſeb. Zauberſpruch), mächtig des Heilzaubers, Kräuterſegens, Liebes- und Totenzaubers, vertraut mit den Dichterrunen und aller

höheren Weisheit. Es empfiehlt sich, Proben aus dem Hávamál (s. ob.) und Vafþruþnismál zu lesen, dem Wettstreit Odins mit einem Riesen in Mythenrätseln und Rätselfragen, welchen Wagner im „Siegfried" benutzt hat (s. ob.). Von Odins Beziehung zu Mimir war schon die Rede.

e) Loki-Ullr-Hönir (der winterliche Himmel).

Loki und Hönir kommen in der Sage vom Hort vor. Bei ihnen braucht man sich nicht lange aufzuhalten. Loki ist ein nordischer Gott, die winterliche Seite des alten Himmelsgottes, der Beherrscher der im Winter abgestorbenen Natur, der alles endende Gott, der Mitothinus Saxos. Er führt Baldrs Tod herbei und entwickelt auch beim Weltuntergang eine vernichtende Thätigkeit.

f) Donar-Thor (der Himmelsgott als Donnerer).

Da er ein gemeingermanischer Gott ist, müssen kurz seine Entstehung, sein Name und die auf ihn zurückgehenden Eigennamen (Donnerstag, Thursday, Donarsberg u. s. w.) erläutert werden. Von dem Bilde des deutschen Donar sind leider nur wenig Züge überliefert.[1]) Um so glänzender ist dasjenige des nordischen Thor (Sn. E. Gylfag. Kap. 21, Gering S. 315), des eigentlichen Hauptgottes des Volkes, des Gottes des luftreinigenden, segensreichen und fruchtbaren Gewitters, des unermüdlichen Bekämpfers der kulturfeindlichen Riesen und Beschützers des Ackerbaues, des Rechtes und der Familie. Er ist überall Freund der Menschen, eine durchaus ethische Gestalt. Höchst anschaulich und mit köstlichem Humor sind seine gewaltigen Kämpfe gegen den Steinriesen Hrungnir (Sn. E. Gering S. 359, mit Uhlands schöner Deutung, Schriften VI, 29) und gegen den Thursenherrscher Thrym (þrymskviþa, Gering S. 18), sowie die Gewinnung des Bierkessels (Hymiskviþa, Gering S. 23, mit Uhlands Deutung) geschildert. Sie seien zur Lektüre empfohlen, wie auch die Episode Thors mit dem Riesen Skrymir (Sn. E. Gylfag. Kap. 45), welche zwar jung ist, aber von der Riesengröße einen anschaulichen Begriff giebt. Auf die Sagen von Thor und Geirröd, Alwis, Harbard kann man verzichten.

C. Die Göttinnen.

Sie gehen alle zurück auf die gemeingermanische Himmelsgöttin (die Erde), welche auch als Erdgöttin, Toten- und Windgöttin auftritt. Auf die gemeingermanische Erdgöttin bezieht sich die feierliche Prozession der Nerthus, ein Frühjahrsumzug zu Ehren der neuerwachten Mutter Erde (vergl. Freys Umzug). Hierbei sind die alten

1) Vergl. Golther, Handbuch der germ. Mythol. 1895, S. 242 flg.

und neuen Frühlingsfeste, die Überreste jener Prozession, zu erwähnen, z. B. ein niederländisches aus dem 12. Jahrhundert, das Sechseläuten in Zürich, das Einholen des Maigrafen, die Schützenfeste, die Maifeste in niedersächsischen Städten, in Schwaben und in der Pfalz, am Niederrhein im Bergischen u.s.w.[1]) Auch in Flursegen und Bittgängen äußerte sich der Kult der Erdgöttin. Die Gestalt der deutschen Totengöttin (Fricke, Frau Holle, Holda, Perchta, die weiße Frau; vergl. Hörselberg, Venusberg, die wilde Jagd) tritt dem Schüler schon auf der Unterstufe entgegen (Märchen „Frau Holle", „Die Gänsehirtin am Brunnen"; Goethe, Der getreue Eckart). Die nordische Totengöttin ist Hel, von welcher bei Hermods Helritt im Baldrmythus schon gesprochen ist. Aus der Himmelsgöttin entwickelten sich ferner Frija-Frigg und die isländische junge Göttin Freyja. Die deutsche Frija wurde besonders in Niederdeutschland als Gattin Wodans verehrt und entspricht im übrigen der deutschen Erd- und Totengöttin, die nordische Frigg erhielt ihre Stellung als Odins Gattin und Göttermutter von den Skalden. Der Mythus von ihrem Halsband (Brisingamen) und von Menglöd ist schon oben erwähnt. Die isländische Freyja ist als junge dichterische Schöpfung der Isländer der Wikingerzeit ohne besondere Bedeutung, wie auch die Zahl der übrigen jungen nordischen Göttinnen.

D. Weltschöpfung und Weltuntergang.

Die meisten Lesebücher enthalten Lesestücke über Schöpfung, Untergang und Erneuerung der Welt, auch hat man die Lektüre der Voluspá vorgeschlagen. Da aber dieses eddische Gedicht viele unwichtige Namen enthält und dadurch schwer verdaulich ist, so empfiehlt es sich vielleicht mehr, den Schülern den Inhalt zu erzählen und dabei besonders packende, poetisch schöne Stellen aus dem Gedicht vorzulesen, z. B. für die Schöpfung Vsp. 3—8, 17—18, 20—24, mit Gerings Anmerkungen, dazu Vsp. 19 und Grímnismál 31 und 35 (Weltesche), für den Weltuntergang Vsp. 41—66 und Gylfag. Kap. 49—54.

Der zweite, abweichende Schöpfungsbericht der Sn. E. (Gylfag. Kap. 4—9) kann wohl übergangen werden. Die poetischen Schönheiten und ethischen Grundgedanken der Sage von der Götterdämmerung sind schon oben gewürdigt. Zwar sind diese Sagen nicht gemeingermanisch, sondern nordisch und vielleicht auch christlich beeinflußt, doch wird dadurch der unvergängliche Wert dieses geschlossenen Weltdramas nicht beeinträchtigt.

---

1) Vergl. Mogks Mythol. S. 1101; Golthers Handbuch S. 454; Sach, die deutsche Heimat, Halle 1885, S. 37 flg.

3. Der Kultus.

Wenn man noch Zeit hat, kann man auch einiges von den gottesdienſtlichen Formen, dem Götterdienſt in der Rechtsordnung, im Kriege, im alltäglichen Leben, von dem Hergang des Opfers (Hausopfer, Hirten- und Bauernopfer), von feſtlichen Umzügen und ſtändigen Jahresfeſten (Julfeſt u.ſ.w.), von Tempeln, Götterbildern und Prieſterweſen erzählen.[1]) Überall finden ſich Anknüpfungspunkte hierfür, ſowohl im deutſchen Unterricht, als auch in der Geſchichte und fremdſprachlichen Lektüre.

Die Rückertſche Parabel vom Manne im Brunnen.

Von **G. Zart** in Cüſtrin.

Friedrich Rückert veröffentlichte im Jahre 1822 (nach anderen 1823) ein Gedicht, das er kurzweg „Parabel" nannte: Es ging ein Mann im Syrerland, führt' ein Kamel am Halfterband u.ſ.w. Wir nennen es, um es von andern Parabeln zu unterſcheiden, die Parabel vom Manne im Brunnen. Jeder, der den Anfang desſelben lieſt und die Nutzanwendung am Schluſſe hinzunimmt, wird auf die Vermutung kommen, daß das Gedicht orientaliſchen Urſprungs iſt. So iſt es auch. Rückert hat ein perſiſches Gedicht des berühmten Dſchelaleddin Rumi zu Grunde gelegt, das er in der ihm wohlbekannten Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (S. 183) von Joſeph v. Hammer gefunden hatte. Dieſes Werk des verdienſtvollen Orientaliſten war vier Jahre vorher (1818) in Wien herausgekommen. Nicht leicht werden zwei verſchiedene Überſetzer auf den gleichen, ſonſt ungewöhnlichen Reim „Syrerland-Halfterband" verfallen. Auch iſt in beiden Gedichten der Rhythmus (um den althergebrachten Ausdruck beizubehalten) jambiſch, hie und da mit überzähliger Senkung, ſo daß dann an die Stelle des männlichen Reims der weibliche tritt.

Das perſiſche Gedicht lautet in der v. Hammerſchen Überſetzung folgendermaßen:[2])

Haſt du gehört, daß man im Syrerland
Einſt führte ein Kamel am Halfterband?
Vor Unmut fing es an, voll Zorn zu ſchnaufen
Und in die Wüſte dann hinauszulaufen.
Und in die Wüſte lief das trunkne Tier

---

1) Anſchaulich geſchildert in Golthers Handbuch S. 544 flg., auch in Mogks Mythologie.

2) Die beiden Einleitungsverſe ſind als nichtsſagend weggelaſſen.

Auf einen Mann los, ihn zu töten ſchier.
Der Mann ſah auf dem Wege einen Bronnen,
Den er als Zufluchtsort für ſich gewonnen.
Sobald als das Kamel zum Brunnen kam,
Der Mann hinunter ſeine Rettung nahm.
Gar ſchauerlich wollt' es ihn dort bedünken:
Nur Dornen zu der Rechten und zur Linken;
Er klammerte ſich feſt an mit der Hand,
Indes ſein Fuß in einer Spalte ſtand.
Auf einmal ſah er dorten einen Drachen,
Der gegen ihn aufſperrte ſeinen Rachen.
Er zeigte ihm ein fürchterlich Gebiß,
Und heiß ward es dem Manne für gewiß.
Von oben das Kamel, der Drach' im Bronnen,
Dem Jüngling war das Blut zu Eis geronnen.
Auf einmal ſchaute er ein Mäuſepaar,
Die eine ſchwarz und weiß die andre war.
Sieh! Es gefiel der ſchwarzen und der weißen,
Mit ihrem Zahn die Dornen zu zerreißen.
Sie gruben nach und nach die Sträuche aus
Und füllten ſo den Brunn' mit Schutt und Graus.
Mit vieler Mühe machten die zwei Mäuſe
Dem Drachen einen Weg auf dieſe Weiſe.
Er drängte ſich durch dieſen Schutt und Graus
Mit vieler Mühe aus dem Brunn' hinaus.
Nun war Kamel und Drach' und Mäuſ' verlaufen,
Und freier mochte nun der Jüngling ſchnaufen.
Er war gerettet diesmal, wie er ſah,
Doch trieb ihm nun der Hunger aus ein kaltes Ah!
Auf einmal ſah er, daß von einem Zweige
Sich Manna ſüß gekernet niederbeuge.
Von Manna brach er ab ein Stück, nicht faul,
Erfriſchend ſich damit das öde Maul.
Und ob der Süßigkeit von dieſem Eſſen
War alle Furcht im Augenblick vergeſſen.
Vernimm die Lehr': Der Mann biſt du, o Freund,
Dem dauerhaft der Reiz der Welt erſcheint.
Du biſt der Mann, die Welt des Brunnens Tiefen.
Was die vier Tiere, ſo von dannen liefen?
Es ſtellet vor der Drach' im Brunnengrund
Der Hölle aufgeſperrten Flammenſchlund.
Und was iſt das Kamel, das oben ſteht,
Wohl als der Tod, der aus nach Beute geht?
Und was die beiden Mäuſe ſchwarz und weiß
Als Tag und Nacht? Weh' dem, der es nicht weiß
Und was bedeutet, daß die beiden Mäuſe
Den Dornenſtrauch entwurzelten ganz leiſe?
Das Leben iſt's, das untergraben wird.
Und weißt du, welchen Sinn die Manna führt?
Es wird dir vorgeſtellt durch dieſes Eſſen

Die Sinnenluſt, ſo alles macht vergeſſen
Mit ſoviel Feinden und in ſolcher Not
Suchſt du die Luſt! Wirſt du vor Scham nicht rot? [1])

Soweit das Gedicht aus dem zweiten Divan Dſchelaleddin Rumis. Es iſt nicht ſchwer, die Vorzüge der Rückertſchen Wiedergabe der Parabel zu erkennen. Zunächſt fällt in die Augen, daß der deutſche Dichter die perſiſch-deutſchen Verſe um je einen Versfuß gekürzt hat. Weiter zeigt ſich, daß er unreine und ſchlechte Reime wie „bedünken—Linken", „Mäuſe—Weiſe", „Zweige—beuge", „wird—führt", ſowie den identiſchen Reim „weiß—weiß" gemieden hat. Die geſchmackloſen Ausdrücke „kaltes Ah!", „das öde Maul" und „ſchnaufen" finden ſich bei ihm nicht. An die Stelle der breiten, läſſigen Erzählungsart iſt Gedrungenheit und Knappheit der Darſtellung getreten. Ebenſo hat der Inhalt gewonnen. Aus den zwei Perſonen, dem Kamelführer und dem verfolgten Manne, iſt eine einzige Perſon geworden. In der Überſetzung v. Hammers ißt „der Jüngling" von dem Manna erſt, nachdem er der Gefahr mit einem Ah! entronnen iſt, und vergißt „von dieſem Eſſen" alle Gefahr, in der er ſich befunden hat. Wieviel packender und lehrreicher iſt es, ihn mit Rückert mitten in den Gefahren naſchen zu laſſen! Dort iſt der Hunger die Urſache, hier die ſinnliche Begier und die Augenluſt. Sie deuchten ihm zu eſſen gut, heißt es bei Rückert mit leiſem Anklang an die bibliſche Erzählung vom Sündenfall. Mit großem Geſchick hat Rückert den Dornenſtrauch in einen Brombeerſtrauch und das Manna in Beeren dieſes Strauches verwandelt. Das wurde freilich dadurch nahegelegt, daß der Dornſtrauch, an dem das Manna hing, das Leben bedeuten ſollte. Nicht nur iſt das natürlicher und für uns Abendländer verſtändlicher, es tritt dadurch auch das Begehrliche und Leichtſinnige in ein helleres Licht. Denn es gilt nicht, den Wahn zu bekämpfen, daß der Reiz der Welt dauerhaft ſei, wie es bei v. Hammer heißt, ſondern zu zeigen, daß der Menſch große und mannigfache Gefahren gering ſchätzt, wenn er nur geringfügige Genüſſe des Augenblicks erhaſchen kann, und daß jedes Menſchenleben ſolche unbeachtete Gefahren in ſich trägt. Auch im einzelnen iſt Rückerts Deutung einfach, natürlich und auf jeden anwendbar. Der Drache unten iſt bei ihm nicht die mohammedaniſche Hölle, ſondern der Tod, folglich das Kamel oben nicht der Tod, ſondern die Angſt und Not des Lebens, und der Strauch nicht das menſchliche Leben, ſondern der Träger des Sinnenreizes. Nur die Mäuſe haben dort wie hier dieſelbe Rolle und Bedeutung.

1) Die beiden letzten Verſe ſind hier weggelaſſen, weil ſie für das Ganze bedeutungslos und für den deutſchen Leſer unverſtändlich ſind.

Selbst gegenüber der Urquelle, aus der sowohl das persische als das deutsche Gedicht geflossen ist, behauptet die Rückertsche Fassung ihre Vorzüge. Indien ist die Heimat dieser Erzählung, die Dschelaleddin den Mohammedanern dadurch mundgerecht machte, daß er den Elefanten in ein Kamel und den Baum in einen Strauch verwandelte. Auch hat er die vielen Schlangen, das fürchterliche Weib und die Raubtiere aufgegeben. In dem großen Heldengedichte Mahâbhârata heißt es XI, slôka 125 flg.: Ein Brahmane, welcher aus einem von Raubtieren und Schlangen erfüllten, rings mit Netzen umstellten, von einem fürchterlichen Weibe umspannten Walde einen Ausgang sucht, fällt in einen überwachsenen Brunnen, wo er, den Kopf nach unten, in den Verzweigungen der Schlinggewächse hängen bleibt. Unter sich erblickt er eine gewaltige Schlange, über sich am Rande des Brunnens einen sechsköpfigen, zwölffüßigen Elefanten; der Baum, an dem er hängt, wird von schwarzen und weißen Mäusen benagt. Der Gefahr nicht achtend, trinkt der Mann den Honig, welcher aus den Nestern der in den Zweigen hausenden Bienen zu ihm herabrinnt. — Der Wald ist der Samsâra (die bunte Sinnenwelt), die Tiere des Waldes die Krankheiten, das Weib das Alter, der Brunnen der menschliche Leib, die Schlange die Zeit, die Ranke die Lebenshoffnung, der Elefant das Jahr mit seinen sechs Jahreszeiten und zwölf Monaten, die Mäuse die Tage und Nächte, die Bienen die Begierden, der Honig die sinnlichen Genüsse.

Eine andere Fassung liegt in der Hemaćandra II, slôka 191 flg. vor. Nach dieser gehört der Mann zu einer von Raubtieren überfallenen Karawane. Außer der Boaschlange in der Tiefe des Brunnens werden vier andere Schlangen, an dessen Seiten, erwähnt. Wir finden hier einen Feigenbaum, dessen eine Luftwurzel in den Brunnen hinabreicht. Die vier Schlangen bedeuten Zorn, Stolz, Trug und Begierde, die Bienen die Krankheiten, der Elefant den Tod, die Boaschlange die Unterwelt ꝛc. Wenn Dschelaleddin diese Form der Erzählung gekannt hat, dürfte er von ihr ausgegangen sein, nicht von der ziemlich verworrenen und phantastischen brahmanischen, in welcher bald von Verzweigung überhaupt, bald von dem Baume, bald wieder von Schlinggewächs (valli) die Rede ist. In der zweiten Fassung wird der himmlische Baum genauer als Feigenbaum (ficus religiosa) bestimmt.

Die Buddhisten geben dem Ganzen wieder eine andere Fassung und Deutung. Mir scheint es, daß eine uralte Erzählung, die ein mythologisches Element in sich trug, von jeder Religionsgemeinschaft in ihrer Weise umgeformt und zugestutzt wurde. Es ist nicht ohne Grund, daß Jacob Grimm (Deutsche Mythologie, 1. Aufl. 460 flg., 4. Aufl. 666 flg.) die altnordische Vorstellung von der Esche Yggdrasil, den sie bewohnen-

den vier Tieren und dem triefenden Honig zum Vergleiche heranzog; denn die altindischen Erzählungen deuten auf einen himmlischen Baum, von dem Soma träuft. Das Lehrhafte haben die Brahmanen hineingebracht und dabei die Erzählung selbst so gestaltet, daß sie von vornherein als Parabel oder Gleichniserzählung auftrat. Echt indisch ist nicht bloß der Feigenbaum mit seiner Luftwurzel, sondern auch das Verfolgtwerden durch einen Elefanten und der damit zusammenhängende Sturz in eine Grube. In einer der Upanischaden (IV, 3, 20) heißt es von einem Träumenden: Wenn man sozusagen (as it were) ihn tötet, ihn überwältigt, ihn ein Elefant jagt und er in eine Grube fällt, so bildet er sich aus Unwissenheit die Gefahr ein (he fances), welche er gewöhnlich im Wachen erblickt. Diese, wie man sieht, dem alten Inder geläufigen Vorstellungen haben die Brahmanen offenbar benutzt. Auch steht der Elefant mit dem indischen Feigenbaume in enger Beziehung, da er dessen Blätter gerne frißt. Dazu kommt, daß eine Episode aus dem Mahâbhârata (I, slôka 1025 flg.), welche wir seit Jacob Grimm (Deutsche Mythologie, 4. Aufl. III, 238) kennen, in denselben Vorstellungskreis gehört. Es ist die Sage von dem Brahmanen Jaratkâru, dessen Vorfahren an einem Seile über einem Abgrund hängen. Von diesem Seile ist nur noch ein Faden übrig, an dem eine Maus nagt. Er wird von den Ahnen gebeten zu heiraten, damit sie nicht verloren seien. Denn nach indischer Vorstellung werden die Vorfahren durch die Opfer der Nachkommen erfreut und genährt.[1]) Wiederum sehen wir hier das Mythologische hineinspielen, nur freilich nicht das den Indogermanen gemeinsame. Aus alledem ergiebt sich, daß die Erzählung vom Manne im Brunnen alt ist, aber nicht so alt, daß wir nicht noch ältere Formen und Elemente derselben annehmen könnten.

Auch dieses Mal, wie so oft, haben Araber den Europäern die indische Erzählung vermittelt. Sie steht sowohl in „Bilauhar und Joasaph" als in „Kalilah und Dimnah". Der christliche „Barlaam und Joasaph" wurde ins Mittelhochdeutsche übersetzt, und so lernte u. a. Eberhard der Rauschebart von Württemberg unsere Parabel kennen. In diesem Werke ist das Einhorn der Typus des Todes, die Grube bedeutet die mit Übeln und todbringenden Gefahren (παγίδων) angefüllte Welt, das von zwei Mäusen benagte Gewächs das von den Jahreszeiten und Tag und Nacht aufgezehrte Leben, die vier Schlangen die vier Elemente, welche den Körper aufbauen, der Feuerdrache den Bauch der Unterwelt, der Honig die Süßigkeiten der Welt. Noch wichtiger ist, darauf hinzuweisen,

1) Vergl. auch Boxberger in den neuen Jahrb. f. Philol. u. Pädag. Bd. 106 S. 143 flg.

daß in Veranlassung und wohl auch unter Mitwirkung desselben Eberhard eine Bearbeitung des arabischen Kalilah und Dimnah unter dem Titel „Buch der Beispiele der alten Weisen" (Ulm 1480) und darin eine Übersetzung unserer Parabel erschien. Die letztere lautet folgendermaßen: „Der Mensch wird recht vergleichet einem Mann, der flohe einem Löwen, der ihn jagt und kam zu einem tiefen Brunnen und ließ sich darein und hielte sich mit seinen Händen an zwei kleine Reislein, so beim End des Brunnens gewachsen warend und seine Füß setzte er auf einen walzenden Stein u sahe vor ihm hergehen vier Thier mit geduckten Häuptern u begehrten ihn zu verschlinden u da er sein Gesicht von ihnen hinunterkehrte, da sahe er einen grausamlichen Drachen mit aufgethanem Mund unter ihm in dem Grund des Brunnens, bereit in seinem Schlund ihn zu empfahen. Und nahme wahr, dß bei den zweien Reisern, daran er sich hielt, ein schwarz u ein weiße Maus waren, sie abzunagen nach ihrem Vermögen. Dieser Mensch, da er in so großen Ängsten stund u nit wißte, wenn sein Ende da war, da sahe er neben ihm zwischen zweien Steinen ein wenig Honigseims, darvon er leckte mit seiner Zungen und durch Empfindung der kleinen Süßigkeit vergaß er ihm selber fürzusehen, wie er von seiner Angst gelediget werden möcht, bis er fiel u verdarb. Ich vergleich den Brunnen dieser Welt. Die vier Thier die vier Element, von den alle Menschen zu dem Tod gefordert werden. Die zwei Reis das Leben des Menschen; die weiße Maus der Tag, die schwarze Maus die Nacht, die stets das Leben des Menschen abnagend. Durch den Drachen das Grab des Menschen, das sein alle Stund wartet, das wenig Honigseim der zergänglich Wolluſt dieser Welt, durch den sich manch Mensch in ewige Unruw versenket." So das Buch der Beispiele.

Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß Hans Sachs sein Gedicht „Ein Bild des Menschen elenden, gefährlichen Lebens" vom Jahre 1557 aus der entsprechenden Stelle der deutschen Übersetzung von „Kalilah und Dimnah", genannt „das Buch der Beispiele der alten Weisen", genommen hat.

Dagegen können wir in anderen deutschen Erzählungen, die man zum Vergleiche heranzuziehen geneigt sein könnte, nur eine entfernte Ähnlichkeit, nicht gleichen Ursprung finden. So in der schweizerischen Sage, welche die Brüder Grimm unter Nr. 216 mitgeteilt haben, in der ein Mann in eine Grube zwischen zwei Drachen stürzt und während seines dortigen Aufenthaltes sich von einer salzigen Flüssigkeit nährt, die aus den Felswänden hervorschwitzt. Oder in einer Stelle des „Wunderbarlichen Vogelnestes" von Grimmelshausen, wo der Held der Erzählung vor Wölfen auf einen Baum flüchtet und sich dort

durch zwei Schlangen bedroht sieht. Da erinnern doch nur die Schlangen an die altindische Erzählung.

So groß auch die Veränderungen, denen der Stoff der Parabel bei der tausendjährigen Wanderung ausgesetzt gewesen ist, und so mannigfach und oft künstlich die Deutungen sein mögen, die er auf seiner Wanderung erfahren hat, ist er doch für die Völker des Westens wie für die des Ostens, selbst für die Chinesen anziehend und lehrreich gewesen. Denn alle haben sich an der Parabel erbaut und ergötzt: Brahmanen und Buddhisten, Muslime und Juden, katholische und evangelische Christen.

Sprechzimmer.

1.

Zwei neue Briefe Karls v. Holtei.

Dem Berichterstatter sind aus Anlaß des kürzlich gefeierten hundertsten Geburtstages v. Holteis zwei bisher noch nie veröffentlichte Briefe des Dichters an seinen Vetter bekannt geworden. Wir erachten es für angemessen, dieselben auch an dieser Stelle einem größeren Publikum zur Kenntnisnahme zu unterbreiten, zumal sie ein treffliches Zeugnis von Holteis gemütlichem und naivem, mit Gefühlstiefe verbundenem Naturell abgeben. Sie lauten:

Gräz in Steiermark, 18ten Febr. 63.

Geehrter Herr und Vetter!

Auf Ihre liebe, mich sehr erfreuende Zuschrift vom 12ten müßte ich Ihnen, meiner Pflicht und meinem Wunsche gemäß, einen recht ausführlichen Brief schreiben. Doch damit ist's bei mir schlecht bestellt. Ich habe so unermeßlich viel nach allen Seiten hin zu Correspondiren, und darf daneben, will ich nicht meine litterarischen Verbindlichkeiten brechen, die Feder des Büchermachers nicht aus der Hand legen; und da nun letztere ein Wenig gichtlahm, und die Sehkraft der müden alten Augen viel abgenützt ist; so gerathen meine Episteln, Gott sey's geklagt — (da haben Sie den blinden Hessen!) — immer schrecklich kurz, und ziehen mir entsetzliche Vorwürfe zu.

Für's Erste lassen Sie sich freundlichst unter den Lebenden begrüßen; denn ich habe Sie, in Folge einer Verwechslung mit Bruder und Schwester wahrscheinlich, ebenfalls unter den Verstorbenen nennen hören. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück; d. h. weniger zum Leben selbst, als vielmehr zu jener genügsamen Zufriedenheit, deren wohlthuender

Ausdruck ihre Zeilen durchweht. Und obgleich ſonſt unter meinen vielen Fehlern und Sünden der Neid niemals eine Rolle ſpielte, könnte ich Sie beneiden um Ihr ländliches Daſein. Das führt mich auf die Mittheilung, die Sie mir über die Kurländ. Majoratsangelegenheiten und über unſern dortigen Verwandten den Major machen. Ich habe während meines Mitauer Aufenthaltes mit ihm und der ganzen Schwägerſchaft: Korff's, Düſterloo's pp. viel verkehrt, doch hat Er ſich wohl gehütet, nur eine Silbe davon zu erwähnen, daß er einen ſolchen Bock geſchoſſen. Noch mehr jedoch überraſcht mich die Erwähnung ſeines Sohnes, von deſſen Exiſtenz ich nie gehört habe! War der 1838 noch nicht geboren? Ich kannte nur die Tochter Marie, zu deren Vermählung ich auf Verlangen unſeres ebenfalls vervetterten NB. ich bitte: nicht etwa „verwetterten" zu leſen, denn er iſt ein lieber Mann! Alexander von Stempel ein Polterabendgedicht einzuſenden hatte. Na, ich gönne den ruſſiſchen Holteys alles Gute und ihr Geld. Die preußiſchen ſind nicht auserkoren im Ueberfluſſe zu ſchwelgen; das weiß ich am Beſten, und Sie mögens wohl auch erfahren haben. Ihren für meine beſcheidenen Erzeugniſſe ehrenvollen Wunſch: eine vollſtändige Sammlung aller von mir verfaßten Bücher aufzubewahren, will ich mich zu erfüllen gern bemühen, werde aber um Nachſicht bitten, wenn die Ausführung auf ſich warten läßt. Ich habe viel und Vielerlei zuſammengeſchmiert in einer fünfundvierzig-jährigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, und weiß kaum, wo ich Dies und Jenes noch auftreiben, und wie ich es erlangen ſoll? Ich ſelbſt beſitze faſt nichts von meinen Büchern. Was ich an Autor-Exemplaren von den verſchiedenen Verlegern erhielt, wurde regelmäßig von „guten Freunden" ausgeliehen, und natürlich niemals zurückgegeben. So wird es Zeit brauchen, bis der alte Hirt die zerſtreute Heerde wieder ſammelt. Manches dürften die Wölfe gefreſſen haben und Einzelnes gar nicht mehr zu entdecken ſeyn. So z. B. habe ich von meinen Theaterſtücken, deren zu ihrer Zeit mehr als 60 geſpielt worden ſind, gegenwärtig kein einziges Exemplar; der Verleger derſelben iſt 1848/9 nach Amerika ausgewandert, dort geſtorben, ſein Verlaß im Proceſſe, der Verlag theilweiſe verkauft — und ich bin nicht einmal im Stande eine neue Auflage jener Dramen zu veranſtalten, ſo lange die Konfuſion dauert.

Für's Erſte ſchick' ich Ihnen ein jüngſt erſchienenes Büchlein mit allerhand Reimen, damit Sie wenigſtens erſehen mögen, wie ich, — obgleich durch meine Tochter und meine Enkel an Oeſterreich gefeſſelt, — im Herzen ein treuer, königlich-geſinnter Preuße geblieben bin. Als ſolcher will ich denn auch hinüber gehen, mag es nun im theuern Vaterlande noch ſo traurig ausſehen!

Haben Sie aufrichtigen Dank für Ihr liebevolles Entgegenkommen und empfehlen Sie den Ihrigen

den alten Vetter

Carl v. Holtei.

Breslau, 13ten Jan. 64.

Mit einem ganzen Haufen anderer in Gräz für mich eingegangener Briefe ist auch der Ihrige, mein lieber Herr Vetter, mir gestern erst nachgeschickt worden. Ich befinde mich seit vorigem Mai in Schlesien, wo ich während des Sommers in Warmbrunn und Reinerz meinen morschen Cadaver badend und trinkend zu restauriren versuchte, und wo ich jetzt, durch lästige Arbeiten an den Schreibtisch gefesselt, wieder verderbe, was die Heilquellen etwa gut gemacht haben könnten. Das geht mit uns armen deutschen Büchermachern nicht anders; und wenn es nicht mehr geht — na, da hört es auf.

Die Meinigen schreiben mir von Ihrer süßen Sendung: sie hätten lange geschwankt, ob sie den mit der Lyra geschmückten Kuchen mir hierherschicken? oder ob sie ihn selbst verzehren sollten? Die Enkel scheinen den Ausschlag gegeben zu haben, und er ist in den steyrischen Magen verblieben.

Wahrscheinlich hat mein langes Zögern in Ihnen gerechten Argwohn erweckt, daß ich die gütig verlangten Schriften meiner Feder nach Zenkuhnen zu schicken vergessen hätte? Solcher Vernachlässigung aber fühl ich mich nicht schuldig. Sämmtliche erzählende Schriften, sowie einige andere Kleinigkeiten liegen längst bereit, und ist das Paket nur deshalb noch nicht an Sie abgegangen, weil ich, möglichster Vollständigkeit wegen auch meine früheren dramatischen Versuche beifügen will; mögen solche auch noch so geringen Werth haben. Selbige sind vor beinahe 20 Jahren in einem großen Bande (ihrer fünfzig) erschienen; der Buchhändler der sie verlegte ist ausgewandert; seine Verlassenschaft, nach seinem in Amerika erfolgten Tode, verkauft, jetzt bereits in vierter, fünfter Hand — und da muß ich abwarten, bis es mir endlich gelingt, ein Exemplar jenes dicken Buches zu erhaschen.

Ich bitte also um nachsichtige Geduld, und diese von Ihnen zu erhalten, ist der Zweck vorliegender Zeilen. Hoffentlich nächstens mehr von Ihrem

herzlich ergebensten

Holtei.

Wollstein (Posen). **Karl Löschhorn.**

2.

Hybride Fremdwörter.

Nicht jeder kann wie Herakles oder Theseus die Welt in Abenteuern reinigen von Ungeheuern, aber warnen vor solchen und wenn möglich sie entlarven ist immer wieder von Nutzen. An einem Schilde lese ich: „Juridisches Antiquariat". Der Erfinder dieser Vox hybrida stellte folgende Proportion auf: Persicus—Persisch, Juridicus—Juridisch, ohne Rücksicht darauf, daß ic diesmal zum Stamme von 'dicere' gehört. Noch schrecklicher ist es, in Tageszeitungen, sogar in wissenschaftlichen Büchern zu lesen: „Anormal", also 'norma' und α privativum. „Anomal" würde man ja sagen und es — horribile dictu — von α und νόμος herleiten (Thatsache), statt von ὁμαλός. Aber das eingeschaltete r ist so schön euphonisch und von νόμος zu norma ist nur ein Schritt. „Abnorm" wäre ja lateinisch, aber wie störend ist das b. So wird aus anomal und abnorm jenes herrliche Mixtum compositum.

Frd. H. D.

3.

Im 7. Hefte des 11. Jahrgangs dieser Zeitschrift S. 464 führt Theodor Distel zwei Beispiele aus der sächsischen Mundart an, um durch dieselben zu beweisen, daß Gustel aus Justine habe entstehen können, nämlich die Worte: Gahrmarchd (Jahrmarkt) und Gärsche (Jerisau bei Glauchau). Ich erlaube mir, für diesen Fall ganz besonders auf die vogtländische Mundart hinzuweisen. Hier ist anlautendes j durchgehends zu g geworden, ein Gesetz, zu dem es nur wenige Ausnahmen geben wird und diese wohl nur bei Fremdwörtern und in einigen untermundartlichen Fällen. Ich führe einige Beispiele an: Gohr Jahr, Geeger Jäger, Gammer Jammer, Gack Jacke, geelings jählings, Gauch Jauche (doch ist dafür gebräuchlicher Odel), gucken jucken, gung jung (Gungd, Gung, Gumpfer), Herrgeminee Herrjemineh, Gohann Johann (Gahn Jahn. Gansmühle an der Trieb, entstanden aus Jahns Mühle, daher auch das a noch lang gesprochen), Gullus Julius, Gust Just (hier ist das Bewußtsein an das Fremdwort ganz abhanden gekommen, hingegen justement neben gustement), Gericho Jericho, Gocke Jocketa, Gösnitz Jößnitz. Dagegen Jucks, nicht Gucks, aus jocus. Bei itze, itzet = jetzt, entstanden aus iezuo, ieze, iez, iezunt ist die alte Form geblieben. Unser ja lautet sehr verschieden. Das altvogtländische ja ist hãa. Im oberen Vogtlande in der Gegend um den Kapellenberg, wo die oberpfälzische Mundart herrscht, spricht man es noch so und ebenso thun ältere Leute im Vogtlande. Die jetzige Generation spricht meist hã oder χá, und die Jugend meist schon iá oder χã. Diese letzteren feineren Unter-

ſchiede hat ſehr richtig beobachtet E. Gerbet: Die Mundart des Vogtlandes. Inauguraldiſſertation, Leipzig 1896, S. 2. Übrigens bemerke ich noch, daß das Deminutiv Guſtel = Auguſt ſowohl für Männer wie für Weiber gebraucht wird.

Plauen i. V. **William Fiſcher.**

4.

Ein ungedruckter Brief Herders.

Mitgeteilt von **Reinold Kern** in Berlin.

Im Halberſtadter Gleimarchiv befindet ſich in dem großen Sammelbande „Gleims Geburtstag, 3. Band, 1797—1802" folgender bis jetzt noch nicht veröffentlichter Brief von Herder und ſeiner Gattin zu Gleims 79. Geburtstag.

Weimar d. 2 April 1798.

Nur Ein Wort, Ein Kuß und Händedruck zum heutigen heiligen Feſte, ewigtheurer Freund.

Ach erwarten Sie nicht laute Wünſche von uns. Die vielgeglättete wohlpolierte Sprache kenne ich nicht; ich gehöre zu den Kindern der Natur, die — lieben u. ſchweigen. Viele der köſtlichen Kränze haben Sie errungen, aber vor allen iſt der ewigblühende Kranz der Freundſchaft mir heilig. Ein Jonathan unter den Freunden.

Wohl Dir, daß Du gebohren biſt,[1]) Ihr u. unſer Kleiſt liſple Ihnen den ſchönen Geſang vom Himmel herab u. ſegne Sie.

Freude und Geſundheit ſei bei Ihnen im Kreis der Freunde. Wir feiern im Geiſt das Feſt mit Ihnen. Unſre treue ewige Liebe umfaßt Sie.

Amen. Amen.

Ihre C. Herder.

Einem Dichter an ſeinem Geburtstage Verſe ſchreiben, hieße Eulen nach Athen tragen; ich folge alſo dem guten Wort meiner Frauen, ſage Ihnen mit Kleiſt u. Leſſing[2])

---

1) Das Gedicht, auf das hier angeſpielt wird, hebt mit den Worten an:

Weh Dir, daß Du geboren biſt!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet Dich zu Deiner Qual.

und ſchließt mit dem entgegengeſetzten Gedanken:

Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl Dir, daß Du geboren biſt!

(Ew. v. Kleiſts Werke, erſter Teil, 1782, S. 54—58. „Geburtslied.")

2) Herder denkt wohl an Leſſings auf Friedrich den Großen gedichtete Ode „Der 24. Januar in Berlin" (Leſſings Werke herausgegeben von Lachmann 1838, Band 1, S. 97), in der ſich der Vers findet:

Heil Dir! feſtlicher Tag, der unſern Freund geboren.

Wohl Dir daß Du geboren biſt u. reiche Ihnen herzl. die Hand. Erlebe noch oft dieſen Tag, u. in Geſundheit und Freude. Nächſtens ſchicke ich Ihnen ein chriſtliches Büchlein.[1]) Das ſei mein Tagesgeſchenk.

Wir ſind heut im Geiſt bei Euch, wo wir ſo oft ſind. Den ſchönſten Gruß an die beiden Haus Engel,[2]) u. an Alle, die den Tag hübſch u. froh gefeiert haben. Laßt uns bald etwas leſen.

Und nun nochmals Heil, liebſter Gleim, von uns allen, Heil Heil!

Tuiſſimus H.

5.

Mundartliches.

Sorgfältige Beobachtung des Dialekts, namentlich der Ausdrucksweiſe älterer Leute, bei denen ſich meiſt mehr Verſtändnis für nichthochdeutſche Wendungen und eine weniger abgeſchliffene Ausſprache findet, als bei jüngeren, führt oft zur Aufklärung über unverſtändlich gewordene Spracherſcheinungen. Wer kann ſich z. B. bei dem Worte Dingskirchen etwas denken, das manche Leute gebrauchen, wenn ſie den wirklichen Namen vergeſſen haben oder andeuten wollen, daß ihnen derſelbe gleichgültig iſt? In der Form Dingörz oder Dingräz geht dieſe Bezeichnung im fränkiſchen Oberlande um und drückt eine Art Geringſchätzung gegenüber dem ſo Bezeichneten aus, die ſich in der Gleichgültigkeit gegen den Namen bekundet. Licht bekam ich über dieſes Wort erſt, als ich es in der richtigen Form ausſprechen hörte: Dings Görg. Jemanden mit „der Ding" zu bezeichnen, wenn einem der Name nicht einfällt, iſt in Bayern und Franken allgemein üblich. Vorausgeſetzt iſt, daß derjenige, der bezeichnet werden ſoll, den auf dem Lande häufigen Vornamen Georg führt. Dings iſt die Genitivform, die, vom Vater ausgehend, eine Perſon bezeichnet.

Nebenbei bemerkt, iſt dies fränkiſche Eigentümlichkeit, während der Altbayer einfach hinter den Familiennamen den Vornamen ſetzt. Der letztere ſagt alſo: Der Meier Hans, indem er durch den Vornamen dieſen Meier von andern dieſes Stammes unterſcheidet — ſo ſagt auch der Ungar Deak Ferentz. Der Franke dagegen ſagt: „Der Meiers Fritz" = der Fritz des (Euch) bekannten Meier. Unorganiſch iſt jedoch die Form:

---

1) Hiermit iſt wohl Herders Schrift „Vom Geiſt des Chriſtentums nebſt einigen Abhandlungen verwandten Inhalts" gemeint, die 1798 in Riga erſchien.

2) Nach Wilhelm Körte „Gleims Leben", Halberſtadt 1811, S. 372 nannte Gleim den Sohn ſeines Nachbars „des domcapitulariſchen Schreibers" „ſeinen kleinen Hausengel". Wahrſcheinlich wird aber Herder auch an Gleims Nichte, Sophie Dorothea Gleim, gedacht haben, die ſeit 1753 im Hauſe des Dichters lebte und von den Freunden als „Gleminde" (Körte S. 73) verherrlicht wurde.

Der Meiers Onkel, die Meiers Tante für Onkel Tante Meier. In allen diesen Fällen wird stets der bestimmte Artikel angewendet. Die Schreibung: Johann Meier ist dem Volke amtlich anerzogen, wurzelt nicht in ihm selbst.

Das Hinzufügen oder Weglassen des Genitiv-s bildet geradezu ein Kriterium der Zugehörigkeit zum fränkischen oder bayerischen Stamme, das freilich da, wo man es am meisten brauchte, in den Grenzgebieten, aus begreiflichen Gründen oft versagt.

Schweinfurt. **Spälter.**

6.

Namen wie „N, genannt X" kommen in Westfalen und den angrenzenden Teilen der Rheinlande in adligen und bürgerlichen Familien häufig vor, aber, soviel ich weiß, nur in Familien, wo Grundbesitz vorhanden ist, oder doch zur Zeit, als der Name entstand, vorhanden war. Sie haben nämlich ihren Grund in der Anschauung des westfälischen Volkes, daß der Name am Grundbesitz haftet und von diesem auf den Besitzer übergeht, zeigen also, wie zähe dieser Menschenschlag an seinem Grund und Boden hängt. Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschah es in der Regel, daß, wenn ein Landgut oder ein Hof, ja selbst ein kleines Besitztum durch Heirat oder Erbschaft an einen Besitzer aus anderer Familie fiel, dieser seinem Namen den des früheren Besitzers mit dem Zusatze „genannt" hinzufügte. Denn im Volksmunde wurde er nur mit dem alten Hofnamen genannt, sein eigentlicher Name war kaum allgemein bekannt, kam jedenfalls bald in Vergessenheit, und vielfach ließen die Nachkommen des neuen Eigentümers sogar den ursprünglichen Namen ganz fallen.

Alte Namensverzeichnisse in jener Gegend weisen in großer Menge derartige Namen auf; heutzutage kommen Neubildungen dieser Art wohl kaum noch vor, und daher werden jene Doppelnamen auch aus diesem Grund seltener.

Trier. **Overdick.**

7.

Bereits = fast.

In einer amtlichen Bonner Anzeige über einen Diebstahl, in der die einzelnen gestohlenen Dinge aufgezählt wurden, stand: „Ein bereits noch ¾ gefülltes Kistchen Cigarren". Mir ist diese Anwendung von bereits = fast nicht geläufig, hier am Rheine scheint sie aber gang und gäbe zu sein; nach Grimm und Heyne kommt es so nur in der Schweiz vor. Es wäre zu wünschen, daß die Verbreitung dieser Bedeutung festgelegt würde.

Bonn. **J. E. Wülfing.**

8.

Schubert Franz.

So manchen alten Zopf ſchneiden wir ab, und ſo manchen neuen hängen wir uns an! Auf einem Konzertzettel ſtanden neulich alle Vornamen oder nur ihre Anfangsbuchſtaben hinter den Familiennamen; da hieß es alſo: Schubert Franz, Rubinſtein A., Ries Franz, Mottl Felix u. ſ. w. Dagegen wäre ja nichts einzuwenden, wenn ein Komma dazwiſchen ſtände; aber wer wird heutzutage noch ein Komma ſetzen, wo es hingehört? Überwundener Standpunkt! Mit dem Bindeſtrich weiß man nichts mehr anzufangen — wie verſchiedentlich nachgewieſen worden iſt — jetzt kommt auch noch das Komma hinzu. Man denke nur, wie hübſch einer hereinfallen kann, der nicht ganz gut unter den deutſchen Tonſetzern Beſcheid weiß, wenn er erzählt, er habe Stücke von „Wilhelm Karl" und von „Franz Robert" gehört! Es kann noch recht nett werden mit unſerer deutſchen Sprache, wenn erſt mal glücklich alle Satzzeichen über Bord geworfen ſind.

Bonn. **J. E. Wülfing.**

9.

Ein neuaufgefundener Brief Eichendorffs.

Dr. H. Borkowski hat in dem reichsburggräflich Dohnaſchen Archiv zu Schlobitten einen an den Begründer der Kunſtſammlung in Beynuhnen v. Fahrenheid gerichteten, bisher gänzlich unbekannten Brief Eichendorffs, der ein ſchönes Zeugnis für des Dichters Beſcheidenheit und Schlichtheit abgiebt, gefunden. Das Schreiben iſt dadurch veranlaßt, daß die dem Regierungsbezirk Gumbinnen angehörigen Beſitzer dem 1842 aus dem Amte ſcheidenden Miniſter v. Schön den Dank der Provinz in irgend einer Form ausdrücken wollten und dabei ſchließlich auf den Gedanken kamen, ihm zu Ehren eine Medaille prägen zu laſſen. Fahrenheid erſuchte Eichendorff um Abfaſſung einer paſſenden Inſchrift, worauf letzterer in dem erwähnten Briefe folgende Auskunft gab:

Ihr freundliches Vertrauen ſchlägt meine Befähigung viel zu hoch an, und überdies ſind Poeten gerade im Lapidarſtil in der Regel ganz ungeſchickt. So geht es denn leider auch mir, und ich habe mich in dieſen Tagen vergeblich nach allen Seiten umgeſehen. Doch bei allzu vielem Sinnen und Grübeln kommt in ſolchen Dingen am Ende gar nichts zu ſtande, und ehe ich nichts ſchicke, gebe ich denn lieber friſchweg, was ich eben weiß und kann. Zuvörderſt ſcheint mir denn nun der Natur des beabſichtigten Andenkens ſowie des Mannes, dem es gilt, die möglichſte Einfachheit am würdigſten. In dieſem Sinne möchte ſich vielleicht die kurze — aber freilich auch etwas gewöhnliche — Inſchrift: „Seinem

treuen Freunde das dankbare Preußen" wohl rechtfertigen lassen. Zum Emblem würde ich als allgemein verständliches Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Wesens eine mächtig emporstrebende, weitschimmernde Eiche mit dem Motto: „In die Höh" vorschlagen oder auch ohne Emblem die Inschrift: „Dem König treu, des Landes Hort, das überdauert Zeit und Ort". Ihrem einsichtsvollen Ermessen stelle ich ganz ergebenst anheim, ob und inwieweit von diesen Andeutungen etwa Gebrauch gemacht werden kann. Möchten sie wenigstens dazu dienen, etwas besseres anzuregen.

Wollstein (Posen). **Karl Löschhorn.**

10.

Zu Zeitschr. XI, 803.

Weizsäckers Entgegnung auf meine Erklärung von Uhlands „Das Fähnlein ist verloren" hat mich nicht überzeugt. Wenn der Dichter mit „Fähnlein" nicht etwas anderes bezeichnen wollte, als die Heerfahne, warum hat er dann das Deminutivum gebraucht? Metrische Gründe liegen nicht vor; Uhland konnte ebenso gut sagen: „Die Fahne (oder das Banner) ist verloren!" Wozu also das Fähnlein, wobei man zunächst an das an der Lanze befestigte Fähnchen oder ähnliches denken muß? Wenn ich „das Fähnlein ist verloren" durch „die Schar ist dem Untergange geweiht" erklärt habe, so habe ich übrigens nicht daran gedacht, daß alle von Ulrichs Schar in dem Kampfe getötet sein sollten. Es heißt vielmehr nur soviel, daß die Schar zersprengt und kampfunfähig gemacht ist.

Northeim. **R. Sprenger.**

A. W. Ernst, Hermann von Gilm, Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang, enthaltend Gilms Novelle, Leipzig 1898, G. H. Meyer. 8°. 240 S., Preis geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Es ist außerordentlich erfreulich, daß der gottbegnadete freiheitliche Dichter Tirols allmählich durchzudringen und das Interesse aller gebildeten Kreise anzuziehen beginnt, nachdem er solange zu den Verkannten und Verschollenen zählte. So hat er nun auch einen Biographen in Norddeutschland gefunden, der sich mit Lust und Liebe und Verständnis an die Darstellung seines Lebens und die Würdigung seiner Poesie machte. Im ersten Teile beschäftigt sich Ernst mit dem äußeren Lebenslaufe Gilms auf Grund der vorhandenen Litteratur, die er fleißig zu Rate gezogen hat, im 2. und 3. Teile mit der Dichtung selbst, um zum Schlusse ein Gesamturteil zu schöpfen, das ich im ganzen als wohl gelungen bezeichnen kann. In sehr lobenswerter Weise wurden zur

Charakteristik auch zahlreiche Briefe und Briefstellen Gilms — aus Pichler und Steub — herangezogen, so daß hier nichts wesentliches fehlt. Im einzelnen aber ist ihm schon aus Gründen räumlicher Entfernung von den Stätten Gilmscher Wirksamkeit mancher Irrtum passiert — inhaltlich und formell. Sehr übel nimmt es sich für die Wissenden aus, daß sogar Gilms Todestag irrig auf den 5. statt auf den 31. Mai 1864 gelegt wird. In dem Gedichte „Wertschätzung" S. 16 muß es V. 4 heißen:

„Sie drückten nicht herab zu dem Gewichte."

Die Komtesse Festi und die Gräfin Festi-Beretoni sind eine Person, nämlich Komtesse Valerie Festi-Peretoni in Rovereto (S. 29). Daß Gilm in Schwaz neben Theodolinden noch eine Frau verehrte, ist unwahr: es war ein Mädchen, das erst später Frau Domanig wurde. Natter statt Natters (S. 12, 207), Romkweil (Rankweil) und Pöstleinsberg (Pöstlingsberg) will ich nur im Vorbeigehen erwähnen, S. 64 soll es Marie Dürrnberger heißen. Schlimmer ist die irrige Angabe S. 70, Anastasius Grün sei der Taufpate des jungen Gilm gewesen, die leider ich verschuldet, aber auch schon widerrufen habe; Taufpate war der Onkel Otto v. Gilm, Grün stand als Firmpate und gab Gilms Sohne zur Erinnerung eine goldene Uhr. Daß S. 140 nochmals der elende Klatsch von der Abbitte Gilms bei den Jesuiten aufgetischt wird, legt für die Kritikfähigkeit des Autors kein günstiges Zeugnis ab; die Mähr stammt aus unlauterer Quelle, denn Leute, die gelegentlich aussagen, sie hätten auch davon gehört, sind keine brauchbaren Zeugen, namentlich wenn es in solchem Falle Klerikale sind. Das Gedicht Gilms an B. Galura ist mit des Dichters angeblichem Sinneswandel durchaus nicht in Verbindung zu bringen, denn in Galura sah Gilm den milden, duldsamen Kirchenfürsten, der z. B. Fallmerayer öffentlich auszeichnete. Wenn endlich Gilm selbst sagt, er sei in der Nacht vom 13. zum 14. März 1848 Wache gestanden, so wird er doch wohl schon am 13. die Muskete getragen haben! Der Tiroler Student (S. 152) hieß Franz Putz, nicht A. Purtscher, wie ich bereits in meiner Pichler-Biographie (1889) festgestellt habe. Thut auch nicht viel zur Sache! Dagegen anerkenne ich gerne, daß Ernst namentlich bei Beurteilung der Gilmschen Herzenslyrik S. 163 flg. wertvolles Material herbeibrachte und Gilms Muse richtig einschätzte; nur den unwissenschaftlichen Ausdruck „blöde Wendungen" (S. 175) hätte ich am liebsten vermißt. Auch in der Verurteilung der Reime Gilms scheint mir Ernst manchmal zu weit gegangen zu sein. Den Abdruck der Novelle „Die Bierkneipe" kann ich nur loben, desgleichen die Aufnahme zahlreicher Gedichte in den Text des sehr lesenswerten Buches.

Marburg a. D. **E. M. Prem.**

Kurze Geschichte der deutschen Dichtung. Anhang zum Lehrbuch der Weltgeschichte von J. C. Andrä. Dritte Auflage bearbeitet von L. Sevin. Zweiter Abdruck. Leipzig 1895, R. Voigtländers Verlag. 8°. 17 Seiten.

Es ist jetzt drei Jahre her, daß ich diesen kleinen Abriß, der in seiner ganz knappen Übersichtlichkeit mich sofort für sich gewann, kennen und für Unterrichtszwecke gebrauchen lernte. Und da nun, wie ich genau weiß, viele Kollegen oft wegen eines solch gedrängten Leitfadens in Verlegenheit sind, so will ich hier gern darauf aufmerksam machen. Die älteren Jahrhunderte, eigentlich sogar die ganze Zeit bis zur Reformation, sind in gedrängtester Stoffauswahl abgehandelt; je weiter wir uns der Gegenwart nähern, um so mehr hören wir von der Blüte vaterländischer Poesie. So kann das Heftchen mit gutem Grunde neben dem deutschen Lesebuche oberer Stufe, wo im Reindichterischen naturgemäß doch die Klassiker und die Romantiker noch immer den Ton angeben, wertvoll benutzt werden. Und ich hoffe, daß der Verleger sich wie mit dieser Auflage zum Sonderabdruck, nun auch zum Einzelverkauf bequemen will; sein Schade wäre es nicht. Ist doch auch die rührige Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung gut gefahren und hat verdienten Dank geerntet, als sie aus Prof. Daniel Sanders' „Deutschen Sprachbriefen" die Abschnitte über „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethes Tod" einstens abdruckte, die heute wohl in 5. durchgesehener und verbesserter Auflage trotz starken Wettbewerbs ein eigenartiges und höchst zweckdienliches Kompendium darbieten. Desgleichen hat Prof. Ludwig Sevin durchaus für den Unterricht und aus ihm heraus geschrieben, ein Vorzug, dessen sich die allermeisten Leitfäden der litterarhistorischen Anfangsgründe, wenn ihre Verfasser die Hand aufs Herz legen, nicht rühmen dürfen. An diesem schmerzlichen Mangel einer Schule der Erfahrung in dem, was unserer lernenden Jugend an Kenntnis deutscher Poesie not und willkommen ist, krankt Sevin nirgends.

München. **Ludwig Fränkel.**

Neu erschienene Bücher.

J. Leopold Hz., Niederländische Sprachlehre für Deutsche. Nieuwenhuijs 1898, Breda.

Franz Ziemann, Etymologische Belehrungen im Seminar. Im Anschluß an Martins Schulgrammatik der deutschen Sprache. Breslau, Ferdinand Hirt.

Edmund Goetze, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. 2. Aufl. Dresden, L. Ehlermann.

Bruno Stehle, Ernst Keller, August Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Töchterschulen. Leipzig 1898, G. Freytag.

J. W. Nagl, Jakob Zeidler, Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Wien, Karl Fromme. 11. und 12. Lieferung.

August Otto, Bilder aus der neueren Litteratur für die deutsche Lehrerwelt. Erstes Heft: Rosegger. Zweites Heft: Gerok. Drittes Heft: Raabe. Viertes Heft: Riehl. Minden i. Westfalen, Marowsky.

Karl Narten, „Lies richtig!" Anleitung zum Richtigsprechen. 2. Aufl. Preis 60 Pf. Hannover, Berlin 1898, Karl Meyer.

Georg Vogel, Die schriftlichen Nacherzählungen in der ersten und zweiten Klasse. Eine theoretisch-praktische Studie. Bamberg 1898.

E. Schlee, Übersicht über die Statistik der Abiturienten von den preußischen Vollanstalten, über deren Berufswahl und insbesondere über den Zugang zum höheren Lehramt in den Jahren 1867—1896. Leipzig 1898, Dürr.

G. W. Günther, Wandtafeln für den grammatischen Unterricht. Hannover, Hahn.

G. Holzmüller, Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Begründet von Georg Weidner. Leipzig 1898, Teubner.

C. Humbert, Schink und die erste Periode der deutschen Hamlet-Kritik oder der idealistische Hamlet.

Max Hobermann, Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Leipzig 1898, Dürr.

Alfred Stoessel, Das Haus der Leiden. Novellen. 2. Aufl. Leipzig, Rob. Friese.

Ulrike Henschke und Marg. Henschke, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Gera 1898, Theodor Hofmann. Preis 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. 11. Aufl. Paderborn 1898, Ferd. Schöningh.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 8. Aufl. Paderborn 1898, Ferd. Schöningh.

Rudolf Scheich, Über Grillparzers Dichtungen als Schullektüre. Weißkirchen 1898.

Bernhard Maydorn, Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Thorn 1898, Ernst Lambeck.

Wolrad Eigenbrodt, Lieder von Walther von der Vogelweide. Halle a. S. 1898, Niemeyer.

Bruno Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache. 1. Lief. Breslau 1898, Preuß und Jünger.

O. Fritsch, Ein Beitrag zur Pflege des mündlichen Ausdrucks. Karlsruhe 1898, Braun.

Franz Wollmann, Zur Quellenfrage von Gotters „Erbschleichern". Separatabdruck aus dem Programm der Staats-Realschule im I. Bez. Wiens. 1898.

Dr. Edward Stilgebauer, Geschichte des Minnesangs. Weimar 1898, Emil Felber. 298 S. Preis 6 M.

Friedrich Seiler, Gustav Freytag. Mit 28 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer. 224 S. Preis 2 M.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Einige interessante Urteile aus Balthasar Schupps lateinischen Schriften über die deutsche Sprache und das deutsche Anredepronomen.

Von **R. Windel** in Halle a. S.

In der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle a. S. findet sich eine Schrift Balthasar Schupps, des volkstümlichen und gemütvollen Satirikers des 17. Jahrhunderts, mit folgendem Titel: Volumen orationum solemnium et panegyricarum in celeberrima Marpurgensi Universitate olim habitarum. Autore Johan Balthasare Schuppio. Giessae 1656. Die Schrift enthält nicht nur Reden, die Schupp als Professor Eloquentiae in Marburg gehalten hat, wie de opinione, de oratore inepto, de arte ditescendi, sondern auch solche seiner Schüler. Manche von diesen Schülerarbeiten hat Schupps bessernde und vervollkommende Hand so umgestaltet, daß sie später von seinen eignen Abhandlungen kaum zu unterscheiden waren. Schupps eigene Reden sind dann, ins Deutsche übersetzt, in seine „Lehrreichen Schriften" übergegangen, aber wie überhaupt die Texte seiner deutschen Werke stilistisch und orthographisch vollständig verwildert sind, so sind gerade jene Stellen, die ich im folgenden mitteilen möchte, in den deutschen Ausgaben der Reden teils sehr unklar, wenigstens in der Ausgabe vom Jahre 1663, die ich kenne, teils unvollständig, teils gar nicht wiedergegeben,[1]) so daß es sich wohl lohnt, dieselben einmal nach dem Grundtext zu übersetzen und darzubieten. Ich schicke etwas über die Thätigkeit Schupps als Professor Eloquentiae in Marburg voraus, aus der ja jene Reden hervorgegangen sind.[2])

1635 wurde der erst Fünfundzwanzigjährige vom Landgrafen Georg II. von Hessen zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit in der Marburger Artistenfakultät ernannt; 10 Jahre hat er als solcher gewirkt. Er leitete rhetorische Schulübungen und hatte selbst bei feierlichen Gelegenheiten zu reden. Er kaufte sich auf einer Anhöhe bei Marburg ein Gärtchen und ließ sich darin ein einfaches Landhaus bauen. Das war sein „Avellin", dessen Inschrift lautete: Parva, sed mea. Dahin verlegte er gern seine Redeübungen. 1645 wurde Marburg von den Schweden erobert und geplündert. Bei diesem Kriegshandel verlor Schupp seine ganze Habe, Bibliothek, Manuskripte, und, was ihn noch

1) Nur die zuerst mitgeteilte Stelle findet sich dort S. 538 vollständig.

2) Vergl. zum folgenden: Johann Balthasar Schupp, Beiträge zu seiner Würdigung. Von Theodor Bischoff. Nürnberg 1890.

mehr schmerzte, sein geliebtes Avellin ging in Feuer auf. Dies muß man wissen, um die eigenartige Scenerie, von der seine dissertatio de arte ditescendi ausgeht, zu verstehen. Er befindet sich hier, so wird im Eingang ausgeführt, — obwohl die Rede 1648 erschien, verdankt sie sicher der Marburger Zeit ihre Entstehung — auf seinem Avellinum, das bewässert wird von vielen acidalischen (Acidalia Quelle in Böotien, wo die Grazien sich badeten) Quellen, und vergißt in der schönen Natur den Kummer über das Unglück seines Vaterlandes. Er bleibt nicht lange allein, von allen Seiten strömen Flüchtlinge herbei. Sie unterhalten sich über die Not der Zeit. Da kommt als rettender Engel Lord Baco und fordert auf, mit ihm nach der neuentdeckten Insel Atlantis zu gehen. Viele bieten sich an, aber dieser stellt seine Forderungen und weist manche ab. Aus den Wechselgesprächen ergiebt sich eine Kritik der Fehler und Gebrechen der Zeit und der Menschen jener Zeit, zugleich aber werden in denselben auch Ratschläge gegeben, wie die öffentlichen Zustände nach allen Seiten gebessert werden können.

Schupp beklagte es, daß diese rhetorischen Übungen und seine eignen Reden in lateinischer Sprache gehalten werden mußten, war er doch mit Ratke, Cornelius, Helwig und Jung einig in der nationalen Hauptforderung: Aller Unterricht soll in der deutschen Sprache erteilt werden, die deutsche Sprache soll vor allen andern Sprachen gründlich erlernt werden. Die deutsche Sprache soll zur Gelehrten- und Litteratursprache wieder erhoben werden, wie sie es kurze Zeit im Reformationszeitalter schon gewesen war. Auf diese Dinge bezieht sich die erste Stelle aus der Rede de opinione,[1]) die ich mitteilen wollte: Er spricht lateinisch (S. 24 flg.) von den vielen Mißbräuchen und falschen Auffassungen über die Kunst der Rede, beklagt die einseitige Nachahmung des Cicero — „alles, was im Cicerone stehet, ist gut Latein, allein nicht all' das Latein stehet im Cicerone" —, lieber sollten sich die Redner die Historiker als Vorbild nehmen, und bedauert, daß auf den Universitäten nur lateinisch gelehrt werde. „Wenn das Wesentliche (cardo) unserer Religion in der lateinischen Sprache bestände, so wäre es besser, daß Christus uns die lateinische Grammatik hinterlassen hätte als das Evangelium." Dann geht er plötzlich in die deutsche Sprache über und sagt folgendes: „Et audite ihr Schul-Regenten. Es ist kein Sprach an eine Fakultet gebunden, auch keine Fakultet an eine Sprach. Warumb solt man nicht ebenso wol in der teutschen, als in der lateinischen Sprach lernen können, wie man Gott recht erkennen und ehren solle? Warumb solt ich nicht ebenso wol in meiner Mutter Sprach sehen, was

1) a. a. O. S. 27.

recht oder unrecht ſey? Ich halt, man könne einen Kranken eben ſo wol auff Teutſch, als auff Griechiſch oder Arabiſch curiren. Und hette mancher Medikus des Würſungs oder Uffenbachs Artzeny-Buch nicht, er ſtünde leiden übel(?). Es iſt der allergrößten Thorheiten eine, ſo unter den Gelahrten getrieben wird, daß man die Kunſt, Lateiniſch zu reden, der Jugend in Lateiniſcher Sprach fürmahlet. Ja daß man zehen oder mehr Jahr auff die Lateiniſche Sprach wendet, da man kaum drey oder vier Jahr ſich auf die Fakultet legen kan. Fragt ihr, ihr Herrn Scholaſtici, warum ich dieſes in teutſcher Sprach zu euch rede? Darumb, weil ich weiß, daß viel unter euch die Lateiniſche Sprach lehren wollen und ſelbſt nicht recht wiſſen, wie theuer ein Ehl?" Dann geht er wieder in die lateiniſche Sprache über und hebt hervor, daß der Landgraf Ludwig von Heſſen mehrere Gelehrte veranlaßt habe, transferre omnes artes et facultates in linguam vernaculam.[1]) Im Nachworte zu dieſer Rede[2]) entſchuldigt ſich Schupp, daß er oft in dieſer Rede aus der lateiniſchen Sprache in die deutſche übergegangen ſei: „Weil ich in Deutſchland lebe, ſo wollte ich mich auch zuweilen der deutſchen Sprache bedienen, damit ich um ſo beſſer den Volksmeinungen den entſprechenden Ausdruck geben könnte. Es giebt ja nur wenige Philoſophen, welche nicht zuweilen ihre Schriften mit griechiſchen Sprichwörtern vollpfropfen, die griechiſche Sprache iſt aber nicht edeler als die deutſche. Und glaube mir, wenn Erasmi Chiliades umgekommen wären, — gemeint iſt das Buch des Erasmus: Adagiorum chiliades, das ich in der Ausgabe Basel ex officina Frobeniana 1536 kenne; es werden in dieſem Werke die Herkunft und Bedeutung griechiſcher und römiſcher Sprichwörter in elegantem Latein behandelt — ſo würden viele im Citieren der griechiſchen Sentenzen nicht ſo freigebig ſein. Hier iſt Schupp ſchon kühner als Opitz, der in ſeinem „Aristarchus sive de contemptu linguae Germanicae" 1617 wohl in harten Ausdrücken ſeinem Unwillen über die Geringſchätzung der deutſchen Sprache Ausdruck giebt, aber durchweg ſich der lateiniſchen Sprache bedient, weil er ſonſt die gewünſchten Leſer nicht zu finden glaubt. Es heißt dort[3]): „Während wir mit maßloſer Begier die fremde Sprache (Latein) erlernen, bringen wir die unſrige in Verachtung. Wir ſchämen uns unſeres Vaterlandes und trachten danach, daß wir nichts weniger als die deutſche Sprache zu verſtehen ſcheinen. Aus dieſer Quelle ſtrömt das Verderben auf Vaterland und Volk, wir verachten uns ſelbſt und werden deshalb verachtet. So verändert ſich die reinſte und vor fremdem Schmutz bisher bewahrte

1) Vergl. dazu Biſchoff a. a. O. S. 51.
2) a. a. O. S. 59 flg.
3) Vergl. Paulſen, Geſchichte des gelehrten Unterrichts (1. Aufl.) S. 305.

Sprache und artet in einen wunderlichen Jargon aus. Man sollte meinen, unsere Sprache sei eine Schlammgrube geworden, in welche der Schmutz der übrigen zusammenflösse. Es ist fast kein Satz, keine Wortverbindung, die nicht nach dem Ausländischen schmeckt."

Die zweite Stelle stellt die deutsche Sprache in ihrer Eigenart der französischen gegenüber, sie ist ebenfalls der Rede de opinione entnommen.[1]) Es wird da ein junger Mann eingeführt, der in folgender Weise seine Geliebte anredet: „Allerschönste Jungfrau. Indem ich verliehr, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliehr ich. Indem ich verliehr scilicet meine vorige Gesellschaft, gewinne ich euer längst erwünschte Gegenwart und indem ich euer Gegenwart gewinne, verliehr ich meine libertet. Euer Schönheit, welche weit weit über den horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Hertz und Verstandt so gefangen, das ob ich wohl hie bevor die scharpffe Pfeil des Cupidinis verlacht, so muß ich doch jetzo für dem Altar euer extraordinari Qualiteten niederknien und euch mein inbrünstiges Hertz in tiefster Demuth auffopfern. O ihr allerschönste Venus, die ihr viel schöner seyt als Venus auß Cypern, was für superlativos soll ich doch jetzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich euer perfektion venerire. Ach Madamoiselle, die ihr so schön seyt als unbarmhertzig, und so unbarmhertzig als schön, ich könt euch billig vergleichen mit dem Keyser Nerone, welcher seinen lust daran hatte, daß er von einem Thurn die Statt Rom brennen sahe. Dann ihr sehet auch oben von dem Thurn euer hohen meriten brennen, nicht allein die Statt und Vorstatt meines zu gar verliebten Hertzens, sondern auch die Kirche, so ich euch darin gebauet und presekriret. Es stehet in euwer macht, mich in dieser Flamm zu salviren. Und wahrlich werdet ihr mich zu der Desperation bringen, und werdet euch nicht als wie eine schöne Rose lassen abbrechen von mir, der ich aus dem fonte nympharum caballino so manchen Trunk haustixῶς gethan, so will ich den Phoebum bitten, daß er euch in eine Distel verwandeln solle, damit ihr endlich den groben Eseln zur Speise werdet."

Dann heißt es lateinisch weiter: „Er fügte noch andere Geistesblitze hinzu, aus dem Amadis[2]) oder Arcadia entlehnt, als ich nicht länger mit Lachen an mich halten konnte. Als er mich laut auflachen hörte, floh er, ich weiß nicht, wohin, mit seiner Hecuba.[3]) Allein gelassen, unterzog ich lachend die Thorheiten der Jugend einer Kritik, die meinen,

1) a. a. O. S. 42 flg. In der deutschen Ausgabe von 1663 S. 550 flg.

2) Der volkstümliche Ritterroman „Amadis aus Frankreich", zuerst 1569, ist gemeint.

3) Im deutschen Text (S. 551) steht: Ich weiß nicht, wo er mit Jungfer Ketten hinkommen.

alle Eleganz der deutschen Sprache liege verborgen in albernen „libris cochleatoriis“,[1]) um mich so auszudrücken.[2]) Ich gestehe, jene Bücher haben ihre Eleganz in der französischen Sprache. Aber die, welche sie in unsere Sprache übertragen, sehen nicht ein, daß der „Genius“ der französischen Sprache ein anderer wie der der Deutschen ist. Der männliche Genius der deutschen Sprache (masculus Germanicae linguae genius) duldet nichts Affektiertes. Aber die Kraft (ἐντελέχεια) der französischen Sprache besteht fast im Affektieren und Künstlen (fere in affectando consistit). Es verzeihe mir der berühmte Opitz, der deutsche Virgil, den ich sonst sehr schätze, wenn ich behaupte, er habe bei der Übersetzung der Argenis des Barclay (1626) oft gegen den Genius der deutschen Sprache gefehlt. Ein treuer Übersetzer darf nicht Wort für Wort den Text wiedergeben, sondern muß auf den Sinn schauen und die Eigenart (indoles) jeder Sprache berücksichtigen. Wer die Eigenart unserer deutschen Sprache kennen will, der lese Luthers Schriften oder — die Reichstagsabschiede (recessus imperii). Übrigens ist es zu beklagen, daß die deutsche Sprache, welche weder an Wortfülle noch an Anmut irgend einer andern weicht, nicht besser von den Deutschen gepflegt wird. Mich wenigstens werden die Franzosen nicht zu den bepurpurten deutschen Rittern (den hohen Geistlichen?) — „inter conchiliatos equites San-Michaelicos“ — noch zu den Fürsten des Reiches — inter regni pares — rechnen, aber ich lobe sehr die Klugheit des Kardinals Richelieu, der, wie ich höre, einige Professoren angestellt hat, welchen allein die Sorge für die Pflege der französischen Sprache obliegt.[3]) Warum wird nicht

1) Bücher mit Schneckenwindungen, voll von geschraubten Redensarten. Die deutsche Übersetzung hat „Löffelbücher“, leitet also den Ausdruck von cochlear, nicht, wie ich, von cochlea ab.

2) Die folgenden, interessanten Ausführungen fehlen in der deutschen Ausgabe ganz.

3) Vergl. hierzu die interessanten Ausführungen in der Schrift des Christian Thomasius: „Von Nachahmung der Frantzosen“. (Bei Opel, Christian Thomas, Kleine deutsche Schriften S. 97 flg.) Ich setze nur eine Stelle aus dieser Schrift hierher: So ist auch offenbahr, daß wir in Deutschland unsere Sprache bey weiten so hoch nicht halten, als die Frantzosen die ihrige. Denn anstatt, daß wir uns befleißigen solten die guten Wissenschafften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auff die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos technicos mit dunkeln und lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es auffs höchste kömmt, zu nichts mehr, als Histörgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder derer höheren Fakultäten Lehren und Grundregeln in selbiger fürzustellen u. s. w. — Bekanntlich war Richelieu der Gründer der Académie française, der er als Aufgabe die Herstellung einer korrekten und klassischen französischen Sprache stellte.

auf ähnliche Weise lieber die deutsche als die lateinische Beredsamkeit auf unseren Akademien gelehrt? Denn wie wenigen nützt die lateinische Beredsamkeit, mit Ausnahme derer, die Lehrer werden wollen.[1]) Den Theologen nützt die Beredsamkeit viel, aber die deutsche, der Rechtsgelehrte bringt, was er zu sagen hat, in dieser Sprache vor. Im folgenden führt er dann noch aus, daß die römischen Redner sehr zu schätzen sind als die, welche uns Muster einer herzhaften Beredsamkeit sind und uns die Mittel dazu darbieten.[2])

Die dritte Stelle bezieht sich auf die Geschichte des Anredepronomens und ist ebenfalls der Rede „de opinione" entnommen.[3]) Über das neuhochdeutsche „Sie" der Anrede sagt J. Grimm einmal: Es bleibt ein Flecken im Gewande der deutschen Sprache, den wir nicht mehr auswaschen können. In unserer Stelle geht Schupp dem „Euch" statt des deutschen „Du" sehr grimmig zu Leibe. Es heißt (S. 47 flg.): „Wie sehr täuschen sich jene vossitores, jene Ihr-Sager, welche meinen, sie würden sehr beleidigt und müßten es mit gesetzlichen Strafen ahnden, wenn jemand sie in lateinischer Sprache anredet und sagt: Guten Tag, Herr Doktor, ich wünsche dir alles Gute (Salve Domine Doctor, precor tibi omnia fausta). Hier antworten sie sofort: Was nennst du mich „Du" (quid me tuissas); nenne deine Diener du. Aber was sagst du, du thörichter Mensch? Du willst so nicht genannt werden, wie die Höflinge (parasiti) einst ihre Könige nannten, wie früher die Freigelassenen oder ein gewöhnlicher Handwerker die höchsten Fürsten anredete. Wie redest du selbst den höchsten Gott an? Warum soll ich einen nicht in der Einzahl anreden, wenn ich doch nur einen sehe, auch wenn er größer als Polyphem wäre? Man gestatte es mir, mit dem großen Erasmus zu philosophieren. Dieser sagt: Den Athos nennen wir einen Berg, nicht Berge, wenn er auch noch so groß ist. Oder ist deshalb das Meer nicht der Ocean (im Singular), weil es sehr groß ist. O Tempora, o mores! Die kaum Menschen sind, denen ist es nicht genug, wenn sie als ein Mensch gerechnet werden. Den Julius Cäsar, den Herrscher des ganzen Erdkreises, redeten die Römer so an:

---

1) Nam quotusquisque est, cui Latina eloquentia apud Germanos prodest, nisi forte et vivere et mori velit in pulvere Scholastico?

2) So versuche ich das schwere Romani oratores sunt tamquam Promi Condi omnis cordatae eloquentiae des Textes wiederzugeben. Condus promus ist eigentlich der, der die Speisen aufbewahrt und herausgiebt. Vergl. Plautus Pseud. 2, 2, 14. Erich Schmidt sagt in der Einleitung zu den Aufsätzen über Märchen und Volkslieder von Reinhold Köhler über letzteren: „Es war ein rechter promus condus".

3) Diese Stelle ist in der deutschen Ausgabe (S. 554) ganz unvollständig und unklar wiedergegeben.

Die Götter mögen zum Guten wenden, was Cäsar thut. Aber unsere grünen Jungen (homulli), welche kaum 3 Jahre studiert haben, sind ungehalten, wenn man nicht sagt: Die Götter mögen zum Guten wenden, was Euer Hochwohlgeboren und Euer Gnaden vorhaben (quod agunt vestrae Strenuitates aut Excellentiae), gleich als wenn wir nicht einen Menschen, sondern die dreiköpfige Hecate oder den dreileibigen Geryon anredeten. Eine solche Anredeformel würde ich noch verzeihen, wenn man mit einer schwangeren Frau oder mit einer trächtigen Sau (scropha) so sprechen müßte. Wozu unterscheiden denn Grammatiker den Singular und Plural, wenn man sich nicht an diese Unterscheidung hält? Aber um jemand zu ehren, honoris causa, sagst du, mißbrauchen wir so diese grammatischen termini. Daß du von Mißbrauchen sprichst, damit hast du allerdings sehr recht. Denn es ist nicht anders, als wolltest du beide Schuhe auf denselben Fuß ziehen. Oder ist es billig, daß wir so barbarisch sprechen wider die Gewohnheit der alten Römer? Und du hast nicht Grund, mir einzuwenden, daß Beispiele dieses Ihr-Sagens sich auch schon bei Alten fänden. Jene haben wohl aus Bescheidenheit, und um dem Neide aus dem Wege zu gehen, zuweilen in der ersten Person Pluralis gesprochen, indem sie damit anzeigen wollten, sie seien nicht besser als andere ihresgleichen, und so allen Schein der Tyrannei vermeiden wollten. Und deshalb, glaube ich, haben Könige und Bischöfe zu schreiben angefangen: Wir Meleander, König von Sicilien, Wir, Johannes, Bischof von Kambray u.s.w.

Endlich noch eine Bemerkung zur Geschichte der Redensart „einen Korb bekommen". In der Abhandlung „Über die Kunst, reich zu werden" schildert[1]) ein junger Mann seinen Lebenslauf. Da heißt es unter anderem Ergötzlichen: „Nachdem ich also, ich weiß nicht, wie viel Tonnen Bier und Wein mit den Freunden auf das Wohl der zukünftigen Gattin, die mit ihrem Reichtum mir allen Schaden wieder ersetzen sollte, ausgetrunken hatte, postquam tot Corbes, ut Germani loquuntur, reportaveram, daß die Mädchen auf dem Markte und beim Wasserholen mit dem Finger auf mich zeigten, führte ich endlich, der Verzweiflung nahe, eine schöne und aus vornehmem Geschlecht stammende Braut heim, auch empfing ich Mitgift, aber die Freiheit hatte ich verkauft."[2])

1) a. a. O. S. 167 flg.

2) Vergl über das Studentenleben des 17. Jahrhunderts auch die originelle Strafrede des Christian Thomasius „Vom elenden Zustand der Studenten", bei Opel a. a. O. S. 123 flg. — Übrigens früher sagte man: „Durch den Korb fallen". So heißt es in Kirchhoffs Wendunmuth (Ausgabe von Oesterley I, 103): Die mutter erschrack diser ires sons thorheit, und befurchte, daß vieleicht derhalben er, die freyerey, gar durch den korb fallen und sie im würd abgeschlagen werden.

Syſtematiſche Darſtellung des Gedankenzuſammenhanges in Schillers „Lied von der Glocke".

Von **Karl Wenzig** in Breslau.[1])

I. Hauptgedanke.

Die Glocke, die die Menſchen zuſammenruft, iſt das Symbol des menſchlichen Geſellſchaftsverbandes, d. h. der Vereinigung der Menſchen zu gemeinſamem Leben. Die Entſtehung und Fertigſtellung der Glocke wird verglichen mit der Entſtehung und Ausbildung dieſes menſchlichen Geſellſchaftsverbandes.

II. Gliederung.

1. Verſchiedenheit der Formen des menſchlichen Geſellſchaftsverbandes.

Der menſchliche Geſellſchaftsverband war nicht zu allen Zeiten in derſelben Form, wie jetzt, vorhanden und wird es auch in Zukunft nicht ſein. Wir haben drei geſchichtliche, d. h. im Verlaufe der Zeit aufeinander folgende Formen zu unterſcheiden.

a) Der Geſellſchaftsverband des Familienbundes.

b) Der Geſellſchaftsverband des Rechtsſtaates.

Bei dieſer Form des Geſellſchaftsverbandes ſind wieder zwei zeitliche Stufen auseinander zu halten:

α) der Stadtſtaat,

β) der Landesſtaat.

c) Der Geſellſchaftsverband der Zukunft, der einſt die Menſchen zu einer „liebenden Gemeine" vereinigen wird.

2. Beziehung der verſchiedenen Formen des menſchlichen Geſellſchaftsverbandes auf ein kauſales Prinzip.

Die drei verſchiedenen Formen des Geſellſchaftsverbandes ſind die Wirkungen oder Erſcheinungsformen eines und desſelben Geſellſchafts- oder Geſelligkeitstriebes, jenes Triebes, der nach Ariſtoteles den Menſchen zum ζῶον πολιτικόν, zu einem Geſellſchaftsweſen macht, d. h. zu einem Weſen, deſſen Eigentümlichkeit es iſt, einen Geſellſchaftsverband (πολιτεία) zu bilden.

---

1) Vergl. die diesbezügliche Unterſuchung d. V. im Programm des Königl. König Wilhelm-Gymnaſiums zu Breslau für das Schuljahr 1893/94 (1894. Progr.-Nr. 179) und die Beſprechung in „Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht" von Dr. Otto Lyon, 8. Jahrg. 9. Heft, Leipzig 1894, S. 613/614.

3. Beziehung dieses Prinzips auf die verschiedenen Formen des menschlichen Gesellschaftsverbandes.

Da dieser Gesellschaftsverband drei verschiedene Formen zeigt, haben wir in gleicher Weise drei Arten des einen Gesellschafts- oder Geselligkeitstriebes zu unterscheiden.

a) Der Familientrieb, der die Menschen antreibt, durch die Ehe eine Familie zu bilden, und der die Familienglieder durch die Familienliebe (Gatten-, Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe) untereinander verbindet.

b) Der Ordnungstrieb, der die Menschen antreibt, im Rechtsstaate durch das Gesetz jedem Sicherheit und Freiheit der Arbeit zu gewährleisten, und der die Bürger durch die Vaterlandsliebe verbindet.

c) Der Humanitätstrieb, der die Menschen antreibt, sich zu einer Menschheitsgemeine zusammenzuschließen, und der die Menschen durch die allgemeine Menschenliebe vereinigen wird.

4. Beziehung der verschiedenen Formen des menschlichen Gesellschaftsverbandes aufeinander im Verhältnis zu ihrem kausalen Prinzip.

Die drei Formen des menschlichen Gesellschaftsverbandes sind als geschichtliche, zeitlich aufeinander folgende Wirkungen oder Erscheinungsformen eines und desselben kausalen Prinzips, des Gesellschafts- oder Geselligkeitstriebes, Vervollkommnungs- oder Entwickelungsstufen, in denen der Gesellschafts- oder Geselligkeitstrieb sein Wesen oder Sein in immer entsprechenderer Form zur konkreten Darstellung bringt. Wie die Raupe sich zur Puppe wandeln muß, damit die höchste Entwickelungsform, der Schmetterling, sich entwickeln kann, so muß der Familienbund zerfallen, damit aus diesem die höhere Entwickelungsform des Rechtsstaates hervorgehe, und endlich auch dieser sich wieder auflösen, damit aus seiner Auflösung die höchste Entwickelungsform emporsteige, die Menschheitsgemeine.

5. Vergleich des Verlaufes des Glockengusses mit der Entwickelung des menschlichen Gesellschaftsverbandes.

Wie sich im Verlaufe des Gusses allmählich die Glocke bildet, bis sie endlich vollendet der Gruft entsteigt, so entwickelt sich im Verlaufe der Geschichte aus der Familie der Rechtsstaat und aus diesem der Gesellschaftsverband der Zukunft als die eigentliche Verwirklichung oder vollendete Erscheinungsform des Gesellschafts- oder Geselligkeitstriebes. So entsprechen sich die

drei Entwickelungsstadien des Gusses und der Entwickelung des menschlichen Gesellschaftsverbandes wie folgt:

a) Mischung der Metalle zur Glockenspeise im Schmelzofen	= Stadium des Familienbundes
b) Bildung der Glocke in der Form	= Stadium des Rechtsstaates.
c) Emporsteigen der fertigen Glocke aus der Dammgrube	= Entstehung des Gesellschaftsverbandes der Zukunft aus dem Grabe des gegenwärtigen Rechtsstaates.

III. Die Darstellung des Idealstaates.

Die Zeit der Abfassung des Gedichtes hatte in der französischen Revolution den geschichtlich gewordenen Rechtsstaat in Trümmer geschlagen, und Schiller hatte, wie so viele andere, nun das Entstehen des Idealstaates erwartet. Aber dem Chaos entstieg nicht die gehoffte Neuschöpfung, und so bleibt jener erhoffte Idealstaat in unserem Gedicht der Gesellschaftsverband der Zukunft, über dessen Einrichtung im einzelnen sich noch nichts sagen ließ. In ihm wird zwar die Idee, der dem „wechselvollen Spiele des Lebens" gegenüberstehende ewige Gedanke, sich am vollkommensten verwirklichen; aber als irdische Form des Ewigen ist auch dieser Idealstaat ein zeitliches, vergehendes Gebilde.

Zur Einführung in die nachklassische Litteratur.

Von **Gerh. Heine** in Bernburg a. S.

Bemerkung. Die Einführung in Werke der neueren Litteratur suche ich in der Oberprima so zu geben, daß ich damit die Wiederholung oder Neubehandlung wichtiger ästhetischer Begriffe verbinde. Es geschieht dies im folgenden an zwei Beispielen aus dem Gebiete des Dramas. Ich schulde u. a. dem trefflichen Werke von Volkelt, die Ästhetik des Tragischen, besonderen Dank.

Der Konflikt in Agnes Bernauer von Hebbel.

Die Lyrik drückt Gefühle und Stimmungen aus, das Epos erzählt Ereignisse, das Drama aber stellt Handlung dar, und seine Darstellung ist am wirksamsten, wo es uns Menschen im Ringen, im Kampf, im Konflikt zeigt. Wo ein Held in einen Konflikt getrieben wird, da wird sein Entschluß, sein Wollen wachgerufen zur That. Darin liegt der

Kern des Dramatiſchen. Es iſt die Aufgabe des dramatiſchen Dichters, uns Schritt für Schritt zu zeigen, wie ſein Held Antriebe des Wollens empfängt, wie ſein Wollen immer wieder zur That ſchreitet, wie die That neuen Kampf, neuen Konflikt, neuen Entſchluß und neue That hervorruft.

Am großartigſten und erhabenſten wird ſich nun dieſer Konflikt geſtalten, wenn ſowohl beim Helden als bei ſeinen Gegnern dieſe Reihe von Entſchlüſſen nicht eine unzuſammenhängende Aufeinanderfolge iſt, ſondern wo ſie zuſammenhängen, einheitlich verbunden zu einer Kette von Handlungen. Am engſten verbunden aber werden ſich die Glieder dieſer Kette darſtellen, wenn ſie aus den Charakteren ſich ergeben, wenn im Geiſte des Helden und des Gegenſpieles die Verbindung liegt. Dieſe Einheit wiederum kann nicht tiefer ſein, als wo eine tiefe Weltanſchauung — es braucht keine verſtandesmäßige, theoretiſche zu ſein — der Quell iſt, aus dem die einzelnen Handlungen fließen; wo dieſe Weltanſchauung in Kampf mit einer anderen gerät, und nun in dem Einzelkämpfen und Ringen wie durch ein Transparent der große Gegenſatz der Ideen durchſchimmert. Der Dichter wird dann dieſe tiefe Verknüpfung von Einzelgeſchick und Weltzuſammenhang von Stufe zu Stufe enger knüpfen, mit jedem Fortſchritt ein helleres Licht auf die Charaktere fallen laſſen und, ohne ſie ihres individuellen Charakters zu berauben, ihr Wollen und Thun unter den großen Scheinwerfer der Idee ſtellen.

Der Dichter kann den Gegenſatz verſchieden wählen. Er kann den Konflikt hineinlegen in die Seele des Helden, um — wie im Fauſt — dieſes zwieſpältige Innere zum offenen Gegenſatz zu treiben. Es iſt dies eine Art des Konfliktes, wie ſie beſonders der neueren Dichtung eigentümlich iſt.

Oder er kann ihm ein Gegenſpiel ſchaffen, und dies wieder auf eine doppelte Weiſe. Entweder kämpft der Held für eine große Sache gegen eine kleinere, für eine berechtigte gegen eine ſchlechte (Emilia Galotti), oder der Konflikt iſt ein Gegenſatz zweier berechtigter Anſchauungen. Dieſer Konflikt iſt von ganz beſonders ergreifender Geſtalt. Der Zuſchauer fühlt mit dem Helden, zugleich aber empfindet er auch das Recht und damit die größte Gefährlichkeit der Gegenmacht. Der Kampf wird zum Kampf des Rechtes gegen das Recht, viel ſchwerer iſt es für den Helden, den Kampf gegen das Recht führen zu müſſen, viel mächtiger iſt der Feind, der recht hat, viel menſchlich tiefer ſind die Charaktere zu geſtalten; viel ergreifender tritt das Tragiſche des Lebens, das dieſen Zwieſpalt zuläßt, hervor.

Solcher Art iſt der Konflikt in Agnes Bernauer von Hebbel. Auf der einen Seite ſteht das Recht der Einzelperſönlichkeit auf Glück, auf Bewahrung der ſittlichen Bande; auf der andern Seite das Recht des

Staatslebens mit seiner Forderung, das Einzelglück zu opfern um des Staatswohles willen: der große Gegensatz von Individuum und Staat. „Nie habe ich das Verhältnis — schreibt Hebbel in seinem Tagebuch vom 24. Dezember 1851 — worin das Individuum zum Staat steht, so deutlich erkannt, wie jetzt, und das ist doch ein großer Gewinn ... Die Ultrademokraten werden mich freilich steinigen, doch mit Leuten, die Eigentum und Familie nicht respektieren, die also gar keine Gesellschaft wollen, ja, die konsequenterweise auch nicht den Menschen, das Tier, den Baum u. s. w. wollen können, weil das doch auch Kerker freier Kräfte, nämlich der Elemente, sind, habe ich nichts zu schaffen."

Auf der einen Seite steht die tiefe, unüberwindliche sittliche Liebe. Der Dichter weiß uns von der Macht und dem Recht dieser Liebe wohl zu überzeugen. Der Engel von Augsburg ist das Glück aller, die sie sehen; aber ihre höchste Schönheit ist die makellose Reinheit und die Hoheit ihrer Seele. Zu ihr wird geführt der heißblütige, junge Bayernherzog, und sein ganzes Denken und Fühlen, Sinnen und Trachten wird von dieser Gestalt eingenommen. Nicht allein ihre Schönheit, der ganze Adel ihrer Erscheinung wird von einer gleich edeln Seele aufgenommen und festgehalten.

Demgegenüber steht der Vater Albrechts, Herzog Ernst. Das Wohl seines Landes ist seine Fürstenpflicht und Sorge. „Schon jetzt ist Bayern in drei Teile zerrissen, wie ein Pfannkuchen, um den drei Hungrige sich schlugen, solls ganz zu Grunde gehen? Und das wird geschehen, wenn wir dies Unheil nicht verhindern können," sagt Törring II, 1. Daß es wieder zum alten Glanze komme, ist Ernst's Lebensziel. Aber er ist nicht ein Herrscher aus Sucht nach Glanz. Größe seines Landes ist die Bedingung für das Glück seiner Bewohner, und dies ist seine Sorge auch für die Gegenwart. Ein Bauer mit einer ungeheuer großen Ähre kommt, um sie dem Herzog zu zeigen. Er kommt zur ungelegensten Zeit; aber der Diener wagt nicht, ihn abzuweisen: „Ihr wißts ja, daß wir mit den gemeinen Leuten nicht unsanft verfahren dürfen." Der Herzog will ein Vater seines Landes sein, diesem Lande aber droht die größte Gefahr der Zerrissenheit durch die Verbindung Albrechts mit der unebenbürtigen Gattin. Die Münchener Linie steht auf zwei Augen, denen des Herzogs Albrecht. Wie würde es werden, wenn von ihm Söhne aufträten, deren Erbfolge ungültig wäre? „Von allen Seiten würden sie heranrücken, vergilbte Pfandbriefe auf der Lanzenspitze und vermoderte Verträge auf der Fahnenstange, und wenn sie sich lange genug gezankt und gerauft hätten, würde nach seiner Weise der Kaiser zugreifen, denn während die Bären sich zerreißen, schnappt der Adler die Beute weg." II, 1.

Dieſer ſchwere Konflikt wird vom Dichter auf zweifache Weiſe noch verſchärft.

Albrecht wird durch ſeine Liebe nicht zur unbeſchränkten Selbſtſucht getrieben; ſeine Liebe bedeutet nicht rückſichtsloſes Geltendmachen ſeines Einzelrechtes. Er muß dem Weibe, mit dem er vor den Altar tritt, ſo gut wie ein anderer Liebe und Treue ſchwören; darum muß er es auch, ſo gut wie ein anderer, ſelbſt wählen dürfen. Aber nicht allein darum. Wenn ihn Preiſing erinnert, daß ſein Vorfahr die Margarete Maultaſch heimführte, um die Grafſchaft Tirol an Bayern zu bringen und ſeinen armen Unterthanen damit Vorteile zu bringen, ſo iſt ſeine Antwort: „Wißt ihr, ob er ihnen nicht jedes Mal eine Bitte abſchlug, wenn er ſein Weib geſehen hatte?“ II, 10.

Auf die Einwendungen der Ritter antwortet er: „Wer weiß, was geſchähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe, wenn ich ſagte: Seht ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil mein Vater Eine Euerer Töchter zu ſich erhoben hat, Eine, die ihm am beſten ins Ohr ſagen konnte, was Euch fehlt!“ II, 1.

Sodann wird andererſeits Ernſt's Sorge für ſein Land geadelt durch die Selbſtloſigkeit, mit der er bereit iſt, auf alle Sonderintereſſen ſeines Hauſes zu verzichten. Der junge ſchwächliche Prinz Adolf wird zum Nachfolger ernannt. Mit welcher Überwindung! „Ich warf mein eignes Junges aus dem Neſt und legte ein fremdes hinein“ IV, 4. Er hat erwogen, ob er einem ſeiner Verwandten, Ludwig von Ingolſtadt oder Heinrich von Landshut, ſein Herzogtum übergeben ſollte. Ihr Lebtag haben ſie ihm zu ſchaden geſucht, nun würde er ihnen zur Vergeltung ſein Land geben — wenn nicht dadurch das Verderben und die Verwirrung nur größer würden.

So wird der Konflikt zugeſpitzt. Dies geſchieht in allmählicher Steigerung, und es iſt beſonders wirkſam, wie ſich in einzelnen Fortſchritten allmählich die ganze Schwere des Gegenſatzes entfaltet. Seine Braut, die Gräfin von Württemberg, iſt entführt. Ihr Vater ſchuldet Bayern 25000 Gulden Entſchädigung. Albrecht will keinen Pfennig zur Auslöſung. „Ich jauchze, daß Eliſabeth eine Kette zerbrochen hat, die ich ſonſt ſelbſt zerbrochen haben würde... ich könnte mir das Leben, das Atemholen ebenſogut bezahlen laſſen wie meine neue Freiheit.“ Und die Antwort: „Herzog Ernſt wird Augen machen! Der beſinnt ſich etwas länger, wenn ſichs um den Verluſt von 25000 Gulden handelt“ I, 14. Das iſt der Konflikt in harmloſeſter Form. Dann folgt ſeine Vermählung mit Agnes, dann der Tod Adolfs und die Vernichtung der letzten Möglichkeit einer friedlichen Löſung.

Die Größe des Konfliktes ist dann noch besonders ergreifend, wenn den Beteiligten die Gefahren zum Bewußtsein kommen. Auf die Frage, ob sie ihn liebe, antwortet Agnes: „Schont mich, oder fragt mich, wie man ein armes Menschenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheures Unglück es treffen könne!“ II, 18. So spricht sie im Anfange ihrer Liebe, und im vollen Sonnenglanze des Glückes läßt sie ihre Totenkapelle bauen.

Der gewaltige Konflikt treibt zur tragischen Entwickelung: Agnes fällt als Opfer. Auch für Albrecht scheint ein tragisches Ende zu drohen. Dennoch findet der Dichter hier eine friedliche Lösung, eine Lösung, die für die ganze Fassung des Konfliktes wichtig ist. Der Gegensatz zwischen Individuum und Staat, aus dem sich der Konflikt entwickelte, wird aufgehoben, indem Albrecht selbst mit den Pflichten des Herrschers betraut wird; damit wird er auf den Standpunkt gestellt, den sein Vater bisher einnahm; damit werden alle die Sorgen, wird alle die Verantwortung lastend auf seine Schultern gelegt. Der Dichter giebt diese Lösung. Dadurch aber, daß er sie mit andern Momenten verknüpft, wie der Reichsacht, dem Bann, der Anerkennung der Agnes nach ihrem Tode als rechtmäßiger Gemahlin, ist dieses Hauptmoment verschleiert, so daß gerade der Schluß unseres Dramas zu manchen Einwänden und Bedenken Anlaß gegeben hat.

Der Gang der Handlung in Agnes Bernauer.

1. Exposition: a) Die Schönheit und der Seelenadel Agnes'.
   b) Albrechts beginnende Liebe.
2. Erregendes Moment: Die Begegnung bei dem Stadtfest.
3. Steigende Handlung: Albrechts Verbindung mit Agnes führt zur Entzweiung mit seinem Vater.
   a) Albrecht weist die Einwendungen seiner Ritter ab.
   b) Agnes vereitelt die Versuche ihres Vaters, sie mit Theobald zu verbinden, und Törrings, sie als unwürdig des Herzogs hinzustellen.
   c) Die Vermählung Albrechts mit Agnes wird vorbereitet und vollzogen.
   d) Ernsts Plan, Albrecht mit der Braunschweiger Prinzeß zu vermählen, wird vereitelt, die Einladung zum Turnier aber angenommen.
   e) Das Turnier zu Regensburg wird die Veranlassung zum offenen Bruch. Ernst erklärt Adolf zum Nachfolger.
4. Fallende Handlung: Um des Wohles des Landes willen räumt Ernst die Gemahlin seines Sohnes aus dem Wege.

a) Der Tod Adolfs drängt Ernst dazu, das Todesurteil, das er über Agnes hat fällen lassen, zur Vollstreckung zu bringen.
b) Der Weggang Albrechts zum Tournier nach Ingolstadt ermöglicht die Durchführung des Planes.
c) Der Überfall wird ausgeführt und Agnes gefangen.
d) Die Versuche Preisings, eine Lösung herbeizuführen, gelingen nicht. Agnes wird in die Donau gestürzt.

5. Lösung. Das befriedigte Rachegefühl, die Drohung von Acht und Bann, die Anerkennung der Agnes als rechtmäßiger Gemahlin bereiten Albrecht vor, den Herzogsstab aus Ernsts Händen entgegenzunehmen und damit das sittliche Recht in dem Handeln seines Vaters anzuerkennen.

Die Tragik im Erbförster von O. Ludwig.

Das Tragische in Leben und Dichtung beruht auf zwei wesentlichen Merkmalen: der Größe des Helden und der Größe seines Leidens. Das Große scheint zum Glück und zum Herrschen geboren; im Tragischen dagegen wird es von Schmerz und Leid getroffen. So ist die Wirkung des Tragischen der schmerzliche Eindruck dieser Zweckwidrigkeit, daß das Große leiden muß.

Die Forderung der Größe[1]) ist nicht so gemeint, als ob der Held ein großer Mann sein müsse, sondern so, daß er bedeutsame, anziehende, ungewöhnliche, ungemeine Eigenschaften habe. Wenn wir einen Alltagsmenschen von Leid betroffen sehen, so werden wir wohl Schmerz darüber empfinden, aber das Eigentümliche des tragischen Eindruckes, das der Gegensatz von Menschengröße und Leid darstellt, fehlt. Es ist das Traurige, aber nicht das Tragische. Zu diesem gehört eben als Wesentliches die Größe des Menschen, wenn dieser Begriff in allgemeiner Bedeutung gefaßt wird.

Solche große Eigenschaften hat der Dichter dem Erbförster gegeben. Dieser ist kein großer Mensch; aber er hat bedeutende, ja große Eigenschaften. Dazu gehört, wenn wir vom Formalen ausgehen, die Stärke und Energie seines Willens, das unbeugsame Geltendmachen der Individualität. Sodann auch, wenn wir den Blick auf den Inhalt seines Wollens richten, das Ehrgefühl und die Redlichkeit, in deren Dienst die

1) Opitz (im Buch von der deutschen Poeterey, 5. Kap.) zeigt, in wie naiver Weise diese Forderung zu seiner Zeit verstanden wurde: „Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße, ohne das sie selten leidet, das man geringen standes personen und schlechte sachen einführe u. s. w." Auch Gottsched meint, daß in der Tragödie „fast lauter vornehme Personen vorkommen." (Versuch einer Kritischen Dichtkunst, 11. Kap.).

ganze starre Willenskraft tritt. Er ist nicht einseitiger Willensmensch; es treten genug zarte Züge hervor, um ihn auch dem Gemüte sympathisch zu machen. Sein Familiengefühl, seine Liebe zur Tochter, seine stille Fürsorge für die Armen gewinnen um so mehr, je spröder gerade seine Natur für diese zarteren Seiten beanlagt erscheint. Wäre seine Willenskraft mit gleicher Verstandesschärfe gepaart, so würde er sich den großen Männern nähern. So aber steht er vor uns als eine handelnskräftige Natur, bei der Verstand und Besonnenheit nicht auf gleicher Höhe stehen wie die Willenskraft.

Dieser Held also wird heimgesucht von außerordentlichem Leid. Er ist vor allem mit Leib und Seele seinem Amte zugethan: er soll es verlieren. Er ist ein zärtlich liebender Vater: er macht sein Weib unglücklich und tötet sein Kind. Dieses gehäufte Leid tritt nicht auf einmal am Schlusse ein; sondern — und dies steigert den Eindruck des Tragischen — Schritt vor Schritt in der steigenden Handlung sehen wir ihn mehr eingeengt werden. Von einem Liebediener abgesetzt, von einem Schurken ersetzt, sieht er seine jahrzehntelange treue Arbeit vernichtet werden, sich entehrt, seinen Sohn geschändet. Das ist Seelenschmerz genug. Der größte aber steht noch aus: das ist seine Schuld. Die Verkettung von Schuld und Leid — so wenig sie ein notwendiger Bestandteil des Tragischen ist, so sehr kann sie doch dazu beitragen, das Tragische zu verstärken, allerdings in erster Linie nicht, um das Gerechtigkeitsgefühl des Zuschauers zu befriedigen, als vielmehr, weil das größte Leid die Schuld ist. So sehr schon das eigensinnige starre Beharren des Försters auf seinem vermeintlichen Rechte Unrecht ist, er wird sich seiner Schuld erst bewußt, als er als eigenmächtiger Rächer seines Sohnes auftritt und zum Mörder wird. Der Eigenwille, das Selbstgefühl macht ihn schuldig, und unter der Schuld bricht sein Selbstgefühl, in dem die Eigenart seines Wesens liegt, zusammen. Als innerlich gebrochener Mann glaubt er, nicht mehr leben zu können. Wie er den Sohn eigenmächtig rächte, so richtet er jetzt sich selbst; schwer schuldig, aber seiner ganzen Lebensauffassung getreu, kann er sagen: „Wenn wir uns wiedersehen, bin ich kein Mörder mehr."

Größe und Leid dürfen nicht in zufälligem Nebeneinander bestehen, sondern in organischem Zusammenhang, um den Eindruck des Tragischen hervorzubringen. Der Erbförster, dessen Größe vor allem in Eigenschaften des Willens liegt, würde uns nicht tragisch erscheinen, wenn sein Leid nicht eben daraus entspränge, sondern aus intellektuellen Mängeln, etwa unzweckmäßiger Waldbewirtschaftung, abgeleitet würde. Nein, seine Energie, sein Ehrgefühl, seine Redlichkeit sind es vor allem, die zu seinem Verderben führen. Und an der zartesten Stelle, an der

Liebe zu seiner Tochter, muß ihn das Leid am grimmigsten packen. Er wird ihr Mörder. So verbinden sich Größe und Leid zu einem festen innern Zusammenhang. Seine ungemeinen, ungewöhnlichen Züge sind teils Ursache des Leidens, teils Angriffspunkte der Schicksalsschläge.

Der Eindruck des Tragischen erhöht sich da, wo der Konflikt als typischer, allgemein menschlicher erscheint. Wohl kann auch ein seltsamer, einzigartiger Konflikt uns in tragischer Weise die Größe im Leiden zeigen; ergreifender, packender aber wird der Fall, wenn wir die innere Verwandtschaft des dargestellten Konfliktes mit denen der eigenen Seele fühlen. Solcherart ist der Konflikt im Erbförster. „Was vor dem Herzen recht ist, das muß auch vor den Gerichten recht sein" II 10, in dieser Meinung des Försters liegt der Konflikt. Das moralische Recht des ehrlichen Mannes steht gegenüber dem Recht der Juristen, das in den dumpfen Stuben verabert und verwennt ist, krank, stumpf und welk geworden, so daß sies kneten können wie sie wollen, Manneswort gegen Advokatenbeweis. Durch diesen Konflikt, der der Ausgangspunkt ist, sollte der Fortgang der Tragödie bestimmt sein. Ist ers? Er ist mitbestimmend, aber nicht ausschlaggebend. Der Dichter nimmt zu Hilfe das Spiel des Zufalles und Mißverständnisses. Aus Mißverständnis wird der Tod Roberts an den alten Stein berichtet. Da der Wilddieb zufällig Andres' Büchse trägt, so wird irrtümlich dieser als der Mörder genannt. Aus zufälligem Mißverständnis wird Andres dem Vater als Erschossener gemeldet. Durch sonderbare Verkettung der Umstände wird der Vater der Mörder der Tochter. So verfehlt der Dichter in der zweiten Hälfte die Idee seiner Dichtung zu Gunsten des Zufalles.

Der Zufall aber ist der Tragik ungünstig. Am ergreifendsten wirkt die Tragik da, wo sie den Charakter des Notwendigen, Schicksalsgemäßen trägt. Dies geschieht nicht nur da, wo das Walten des Schicksals ausdrücklich in die Handlung eingeführt wird. Im Gegenteil hat dies die Gefahr, die Größe der Charaktere zu erdrücken. Es geschieht vielmehr durch die logische Entwickelung der Charaktere und der von ihnen vertretenen Ideen, auf Seite des Helden und seiner Gegner. Nun ist die Entwickelung der Handlung aus dem Charakter des Försters von großartiger Folgerichtigkeit, soweit sie überhaupt daraus entwickelt wird. Ebenso ist die Gegenpartei vom Dichter in einer Weise behandelt, die durchaus geeignet ist, der Tragik zu dienen. Es liegt Sinn und Recht in dem Verhalten der Gegner; daß der Held nicht im Kampfe liegt mit kleinlichen Gegnern, mit bloßer Kleinlichkeit, Dummheit und Niedertracht, das ist nur geeignet, das Großartige des Kampfes zu heben. Aber um so mehr bleibt zu bedauern, daß in dieses Gewebe von innerer

Notwendigkeit mit roher Hand der Zufall hineingreift und das Gewaltige der Tragik abschwächt.

So zeigt uns der Erbförster die wesentlichen Züge der Tragik zwar klar und einleuchtend, in andern aber nicht die Vertiefung des Tragischen, die dessen höchste Wirkung ausmachen würde. Die Wirkung, die der Erbförster aber trotzdem ausübt, liegt neben anderem an dem urdeutschen Stoffe; das außerordentlich starke und ausgeprägte, eigenwillige Selbstgefühl des willensstarken Menschen — das ist ureigentlich deutsch. Und gerade mit dieser Seite kommt der Held in Konflikt mit dem rechtlich geordneten Staatswesen, und aus diesem Konflikt folgt sein tragischer Untergang.

Der Gang der Handlung im Erbförster.

1. Exposition: Sie führt ein in die Charaktere und die Beziehungen der Personen zu einander, wobei besonders der Ankauf des Forstes durch Stein wichtig ist.
2. Erregendes Moment: Der Streit über das Durchforsten.
3. Steigende Handlung: Der Erbförster wird bei dem hartnäckigen Behaupten seines Rechtes zur Erbitterung und Verzweiflung gedrängt.
   a) Seine Absetzung durch Möller.
   b) Roberts Vermittelungsversuch erweist sich als vergeblich.
   c) Der Buchjäger wird zum Nachfolger des Erbförsters eingesetzt. Sein Verfahren gegen Andres. Die Bemühungen des Pfarrers, zu vermitteln, scheitern.
   d) Das Eingreifen der Wilddiebe in die Handlung. Der Buchjäger wird erschossen. Der Verdacht fällt auf Andres. Es wird Militär aufgeboten.
   e) Die Rückkehr Wilhelms vom Advokaten erweist, daß es für den Erbförster aussichtslos ist, auf dem geordneten Wege Recht zu erhalten.

Höhepunkt: Durch alles dies wird der Förster von dem Behaupten seines vermeintlichen Rechtes weiter gedrängt zur Verzweiflung und zum Entschluß, sich das Leben zu nehmen.

4. Fallende Handlung: Die Verzweiflung macht ihn zum Mörder, der Mord zum Selbstmörder.
   a) Die Worte des Alten Testamentes bewirken, ihm seine Eigenmächtigkeit als gottgewollt erscheinen zu lassen.
   b) Die Nachricht, daß Andres erschossen sei, reift den Entschluß zur Rache.
   c) Seine That, die Erschießung seiner Tochter.

d) Mit dem Erſcheinen Andres' wird ihm das mangelnde Recht ſeiner That klar.
e) Der Leichnam Mariens wird gebracht und zeigt ihm die entſetzliche Folge ſeines Unrechtes.

5. Kataſtrophe: Sein Selbſtgericht.

Franz Magnus Böhme†.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

Wieder iſt einer der großen Kenner des deutſchen Volksliedes, unter den Lebenden wohl der größte, von uns gegangen: Franz Magnus Böhme. Nach einem Leben, lang und köſtlich, weil es in wahrhaft bibliſchem Sinne Mühe und Arbeit geweſen iſt, ward er am Morgen des 18. Oktobers ſanft und ſchmerzlos abgerufen. Freilich war er ſeit Jahren leidend geweſen und die letzte Zeit nur noch ſelten aus dem Zimmer herausgekommen; aſthmatiſche Beſchwerden, ſowie ein Fußübel, von Zeit zu Zeit heftiger auftretend, wollten nie mehr ganz von ihm laſſen. Dennoch iſt er ohne eigentliche Krankheit, ohne ſchmerzlichen Kampf geſchieden. Mit der Ruhe des Weiſen, mit der Heiterkeit und Klarheit eines kindlich frommen, ergebenen Gemütes ſah er dem Tode entgegen, der für ihn längſt keine Schreckniſſe mehr haben konnte. Ja, in merkwürdig ſicherem Vorgefühl des nahen Endes ordnete er noch ſeine Angelegenheiten und verfügte über ſeine liebſten Schätze: ſeine handſchriftliche Sammlung von Volksliedern, Kinderliedern und Kinderſpielen — darunter vieles noch nicht Gedruckte — in 55 Quartbänden mit mehr als 16000 Texten nebſt Melodien überwies er der Königl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden. „Aus Dankbarkeit", ſo ſagt er, „gegen meine zweite Heimat Sachſen wählte ich für dieſes Vermächtnis eine ſächſiſche und zwar diejenige Bibliothek, die mich bei meinen Studien ſeit 1859 ſo vielfach unterſtützt hat." So erweiſt er ſich noch über ſeinen Tod hinaus als Freund und Helfer für den, der ſich in dieſe Gebiete der Kunſt und Dichtung vertiefen will.

Am 11. März 1897 hatte Böhme in voller Geiſtesfriſche und Rüſtigkeit ſeinen 70. Geburtstag gefeiert unter den Segenswünſchen, die ihm von nah und fern, von hoch und niedrig zuſtrömten. Wenn auch der beſcheidene Mann allem feſtlichen Gepränge ſcheu aus dem Wege ging, wenn es ihm auch am liebſten war, dieſen Tag ganz in der Stille mit den Seinen zu verbringen, ſo that es ihm doch unendlich wohl, von überallher Beweiſe von Liebe, Verehrung, treuer Dankbarkeit zu erhalten. Und dieſe kamen in der That aus allen Gegenden, wo die deutſche Zunge erklingt. Denn durch ſeine Bemühungen um das Volks-

lied — sei es durch seine Bücher, sei es durch sein Sammeln und Suchen in Bibliotheken sowie auf dem Lande — war er seit Jahrzehnten in allen Teilen Deutschlands eine bekannte Persönlichkeit geworden. Wie gern begegnete er gleichstrebenden und gleichgesinnten Männern, wie dankbar war er auch dem Geringsten unter ihnen für ein Lied, eine Melodie, ein Kinderspröchlein oder ein Rätsel! Und sie alle, ihm durch gleiches Fühlen verbunden, wandten ihm in Liebe ihre Gedanken zu an seinem Fest- und Ehrentage, ihm, der still im altväterisch schlichten Stübchen die Summe seines Lebens zog, zurückschauend in die Vergangenheit, und der sinnend bei manchem Lieben, manchem Freunde verweilte, der nicht mehr war. Mit ihrer manchem war ein Stück seines Innern, ein Stück seines Lebens ins Grab gesunken! —

„Froh bin ich," so schrieb er damals, „daß ich die Vollendung meines ... Buches noch erlebe, das in diesen Tagen an 50 Bogen stark in die Öffentlichkeit tritt und mir fast mehr Arbeit als der Liederhort gemacht hat: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel."[1]) — — „Ja, fertig wär es. Dann soll, dann will ich ruhen. Herr, wie lange noch werde ich unter der Sonne wandeln? Nur rüstiges Schuften und Schaffen läßt düstere Gedanken nicht aufkommen, zumal wenn man nach 40jähriger Sammlung mit Kinderpoesie verkehrt." Und dennoch: er sollte und wollte nicht ruhen! Noch war eine in Jugendtagen begonnene Sammlung nicht verwendet und verarbeitet: Beschreibungen und Abbildungen von Musikinstrumenten. Als er nun daran ging, in Gemeinschaft mit einem bedeutenden jüngeren Forscher die Geschichte der Musikinstrumente zu bearbeiten, da war der prächtige Alte wieder ganz Geschäftigkeit und Eifer, da empfand er, dem Jüngsten zum Trotz, Wonne und Weh des Forschens und Schaffens; da hatte er zum Müdesein und zu trüben Gedanken wieder keine Zeit! Und so, in jugendfrischer Munterkeit, in schlagfertigem Witz, auch einmal in kräftigem Aufbrausen des Zornes, wo Dummheit und Anmaßung sich blähten, mit witzigen Seitenhieben auf solche, die „mit Scheuklappen" durch die Welt gehen, dann wieder mit neidloser Anerkennung der Leistungen anderer und mit unverhohlenen Ausbrüchen herzlicher Freude und eines kinderreinen Gemütes, wo er Verständnis und Liebe zur Sache fand: so sehe ich den kleinen, trotz leidender Füße und mächtiger Filzschuhe behenden Mann hin- und herlaufen, Bücher und Belege herbeischleppen,

1) „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien herausgegeben." Leipzig, Breitkopf & Härtel, gr. 8° LXVI und 756 S. 1897. Eine Anzeige dieses prächtigen Werkes hoffe ich in einem der nächsten Hefte zu bringen.

in Briefen und Papieren — die in musterhafter Ordnung waren! — herumstöbern; dann sich behaglich in den alten Lehnsessel zurückwerfen, dann wieder den Kopf mit der mächtig gewölbten Stirn und dem reichen Haar vorbeugen und mir mit den frischen, grauen Augen über die Brille hinweg zublinzeln. Wenn er so vor mir saß und von Volks- und Kinderlied sprach, da wurde es in dem schlichten Zimmer lebendig, da regten sich tausend Geister, da klangen tausend Töne, alte und doch ewig junge, da blühte frisches Leben um ihn, da sah ich: fürwahr, er hatte, er kannte das köstliche Brünnlein ewiger Jugend:

Und wer des Brünnleins trinket,
Der jungt und wird nicht alt!

Und wenn er dabei auf Rudolf Hildebrand kam, „seinen lieben Freund und Gönner", wie weh that es ihm da, daß er vor ihm dahingegangen! „O, lebte mein guter Hildebrand noch, den ich 1891 im Sommer das letzte Mal besuchte und früher so manches Mal ... Lebte er noch, wie würde er sich über das „Kinderlied" freuen". — Ja, das würde er, von Herzen! und von Herzen übereinstimmen mit ihm, denn in der That, zwischen beiden Männern besteht eine nahe Wesensverwandtschaft.

Böhme hat nie nach äußeren Ehren gestrebt. Daß sie bei so unermüdlichem, selbstlosem Schaffen nicht ausblieben, ist selbstverständlich; er hat sich ihrer von Herzen gefreut. Sind doch Anerkennung und Dank Sonnenschein für jedes Herz, in dem neue Lebenskeime schlummern, der Sonnenschein, der sie hervorlockt und stärkt, damit sie wachsen und Frucht tragen. Auch die selbstloseste Liebe des stillen Forschers bedarf dieses Sonnenscheins, soll sie nicht endlich verkümmern.

Das ganze Leben Böhmes war jenem Grenzgebiete gewidmet, wo seit Jahrhunderten mehrere Künste zusammentrafen, um ein lebendiges Ganzes zu erzeugen — lange ehe von einem „Gesamtkunstwerk" geredet ward: dem Volksliede. Viel zu einseitig war beim Volksliede bisher meist nur der Text, das Wort berücksichtigt worden in der Forschung, nicht zugleich mit die Weise, ohne die jenes von Haus aus nicht denkbar war. Grollen wir darüber nicht: schon durch die bloße Belebung des Wortes ist der alte Geist des deutschen Volksliedes lebendig geworden; er hat uns die neuhochdeutsche Lyrik erweckt und seit 130 Jahren unsere Dichtung befruchtet! Unvergessen soll bleiben, was Herder, Bürger, was Goethe, was des Knaben Wunderhorn und Uhland — von Neueren zu geschweigen — uns in dieser Hinsicht bedeuten. Dennoch war es Zeit, daß die einseitige Betrachtung des Wortes am Volksliede endlich das nötige Gegengewicht von der musikalischen Seite her erhielt. Auch hier sind zwei gewaltige Vorstöße von tiefgehender Wirkung zu verzeichnen, der eine davon wirkte im edelsten Sinne volkstümlich

und drang daher in weite Schichten unserer Nation: durch Ludwig Erk.[1]) Der andere bewegte sich im wissenschaftlichen Gebiete und brach dort durch wahrhaft vornehme Gediegenheit Bahn für Nachfolgende: R. von Liliencron mit seinem monumentalen Werke Die historischen Volkslieder der Deutschen.[2]) In den Bestrebungen beider kam zum ersten Male das Volkslied, d. h. die Melodie, zu ihrem Rechte.

Wohl plante Erk das große zusammenfassende Werk über das deutsche Volkslied, das wissenschaftlichen Wert mit Allgemeinverständlichkeit vereinen sollte: den Liederhort. Er war dazu der rechte Mann, bezeichnete ihn doch Rudolf Hildebrand seinerzeit als den besten Kenner des deutschen Volksliedes, als den, der sich vom Liebhaber zur Höhe wissenschaftlicher Durchdringung und Beherrschung des unermeßlichen Gebietes aufgeschwungen hatte.

Aber über das Grundgraben und die mächtig emporragenden Grundmauern kam Erk nicht hinaus. Als er am 25. November 1883 starb, ließ seine Hinterlassenschaft die riesigen Verhältnisse des angelegten Baues erkennen: Nur der erste Band des Liederhortes war, und zwar schon 1856 erschienen, im übrigen fanden sich im Erkschen Nachlaß in 41 Quartbänden auf mehr als 24000 Seiten ungefähr 12000 Lieder und 15000 Kinderreime vor, darunter annähernd 10000 weltliche Volkslieder, 1000 katholische Kirchenlieder und 1000 volkstümliche Kunstdichtungen. Das alles mußte geprüft, geordnet, gesichtet, in einheitliche Form gebracht, erläutert und herausgegeben werden. In Franz Magnus Böhme fand sich der Meister, der dieser Riesenaufgabe gewachsen war. Böhme war seit langem ein Freund Erks und ein Gleichstrebender.

---

1) Von dem unvergleichlichen Schatz an Texten und Singweisen, die Erk zusammenbrachte „hat er einen kleinen Teil in seinen 13 Heften „Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen" (1839—1847) niedergelegt, aus welcher Sammlung alle späteren Liederbuchmacher reichlich entlehnten, wie auch seine vielen Schulliederhefte, die beispiellosen Erfolg hatten und bis heute die gesuchtesten sind, vielfach von anderen ausgebeutet wurden. Erk war der erste, der das Volkslied in die Schule eingeführt hat, indem er für diesen pädagogischen Zweck den besten Dichtungen für die Jugend entsprechende Volksweisen anpaßte." (Böhme, Vorwort zum Liederhort S. VIII.)

2) „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert". Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. gr. 8°. Leipzig, 4 Bände mit einem Nachtragsband, der die Töne und die alphabetischen Verzeichnisse enthält, 1865—1869. Leider geht das Werk nur bis 1554. Im Vorwort zum zweiten Bande bemerkt Liliencron, daß das Werk richtiger den Titel „politische Volksdichtungen" führen müßte, da in den letzten Bänden auch Spruchgedichte aufgenommen sind, die natürlich nie gesungen wurden. Indes bilden diese nur einen kleinen Teil des Ganzen.

Wie Erk so hatte auch er gewissermaßen von der Pike auf gedient. Beide kamen nicht auf dem Wege der Philologie und Gelehrsamkeit zum Volksliede, sondern auf dem Wege durch das Leben und die Musik. Das war ein Glück! für die Sache und für uns! Denn wie viele treffliche Forscher und Kenner der Volksliedertexte haben wir gehabt — aber sie waren nicht zugleich Kenner der Melodien! Erk und Böhme brachten nun das mit, was der Philologe nicht hat und auch fast nie nachholen kann: gediegene musikalische Kenntnisse. Und so konnten sie dem innersten Wesen des Volksliedes näher kommen als jene. Dazu hatte Böhme noch das Geschick und die Zähigkeit, weitschichtige Werke nicht nur sammelnd vorzubereiten, sondern auch klar zu planen und sauber auszuführen. Es fügte sich also glücklich, daß Fähigkeit und eigene Neigung, der Wunsch der Erkschen Erben und der Auftrag des Kgl. Preußischen Kultusministeriums zusammentrafen: 1886 wurde Böhme mit Herausgabe des Erkschen Liederhortes betraut.

So konnte denn verhältnismäßig bald und ohne lange Zwischenpausen der Deutsche Liederhort[1]) 1893 und 1894 ausgegeben werden. In drei gewaltigen Bänden auf mehr als 2400 Seiten enthielt er 2175 deutsche Volkslieder aller Jahrhunderte nach Wort und Weise. Das Werk, das ohne die thatkräftige Beihilfe der preußischen Regierung nicht hätte ans Licht treten können, ist Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II. gewidmet, der seine lebhafte Teilnahme für deutsche Volkspoesie wiederholt bewiesen hatte.

Aus kleinen Anfängen und Verhältnissen hatte sich Böhme zu dieser Höhe emporgearbeitet. Geboren am 11. März 1827 zu Willerstedt bei Weimar als Sohn nicht unbemittelter Landleute, zeichnete sich der Knabe früh durch seine musikalische Begabung aus. Schon als Zehnjähriger vermochte er den Gemeindegesang selbständig auf der Orgel zu leiten und zu Kirchenmusiken den Generalbaß zu spielen. Neben Gesang-, Klavier- und Orgelunterricht wurde die allgemeine Geistesbildung nicht vergessen. Bei dem tüchtigen Ortspfarrer machte er im Griechischen, Lateinischen, in Geschichte, Geographie und Mathematik solche Fortschritte, daß den Eltern dringend angeraten ward, ihn auf

1) „Deutscher Liederhort". Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. Leipzig, Breitkopf & Härtel, gr. 8°. Vorrede unterzeichnet: Dresden, im Herbstmonate 1892. Da Böhme der altgermanischen Sprachen nicht mächtig war (S. 65 im I. Bande), so gab er die alten deutschen Texte und deren Übersetzungen nach zuverlässigen Gewährsmännern.

das Gymnasium zu Weimar zu schicken. Das war aber nicht nach ihrem Sinne: sie wollten einen Lehrer aus ihm machen. Er erhielt demnach 1842—46 auf dem Seminar zu Weimar seine Ausbildung und dann Anstellung an der Bürgerschule. Mit dem Jahre 1847 beginnt seine zehnjährige Thätigkeit in Berlstedt am Ettersberge bei Weimar, wo er Organist, Kantor, Lehrer und Gemeindeschreiber zugleich war. Mag es manchmal für ihn eine harte Zeit gewesen sein, so war sie für seinen künftigen Beruf von großem Werte; hier lernte er Denken und Empfinden des Volkes an der Quelle kennen. Schon damals sammelte und arbeitete er unermüdlich auf allen Gebieten der Musik und des Volksliedes. Endlich gewann die Liebe zur Musik die Oberhand. In Leipzig vertiefte er sich seit 1857 unter der Leitung von Julius Rietz und Moritz Hauptmann in ernstes Studium der Musik. Insbesondere letzterem hat er nahegestanden und seinem „geliebten Lehrer" über das Grab hinaus treuen Dank bewahrt. Auch der musikalische Schaffensdrang regte sich in ihm, manche geistliche und weltliche Komposition zeugt von seinem tiefen Empfinden und seiner Meisterschaft in der Form.[1]) Am 1. April 1859 zog er nach Dresden, wo er bis 1878 vorwiegend lebte, als Musiklehrer, Begründer und Leiter von Gesang- und Chorvereinen vielfach thätig und mit der wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Sammlungen beschäftigt. Seit 1860 plante er ein umfassendes Werk über die Nationalmusik aller Völker. Da aber kein Verleger den Mut fand, auf ein solches Riesenunternehmen einzugehen, so mußte er sich damit begnügen, einzelne Gebiete davon zu Sonderwerken zu verarbeiten. Es können daher seine Bücher gewissermaßen als Teile oder Bruchstücke jenes großen nicht ausgeführten Sammelwerkes angesehen werden. Das erste Buch, mit dem er hervortrat, war das 1877 ausgegebene Altdeutsche Liederbuch[2]), welches mit Unterstützung der Königl. Säch-

1) Böhmes Kompositionen sind sowohl Instrumental- als Chorliederwerke. Schon während seines Kantorats arbeitete er auf diesem Gebiete. Gedruckt wurde unter anderem ein Psalm für Solo und Chor und 10 Hefte Volkslieder, für Klavier bearbeitet. Das Werk „Volkstümliche Lieder der Deutschen" 1895 enthält ferner 9 Lieder Böhmes, mit B. und zum Teil mit dem Jahre bezeichnet. Im Verzeichnis der Komponisten dieses Werkes heißt es: „B. bezeichnet einen Freund des Volksgesanges, der hier einige einfache Melodien beisteuerte, weil solche zu betreffenden Texten fehlten oder die vorhandenen nicht geeignet erschienen." Am 14. März 1897 schrieb Böhme mir: „Das Volk singt zum Teil weit und breit meine arrangierten Volkslieder und die kirchlichen Sängerchöre in Dresden, Leipzig, Frankfurt meine Motetten, was will ich mehr?"

2) „Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert". Leipzig, Breitkopf und Härtel gr. 8°. 1877, LXXII und 832 S. Das Vorwort ist unterzeichnet: Dresden, am 2. September 1876.

sischen Regierung erschien und Sr. Majestät dem König Albert gewidmet ist. Es machte Böhme mit einem Schlage berühmt und stellte ihn sofort in die erste Reihe der Volksliedforscher. Allerdings ist es auch die Frucht eines 15jährigen Sammlerfleißes! Unter anderen Auszeichnungen erhielt Böhme dafür den Titel eines Königlichen Professors. Im Jahre 1878 folgte er einem Rufe als Professor für Harmonie, Kontrapunkt und Musikgeschichte an das neubegründete Hoch'sche Konservatorium zu Frankfurt am Main. Als wissenschaftliche Früchte dieser Zeit sind die Werke Geschichte des Tanzes in Deutschland[1]) und Geschichte des Oratoriums[2]) zu nennen. Etwa 8 Jahre blieb Böhme in Frankfurt, bis ihn der Erksche Liederhort ganz in Anspruch nahm und ihn zeitweise nach Berlin führte. Im ganzen aber lebte er fortan in Dresden, welches er nur noch vorübergehend verlassen hat.

Da der Liederhort nur wirkliche Volkslieder enthielt, so ließ Böhme als eine Art selbständigen Nachtrags und als nötige Ergänzung 1895 noch die Volkstümlichen Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert[3]) erscheinen.

Die Vorreden Böhmes zu all diesen Werken sind bemerkenswerte Zeugnisse seiner Denkungsart und seines Charakters. Sie weisen die Züge auf, ohne die noch kein großer Förderer und Wohlthäter unseres Volkes war: Bescheidenheit und Demut bei außerordentlichem Wissen und Können, Männlichkeit und Festigkeit der Gesinnung, hohe Gesichtspunkte, inbrünstige Liebe zum Vaterlande, kindliche Frömmigkeit und Herzensreinheit. In seiner Seele hatte das Gemeine keinen Raum; er gehörte zu den zart besaiteten Menschen, denen die Berührung damit wehe thut.

Möge das Gedächtnis des edlen, schlichten Mannes, der uns die reichen Quellen deutscher Volkskunst erschloß, immer lebendig bleiben; dann bleibt unter uns auch lebendig, was ihn beseelte und durchglühte, was als Wahrspruch seines Wirkens gelten kann und von ihm ausging: Licht, Liebe, Leben!

---

1) „Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Litteratur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum erstenmal bearbeitet und mit alten Tanzliedern und Musikproben herausgegeben." Leipzig, Breitkopf und Härtel, 2 Bände gr. 8°. 1886; I: VII und 340 S.; II: 221 S. Vorwort unterzeichnet: Frankfurt a. M. 1886.

2) „Die Geschichte des Oratoriums". 2. Auflage, Gütersloh 1887 (war mir nicht zugänglich), 1. Aufl. 1861?

3) „Nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften, sowie aus Volksmund zusammengebracht, mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen und herausgegeben." Leipzig, Breitkopf und Härtel, gr. 8°. 1895. XXI und 628 S. Vorwort unterzeichnet: Dresden, am 11. März (s. Geburtstag!) 1895.

Bemerkungen zu einigen Schulausgaben von Leſſings Nathan dem Weiſen.

Von E. R. Gaſt in Cöthen (Anhalt).

Ich habe im vorletzten Sommer in der Oberprima Leſſings Nathan den Weiſen geleſen und bin dabei in meiner Anſicht beſtärkt worden, daß es das Richtige iſt, dies Hohelied von der Duldſamkeit auf dem Gebiet des Glaubens gerade in dieſer Klaſſe zu leſen, die wahre Bedeutung und den vollen Wert dieſes ganz einzigen Stücks den Schülern klar zu machen, die bald in das Leben hinaustreten ſollen, wo Unduldſamkeit gegen Andersgläubige auch jetzt in bedauerlichſter Weiſe ihr Weſen treibt, ja, offen oder verſteckt, bewußt oder unbewußt geſchürt und genährt wird.

Bei dieſer Gelegenheit habe ich mehrere Schulausgaben kennen gelernt, durch die ich zu den folgenden Bemerkungen veranlaßt worden bin. Es ſind dies die Ausgaben von Dr. H. Deiter in Aurich (Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1886), die von Prof. Dr. Aug. Thorbecke (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klaſing) und die von Prof. Dr. Oskar Netoliczka (Leipzig, G. Freytag, 1894).

Dieſe drei Ausgaben ſind einander ſehr ähnlich. In einer kurzen Einleitung geben ſie Auskunft über Veranlaſſung und Entſtehung des Dramas, fügen eine Überſetzung von Boccaccios Novelle vom Juden Melchiſedech bei und bieten das Notwendige über die Behandlung des Stoffs, über Zeit und Ort der Handlung, über die auftretenden Perſonen, z. T. auch über die Tendenz, die Aufnahme, über Sprache und Metrum[1]) des Stücks. Außerdem enthalten ſie knappe Anmerkungen — (die Cotta'ſche Ausgabe unter dem Texte, die andern, was wohl vor-

1) Über das Metrum ſagt Dr. Netoliczka (S. 13): Das Streben nach dem orientaliſchen Ton veranlaßte den Dichter zum Gebrauche des Verſes; auf Wohlklang, den Leſſings Jamben thatſächlich an ſo mancher Stelle vermiſſen laſſen, hat dieſer grundſätzlich Verzicht geleiſtet. („Ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohllauges wegen gewählt, ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſa zu ſehr auffallen dürfe.") Nach meiner Auffaſſung iſt mit Dr. Netoliczka's Worten Leſſings Meinung nicht richtig wiedergegeben, und zwar nach zwei Seiten hin: Nicht das Streben nach dem orientaliſchen Tone hat Leſſing zum Verſe geführt — der orientaliſche Ton bedingt an ſich den Vers nicht —, ſondern das Streben, dem vorzubeugen, daß der orientaliſche Ton in der Proſa zu ſehr auffiele, zu ſtark von dieſer abſtäche, alſo die Erkenntnis, daß die Redeweiſe des Orients im Verſe natürlicher erſcheint, weil das Eigentümliche derſelben das Poetiſche iſt. Sodann

zuziehen, als Anhang zum Texte) —, die fast nur der Wort- oder Sacherklärung dienen. Das ist zu billigen. Auf diese Weise wird es dem Lehrer erspart, durch solcherlei Erklärungen Zeit zu verlieren und das Lesen nüchterner zu machen, und anderseits bleibt ihm vorbehalten, alles, was sonst zum Verständnis des Stückes notwendig ist, nach seinem Ermessen den Schülern sozusagen als etwas Neues zu bieten oder gemeinsam mit ihnen zu suchen.

Eines aber habe ich an allen drei Ausgaben auszusetzen: das sind willkürliche Änderungen, die die drei Herausgeber an dem Lessingschen Texte vorgenommen haben. Für die Freytagschen Schulausgaben klassischer Werke der neuhochdeutschen Litteratur lautet der erste der für die Herstellung aufgestellten Grundsätze: „Die Ausgaben bieten einen auf den besten Quellen beruhenden Text in der für die Schulen amtlich vorgeschriebenen Orthographie." Das erscheint für derartige Schulausgaben ebenso natürlich und selbstverständlich, wie wir es an den Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller gewohnt sind. Nun haben wir für Lessings Schriften an Karl Lachmanns Ausgabe doch gewiß eine „beste" Quelle — um so berechtigter ist die Frage: Warum sind jene Herausgeber ohne zwingende Gründe von dem vorliegenden besten Wortlaute abgewichen? Solche Änderungen am Texte sind in neuerer Zeit — angeblich zu Nutz und Frommen unsrer Schüler und Schülerinnen — auch in deutschen Lesebüchern bekanntlich öfter aufgetaucht, daß ich es für gut halte, auf die an einem Meisterwerke, wie Nathan der Weise es ist, vorgenommenen näher einzugehen, zumal da es sich um Lessing handelt, der gegenüber von Nörgeleien an mundartlichen von ihm gebrauchten Formen seinen Tadlern sagt[1]), daß er unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und dann fortfährt: „Wie ich schreibe, will ich nun einmal

---

zieht Dr. Netoliczka aus Lessings Worten: „Ich habe die Verse nicht des Wohlklangs wegen gewählt" — einen falschen Schluß, wenn er sagt: „Auf Wohlklang der Verse hat Lessing grundsätzlich Verzicht geleistet." Ich halte es geradezu für undenkbar, daß ein Dichter, der sich vornimmt, ein Stück in Versen zu schreiben, grundsätzlich auf Wohlklang seiner Verse verzichten sollte. Und so berechtigen Lessings Worte auch gar nicht zu jenem Schlusse. Er hat doch offenbar dies sagen wollen: Nicht weil Verse besser klingen, als Prosa — das gilt doch also auch von seinen Versen! —, habe ich die Verse gewählt, sondern weil u.s.w. — Es ist ja allerdings geradezu Mode geworden, die Verse unsers Dramas schlecht zu nennen. Wie unrecht man damit dem Dichter thut, hat Carl Werder in der zehnten seiner Vorlesungen über Lessings Nathan ausführlich und wohl unwiderleglich dargethan. Auch was Erich Schmidt (Lessing II, 566—70) über die Verse unsers Stückes sagt, ist ganz geeignet, die richtige Anschauung darüber zu fördern.

1) Zehnter Anti-Goeze. Lachm. Ausg. Bd. X, 225.

ſchreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch ſo ſchreiben ſoll?" Was er damit von ſeiner Proſa ſagt, gilt ſelbſtverſtändlich erſt recht von ſeinen Dichtungen.

Die von mir in den genannten drei Ausgaben bemerkten Abänderungen ſind meiſt ſolche der Form, mit denen ich deshalb anfangen will. Wenn wir in einer Schulausgabe für Leſſings eräugnen und betriegen ereignen und betrügen leſen, ſo finden wir das im Gedanken an die „Schulorthographie" erklärlich und entſchuldbar, obwohl es nach meiner Anſicht ganz gut wäre, wenn unſere Schuljugend bei einem Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts dieſe urſprünglichen richtigen Formen kennen lernte, die ſo manchem ſpäter in alten Druckwerken doch zu Geſicht kommen. Nicht zu billigen iſt dagegen die folgende Änderung. I, 5, V. 709 läßt der Dichter den Tempelherrn ſagen:

Natur, ſo leugſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht!

Es erſcheint ſo natürlich, daß Leſſing dem Tempelherrn in der dortigen erregten Stimmung, für die feierliche Verſicherung, die in ſeinen Worten liegt, abſichtlich und bewußtermaßen die voller klingende altertümliche Form „du leugſt" in den Mund legt[1]) — warum heißt es dafür in den Schulausgaben: ſo lügſt du nicht? — Wohl ſagt derſelbe Tempelherr bald nach jenen Worten I, 6, V. 717: Lügt das Sprichwort wohl —; aber dort liegt für die ungewöhnliche Form kein Grund vor; der Dichter wählt eben Ausdruck wie Form den Umſtänden entſprechend. Ganz ähnlich liegt die Sache in einem andern Falle. I, 1, V. 108 ſagt Nathan:

Und Schulden einkaſſieren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich födert ...

wofür unſere Schulausgaben die gewöhnliche Form fördert bieten. Nun iſt aber födern (und zwar noch heute) eine volkstümliche Nebenform für fördern, wie fodern für fordern, und es iſt bekannt, daß Leſſing eine beſondere Vorliebe für volkstümliche Formen und Wörter gehabt hat; wo er deren gebraucht hat, laſſe man ſie alſo ſtehen, er hat auch da ſo ſchreiben wollen! Und was ſchadet es denn, wenn unſre

1) Offenbar aus demſelben Grunde läßt G. Schwab in ſeinem ſchönen Gedicht Johannes Kant „den heil'gen Imp'rativ mit lauter Stimme rufen: Leug nicht! leug nicht! du haſt gelogen, Kant!" — — Und wenn dann bei ſolcher Gelegenheit der Schüler aus dem Munde des Lehrers oder aus einer Anmerkung der Ausgabe erfährt, daß dieſe Formen richtige Bildungen des urſprünglichen Zeitworts „liegen" (= dem heutigen lügen) ſind, ſo trägt er nebenbei noch einen ſprachlichen Gewinn davon; kreucht und fleugt kennt er ja wohl aus Luthers Deutſch.

Jugend in ihrem Leſſing Formen und Ausdrücke findet, die zu ſeiner Zeit im Volksmunde gelebt haben und zumeiſt noch heutigen Tags in der Volksſprache leben? Wie viel müßten wir denn bei Goethe ausmerzen, wenn wir nach ſolchen Grundſätzen verfahren wollten, wie in dieſer Beziehung die Herausgeber unſrer drei Schulausgaben? wie viel gar bei Luther?

Von födern und fodern, das ſich wiederholt in unſerm Drama findet, in den drei Schulausgaben aber immer durch fordern erſetzt iſt, iſt dasſelbe zu halten, wie von den von Leſſing mit Vorliebe gebrauchten Formen du kömmſt, er kömmt, die auch in unſerem Drama immer gebraucht ſind — in jenen Ausgaben leſen wir dafür immer kommſt und kommt. Als man ihm dieſe Formen als fehlerhaft vorgeworfen hatte, verwies er auf Adelungs deutſches Wörterbuch, wo es heiße: „Ich komme, du kommſt, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart du kömmſt, er kömmt". Dann ſagt er: „Alſo ſagt man doch beides? Und warum ſoll ich denn nicht auch beides ſchreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart ſpricht du kömmſt, er kömmt: warum ſoll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können?"

Das Gleiche, meine ich alſo, gilt von volkstümlichen Formen wie fodern[1]) und födern; und ſo ſagt denn Nathan in ſeiner vertraulichen Unterhaltung mit Daja V. 11: Schulden einkaſſieren iſt kein Geſchäft das födert; aber der Patriarch, wie er in ſalbungsvoller Weiſe vom rechten Gebrauche der Vernunft redet, der ſagt (IV, 2 V. 2480flg.):

Zum Beiſpiel, wenn uns Gott
Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen, wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkür des,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen?

Welcher Unterſchied zwiſchen dem Ton dieſer Stelle und dem im Eingang des Stücks von Nathan angeſchlagenen! Und darin finde ich den Grund für die verſchiedenen Formen, nicht in einem Schreibfehler, wie ihn Niemeyer in ſeinem trefflichen Kommentar zu unſerm Stück annehmen

1) In einem Briefe Luthers an ſeinen Kurfürſten habe ich neulich die Form foddern geleſen; die Schreibweiſe ſcheint auf ö hinzuweiſen; in Sachſen ſagt das Volk heute noch: födern, födern.

möchte, trotzdem die beiden zu Leſſings Lebzeiten erſchienenen Ausgaben die von Lachmann beibehaltenen Formen bieten.[1])

Und ſo läßt ſich auch für andere Formveränderungen in unſeren Schulausgaben kein ſtichhaltiger Grund finden, wie wenn dann und denn, wann und wenn abweichend vom Leſſingſchen Texte dem heutigen Sprachgebrauch gemäß geſetzt werden, wenn wir nützt, vor allem, von weitem, hienieden leſen, wo wir bei Leſſing nutzt, vor allen[2]), von weiten[2]), hiernieden leſen. So hat Leſſing ſtets, auch in Proſa, itzt geſchrieben, wie es zu ſeiner Zeit auch noch in ſeinen Kreiſen geſprochen worden iſt — und die Formen itz, itzt, itze leben noch heute im Volksmunde — warum führen unſere Schulausgaben dieſe Form unſeren Schülern nicht vor? Selbſt wenn ſie nicht mehr geſprochen würden, müßten ſie dem heranwachſenden Geſchlechte für das Verſtändnis früherer Sprechweiſe vorgeführt werden, ſobald ſie von dem ihr dargebotenen Schriftſteller gebraucht worden ſind.

Dasſelbe gilt von veraltetem Ausdruck, wie vors erſte (V. 94), vor itzt (V. 1141), oder wenn es IV, 2 V. 2531 heißt:

> Dann wäre mit dem Juden förderſamſt
> die Strafe zu vollziehen, . . .

wofür Dr. Netoliczka an einſetzt, der auch II, 3 V. 1140 für Leſſingſches mit bei einſetzt.

Freilich iſt der Ausdruck hier und da auch aus anderen Gründen geändert. In Lachmanns Ausgabe leſen wir II, 5 V. 1278 flg.:

> Der große Mann braucht überall viel Boden;
> Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
> Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
> Find't ſich hingegen überall in Menge.
> Nur muß der eine nicht den andern mäkeln.
> Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen.
> Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
> Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

---

1) In Weigands deutſchem Wörterbuche wird die Form födern geradezu als unerträglich bezeichnet, obwohl da außer Leſſing noch andere Dichter und Quellen für dieſe Form angeführt werden. Der Volksmund liebt allerdings die Bequemlichkeit bei der Ausſprache, aber die aus dieſem Grunde entſtandenen Formen haben doch dieſelbe Daſeinsberechtigung wie alle anderen durch Veränderung entſtandenen Formen; unſere Welt aus werlt für werelt = werolt = weralt iſt doch auch nur bequemere Form für das Urſprüngliche!

2) In beiden Ausdrücken finden wir ſtatt des jetzt üblichen Singulars den auch von Goethe im gleichen Falle oft gebrauchten Plural; zu vergleichen von wegen, von ſtatten, von nöten u. a.

Im Wortlaut des ersten Verses hat Wilh. Buchner einen Druckfehler finden wollen. (Akademische Blätter, herausgegeben von Otto Sievers, 1884, S. 35.) Er meint, die Worte der nächsten Verse: „und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen sich die Aeste" — ließen sich doch gar nicht auf große Männer beziehen, sondern nur auf Bäume, und so müsse Lessing geschrieben haben:

Der große Baum braucht überall viel Boden.[1])

Er hat von verschiedenen Seiten Zustimmung gefunden (Ak. Bl. S. 115 flg.), und so haben denn auch Dr. Netoliczka und Prof. Thorbecke diese Lesart in ihre Ausgabe aufgenommen. Das ist für mich der Grund, hier darüber zu reden. Nötig für das Verständnis ist die Änderung nicht; gerade daß nach dem Zusammenhang jeder, der die Worte: „und mehrere, zu eng gepflanzt, zerschlagen sich die Aeste" — gar nicht anders beziehen kann, als auf große Bäume, überhob den Dichter der Notwendigkeit, das selbst zu sagen. In Prosa würde man jedenfalls das Zwischenglied eingeschoben haben: Mit großen Männern ist's eben wie mit großen Bäumen; mehrere u. s. w. Aber die Dichter lieben solche Sprünge!

Beweisend aber für die Richtigkeit der üblichen Lesart sind nach meiner Ansicht die Worte, die den Gegensatz zum 1. Verse enthalten:

Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge.

Da können und sollen wir doch unmöglich an Bäume denken, sondern an Männer, so daß auch hier der Dichter denselben Weg wie oben geht: er geht im Ausdruck von der Wirklichkeit aus, geht aber dann zu einander entsprechenden Bildern über. — „Der Knorr und Knubbe" und das „Gipfelchen" sind wieder jedem selbstverständlich, trotzdem wir bei „Mittelgut" an Männer, nicht an Bäume denken.

---

1) An sich schon ist es unwahrscheinlich, daß ein Setzer „Baum" für „Mann" liest — und Lessings Handschrift ist nicht schwer zu lesen. (Deshalb schlägt Dr. Bielschowsky [a. a. O. S. 115] „Stamm" für „Mann" vor. Daß aber der Stamm nicht in das Bild paßt, sondern nur der Baum, das sieht jeder, der sich das Bild wirklich vorstellt.) Ebenso unwahrscheinlich aber ist es, daß ein so auffälliger Druckfehler, falls er in der 1. Auflage vorgekommen wäre, Lessing entgangen und nicht von ihm für die 2. Auflage angemerkt worden sein sollte. Denn das Stück ist allerdings in großer Eile und deshalb mit einer größeren Zahl von Fehlern gedruckt worden, und Lessing hat seinem Bruder Karl, der die Korrektur übernommen hatte, am 18. April 1779 die beträchtlicheren Druckfehler geschickt, die er noch auf den ihm zugeschickten Aushängebogen bemerkt hatte. „Alle übrigen" — fährt er in dem Briefe fort — „und sonstigen Unschicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplar bemerken, das zu einer zweiten Ausgabe bereit sein soll." Und die zweite und dritte rechtmäßige Ausgabe sind der ersten sehr bald, die zweite sicher noch bei Lessings Lebzeiten gefolgt.

Eine andere Textesänderung findet sich nur in der Ausgabe Prof. Thorbeckes. II, 2 V. 1654 flg. läßt Lessing Recha zu dem eben zu ihr gekommenen Tempelherrn sagen:

Ich will
Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn so wenig
Als ihn der Wassereimer will, der bei
Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen.
Der ließ sich füllen, ließ sich leeren, mir
Nichts, dir nichts: also auch der Mann. Auch der
Ward nur so in die Glut hineingestoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken
Auf seinem Mantel, ihm in seinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beide
Herausschmiß aus der Glut. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müssen einmal nun so handeln; müssen
Wie etwas besser zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Wasser holen.[1])

In Vers 1618 hat Thorbecke „herausschmiß" ersetzt durch „herauswarf" — offenbar, weil ihm Lessings Ausdruck für ein so zartfühlendes Mädchen zu grob, zu derb, meinetwegen zu gemein erscheint. Aber dieser Ausdruck stammt doch nicht von Recha; es ist klar, daß sie von Vers 1607 an nur wiederholt, womit der Tempelherr Daja bei ihren verschiedenen Anläufen zurückgewiesen hat. Selbstverständlich hat Daja alle seine Worte getreulich berichtet, und Recha hat sie um so besser im Gedächtnis behalten, je derber und dadurch verletzender sie waren. Nun läßt sie ihn — auch darin Nathans gelehrige Tochter! — für seine groben Zurückweisungen dadurch büßen, daß sie seine eigenen Gründe für die Überflüssigkeit ihres Dankes mit seinen eigenen Worten in ironischem Tone scheinbar als triftige vorbringt. Und sie erreicht

1) Ich habe diese, wie alle von mir citierten Verse, mit Lessings Interpunktion wiedergegeben. Unsre Schulausgaben bieten diese nur zum Teil; sicher liegt der Grund dafür in der Rücksicht auf unsre Schul-Interpunktion. Lessing hat ja eine ganz eigentümliche, von der jetzt üblichen zum Teil sonderbar abweichende Interpunktion; aber sie beruht nicht auf Laune und Willkür, sondern da ist Methode drin: die Zeichen sind von ihm, ihrem Zweck entsprechend, gebraucht worden, das Verständnis und damit den richtigen Vortrag in Bezug auf Tongebung und Pausen zu fördern, nach ganz bestimmten Grundsätzen und in zum Teil reicherem Maße, als es sonst üblich. Vergl. Emil Grosse, Archiv für Litteraturgeschichte XI, 371.

ihren Zweck; das zeigen die folgenden Worte des Tempelherrn, in denen er zugleich Rechas Worte als die seinen anerkennt:

O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß sich zu empfindlich rächen, Daja!

Das gehört aber zum Wesen und Charakter dieses „quer- und trotzköpfigen plumpen Schwaben", daß er wie im Handeln so auch im Reden „jach" ist.[1])

Noch eine Textesänderung muß ich erwähnen. III, 9 (Vers 2194 flg.), wo Nathan wissen möchte, was für ein Stauffen des Tempelherrn Vater gewesen sei, weil er selbst einmal einen Stauffen gekannt habe, der Konrad geheißen, und der Tempelherr erwidert hat, sein Vater habe ebenso geheißen, fährt Nathan fort:

Nun — so war mein Konrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Konrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Darauf der Tempelherr:

O darum!

Nathan.

Wie.

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl gewesen sein.

Nathan.

Ihr scherzt.

Tempelherr

Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Bastard oder Bankert!
Der Schlag ist auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.

Prof. Thorbecke läßt die Verse 2209—11 einfach weg und läßt auf Nathans Worte: Ihr scherzt, — gleich Vers 2212 folgen, Dr. Netoliczka läßt den Tempelherrn sagen:

Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? Was ist da zu verachten?[2])

1) Deshalb kann ich auch Erich Schmidt nicht beistimmen, der (Lessing II, 570) sagt, es könne nicht geleugnet werden, daß — manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt" oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht" in Saladins, ein sehr anstößiges „verhunzen" in des Tempelherrn Munde (V, 5 Vers 3493), bedenklich aus dem Kostüm fallen. Auch dieser Ausdruck, meine ich, gehört zu seinem Kostüm, wie alle andern derben und groben Ausdrücke in seinen Reden.

2) Worauf soll denn der Leser diese Frage beziehen?

Offenbar iſt es beiden Herausgebern darauf angekommen, den Baſtard und Bankert zu beſeitigen. Warum? Erſcheint ihnen die Sache für einen Primaner zu anſtößig oder gefährlich? Aber die Sache ſelbſt haben ſie ja nicht beſeitigt. Denn mit den Worten:

O darum könnt' er doch mein Vater wohl geweſen ſein

ſagt doch der Tempelherr: Ich könnte doch ein uneheliches Kind von ihm ſein! Und iſt die Sache ſelbſt nicht ſo anſtößig, daß ſie unterdrückt werden müßte, warum dann die Bezeichnungen beſeitigen, die unſre Sprache dafür hat? — Mir iſt es unfaßlich, wie in einem Wort eine Gefahr für unſre Jugend liegen ſoll, wenn es eine Sache treffend bezeichnet, und iſt die Rede von Gemeinem — und auch mit unſrer Jugend müſſen wir ja zu Zeiten von Gemeinem reden — ſo müſſen wir den in unſrer Sprache dafür vorhandenen Ausdruck nehmen.[1])

Sind Worte wie Baſtard, Bankert unſern Primanern gefährlich, dann müſſen wir ihnen das Leſen der Schillerſchen Jugenddramen aufs ſtrengſte verbieten, und Goethes Fauſt iſt aus der Schule zu verbannen!

Nein, unſre Primaner müßten die Worte Baſtard, Bankert kennen lernen, wenn ſie ihnen noch unbekannt wären. Sie müſſen doch erfahren, welche Rolle der „Baſtard" in der Geſchichte, welche er in der Dichtung ſpielt: ich denke an den Baſtard Teukros in Sophokles' Aias, an den Baſtard von Orleans in Schillers Drama, an Shakeſpeares Baſtard im König Johann.

Auch zwei Veränderungen der Konſtruktion habe ich in den genannten Schulausgaben gefunden. I, 5 V. 642. 3 läßt Leſſing den Kloſterbruder ſagen:

Er möcht' es gern dem König wiſſen laſſen —

V, 6 V. 3579 ſagt Recha von ihrer Daja:

(Sie iſt) eine Chriſtin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo
Gepflegt! — du glaubſt nicht! — die mir eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! —

An der erſten Stelle ſchreiben Thorbecke und Netoliczka „den König", an der zweiten ſie und Deiter „mich" — entſprechend der Forderung der jetzigen Schulgrammatik. Aber jene Konſtruktion, die in der Umgangs-

1) Selbſt für den Redner giebt Quintilian (X, 1, 9) die gewiß richtige Regel: Omnia verba exceptis paucis, quae sunt parum verecunda, sunt alicubi optima: nam et humilibus interim et vulgaribus opus, et quae nitidiore in parte videntur sordida, ubi res poscit, proprie dicuntur. Wie viel mehr muß dem Dichter, zumal dem Dramatiker, das Recht eingeräumt werden, wenn es die Sache verlangt, auch die derbſten Ausdrücke zu gebrauchen. Welch ausgiebigen Gebrauch hat Goethe von dieſem Rechte gemacht!

ſprache auch heute noch zu hören iſt, war zu Leſſings Zeit auch in der Schriftſprache neben der mit dem doppelten Akkuſativ gebräuchlich, wie ja auch Goethe im Fauſt I, 2533. 4 die Nachbarin Marthe ſagen läßt:

Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.

(Da iſt noch niemand auf den Gedanken gekommen, Goethe korrigieren zu wollen!) Die Konſtruktion iſt auch ganz logiſch: ſo gut ich ſagen kann: Laß mir deinen Anblick, ſo richtig muß es doch auch ſein, zu ſagen: Laß mir dich ſehen! Es liegt hier einer der nicht wenigen Fälle vor, in denen die Schulgrammatiker zu engherzig zu Werke gegangen ſind; infolge davon gelten manche Konſtruktionen jetzt für falſch, die früher gebraucht, und zwar richtigerweiſe gebraucht worden ſind, ſo daß die Schriftſprache gegen früher verarmt iſt.

III, 3 V. 1694 heißt es bei Leſſing: Was kömmt ihm an? — Thorbecke bietet dafür: Was kommt ihn an? — Wie wenig berechtigt dieſe Änderung iſt, geht aus Deiters Anmerkung zu dieſer Stelle hervor, in der er ſagt: „Auch Bürger, Goethe und Schiller gebrauchen ſo den Dativ für den richtigen Akkuſativ".

Nur hätte D. für „den richtigen" ſchreiben ſollen: „den jetzt üblichen" — daß das ſo iſt, kommt wohl auch nur auf Rechnung der Schulgrammatik!

Zum Schluß muß ich noch einmal auf die Verſe unſeres Stücks zu ſprechen kommen; auch von denen haben einige in den beſprochenen Schulausgaben Veränderungen erfahren. In den beiden erſten Drucken, die noch bei Leſſings Lebzeiten erſchienen, alſo von ihm ſelbſt durchgeſehen ſind, leſen wir:

I, 5, 649: Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten; er will mich — zum Spion. —

II, 2, 1033: Dein hochgeprieſener Jude.

IV, 2, 2519: Denn iſt der vorgetragene Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes —

Die geſperrt gedruckten Silben ſtören offenbar den jambiſchen Rhythmus; deswegen jedenfalls fehlen ſie in jenen Schulausgaben.[1]) Aber nach meiner Anſicht nicht mit Recht. Denn es wird ſelbſt von den Meiſterwerken keines geben, deſſen ſämtliche Verſe tadellos oder

1) Eine Verbeſſerung andrer Art findet ſich VI, 1 V. 2419. Dieſer Vers lautet bei Leſſing: Mich ſo ein grader, frommer Mann.... Das iſt kein fünffüßiger Jambus; unſre drei Schulausgaben bieten ihn in der Form: „Mich ein ſo grader, frommer, lieber Mann..."

regelmäßig gebaut wären; ja es ist offenbar, daß die Dichter zuweilen absichtlich Unregelmäßigkeiten in Verse bringen, wozu verschiedene Gründe vorliegen können — zumeist geschieht es in erregter Rede. Aber selbst wo ein erkennbarer Grund für eine solche Unregelmäßigkeit nicht vorliegt, selbst wo der Dichter ganz offenbar einen fehlerhaften Vers gebaut hat, hat kein Herausgeber ein Recht zu einer Verbesserung.

Und was die Verse in Nathan dem Weisen anlangt, so beurteilt sie Erich Schmidt sicherlich richtig, wenn er sagt (Lessing II, 569): „Diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler gesehen und schulgerecht skandiert, sondern als Frei-Jamben, die sehr wohl in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, gehört werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwangloseſten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen". Auch was er weiter darüber sagt, ist sehr lesenswert!

Kurz und bündig gesagt: die Werke unsrer Meister sollen unsrer Jugend so getreu wie möglich dargeboten werden — haben sie Flecken und Fehler, auch mit den Flecken und Fehlern — jedes Verändern[1]) ist ein Meistern unsrer Meister!

Sprechzimmer.

1.

Eine Berichtigung.

In meinem Beitrag zur „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands" (Dritter Ergänzungsband der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. S. 93—126) ist mir ein lapsus calami widerfahren, den ich zwar an anderer Stelle,[2]) wenn auch ohne ausdrückliche Erklärung, schon berichtigt habe, der aber nun auch an dem Thatorte selbst seine Sühne finden soll. — In der Festschrift nämlich steht (S. 118) zu lesen, „daß die drei Schwanenjungfrauen (Elfweiß, Schneeweiß, Schwanweiß) von ihrer Mutter Gunhilde, „König Isangs Tochter von Shetland und

1) Interpunktion und Orthographie natürlich unter Umständen ausgeschlossen — obwohl ja auch unsre jetzige Schulorthographie und Schulinterpunktion zum Teil recht mangelhaft sind.

2) „Wieland der Schmied in Simrocks Epos und in Wagners dramatischem Entwurf" in der Zeitschrift „Die Redenden Künste", 4. Jahrg., Heft 28. 29. 30. 32. 33. 34. 36. 38 (diese 8 Hefte durch den Verlag auch in einem Sonderbande vereinigt herausgegeben).

von Far," zu Walküren erzogen worden waren, um den Tod ihres Vaters, des Lichtelfenkönigs, durch den Niarenfürsten Neiding an diesem zu rächen." Die Worte „des Lichtelfenkönigs" sind, wie ich vermute, durch die revidierende Hand des Schreibers als erklärender Zusatz ins Manuskript geraten, da „ihres Vaters" nach dem vorhergehenden „ihrer Mutter Gunhilde" eine genauere Bestimmung zu fordern schien. Und das durch das formgerechte Aussehen der Stelle befriedigte Auge des Korrektors — beides natürlich in meiner Person vereinigt — hat den betreffenden Passus des Druckbogens ohne Anstand passieren lassen und erst bei der späteren ausführlichen Darstellung der Sage („Redende Künste", S. 640 flg.) den vor nahezu fünf Jahren begangenen Irrtum wahrgenommen. — Indem ich also hiermit ausdrücklich erkläre, daß ich schon vor fünf Jahren von der Unsterblichkeit eines Lichtelfenkönigs, mithin auch von dem Nichtvorhandensein einer Pflicht der Blutrache für denselben überzeugt war, kann ich nicht umhin, noch einige Worte über das nicht gar seltene Schicksal derartiger lapsus hinzuzufügen.

Herr Dr. Ludwig Fränkel hat in dieser Zeitschrift (10. Jahrgang, S. 332—361) meiner Arbeit eine sehr ausführliche Besprechung gewidmet und darin trotz des geradezu beschämenden Lobes, das er mir spendet, eine recht scharf nachspürende Feder geführt, wofür ich ihm in hohem Grade dankbar gewesen bin. Aber die Schwanenjungfrauen als Rächerinnen „ihres Vaters, des Lichtelfenkönigs," sind auch ihm entgangen. Und so hätte ich wohl jetzt nicht nötig, den Rattenschwanz, der sich durch meine Schuld in eine der Auflage der Festschrift gleichkommende Anzahl von Bibliotheken eingeschlichen hat, noch nachträglich aufzudecken, wenn nicht meine Verehrung für die Manen Rudolf Hildebrands mich zu der Bitte an die Herren Bibliothekare bestimmte, auf S. 118, Z. 30 der Festschrift die Worte „des Lichtelfenkönigs" einfach — meinetwegen auch mit einer weniger schmeichelhaften Randbemerkung — zu streichen. — Was sonst etwa noch an meinem Aufsatze zu bessern oder zu berichtigen wäre, das möge auf eine Zeit verspart bleiben, da die von mir ausgesprochene und von Fränkel mit einem guten Fonds gründlicher Gelehrsamkeit unterstützte Ansicht über den Wert des Simrockschen Amelungenliedes sich einer allgemeineren Zustimmung zu erfreuen haben dürfte, als dies bis jetzt noch der Fall zu sein scheint. Für diesmal füge ich nur noch hinzu, daß Max Koch in der mit Friedrich Vogt herausgegebenen Geschichte der deutschen Litteratur das Amelungenlied als „das beste Heldenepos des 19. Jahrhunderts" rühmt.

Darmstadt. **Karl Landmann.**

2.

Kaiserin Elisabeth von Österreich als Dichterin.

Die ermordete Kaiserin Elisabeth las und verfolgte die Erscheinungen der Litteratur, besonders der deutschen, sehr aufmerksam und zeigte namentlich eine große Verehrung für Heine, konnte aber bei der gegen die Errichtung eines Denkmals für letzteren einmal herrschenden Stimmung leider nur des Dichters greise Schwester Charlotte von Embden in Hamburg besuchen und einen kleinen Heinetempel im Park ihres Schlosses zu Korfu errichten. Daß die Kaiserin dichtete, war nur ihrer nächsten Umgebung bekannt. Größeren Kreisen bekannt geworden ist nur eine von der Kaiserin für ein Marienbild am Jainze bei Ischl verfaßte poetische Inschrift, welche folgendermaßen lautet:

O breite deine Arme aus,
Maria, die wir grüßen!
Leg' schützend sie auf dieses Haus
Im Thal zu deinen Füßen!
O segne dieses kleine Nest!
Mag rings der Sturm auch wüten,
In deinem Schutze steht es fest,
Voll Gnaden wirst du's hüten!

Wollstein (Posen). **Karl Löschhorn.**

3.

Ist „Meiers" in Ausdrücken wie „bei Meiers" eine Pluralform?

Im Gegensatze zu mir hat H. v. Dadelsen XII, 667 dieser Zeitschrift das Wort Meiers in Wendungen wie „ich gehe zu Meiers" für eine Mehrheitsform erklärt, ja er ist so weit gegangen, zu behaupten: „Hier liegt sicher ein Plural vor." Dabei stützt er sich besonders darauf, daß solche Gebilde, wenn sie als Subjekt im Satze auftreten, die Mehrzahl des Prädikats erfordern, z. B.: „Meiers sind ausgegangen". Doch hat er damit nicht einmal die für seine Annahme sprechenden Gründe erschöpft; er hätte auch noch hinzufügen können: Selbst Eigenschaftswörter und besitzanzeigende oder andere Fürwörter werden jetzt mit solchen auf s ausgehenden Namensformen in einer Weise verbunden, daß man sich unwillkürlich veranlaßt fühlt, hier wirklich Mehrheitsbildungen zu vermuten. Denn es ist kein Zweifel, daß Redensarten wie „die reichen Meiers" oder „geh mir weg mit deinen Meiers!" oder „Meiers ihr Garten" oder „diese Terzkys" (Schiller, Piccolomini, III, 5) gegenwärtig von jedermann als pluralisch empfunden werden. Überdies ist bekannt, daß schon seit dem 18. Jahrhundert das s hin und wieder als Endung der Mehrzahl von Eigennamen verwendet wird, z. B. bei Lessing in der

Minna von Barnhelm II, 1: „Es sind nicht alle Offiziere Tellheims" oder Bd. XVIII, 266 (Hempel): „Alle Horaze, alle Boileaus, alle Bodmers, bis sogar auf die Gottschede". (Vergl. Erdmann-Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax, 1898 II, 18.)

Damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß die Sprachempfindung, man habe es hier mit richtigen Pluralen zu thun, thatsächlich von den auf s endigenden Gebilden ihren Ursprung und Ausgang genommen hat. Jedenfalls wird man mir zunächst die Möglichkeit zugeben, daß „Meiers" von Haus aus ein Genitiv war, der von einer in Gedanken vorschwebenden Mehrheitsform wie „die Angehörigen" abhing, daß wir es demnach mit einer Ellipse zu thun haben.[1]) Die oben genannten Sätze würden demnach vollständig lauten: „Meiers Angehörige sind ausgegangen" und „ich gehe zu Meiers Angehörigen"; und das einzig Befremdende wäre dabei, daß jetzt abweichend von der ursprünglichen Sitte das Familienoberhaupt mit eingeschlossen wird.

Prüfen wir nun darauf hin den Sprachgebrauch der Mundarten, so werden wir mit ziemlicher Gewißheit behaupten können, daß v. Dadelsen im Irrtum ist. Denn es sprechen sehr triftige Gründe für die Annahme einer Genitivform.

Das mehrheitbildende s ist bekanntlich dem Alt- und Mittelhochdeutschen ganz fremd. Auch im Niederdeutschen tritt es erst verhältnismäßig spät auf; z. B. in den sechzehn niederdeutschen Urkunden aus der Zeit von 1306—1339, die Höfer in seiner Auswahl der ältesten deutschen Urkunden S. 353 flg. zum Abdruck bringt, läßt sich noch keine Spur davon nachweisen. Erst seit 1350 taucht es vereinzelt auf, aller Wahrscheinlichkeit nach unter romanischem Einflusse.[2]) Denn es ist vermutlich von Frankreich über die Niederlande nach Norddeutschland vorgedrungen (vergl. plattdeutsch Jungens, Slüngels, Börgers u. a.). Hier hat es daher auch die stärkste Ausbreitung gefunden, während es in den mitteldeutschen Mundarten selten ist[3]) und sich in den süddeutschen so gut wie gar nicht vorfindet. Es wäre demnach merkwürdig, wenn es gerade in den zur Bezeichnung von Familienangehörigen gebrauchten Eigennamen und eben nur in diesen mit solcher Gleichmäßigkeit über ganz Deutschland durchgeführt worden wäre. Und in der That geben verschiedene Dialekte des Südens einen sichern Anhalt dafür, daß wir in Namensformen wie „Meiers" keinen Plural zu suchen haben. Wenn wir z. B. Heidelberger Ausdrücke betrachten wie „ich gehe zu 's Kellers, zu 's

1) Auf solcher Ellipse beruhen auch Personennamen wie Peters = Peters Sohn (Peterson), latinisiert Petri (ergänze filius) u. a.

2) Vergl. Franck in der Zeitschr. f. d. Altert. XXVI Anz. S. 321 f.

3) Im Altenburgischen kennt man es fast gar nicht.

Stachels" oder „'s Winklers sind liebe Leute[1])", so wird uns klar, daß wir es hier mit Genitiven Singularis zu thun haben[2]), denn 's kann ja hier nichts anderes sein als des, d. h. der Genitiv des bestimmten Artikels, der nach süddeutscher Sitte gewöhnlich zu Eigennamen hinzugefügt wird. Daher spricht Trautmann[3]) geradezu aus: „In Oberdeutschland sagt man 's Meiers, in Mitteldeutschland Meiers, ebenso meines Wissens in Niederdeutschland. Wie jeder weiß und wie das Oberdeutsche besonders deutlich zeigt, sind diese Formen Genitive und stehen kurz für die Angehörigen Meiers, die Glieder der Familie Meier".

Hätte nun v. Dadelsen recht mit seiner Behauptung einer ursprünglichen Pluralform, so müßte die Heidelberger und andere süddeutsche Mundarten die Mehrheitsbildung aufgegeben und dafür den 2. Fall der Einzahl eingeführt haben, was nach dem oben über die Entstehung und Verbreitung des Plurals Gesagten sehr unwahrscheinlich ist, oder wir hätten zwei verschiedene Formationen anzusetzen, eine niederdeutsche mit pluralischem Wortausgange und eine oberdeutsche, in welcher der elliptische Genitiv Singularis vorliegt, eine Annahme, die gleichfalls auf schwachen Füßen steht. Denn wie wir gleich sehen werden, sprechen verschiedene andere Erscheinungen dafür, daß wir es hier mit einem einheitlich deutschen und zwar singularischen Gebilde zu thun haben.

Zunächst werden die entsprechenden Formen genau ebenso geprägt wie die hochdeutschen Genitive von Eigennamen. Von Emil heißt der 2. Fall in der Schriftsprache Emils, von Franz und anderen auf einen Zischlaut ausgehenden aber Franzens u. s. w. Dort ist das s der starken Bildung angefügt, hier aus Wohllautsrücksichten die aus der schwachen (en) und starken (s) Form gemischte Endung (ens), die wir auch in Herzens u. a. finden. Damit deckt sich der Sprachgebrauch der Altenburger Mundart; denn in dieser sagt man: „Ich gehe zu Müllers", aber „zu Kratschens (von Kratsch), Geinitzens (von Geinitz)"; und von diesen letzteren Formen ist die Endung ns auch in die schwachen Eigennamen auf e (Rothens von Rothe, Langens von Lange) eingedrungen. Ein ähnlicher Unterschied wird in der Heidelberger Mundart gemacht, wo man neben 's Frommels, 's Hambergers Bildungen wie 's Rothe

---

1) Ich sehe hier von der mundartlichen Lautform ab, so weit sie für unsere Frage belanglos ist.

2) Derselben Meinung sind Sütterlin in der Festschrift zur Einweihung des neuen Gebäudes für das Großherzogl. Gymnasium zu Heidelberg 1894, S. 47; F. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik 3. Aufl. 1895 I, 281, A. 4.: Reis, Syntax der Mainzer Mundart 1891, S. 35; Erdmann-Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax II, 220; Lyon, Handbuch der deutschen Sprache I. u. a.

3) Trautmann, Wissensch. Beihefte zur Zeitschr. d. allg. d. Sprachv. I, 22.

(= Rothen), 's Hase (= Hasen) hat und „aus Gründen der Lautbarkeit" die auf s, sch und z ausgehenden gleich den letzteren abwandelt: 's Junghannse (von Junghanns) u. a.[1])

Dazu kommt, daß auch die Wortbedeutung der Auffassung v. Dadelsens nicht günstig ist. Im Altenburgischen braucht man nämlich solche s-Bildungen nicht bloß bei Namen, sondern auch bei Appellativen, namentlich zur Bezeichnung einzelner Familien nach Ständen und Gewerbszweigen, vorausgesetzt, daß in dem betreffenden Orte nur je eine von der in Frage kommenden Gattung vorhanden ist oder bei Anwesenheit mehrerer eine Verwechselung nicht eintreten kann. Man sagt also: „Ich gehe zu Bärwirts, zu Hofapothekers, zu Tierarzts" oder „Weißenmüllers, Schloßgärtners, Stadtpfeifers sind ausgegangen". Aber „Nachbars, Tischlers, Färbers" kann man nur dann anwenden, wenn bloß ein Nachbar u. s. f. da ist oder einer der Familie des Redenden so nahe steht, daß kein anderer gemeint sein kann, also ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. Faßt man nun Bärwirts als Plural, so würde dies heißen: „Die Bärwirte sind ausgegangen", während man mit Bärwirts thatsächlich nicht zwei Wirte, sondern den Wirt und seine Familie bezeichnet.

Ähnlich verhält es sich, wenn solche s-Gebilde von Doppelbezeichnungen (Vor- und Zuname, Personenname und Gewerbe) geschaffen werden. Denn hierzulande sagt man: „Ich gehe zu Albert Kirchners, zu Tischler Walthers". Albert heißt aber nur das Familienoberhaupt, und Tischler ist nur Herr Walther; also was soll hier die Mehrzahl des Doppelnamens?

Endlich müßte es befremden, wenn Mehrheitsformen auf s mit folgendem Genitiv verbunden würden[2]) wie in den altenburgischen Wendungen: Meiers Wilhelm, Fritschens Anna, Nachbars Mädchen, Doktors Knecht. Dagegen kommt der vorangestellte Genitiv Singularis auf s ziemlich häufig vor, er hat sich auch noch vielfach formelhaft in der Mundart erhalten, z. B. von Rechts wegen, um Gottes willen; daß aber in Meiers Wilhelm von Haus aus wirklich ein Genitiv Singularis vorliegt, zeigen zwei Eintragungen der Eisenberger Kämmereirechnung aus den 60ger Jahren des 16. Jahrhunderts; denn dort wird dieselbe Jungfrau einmal als Elise Karls[3]) (= Karls Tochter) und sodann als Karlin

---

1) Vergl. Sütterlin a. a. O.

2) Kommt dies im Niederdeutschen vor? Sagt man der Jungens Bücher = die Bücher der Jungen?

3) Merkwürdig ist hier nur, daß der Genitiv des Vaters abweichend vom jetzigen Gebrauche hiesiger Gegend nachfolgt. Vergl. auch Wendungen wie Pfeifers Hotel, Frühlings Garten, wo doch der Name des Wirts im Singular steht, ferner Vaters Haus und Elard Hugo Meyers Buch über Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898, S. 284.

bezeichnet. Damit stimmt die Angabe Jak. Grimms Gramm. II, 1002: „Im 16. Jahrhundert fügte man zu den Frauennamen den Namen des Vaters oder Manns im Genitiv bei: Maria Königsteins, Liese Hesekamps". Vergl. III, 340. Bedenkt man nun, daß die Bekanntschaft der Gebildeten mit den französischen und englischen s-Pluralen, ferner das Eindringen des s in niederdeutsche Mehrheitsformen eine pluralische Auffassung von Wendungen wie Meiers Wilhelm begünstigt hat, so wird man begreiflich finden, daß heutzutage jedermann hier eine Mehrzahl vermutet. Demselben irregeleiteten Gefühle ist aber wohl auch die Ansicht des Volks entsprungen, daß in Sätzen wie „Meiers sind ausgegangen, ich gehe zu Meiers" wirkliche Pluralformen vorliegen.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

4.

Ein Gedicht zum 10. September 1898.

Aus Anlaß der Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich ist ein Gedicht eines unbekannten Verfassers erschienen und in Nr. 39 der „Jugend" veröffentlicht worden. Obwohl es nach Inhalt und Form nur geringen poetischen Wert hat, glauben wir es dennoch nicht unseren Lesern vorenthalten zu dürfen, da es von einer historisch sehr richtigen Auffassung des Anarchistentums ausgeht und die entsetzliche Mordthat als ein Opfer der Phrase, wie denn auch der Titel des Gedichts lautet, auffaßt. Es lautet:

Ein Stoß — da fand ein Mörderstahl den Pfad
Nach eines edlen, stillen Herzens Tiefen!
Und wieder rühmt ein toller Herostrat,
Ein feiger Schuft sich einer „großen That",
Weil ihm von Blut die rohen Hände triefen.

Geht, fragt, was hat ihm jene Frau gethan,
Die hingeschlachtet ward von seinem Rasen?
Da stiert er euch mit blöden Augen an
Und was er weiß, ist Aberwitz und Wahn,
Und was er lallt, sind kindisch dumme Phrasen!

Er will den Großen mit der Warnung droh'n,
Daß sich die Kleinen aus der Tiefe heben —
Mit einer Mordthat nah am Kaiserthron
Beweist des Chaos wunderlicher Sohn (sic!!)
Der schreckerstarrten Welt sein Recht ans Leben!

Was thun mit ihm? Was ihr dem Wurme thut,
Der giftgeschwollen euch bedräut am Wege!
Nicht Strafe sei's! Nicht Rache will sein Blut!
Ihr wehrt Euch nur, zertretet ihr die Brut,
Auf daß sie nimmer ihren Stachel rege!

Doch nein — die wahren Schächer trefft ihr nicht,
Die lauern weit vom Schuß in sichern Stuben,
Die wahren sich vor Henker und Gericht.
Sie zünden heimlich ein verblendend Licht
In Schädeln an von Narren und von Buben!

Sie rufen: Menschlichkeit! und meinen Neid,
Sie sagen: Freiheit! — und sie wollen knechten!
Sie lügen Liebe — und der Eitelkeit,
Der Herrschsucht nur ist ihre Kraft geweiht,
Und nicht dem Volk und seinen ew'gen Rechten!

Sie morden nicht, sie wetzen bloß die Wehr,
Und wenden von der That sich mit Emphase (sic!!)
Und kennen ihre Schüler dann nicht mehr —
Denn kluge Vorsicht hieß von alters her
Das Heldentum der Ritter von der Phrase! (sic!!)

Das Gedicht enthält jedenfalls nicht wenige seichte Stellen, auch verschiedene weithergeholte, ja wunderliche Ausdrücke, die wir oben durch die beigesetzte Bezeichnung sic!! als solche gekennzeichnet haben, verdient aber wegen der in ihm enthaltenen patriotischen Ideen eine gewisse Beachtung.

Wollstein (Posen). **Karl Löschhorn.**

5.

Als Ergänzung dazu diene eine Strophe eines Gedichtes, das „Kaiserin Elisabeth von Österreich" betitelt und im „Ulk" abgedruckt ist. Es hat zwar auch keinen besonderen poetischen Wert, dürfte aber immerhin wegen des in ihm enthaltenen gesunden Urteils über die verhältnismäßig milde Bestrafung von Mördern in der Schweiz, also über eine nationale Frage, hier eine Stelle finden. Die Jugend interessiert sich für derartige Gelegenheitsgedichte nicht wenig. Die Strophe lautet:

Selbst seines Irrwahns Sippschaft (sic!!) zieht die Hände
Entrüstet von dem Schleudrer des Stiletts.
Und dieser Mordgesell wird nach Gesetz
Vom Staat ernährt bis an sein Lebensende.

Die mit sic!! bezeichneten phantastischen Ausdrücke mögen zugleich ideal angelegten Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten — und deren giebt es noch jetzt recht viele — als Warnung vor hochtrabenden Redewendungen mitgeteilt werden.

Wollstein (Posen). **Karl Löschhorn.**

6.

Hofgárten.

In Bonn betont man allgemein Hofgárten, Stadtgárten, Münsterkirche u.s.w., selbst Loreléy, Güterbáhnhof, aufmérksam. Das widerspricht der deutschen Regel, daß bei Zusammensetzungen der Ton auf der Stammsilbe des Bestimmungswortes liegen soll. Sehr häufig, aber nicht immer hört man diese falsche Betonung auch in Elberfeld bei Straßen- und Flurnamen, so heißt es da: Altenmárkt (aber Neúmarkt), Bendáhl, Brausenwérth, am Buschhäúschen, Kasinogárten-Straße (aber wohl nur wegen der daneben bestehenden Kasino-Straße), am Döppersbérg, Engelnbérg, Grifflenbérg, Hofáue, Hofkámp, Kerstenplátz, Kiesbérg, am Küllenhähn, Lichtenplátz, Neuentéich, Osterfélder Straße, am Ostersbáum, im Ottenbrúch, im Pützhöfchen, am Rommelspütt, Schliepershäuschen, Schloßbléiche, Thomashóf (aber Túrmhof-Straße), Vogelsaúe, am Westénde; anderseits aber betont man: Árrenberg, Dístelbeck, Dórrenberg, Fálkenberg, Friedenshöhe, Káternberg, Kípdorf, Königshöhe, Nützenberg, Rúthenbeck, Stéinbeck, Várresbeck, Wírmhof. Wo sind solche Betonungen sonst noch gebräuchlich?

Bonn. **J. E. Wülfing.**

U. und M. Henschke, deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Zum Gebrauch an Fortbildungsschulen und anderen Lehr- und Erziehungsanstalten für das nachschulpflichtige Alter. Gera, 1898, Th. Hofmann. 8°. XIV und 509 S. 2 Mk.

Ein eigenartiges Werk, welches als ein Lebenswerk der Verfasserin in die Öffentlichkeit tritt! Frau Präsident Ulrike Henschke, die namentlich durch ihre Denkschrift über das weibliche Fortbildungsschulwesen in Deutschland bekannt ist und in steter Berührung mit den heranzubildenden jungen Mädchen durch Leitung der Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin stand, hat dieses Lesebuch geschrieben, aber es war ihr nicht vergönnt, seine Vollendung zu erleben, ihre Tochter Margarete hat den bei Lebzeiten der Mutter bereits begonnenen Druck zu Ende geführt.

Die Verfasserin hat in diesem Lesebuche die Idee zur Durchführung gebracht, daß neben der Ausbildung für den praktischen Beruf, wie sie in Fortbildungs- und Fachschulen für das weibliche Geschlecht erstrebt wird, auch die allgemeine Bildung von Geist, Gemüt und Willen eine Aufgabe der modernen Bildungsanstalten jeder Kategorie sei. „Aber eine Fortbildungsschule darf", das ist ihre Ansicht, „nicht mehr die ganze Zeit und Kraft der nachschulpflichtigen Jugend in Anspruch nehmen. Es bleibt neben den fremdsprachlichen, kaufmännischen, gewerblichen und hauswirt-

schaftlichen Fächern ein nur geringer Spielraum für andere, allgemein bildende Disciplinen. Wir müßten es jedoch als eine bedenkliche Entwickelung der weiblichen Jugenderziehung betrachten, wenn das nachweisliche Streben nach wirtschaftlicher Selbständigkeit nicht durch ein sittliches Moment geadelt würde. Um so bedeutsamer erschien uns der deutsche Unterricht, am bedeutsamsten die Auswahl und Anordnung der Lektüre, denn in der Lektüre, dem wichtigsten Teile des deutschen Unterrichts, pulsiert das geistige Leben unseres gesamten Schulorganismus am intensivsten."

Der in den Oberklassen der höheren Mädchenschule übliche deutsche Unterricht mit seiner ästhetisch-litterarischen Tendenz ist hier zu vermeiden. Die Grundtendenz dieser Art von Jugenderziehung soll eine im besten Sinne reale sein. Gleichwohl ist in dem Lesebuche dem idealen Sinne der Jugend vollauf Rechnung getragen. Und was die Anordnung des Stoffes betrifft, so hat weder eine abstrakte Theorie, noch irgend ein herkömmliches Schema als Muster vor Augen gestanden. Für acht deutsche Klassen ist der Stoff der Lektüre bestimmt, und jede der acht Gruppen ist im Anschluß an Persönlichkeiten, welche auf ganzen Gebieten einen Kulturfortschritt eingeleitet oder gefördert haben, mit symbolischer Überschrift versehen. Das Bild einer Persönlichkeit, eine Biographie, steht also an der Spitze jeder Abteilung, und „wie in Wirklichkeit das Leben hervorragender Persönlichkeiten in Verbindung steht mit einem geschichtlichen Hintergrunde, aber auch mit Ideen, Bestrebungen, Ereignissen mannigfachster Art, so sind mit jeder Biographie innere Beziehungen, Anklänge, vielseitige Anregungen verknüpft", die in mustergiltigen Stücken litterarischen, poetischen, technischen oder naturwissenschaftlichen Inhalts oder in kurzen Aufsätzen, welche sich auf das praktische Leben und specielle Kulturentwickelung beziehen, niedergelegt sind. „Auf diese Weise gruppierte sich um jede Hauptgestalt das entsprechende Material zu einem Ganzen, dessen kleinste Teile selbst durch den Zusammenhang Leben und Bedeutung gewannen."

Diese Anordnung des Stoffes ist neu und originell, und diese Originalität verleiht dem mit außerordentlicher Liebe verfaßten Buche allein schon einen besonderen Reiz und einen besonderen Wert. Man glaubt es gern, was die Verfasserin im Vorworte versichert, daß sie bei der Auswahl schärfste Kritik bis ins Kleinste selbst geübt hat, auch daß sie jeder Gruppe schwierigere und leichtere Stoffe zugeteilt hat, aus Rücksicht auf die ungleiche Vorbildung der Schülerinnen.

Die erste Gruppe, welche als Motto das Schillersche Distichon trägt:

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken;
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt,

enthält eine dem „Buche der Erfindungen" entnommene Lebensbeschreibung des Erfinders der Buchdruckerkunst Johann Gutenberg. Auf diese Kunst und ihren Erfinder beziehen sich die nächsten acht Stücke: ein Ausspruch Jakob Wimpfelings von A. Richter; das lyrische Gedicht P. Roseggers: „Ein Blättchen Papier"; der 500ste Geburtstag Johann Gutenbergs nach Hans R. Fischer; Wort und Schrift aus Th. Carlyles „Helden und Heldenverehrung"; über die deutsche Sprache von L. Börne; das epische Gedicht von L. v. Erfurt: „Die Mär von Gutenberg", 1440; das humoristische Gedicht von K. Simrock: „Die Erfindung der Buchdruckerpresse"; endlich das Gedicht von G. Herwegh auf den vierhundertjährigen Gedenktag der Erfindung der Buchdruckerkunst, auf den 24. Juni 1840, in welchem er dem Golde gegenüber das Blei, die bleierne Type des Buchdruckers, preist. — Von dem Manne, der die Kunst erfunden, wendet sich der Stoff zu den Städten, wo Gutenberg geboren und wo seine Schöpfung ins Leben getreten: zu Mainz und Straßburg. Wir hören: Mainz und seine Geschichte von K. Andres; das heitere Gedicht vom Kurherren Willegis von A. Kopisch; ferner, als mit der Kunst des Druckens in Verbindung stehend, die Erfindung des Papiers (nach dem „Buche der Erfindungen") und die ältesten deutschen Zeitungen (nach A. Richter, „Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte"); sodann wird Straßburg als die Königin des Oberrheins (aus „Unser deutsches Land und Volk") bezeichnet, und mit dem kleinen, herrlichen Preisliede aus Schillers „Glocke": „Holder Friede" führen uns des jungen Goethe begeisterte Schilderung des Elsaßlandes (aus „Wahrheit und Dichtung"), L. Uhlands auf Goethe hinweisende „Münstersage", sowie M. v Schenkendorfs „Das Münster", in welchem das fromm' Gelübde gethan wird, daß nimmermehr fremdes Joch auf deutschem Nacken ruhen soll, hinüber zu der neuesten Zeit, dem Kriege und Siege von 1870, da O. Hörth in „Meister Erwins Heerschau" stolz und freudig warm die Worte spricht: „Deutsch ist wieder sein Boden und deutsch ist wieder sein Dom!"; da A. Meißner jubelnd erklingen läßt: „Straßburg ist unser! Deutschland ist Eins!"; da endlich E. Curtius in „Des Königs Heimkehr" versichern kann: „Wir sehen ohne Schämen des Münsters hohen Dom, und manches alte Grämen versinkt in seinen Strom."

Der Erfindung der Buchdruckerkunst folgt ein halbes Jahrhundert später die Entdeckung von Amerika, 1492, und die Biographie des Christoph Kolumbus (zusammengestellt nach Verschiedenen) eröffnet die zweite Gruppe, eingeleitet durch die Distichen, welche Schiller dem Entdecker gewidmet hat. Von dem allgemeinen Gedanken der Entdeckung der neuen Welt im 15. Jahrhundert, zugleich von der Betrachtung „des Weltalls" (H. Littrow) geleitet, führt uns die Verfasserin zu allem,

wo und wie die menschliche Kultur sich niedergelassen und entwickelt hat: zu einer Indianerschule in Nordamerika (B. Herzog), zum Fluß- und Hafenleben in New-York (E. v. Hesse-Wartegg), zu einem Abschnitte aus „Onkel Toms Hütte" (H. Beecher-Stowe), zu William Wilbesforce (aus „Wohlthäter der Menschheit"), zu „Plantagenbildern aus dem südlichen Louisiana" (E. v. Hesse-Wartegg), zu R. Buchholz' „Aufenthalt in einer Negerhütte", zu Steins Schilderung aus dem Leben Livingstones, zu Kossacks Beschreibung von Benares, zu Nordenskjölds „Japanischen Reiseskizzen", zu F. v. Holtzendorffs „Britischen Kolonien", zu Hübners „Betrachtungen über weibliche Einwanderer" (in Australien) und „Die Bedeutung der Kolonien" überhaupt, zu „Bildern aus Island" (A. Heusler), zu Nansens Schilderung aus „In Nacht und Eis". Enger wird der Rahmen, und Brandenburg und Deutschland treten in den Vordergrund in F. L. Jahns „Vaterländischen Wanderungen", in Grubes „Deutschland, das Land der Mitte" und „Die Mark Brandenburg als Kulturland", in „Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald", endlich in „Die Eisenbahnen und der Weltverkehr" und in einem Abschnitte aus der „Vossischen Zeitung" über den Weltpostverein. Umrankt sind diese prosaischen Stücke von einer ganzen Anzahl von Gedichten: „Auf die Reise" (Uhland), „Das Kind des Steuermanns" (Gerok), einem Stücke aus Schillers „Der Spaziergang", „Der Kaufmann" (Schiller), „Das Negerschiff" (Kopisch), „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (Sturm), „Das Meer" (Byron), „Nebo" (Freiligrath), „Die Moschee des Kalifen" (Dobson), „Das Trauerspiel von Afghanistan" (Fontane), „Seemorgen" (Lenau), „Wanderlied" (Goethe), „Deutsch und Fremd" (Geibel), „Am Tegelsee" (Keller), „Berglied" (Schiller), und den Schluß bilden nach der Schilderung des Weltverkehrs durch Eisenbahnen und Post Goethes „Beruhigung", nach der es ein Trost für uns Menschen ist, in der sonst so weiten, leeren Welt jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, und Goethes „Talisman":

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord und südliches Gelände!
Ruht im Frieden seiner Hände.

Dem Erfinder, dem Entdecker folgt der Reformator von Kirche und Schule. Die dritte Gruppe beginnt mit K. F. Meyers Lutherlied und der Darstellung des Dr. M. Luther als Begründer der deutschen Volksschule von M. Henschke nach Weber, Geschichte der Volksschulpädagogik, Lenz, Supprian u. a. Mit Gustav Adolfs Festlied geht der Stoff zu dem dreißigjährigen Kriege über, mit Grubes „Thüringen" zur Schilderung des Winfried in Freytags „Ingraban", der Wartburg, der Stadt

Erfurt, von Goethe auf dem Kickelhahn und seinem Hause in Weimar, mit dem Volksliede „Lob der Musik" zu Händel und Bach und zu Beethovens Missa solemnis, mit M. Greifs „Zum Gedächtnisse Michel Angelos", zu „Dem Kölner Dom" von Sandkuhl und zur „Sixtinischen Madonna" von H. Grimm, und die Gruppe beschließt „Das Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater" von A. Mahlmann.

Der vierten Gruppe ist die Biographie Friedrich Fröbels an die Spitze gestellt: dem Gründer der Volksschule folgt der Mann, der sich dem Gebiete der Kleinkindererziehung zugewendet und die Kleinkinderbewahranstalten, die Kindergärten errichtet hat. Mit Kreyenbergs Abhandlung über „Die Königin Luise, ihre ethische und pädagogische Bedeutung" nimmt die Gruppe einen allgemeineren patriotischen Charakter an: mit Th. Körners Gedichten „vor Rauchs Büste der Königin Luise" und „Gebet während der Schlacht" und F. Rückerts „Die hohle Weide" lesen wir A. Richters „Das Ende des Deutschen Reiches. 1806", E. M. Arndts „Stein in Petersburg" und „Ansprache" und H. Beitzkes „Preußens Erhebung 1813", und den Schluß bildet M. v. Schenkendorfs „Frühlingsgruß an das Vaterland, 1814."

Die fünfte Gruppe eröffnet die Biographie von Barbara Uttmann, die sechste die von Annette von Droste-Hülshoff, die siebente die von Florence Nightingale, und den Biographieen folgen wie in den früheren Gruppen prosaische und dichterische Erzeugnisse, die je auf die technische Arbeit, auf das Leben der Frau als Leiterin des Hauses und als Mutter der Kinder oder auf die Armen- und Krankenpflege sich beziehen und diese drei Arten des Lebens und des Berufes verherrlichen.

Das Lebensbild, welches den Anfang der achten Gruppe bildet, ist von der Verfasserin des Buches selbst geschrieben: „Die Kaiserin Friedrich", und ihm ist als Motto das Wort aus Schillers „Braut von Messina" beigegeben: „Völker verrauschen, u.s.w., aber der Fürsten Einsame Häupter Glänzen erhellt, Und Aurora berührt sie Mit den ewigen Strahlen Als die ragenden Gipfel der Welt." Die Zusammenstellung dieser Gruppe ist besonders gut gelungen, man möchte sagen, von besonderer Schönheit. Es folgt zunächst noch ein Gedicht auf die Kaiserin Friedrich, bei Gelegenheit eines Besuches in der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin, und dann ein Aufruf der Kronprinzessin Victoria an die Frauen Deutschlands im Jahre 1870. Mit einem Reisebriefe, geschrieben ebenfalls von der Verfasserin, und M. Greifs Gedichte: „Verbunden", wird zum Kriege von 1870 übergeleitet; wir hören aus „Die Belagerung von Paris" von P. d'Abrest, einen Brief Bismarcks, aus „Dem Siegesmarsche von Berlin nach Paris" von K. Pietschker, aus „Zum Gedächtnis des großen Krieges" von H. v. Treitschke und B. Auerbachs „Vergiß, mein Volk, die

treuen Toten nicht." Die „Proklamation des Deutschen Kaiserreiches, 18. Januar 1871", und „Die Eröffnung des Deutschen Reichstages am 21. März 1871" schließen sich an. Der Sieger soll nicht übermütig werden, und darum vernehmen wir von H. v. Sybel, was wir von Frankreich lernen können, und von K. Hillebrandt, was er uns mitteilt über Familie und Sitte in Frankreich. Darauf erzählt uns J. Rodenberg von einem Herbste an den englischen Seen und L. Katscher von dem deutschen Leben an der Themse. Die nun folgenden Stücke aber sind den drei Deutschen Kaisern geweiht: eins auf Kaiser Wilhelm I., sechs auf Kaiser Friedrich III., und nach der (gekürzten) Rede von E. Curtius über die Bürgschaften der Zukunft (27. Januar 1889) folgt das Gebet auf den Kaiser Wilhelm II., dessen Strophen alle mit der Bitte an Gott schließen: Segne den Kaiser!

Was ich hier aus dem Lesebuche mitgeteilt habe, spricht für sich selber und für die Vortrefflichkeit, welche man dem Buche in jeder Beziehung nachrühmen kann und muß: die Stoffe sind mit so großer Sorgfalt und mit so feiner Kritik ausgewählt und zusammengestellt, daß der Gedanke, ob wohl für das eine Stück ein anderes hätte ausgesucht werden können, mir bei der mit der Zeit immer lieber gewordenen Besprechung gar nicht einmal in den Sinn gekommen ist. Aus allen klingt der religiöse, der pädagogische, der ethische, der patriotische Ton heraus, wie es in solch einem Lesebuche für die reifere Jugend sein soll. Wir geben uns der festen Hoffnung hin, daß die Vorarbeiten der Frau Präsident Henschke in solcher Weise vorliegen, daß es der Tochter vergönnt ist, den zweiten Band für den Unterbau des deutschen Unterrichts bald folgen zu lassen, und wir hegen den dringenden Wunsch, daß dieses Lesebuch überall da Eingang finden möge, wo man „strebend sich bemüht", namentlich auch an anderen Erziehungsstätten, gleichviel welchen Namen sie tragen: auch für die Schülerinnen der ersten und zweiten Klasse der höheren Mädchenschulen wird der ideale Realismus dieses Buches neben der dort üblichen ästhetisch-litterarischen Behandlung des deutschen Unterrichts sehr am Platze sein, denn hier finden sie — unbeschadet der Klassiker — tägliches Brot zur einfachen Nahrung der jungen Geister!

Berlin. **U. Zernial.**

Adolf Stern, Ausgewählte Novellen. Kochs Verlagshandlung Dresden und Leipzig. 455 S., Preis 6 Mark, geb. 7 Mark.

Jeder Gebildete kennt Adolf Stern, den Litterarhistoriker und Kritiker. Man weiß sein untrügliches ästhetisches Feingefühl, seinen Künstlerblick, sein gerecht und maßvoll abwägendes Urteil, seine vornehme und anregende Darstellung allgemein zu schätzen, und der

Litteraturkundige erkennt dankbar die bleibenden Verdienste um die richtige Würdigung Hebbels, Ludwigs, Kellers u. a. an, die Stern sich erworben zu einer Zeit, als das Publikum verständnislos, die tonangebende Kritik meist feindselig diesen Großen gegenüberstand. Wird nun auch wohl der Tag kommen, da man ihm, der zeit seines Lebens vorurteilslos das Gute in jeder Gestalt zu erkennen bereit war, wiederum Gerechtigkeit widerfahren lassen wird? Stern ist ein Sechziger geworden, und noch immer ist die Thatsache, daß er auch ein trefflicher Dichter, vor allem einer unsrer besten Novellisten ist, keineswegs in weitesten Kreisen bekannt. Immerhin darf man sich freuen über die warme, ja begeisterte Beistimmung, die von der ernsthaften Kritik dem oben genannten Buche, einer Auswahl aus dem reichen Schatze der Sternschen Novellen-Dichtung gezollt worden ist. Die „Zeitschrift für deutschen Unterricht" soll nicht zurückbleiben, wo es gilt, echter Poesie den Weg zum Herzen der Nation bahnen zu helfen. Jetzt, wo Weihnachten vor der Thüre steht, ist es doppelt an der Zeit, unsere Leser auf den vorliegenden, äußerst zierlich ausgestatteten Band hinzuweisen. Wenigstens wüßten wir nicht viele Bücher, die ein gebildeter Mann seiner Gattin (oder umgekehrt) mit größerer Sicherheit lebhaften Dankes schenken könnte. Sterns Novellen waren bisher teils in Zeitschriften, teils in mehreren teuren Einzelausgaben zerstreut, was ihrer Verbreitung hinderlich gewesen sein mag. Schon deshalb begrüßen wir diese Auswahl mit Befriedigung. Es steht zu hoffen, daß nun Sterns Kraft und Feinheit der Charakteristik, seine Gabe wirkungsvollen, spannenden Aufbaues der Handlung, sein edler, wahrhaft künstlerischer Vortrag, die Anschaulichkeit und Stimmungsfülle seiner Schilderungen einen großen Kreis dankbarer Bewunderer finden werden. Treten doch alle diese Eigenschaften in den neun Erzählungen, die hier vereinigt sind, fast gleichmäßig zu Tage, so daß es schwer fällt, der oder jener vor den anderen den Preis zu erteilen. Im allgemeinen darf man ja wohl behaupten, daß Stern einer gewissen epischen Breite, eines tieferen Ausholens ungern enträt, um volle, höchste Wirkungen zu erreichen; auch hierin gleicht er dem Dichter, dem er unter allen am nächsten verwandt ist, dem Schweizer Konrad Ferdinand Meyer. Darum kommt z. B. bei dem kürzesten Stück der Sammlung „Am Wildbach" der fein und tief erfaßte Konflikt nicht zum vollen Austrag, und es fehlt dem Schluß an überzeugender Kraft. Höher steht das in seiner Schlichtheit ergreifende Stimmungsbild „Heimkehr"; ganz gelungen scheint mir unter den drei kleinen Erzählungen aber doch nur die erste, „Die Flut des Lebens". Wie plastisch treten hier die Gestalten hervor, wie wunderbar wirkt die landschaftliche Stimmung! Dennoch erbleicht auch dieses fein geschliffene

Kleinod vor der Farbenpracht der großartig entworfenen und mit breitem Pinsel ausgeführten Gemälde auf geschichtlichem Hintergrund „Vor Leyden", „Die Wiedertäufer" und „Violanda Robustella". Das Wiedersehen von Mutter und Sohn vor den Mauern von Leyden in der erstgenannten Novelle, das Zusammentreffen des zum fanatischen Verfolger gewordenen abtrünnigen Wiedertäufers mit dem alten Genossen in der zweiten, die Vereinigung des liebenden Mädchens mit dem von den Ihrigen verratenen Geliebten in der dritten — das sind Momente von so gewaltiger Kraft, und der Dichter hat sie so sicher, Schritt für Schritt, in notwendiger Folge herbeigeführt, daß man nicht anstehen wird, diese historischen Novellen unter die großen Muster der ganzen Gattung zu stellen. Fügen wir hinzu, daß der Dichter auf dem Gebiet der freierfundenen, in der Gegenwart spielenden Erzählung, wie in der besonders kunstvoll komponierten und innig empfundenen „Der neue Merlin" und in der Perle der ganzen Sammlung, dem mit feinster Menschenkenntnis und unnachahmlicher Zartheit ausgeführten Seelengemälde „Der Pate des Todes" die gleiche Meisterschaft bewährt, so ergiebt sich daraus wohl zur Genüge die Berechtigung, Adolf Stern als Novellisten den ersten Meistern der Gegenwart — und nicht nur dieser — anzureihen.

Bautzen. **G. Klee.**

M. Lenk, Der Findling. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Zwickau, Verlag von Joh. Herrmann. 301 S, Preis geb. 3 Mark.

Die rühmlich bekannte Verfasserin hat in diesem anmutigen Buche abermals eine Jugendschrift von bleibendem Werte geschaffen. Alle die Vorzüge, durch die sie sich über die meisten unserer Jugendschriftsteller hoch erhebt, reine Sprache, kräftige Charakteristik, zweckmäßige Erfindung, dichterisches Gefühl, herzhaft frommer Sinn und gediegene Kenntnisse, treten aufs erfreulichste zu Tage. Die großen Gegensätze des Zeitalters, Ritter- und Bürgertum, alte und neue Kirche, Mittelalter und Neuzeit, geben in ihrem Ringen und Gären, ihrem Vergehen und Werden, einen bedeutenden und erhebenden Hintergrund. Dabei ist es der Verfasserin nur darum zu thun, den Geist der Zeit richtig zu zeichnen, nie verfällt sie in den sonst so gewöhnlichen Fehler, einzelne Thatsachen und Gestalten der Geschichte romantisch aufgeputzt vorzuführen, d. h. Geschichte zu fälschen. Davor bewahrt sie ihr fast männliches historisches Verständnis. Die Hauptsache bleibt ihr, wie es in jeder wirklichen Dichtung sein muß, die Handlung, wie sie sich aus den Charakteren ergiebt, und daß dieser gütigen, sanften Frauengestalt einer

Julia, diesem wilden, aber herzensguten und edlen Heldenknaben Jörg, dem „Findling", die begeisterte Teilnahme der deutschen Jugend nicht fehlen wird, das kann man unbedenklich voraussagen. Eine Empfehlung ist also gar nicht nötig, in so hohem Grade das prächtige Buch sie auch verdient, das dem im vorigen Jahre im gleichen Verlage erschienenen „Des Pfarrers Kinder" ebenbürtig zur Seite tritt. Beide können reichen Segen stiften.

Bautzen. **G. Klee.**

O. Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. Zweiter Teil: Die neue Zeit. Leipzig 1898, Grunow. Preis geb. 2,50 Mark.

Diese zweite Hälfte des vortrefflichen Werkes, dessen erste wir in dieser Zeitschrift Jahrg. 11, S. 470 flg. kurz angezeigt haben, übertrifft noch die Erwartungen, die man ihr entgegenbringen durfte. Die Meisterschaft des verehrten Verfassers, die schlichte, klare, wohlgegliederte Darstellung, die Größe des historischen Sinnes, die verständige Stoffauswahl und die Tüchtigkeit der ganzen Arbeit erscheinen hier fast noch bewundernswürdiger, weil die zu überwindenden Schwierigkeiten, die in der Weitschichtigkeit des Stoffes liegen, eine noch kräftigere Meisterhand erforderten als bei der Darstellung der einfacheren Verhältnisse des Mittelalters. Allerdings mußte der Verfasser hier auch ein etwas höheres Maß von Vorkenntnissen bei seinen Lesern voraussetzen. Wo dieses aber vorhanden ist, da wird das Studium dieser „Richtlinien" die schönsten Früchte tragen. Möchten vor allem unsere Primaner das ausgezeichnete Buch fleißig lesen.

Bautzen. **G. Klee.**

Kleine Mitteilungen.

Einen litterarischen Abreißkalender für das Jahr 1899 hat die Langenscheidtsche Verlagshandlung in Berlin herausgegeben. Die verdiente Verlagshandlung hat den Kalender aufs geschmackvollste ausgestattet, so daß er sich sehr hübsch zu einem Weihnachtsgeschenk für die lernende Jugend eignet. Der Kalender giebt die Geburtstage einer überaus großen Zahl von Gelehrten und Dichtern an und bringt von einem großen Teile derselben Bildnisse und kurze Lebensbeschreibungen, sowie wertvolle Aussprüche. Auch die zeitgenössische Litteratur ist reich bedacht. So ist der Kalender wohl geeignet, den Sinn für das geistige Leben unseres Volkes zu fördern, und sei daher namentlich Lehrern und Schülern warm empfohlen.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1898, Nr. 10. Oktober: Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittel-

alter. 3. Aufl., bespr. von O. Behaghel. — Georg Holz, Laurin und der kleine Rosengarten, bespr. von W. Golther — Hugo Schulz, Das Buch der Natur von Conrad von Megenberg, bespr. von Adolf Socin. — Richard Schwinger, Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker", bespr. von Erich Petzet. — Hermann Conrad, Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild, bespr. von Ludwig Proescholdt. — Nr. 11. November: O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensagen. Erster Band, bespr. von W. Golther. — H. Devrient, Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrh. Theatergeschichtliche Forschungen herausg. von B. Litzmann, bespr. von Karl Drescher. — Johann Rautenstrauch, Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Österreich. Von Eugen Schlesinger, bespr. von Franz Munker. — Lay, W. Führer durch den Rechtschreibunterricht, bespr. von Adolf Socin.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge, XII, 3 u. 4. Abhandlungen: Beiträge zur Geschichte des Theaters in Polen. Von Wladislaus Nehring. Zur Schwankdichtung im 16. und 17. Jahrhundert. Von A. Ludwig Stiefel. Über die Sage von Siegfried und den Nibelungen. I. Von Wolfgang Golther. — Neue Mitteilungen: Achim von Arnims Beiträge zum Litteraturblatt. Von Ludwig Geiger. — Vermischtes: Ein politischer Vergilcento aus dem 17. Jahrhundert. Von Hans Kern. Alexander Puskins Ballade „Rusalka". Von H. Krebs. — Besprechungen: Emil Köppel, Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons, John Marstons und Beaumont und Fletchers. (Münchener Beiträge, XI. Heft.) Ref.: A. L. Stiefel. Die Gesamtausgabe der Werke Lope de Vegas. Ref.: Wolfgang v. Wurzbach. Virgile Rossel, Histoire des Relations littéraires entre la France et l'Allemagne. Ref.: L. P. Betz. Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Ref.: Heinrich Bischoff. K. H. de Raaf, Den spyeghel der salicheyt von Elckerlijk. Ref.: Karl Menne.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. V, 6: Über die Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. I. Von Dr. Karl Lamprecht. Joseph II. und die Staatsbeamten seiner Zeit. II. Von Dr. Heinrich Pechtl. Plan einer zusammenfassenden kulturgeschichtlichen Quellenpublikation. Vom Herausgeber. Mitteilungen und Notizen: 5. Deutscher Historikertag. Jahresbericht über deutsche Kulturgeschichte. Nachtrag zu Bd. V S. 47.

—— VI, 1 u. 2: Über die Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. II. Von Dr. Karl Lambrecht. Alchimisten und Goldmacher an deutschen Fürstenhöfen. Von Dr. Ed. Otto. Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht in Hamburg. I. Von Julius Schwarten. Die Wahrsagekunst im Dienste der Justiz. Von Dr. O. R. Redlich. Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar 1716 flg. Von Dr. C. A. H Burkhardt. Miscellen: Zu Klaus Narrs Historien; Aus Müllners „Umgang mit Menschen"; Grumbach, ein Hund des Kurfürsten August von Sachsen; Gose aus Kursachsen und Austern dahin vor über dreihundert Jahren. Von Dr. Theodor Distel.

Der Urquell. II, 9 u. 10: Von der Wiedergeburt Totgesagter. Von W. Caland. Notizen zur Geschichte der Märchen und Schwänke. Von Juljan Jaworskij. Perchta. Von Dr. M. Höfler. Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beitrag aus Portugal. Von M. Abeking. Volksmedizin aus Niederösterreich. Von J. Bök. Unbestimmte Zeit. Von A. Treichel.

Knicker — Kugel — Steinis. Eine Umfrage. Von Joſ. Buchhorn. Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beiträge von A. Treichel und Krauß. Blumen, die unter den Tritten von Menſchen hervorſproſſen. Eine Umfrage von B. Laufer. Beiträge von Adolph Löwy und R. Sprenger. Judendeutſche Sprichwörter von Oſtgalizien. Von Iſaak Robinſohn. Beiträge zur Volksjuſtiz im Bergiſchen. Von Otto Schell. Fabeltiere im altjüdiſchen Volksglauben. Von L. Mandl. Zum Vogel Hein. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Lehrer Rabe. Folkloriſtiſche Findlinge. 1. Lebende Tieropfer. Von —r. — 2. Blauer Safran. Von Bl. — 3. Donnerkeile. Von Joſ. Stibitz. Vom Büchertiſch. Werke von Asmus und Knoop, Pol de Mont und A. De Cock, S. Mandl. Angezeigt von Krauß. IX. Ausweis zur Urquellſtiftung.

Die Mädchenſchule. XI, 10 u. 11. Poetik auf der Oberſtufe der höheren Mädchenſchule. Von Karl Heſſel.

Zeitſchriftenſchau. Pädagog. Blätter von Kehr, herausg. von Muthesius 1898, Heft 9, E. F. Thienemann, Gotha: Blume, Zum Gedächtnis des Fürſten Otto v. Bismarck. Teſch, Die deutſche Muſterausſprache und ihre Pflege im Seminar. Muthesius, Ein neues Werk des pädag. Dilettantismus. Mitteilungen: Die Beſoldung der Seminarlehrer im Königreich Sachſen. Aus der Fachpreſſe. Kleine Mitteilungen. Beurteilungen: Neuere Erſcheinungen auf dem Gebiete des deutſchen Sprachunterrichts (Schluß) und der Naturgeſchichte. Zeitſchriften.

—— Heft 10: Knoke, Zur Geſchichte d. bibl. Figur-Spruch-Bücher I. Fechner, Eine Entwickelungsgeſchichte des Volksſchulleſebuches. Mitteilungen: Die neuen württembergiſchen Beſtimmungen über die erſte und zweite Dienſtprüfung für Volksſchullehrer. Der dritte ſtaatliche Fortbildungskurſus für preußiſche Lehrer. Über die Berechnung der Dienſtzeit der ordentlichen Seminarlehrer in Preußen. Die Beſoldung der Seminarlehrer im Großherzogtum Heſſen. Aus der Fachpreſſe. Kleine Mitteilungen. Beurteilungen: Neue Erſcheinungen auf dem Gebiete des Religionsunterrichts. Zeitſchriften.

—— Heft 11: Iſrael, Die Behandlung über die Lehrerbildungsfrage u. ſ. w. Knoke, Zur Geſchichte d. bibl. Figur-Spruch-Bücher (Schluß). Mitteilungen: Aus der neuen Prüfungsordnung für Lehrer an Mittelſchulen und höheren Mädchenſchulen in Elſaß-Lothringen. Jahresverſammlung des Vereins hannoverſcher Lehrerbildner. Gründung des Vereins der Lehrerbildner in der Provinz Schleſien. Seminarberichte. Aus der Fachpreſſe. Kleine Mitteilungen. Beurteilungen: Beſprechung neuerer Erſcheinungen auf dem Gebiete des Geſchichtsunterrichts.

Euphorion, Zeitſchrift für Litteraturgeſchichte, 5. Band, 3. Heft: Aufſätze und Neue Mitteilungen. Methode und Schablone. Von Johannes Riejahr. Höhere Kritik und höhere Kritikloſigkeit. Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus. Zur Fauſtſage. Von Adolf Hauffen. Zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Von Rudolf Wolkan. Zur Lebensgeſchichte Joh. Michael Moſcheroſchs. Von Karl Obſer. Aus dem Nachlaß der Sophie von La Roche. Briefe von Arndt, G. Forſter, W. Heinſe, W. von Humboldt, Juſt. Moeſer, C. F. von Moſer, G. Konr. Pfeffel und Seume. Herausg. von Robert Haſſencamp. Zwei ungedruckte Briefe Goethes. Mitgeteilt von Carl Scherer. Ein ungedruckter Brief Auguſt Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher. Mitgeteilt von Gertrud Bäumer. Hermann Wolfrum. (Zu Heine und Börne.) Mitgeteilt von

Anton Wallner. Fallmerayer in Wien 1846. Von Julius Jung. Zu Halms Gedicht „Die Brautnacht". Von Johannes Bolte. — Miscellen: Zu den Schauspielen der englischen Komödianten. Von Rudolf Schlösser. Kleine Lessingstudien. 1. Eine irrtümlich Lessing zugeschriebene Parodie von Kästner. Von Carl Scherer. 2. Eine verschollene Recension über Lessings Miß Sara Sampson. Von Richard Rosenbaum. 3. Zu einem Stammbuchverse Lessings. Von Emil Horner. Zu Nicolais Volksliedern. 1. Von Richard Maria Werner. 2. Von Richard Rosenbaum. Heines Konversion. Von Hans Hofmann.

Neu erschienene Bücher.

Rich. Le Mang, Hermann. Ein Drama. Dresden und Leipzig, Piersons Verlag, 1898.

Konrad Michelsen, Katechismus der Deutschen Sprachlehre. 4. Auflage von Friedrich Nedderich, Leipzig, Weber, 1898.

Vaterländische Schülerfeste an der Realanstalt am Donnersberg. I. Armin, der Befreier Deutschlands. II. Karl der Große. Kirchheimbolanden, K. Thieme, 1897. Preis 50 Pf.

Rudolf Goette, Deutscher Volksgeist. 4 Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Altenburg, Geibel, 1898.

Bruno Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. 1. Teil. 2. Lieferung. Nach Heynes deutschem Wörterbuch. Breslau, Preuß & Jünger, 1898.

Theodor Bracht, Ernstes und Heiteres aus dem Kriegsjahre 1870/71. 2. Auflage. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1898.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 19. Jahrgang. 1897. 1. Abteilung. Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1898.

S. M. Prem, Über Berg und Thal. Schildereien aus Nordtirol. München, 1899. Lindau.

Adolf Schullerus, Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Hermannstadt, W. Krafft, 1898.

Hans Trunk, Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. Graz, Leuschner & Lubensky, 1898.

Christian Eidam, Bemerkungen zu einigen Stellen Shakespearescher Dramen, sowie zur Schlegelschen Übersetzung. Beilage zum Jahresberichte des Königl. Neuen Gymnasiums in Nürnberg für das Schuljahr 1897/98. Nürnberg, J. L. Stich, 1898.

H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. 11. Bändchen: Aufgaben aus „Torquato Tasso". Leipzig, Engelmann, 1898.

Ernst Naumann, Herder. Abhandlungen. Freytags Schulausgaben, 1898.

M. Schmitz, Dichter der Fridericianischen Zeit und Lessings Philotas. Freytags Schulausgaben. Leipzig, 1898.

Konrad Michelsen, Katechismus der Stilistik. Herausgegeben von Friedrich Nedderich. Leipzig, Weber, 1898.

Gottlieb Leuchtenberger, Hauptbegriffe der Psychologie. Ein Lesebuch für höhere Schulen. Berlin, Gaertner, 1899.

A. Eggert, Goethes Iphigenie auf Tauris. New-York, the Macmillan Company, 1898.

C. L. Müller-Palleske, Schiller in Oggersheim. Zeitbild in 3 Aufzügen. Landau, A. Kaußler, 1898.

Fr. Bindseil, Der deutsche Aufsatz in Prima. 2. Auflage von Bruno Zielonka. Berlin, Gaertner, 1899.

Alfred G. Meyer und Louis Nagel, Deutsches Lesebuch für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Oberstufe. Leipzig, Dürr, 1896.

Karl Krause, Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler. Nach der 5. verbesserten Auflage bearbeitet von Karl Nerger. Rostock, Werther, 1898.

Edward Stilgebauer, Geschichte des Minnesangs. Weimar, Emil Felber, 1898.

Paul O. Kern, Das starke Verb bei Grimmelshausen. Ein Beitrag zur Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Chicago. The Journal of Germanic Philology. Vol II. Nr. I. 1898.

C. Th. Michaelis, Neuhochdeutsche Grammatik bearbeitet für höhere Schulen. 2. Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1898.

Oskar Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt. II. Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand. Leipzig, Teubner, 1898.

Margarete Lenk, Der Findling. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Zwickau i. S., Herrmann.

Paul Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung. 2. Teil. Berlin, Weidmann, 1898.

M. Evers, Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Berlin, Weidmann, 1898.

Hans Sommert, Grundzüge der deutschen Poetik. 6. Auflage. Wien, 1898. Bermann u. Altmann.

Karl Lorenz, Der moderne Geschichtsunterricht. München, 1896/97.

Albert Geyer, Hilfsbuch für die Bildung eines guten Stils. Hannover und Berlin, 1899. Karl Meyer.

Aug. Heinecke, Lesebuch für evangelische Volksschulen. Unter Mitwirkung von Heinr. Franzmann und Joh. Jonas. 1. Teil. Mittelstufe. Essen, Bädeker, 1898. 2. Teil. Oberstufe.

Ferdinand Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Mittelklassen von Gymnasien und Realgymnasien und für Realschulen. Leipzig, Ehlermann, 1898.

Berichtigung.

Auf Wunsch des Herrn Archivrates Dr. jur. Theodor Distel in Blasewitz teilen wir mit, daß die in unserer Zeitschrift von ihm auf S. 662 dieses Jahrganges Zeile 5 und 6 in Klammern angeführten Worte zu streichen sind, da sie aus unglaubwürdiger Quelle stammen, wie sich nachträglich herausgestellt hat.

Dresden, im November 1898. Die Leitung des Blattes.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066162130

Digitized by Google

Digitized by Google